N.2. VI



Gez. v. K. Rouw — HEIDELBERG bei KARL WINTER — Gest. v. E. Schueler

SCHLACHT BEI LEIPZIG

Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Vierter Band.

Zweite Hälfte.

Heidelberg, 1856.

Universitäts-Buchhandlung von **Karl Winter.**

Vorwort.

Indem ich mit der zweiten Hälfte des vierten und letzten Bandes diese meine vor einer Reihe von Jahren begonnene Darstellung der Geschichte der Welt schließe, danke ich den bisherigen Freunden derselben für ihre wohlwollende Geduld und Ausdauer. Kam ihnen die Zeit der Beendigung zu lange vor, so mögen manche unter ihnen sich erinnern, daß sie selbst es waren, die mich aufforderten, den ursprünglich auf einen kleinern Umfang berechneten Plan zu erweitern und das aufgestellte Prinzip in einer größern Fülle von Einzelnheiten nachzuweisen. Dieß erforderte in Vorbereitung und Ausführung jedes Bandes Zeit, welche mir überdieß in den letzten fünf Jahren, in denen sich mein amtlicher Beruf erweitert und mir die ihm zu widmenden Sorgen und Mühen verdoppelt hat, noch knapper zugemessen war. — Ich danke Gott, daß er mir vorhaltende Kraft und stete Freudigkeit bei oft von Außen stürmenden und drängenden Hemmungen geschenkt und so mich in den Stand gesetzt hat, meine einmal eingegangene Verpflichtung zu lösen.

Ob aber diese Lösung im erwarteten Sinne erfolgt ist, darüber muß ich das Urtheil meinen Lesern überlassen, und darf das vielleicht mit einiger Beruhigung thun, da mir auf

meinem langen Gange von verschiedenen Seiten her, von nah und von fern, öfters ein freundliches öffentliches oder privates Wort wohlwollender Ermunterung und Zustimmung zu Theil geworden ist.

Ich habe es versucht, die Weltgeschichte nach ihrer äußern und innern Seite vorzugsweise im Lichte des Evangeliums aufzufassen, und wenn dieser Versuch auch eine über Erwarten günstige Aufnahme gefunden hat, so ist es mir dabei doch keineswegs verborgen geblieben, wie viel tiefer sie noch mit diesem Lichte beleuchtet, wie viel gründlicher der Zusammenhang und die Bedeutung der Ereignisse aufgedeckt, wie viel geist- und kunstvoller der Reichthum ihres Inhalts dargelegt werden kann, — so wie dieß nach einzelnen Seiten hin zum Theil von diesem, zum Theil von jenem Meister schon geschehen ist, von denen gelernt und Nutzen gezogen zu haben ich nie verhehlen werde, — wie es denn auch mir nur erfreulich seyn konnte, wenn Andere seitdem, sey's durch die von mir versuchte mehrseitige Anwendung des erwähnten Prinzips ermuthigt, sey's aus eigenem unabhängigen Antrieb nach dem Beispiel der uns vorangegangenen Männer, zu ähnlichen Versuchen bewogen wurden, welche alle mehr oder weniger dazu beitrugen, gegenüber einer indifferenten oder widerchristlichen Geschichtsbetrachtung auch der christlich-ethischen die gebührende Anerkennung zu verschaffen.

Was man etwa von anderem Standpuncte aus in diesem meinem Werke vermissen mag, habe ich theils nicht erstrebt, theils lag es außerhalb der mir verliehenen Kräfte und Gaben. Kann aber die ernste Bemühung, durchweg die erkannte Wahrheit frei zu bekennen, die historische Treue nach Möglichkeit zu wahren und die Form wenigstens nicht zu vernachlässigen, noch sonst der Würde der Geschichtschreibung etwas zu vergeben,

insbesondere sie nicht durch rhetorisches Pathos, noch durch parteisüchtiges Plaidiren, noch durch unberufenes Predigen und Moralisiren zu beeinträchtigen; — kann ferner die Bemühung, neben der tiefern Bedeutung der Ereignisse auch das Gesetz der Einheit in der Behandlung zu beobachten, die Masse des Materials nach dem aufgestellten Gesichtspuncte sondernd zu ordnen und durch einfache Gruppirung in's objective Licht des übersichtlichen Zusammenhangs zu stellen, das Auseinanderliegende durch die geeignete Stellung zu verknüpfen, das Verworrene möglichst zu entwirren und durch das Ganze hindurch den rothen Faden der ihm zum Grunde liegenden höhern Idee festzuhalten; — kann endlich die Bemühung, auch die neuesten Forschungen, so weit sie mir zugänglich waren, zu benützen, und überhaupt bei der Auswahl des Wissenswürdigsten durch Beiziehung des Gemüthansprechenden und durch eine, wo möglich auch in die innere Lebensregion der Persönlichkeiten eingehende Characterisirung das Interesse für alles Reinmenschliche (wobei allerdings nur das weltgeschichtlich Bedeutende berücksichtigt werden konnte) zu wecken und zu befriedigen, und bei diesem Allem das Bestreben, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne gegen die eigene vertretene Sache ungerecht zu werden, — kann, sag' ich, alles dieses Bemühen und Bestreben, wenn es mir auch bloß annäherungsweise gelungen seyn mag, dem Ganzen einen eigenthümlichen Werth und eine gewisse Brauchbarkeit besonders für diejenigen verleihen, bei welchen eine nähere Kenntniß des historischen Stoffs nicht schon vorausgesetzt, denen sie vielleicht in diesem Werke erst eröffnet wird, so ist ein nicht kleiner Theil meines Zwecks erreicht. Und wenn die darin niedergelegte evangelische Anschauung wenigstens geeignet ist, dem Suchenden die Wahrheitsspur aufzuzeigen, zu deren weiterer Verfolgung ihm dann Ein-

geweihtere behülflich seyn mögen, so bin ich für meine Mühe und Arbeit reichlich belohnt, wiewohl ich mit Beugung bekenne, daß ich mich auch hierin einer Sache unterfangen habe, in der alles menschliche Wissen immer Stückwerk bleiben und uns erst in einem höheren Lichte eine vollkommene Anschauung zu Theil werden kann.

Wird mir übrigens Gott noch weitere Frist gönnen, so will ich sie auch dazu nützen, den Inhalt dieses Werkes mehr und mehr in Sein Licht zu rücken und Seiner herrlichen Offenbarung noch vollere Ehre zu geben, wie mir schon bisher dieselbe bei dieser Arbeit zur Läuterung und zum Segen gedient hat. Das ununterbrochene Fortarbeiten an der endlichen Herbeiführung des Schlusses ließ mich bei den unterdeß nöthig gewordenen neuen Auflagen der erstern Theile nicht dazu kommen, die vervollkommnende Hand anzulegen.

Gerne wiederhole ich hier am Schlusse den Dank, welchen ich den Schriften der zum Theil schon früher von mir genannten Universal- und Specialhistoriker schulde, und zolle ihn auch denen, die ich im Fortgang meiner Arbeit benützt habe. Insbesondere hebe ich aus dem Verzeichnisse neuerer Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, das ich S. 848 — 850 dieser Bandhälfte in freilich noch unvollständiger Weise aufgestellt habe, die Namen Leo, Ranke, Friedrich v. Raumer, Löbell, K. Adolf Menzel, Wolfgang Menzel, Wachsmuth, Kortüm, Häusser, Droysen, Mailath, Ed. Arnd, Beitzke, Droz, Macaulay, Keightley —, auf kirchengeschichtlichem Felde: Neander, Gieseler, Niedner, Guerike, Rettberg, H. Kurtz —, auf dem literaturgeschichtlichen: Grässe, Vilmar, W. Wackernagel, Gelzer — dankend hervor, die Namen der Verfasser von Monographieen übergehend, weil ich sie an den gegebenen Orten angeführt habe.

Im Allgemeinen suchte ich durch eine objective Behandlung dem Leser das eigene Urtheil zu überlassen; daß aber auch nicht selten die subjective Ansicht theils ausgesprochen, theils aus der objectiven Auf- und Zusammenstellung der Facta hervorschimmert, wird mir, denk' ich, nicht zum Vorwurf gereichen, da im entgegengesetzten Falle eine gewisse Lebenswärme mangeln würde, ohne welche eingreifende Ereignisse nicht mit Erfolg dargestellt werden können.

Wenn ich den vornehmsten Zweigen der Culturgeschichte eine eingehendere Betrachtung, als sich sonst in vielen Werken der allgemeinen Weltgeschichte vorfindet, zu Theil werden ließ, um das Bild der menschheitlichen Entwicklung mehrseitig zur Anschauung zu bringen, so half mir dabei das Interesse, das ich von jeher, neben dem speciellen amtlichen Berufe, an den Manifestationen des Geistes auf dem Gebiete der Kunst uud Wissenschaft überhaupt genommen hatte. Wo ich übrigens nicht selbst aus eigener Erfahrung und Erkenntniß sprechen konnte, referirte ich aus den Mittheilungen der Eingeweihten, indem ich aus denselben dasjenige sichtend hervorhob, was mit meiner übrigen Anschauung sowohl, als mit dem Prinzipe stimmte, das ich meiner Arbeit zum Grunde gelegt.

Ist ungeachtet meines aufrichtigen Bestrebens, mich vor Ungerechtigkeiten zu hüten, dennoch irgend ein Urtheil über Personen und Thatsachen nicht gehörig vor dem Schildlein des Lichts und des Rechts erwogen worden, so werde ich berichtigenden Stimmen mich nie verschließen und Verfehltes möglichst verbessern. Denn ist Irren menschlich, so ist Irrthum zurücknehmen nicht Schande, vielmehr Pflicht und echte Consequenz.

Ob mir zu solchen Vereinigungen noch Zeit und Gelegenheit vergönnt wird, steht in der Hand Dessen, der eines Jeden Tage gezählt hat. Möge Er, dessen gerechtes Gericht allen

Menschen, also auch Geschichtschreibern, vor Augen gestellt ist, inzwischen alles, was in diesem meinem Werke verfehlt seyn mag, nach seiner Gnade zum Besten wenden. Das ist mein innigster Wunsch und meine offen ausgesprochene Bitte.

Denjenigen, welche beim Lesen dieser Geschichtsdarstellung die dabei so wichtige geographische Orientirung nicht versäumen wollen, diene zur Nachricht, daß der bisher diesem Werke als Supplement beigegebene historische Atlas in diesem Jahre noch in einer neuen, von Herrn Professor D. Völter in Eßlingen wesentlich verbesserten und vervollständigten und mit mehreren neuen Charten ergänzten Ausgabe erscheinen wird. (Den Besitzern dieses Supplements werden diese neuen Charten gegen geringe Vergütung auch einzeln geliefert werden, nebst einer weitern artistischen Beigabe meines Herrn Verlegers.)

Und nun sey das Ganze der weitern Förderung Dessen empfohlen, der bisher seinen Segen darauf gelegt hat!

Zweibrücken, den 12. Juli 1856.

H. D.

Inhalt

der zweiten Hälfte des vierten Bandes.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Die Zeit des politischen Gleichgewichts in Europa.

Kap. 1. Der spanische Erbfolgekrieg: Frankreichs Erschütterung und Habsburgs Minderung.

1. Ludwig's XIV Absichten auf die spanische Erbfolge. Das Testament und der Tod Karl's II. Die Kronbewerber. Philipp von Anjou. Die Franzosen in Spanien und in den Niederlanden. Stellung der Parteien. Die große Allianz gegen Frankreich. Die Franzosen in Savoyen und Modena. Beginn des Kriegs durch das Einrücken der Oesterreicher in Italien.
2. Wilhelm's III Tod. Königin Anna. Marlborough in den Niederlanden. Prinz Eugen's Siege in Italien. Savoyen's Wendung gegen Frankreich. Beitritt des deutschen Reichs zur Allianz. — Der Camisardenkrieg in den Cevennen.
3. Marschall Villars' Rheinübergang und Aufstellung in Bayern. Mißglückter Versuch des Kurfürsten von Bayern auf Tyrol. Marschall Tallard's Anzug. Vereinigung Marlborough's und Eugen's. Niederlage eines bayr. Corps am Schellenberg. Marlborough's und Eugen's Sieg bei Höchstädt und Blenheim. Tod Leopold's I. Joseph I Kaiser.
4. Der Kampf in Spanien. Castilien für Philipp V. Landung des Erzherzogs Karl in Portugal. Einnahme von Gibraltar und Barcellona durch die Engländer. Catalonien und Valencia für Karl. Glück der Franzosen in den Niederlanden und in Savoyen. Marl-

borough's Sieg bei Ramillies. Philipp's V Flucht aus Madrid. Französische Verstärkung. Philipp wieder in Madrid. Karl in Catalonien. Eugen's Sieg bei Turin.

5. Waffenruhe in Italien. Die Oesterreicher in Neapel. Glück der Franzosen in Spanien. Philipp Herr von Valencia und Aragonien. Villars in Franken und Schwaben. Eugen's und Marlborough's Sieg bei Oudenarde. Furcht in Paris.
6. Ludwig's Friedensanerbietungen; übermüthige Zurückweisung derselben. Sieg Marlborough's und Eugen's bei Malplaquet. Karl's Einzug in Madrid. Ludwig's tiefste Demüthigung
7. Sturz Marlborough's. Tod Kaisers Joseph's I. Rückgang des österreichischen Glücks in Spanien. Karl's Rückkehr aus Spanien und Besteigung des deutschen Kaiserthrons. Abstand England's vom Kriege. Eugen im Nachtheil in den Niederlanden. Der Friede von Utrecht.
8. Kaiser Karl VI noch allein im Krieg mit Frankreich. Villars' Glück. Der Friede zu Rastatt zwischen Frankreich und Oesterreich; der Friede zu Baden (in Aargau) zwischen Frankreich und dem deutschen Reich. Frankreich's Erschöpfung. Ludwig's XIV letztes Regierungsjahr und Ende.

Kap. 2. Umgestaltung des europäischen Nordens und Ostens durch den nordischen Krieg. Niedergang Schwedens, Aufsteigen Rußlands, Polens Verfall.

1. Schweden: Karl XI. Stärkung der Kronmacht. Hohe Stufe der innern Blüthe Schwedens. Karl XII: seine Jugend und sein Character als Motiv der Absichten Rußlands und Dänemarks gegen Schweden. — Rußland und die Dynastie Romanow bis Feodor III. Eroberung eines Theils der Ukraine.
2. Peter der Große während der Regentschaft Sophien's. Entfernung Peter's vom Hofe. Die Potaschni. Kiew russisch. Beginn des Türkenkriegs. Sophien's Verweisung. Die Civilisationsbestrebungen Peter's. Die Eroberung Asow's. Grundlegung der russischen Marine. Unterdrückte Verschwörung. Peter's Reisen in die Niederlande und nach England. Aufhebung der Streltzen. Mentschikoff. Reformen.
3. Polen seit Wladislaw IV. Johann Casimir. Verlust Kleinrußlands. Die Landesverfassung. Dynastieveränderung. Der Piast Michael. Johann III Sobiesky. (Rettung Wiens.) Der Convertit Friedrich August von Sachsen auf dem polnischen Thron. Beendigung des Türkenkriegs durch den Carlowitzer Frieden.
4. Verbindung Polens, Rußlands und Dänemarks gegen Schweden.

(Patkul.) König August's Einfall in Liefland; Einfall der Dänen in Holstein. Karl XII vor Kopenhagen. Der Friede von Travendahl in Dänemark. Karl's XII Sieg bei Narwa über die Russen.

5. Karl XII in Kurland und Litthauen, in Warschau und Krakau; sein Sieg bei Pultusk. August's Entthronung. Stanislaus Lesczinsky. Vertreibung der Russen aus Litthauen und Volhynien. Karl in Sachsen. Der Friede zu Altranstädt mit August.

6. Peter der Große in Ingermanland und Liefland. Die Gründung von St. Petersburg. Karl XII in Wilna. Ueberschreitung des Dnjeprs. Mazeppa. Zug in die Ukraine. Karl's Niederlage bei Pultawa und Flucht in die Türkei. Sein Aufenthalt bei Bender.

7. König August's Rückkehr auf den polnischen Thron. Mißglückter Einfall der Dänen in Schonen. Peter Herr der schwedischen Ostseeprovinzen. Preußen neutral. Das Haager Concert der Seemächte und des Kaisers. Die Türkei gegen Rußland. Peter's Gefahr und Rettung am Pruth durch Katharina. Rückgabe Asow's. Friede zwischen Rußland und der Türkei. Karl in türk. Gefangenschaft Seine Rückkehr nach Schweden.

8. Besetzung Stettin's durch Preußen. Bremen und Verden durch Kauf an Hannover. Der Fall von Stralsund und Wismar. Minister Görz: Annäherung an Rußland. Peter's zweite Reise nach dem europäischen Westen. Sein Verhältniß zu seinem Sohne Alexei Karl's XII Einfall in Norwegen; sein Tod vor Friedrichshall.

9. Wiederemporkommen der schwedischen Aristokratie: Görz ihr Opfer; das Königthum ein Schatten. Waffenstillstand mit Polen; die Friedensschlüsse mit Hannover, Preußen und Dänemark. Die Verluste Schwedens. Der Friede zu Nystadt mit Rußland. Peter gegen Persien. Seine letzte Regierungszeit. — Katharina I und Mentschikoff. Peter II. Kaiserin Anna und Biron. Iwan; die Regentin Anna und Münnich. Kaiserin Elisabeth und Bestuscheff. Die Wiedereroberung Asow's.

Kap. 3. Rückblick auf die Türkenkriege von der Befreiung Ungarns an bis zum Frieden von Passarowitz.

1. Die Eroberung Belgrads durch Karl von Lothringen und Kurfürst Max II Emanuel von Bayern. Sieg des Markgrafen Ludwig von Baden bei Nissa und Siege der Venetianer. Selim III und sein Großwessir Kiuprili. Belgrad wieder türkisch. Achmed III. Sieg Oesterreichs bei Salankemen. Mustapha II. Eugen's Sieg bei Zentha. Waffenstillstand zu Carlowitz.

2. Zunehmender Verfall der Türkei. Achmed's III Krieg mit den Venetianern. Einschreitung Kaiser Karl's VI. Eugen's Sieg bei Peterwardein; seine Eroberung von Belgrad, Orsowa etc.. Der Friede von Passarowitz.

Kap. 4. Spaniens Eroberungsversuche aus Anlaß der Verwicklung Oesterreichs in den Türkenkrieg und in den polnischen Erbfolgekrieg.

1. Spannung zwischen Kaiser Karl VI und König Philipp V von Spanien. Königin Elisabeth und Alberoni. Besetzung Sardiniens und Angriff auf Sicilien. Die Quadrupel-Allianz. Englands und Frankreichs Kriegserklärung gegen Spanien. Schwanken im span. Kabinet. Alberoni's Sturz. Aussöhnung zwischen dem spanischen und kaiserlichen Hof. Karl's VI pragmatische Sanction. Bündnisse und Gegenbündnisse unter den europäischen Mächten.

2. Vermittlung. Abtretung von Parma und Piacenza an Spanien. Die spanische Anerkennung der pragmatischen Sanction. — Der polnische Wahlstreit. Die Spanier in Neapel und Sicilien, die Franzosen in Lothringen und Mailand. Eugen's Verlassenheit am Rhein. Der Präliminarfrieden von Wien. Stanislaus in Lothringen, Franz Stephan in Toskana. — Karl VI und Rußland gegen die Türkei. Verlust von Serbien sammt Belgrad und der österreich. Walachei. Tod Karl's VI.

Kap. 5. Die Schwäche des deutschen Reichs in Folge des französischen Einflusses seit der Mitte des 17. Jahrhundert's.

1. Knechtische Nachahmung französischer Sitte und Bildung in Deutschland: schädliche Folgen davon. Die deutschen Fürstenhöfe.

2. Abspiegelung des nichtigen Hofwesens in der Romanliteratur jener Zeit. Ausartung der deutschen Wissenschaft und Kunst. Leibnitz als Gelehrter, Staatsmann und — Prophet.

3. Der kirchliche Zustand Deutschlands. Streitsucht einer todten Theologie. Erfrischung des christlichen Lebens: Ph. J. Spener; die erste deutsche protestantische Missionsgesellschaft; Aug. Herm. Franke's Stiftungen. Christian Thomasius. Kirchen-Unionsversuch in Preußen. Religionswechsel in der Pfalz. Uebertritt protestantischer Fürsten zur katholischen Kirche. Die Vertreibung der prot. Salzburger. Zunehmender Territorialismus in protestantischen Ländern.

4. Deutsches Handels- und Gewerbswesen in dieser Periode. Die deutschen Handelsstädte. Verfall des Handels und der Binnenstädte. Die Anstalten für das Gemeinwohl.

Kap. 6. Frankreich im Innern unter Ludwig XV bis zur Allgewalt der Pompadour. Steigerung des Uebels in der höhern Gesellschaft. Die Oppositionsliteratur gegen kirchliche Hierarchie und staatlichen Absolutismus in ihrer gleichzeitigen Richtung gegen den Grund der Kirche und des Staats.

1. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans. Cardinal Dubois. Offene Herrschaft des Unglaubens und der Sittenlosigkeit. Die atheistische Literatur. Der Sceptiker Bayle; der Epicureer St. Evremont; die Hetäre Ninon de L'Enclos. Der Pariser Hof. Zerrüttung der Finanzen. Die Chambre ardente. Die Law'sche Zettelbank.
2. Mündigkeitserklärung Ludwig's XV. Tod des Herzogs von Orleans. Der Herzog von Bourbon-Condé. Verheirathung des Königs mit Maria Lescinska. Cardinal Fleury's sparsame Verwaltung. Verderbniß des Königs durch Maitresseneinfluß.
3. Tod Fleury's. Die Marquise von Pompadour und ihre Allgewalt. Wachsthum der sittlichen Pest in den höhern Ständen. Voltaire's Einfluß. Die Vertreter der negativen Geistesrichtung. Montesquieu. Jean Jaques Rousseau. Diderot, Helvetius, d'Alembert, — die Encyclopädisten und ihr Einfluß.

Kap. 7. Oesterreichs Erhaltungskampf und Preußens Emporsteigen.

1. Kurfürst Friedrich III als König von Preußen. Friedrich I. Seine Pflege der Wissenschaften. Sophia Charlotta's Neigung zu den Aufklärungsideen. Hofprunk. König Friedrich Wilhelm I selbstherrschend. Seine sparsame Verwaltung und seine Sorge für nützliche Anstalten und Werke. Beschützung des Kirchenglaubens. Ausbildung des Heerwesens. Leopold von Dessau. Landerwerbungen.
2. Friedrich's des Großen Jugendbildung. Sein Mißverhältniß zu seinem Vater. Fluchtversuch des Prinzen und dessen Gefangensetzung. Hinrichtung Katte's. Friedrich's Prüfungsjahr. Friedrich's Vermählung, Studien und Briefwechsel mit Voltaire u. A. Tod des Königs Friedrich Wilhelm I.
3. Regierungsantritt Friedrich's des Großen. Kundgebung seiner Regierungsgrundsätze. Neue Hofeinrichtung. Abstellung von Mißbräuchen im Staatshaushalt. Beförderung der Manufacturen und des Handels. Friedrich's Regierungsthätigkeit. Verbindung mit England und Rußland. Tod Karl's VI.

4. Regierungsantritt Maria Theresia's in Oesterreich. Die pragmatische Sanction im Gedränge. Ansprüche des Kurfürsten Albert von Bayern auf das österreichische Erbe. Friedrich's Ansprüche auf schwedische Gebietstheile. Erster schlesischer Krieg. Friedrich in Breslau. Eroberung Glogau's. Schwerin's Sieg bei Molwitz. Breslau's Huldigung.

5. Stellung Englands unter Walpole und Frankreichs unter Fleury zu Preußen und Oesterreich. England, Holland, Sachsen auf Oesterreichs Seite. Friedrich's (Breslauer) Vertrag mit Frankreich. Zutritt Bayerns im Nymphenburger Vertrag.

6. Der österreichische Erbfolgekrieg. Der Kurfürst von Bayern in Oesterreich; die Sachsen an der böhmischen Gränze; Franzosen in Westdeutschland. Der Wiener Hof nach Preßburg. Abtretung Niederschlesiens. Beistand der Ungarn. Der Kurfürst in Prag. Seine Kaiserkrönung in Frankfurt a. M. als Karl VII. Die Oesterreicher in München. Friedrich's Hülfsvertrag mit dem Kaiser. Sein Einfall in Böhmen und Sieg bei Czaslau. Der Berliner Friede: Ober- und Niederschlesien preußisch. Friedrich's neues Verwaltungssystem in Schlesien.

7. Vertreibung der Bayern und Franzosen aus Böhmen und Bayern Sieg des englisch-österreichischen Heers über die Preußen bei Dettingen. Maria Theresia's Bündniß mit England, Sardinien und Sachsen. Friedrich's Bündniß mit Rußland, Schweden und Frankreich. Zweiter schlesischer Krieg: Wegnahme und Wiederverlust Böhmens. Karl's VII Tod. Der Friede zu Füssen zwischen Oesterreich und Bayern.

8. Friedrich's mißliche Lage. Die Oesterreicher im Besitz von Oberschlesien. Friedrich's Sieg bei Hohenfriedberg. Englands Friedensvermittlung. Friedrich's Sieg bei Sorr. Kaiser Franz I. Friedrich's Einfall in Sachsen, Flucht August's III. Sieg des Dessauers bei Kesselsdorf. Der Friede von Dresden.

9. Oesterreichs fortgesetzter Kampf mit Frankreich und Spanien in den Niederlanden und in Italien bis zum Frieden von Aachen. — Der Seekrieg Englands mit Frankreich und Spanien. — Preußen wieder im Besitz von Schlesien.

10. Friedrich's des Großen Friedensthätigkeit, Ordnen des Staatshaushalts und Heerwesens. Seine Sorge für das Unterthanenwohl. Sein Privatleben; seine Freunde und Gesinnungsgenossen. Voltaire am Hofe zu Berlin.

Kap. 8. Der siebenjährige Krieg.

1. Maria Theresia als Regentin. Kaunitz. Bündniß Oesterreichs mit

Rußland und Sachsen. Friedrich's Bündniß mit England. Oesterreichisch-französisches Bündniß. Erster Feldzug. Friedrich's Einfall in Sachsen und Böhmen. Preußische Landesverwaltung in Dresden. Schlacht bei Lobositz. Waffenstreckung der Sachsen bei Pirna.

2. Zweiter Feldzug: Neue Rüstungen der Verbündeten gegen Preußen. Vertheidigung Nordwestdeutschlands durch die Verbündeten. Friedrich's Sieg und Heldentod Schwerin's bei Prag. Friedrich's Niederlage bei Collin. Verlust der Engländer bei Hastenbeck; die Seevener Convention mit Frankreich. Nachtheile Friedrich's gegen die Schweden und Russen. Friedrich's Sieg bei Roßbach: die Franzosenjagd. Verluste in Schlesien bis zum Sieg bei Leuthen. Behauptung Schlesiens.

3. Dritter Feldzug. Wiederzutritt Englands: der Herzog Ferdinand von Braunschweig; sein Sieg bei Crefeld. Die Eroberung von Schweidnitz. Sieg bei Zorndorf über die Russen. Der Ueberfall bei Hochkirch. — Vierter Feldzug: Ferdinand's Sieg bei Minden. Friedrich's Niederlage bei Kunersdorf. Verlust Dresdens. Fink bei Maxen. Friedrich auf die Vertheidigung beschränkt.

4. Fünfter Feldzug. Schlimme Lage Friedrich's. Fouqué's Nachtheil bei Landshut: Verlust von Glatz. Friedrich's Sieg über Daun bei Liegnitz. Die Russen in Berlin. Ziethen's Sieg bei Torgau. Friedrich wieder Herr in Sachsen. Ferdinand in Westdeutschland. — Sechster Feldzug. Spanien mit Oesterreich. Die Franzosen brandschatzend am Niederrhein und in Hessen. Prinz Heinrich in Schlesien. Verlust von Schweidnitz; der Fall Kolbergs.

5. Siebenter Feldzug. Friedrich's Noth und Rettung. Tod der Kaiserin Elisabeth; Peter III. Friede mit Rußland und Schweden. Peter's Neuerungen und Tod. Katharina II. Friedrich's Sieg bei Burkersdorf über die Oesterreicher. Wiedergewinn von Schweidnitz. Seidlitz bei Freiberg; Ferdinand in Cassel; Oesterreichs Waffenstillstand mit Preußen. Der Hubertsburger Friede. (Der Pariser Friede.)

6. Die Nachwehen des Kriegs in den preußischen Landen. Heilung derselben: Unterstützung des Ackerbau's und Fabrikwesens. Heeresergänzung und Vervollkommnung des Militärwesens. Verbesserung des Steuerwesens; Mißgriffe dabei: Monopole und Handelssperren.

7. Oesterreich nach dem siebenjährigen Krieg. Maria Theresia's Sorgfalt und Streben nach Staatsverbesserungen. Der Staatsrath; die Hofkanzlei; der Hofcommerzienrath; Zahlenlotterie und Papiergeld. Strafgesetzbuch. Organisation des Heerwesens. Die Militärgränze. Maria Theresia's Verhältniß zur Kirche und zum röm. Hof.

Tod Kaisers Franz I. Joseph II. Seine Jugendzeit und seine hereinreißenden Reform-Ideen.

Vierundzwanzigstes Buch.

Die Fürsten und Völker Europa's am Vorabend der neuern Zeit.

Kap. 1. Die gewissensbaare Vergrößerungssucht und humanitarische Aufklärungspolitik der Großen. Katharina II. Joseph II. Gustav III.

1. Rußland. Katharina's II Thronsicherungsbestrebungen. (Iwan's Tod, Dämpfung des spätern Kosackenaufstands Pugatschew's.) Ausdehnungsversuche der russischen Macht. Absichten auf Polen. Bündniß mit Preußen. Erzwungene Wahl Stanislaus Poniatowsky's und erzwungene Gleichberechtigung der Nichtkatholiken mit den Katholiken. Opposition des Adels. Die Conföderation zu Bar. Französische Aufstiftung der Türkei zum Krieg gegen Rußland. Attentat gegen Stanislaus. Unterdrückung der Conföderation.
2. Friedrich II Zusammenkünfte mit Joseph zu Neiße und Neustadt. Die Russen siegreich in der Moldau, Wallachei und in der Krim. Oesterreich im Bündniß mit der Türkei. Preußens Annäherung an Rußland. Die erste Theilung Polens. Maria Theresia's Urtheil darüber. Der russisch-türkische Krieg. Der Friede von Kutschuck-Kainardsché.
3. Joseph II. Der bayrische Erbfolgekrieg. Erlöschung des bayrischen Mannsstammes. Karl Theodor von der Pfalz. Besetzung Niederbayerns durch die Oesterreicher. Protestation des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken. Einschreiten Friedrich's des Großen. Der Friede von Teschen.
4. Die skandinavischen Reiche. Dänemarks Verhältniß zum Osten und Westen. Friedrich V. Minister Bernstorf. Christian VII. Struensee. Bernstorf's Entlassung. Struensee's Reformhaß und Kabinetswillkühr. Verschwörung der Adelspartei. Struensee's Sturz. Guldberg's Verwaltung. Kronprinzliche Regentschaft bis zum Tode Christian's VII.
5. Schweden. Unmacht der Krongewalt unter Adolf Friedrich (von Holstein Gottorp). Die Adelsparteien. Königin Ulrike. Kronprinz Gustav und die Parteien der Hüte. Berufung der Reichsstände. Tod

Adolf Friedrich's. Gustav III und der französische Hof. Umsturz der Verfassung. Das neue Königsgesetz.

6. Fortsetzung. Gustav's Regierungsgeschäftigkeit. Verkennung und Verletzung des schwedischen Volksgeistes. Entfremdung des Bauernstandes und des Adelsstandes. Unnützer Krieg gegen Rußland in Finnland. Einfall und Wiederabzug der Dänen. Die russische Scheerenflotte und der Friede von Wärelä. Adelsverschwörung. Gustav's Ermordung. Karl von Südermannland's Regentschaft für den minderjährigen Gustav IV Adolf.

Kap. 2. Steigende Hast aufklärerischer Neuerungsbestrebungen im Kampf mit dem Positiven in Staat und Kirche in West- und Südeuropa. Opposition des Jesuitenordens und Sturz seiner Herrschaft.

1. Die Macht der Jesuiten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Angriffe auf sie in der Literatur und durch reformbegeisterte katholische Staatsmänner. Die römische Kirche selbst im Gedränge. Zugeständnisse Benedicts XIV an die opponirenden Mächte.

2. Portugal. Rückblick auf dessen Geschichte von der Mitte des 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. König Joseph II und sein Minister Pombal. Beginn der Umkehrungen des Bestehenden. Einführung des Merkantilsystems. Bruch mit den Jesuiten wegen Uruguay. Das Erdbeben von Lissabon. Breve Benedict's XIV wegen Reform des Jesuitenordens. Aufhebung desselben für Portugal. Steigender Despotismus Pombal's. Tod des Königs. Ende von Pombal's Regiment.

3. Spanien und seine staatliche Umgestaltung unter Karl III durch Squillace. Finanzkünste. Merkantil- und Monopolsystem. Eingriff in die Volkssitten. Volksaufstand. Minister Aranda. Aufhebung des Jesuitenordens für Spanien. Minister Olavide. (Sierra Leone.) Mißglückte Unternehmung gegen Algier. Dreijähriger Krieg mit Portugal.

4. Frankreich. Steigendes Verderbniß. Opposition des Parlaments und der Jesuiten. Attentat gegen Ludwig XV: Damiens. Die Pompadour und Choiseuil gegen den Dauphin und die Jesuiten. Bankerottprozeß des Jesuiten Lavalette. Edict zur Abschaffung des Ordens in Frankreich.

5. Fortsetzung. Tod der Pompadour, des Dauphins, der Dauphine und der Königin. Die Erwerbung Corsica's: Baron Neuhof Paoli. Neue Kriegsplane Choiseuils. Sein Sturz durch die Dubarry. Unterdrückung der Parlamente. Völlige Zerrüttung der Finanzen; religiös-

sittliche Auflösung der höhern Stände; steigendes Elend im Volk. Schauderhafter Tod des Königs. Thronbesteigung Ludwig's XVI und Marie Antoinettens.

6. Die italienischen Staaten. Neapel und Sicilien: Das neuerungsgeneigte Regiment Karl's III. Ferdinand's minderjährige Regierung unter Tanucci's Leitung. Vertreibung der Jesuiten. Clemens XIII. Opposition des bourbonischen Hofs in Parma und der andern italienischen Staaten. Maria Theresia's zurückhaltende Stellung gegen den Papst. Die Reformen Clemens XIV. Aufhebung des Jesuitenordens in allen Landen der Welt. — Oesterreichischer Einfluß in Neapel. Tanucci's Entlassung.

7. Toscana. Mailand. Modena. Piemont. Genua. Venedig's Verfall und Erhaltung durch die Eifersucht der Großmächte.

Kap. 3. Die österreichische Monarchie unter Joseph II. und Rußlands weiteres Wachsthum unter Katharina II.

1. Maria Theresia's Ende. Joseph II Alleinherr. Mißtrauen Friedrich's des Großen gegen ihn. Joseph's Versuch, Bayern gegen die Niederlande einzutauschen. Einspruch Friedrich's. Seine Stiftung des deutschen Fürstenbundes; politischer Grundgedanke desselben. Die letzten Tage Friedrich's des Großen. Sein Ende.

2. Joseph II die Hoffnung der Freunde der neuern Zeitideen. Seine frühern Reisen und Studien. Beginn seiner Staatsreformen: Aufhebung der Leibeigenschaft, Judenemancipation rc. Anwendung des Merkantilsystems; Umbildung des Gerichtswesens, Preßfreiheit. Ungünstiger Einfluß auf die Wissenschaft und Kunst. Toleranzedict, Aufhebung von Klöstern. Pius' VI vergebliche Reise nach Wien.

3. Mißstimmung in allen Ständen. Verletzung der ungar'schen Verfassung. Sprachenkampf. Aufruhr in Siebenbürgen. Unkluge Behandlung der Niederlande. Zusammenstoß mit Holland. Vernichtung der Ständeprivilegien und Volksfreiheiten; Centralisation rc. Steuerverweigerung.

4. Joseph II im Bündniß mit Rußland gegen die Türkei. Rußland unter Katharina's II Autokratie. Neue Gouvernementseintheilung. Städteordnung. Verbesserung des Looses der Kronbauern. Sorge für Hebung der Bildung. Religiöse Duldung. Abschaffung der Kronmonopole. Gründung von Odessa. Katharina's französische Encyclopädistenweisheit. Potemkin.

5. Besetzung der Krim durch die Russen. Reise Katharina's durch die russischen Südprovinzen. Joseph's Zusammenkunft mit ihr in der

Krim. Zweiter russisch-österreichischer Türkenkrieg. Rückkehr Joseph's. Hauptverlauf dieses Kriegs. Der Friede von Jassy.

6. Aufstand der Niederlande. Vertreibung der Oesterreicher aus Belgien und Unabhängigkeitserklärung. Joseph's zu späte Zurücknahme fast aller seiner Neuerungen in den Niederlanden und in Ungarn. Joseph's gebrochener Muth und Tod. Kaiser Leopold II. Seine Verständigung mit Preußen; sein Friede mit der Pforte (bei Sistowo). Kluge Beilegung der niederländischen Unruhen. Befriedigung Ungarns. Leopold's Krönung. Der Palatinus. Leopold's Tod.

Kap. 4. Einfluß der europäischen Politik auf andere Welttheile. Die Ausbreitung der englischen Herrschaft in Ostindien.

1. Ueberblick über die Reiche Asiens: China, Japan, Persien, Vorderindien. Die englisch-ostindische Compagnie. Das Reich des Großmoguls. Akbar der Große. Aurengzeb. Verfall des Mogulreichs. Bildung eigener Reiche. Heranwachsen der Compagnie durch neue Erwerbungen und Rechte zu einer politischen Macht.

2. Die französische Niederlassung in Pondichery. Ihr Emporstreben unter Labourdonnaye und Dupleix. Krieg zwischen den Briten und Franzosen. Vortheilhafter Friede für die Engländer. Clive. Bezwingung des Subah's von Bengalen. Vergrößerung des britischen Gebiets.

3. Erneuerter Krieg der Franzosen gegen die Briten durch den Grafen Lally. Verlust Pondichery's und Wiederzurückgabe desselben im Pariser Frieden. Ende des französischen Reichs in Indien. Clive Gouverneur von Bengalen; eigentliche Gründung des britisch-indischen Reiches. Schach Allum's Flucht aus Delhi vor den Mahratten. Niederlage des Nabob's von Oude. Frieden. Britische Gebietsvergrößerung. Mißverwaltung der Compagniebeamten.

4. Krieg mit Hyder Ali von Mysore. Nachtheile der Engländer. Friede unter Rückgabe der gegenseitigen Eroberungen. Act of regulation. Warren Hastings, erster Generalgouverneur. Vortheilhafter Krieg mit den Mahratten und dem Nabob von Oude. Bedrängniß der Compagnie durch Hyder Ali. Sieg Tippo Sahib's über die Engländer. Rettung der englischen Herrschaft durch Hastings. Neue Gefahr bis zum Frieden zu Mangalore. Tippo Sahib's Ausgang.

5. Selbstverderbliche Willkühr der englisch-ostindischen Verwaltungsbehörden. Einschreiten der englischen Regierung. Fox und die East-India-Bill. Neue Organisation der Compagnie. William Pitt's Bill Board of Controul. Der Prozeß Warren Hastings.

Kap. 5. Wachsthum der englischen Herrschaft in Nordamerika und Abnahme derselben durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg.

1. Die englischen Colonieen in Nordamerika von der Gründung Virginiens an bis zur Gründung von Pensilvanien. Verschiedenheit der südlichen und der nördlichen Colonieen.

2. Die nordamerikanischen Colonieen unter Wilhelm III. Beschränkungen ihrer Handelsfreiheit. Unzufriedenheit darüber. Schleichhandel. Beginnendes Besteurungssystem. Erwachen des Selbstgefühls der Nord-Amerikaner während des englischen Colonialkriegs mit Frankreich und Spanien. Einfall der Briten in Canada. General Wolff's Tod. Eroberung von Quebeck. Eroberung von Canada. (Pariser Frieden.) Cook's Entdeckungsreisen.

3. Maaßregeln gegen den Schleichhandel der Colonie. Die Stempeltaxe. Unruhen. Zusammentritt der 13 Assemblies. Passiver Widerstand der Kaufleute. Zurücknahme der Stempelacte. Zollauflagen. Hartnäckiger Widerstand in Boston. Die Theeacte. Benjamin Franklin. Aufstand in Boston. Congreß in Philadelphia. Ausbruch des Freiheitskriegs. Treffen bei Lexington.

4. Gewaltmaaßregeln des Ministeriums. Fremde Söldnertruppen. Kriegsbeschluß der Amerikaner. Washington, Obergeneral. Hindernisse im amerikanischen Heer. Ankunft der englischen Truppen in Boston. Ihre Einschließung und Räumung Boston's. Einnahme von New-York und Philadephia. Nachtheile der Amerikaner im ersten Feldzug.

5. Der canadische Krieg. Clarendon's Sieg am Champlainsee. Bourgoyne's Capitulation bei Saratoga. Englisches Friedensanerbieten. Franklin in Paris. Französischer Hülfsvertrag. W. Pitt's letzte Erscheinung im Parlament. Spanien und Holland gegen England. Die Engländer in Süd-Carolina; die Franzosen in Westindien. Mißliche Lage der Amerikaner. Washington's Entscheidungssieg über Cornwallis. England's vergebliche Friedensunterhandlungen. Rodney's Sieg bei Guadeloupe. Elliot's Vertheidigung von Gibraltar.

6. Separatfrieden der Amerikaner mit England. Der Friede von Versailles. Das Ministerium Fox-North. Das Ministerium Pitt's d. J, Folgen der Trennung Amerika's vom Mutterlande. Washington's Rücktritt. Organisation der Staatenrepublik. Der Generalcongreß. Washington erster Präsident. Seine Regierung, Abdankung und Testamentsbestimmung. (Franklin's Tod.)

Kap. 6. Stand der europäischen Kunst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

1. Die Poesie in Frankreich: Voltaire, Delille, Florian; Le Sage, Marmontel; — in Italien; die macaronische Poesie; Alfieri, Goldoni, Metastasio; in Spanien: Moratin; — in England: Steele, Addison, Thomson, Young, Swift, Sheridan; Fielding, Smollett; Goldsmith; der Schotte Burns.
2. Die deutsche Dichtkunst im 18. Jahrhundert. Beginnende Reaction gegen die schulgelehrte Dichtkunst: Wernicke, Canitz, Brockes. Der Bodmer-Gottsched'sche Streit. Albrecht v. Haller; Salomon Geßner. Die sächsische Schule: Zachariä ꝛc.: Hagedorn, Gellert. Die Fabeldichter. Elias und Heinrich Schlegel; Weiße. Die hallische oder preußische Schule: Kleist, Gleim, J. G. Jacobi ꝛc.
3 (Forsetzung.) Beginn der zweiten klassischen Periode der deutschen Dichtkunst. Die Bremer Beiträge. Klopstock. Der Hainbund: Bürger, die beiden Stolberge, Hölty, Voß. — Claudius. Die kritische Richtung: Lessing, Winckelmann; — Nicolai, Mendelsohn. — Hamann.
4. (Forts.) Modernfranzösische und antiksophistische Richtung: Wieland. Allgemeinreligiöse und humanitarische Richtung: Herder.
5. (Forts.) Die Sturm- und Drangperiode: Klinger u. a. — Lavater. Göthe's und Schiller's frühere und mittlere Dichtungsperiode.
6. Die bildende Kunst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Malerei: Morillo, Rembrandt. Bildhauerkunst: Schadow, Canova. Musik: Bach, Händel, Haydn, Mozart.

Kap. 9. Stand der Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

1. Die Mathematiker und Astronomen: Huygens, Newton, Laplace, Euler, Herschel ꝛc. Naturwissenschaften: Die Botaniker Linné, Jussieu; die Mineralogen: Hauy, Werner ꝛc.: die Physiker: Galvani, Volta; die Aerzte: Stahl, Boerhave, A. v. Haller, Brown ꝛc. Die Philologen: Bentley, Hemsterhuys, Ruhnken, Wyttenbach, Gesner, Heyne. — die Geschichtschreiber Gibbon, Möser, Spittler, Johannes v. Müller.
2. Die deutsche Philosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wolf. Die Aufklärer. Der Kriticismus: Kant, Reinhold ꝛc. Fichte; Schelling's frühere Periode. J. H. Jacobi.
3. Die deutsche Theologie. Fortwirkung der hallischen Schule: Freilinghausen ꝛc. Rambach; Rieger, Starke. Zinzendorf und die Brüdergemeinde. Verbindung der Objectivität der orthodoxen Theorie mit

der Subjectivität des Practisch-christlichen der Spener'schen Schule. Pfaff; Bengel.

4. Die aufklärerischen Bestrebungen der Deisten. Freimaurer; Illuminaten. Der Rationalismus: Semmler. Religiössittliche Gnosis dagegen. Der Supranaturalismus. — Stand der katholischen Kirche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Schisma zwischen katholischer Welt und katholischer Kirche. Schwache Widerstandskraft im Katholicismus und Protestantismus jener Zeit gegen den eingebrochenen Unglauben.

Fünfundzwanzigstes Buch.

Die französische Revolution.

Kap. 1. Frankreich im Anfang der Regierung Ludwig's XVI.

1. Zustand der französischen Institutionen vor der Revolution: das Königthum; die Geistlichkeit; der Adel; die Parlamente. Lage des dritten Standes. Die Mängel der Verwaltung, insbesondre des Besteurungssystems. Schuldenlast und Finanzverwirrung.
2. Character Ludwig's XVI. Maria Antoinette. Die übrigen Glieder der königlichen Familie. Wiederherstellung der Parlamente. Turgot's und Necker's Reformversuche. Calonne's verderbliches Finanzsystem. Unzufriedenheit des Volks. Der Halsbandprozeß. Die Notabelnversammlung. Brienne. Entlassung der Notabeln.
3. Berufung des Parlaments. Widerstand desselben. Lettres de cachet. Die Bastille. Cour plenière. Necker's Wiederberufung. Berufung der Reichsstände. Wahlbewegungen.

Kap. 2. Die constituirende Nationalversammlung in Versailles.

1. Eröffnung der Reichsstände in Versailles. Mirabeau. Spaltung der Stände. Der dritte Stand als Nationalversammlung. Der Schwur im Ballhaus. Die Constituante. Sitzung des Königs. Protestation des dritten Standes. Vereinigung der drei Stände.
2. Bewegungen in Paris. Die Partei des Palais Royal. Der Herzog von Orleans. Die Clubs. Parteien im Heere. Zusammenziehung der Truppenmacht. Abgang Necker's. Camille Desmoulins. Die königlichen Truppen in Paris. Plünderung des Zeughauses. Die Bürgergarde. Erstürmung der Bastille.

3. Der König in der Nationalversammlung. Bailly Maire; Lafayette. Der König im Stadthaus zu Paris. Die ersten Emigranten. Ermordung Foulon's. Ça ira. Pöbelausschweifungen. Rückkehr Necker's.

4. Die Parteien in der Nationalversammlung. Die Declaration der Menschenrechte. Der vierte August: Abschaffung aller Feudalrechte ꝛc. Permanenz der Volksvertretung. Das suspensive Veto.

5. Das Gardefest in Versailles. Volksaufregung. Der vierte October. Der Zug der Weiber nach Versailles. Sturm auf das Schloß. Lafayette. Uebersiedlung des Königs und der Nationalversammlung nach Paris.

Kap. 3. Die Nationalversammlung in Paris und die Constitution.

1. Das Martialgesetz. Departementseintheilung. Abschaffung des Adels Die Assignaten. Verkauf der geistlichen Güter. Der Verfassungseid der Geistlichen. (Kirchlicher Zwiespalt.) Das Conföderationsfest.

2. Der Jacobinerclub. Die Cordeliers. (Danton. Marat.) Die zügellose Presse. Rücktritt Necker's. Vermehrung der Assignaten. Eidesverweigerung der kirchentreuen Geistlichen. Gesetz gegen die Emigration.

3. Mirabeau's Plan zur Rettung des Königs. Mirabeau's Tod. Des Königs Flucht und Gefangennehmung. Die Feuillans. Barnave. Aufstand auf dem Marsfeld. Mehrung der Emigration. Schluß der Constituante. Das Constitutionsfest. (Avignon. St. Domingo.)

Kap. 4. Die gesetzgebende Versammlung. Umsturz des französischen Throns.

1. Die Emigranten in Coblenz. Monsieur und Graf Artois. Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung. Die Constitutionell-monarchischen. Die Girondisten. Der Berg, die Ebene. Robespierre, Pethion, Danton. Lafayette Excommandant.

2. Die Republikaner gegen die Emigranten und das Ausland. Uebergewicht der Girondisten über die Constitutionellen. Die Girondistenminister Dumouriez und Roland. Kriegsbeschluß gegen Oesterreich. Pöbelhaß gegen den König.

3. Nachtheile der Armee an der niederländischen Gränze. Auflösung der Garde. Das Ministerium der Feuillans. Sturm auf die Tuilerieen. Schwankende Haltung der Girondisten. Danton's Doppelspiel. Die Marseiller. Der 10. August. Des Königs Zuflucht zur Nationalversammlung. Seine Absetzung.

4. Die Gewalt in den Händen des Gemeinderaths. Das Revolutionstribunal. Die erste Coalition. Das Kriegsmanifest. Beginn des

Kriegs an der niederländischen Gränze. Danton. Der Septembermord. Ende der Legislative.

Kap. 5. Der Nationalconvent bis zum Sturz der Gironde.

1. Eröffnung des Convents. Matte Kriegführung der Verbündeten. Waffenstillstand mit Dumouriez. Cüstine in Mainz. Dumouriez in den Niederlanden. Das Treffen bei Jemappes. Republicanisirung der Niederlande. Der Krieg im Süden.
2. Die Parteien im Convent. Robespierre. Erklärung der Republik, ihr Schiboleth. Bruch zwischen den Girondisten und Jacobinern. Anklageact gegen den König. Sein Prozeß. Leben der königlichen Familie im Temple. Verurtheilung und Tod des Königs.
3. Die große Coalition. Kriegserklärung gegen England und Spanien. Vergeblicher Einfall in Holland; der Verlust Belgiens. Dumouriezs Verrath und Flucht. Permanenz des Revolutionstribunals. Der Sicherheits- und der Wohlfahrtsausschuß. Verhaftung des Herzogs von Orleans. Marat.
4. Mordplan gegen die Girondisten. Die Zwölfer-Commission. Pöbelaufstand. Sturz der Gironde. Herrschaft der Jacobiner.

Kap. 6. Die Schreckenszeit des Convents.

1. Nachtheile der Coalirten in Belgien. Die Preußen in Mainz. Allgemeine Volksbewaffnung. Carnot. Die Oesterreicher in Landau. Die Preußen bei Kaiserslautern. York in den Niederlanden. Jourdan. Rückzug der Engländer und Oesterreicher. Der Krieg an den Pyrenäen.
2. Aufstand der Vendée. Niederlagen der Conventsheere in der Vendée. Theilnahme der Chouans am Aufstand. Scheinbares Erliegen der Vendée.
3. Die Girondisten in den Provinzen. Gegenjacobinischer Versuch. Wimpfen's in Caën. Marat's Ermordung durch Charlotte Corday. Die Verfassung von 1793. Dictatorische Gewalt des Wohlfahrtsausschusses. Die Revolutionsarmee. Das Gesetz gegen die Verdächtigen.
4. Die Einnahme von Lyon. (Collot d' Herbois.) Hinrichtung der Königin. Die Gräber zu St. Denys. Hinrichtung der gefangenen Girondisten und des Herzogs von Orleans. Die Einnahme von Toulon. Bonaparte.
5. Der neue Kalender. Abschaffung des Christenthums. Der Cultus der Vernunft. Die Hebertisten. Robespierre's Einschreiten. Reinigung des Jacobinerclubs. Fall der Hebertisten. Hinrichtung Danton's und Camille Desmoulins.

6. Robespierre's Moralfanatismus und dessen Opfer. Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth. Decretirung der Existenz Gottes. Das Fest des höchsten Wesens. Steigerung des Schreckenssystems.

Kap. 7. **Sturz des Schreckenssystems. Die Thermidorianer und ihre Regierung.**

1. Die Gegner Robespierre's. Der neunte Thermidor. Tallien. Robespierre's Sturz. Die Thermidorianer. Verbannung des Sansculottismus und Rückkehr milderer Sitte.
2. Drohende Haltung des Terroristenrumpfs. Die Goldjugend. Der Prozeß gegen Carrier. Die beiden Thermidorianerfractionen. Weitere Reactionsmaaßregeln.
3. Entwerthung der Assignaten. Aufstandsversuch der Terroristen. Gegenrevolutionäre Bewegungen in den Provinzen. Letzter Volksaufruhr in Paris.
4. Die Constitution vom Jahre III. Royalistische Opposition in der Wählerschaft. Unterdrückung derselben. Der Conventsgeneral Bonaparte. Letzter Act des Convents.

Kap. 8. **Die Kriegsereignisse in den Jahren 1794 und 1795. Die zweite und dritte Theilung Polens.**

1. Die franz. Nordarmee unter Pichegrü. Sieg bei Fleurus. Vordringen der Franzosen in Belgien und am Rhein. Nachtheile der Franzosen zur See. Verlust der franz. Colonieen. Negeraufstand auf St. Domingo.
2. Wirren in Polen. Die neue Verfassung. Die Conföderation von Targowitz. Kosciuszko. Die Preußen und Russen in Polen: zweite Theilung. Kosciuszko Dictator. Suwarow vor Warschau. Finis Poloniae. Dritte Theilung Polens.
3. Der Friede zu Basel mit Preußen. Die Demarcationslinie. Friede mit Spanien. Vergleich mit den Vendéern und den Chouans. Abermalige Erhebung der Vendeer. Hoche. Blutiger Ausgang der Royalistenerhebung (Tod Ludwig's XVII.)

Kap. 9. **Die Directorialregierung. Bonaparte's italienischer Feldzug.**

1. Schwankende Haltung des Directoriums. Der Jacobinerclub im Pantheon. Baboeuf. General Bonaparte. Finanzzerrütung. Staatsbankerott. Neues Steuersystem. Das System der Eroberungen. Carnot's Feldzugsplan. Jourdan und Pichegrü am Rhein. Waffenstillstand.

2. Napoleon Bonaparte's Siege in Italien. Abfall der Piemontesen. Eroberung von Mailand, Parma, Modena. Contributionen des Kirchenstaats und Neapels. Unglück Wurmser's.
3. Der Krieg in Deutschland: Jourdan's und Moreau's Operationen. Erzherzogs Karl's Siege über Jourdan. Moreau's Rückzug.
4. Cispadanische Republik. Bonaparte und Alvinczy. Sieg bei Arcole und Rivoli. Mantua's Fall. Friede mit dem Papst zu Tolentino. Erzherzog Karl's Rückzug nach Krain. Der Waffenstillstand von Leoben.
5. Aufstand in Verona. Untergang Venedig's. Genua ligurische Republik. Der Friede von Campo Formio. Abtretung Venedig's an Oesterreich.

Kap. 10. Das Raubsystem des Directoriums.
1. Uneinigkeit des Directoriums. Bestrebungen der Parteien. Die Triumvirn. Der Staatsstreich des Directoriums. Die Deportirten. Rückkehr Bonaparte's nach Paris.
2. Eröffnung des Rastatter Congresses. Talleyrand. Umgriffe des Directoriums am Rhein. Französisches Raubsystem in der Schweiz. Die helvetische Republik. Laharpe. Revolutionirung der französischen Cantone. (Pestalozzi in Stanz.)
3. Revolutionirung des Kirchenstaats: die römische Republik. Entführung des Papstes. Mißhandlung Sardiniens.

Kap. 11. N. Bonaparte's Feldzug in Aegypten.
1. Zweck der Expedition. Eroberung Malta's. Landung in Aegypten. Erstürmung Alexandria's. Die Schlacht bei den Pyramiden. Kairo. Niederlage der Flotte bei Abukir. Ibrahim Bey. Aufstand in Kairo.
2. Die Türken auf den jonischen Inseln. Ali Pascha von Janina. Zug nach Syrien. Die Franzosen in Jaffa. Belagerung von Acre. Schlacht am Tabor. Rückzug nach Aegypten. Desaix in Oberägypten.

Kap. 12. Der zweite Coalitionskrieg.
1. Stellung der europäischen Mächte. Czar Paul. Spannung zwischen Oesterreich und Frankreich. Weitere Umgriffe des Directoriums. Angriff auf Neapel. Flucht der königlichen Familie. Die parthenopeische Republik. Aufstand der Abruzzen.
2. Unterhandlungen Oesterreich's wegen Bayern. Tod Karl Theodor's. Kurfürst Maximilian Joseph's. Ausbruch des Kriegs. Einfall der Franzosen in Graubündten und Tyrol, wie über den Rhein in Deutschland. Erzherzog Karl's Siege. Der Gesandtenmord zu Rastatt. Erzherzogs Karl's Sieg bei Zürich.

3. Kray's Siege in Oberitalien. Ankunft Suwarow's daselbst. Seine Siege. Ganz Italien befreit. Schrecken der Reaction in Neapel.
4. Uneinigkeit zwischen Oesterreich und Rußland. Die Russen in der Schweiz. Korsakow's Verlust in der Schwyz. Suwarow's Zug über die Alpen. Gescheiterte Expedition der Engländer und Russen in Holland. Paul's Rücktritt aus der Coalition. Suwarow's Ausgang. Die Oesterreicher am Rhein und in Oberitalien in Vortheil.

Sechsundzwanzigstes Buch.

Die Consularregierung und das bonapartistische Kaiserreich.

Kap. 1. Die Consularregierung.

1. Unzufriedenheit der Parteien mit der Willkührherrschaft des Directoriums. Ankunft Bonaparte's in Aegypten. Der 18. Brumaire: Sturz des Directoriums. Die Consularverfassung. Das Plebiscit. Bonaparte erster Consul.
2. Herstellung des Volksvertrauens und Staatscredits. Mäßigung des Consuls gegen die auswärtigen Mächte und Bemühungen um den europäischen Frieden.
3. Erneurung des Kriegs gegen England und Oesterreich. Moreau's Feldzug am Rhein. Oesterreich unter Kray im Nachtheil. Bonaparte's Zug über den großen Bernhard. Die Schlacht bei Marengo. Die Convention von Alessandria. Friedenspräliminarien.
4. Wiederausbruch des Kriegs in Deutschland. Moreau's Sieg bei Hohenlinden. Der Friede von Lüneville. Friede mit Nordamerika. Vertrag mit Spanien. Friede mit Neapel. Englands Beharren im Kriegszustand. Rußlands norddeutscher Bund mit Dänemark und Schweden. Zerstörung der dänischen Flotte.
5. Verschwörung in Rußland. Ermordung des Kaisers Paul. Kaiser Alexander. Bonaparte's Annäherung an Rußland. Rüstung zur Landung in England. Der Friede von Amiens. Friede mit der Türkei.
6. Des Consul's Thätigkeit im Innern. Concordat mit dem Papste. Die Höllenmaschine. Reinigung der drei Staatsorgane. Napoleon Bonaparte lebenslänglicher Consul. Die Ehrenlegion.
7. Friedenswerke des Consuls. Weitere Ausdehnung der französischen Usurpationen. Einverleibung Piemonts. Italienische Republik. Me-

diationsacte der Schweiz. Gescheiterte Expedition nach St. Domingo. Verkauf von Louisiana.

8. Rheinentschädigungs-Verhandlungen. Der Reichsdeputationshauptschluß.
9. Friedensbruch von Seiten Englands. Die Franzosen in Hannover. Französische Besetzung ausländischer Häfen. Verbot der englischen Waaren. Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Das Lager in Boulogne. Moreau's Verbannung.

Kap. 2. Das bonapartistische Kaiserthum.

1. Pitt's Wiederberufung. Ohnmacht Deutschlands. Napoleon Kaiser der Franzosen. Einrichtung des kaiserlichen Hofs. Das kriegerische Fest in Boulogne. Pius VII in Paris und Krönung Napoleon's.
2. Franz II Erbkaiser von Oesterreich. Napoleon's Erweiterung seiner Autokratie. Neue Verfassung Hollands. Napoleon König von Italien. Unglück der französischen Flotte.
3. Neue Coalition gegen Frankreich. Rußland's Concertvertrag mit England. Preußen neutral. Napoleon's Vertrag mit Bayern. Die Oesterreicher in Bayern. Mack in Ulm; seine Capitulation. Die Schlacht bei Trafalgar.
4. Rückzug der Oesterreicher aus Italien. Friedrich Wilhelm III und Alexander I in Berlin. Napoleon in Wien. Die Schlacht bei Austerlitz. Waffenstillstand. Vertrag mit Napoleon. Der Presburger Friede.
5. Napoleon in Neapel. Aufstand in Calabrien. Die Herzogthümer der Marschälle. Das Königreich Holland: Ludwig. Auflösung des deutschen Reichs. Napoleon Protector des Rheinbundes. (Palm's Hinrichtung.)

Kap. 3. Preußens Demüthigung und Deutschlands Erniedrigung.

1. England gegen Preußen wegen Hannover. Die Kriegspartei in Preußen. Entwurf eines norddeutschen Bundes. Preußens Bündniß mit Rußland, Schweden und England. Die Rheinbundarmee. Zustand des preußischen Heeres. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt. Folgen derselben.
2. Napoleon in Berlin. Die Continentalsperre. Napoleon und die Polen. Napoleon in Warschau. Die Schlacht bei Eylau. Schill in Colberg. Die Schlacht bei Friedland. Waffenstillstand. Die Königin Luise. Der Friede von Tilsit.
3. Napoleon und Alexander. (Der gleichzeitige Krieg Rußlands mit der Türkei. Waffenstillstand. Thronwechsel in der Türkei.) Der Hof im Königreich Westfalen. Selbstwegwerfung in Deutschland. Napoleon in Paris. Besetzung des Kirchenstaats: Pius VII.

Kap. 4. Die Franzosen in Spanien: der spanische Volkskrieg bis zur Ankunft der Engländer.

1. Napoleon's Verhältniß in Spanien und Portugal. Angriff auf Portugal. Flucht des Königs nach Brasilien. Das spanische Königshaus. Der Friedensfürst und der Kronprinz Ferdinand. Französische Heere in Spanien. Rücktritt Karl's IV. Verlockung der spanischen Bourbonen nach Bayonne. Gezwungene Entsagung Ferdinand's. Joseph König von Spanien. Murat König von Neapel.
2. Volkserhebung in Spanien. Vertheilung der französischen Heere. Die Junten. Saragossa und Palafox. Die Landmiliz um Barcellona. Valencia. Sevilla. Cadix. Die Capitulation von Baylen. Joseph's Rückzug nach Burgos. Junot's Capitulation in Portugal. Wellesley.

Kap. 5. Die Ereignisse im europäischen Norden während der ersten Periode des spanischen Volkskriegs. Fortsetzung dieses Kriegs.

1. Das englische Ministerium Castlereagh und Canning. Entführung der dänischen Flotte. Einfall der Russen in Finnland. Gustav IV in Schweden. Seine Absetzung. Friede: Finnland russisch. Karl XIII.
2. Preußen seit dem Tilsiter Frieden. Das Königspaar. Napoleon's wegwerfende Behandlung Preußens. Innere Erneurung Preußens. Reformen im Heer und in der Verwaltung: Scharnhorst; Stein. — Oesterreich unter Stadion. Der Congreß von Erfurt.
3. Fortsetzung des spanischen Kriegs. Napoleon in Spanien. Die Engländer in Corunna. Siege der französischen Marschälle. Joseph's Wiedereinzug in Madrid. Abzug der Engländer. Soult in Corunna. Napoleon's Rückkehr nach Frankreich.
4. Der Kleinkrieg in Spanien. Saragossa's Fall. Die Guerillasführer. Wuth und Grausamkeit beider Theile. Die Engländer unter Beresford. Soult in Oporto. Landung Wellesley's. Rückzug Soult's.

Kap. 6. Oesterreichs erneuertes Erheben und Unterliegen. Andere Erhebungsversuche.

1. Ursachen des österreichischen Kriegs. Die österreich. und franz. Streitkräfte. Erzherzog Karl. Napoleon's Sieg bei Abensberg. Schlacht bei Eckmühl und Sieg bei Regensburg. Hiller. Einnahme Wien's. Napoleon's Niederlage bei Aspern und Eßling.
2. Erzherzog Johann in Italien; Erzherzog Ferdinand in Polen. Schlacht bei Wagram. Waffenstillstand zu Znaym. Der Friede von Wien. Verringerung Oesterreichs. (Attentat auf Napoleon.)

3. Aufstand in Tyrol. Andreas Hofer. Erstürmung von Innsbruck. Marschall Lefebvre. Hofer's dreimalige Befreiung Tyrols. Seine Gefangennehmung und Hinrichtung (in Mantua).
4. Vereinzelte Erhebungsversuche in Deutschland gegen die Franzosenherrschaft: Katte; Dörnberg; Schill; der Herzog von Braunschweig-Oels. Verunglückte Expedition der Engländer auf Walchern.

Kap. 7. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Beginnender Rückgang derselben.

1. Die Aufhebung des Kirchenstaats. Besetzung Rom's. Gefangennehmung Pius VII. Der napoleonische Katechismus. Rom französisches Departement. Hannover westfälisch. Vereinigung Hollands mit Frankreich.
2. Der fünfte Krönungsjahrestag. Napoleon's Scheidung und Wiedervermählung. Marie Luise. Das schwarzenbergische Kaiserfest. Der König von Rom. Napoleon im Zenith seiner Macht.

Siebenundzwanzigstes Buch.

Napoleons Sturz und Neuordnung der europäischen Staatenverhältnisse.

Kap. 1. Die europäischen Staaten zur Zeit der Machthöhe Napoleon's.

1. Deutschland. Die Schweiz. Italien (Murat). Oesterreich unter Metternich. Preußen unter Hardenberg's Verwaltung und unter französischem Druck. Tod der Königin Luise. Der Tugendbund. Schweden unter Bernadotte.
2. Fortsetzung des franz. Kriegs in der pyrenäischen Halbinsel. Joseph in Sevilla. Die Junten. Abfall der spanisch-amerikanischen Colonieen. Massena und Marmont im Nachtheil gegen Wellington. Suchet. Die Guerillasführer. Joseph's trostlose Lage.

Kap. 2. Napoleon's Feldzug gegen Rußland.

1. Rußland und die Türkei. Friede zu Bukarest. Alexander's Bündniß mit England und Schweden. Napoleon's Rüstungen. Aufbruch der großen Armee. Uebergang über den Niemen. Napoleon in Wilna und Witebsk. Die Schlachten bei Smolensk und bei Borodino. Kutusow's Flankenstellung bei Kaluga.
2. Napoleon in Moskau. Der Brand von Moskau. Napoleon's vergebliche Unterhandlungsversuche. Sein unthätiger Aufenthalt in Moskau.

Langsamer Rückzug. Angriffe der Russen. Plötzlicher Eintritt des Winters. Unglück der franz. Armee. Uebergang über die Beresina. Auflösung des Heers. Napoleon's Rückeile nach Frankreich.

Kap. 3. **Der deutsche Freiheitskrieg bis zum Schluß des Waffenstillstandes.**

1. Eindruck der Niederlage Napoleon's in Deutschland. Murat in Königsberg. York's Abfall: der Vertrag von Tauroggen. Die Russen in Königsberg. Preußens Erwachen. Der preußische Hof in Breslau. Befehl zu Rüstungen. Stein in Königsberg. Errichtung der Landwehr. Opferwilligkeit der Provinz Preußen.
2. Alexander in Kalisch. Bündniß Preußens mit Rußland. Die beiden Monarchen in Breslau. Der Aufruf: An mein Volk. Begeisterung in allen Ständen. Allgemeine Landesbewaffnung. Die Lützow'sche Freischaar (Theodor Körner.) Die Kriegserklärung an Frankreich. Die Freiwilligen. Allgemeine Opferfreudigkeit.
3. York's und Bülow's Stellung. Die Russen in Berlin. Vereinigung der preußischen und russischen Waffen. Wittgenstein in der Mark, Blücher in Schlesien. Bündniß mit Schweden. Der Aufruf an die Deutschen. Das Schweigen der Rheinbundstaaten. Der König von Preußen wieder in Berlin.
4. Napoleon's Gegenrüstungen. Die Rheinbundscontingente. Napoleon in Erfurt und Weimar. Sieg der Verbündeten über den Vicekönig Eugen. Napoleon's Sieg bei Lützen. Schlimme Folgen für die Verbündeten. Napoleon vor Dresden; seine Vereinigung mit Sachsen. Schlacht bei Bautzen. (Düroc's Tod.)

Kap. 4. **Die Zeit des Waffenstillstandes.**

1. Verdruß und Schmerz des preuß. Volks und Heers darüber. Hamburg in Davoust's und Vandamme's Händen. Bülow bei Luckau. Das Lützow'sche Corps bei Görde; hinterhaltiger Ueberfall desselben bei Kitzen.
2. Oesterreichs vergeblicher Friedensvermittlungsversuch. (Subsidienverträge der Verbündeten mit England.) Napoleon's verstärkte Rüstungen. Metternich's Unterredung mit Napoleon in Dresden. Verlängerung des Waffenstillstands. Die Verhandlungen in Prag. Kriegserklärung Oesterreichs an Napoleon.

Kap. 5. **Fortsetzung des Freiheitskriegs.**

1. Kriegsplan der Verbündeten: Stellung der Nordarmee, des böhmischen und des schlesischen Heeres. Feldmarschall Fürst Schwarzenberg. Der schwedische Kronprinz. Blücher. Stimmung im preuß. Volk und und Heer. Eintracht unter den Verbündeten.

2. Schwarzenberg's Aufbruch gegen Dresden. Sein Verlust bei Dresden. Gleichzeitige Siege: Blücher an der Katzbach, Kleist bei Kulm, Bülow bei Großbeeren. Jubel in den deutschen Landen.

3. Rettung Berlins durch das Gefecht bei Havelberg. (Körner's Tod bei Wöbbelin.) Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden. Bülow's Sieg bei Dennewitz. Der Teplitzer Vertrag unter den Verbündeten.

4. Napoleon gegen Blücher und dann gegen Schwarzenberg. Blücher's Rechtsabmarsch über die Elbe. Napoleon's abermaliger Rückzug nach Dresden. Schwarzenberg's Linksabmarsch über das Erzgebirg nach Sachsen; Bennigsen gegen Dresden. York's Uebergang über die Elbe; Schlacht bei Wartenburg.

5. Napoleon's Abzug von Dresden: seine Unthätigkeit in Düben. Sein Aufbruch nach Leipzig. Zaudern des Kronprinzen von Schweden. Bestrebungen der Verbündeten nach Leipzig. Treffen bei Liebertwolkwitz.

Kap. 6. **Die Völkerschlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen.**

1. Lage Leipzigs. Stellung Napoleon's und der Verbündeten. Beginn der Schlacht am 16. Oct. Die Treffen bei Markkleeberg, Wachau, Lindenau. Sieg Blücher's und York's bei Möckern. Vortheile der Franzosen. Napoleon's Waffenstillstand'svorschlag. Die Ruhe des 17. Oct.

2. Der 18. October. Napoleon's Vorkehrungen zum Abzug. Die Hauptschlacht bei Leipzig. (Angriff auf Markkleeberg; Sturm auf Propsthayda. Uebertritt eines sächsischen und württembergischen Corps. Spätes Eintreffen des schwedischen Kronprinzen. Sturm auf Reudnitz). Napoleon's Entschluß zum Rückzug. Beginnender Abzug der Franzosen.

3. Der 19. Oct. Napoleon's Abzug von Leipzig. Einnahme Leipzigs. Einzug der Monarchen. Sprengung der Elsterbrücke. Tod Poniatowsky's. Verfolgung der Abziehenden. Napoleon in Erfurt.

4. Uebertritt der Bayern zur deutschen Sache (Vertrag von Ried). Wrede über Würzburg nach Hanau. Schlacht bei Hanau. Napoleon's Entkommen. Vorwärtsbewegung der verbündeten Heere. Friedensvertrag der Verbündeten. Das rechte Rheinufer befreit. Rückkehr der vertriebenen Fürsten in ihre Lande. — Die Capitulation von Dresden. Ein Theil der Festungen befreit. Dir Friede zu Kiel zwischen Schweden und Dänemark. Norwegen schwedisch.

Kap. 7. **Napoleon's Vertheidigungskampf in Frankreich bis zu seinem Sturz.**

1. Napoleon's erneuerte Rüstungen. Angriffsplan der Verbündeten. Bülow's Einrücken in Holland. Schwarzenberg's Zug durch die

Schweiz in's Burgundische. (Wellington's Sieg bei Vittoria. Die Schlacht an den Pyrenäen.) Der Congreß in Chatillon.
2. Blücher's Rheinübergang. Napoleon gegen Blücher. Die Schlachten bei Brienne und La Rothière. Verluste der Blücher'schen Armee in der Champagne. Napoleon gegen Schwarzenberg. Sieg Schwarzenberg's bei Bar für Aube. Sieg Blücher's und Bülow's bei Laon.
3. Schwarzenberg bei Arcis für Aube. Napoleon's vergeblicher Operationsversuch im Rücken des Feindes. Zug der Verbündeten nach Paris. Marmont's Capitulation. Einzug der Verbündeten in Paris. Absetzung Napoleon's und Verweisung desselben nach Elba. Sein Abschied von seiner Garde.

Kap. 8. Der erste Pariser Friede und der Wiener Congreß.
1. Restauration der Bourbonen. Einzug Ludwig's XVIII. (Die neue Charte.) Der erste Pariser Friede. Dessen Bestimmungen in Bezug auf Holland, Preußen, Spanien, Oesterreich, Italien. Besuch der Monarchen in London.
2. Der Wiener Congreß. Kein deutsches Reich. Der Mächte-Ausschuß. Chaos der Interessen. Verhandlungen über Polen auf Kosten Preußens. Das neue Königreich Polen an Rußland. Theilung Sachsens. Das neue Königreich der Niederlande. Sardinien mit Genua verstärkt. Neue Ordnung der Schweiz.

Kap. 9. Napoleon's Wiederkehr von Elba und die hundert Tage bis zum zweiten Pariser Frieden.
1. Mißgriffe der Restauration in Frankreich und gefährliche Stimmung der Oppositionsparteien. Landung Napoleon's bei Cannes. Ney's Uebertritt zu Napoleon. Flucht Ludwig's XVIII nach Gent. Napoleon in Paris. Manifest des Wiener Congresses. Beendigung desselben. Murat's Schilderhebung gegen Oesterreich: sein Ausgang. Ferdinand IV in Neapel.
2. Napoleon's Künste zum Zweck neuer Rüstungen. Das Manifest. Versammlung der Kammern. Beginn des Feldzugs an der belgischen Gränze. Die Schlachten bei Ligny und Quatrebras. Die Schlacht bei Waterloo. Napoleon's Flucht nach Paris.
3. Vergebliche Versuche Napoleon's, sich zu halten. Seine Thronentsagungsacte und Abreise nach Rochelle. Napoleon an Bord des Bellerophon. Einzug der Verbündeten in Paris. Zweiter Pariser Friede. Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. Napoleon auf St. Helena.

Achtundzwanzigstes Buch,

Die europäischen Ereignisse von 1815 bis 1830.

Kap. 1. Stand der europäischen Bildung und Literatur am Ende des 18. und im ersten Drittheil des 19. Jahrhunderts.

1 Deutsche Kunst in dieser Periode. Dichtkunst: die Humoristen. Schiller und Göthe in der dritten Periode ihres Schaffens. Der schiller'sche Nachfolgerkreis. (Die Schicksalsdramatiker.)

2. Die Romantik: ihre Schwächen und ihre Bedeutung. Novalis; L. Tieck; die beiden Schlegel; Achim v. Arnim; Clemens Brentano. Andere Romantiker. Die schwäbische Dichterschule. Rückert. Platen.

3. Die bildenden Künste: Malerei; Baukunst; Bildnerei. Musik.

4. Europäische Wissenschaft: Altklassische Philologie und Alterthumskunde. Deutsche Sprache und Alterthumsforschung. Pädagogik. Geschichtsforschung und Geschichtschreibung. Kirchengeschichte. Rechts- und Staatswissenschaft. (Römisches Recht; Strafrecht.)

5. Die Naturwissenschaften. Geographie. Physik und Chemie. Medicin, Technische Künste. Industrie. Die materiellen Interessen. Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit.

6. Die Philosophie: Schelling; Hegel. Stand der Theologie: Schleiermacher. Der Supranaturalismus. Kantischer Rationalismus. Der alte Kirchenglaube. Die Bibelgesellschaften. Die evangelischen Missionen.

7. Die Harmsischen Thesen. Die preußische Union. Die Breslauer Lutheraner. Restitution des Papstthums. Convertiten.

Kap. 2. Deutschlands Wiederordnung seiner innern Angelegenheiten bis zur Wiener Schlußacte.

1. Der 13. Artikel der deutschen Bundesacte. Die constitutionellen Staaten Deutschlands. Oesterreich. Preußen und die Provincialstände, Die politischen Parteien: die Conservativen und die Liberalen.

2. Die deutsche academische Jugend: die Wartburgsfeier. Kotzebue's Ermordung. Die Karlsbader Beschlüsse. Der Wiener Congreß: die Wiener Schlußacte.

Kap. 3. Rundschau über die außerdeutschen Nationen Europa's.

1. Spanien. Ferdinand VII und seine Camarilla. Der spanische Liberalismus, Verschwörungen und Aufstände (Riego; Abisbal). Die neuen Cortes von Cadix und Wiedereinführung der Constitution von 1812. Die politischen Parteien.
2. Portugal unter englischem Regierungseinfluß. Die Regentschaft in Lissabon. Die Verschwörung Freyre's. Die Junta von Oporto. Provisorische Regierung. Die constituirenden Cortes. Rückwirkung auf Brasilien. Rückkehr König Johann's. Die Königin und Don Miguel. Palastrevolution. Sturz der Königin und Don Miguel's Verweisung. Der Abfall Brasiliens: Don Pedro Kaiser. Johann's Tod. Die Regentschaft Isabellens.
3. Italien. Haß der Liberalen gegen Oesterreich. Reaction in Sicilien, im Kirchenstaat, in Toscana, Modena und Sardinien. Oesterreichs weise Regierung in Lombardo-Venetien. Die Carbonari. Der Aufstand in Neapel. Nationalparlament. Der Aufstand auf Sicilien.
4. Der Monarchen- und Ministercongreß zu Laibach. Unterdrückung des neapolitanischen Aufstandes durch die Oesterreicher. Der Aufstand in Piemont. Prinz Carignan. Abdication Victor Emanuels. Unterdrückung des Aufstandes durch die Oesterreicher.

Kap. 4. Griechenlands Befreiungskampf.

1. Griechenland. Die Griechen des Festlandes. Die Inselgriechen. Die Phanarioten. Der Gegensatz in der griechischen Geistlichkeit. Die Hetärie.
2. Die Türkei. Reformversuche Selim's III. Aufstände der Vasallen: Paßwan Oglu; Czerny Georg. Entthronung Selim's III und Mustapha's IV. Mahmud II und der Janitscharenaufstand. Mehemed Ali von Aegypten. Blutbad der Mameluken. (Ali Pascha von Janina.)
3. Der Befreiungskampf der Griechen: Erneuerung der Hetärie. Verunglückter Aufstand Ypsilanti's. Der Aufstand in Morea. Ermordung des Patriarchen in Constantinopel. Die Mainotten. Die provisorische Regierung. Siege der griechischen Flotten. Die Unabhängigkeitserklärung. Die Philhellenen.
4. Glänzende Thaten der Griechen zur See und zu Land. Parteiungen unter den Griechen. Ibrahim Pascha auf Morea. Missolunghi's Fall. Capo d'Istria. Der Londoner Vertrag. Die Schlacht bei Navarin. Landung der Franzosen. Die Gränzen des neuen Griechenlands.

Kap. 5. Forts. Rußland und die Pforte bis zum Frieden von Adrianopel. Das neue Königreich Griechenland. England bis zur Katholiken-Emancipation.

1. Rußland und Polen. Polnische Constitution. Der nördliche und südliche Geheimbund in Rußland. Tod des Kaisers Alexander. Die Verzichtleistung des Großfürsten Constantin auf den Thron. Czar Nicolaus. Der Aufstand in Petersburg und in Kiew. Unterdrückung desselben. Regierungsthätigkeit des Kaisers. Krieg mit Persien. Paskéwitsch-Eriwansky. Das kaspische Meer russisch.
2. Die Pforte. Mahmud's Heeresreform. Vernichtung der Janitscharen. Der Vertrag von Akjerman: Suzerainetät der Donaufürstenthümer. Krieg mit Rußland. Diebitsch-Sabalkansky. (Paskéwitsch in Erzerum.) Der Friede von Adrianopel.
3. Griechenlands Verwaltung unter Capo d'Istria. Prinz Leopold's Ablehnung der griechischen Krone. Die Ermordung Capo d'Istria's. Anarchie. Die Londoner Conferenz. Otto König von Griechenland. Die neuen Gränzen. Die bayrische Regentschaft.
4. England. Zunahme seiner Macht seit dem Sturze Napoleon's. Die Kluft zwischen Reichen und Armen. Die Kornbill. Die Strikes. Die Radicalen und die Reformers. Der Prinz-Regent als König Georg IV. Castlereagh. Der königliche Ehescheidungsprozeß. Die Bandmänner und die Oranienmänner in Irland. O'Connell's Repealverein. Canning's Reformen. Abschaffung der Testacte. Wellington. Emancipation der Katholiken.

Kap. 6. (Forts. der Rundschau.) Das restaurirte Frankreich bis zum Sturz der Bourbonen.

1. Ludwig's XVIII constitutionelle Treue. Die Ultraroyalisten, Bonapartisten und Revolutionäre. Der Congreß von Aachen. Das Ministerium Decazes. Die Parteien in den Kammern. Ermordung des Herzogs von Berry. Beschränkungen. Geheime Clubs. Bonapartistische Aufregung in Folge der Nachricht von Napoleon's Tod. Villèle. Der Congreß von Verona. Intervention in Spanien.
2. Die Lage Spaniens: das Heer und das Volk. Zug des franz. Heers unter dem Herzog von Angoulème nach Madrid. Die Cortes mit Ferdinand nach Sevilla und Cadix. Erstürmung des Trocadero. Wiedereinführung der absolutistischen Regierung.
3. Günstige Kammerwahl in Frankreich. Verlängerung der Wahlperiode. Entschädigung für die Ausgewanderten. Tod Ludwig's XVIII. Karl X. Parteistreit über das Entschädigungs- und über das Sacrilegiengesetz.

Villèle und Chateaubriand. Das Ministerium Martignac. Das Ministerium Polignac.

4. Opposition der neugewählten Kammer. Die Expedition nach Algier. Die Wiederwahl der 221. Die Ordonnanzen Karl's X. Die Julirevolution. Laffitte und Lafayette. Der Herzog von Orleans. Reform der Charte. Louis Philipp König der Franzosen. Flucht Karl's X.

Neunundzwanzigstes Buch.

Die Zeit von 1830 bis zur Gegenwart.

Kap. 1. Rückschlag der französischen Julirevolution auf andere Staaten.

1 Die Revolution in Belgien. Die französisch-liberale und die katholisch-ultramontane Partei im Königreich der Niederlande. Volksaufstand in Brüssel. Prinz Wilhelm von Oranien. Der dreitägige Kampf. Sieg der Insurgenten. Der belgische Nationalcongreß. Die Conferenz in London und ihr Grundsatz der Nichtintervention. Belgien ein neutrales Königreich. Leopold von Sachsen-Koburg König. Einfall der Holländer in Belgien. Die Franzosen in Belgien. Die Citadelle von Antwerpen. Blokade der holländischen Küsten. Nachgeben der Holländer. Belgiens Aufschwung.

2. Der letzte Aufstand der Polen. Der höhere und der niedere Adel. Aufstand in Warschau. Flucht Constantin's. Streit der Parteien. Die provisorische Regierung. Czartorisky. Clopicky Dictator. Kaiser Nicolaus und sein Aufruf. Uebergewicht der Demokraten auf dem Reichstag. Allgemeine Volksbewaffnung. Ausschließung des Hauses Romanow. Die Fünfmännerregierung.

3. (Forts.) Einrückung der Russen unter Diebitsch. Beginn des Kampfes. Die Schlacht bei Grochow. Skrzinecky Oberfeldherr. Seine Unthätigkeit. Vergebliche Erhebungen der Polen in den russischen Provinzen. Schlacht bei Ostrolenka. Diebitsch's Tod. Paskéwitsch. Verluste der Polen. Auflösung der Regierung. Erstürmung Warschaus. Der polnische Heeresrest in Modlin. Polen russische Provinz.

4. Die Schweiz. Sturz der meisten aristokratischen Cantonsverfassungen. Aargau radical-demokratisch; Zürich gemäßigt-demokratisch. Die Revolution in Bern. Trennung Basel's in Basel-Stadt und Basel-Land. Das Siebnerconcordat. Das Sarner Bündniß. Versuch von

Gegenrevolutionen. Die Schweiz Herd revolutionärer Elemente und demagogischer Umtriebe.

5. Italien nach der franz. Julirevolution. Verunglückte Aufstände in Parma, Modena, Sardinien, im Kirchenstaat. Landung der Franzosen in Ancona. Das „junge Italien."
6. Portugal. Die neue Charte Don Pedro's. Maria da Gloria. Die Miguelisten. Rückkehr Don Miguel's. Thronumwälzung. Miguel's Despotie. Gegenrevolution Don Pedro's I. Miguel's Entsagung. Herstellung der constitutionellen Verfassung. Tod Pedro's I.
7. Spanien. Ferdinand's VII fortgesetzter Absolutismus. Seine Vermählung mit Christine von Neapel: Aufhebung des salischen Gesetzes. Protest und Verbannung des Don Carlos. Tod Ferdinand's. Christine Regentin. Die Christino's und die Carlisten. Die Basken. Die Exaltados (Progressisten) und die Moderados. Zumalacarregui; Cabrera. Spaltung der Carlisten. Der Vertrag von Bergara. Flucht des Don Carlos. Auflösung der Cortes. Christinen's Abdankung. Espartero Regent. Reaction Christinen's durch Narvaez. Isabella's Vermählung.
8. England. Wirkung der franz. Julirevolution auf die Parlamentsreform. Lord Brougham's Antrag darauf. Wellington's Rücktritt. Das gemischte Ministerium Grey. Schicksal der Reformbill. Folgen derselben. Freigebung des Handels nach Ostindien und China. Sclaven-Emancipation. Tod Wilhelm's IV. Victoria und Albert. Chartisten-Unruhen. Der Opiumkrieg. Der Afghanenkrieg. Bezwingung der Sikh's.
9. (Forts.) Das Toryministerium Peel. Neue Repeal-Agitation O'Connell's. Die Einkommensteuer. Durchführung der Kornbill. Das Whigministerium Russel. Beruhigung Canada's. Aufschwung des Caplands. Der Kaffernkrieg.
10. (Forts.) Die englischen Besitzungen in Amerika. Die nordamerikanischen Freistaaten. Präsident Adams. Jackson. Verpflanzung der Indianer nach dem Westen. Tilgung der Nationalschuld. Van Buren. Harrison. Tyler. Ausgleichung mit England in der Durchsuchungsfrage. Die Texas-Annexation. Präsident Polk. Krieg mit der mexikanischen Union. Erwerb von Ober-Californien. Der californische Goldreichthum. Religiöse Zustände in Nordamerika.

Kap. 2. Deutschlands Zustände in Folge der französischen Julirevolution.

1. Preußens steigende Weiterentwicklung ohne Constitutionalismus. Die

Fortschrittspartei in Baden. Oesterreichs Abschließung und Sorge für das materielle Wohl seiner Völker.

2. (Forts.) Preußens Ruhe. Die Aufstände in Braunschweig, in Hessen-Kassel. Die Bewegungen in den Königreichen Sachsen und Hannover. Die demokratische Bewegung in Rheinbayern. Das Hambacher Fest. Das Frankfurter Attentat. Die Wiener Conferenzbeschlüsse. Die Bundescommission. Ruhe. Der Zollverein. Tod Kaisers Franz I.

Kap. 3. Die Julius monarchie.

1. Ludwig Philipp der Bürgerkönig. Wiederhervortreten der Parteien: die Legitimisten, die Republikaner. Die Doctrinärs. Das Juste-Milieu. Das gemischte Ministerium. Die Creditsumme. Der Prozeß gegen die gefangenen Minister. Beginnende Reaction. Das Ministerium Laffitte. Minister Perier. Die Civilliste. Steigende Feindschaft gegen den König. Der St. Simonismus. Die Besetzung Ancona's. Perier's Tod.

2. Louis Philipp's Selbstregierung. Der Compte rendu der Opposition. Die geheimen Clubs. Der Barrikadenkampf nach Lamarque's Leichenfeier. Ministerium Soult-Guizot. Thiers. Der Aufstand in der Vendée. Die Herzogin von Berry. Thier's Antrag auf Befestigung von Paris. Das Vereinsverbot. Emeuten. Die Höllenmaschine. Fieschi. Die Septembergesetze.

3. Gutes Verhältniß der Juliusmonarchie zu den auswärtigen Mächten. Giftigkeit der Opposition und Presse. Neue Mordversuche. Erster Aufstandsversuch Louis Napoleon's. Unterwerfung und Befestigung Algeriens durch Bugeaud (Eroberung von Constantine). Besiegung Abd-el-Cader's. Demüthigung Marocco's.

4. Der Socialistenaufstand. Das Boulogner Attentat. Ministerium Thiers. Die orientalische Verwicklung. Frankreich und Mehemed Ali. Thiers' Rheinbedrohung. Das Ministerium Soult-Guizot. Zurückführung der Ueberreste Napoleon's. Attentat auf den Prinzen von Aumale. Der Communismus und das Proletariat. Louis Philipp's Förderung der Interessen des Reichthums.

Kap. 4. Auftritt der orientalischen Frage im Kampf der Türkei mit Aegypten. Rußlands continentales Uebergewicht.

1. Mahmud II und Mehemed Ali von Aegypten. Eroberung Syriens durch Ibrahim Pascha's Sieg bei Konieh. Rußlands Hülfsanerbieten. Einsprache Frankreichs, Englands und Oesterreichs. Der Friede von Kutajah: Syrien ägyptisch. Der Vertrag von Unkiar-Skelessi. Das schwarze Meer russischer Binnensee.

2. Ausdehnung der ägyptischen Herrschaft in Arabien und Abessynien. Erneuerter Krieg mit dem Sultan. Sieg Ibrahim's bei Nisib. Mahmud's Tod. Sultan Abdul-Medschid. Frankreich auf Mehemed Ali's Seite. Der Londoner Vertrag. Die englisch-österreichische Flotte. Mehemed Ali erblicher Besitzer von Aegypten.

3. Rußlands Uebergewicht auf dem Continent. Der Panslavismus. Kaiser Nicolaus' Plane zur innern Hebung Rußlands. Anbahnung gesetzlicher bürgerlicher Freiheit. Antagonismus zwischen Rußland und England.

Kap. 5. Deutschland in dem letzten Jahrzehend vor seiner Revolution.

1. Ablösung Hannovers vom englischen Staatsverband. König Ernst August. Der hannöversche Verfassungsstreit. Die Göttinger Siebener. Der Streit über die gemischten Ehen. Die Verhaftung der Erzbischöffe von Köln und von Gnesen. — Tod Friedrich Wilhelm's III.

2. Friedrich Wilhelm IV. Lösung des Kirchenconflicts. Amnestie für politisch Verfolgte. Milderung der Censur. Erweiterung der Provinzialständebefugnisse. Förderung der Wissenschaft. Regierungsprinzipien des Königs. Neue Gährungsstoffe: der Deutschkatholicismus; das Lichtfreundthum. Friedrich Wilhelm IV Schirmer des Protestantismus.

3. Bedenkliche Symptome politischer Paroxismen in Preußen und Sachsen; Verschwörungen in Polen und Galizien. Aufhebung des Freistaats Krakau. — Der vereinigte Landtag in Preußen. Des Königs Grundansicht und die systematische Opposition.

Kap. 6. Die Fortschrittsbewegungen in der Schweiz und in Italien.

1. Die Schweiz in ihren kirchlichen und politischen Gegensätzen. Die Jesuiten in Freiburg und Wallis. Die Klösteraufhebung im Aargau. Der Freischaarenputsch. Der Sonderbund. Tagsatzungsbeschluß. Der Sonderbundskrieg. Bundesrevision und allgemeine Bundesverfassung. Neufchatel's Losreißung von preuß. Hoheit.

2. Italien. Die Umsturzpropaganda Mazzini's. Rom Hauptherd der Bewegung. Pius IX. Seine Concessionen. Ciceruacchio. Die Evviva's. Bewegung gegen die Kirche. Gioberti. Flucht des Papstes nach Gaëta. Revolutionslauffeuer in Sicilien, Sardinien, Toscana und Lombardo-Venetien.

Kap. 7. Frankreich bis zum Sturz der Julius monarchie.

1. Louis Philipp im Glück. Plötzlicher Tod des Herzogs von Orleans. Die künftige Regentschaft für den Grafen von Paris. Mehrung der Angriffe auf Louis Philipp. Die Expedition nach Otahiti. Königin

Pomare. Die Prichard-Entschädigung. — Störung der entente cordiale mit England durch die spanische Heirath.

2. Thiers' Kammerreformplan. Reformbankette. Corruptionsfälle und die Presse. Louis Philipp und Guizot. Verbot des großen Reformbanketts. Beginn der Februarrevolution. Die drei Februartage. Abdankung des Königs und Flucht desselben. Der Sturm auf die Tuilerieen.

3. Die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer. Der eindringende Pöbelhaufe. Die Linke. Die provisorische Regierung. Die neue Republik. Die königliche Familie zu Claremont in England.

Kap. 8. Deutschland im Revolutionsjahr 1848.

1. Die Liberalen und die Radicalen. Der Ruf nach Volksvertretung am Bundestag. Die liberalen Ministerien in den constitutionellen Staaten. Beginn des Aufstandes in Wien. Entfernung Metternich's. Die Aula und die constituirende National-Versammlung. Beginn des Aufstandes in Berlin: der Barrikadenkampf; Abzug der Truppen. Die preußische Nationalversammlung.

2. Die Vertrauensmänner in Heidelberg. Das Vorparlament in Frankfurt. Hecker. Der Beschluß wegen Schleswig-Holstein. Der Fünfziger-Ausschuß. Der erste badische Aufstand.

3. Das deutsche Reichsparlament. Die Parteien darin. Abschaffung des Bundestags. Der Reichsverweser und das Reichsministerium. Aufstellung der Grundrechte. — (Der Kampf in Schleswig-Holstein; Preußens Theilnahme; der Malmöer Waffenstillstand.) Der Barrikadenkampf in Frankfurt.

4. Eröffnung des österreichischen Reichstags in Wien. Die Slavenbewegung in Böhmen. Die Parteien im österreichischen Reichstag. Der beginnende Abfall Ungarns. Kossuth's Magyarenthum.

5. Stand der Revolution in Italien, Aufstände in Mailand, in Venedig und in Neapel. Einfall des Sardenkönigs in die Lombardei. Radetzky's Sieg bei Custozza. Waffenstillstand.

6. Die Revolution in Ungarn. Kossuth. Ermordung Lambert's in Pesth. Aufstand des Wiener Pöbels: Ermordung Latour's. Anarchie. Belagerung und Erstürmung Wien's. Standrecht. Robert Blum.

7. Das Unwesen der Demokraten in Berlin: Pöbelexcesse. Das Ministerium Brandenburg und Manteuffel. Die preußische Reichsversammlung in Brandenburg. Die klein- und großdeutsche Partei im Frankfurter Parlament. Oesterreich als Gesammtstaat.

8. Das kleindeutsche Programm. Die deutsche Reichsverfassung. Die Kaiserwahl. Preußen's Ablehnung. Die republikanisch-revolutionären Bewegungen in der Pfalz, in Baden, Württemberg und Hessen.

Bewaffnetes Einschreiten Preußens. Austritt der Kleindeutschen und der Oesterreicher aus dem Parlament. Das Rumpfparlament und sein klägliches Ende.

9. Der Revolutionskrieg in Ungarn. Anfängliche Vortheile der österreichischen Heere; dann Siege der Insurgenten. Errichtung der Republik. Kossuth, Dictator. Rußland's Hülfe. Gemeinsame Bekämpfung des Aufstandes. Görgey's Waffenstreckung. Kossuth's Flucht nach der Türkei. Reaction.

10. Erneuerter Kampf in Italien: Einfall des Sardenkönigs in der Lombardei. Radetzky's Sieg bei Novara. Friede. Einnahme Venedig's. Die Revolution in Rom. Flucht des Papstes. Die Mazzinische Republik. Die Oesterreicher in den Legationen; die Franzosen in Rom. Reaction. Rückkehr des Papstes.

11. Deutschland ohne Centralorgan. Die preußische Union. Die Gothaer. Das Dreikönigsbündniß. Das Erfurter Parlament. Das österreichische Bundesplenum in Frankfurt. Die kurhessische Verfassungsfrage. Zusammenstoß der Preußen und Oesterreicher auf hessischem Gebiet. Die Mahnungen Rußlands. Preußens Resignation. Die Olmützer Punctationen. Wiederaufrichtung des deutschen Bundestags. Fort- und Ausgang des schleswig-holsteinischen Kriegs.

12. Das centralisirte Oesterreich; der Reichsrath; die Landesverfassungen der Kronländer. Zoll- und Handelsvertrag mit Preußen. Die revidirte Verfassung in Preußen. Hannover im deutschen Zollverein.

Kap. 9. Frankreichs zweite Republik und zweites Kaiserthum.

1. Lamartine und die Rothen. Die Nationalwerkstätten. Die mobilen Nationalgarden. Drohender Bankerott. Die demokratische Republik. Der Juni-Aufstand der Rothen. Der viertägige Barrikadenkampf. Besiegung des Aufstands. Cavaignac's Präsidentschaft.

2. Die neue Constitution. Louis Napoleon Präsident. Wiederholter Aufstand der Rothen. Beschränkung der republikanischen Freiheiten.

3. Fusionsbestrebungen der Orleanisten und Legitimisten. Der Staatsstreich vom 2. Dezember. Allgemeine Volksabstimmung: Louis Napoleon Präsident mit dictatorischer Gewalt. Seine Reisen in Südfrankreich. Das Plebiscit: Wiederherstellung des Kaiserthums. Napoleon III und Kaiser Nicolaus. Napoleons friedliche Haltung.

Kap. 10. Die orientalische Frage und ihre vorläufige Beilegung durch den orientalischen Krieg.

1. Zustand des türkischen Reichs seit den Reformen Mahmud's III. Re-

schid Pascha. Die Alttürken. Der Streit über die heiligen Stätten. Napoleons Forderung. Die Theilungsvorschläge des Kaisers Nicolaus: seine Verrechnung. Der montenegrinische Krieg. Oesterreichs Dazwischentreten. Rußlands Auftreten: Mentschikoff und das Ultimatum. Die Russen in den Donaufürstenthümern.

2. Die französisch-englische Flotte bei den Dardanellen. Die Wiener Conferenzen. Der Krieg an der Donau. Aufstand der Griechen. Die Russen in der Dobrudscha. Kriegserklärung der Westmächte.
3. Die Belagerung von Silistria. Rückzug der Russen auf ihr Gebiet. Besetzung der Donaufürstenthümer durch Oesterreich. Die vier Garantiepuncte. Vergebliche Anstrengung der verbündeten Flotte in der Ostsee.
4. Der Angriff auf die Krim. Die Siege der Verbündeten an der Alma und bei Inkermann. Der Decembervertrag mit Oesterreich. Preußens Neutralität. Die Wiener Conferenz und die vier Garantiepuncte. Der Tod des Kaisers Nicolaus.
5. Kaiser Alexander II. Auflösung der Conferenz. Sardinien zur Coalition. Steigerung der entente cordiale. Der Kampf vor Sebastopol. Eroberung der Südseite. Moralisches Uebergewicht Frankreichs. Oesterreichs Vermittlungs-Ultimatum. Die Russen in Kars. Alexanders Annahme des Ultimatums. Die Conferenzen in Paris.
6. Der Pariser Friede und seine Bedingungen.

Kap. 11. Innere Physiognomie der neuesten Zeit und Character der Gegenwart mit besonderer Beziehung auf Deutschland.

1. Zunehmender Abfall vom Glaubensgrund. Die Philosophie in ihrer vollen Ausartung. Die hegel'sche Linke. Skepticismus und Atheismus auf schöngeistigem Gebiet. Rehabilitation des Fleisches. Jungdeutschland.
2. Die volksthümliche Literatur. Dorfnovellistik. Erzählungsliteratur. Die Epigonenpoesie. Christliche Dichter.
3. Wendung der Philosophie in einem Theil ihrer Pfleger. Schelling's letzte Phase. Franz Baader.
4. Die Theologie der Neuzeit. Die schleiermacher'sche Rechte. Die unionistischen Theologen. Die Prämissen und Folgen der Revolution v. J. 1848 in sittlicher und socialer Hinsicht. Rückkehr Vieler zum Offenbarungsglauben. Der evangelische Kirchentag; der Congreß für innere Mission. Andere Vereine. Thätigkeit für die Heidenmission.

5. Fortgang der Zersetzung positiver Elemente. Der moderne Materialismus und Bekämpfung desselben. Noth der Einigkeit. Stellung der römischen Kirche. Das Concordat in Oesterreich. Bekenntnißlosigkeit und Bekenntniß. Die allgemeine Kirche. Ausblick auf die Zukunft.

Drei und zwanzigstes Buch.

Die Zeit des politischen Gleichgewichts der um das Uebergewicht sich bekämpfenden Mächte in Europa.

(Vom Beginn des spanischen Erbfolgekriegs bis zum Ausgang des siebenjährigen Kriegs.)

---

1. Kapitel.

Der spanische Erbfolgekrieg: Frankreichs Erschütterung und Habsburgs Minderung.

1. Ludwig's XIV Absichten auf die spanische Erbfolge. Das Testament und der Tod Karl's II. Die Kronbewerber. Philipp von Anjou. Die Franzosen in Spanien und in den Niederlanden. Stellung der Parteien. Die große Allianz. Die Franzosen in Savoyen und Modena. Oesterreich in Italien.

Der Fürst, der im letzten Drittheil des 17. Jahrhunderts durch seine Trug= und Scheinkünste halb Europa in Schaden und Schande gebracht, sollte endlich, von seinem Glück eine Zeit lang verlassen, selber in eine Noth gerathen, wie er sie lange her Andern bereitet hatte: Ludwig's XIV Stolz und Uebermuth, womit er Fürsten und Völker unter sich gebeugt, sollte nunmehr die äußerste Demüthigung erfahren, sein Despotenwille gebrochen, sein Machtbau im untersten Grunde erschüttert werden.

Lange her schon hatte er ein Ereigniß vorausgesehen, dessen Eintritt eine weitere Stufe zu seiner Machterweiterung bezeichnen sollte. Es war dies das kinderlose Ableben des schwachen, meist kränklichen Königs Karl II von Spanien, das die seit dem Ryßwicker Frieden eingetretene Ruhe Westeuropa's auf lange hinaus störte.

Obgleich Spanien und Oesterreich durch das Familienband ihrer Herrscher und durch ihre gemeinsamen, gegen den Protestantismus gerichteten Religionsinteressen verbunden waren, so blieben sich doch beide Länder durch ihre Lage, beide Völker durch Sprache und Sitten sehr ferne, so daß, wann deutscher oder spanischer Vortheil in irgend einem Stücke wider einander stießen, die Verwandtschaft keinen Austrag gab.

Bereits ist erwähnt worden, daß Philipp's IV älteste Tochter, Maria Theresie, bei ihrer Vermählung mit Ludwig XIV auf die Erbfolge in Spanien hatte Verzicht leisten müssen, um die Vereinigung der spanischen Krone mit der französischen in der Nachkommenschaft Ludwig's zu verhindern. Es war diese Verzichtleistung allerdings unter der Bedingung einer „Mitgift in Geld" geschehen, die aber von Spanien nie ausbezahlt, von Frankreich absichtlich nicht mehr gefordert wurde, um späterhin desto eher mit Ansprüchen auf die Erbfolge in Spanien hervortreten zu können.

Vergebens hatte Ludwig XIV seinen Schwiegervater zur Zurückgabe des Verzichtwortes zu bewegen gesucht; vielmehr suchte Philipp IV, unzufrieden mit dem übermüthigen Schwiegersohne, durch die Vermählung seiner zweiten Tochter Margaretha Theresia mit dem Kaiser Leopold I das Erbfolgerecht dem deutsch-habsburgischen Hause zuzuwenden. Als diese Kaiserin starb, war aus der Ehe ihrer Tochter Maria Antonia mit dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern ein Prinz, Joseph Ferdinand, vorhanden, der als Urenkel Philipp's IV Anspruch auf die Thronfolge hatte, damals aber noch ein Kind war.

Doch auch Kaiser Leopold selbst behauptete als Sohn einer ältern Schwester Philipp's IV ein Anrecht an den spanischen Thron zu haben, das er auf seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, übertragen zu wollen erklärte.

Nun aber hatte Ludwig XIV längst die spanische Erbfolge für seinen und seiner obengenannten Gemahlin Enkel, den zweiten Sohn des Dauphin, den Herzog Philipp von Anjou, im Auge. Schon mehrere Jahre zuvor hatte er — unter der Vermittlung Wilhelms von England, des damaligen Hauptwächters über das Gleichgewicht und die Ruhe Europa's — mit dem Kaiser Unterhandlungen ange-

knüpft, die bei dem vorauszusehenden kinderlosen Tode des Königs Karl II eine Theilung der gesammten spanischen Monarchie zum Ziele hatte.

Durch diese Absichten verletzt und die Furcht seiner Großen vor einer Theilung der Monarchie kennend, hätte Karl II gern seine österreichischen Verwandten bedacht, wenn nicht die österreichische Partei am spanischen Hofe (besonders seine Mutter und seine Gemahlin) durch ein anmaßendes Betragen sich den spanischen Großen verhaßt gemacht hätte. Daher zog er es vor, unter Beistimmung seiner Räthe und Günstlinge, den genannten Kurprinzen von Bayern zu seinem Nachfolger zu ernennen unter der Bedingung, daß derselbe keine Theilung gestatte.

Allein der Kaiser wollte diese Verfügung nicht anerkennen und knüpfte mit Ludwig XIV die frühern Theilungsverhandlungen wieder an, zeigte aber dabei keinen rechten Ernst, da er im Grunde die spanische Monarchie ungetheilt zu bekommen wünschte.

Wider alles Erwarten starb inzwischen der Kurprinz von Bayern (in einem Alter von 7 Jahren) und nun unterhandelte Ludwig mit England und Holland über einen neuen Theilungsvertrag, nach welchem der Erzherzog Karl Spanien, Indien und die Niederlande, der Dauphin Neapel und Sicilien, die spanische Landschaft Guipuzkoa und das Herzogthum Lothringen bekommen, der Herzog von Lothringen aber durch Mailand entschädigt werden sollte. Allein als der Kaiser zum Beitritt eingeladen wurde, verweigerte er seine Zustimmung.

Da aber die Spanier selbst einer Zerstücklung ihres Reiches abgeneigt waren, und in einer Verbindung mit dem mächtigen Frankreich mehr Gewähr für die Erhaltung ihrer auswärtigen Besitzungen erblickten, so ließ sich Karl II von seiner spanischen Umgebung, so wie auch von dem Papst Innocenz XII bestimmen, hinter dem Rücken seiner Gemahlin und der deutschösterreichischen Partei des Hofes, in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou als Erben der Gesammtmonarchie zu bezeichnen.

Der Eilbote, der mit der Testamentsverfügung nach Frankreich gesendet wurde, hatte den Auftrag, im Fall Ludwig dieselbe nicht unbedingt annehmen wolle, mit derselben an den österreichischen Hof zu gehen und den Thron dem

Erzherzog Karl anzubieten. Für Ludwig XIV war nun die Entscheidung doch nicht so leicht, weil er voraussah, daß er nach der Annahme des Anerbietens mit den Mächten, mit denen er schon über die Theilung verhandelt hatte, in einen Krieg gerathen würde. Doch aber wollte er noch weniger die Vergrößerung des österreichischen Hauses fördern, und so unterzeichnete er, und als wenige Wochen darnach Karl II (erst 39 Jahre alt) starb, proclamirte er seinen 18jährigen Enkel als Philipp V von Spanien.

Wirklich war die Stimmung in einigen Provinzen Spaniens, namentlich in Aragonien, so unzweideutig für den französischen Prinzen, daß dieser, als er in Spanien erschien, nirgend ein Hinderniß fand und unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Madrid hielt.

Zu gleicher Zeit, als Ludwig seinen Enkel nach Spanien entsandte, ließ er in der Stille französische Truppen in die vertheidigungslosen spanischen Niederlande einrücken und viele belgische Gränzfestungen besetzen, die ihm der bayrische Kurfürst, als Statthalter der Niederlande, heimlich öffnen ließ: denn dieser ehrgeizige Fürst, der seinen großen Kriegsruhm im Türkenkrieg (XXI. 5, 1) gewonnen hatte, war von ihm durch das Versprechen gewonnen worden, daß ihm der erbliche Besitz der Niederlande zufallen sollte. In jenen Festungen befanden sich noch vom letzten Kriege her holländische Besatzungen, welche Ludwig nicht eher entließ, bis sie seinen Enkel als König von Spanien anerkannt hatten.

Mit den holländischen Generalstaaten selbst knüpfte er wegen Anerkennung des neuen spanischen Königs Unterhandlungen an, die er absichtlich in die Länge zog, um nicht die Zahl seiner Feinde zu früh zu vermehren, denn auf viele Verbündete konnte er nicht rechnen. Wenn auch außer dem Kurfürsten von Bayern sich noch der Bruder desselben, der Kurfürst Joseph Clemens von Köln, gleichfalls so vergaß, daß er gegen hohe Versprechungen sich reichsfeindlichen Interessen hingab und französische Truppen unter dem Vorwand, des deutschen Reiches Ruhe zu erhalten, in sein Land aufnahm: so konnte doch Ludwig auf die übrigen deutschen Fürsten, die von ihm so schwere Unbilden erlitten hatten, nicht rechnen, selbst nicht auf die beiden Herzoge von Braunschweig-Wolffenbüttel, die ihm zwar gegen Geldzahlungen Mannschaft zu stellen versprochen hatten, aber

von ihrem Vetter, dem Kurfürsten von Hannover, davon abzustehen gezwungen wurden.

Ebenso konnte er von den italienischen Staaten, so sehr sie mit Haß gegen Oesterreich erfüllt waren, doch wesentlich nur auf den Herzog Victor Amadeus von Savoyen rechnen, den er dadurch gewann, daß er dessen zweite Tochter zur Gemahlin für Philipp V ersah.

Der König Wilhelm von England, Ludwig's kräftigster Gegner, wollte dem Ehrgeiz desselben sogleich entgegentreten; aber die ihm abgeneigte Torypartei bestimmte das Parlament zur Verweigerung der Subsidien. Daher erkannte er zwar Philipp V an, hoffte aber den Widerstand des Parlaments noch zu besiegen. Dazu trug Ludwig's Unklugheit selbst bei: denn als er dem sterbenden Exkönig Jakob II (S. XXI. 9, 4.) versprach, seinen Sohn als Jakob III für den rechtmäßigen Erben des englischen Throns zu erkennen, da wurde der Nationalstolz der Engländer rege und das Parlament gewährte nun die ausreichenden Mittel zu einem Kriege. Daher schloß Wilhelm mit dem Kaiser Leopold am am 7. Sept. 1701 die sogenannte große Allianz, welcher sogleich die holländischen Generalstaaten, der König von Dänemark, der König Friedrich I von Preußen und der Kurfürst von Hannover beitraten.

Dänemark betheiligte sich, weil Anna, die Gemahlin des dänischen Prinzen Georg, Anwartschaft auf den englischen Thron hatte. Der Kurfürst von Hannover (Braunschweig-Lüneburg) war dem Kaiser verpflichtet, weil dieser für ihn die neunte Kur errichtet hatte und ihn in seiner neuen Würde gegen die Eifersucht vieler deutschen Fürsten schützte. — Der bisherige Kurfürst Friedrich III von Brandenburg und Herzog von Preußen (des „großen Kurfürsten“ Nachfolger) hatte, dem allgemeinen Streben der Fürsten nach Vergrößerung folgend, seinen Ehrgeiz in eine nach französischem Muster eingerichtete prunk- und prachtvolle Hofhaltung gesetzt und den Kaiser um den, übrigens nicht blos jenem Glanz, sondern auch der wirklichen Bedeutung seiner Stellung entsprechenden Königstitel ersucht. Leopold gestand ihm denselben unter der Bedingung zu, daß er ihn in dem bevorstehenden Kampf unterstütze. Daher beeilten sich auch England und Holland, den neuen König von Preußen anzuerkennen; auch Dänemark, Polen, Rußland, die Schweiz und die meisten deutschen Füsten weigerten ihm die Anerkennung nicht, so daß er am 18. Jan.

1701 zu Königsberg als König Friedrich I sich unter großen Feierlichkeiten die Krone selbst aufsetzte, die von nun an einen wichtigen Platz unter den alten Kronen Europa's einnehmen sollte. (Siehe unten XXIII. 7, 1.) (Schwedens Anerkennung folgte 1704, die Frankreichs und Spaniens beim Utrechter Friedensschluß.) — Kurmainz, Kurtrier und Kurpfalz waren treu dem Kaiser ergeben. Der Kurfürst von Sachsen konnte zwar dem Bunde keine Hülfe leisten, weil er eben von dem König Karl XII von Schweden bedrängt war, stimmte aber stets für den Kaiser. — Das deutsche Reich, als solches, hielt sich noch zurück, und der schwäbische, fränkische, mittel- und oberrheinische Kreis traten in ein Neutralitätsbündniß zusammen.

Diese Allianz hatte anfangs nur den Zweck, Spanien zur Abtretung einer Anzahl belgischer Gränzfestungen zum Schutze Hollands und einer Anzahl mailändischer Festungen zum Schutze der österreichischen Besitzungen in Italien, ferner zur Oeffnung des spanischen Amerika für den englischen und holländischen Handel, so wie endlich zu der Garantie zu vermögen, daß Spaniens und Frankreichs Krone nicht auf Ein Haupt kommen sollte. Für sich aber gieng der Kaiser weiter und forderte, — festhaltend an den Grundsätzen des deutschen Lehnrechts und sich für berufen haltend, um jeden Preiß den Uebergang der spanischen Macht an Frankreich zu verhindern, — die Herausgabe des spanischen Erbes für sein Haus; und zugleich ließ er, um dieser Forderung Nachdruck zu geben, Truppen in Italien einrücken, wo bereits Savoyen und Modena französische Truppen bei sich aufgenommen hatten.

Leopold's Biograph Rink erwähnt als etwas Bemerkenswerthes, daß dieses der erste Krieg gewesen, in welchem der Kaiser zuerst losgeschlagen habe, weßhalb er ihn denn auch mit ernster Vorbereitung begonnen und offen gesagt habe: „Weil er die Sache Gott täglich in seinem Gebete vorgetragen habe, so fühle er einen rechten Trieb und Inspiration zu diesem Kriege, so daß er an dem göttlichen Willen und Segen ferner nicht zweifeln könne.“

Hiemit war der Anfang zum spanischen Erbfolgekrieg gemacht, der 13 Jahre dauern und für den französischen Machtbestand so erschütternd werden sollte, weil Frankreichs Geldquellen durch die früheren Kriege fast erschöpft, Spaniens Wehrkräfte durch die Mißregierung seiner letzten Könige ganz in Verfall waren und das zu vertheidigende Terrain durch seine Ausdehnung so große und combinirte Anstrengungen nöthig machte.

2. König Wilhelm's Tod. Königin Anna. Marlborough in den Niederlanden. Eugen's Siege in Italien. Savoyen's Wendung gegen Frankreich. Beitritt des deutschen Reichs zur Allianz. (Der Camisardenkrieg in den Cevennen.)

Obgleich nun König Wilhelm's unerwarteter Tod (er starb an einem Sturz vom Pferde d. 19. März 1702) für Ludwig XIV ein günstiges Ereigniß zu seyn schien, so änderte es doch nichts an den Entschlüssen der Verbündeten: denn Wilhelm's Schwägerin, die nunmehrige Königin Anna, stand ganz unter dem Einfluß des damaligen Grafen und nachmaligen Herzogs von Marlborough (spr. Mahlböroh), dessen Gemahlin ihre Freundin war, und der als Hauptleiter des fortbestehenden Whigministeriums bereits vom König Wilhelm an die Spitze der englisch-holländischen Kriegsmacht gestellt worden war, die sich in den Niederlanden sammelte.

John Churchill, Graf von **Marlborough**, geb. 1650, war anfangs Page des Herzogs von York (nachmaligen Jakob's II), machte dann im holländisch-französischen Kriege unter Türenne seine Kriegsschule, erlangte die Gunst Karl's II, und wurde unter Jakob II General, schloß sich aber bei der englischen Revolution an Wilhelm III an und diente demselben im Kriege gegen Ludwig XIV in Flandern. Weil man aber eine Correspondenz mit dem Exkönig Jakob II entdeckte, woraus man ihn beschuldigte, daß er jenem wieder zum Thron verhelfen wollte, so ließ ihn Wilhelm verhaften, gab ihn aber wegen Mangels an hinreichendem Beweis frei und schenkte ihm allmählig wieder sein ganzes Vertrauen. — Die Stärke und Lebendigkeit seines Geistes und die männliche Schönheit und Kraft seines Leibes verhalfen ihm zu der hohen Stellung, die er einnahm, und in dieser zu dem außerordentlichen Kriegsruhm, den er sich im spanischen Erbfolgekrieg erwarb, an dessen Beginn und Fortsetzung seinem Ehrgeiz Alles gelegen war. Er verstund es die widerstrebenden Ansichten zu vereinigen, und wurde ein Hof wankend oder gegen den Bundeszweck gleichgültig, so wußte er ihn durch seine hinreißend anmuthige Persönlichkeit und Ueberredungskraft bald wieder zu gewinnen oder zurechtzubringen.

Der Kampf in Italien wurde durch den als Türkenbezwinger bekannten kaiserlichen Feldherrn Eugen von Savoyen eröffnet, welcher nach kühner Uebersteigung der Alpen den französischen Marschall Catinat bei Carpi und nach dessen Abberufung den Marschall Villeroi (den Günstling der alten Frau von Maintenon) bei Chiari schlug und dadurch die meisten

italienischen Fürsten bestimmte, sich mehr der Sache des Siegers zuzuneigen.

Prinz Eugen von Savoyen, aus einer Seitenlinie des regierenden Hauses Savoyen, jüngster Sohn eines französischen Statthalters der Champagne und einer Nichte des Cardinals Mazarin, geb. d. 18. Oct. 1663, war wegen schwächlicher und kleiner Leibesgestalt zum geistlichen Stande bestimmt, gewann aber der Theologie keinen Geschmak ab, sondern studierte lieber die alten Geschichtschreiber, deren Kriegshelden mit ihren Thaten seine Seele entflammten. Da seine Brüder bereits an der Spitze von Regimentern standen, erbat er sich von Ludwig XIV auch eines. Dieser aber rieth ihm, in Betracht seiner unansehnlichen Gestalt, lieber bei der Theologie zu bleiben. Als aber im J. 1683 die Türkennoth viele nach Wien trieb, um dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, befand er sich auch darunter und zeichnete sich gleich bei dem Ansturm Sobiesky's und Karls von Lothringen auf die vor Wien lagernden Türken so sehr aus, daß ihm der Kaiser ein Dragoner-Regiment anvertraute. Damit diente er (obgleich ihn die Soldaten anfangs nur den „kleinen Capuciner" hießen) unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Herzog Karl von Lothringen, und empfahl sich diesen bewährten Feldherren durch sein Genie so, daß ihn Leopold im dritten Raubkrieg Ludwig's XIV 1688 in Italien dem Catinat entgegenstellte, ihm dann die Feldmarschallswürde ertheilte und ihn im Türkenkrieg verwendete, in welchem er durch seinen glänzenden Sieg bei Zentha (XXIII. 3, 2.) so großen Ruhm ärntete, daß Ludwig XIV ihm die größten Anerbietungen an Würden und Geld machen ließ, um ihn in seine Dienste zu ziehen. Eugen blieb dem Kaiser treu und ließ dem französischen König sagen, der kaiserliche Feldmarschallstab sey ihm so viel werth, als ein französischer, und Geld brauche er nicht: denn so lang er seinem Herrn treu diene, werde er stets haben, was er bedürfe.

Ungeachtet seines großen Feldherrntalents war er doch so bescheiden, daß er sich nie über Andere erhob. Alle seine Anordnungen zeugten von der klarsten Einsicht, der verständigsten Berechnung und ruhigsten Besonnenheit: nichts entgieng ihm und sein „Falkenblick war von seinen Offizieren so gefürchtet, wie sein ungeheures Gedächtniß." Unermüdet thätig entwarf er mit Kopf und Hand alle seine Plane und suchte dabei das Leben seiner Soldaten nach Möglichkeit zu schonen, wie er denn sich jedes Einzelnen, besonders der Kranken und Verwundeten, sorgsam annahm, so daß ihn die Soldaten eben so liebten, als durch Gehorsam ehrten. Die Strapatzen hatten allmählig seinen schwächlichen Körper gestärkt und seine Gesichtsfarbe gebräunt, und weil er sich gerade hielt, Jeden scharf ins Gesicht faßte, mit starker Stimme kommandirte und mit großer Gewandtheit allenthalben, wo es galt und fehlte, mit Rath und Hülfe zugegen war, so vermißte keiner der Seinen das, was ihm an körperlichem Ansehen abgieng.

Als vollends Eugen durch einen geschickten Handstreich den unvorsichtigen Villeroi mitten in Cremona aufheben und gefangen durch Tyrol nach Wien abführen ließ, und auch der geschicktere Nachfolger desselben, der Marschall Herzog von Vendôme, nicht viel ausrichtete: so begab sich der junge König Philipp V persönlich nach Italien, um die französische Partei zu befeuern, was ihm in Mailand und in Neapel einigermaßen gelang. Allein da er in einer Zusammenkunft der Häupter seines Anhangs, seinem Schwiegervater, dem Herzog von Savoyen, weil derselbe kein König war, weder einen Armstuhl bot, noch die rechte Seite gönnte, so entfremdete er sich durch solchen thörichten Stolz diesen Fürsten so, daß derselbe von nun an darauf dachte, die französische Partei zu verlassen, zumal ihn schon länger her der Uebermuth der französischen Generale empörte, die ihn wie einen Untergeordneten behandelten.

Die Erfolge Eugen's in Italien trugen viel dazu bei, daß nun auch das gesammte deutsche Reich den 6. Oct. 1702 an Frankreich den Krieg erklärte. Auch Victor Amadeus von Savoyen trat noch in diesem Jahre zum Kaiser über.

Weil er dabei auch die Waldenser, obgleich er sie vorher, Frankreich zu Gefallen, verfolgt hatte, zu den Waffen rief, so ergriff diese Bewegung auch die Hugenotten in den Cevennen, die dort jenen Camisardenkrieg veranlaßten, dessen Verlauf und Ausgang schon oben (XXII. 5, 3.) angegeben werden ist und der, wenn nicht die Kraft der Protestanten im übrigen Frankreich durch die vorangegangenen Verfolgungen schon gebrochen gewesen wäre, dem Könige Ludwig noch größere Noth hätte bereiten können. Kostete ihm doch dieser Cevennenkrieg mehrere der besten Heere und hätte sich leicht noch in die Länge ziehen können, wenn nicht zuletzt Marschall Villars die Empörten durch kluge Milde zur Ruhe gebracht hätte.

Im Ubrigen waren die französischen Waffen in Italien glücklicher, und besonders schwer mußte Savoyen seinen Abfall durch den Verlust seiner meisten Plätze büßen. Dem Ganzen trugen aber diese Vortheile nicht viel aus, weil diese italienischen Eroberungen unverhältnißmäßig viele Mannschaft kosteten.

3. Villar's Vereinigung mit dem Kurfürsten von Bayern. Mißglückter Versuch auf Tyrol. Tallard's Anzug. Vereinigung Marlborough's und Eugen's. Niederlage der Bayern am Schellenberg. Marlborough's und Eugen's Sieg bei Höchstädt. Tod Leopold's I. Joseph I.

Unterdessen hielt Marlborough mit dem 100,000 Mann starken, meist aus Holländern und Deutschen bestehenden Heere der Verbündeten fast ganz Belgien besetzt, da der ihm gegenüberstehende Boufflers jede Schlacht vermied. Auch am Mittelrhein konnte Catinat dem Markgrafen Ludwig von Baden, der die Reichstruppen und einen Theil des kaiserlichen Heeres befehligte, nicht widerstehen, sondern mußte sich bis Straßburg zurückziehen und dem Kaiser die von Melac vertheidigte Festung Landau preißgeben, die der Markgraf im Beiseyn des jungen römischen Königs Joseph, Kaiser Leopold's Sohn, durch eine Bresche zur Capitulation zwang.

Es mochte für die deutschen Sieger ein genugthuender Anblick gewesen seyn, zu sehen, wie General Melac, der bekannte Mordbrenner der Pfalz, bei seinem Abzug aus Landau mit dem Degen vor dem römischen Könige salutirte, dann vom Pferde stieg, sich vor ihm niederkniete und dessen Stiefel küßte, wobei er eine zierliche Anrede hielt, die Joseph kurz beantwortete.

Aufgebracht über diese Nachtheile ertheilte Ludwig XIV dem General Villars, dem letzten Feldherrn aus Türenne's Schule, den Befehl über den Rhein in Schwaben einzudringen und sich dort mit dem Kurfürsten von Bayern zu vereinigen, um den Krieg in's Innere von Deutschland zu spielen und wo möglich in das Herz von Oesterreich zu bringen. Denn zwei Tage vor der Capitulation von Landau hatte Maximilian Emanuel die Neutralitätsmaske abgelegt und sich durch einen Handstreich der Reichsstadt Ulm bemächtigt.

Zweimal machte Villars vergebens den Versuch, dem Befehle zu genügen. Endlich — während der General Tallard Trier einnahm und, ohne die Neutralität des Herzogs von Lothringen zu beachten, Nancy besetzte, — erzwang Villars gegen den Markgrafen den Rheinübergang bei Kehl, drang, mit dem Marschallsstab beehrt, kühn durch die Schwarzwaldspässe und vereinigte sich bei Tuttlingen mit dem Kurfürsten von Bayern.

Beide aber konnten sich über den weitern Kriegsplan nicht vereinigen: der Marschall rieth dem Kurfürsten in Oesterreich einzudringen, um den in Ungarn von dem Grafen Ragoczy auf Ludwigs XIV geheimen Betrieb angeregten Aufstand zu unterstützen. Der Kurfürst aber wollte Tyrol besetzen und dem Herzog von Vendôme am Po die Hand bieten. Endlich entschied Ludwig für die Ansicht des Kurfürsten und gebot dem Marschall, in der Zwischenzeit Bayern zu decken.

Hierauf rückte der Kurfürst in Tyrol ein, eroberte Kuffstein, das dabei in Flammen aufgieng, besetzte Innsbruck, erstürmte die Ehrenburger Clause und war schon im Begriff, den Brenner zu übersteigen, als die Tyroler sich unter Martin Sterzinger mannhaft erhoben und, von den Oesterreichern unterstützt, die Bayern zum Rückzug nöthigten, so daß der Kurfürst nur noch mit der Hälfte seines Heeres nach Bayern zurückkam.

Die aufopfernde Liebe der Tyroler zu ihrem Vaterland und angestammten Fürstenhaus zeigte sich in diesem ersten bayrischen Ueberfall in einem glänzenden Lichte, und traurig war das Loos derer, die eroberungssüchtig in ihr Gebirgsland eingedrungen waren, indem Tausende von ihnen durch die, von allen Felsenhöhen auf sie herabgeworfenen Steine und Baumstämme zerschmettert oder von den unversehenen Kugeln dieser sicher zielenden Schützen, ohne sich wahren zu können, dahin sanken. Ein Tyroler hatte es auch auf den Kurfürsten abgesehen und hinter einer Anhöhe (bei der sogenannten Martinswand) hervor den Stutzen auf ihn angelegt, so daß er unzweifelhaft des Todes gewesen wäre, wenn nicht der edle Graf Arco, der die Gefahr gewahrte, seinen Platz neben dem Knrfürsten gewechselt hätte und auf dessen andere Seite geritten wäre, um ihn zu decken. Denn da er prächtigor gekleidet war, als der Kurfürst, so hielt nun der feindliche Schütze ihn für den Fürsten und verharrte in der Schußrichtung, aus der nun dem Grafen der Tod kam.

Inzwischen war der Markgraf mit dem Reichsheere vom Rhein her nach Bayern gezogen und besetzte Augsburg, während ein österreichisches Heer unter Styrum den Marschall Villars beobachtete, der bei Lauingen verschanzt war. Beide hatten eine so günstige Stellung, daß dem bayrisch-französischen Heere die Zufuhr abgeschnitten war und nur das falschberechnete Vorrücken der Oesterreicher ihm Luft machte. Dem fortdauernden Zwist zwischen Villars und dem Kurfürsten machte nun Ludwig

XIV dadurch ein Ende, daß er den Villars zurückrief und ihn durch den Marschall Marsin ersetzte, worauf durch gemeinsame Anstrengung wenigstens Augsburg den Verbündeten entrissen wurde.

Nichts desto weniger war der Kaiser durch den Aufstand in Ungarn, durch die drohende Stellung der Schweden gegen Sachsen und Polen und zuletzt durch Verluste am Rhein, — wo Marschall Tallard nicht nur Breisach genommen, sondern auch Landau wieder erobert hatte und sich anschickte, dem Kurfürsten von Bayern zu Hülfe zu ziehen, — in nicht geringer Bedrängniß.

Um ihn daher aus derselben zu reißen, sollte durch eine Vereinigung Marlborough's und Eugen's der Feind zunächst aus Deutschland geworfen werden. Mit Mühe erhielt Marlborough von den Generalstaaten die Bewilligung bis an die Mosel vorzugehen. Dort machte er, um die Franzosen zu täuschen, einen Scheinzug gegen Trier, wandte sich dann aber plötzlich nach Mainz und von da nach Heilbronn am Neckar, wo sich Eugen von Italien her und der Markgraf vom Rhein her im Juni 1704 mit ihm vereinigten, so daß und nun diese drei großen Feldherren sich über die weitern Kriegsoperationen um so leichter verständigten, da zwischen ihnen ein gutes Vernehmen herrschte, wie sie es denn auch an gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen nicht fehlen ließen.

Während nun Eugen den Rhein deckte, rückte Marlborough mit dem Markgrafen an die Donau und als ihnen hier eine Abtheilung von 12000 Bayern unter Arco den Uebergang wehren wollte und sich am Schellenberg (bei Donauwörth) zu verschanzen anfieng, so schlugen sie dieselbe in einer einzigen, aber blutigen Stunde so, daß sie mit Verlust ihres Gepäckes und Geschützes nach Lauenburg flohen. Dort hatte das vereinigte Heer der Bayern und Franzosen eine feste Stellung und erwartete den von Flandern herrückenden Villeroi, dessen Vereinigung mit ihnen aber Prinz Eugen glücklich zu verhindern wußte.

Ungeduldig, sein Bayern vom Feinde befreit zu sehen, bewog nun der Kurfurst den Marschall Marsin, mit ihm die bisherige Stellung zu verlassen und in die Nähe von Augsburg zu ziehen. Noch einmal forderte Marlborough den Kurfürsten wohlmeinend und ernstlichst auf, seine Verbindung mit Frankreich aufzugeben,

und bot ihm die billigsten Bedingungen. Allein er verwarf sie. Als sodann Marlborough, um ihn nachgiebig zu machen, anfieng Bayern zu verheeren, und nun die Kurfürstin weinend ihren Gatten nachzugeben bat, ja selbst seine Räthe zur Versöhnung mit dem Kaiser riethen, da wurde er schwankend. Allein die Gegenvorstellung Marsin's und die Ankunft Tallard's mit einer bedeutenden Hülfsmacht bewog ihn, alle Friedensvorschläge zu verwerfen und mit den beiden Marschällen in der Ebene von Höchstädt dem Feinde eine Schlacht anzubieten.

Allein unterdessen war Eugen vom Rhein her hinter dem Marschall Tallard hergezogen und hatte sich mit Marlborough wieder vereinigt, der inzwischen den alten Markgrafen, um durch seine Bedächtlichkeit nicht behindert zu seyn, beredet hatte, die Belagerung von Ingolstadt zu übernehmen. Darauf zogen beide gegen den Feind und lieferten ihm den 13. Aug. 1704 die entscheidende Schlacht bei Höchstädt und Blenheim, in welcher die Franzosen und Bayern so auf das Haupt geschlagen wurden, daß 2000 todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde blieben, 15000 Franzosen vor Schrecken das Gewehr streckten und selbst Marschall Tallard und sein Sohn mit 818 Offizieren gefangen wurden.

Auch die reiche Kriegskasse, mehr als 5000 Proviant- und Munitionswägen, über 140 Geschütze, 200 Fahnen und Standarten wurden erbeutet. Der Ruhm, den Marlborough durch diesen Sieg errang, erfüllte ganz Europa und bewog den Kaiser, ihn in den Reichsfürstenstand zu erheben. Das menschenfreundliche Betragen des Siegers gegen die Verwundeten und seine Höflichkeit gegen die Besiegten erhöhte diesen Ruhm, und sein öfteres Geständniß, daß er nie mehr zu Gott gebetet habe, als in dieser Schlacht, giebt ihm noch eine gewisse Weihe.

Sogleich besetzte der Kaiser ganz Bayern und dem schwer gedemüthigten Kurfürsten blieb nichts anderes übrig, als mit den Franzosen über den Rhein zu fliehen, wo bald darauf Marlborough Trier besetzte und Landau sich wieder, wiewohl nach einer tapfern Gegenwehr, den Verbündeten ergab, also daß ganz Deutschland wieder befreit war.

Als nicht lange darnach im Anfang des Jahres 1705 Kaiser Leopold I (an der Wassersucht) starb, sprach sein Sohn und Nachfolger Joseph I, der ganz die Politik seines Vaters befolgte, mit Zu-

stimmung der Reichsfürsten über die beiden Kurfürsten von Bayern und von Köln die Reichsacht aus und gab die Oberpfalz dem pfälzischen Kurfürsten zurück, während das kaiserliche Heer, welches Bayern besetzt hatte, einen mächtigen Aufstand der über anbefohlene Aushebuugen entrüsteten Bauern mit großer Härte unterdrückte.

4. Der Kampf in Spanien. Kastilien für Philipp V. Landung Erzherzog Karl's in Portugal. Einnahme Gibraltar's und Barcellona's durch die Engländer. Catalonien und Valencia für Karl. Beginnendes Glück der Franzosen in den Niederlanden und Savoyen. Marlborough's Sieg bei Ramillies. Philipp's Flucht aus Madrid. Französische Verstärkung. Philipp wieder in Madrid; Karl in Catalonien. Eugen's Sieg bei Turin.

Während so an der langen Gränzlinie von Antwerpen bis Nizza, welche Ludwig XIV zu vertheidigen hatte, die Aussichten auf die Oberhand nichts weniger als glänzend waren, schienen anfangs die Angelegenheiten in Spanien sich besser anzulassen, wo der politische und kirchliche Despotismus der Könige die höheren, mit der Staatsverwaltung näher zusammenhängenden Stände in einen Zustand äußerster, keiner Verbesserung zugänglicher Schlaffheit herabgebracht, aber doch den Kern des Landvolkes und der kleinern Städte nicht so verdorben hatte, wie in Frankreich. War auch der Bauer, der Kleinbürger, der Kloster- und niedere Weltgeistliche unwissend uud träge und deßhalb um Politik wenig bekümmert, so war das Volk doch, wenn sein Nationalstolz in's Spiel kam, einer großen Begeisterung und muthigen Aufopferung fähig.

Wirklich hatte sich auch sogleich ganz Castilien für Philipp V erklärt und bewies ihm in allen Glücksänderungen eine große Treue. Weniger aber konnte er die andern Provinzen für sich gewinnen, und das, was er beburfte, nämlich Geld, Heer und Flotte, konnte Castilien allein um so weniger bieten, da es arm und gleich den andern Provinzen in den Gang einer regelmäßigen Verwaltung nicht zu bringen war. Die neuen starken Steuern konnten ihm freilich die Zahl seiner Anhänger nicht mehren. Aragonien war ohnedies von Castilien durch Stammesfeindschaft geschieden, und Catalonien, das einmal unter Richelieu zu Frankreich abgefallen war, fühlte sich, im Andenken an die damals von den

Franzosen erlittenen Mißhandlungen, nicht eben sehr zum neuen französischen Regimente hingezogen. Dazu kam, daß die Großen sich durch die französische Hofumgebung zurückgesetzt und in ihrer frühern behaglichen Stellung gestört sahen: daher zogen sich die meisten zurück und viele fiengen an, sich den Verbündeten zuzuwenden.

In den ersten paar Jahren jedoch — seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten — war Spanien im Innern vom Kriege verschont, außer daß im Aug. 1702 eine englisch = holländische Flotte einen zwar vergeblichen Angriff auf Cadix machte, aber auf ihrer Rückkehr im Hafen von Vigo die dort eben aus Amerika angekommene Silberflotte wegnahm und dadurch der neuen Regierung einen empfindlichen Schaden verursachte. Im Anfang des Jahres 1704 aber landete Erzherzog Karl mit einem englisch=holländischen Heere von 12000 M. in Portugal, dessen König anfangs zu Frankreich gehalten hatte, nachher aber gegen das Versprechen, einige span. Gränzbezirke zu bekommen, zu den Verbündeten übergetreten war. Von den Portugiesen verstärkt, rückte Karl sodann gegen die spanische Gränze vor, wurde aber bei einem zweimaligen Versuche zurückgeworfen. Indeß aber erschien unter der Führung eines Prinzen von Darmstadt eine englische Flotte vor Barcellona und, da diese Stadt sich hielt, vor Gibraltar und nahm (im Aug. 1704) diesen schlecht verwahrten Platz für — England weg, und alle Versuche der Spanier, sie wieder in ihre Gewalt zu bekommen, schlugen fehl.

Allmählich aber gewann der Erzherzog in einigen großen Städten, namentlich in Madrid, Cadix und Barcellona, Anhänger, und nun gelang es der Flotte, welche Gibraltar eingenommen hatte, auch Barcellona zu erobern, so daß Catalonien und ihm nach bald auch Valencia den Erzherzog als König Karl III von Spanien anerkannte.

Während demnach in Spanien die Sache der Verbündeten vorwärts gieng, setzte ihnen aber Ludwig XIV, nach thätiger Erneuerung seiner Rüstungen, durch seine Marschälle in den Niederlanden, am Rhein und in Italien einen glücklichen Widerstand entgegen, ja Vendôme entriß ihnen den größten Theil von Savoyen, und selbst Eugen, der dem Haupte seines Hauses zu Hülfe kommen wollte,

mußte sich nach dem verlorenen Treffen bei Cassano zurückziehen. — Nichts desto weniger sah Ludwig XIV, bei den Fortschritten der Verbündeten in Spanien, keinen guten Ausgang voraus und machte daher Vergleichsanerbietungen. Sie wurden aber zurückgewiesen. Um daher durch einen glücklichen Schlag die Gegner zum Frieden geneigter zu machen, gab er seinem Günstling Villeroi, der in den Niederlanden kommandirte, den Befehl eine Schlacht zu suchen, doch nicht vor der Ankunft der Verstärkung, die Marsin vom Rhein aus ihm zuzuführen beauftragt war. Ohne aber diese abzuwarten, ließ sich Villeroi am 23. Mai 1706 zu einer Schlacht verleiten, die er durch seine ungeschickte Stellung bei Ramillies gegen den Herzog von Marlborough verlor, der nun sogleich Brabant und Flandern besetzte, wo sich alle Städte vor dem Namen des glücklichen Siegers beugten. Errangen auch um dieselbe Zeit Vendôme in Italien und Villars am Rhein Vortheile, so konnten diese doch den Verlust nicht aufwiegen, den jene Niederlage in den Niederlanden verursachte.

Auch in Spanien nahm die Sache Philipp's V einen schwankenden Gang. Vergebens belagerte er Barcellona, um es seinem Gegner zu entreißen: er mußte mit Verlust seines Heeres, Geschützes und Gepäcks wieder nach Madrid zurückweichen, um bald darauf von da nach Burgos zu fliehen, weil die Verbündeten, mit einem Heere von 12,000 Engländern und Holländern und 30,000 Portugiesen von Portugal her in Estremadura eingefallen waren und im Juni 1706 in Madrid einrückten, wo sie aber, besonders wegen des Nationalhasses der Spanier gegen die Portugiesen mit unverholenen Zeichen des Abscheu's empfangen wurden. Sogleich schickten sie Boten an Karl mit der Einladung, in Madrid seine Residenz aufzuschlagen. Allein Karl hielt sich damals in Aragonien auf und empfieng jene Nachricht erst nach vier Wochen, während welcher Zeit die Portugiesen, anstatt sich ungesäumt auf die Franzosen zu werfen und sie im ersten Schreck sammt Philipp V aus Spanien zu vertreiben, träge in Madrid saßen und sich allen Ausschweifungen überließen, die den Haß der Hauptstadt gegen die Verbündeten steigerten.

Endlich erfuhr Karl, daß Madrid ihm offen stehe, und brach

dahin auf. Als ihm aber von dort aus ein Theil des englisch-portugiesischen Heeres entgegenzog, schnitt der französische Marschall Berwick demselben die Rückkehr nach der Hauptstadt ab und nahm die in Madrid Zurückgebliebenen gefangen, so daß Philipp V wieder seinen Hof dahin zurückverlegen konnte, Karl aber genöthigt war, seinen Weg nach Catalonien zu nehmen, wo er auf Bitten der Catalonier den Winter über in Barcellona zubrachte.

In Italien dagegen, wo bisher die Franzosen die Uebermacht gehabt und noch im April des nämlichen Jahres (1706) die Kaiserlichen über die Etsch zurückgedrängt, ja dem Herzog von Savoyen fast sein ganzes Land abgenommen hatten, trat ein plötzlicher Umschlag zu Gunsten des Kaisers ein.

Dort belagerte eben der Marschall de la Fueillade, der mit dem Marschall Berwick dem Herzog von Orleans beigegeben war, mit 38,000 M. Turin, das von den Piemontesen und Oesterreichern unter Daun tapfer vertheidigt wurde, aber ohne Entsatz verloren schien. Da eilte Eugen von Wien her, wo er den Winter zugebracht hatte, nach Italien, zog seine Macht zusammen, überschritt mit 24,000 M. plötzlich den Po und Tanaro und vereinigte sich mit dem Herzog von Savoyen, der mit seinem kleinen Heere von 13000 M. den Fall seiner Hauptstadt nicht hätte abwenden können.

Niemand im Belagerungsheere glaubte an die Kühnheit eines Angriffs, da die große im ganzen Land verbreitete Macht der Franzosen denselben zu widerrathen schien. Deßungeachtet erschien Eugen vor Turin und griff, tapfer unterstützt von den Preußen unter Leopold von Dessau, die Belagerer am 7. Sept. 1706 so ungestümm an, daß sie gänzlich geschlagen und noch auf der Flucht von den erbitterten piemontesischen Bauern großentheils erschlagen wurden. Kaum ein Drittheil des französischen Heeres konnte sich wieder sammeln und so ward es dem Herzog von Savoyen möglich, sich wieder in den Besitz seiner Staaten zu setzen.

Die Sieger erbeuteten 211 Geschütze, 80,000 Fässer Pulver und eine Menge anderer Kriegsvorräthe, dazu die reichgefüllte Kriegskasse, ferner 2000 Ochsen, 5000 Maulesel und die meisten Pferde von 13 Regimentern Dragoner, welche abgestiegen waren, um auf der Flucht besser entwischen zu können. Eugen's

Ruhm wurde nun dem Ruhme Marlboroughs gleichgesetzt und in vielen Liedern gepriesen. Kaiser Joseph ernannte ihn zum Dank zum Oberstatthalter von Mailand.

5. Waffenruhe in Italien. Die Oesterreicher in Neapel. Glück der Franzosen in Spanien: Philipp Herr von Valencia und Aragonien. Villars in Franken und Schwaben. Eugen's und Marlboroughs Sieg bei Oudenarde. Furcht in Paris.

Nach solchen Schlägen machte Ludwig neue Friedensanerbietungen und zwar zuerst den Holländern, die jedoch durch ihren Rathspensionär Heinrich Heinsius so starke Bedingungen machten, daß sie der König nicht annahm. Darauf wandte er sich an den Kaiser und an den Herzog von Savoyen mit dem Vorschlag einer Waffenruhe für Italien. Diese ward ihm unter der Bedingung gewährt, daß Frankreich alle festen Plätze, die es jenseits der Alpen gewonnen hatte, zurückgab, wodurch der Kaiser in den Stand gesetzt wurde, einen Theil seiner oberitalischen Truppen zur Besitznahme von Neapel zu verwenden, die alsdann im Juni des folgenden Jahres (1707) durch General Daun erfolgte.

Aber auch Ludwig XIV konnte nun seinem Enkel in Spanien Verstärkungen schicken, und als Karl im Frühjahr 1707 mit den Engländern, Holländern und Portugiesen aus Valencia aufbrach und dem Herzog von Berwick bei Almanza eine Schlacht lieferten, wurden die Verbündeten geschlagen. Gleich am folgenden Tag traf der Herzog von Orleans mit neuen Verstärkungen ein und gieng mit dem Herzog von Berwick auf Valencia los, das ihnen ohne Widerstand die Thore öffnete. Darauf Berwick das Umland besetzte, Orleans aber bemächtigte sich Aragoniens, und Philipp V (oder vielmehr der für ihn denkende Ludwig XIV) konnte es wagen, diesem Königreiche seine alten Fueros (Rechte und Freiheiten) zu nehmen und es von Castilien abhängig zu machen.

So giengen dem Erzherzog die besten Provinzen verloren und vergebens sah er nach Unterstützung aus, die ihm aber sein Bruder Joseph nicht senden konnte, da dieser seine besten Kräfte zur Bekämpfung des ungar'schen Aufstandes und zur Behauptung der Rheinlinie verwenden mußte.

Gerade um diese Zeit führte Villars am Mittelrhein ein kühnes Unternehmen aus, das ihm vielen Ruhm und dem Kaiser einen nicht unbedeutenden Nachtheil brachte. Er nahm die Schanzen, die der Markgraf von Baden zwischen Philippsburg und Stollhofen zur Abwehr französischer Einfälle in sein Land hatte anlegen, allmählig erweitern und so verstärken lassen, daß sie für uneinnehmbar galten, durch Ueberrumpelung weg und fiel in das widerstandlose Schwaben und Franken ein, wo er weit und breit ohne alles Hinderniß Brandschatzungen erhob. Erst nachdem er den ganzen Sommer hindurch solch Raubwerk getrieben, rafften sich die Norddeutschen auf, und als der Kurfürst von Hannover mit einem Heere sich aufmachte, zog sich Villars wieder in das französische Gebiet zurück.

Bei allem dem sah Ludwig keinen wesentlichen Gewinn; vielmehr mußte er in Sorge seyn, selbst im Innern Frankreichs angegriffen zu werden, wie denn auch bald nach dem Eintritt des italienischen Waffenstillstandes Prinz Eugen und Victor Amadeus sich mit Unterstützung einer englischen Flotte Toulon's hatten bemächtigen wollen, was ihnen aber nicht glückte. Dagegen mißlang ihm auch der Versuch, den stuartischen Kronprätendenten Jakob (III) bei einer Landung in England zu unterstützen: sie verunglückte völlig.

Daher machte Ludwig XIV wieder eine außerordentliche Anstrengung, durch die er die Verbündeten zum Frieden zu bringen suchte. Ein neues Heer von 100,000 M. unter dem Oberbefehl seines ältesten Enkels, des 25jährigen Herzogs von Burgund, dem er den erfahrenen Herzog von Vendôme an die Seite stellte, fiel in Flandern ein und nahm Gent und Brügge mit ihren reichen Vorräthen weg, so daß schon fast ganz Flandern ihre Beute zu werden schien. Zum Glück eilte Eugen, der an der Mosel stand, mit einem Heere herbei und vereinigte sich mit Marlborough. Das französische Heer stand zwischen Aelst und der Schelde, und Vendôme hatte den Befehl gegeben, die Festung Oudenarde zu berennen. Diese zu retten, schlug Eugen eine Schlacht vor, und da Marlborough ihm beistimmte, so geschah der Angriff in bester Ordnung und Zusammenstimmung, während die Uneinigkeit der französischen Anführung die schmähliche Niederlage bei Oudenarde und diese nicht nur den Verlust von Lille, sondern auch aller in den Händen der Franzosen befindlichen niederländischen Plätze, darunter Brügge und Gent, zur Folge hatte, also daß der Herzog

von Burgund und Vendôme es nicht wagten, sich in Paris blicken zu lassen, weil die Erbitterung daselbst gegen sie sehr groß war.

Beide letztere waren nämlich gleich anfangs darüber uneinig, ob man überhaupt eine Schlacht annehmen solle, und dadurch bekamen die Gegner Zeit, die Schelde zu überschreiten. Da nun nicht mehr auszuweichen war, so brachen die Franzosen auf, geriethen aber auf dem mit Canälen und Hecken coupirten Terrain in Unordnung, die durch den Angriff Marlborough's und Eugen's vollendet wurde. Vendôme schlug nun vor, sich in der einbrechenden Nacht zu sammeln und am andern Morgen wieder anzugreifen. Allein der Herzog von Burgund bestand auf dem Rückzug, der sich dann in eine volle Niederlage verwandelte.

Die durch diese Schmach verletzte Eigenliebe des französischen Volkes erhöhte die ohnedieß längst vorhandene allgemeine Unzufriedenheit über den schleppenden Gang des Kriegs und über die überhand nehmende innere Erschöpfung des Staats, welche der König vergebens durch seinen schon mehrmals angewandten Kunstgriff einer Münzveränderung, oder richtiger gesagt Münzfälschung, zu heben suchte; denn solche Hülfe wirkte nur momentan, schadete im Gegentheil dem Verkehr nach dem Ausland und untergrub den Staatscredit.

Zur Wahrnehmung dieser Noth gesellten sich neue Verlegenheiten in Spanien, die ihm dort das Benehmen seines Neffen, des Herzogs von Orleans, bereitete, der in den Verdacht kam, mit den Verbündeten zu unterhandeln, um sich an die Stelle Philipp's V zu setzen. Da auch englischer Seits von einem Vorschlag verlautete, Frankreich zu theilen und dem Herzog von Orleans Südfrankreich bis zur Rhone als Herrschaft zu übergeben, so rief Ludwig den Herzog aus Spanien zurück und faßte den Entschluß, Frankreichs Sache von der seines Enkels Philipp zu trennen und diesen zur Verzichtleistung auf das spanische Erbe zu vermögen. Allein Philipp gieng nicht darauf ein.

6. Ludwig's Friedensanerbietungen. Uebermüthige Zurückweisung derselben. Sieg Eugen's und Marlborough's bei Malplaquet. Karl's Einzug in Madrid. Ludwig's tiefste Demüthigung.

Diese bittern Erfahrungen, vermischt theils mit der Furcht, Marlborough und Eugen möchten im nächsten Feldzug auf Paris

losgehen, beugten den Stolz des Königs so tief, daß er sich gegen seine Feinde bereit erklärte, den Frieden um jeden Preis zu erkaufen.

Nachdem sein Erbieten, mit Spanien und Indien für Philipp zufrieden seyn zu wollen, von den Holländern, an die er sich wieder zuerst wandte, gar nicht angehört worden war, erbot er sich, auf Spanien, Amerika, Mailand und die Niederlande zu verzichten, wenn man dem Philipp Neapel und Sicilien zugestehen wolle. Aber Marlborough und Eugen, die sich im Geist schon vor den Thoren von Paris sahen, widerriethen darauf einzugehen. Da gieng Ludwig XIV in seiner Noth — und daraus läßt sich auf die Größe derselben schließen — so weit, daß er sich durch seinen Finanzminister de Torcy, der selbst nach dem Haag reis'te, anheischig machte, nicht nur die ganze spanische Erbschaft herauszugeben, sondern auch an Holland und an Savoyen mehrere Gränzfestungen zu überlassen, ja sogar Elsaß sammt Straßburg an Deutschland abzutreten, wenn man ihm den Frieden gewähre.

Allein der Uebermuth der verbündeten Feldherren wuchs mit der Nachgiebigkeit des französischen Bevollmächtigten, und als sogar Worte wegen der Herausgabe Burgunds und der Franchecomté fielen und Torcy eine Uebersicht der gegnerischen Forderungen verlangte, stellte ihm der Rathspensionär Heinsius im Namen aller Verbündeten eine Liste von 40 Forderungen zu, die allerdings zum Theil jenen Vernichtungsforderungen Roms an Karthago nahe kamen.

Die wichtigsten waren folgende: Frankreich solle seine Heere aus Spanien, Flandern und Deutschland ziehen, seine sämmtlichen Nordgränzfestungen an Holland ausliefern, Straßburg, Luxemburg und Breisach herausgeben und die seit dem westfälischen Frieden gebauten Festungen schleifen. Erst wann dieses Alles geschehen sey, solle ein zweimonatlicher Waffenstillstand eintreten, während dessen man über den Frieden unterhandeln wolle. Philipp müsse binnen zwei Monaten Spanien räumen, und wenn er sich deß weigere, solle Ludwig den Verbündeten helfen, ihn mit Waffengewalt zu vertreiben!

Da Ludwig daraus erkannte, daß die Verbündeten es auf völlige Lähmung Frankreichs abgesehen hatten, und daß namentlich eine vorausgehende Entwaffnung Frankreichs einen irgend erträglichen Frieden unmöglich machen und nach etwa scheiternden Friedensunter-

handlungen dennoch wieder Krieg eintreten würde, den das entwaffnete Frankreich dann nicht würde führen können; da endlich die Forderung, selber seinen Enkel zu vertreiben, als eine ihn und Frankreich entehrende erschien: so brach Ludwig die Verhandlungen ab, ließ diese übermäßigen Forderungen allenthalben in seinem Reiche bekannt machen und bewog dadurch das Volk zu erneuerten Anstrengungen.

Noch einmal wurde ein Heer von 110,000 M. aufgebracht, das unter Villars und Boufflers an die Nordgränze gesandt wurde und zwischen den Dörfern Malplaquet und Blangies vor der Festung Mons eine feste Stellung nahm, aber nichts that, um Tournay (Dornyk) zu entsetzen, das Marlborough einnahm. Um nun auch Mons zu bekommen, griffen Marlborough und Eugen die Franzosen in ihrem Lager an und besiegten sie am 11. Sept. 1709 in der Schlacht bei Malplaquet, der mörderischesten im ganzen Kriege. Da sie an Zahl und Geschütz überlegen waren, so konnten sie den großen Verlust an Mannschaft, den ihnen dieses Treffen kostete, leichter ertragen. Unmittelbar darauf eroberten sie Mons.

Wenn nun gleich unterdeß am Rhein der Marschall d'Harcourt einen Vortheil über das deutsche Heer gewann und seine Soldaten sich den Winter über auf badischem Boden nährten, und selbst auch in Spanien die Franzosen im Vortheil waren, so blieb doch nach jener Niederlage dem König Ludwig, dessen Namen in Paris anfieng mit Mißachtung genannt zu werden, nichts anderes übrig, als die im Frühling abgebrochenen Unterhandlungen über einen Frieden wieder aufzunehmen, der wegen der traurigen Folgen des ungewöhnlich strengen Winters von 1709 als doppeltes Bedürfniß erschien.

Die Unterhandlungen wurden in Gertruydenburg eröffnet, nahmen aber den vorigen Ausgang. Ludwig erbot sich alle oberwähnten Puncte einzugehen, nur die selbsteigene Vertreibung seines Enkels solle man ihm nicht zumuthen. Als man dennoch darauf bestand, erbot er sich in seiner Bedrängniß, und zwar monatlich eine Million Livres zur Vertreibung desselben herzugeben. Weil nun aber die Verbündeten thörichterweise nicht im kleinsten Puncte nachgaben, nahm der Krieg, der ohnedieß von Marlborough's und Eugen's Seite nicht unterbrochen worden

war, seinen Fortgang und vier Festungen nach einander, darunter Douay, fielen in ihre Hände.

Dazu kam, daß auch in Spanien das Waffenglück der Franzosen um diese Zeit eine schlimmere Wendung nahm. Philipp, der noch einmal von seinem Großvater zum gütlichen Verzicht aufgefordert, aber auf seiner Weigerung geblieben war, wurde bei Almenara und vier Wochen darauf bei Saragossa geschlagen, so daß es nun seinem Gegner Karl möglich wurde, am 23. Sept. 1710 seinen Einzug in Madrid zu halten.

7. Sturz Marlborough's. Tod Kaiser Joseph's I. Rückgang des habsburgischen Glücks in Spanien. Karl auf Barcellona beschränkt. Seine Rückkehr nach Deutschland und Besteigung des Kaiserthrons. Abstand Englands vom Krieg. Eugen im Nachtheil in den Niederlanden. Der Friede von Utrecht.

So schien das Glück auf allen Seiten dem König Ludwig den Rücken zu kehren und sein ganzer, mit so vielen Künsten zusammengefügter und aufgethürmter Machtbau zusammenzubrechen, um das vom Gefühl des Triumphs über den gedemüthigten Despoten überschwellende Herz der Sieger vollauf zu befriedigen, als plötzlich — „Weiberlaune und Kabale" dem wankenden Throne neue Stützen boten und die Sieger ob ihrer unklugen Maßlosigkeit zu vergeblicher Reue veranlaßte.

Bisher war der Herzog von Marlborough durch seine Verbindungen der mächtigste Mann in England, indem seine Gemahlin die Königin Anna beherrschte, sein Schwiegersohn, Graf Godolphin, Schatzmeister und die übrigen Minister mit ihm verwandt waren, oder seiner Gunst ihre Stellung zu danken hatten. Alle aber stunden unter dem Einfluß der Herzogin von Marlborough, die eine herrische Frau war, von der sich selbst ihr Gatte zu viel leiten ließ.

Marlborough und Godolphin hatten zum Besten des bisherigen Regierungssystems zwischen den Whigs und den Tories eine vermittelnde Stellung eingenommen, während die Herzogin eine leidenschaftliche Whigistin war, so daß sie allmählig

auch den Herzog zu einem näheren Anschluß an die Whigs brachte. Daher bekam er die Tories zu erklärten Feinden, die Alles aufboten, die torystischgesinnte Königin gegen ihn einzunehmen; ja sie stifteten sogar einen Geistlichen auf, der von der Kanzel herab die Grundsätze der Whigs als staatsgefährlich schildern mußte. Ohnedieß hatte schon das anmaßende Betragen der Herzogin gegen die Königin die Freundschaft zwischen beiden Frauen gelockert, so daß es endlich bei einer geringen Veranlassung zu einem Bruch kam, der einen Wechsel des Ministeriums und durch diesen den Sturz Marlborough's herbeiführte.

Hatte die Verschiedenheit der politischen Ansicht sowohl, als der befehlende Ton der Herzogin das Herz der Königin ihr schon länger her entfremdet, so entwendete ihr den Rest der Gunst eine eigene Verwandtin, die Lady Masham, die von der Herzogin der Königin zur Kammerdame empfohlen worden war. Zuletzt soll die Weigerung der Herzogin, der Königin auf ihren Wunsch ein Paar neumodische Handschuhe abzutreten, zu Ausbrüchen gereizter Eitelkeit geführt haben, und als die Herzogin trotzig die Beleidigte spielen wollte, ließ ihr die Königin ihre Ungnade ankündigen. Vergebens eilte sie, die Königin fußfällig um Vergebung zu bitten; sie mußte alle ihre Aemter niederlegen und den Hof meiden.

Diese Katastrophe in England ließ den König Ludwig neue Hoffnung schöpfen, die durch den unerwarteten Tod des Kaisers Joseph I und durch eine plötzliche Glückswendung in Spanien noch erhöht wurde. Jener durch seine Thätigkeit, Einsicht und Entschiedenheit gewichtige Gegner Ludwig's starb am 17. Apr. 1711 an den Kinderblattern, und da er keine männliche Nachkommenschaft hinterließ, so hatte die Erledigung des Kaiserthrons eine wesentliche Rückwirkung auf Spaniens Geschick. Ohnedieß hatte sich Karl in Madrid nicht lange halten können, weil ihm die Castilier abgeneigt waren und Vendôme, von Ludwig dem Philipp zu Hülfe geschickt, in Castilien eingerückt war. Karl war daher wieder nach Catalonien zurückgegangen. Dort war aber ebenfalls ein neues französisches Heer unter Noailles eingerückt und eroberte Girona, so daß Karl sich auf Barcellona und Tarragona beschränkt sah. Als er daher die Nachricht von seines Bruders Tod erhielt, verließ er Spanien, setzte nach Genua über und empfieng zu Mailand den unterdeß unter den Kurfürsten zu Stand gekommenen Wahlbeschluß als deutscher Kaiser, worauf er zu Frankfurt am Main

als Karl VI die Wahlkapitulation beschwor und am 22. Dez. 1711 in Mainz gekrönt wurde.

Unterdeß hatte der Krieg in den Niederlanden nicht geruht. Marlborough hatte dort, ungeachtet seiner Zurückstellung, anfangs noch den Oberbefehl in Flandern behalten dürfen: er trieb den klugen Villars aus seinen Verschanzungen und eroberte Bouchain; doch als er die Festung Quesnoy angreifen wollte, versagten ihm die Generalstaaten die Einwilligung, und da seine Feinde in England es dahin brachten, daß er auf ihre verläumderische Anklage wegen Unterschleifs am 1. Jan. 1712 aller seiner Aemter und Würden entsetzt wurde, so blieb ihm fortan der Schauplatz seiner Thaten verschlossen.

Ungeachtet Eugen selbst nach England gieng, um ihn zu vertheidigen, so vermochte er doch nicht, die Königin und das Parlament umzustimmen. Die Klage gegen Marlborough wurde von einer Jury für zuläßig erklärt und die Prozeßverfolgung eingeleitet. Doch allmählig schämte man sich in England des kleinlichen Benehmens gegen einen solchen Helden und ließ die Klage fallen. Marlborough begab sich nun nach dem Continent und bereis'te mit seiner Gemahlin Holland, die Niederlande und Deutschland, wo er allenthalben mit den höchsten Ehren empfangen wurde. Erst als Königin Anna starb (1714) kehrte er wieder nach England zurück und erhielt von ihrem Nachfolger Georg I (aus dem Hause Hannover) alle seine Würden wieder. Doch schon 1716 traf ihn der Schlag, in Folge dessen er, im Geiste gelähmt, nur noch vegetirte, bis er, von seiner Gattin treu gepflegt, 1722 starb. Aus seinen Papieren, nach denen William Coxe ihn schildert, geht hervor, daß er ein gehorsamer Sohn, ein zärtlicher Gatte, ein treuer Freund, ein guter Herr gegen seine Diener und ein Mann von aufrichtiger Religiosität war.

Schon länger her waren die Engländer durch die vielen Opfer, die sie in diesem schweren, meist in fremdem Interesse geführten Kriege gebracht hatten, ernüchtert worden; auch die Holländer, um ihren Handel besorgt, waren dem Frieden geneigt. Und weil diese beiden Seemächte die Vereinigung der spanischen Krone mit der österreichischen auf Einem Haupte nicht zu wünschen Ursache hatten, so waren zuerst englischer Seits die Friedensunterhandlungen mit Frankreich länger her im Stillen wieder in Gang gesetzt worden, bis sie endlich in Utrecht 1712 unter Theilnahme der andern kriegführenden Mächte förmlich eröffnet wurden.

Während dieser Verhandlungen gieng jedoch der Krieg in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien ohne Unterbrechung fort, wurde aber von England durch den an Marlborough's Stelle zum Oberfeldherrn ernannten Herzog von Ormond nur defensiv betrieben. Bald darauf schloß England mit Frankreich einen Waffenstillstand und trennte seine Truppen von denen der Verbündeten.

Um so eifriger bemühte sich der ruhmliebende Eugen noch möglichst viele Vortheile für seinen Kaiser zu erringen, der, unzufrieden mit seinen Verbündeten, welche den Philipp als König von Spanien anerkennen wollten, sich bald von den Utrechter Verhandlungen zurückzog. Eugen eroberte Quesnoy, belagerte Landrecy und bedrohte die Picardie und Champagne mit einem Einfall, so daß man am französischen Hofe schon in Ludwig drang, Paris zu verlassen und sich anderswohin in Sicherheit zu begeben. Allein Ludwig befahl dem Marschall Villars, den Prinzen Eugen um jeden Preis durch eine Schlacht zurückzudrängen. Es glückte ihm wirklich, die doppelten Verschanzungslinien Eugen's bei Denain zu durchbrechen und dessen reichgefüllte Magazine wegzunehmen, so daß Eugen, von Mitteln entblößt, die Belagerung von Landrecy und damit die Hoffnung, nach Paris vorzubringen, aufgeben mußte, weßhalb Villars als der Retter Frankreichs gepriesen wurde. Auch die Festungen Quesnoy, Douay, Bouchain mußte Eugen aufgeben und mit Schmerz die Franzosen wieder in die Niederlande eindringen sehen.

Nach vielen mühevollen Verhandlungen der übrigen Mächte untereinander und mit Frankreich kam es endlich zwischen England, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal, Savoyen und Preußen am 11. April 1713 zu dem **Frieden von Utrecht**, dessen Bedingungen in vielen Beziehungen neue Rechts- und Territorialverhältnisse schufen, um das bedrohte europäische Gleichgewicht wieder herzustellen.

Die Kronen von Frankreich und Spanien sollten auf ewig getrennt bleiben, Philipp V aber Spanien und dessen außereuropäische Besitzungen behalten; Frankreich verpflichtete sich, die protestantische Thronfolge in England anzuerkennen und den stuartischen Prätendenten Jakob fallen

zu lassen, auch Dünkirchen zu schleifen; ferner die Hudsonsbai, Neuschottland und Neufoundland an England abzutreten, so wie seine Ansprüche auf die südamerikanische Küste zwischen dem Amazonenstrome und dem Fluß Oyaboc an Portugal abzutreten.

Savoyen erhielt eine Reihe von Festungen an der Gränze gegen Frankreich und für seine Ansprüche an Spanien die Insel Sicilien als unabhängiges Königreich nebst der Anwartschaft auf die spanische Thronfolge für den Fall des Erlöschens der spanisch-bourbonischen Dynastie.

Holland, das am spärlichsten bedacht wurde, erhielt einige Gränzfestungen (Barrièreplätze) von untergeordneter Bedeutung. und von den Spaniern die Anerkennung der Handelsfreiheiten, die es unter Karl II in Spanien genossen hatte.

Preußen bekam das Oberquartier von Geldern, die Bestätigung seiner Landeshoheit über Neuschatel und Valengin, nebst der Anerkennung seiner Königswürde, mußte aber das Fürstenthum Orange an Frankreich überlassen.

In einem besondern Friedensinstrument trat Spanien an England Gibraltar, Minorca und Port Mahon ab.

8. Der Kaiser noch im Krieg mit Frankreich. Villars' Glück. Der Friede zu Rastatt zwischen Frankreich und Oesterreich, zu Baden im Aargau zwischen Frankreich und dem deutschen Reich. Frankreichs Erschöpfung. Ludwig's XIV letztes Regierungsjahr und Ende.

An dem Utrechter Frieden betheiligte sich Kaiser Karl VI nicht, weil er weder den Philipp anerkennen, noch den beiden geächteten Kurfürsten die von Frankreich befürwortete Wiedereinsetzung in ihre Staaten gewähren wollte. Zwar räumten seine Truppen Catalonien, jedoch mehr in Folge einer Militärconvention mit England, das schon längst vor dem Friedensabschluß seine Truppen aus Spanien gezogen hatte. Dagegen setzte er nun allein den Krieg am Rhein fort, wo jedoch Eugen wegen saumseliger Truppenzuzüge aus dem Reich nichts unternehmen konnte, sondern wie mit gebundenen Händen zusehen mußte, wie sich die Franzosen unter Villars am ganzen linken Rheinufer ausbreiteten, Landau und Freiburg eroberten und in der Pfalz und im Breisgau Brandschatzungen erhoben.

Zum Glück ließ Villars selbst, mit Bewilligung des nach der vollen Beendigung des Kampfes sich sehnenden Königs dem

Prinzen Eugen eine Zusammenkunft zu einer Friedensunterredung anbieten. Eugen erhielt vom Kaiser, der jetzt bereute, sich nicht früher, wo er bessere Bedingungen hätte erhalten können, herbeigelassen zu haben, die Vollmacht zu den Unterhandlungen, die zu Rastatt d. 26. Nov. 1713 eröffnet wurden. Da Frankreich jetzt im Vortheil war, so mußte Eugen auf gar manche Puncte verzichten, und als endlich der Friedenstractat zu Stande gekommen war und zum Unterschreiben nach Wien und Versailles geschickt worden war, stellte Ludwig zwölf neue Forderungen, so daß Eugen, über diese Unredlichkeit aufgebracht, Rastatt verließ, und Villars, selber gekränkt, persönlich nach Paris reis'te, um den König durch die eindringendsten Vorstellungen von seinen Forderungen abzubringen. Ludwig gab nun größtentheils nach, und freudig eilte Villars nach Rastatt zurück, wohin auch Eugen auf Villars' Einladung wieder kam, und beide brachten nun den Friedensvertrag zu Stande, nach dessen glücklicher Beendigung in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1714 beide Feldherren einander vor Freuden in die Arme fielen.

Die Bedingungen des Rastatter Friedens waren: Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien, das erledigte Mantua und die toscanischen Seehäfen, welche Spanien an der westitalischen Küste besessen hatte.

Frankreich gab alle in diesem Kriege gemachten Eroberungen am Rhein heraus, die Festung Landau ausgenommen, und erkannte die hannöverische Kur an.

Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden unter Aufhebung der Reichsacht wieder in ihre Länder eingesetzt.

Der Friede Frankreichs mit dem deutschen Reiche wurde alsdann durch besondere Verhandlungen zu Baden im Aargau betrieben, am 7. Sept. 1714 geschlossen und vom Kaiser im Namen des Reichs unterzeichnet. Vergebens suchte man dabei die Ryßwicker Clausel (XXII. 6, 2.) zu beseitigen: Ludwig ließ sich nicht darauf ein; auch konnte der Kaiser hier, so wenig, wie vorher in Rastatt, eine Amnestie für seine treuen Catalonier erzielen, mit denen Philipp und Ludwig noch immer den Krieg fortsetzten. Erst die Erstürmung Barcellona's (11. Sept.), dessen todesmuthige Bewohner ihre Rechte im Verzweiflungskampf vertheidigten, machte dem spa-

nischen Krieg, aber damit auch dem letzten Rest der ständischen Freiheiten in Catalonien ein Ende.

Zwar gieng Ludwig XIV aus dem 13jährigen Krieg, in welchem er mit halb Europa zu kämpfen hatte, ohne namhaften Länderverlust hervor und hatte noch überdieß das Glück, einen Sprößling seines Geschlechts auf dem Throne Spaniens zu sehen und dadurch gegen dieses Reich hin eine gesicherte Gränze zu bekommen. Aber um welchen Preiß! Hatte er doch sein Land, obgleich es innerlich meist vom Kriege selbst verschont war, durch den ungeheuern Aufwand an Geld und Menschen, durch die Stockung des Handels, des des Ackerbaus und der Gewerbe so entkräftet, daß die öffentliche Schuldenlast von 900 Millionen Thalern einen Maaßstab von der Größe der Noth giebt, in welche er durch seine maaßlose Glanz- und Eroberungssucht das Volk gestürzt hat.

Nichts desto weniger ließ er selbst in seinem Alter von dem Schein und Prunk nichts nach, den er mit der Vorstellung von der Majestät eines Monarchen von Frankreich verband und der in der letzten Zeit seiner Regierung mit den Kräften des Landes außer allem Verhältniß stand. Die traurige Gestalt dieser Landesnoth verdeckten die ihn nächst Umgebenden vor seinen Augen, und daß ihn ein großer Theil des Volkes anfieng zu verabscheuen, wußte er nicht, obgleich er zuletzt selbst in seiner nächsten Hofumgebung eine gewisse Unzufriedenheit wahrnehmen mußte, so daß ihm manchmal die Worte entfielen: „Als ich noch König war — —!"

Hatte er in den harten Schlägen, die ihn im Laufe des spanischen Erbfolgekriegs trafen, den Widerstand Gottes nicht erkannt, so sollte die Hoffarth des Mächtigen in der mit seinem Alter zunehmenden Isolirung seiner Person und in der Verödung seines Hauses Demüthigungen anderer Art erfahren. So wie allmählig alle bedeutenden Geister und Charactere, die seiner Regierung den großen Glanz verliehen, vor ihm dahin starben, daß er lange mitten in einem ganz neuen Geschlechte vereinsamt stand, so mußte er auch fast alle Glieder seiner Familie „Haupt um Haupt" vor ihm in die Gruft sinken sehen, so daß ihm zuletzt zur Nachfolge auf seinem Thron nur ein einziger **Urenkel, ein Kind von vier Jahren, übrig blieb!**

In dem gleichen Jahr und Monat (April 1711), da Kaiser Joseph I an den Kinderblattern starb, wurde dem Könige Ludwig von der nämlichen Krankheit sein 50jähriger Sohn, der Dauphin, hingerafft, für dessen geistige Ausbildung er früherhin die größten Gelehrten und größten Summen (z. B. nur allein zur Anschaffung und Ausstattung der römischen Klassiker in usum Delphini 200,000 Livres) verwendet hatte, „um ihn zum Muster eines weisen und kenntnißreichen Monarchen zu bilden", ohne daß derselbe nachher eine besondere Neigung zu den Wissenschaften gezeigt hätte. — Im nächsten Jahre darauf starb der älteste Sohn des Dauphin, der Herzog von Burgund, Fenelon's Zögling, nachdem ihm sechs Tage zuvor seine liebenswürdige Gemahlin, im Tode vorausgegangen war: beide waren die Hoffnung des Volks, beide wurden die Beute eines hitzigen Fiebers, an welchem kurz darnach auch deren ältester Sohn, der Herzog von Bretagne, starb, so daß nur noch dessen Bruder Ludwig, damals ein Kind von zwei Jahren, als Thronerbe übrig war, um durch seinen Anblick den alten König an die Hinfälligkeit aller Größe zu erinnern. — Außer dieser rechtmäßigen Nachkommenschaft hatte der König noch zwei natürliche Söhne von der Montespan, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, die er in den letzten Jahren seiner Regierung legitimirte; ja den erstern erklärte er sogar, auf Anbringen der Maintenon, deren Liebling er war, wider die Successionsordnung und den sittlichen Anstand, für den Fall des Aussterbens seiner rechten Descendenz, als thronfähig.

Nachdem Ludwig XIV in den letzten Jahren seines Lebens durch die von ihm befohlene Zerstörung des Port Royal (XXII. 5, 2. a. E.) und völlige Unterdrückung des Jansenismus sich selbst und ganz Frankreich in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt hatte, brachte die Einförmigkeit des abgemessenen Hofceremoniels und Hofandachtswesens, so wie sein zunehmender Ekel an geistiger Unterhaltung eine solche Leerheit in sein Leben, daß die Maintenon auf allerlei Künste sann, ihn zu zerstreuen und seine Eitelkeit zu befriedigen.

So wurde die Anwesenheit eines portugiesischen Jesuiten, der aus Persien zu kommen vorgab, benützt, um den König zu überreden, der Schach von Persien wolle ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich schließen. Dadurch geschmeichelt, ließ Ludwig ihn mit der größten Pracht einholen und gab ihm eine der glänzendsten Audienzen, wobei er sich im überladensten Kronschmuck zeigte. Der vermeinte persische Gesandte erhielt täglich 100 Louisd'or, und keine Kosten wurden gescheut, ihm Ehren und Vergnügungen zu bereiten. Endlich merkte der König den Betrug und plötzlich verschwand der Gesandte, zwar nicht aus dem Leben, aber aus Frankreich. Dennoch ließ der König fortwährend durch seine Minister

versichern, es sey wirklich ein persischer Gesandter gewesen. Diese Komödie fiel einige Monate vor des Königs Tode vor!

Obgleich er sich bis ins hohe Alter stark machte und in seiner gewohnten Lebensart nichts änderte, fühlte er sich doch in seinem 77. Jahre schwächer und plötzlich mahnte ihn eine Ohnmacht an sein nahes Ende, das acht Tage darauf, den 1. Sept. 1715 erfolgte, nachdem er 72 Jahre den Königstitel und 54 Jahre lang die selbständige Regierung geführt hatte.

Einige Tage nach dem Beginn seiner Krankheit hatte ihn die Maintenon verlassen, theils weil er ihren Wunsch, die mit ihr geschlossene geheime Ehe auch öffentlich zu erklären, nicht erfüllt hatte, theils und vorzüglich weil sie sich der bevorstehenden Katastrophe entziehen wollte. Als er ihren Weggang erfuhr, ließ er sie von St. Cyr, wohin sie sich begeben hatte, rufen. Sie entschuldigte, als sie kam, ihre Entfernung damit, daß sie mit den Klosterschülerinnen zu St. Cyr für ihn habe beten wollen. Die Furcht vor der Rache des Herzogs von Orleans, als künftigen vormundschaftlichen Regenten, bewog sie aber den König, ihren Gatten nnd Wohlthäter, noch vor seinem Sterben wieder zu verlassen. — Nach dem Empfang der letzten Oelung, ließ er den kleinen Dauphin mit den übrigen Prinzen des Hauses kommen, gab ihm gute Ermahnungen und warnte ihn besonders vor der Kriegslust; dann bat er seine Hofleute um Verzeihung wegen des schlimmen Beispiels, das er ihnen durch seine Verschwendung gegeben habe. In den einzelnen lichten Augenblicken, die er in den beiden letzten Tagen hatte, betete er oft den Spruch: „Mein Gott, hilf mir! eile mich zu erlösen!" — Ob er über die übrigen Sünden seines Privatlebens zur vollen Erkenntniß gekommen, mag wohl nur sein Beichtiger erfahren haben. — Seinen Leichenzug nach St. Denys verfolgte das gemeine Volk mit so lauten Verwünschungen und Schmähungen, daß man die Leiche auf einem Nebenweg dahin bringen mußte!

Mit ihm trat übrigens von der Weltbühne (und Bühne war ihm die Welt in doppeltem Sinn) eine bedeutende Persönlichkeit ab, die länger als ein halb Jahrhundert auf ganz Europa durch die Macht ihres Willens und Beispiels den tiefsten, bis auf unsere Zeit herein im Guten, wie im Schlimmen fortwirkenden Einfluß gehabt hat.

2. Kapitel.

Umgestaltung des europäischen Nordens und Ostens durch den nordischen Krieg: Niedergang Schwedens, Aufsteigen Rußlands, Verfall Polens.

1. Karl XI in Schweden. Stärkung der Kronmacht. Hohe Stufe der innern Blüthe Schwedens. Karl XII. Seine Jugend und sein Character als Motiv der Absichten Rußlands und Dänemarks gegen Schweden. — Rußland unter der Dynastie Romanow bis Feodor III. Eroberung eines Theils der Ukraine.

Während im Westen Europa's der spanische Erbfolgekrieg so große Bewegungen und Veränderungen hervorbrachte, wurde auch der europäische Norden und Osten durch einen Kampf erschüttert, der die bis dahin größte Macht daselbst von ihrem Höhestand herabstürzte, und eine andere bis dahin noch wenig einflußreiche zur ersten emporhob. Es war dieß der nordische Krieg, in welchem Schweden mit Dänemark, Rußland und Polen, ja mit Preußen und Hannover um die Herrschaft der Ostsee rang und in dem abenteuerlich-thatkräftigen Karl XII ein glänzendes Meteor am politischen Horizont aufstieg, um noch schneller, als er gestiegen, wieder zu sinken und zu verschwinden, während Peters des Großen werkschöpferische, klugberechnende Kraft seinem Volke eine zukunftvolle Bahn politischer Größe eröffnete.

In **Schweden** hatte Karl XI (S. XXII. 3, 2 a. E.) seine deutschen Besitzungen, die er im Kriege mit Brandenburg und Dänemark verloren hatte, 1679 durch den Frieden zu St. Germain en Laye und durch den Frieden von Lund fast ganz wieder erhalten und sich daraus die Lehre gezogen, sich nicht mehr in Frankreichs Interesse brauchen zu lassen. Von seinem Kanzler Gyllenstierna, einem scharfblickenden Staatsmanne, angeleitet und auf die drei untern Stände gestützt, zog er die seit Gustav Wasa von dem Adel der Krone entzogenen Lehnsgüter mit unnachsichtlicher Strenge ein,

und schwächte so den stets nach einem Uebergewicht über die Kronmacht strebenden Adel, dessen eigensüchtigste Glieder ihm deshalb bitter gram wurden. Dieses sein kräftiges Auftreten verschaffte ihm auf dem Reichstag des Jahres 1682 nicht nur freie Hand in der Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Kriegführung, sondern auch die Vergünstigung, die Thronfolge auch auf die weibliche Linie ausdehnen zu dürfen.

Dadurch, daß er nicht mehr von dem Adel abhieng, der vielmehr nun seine Gnade suchen mußte, so wie dadurch, daß er durch jene Vermehrung des Staatseinkommens nach und nach die außerordentlichen Steuerauflagen vermeiden und doch den Handel und die Schifffahrt, den Ackerbau und das Gewerbe (letzteres durch Einführung von Manufacturen nach niederländischem Muster) nachhaltig befördern konnte, hob er sein Reich auf eine hohe Stufe der Blüthe. Und da er es möglichst vermied, unnöthige Kriege zu führen und sich selbst als Mitglied des Vertheidigungsbündnisses, das er mit dem Kaiser, mit Holland und andern Mächten gegen Frankreich schloß, nur so weit es ihm Pflicht schien, am Kriege betheiligte, so konnte er bei seinem Tode, der ihn noch vor dem Ryswicker Frieden unvermuthet ereilte, einen wohl geordneten, fast schuldenfreien Staat, eine mit zwei Millionen Thalern gefüllte Staatskasse und ein wohlgerüstetes Heer von 70,000 M. hinterlassen. Er starb am 15. Apr. 1697, wie man glaubte, an Gift.

Schwedens Kraft erhielt damals ihren besten Zufluß aus den deutschen Küstenprovinzen, in denen die durch ihren Handel reichen Städte Bremen, Wismar, Stralsund, Stettin, Riga und Reval lagen, während die Mündungen der Weser, Oder, Düna nnd Newa ihre Zölle abwarfen und insbesondere Ingermannland, Liefland und Esthland die Kornkammern Schwedens waren. Indeß waren diese seine auswärtigen Besitzungen rings von eifersüchtigen Nachbarn umgeben, welche, wie Brandenburg und Preußen, Dänemark und Polen, nicht gleichgültig die Küstensäume ihrer Länder und die Mündungen ihrer Flüsse in den Händen einer auswärtigen Macht sehen mochten, oder welche, wie Rußland, das damals nur das Eismeer und das Asowische Meer zur Wassergränze hatte, nach Gewinnung eines so wichtigen Meeres, wie die Ostsee, strebte.

Als Karl XI starb, war sein Sohn und Nachfolger **Karl XII** (geb. 27. Juni 1682) erst 15 Jahre alt und stand unter der von

seinem Vater angeordneten Regentschaft seiner Großmutter: denn seine edle Mutter Ulrike Eleonore, die ihn in seiner Kindheit zum Gebet und Bibellesen angehalten hatte, war schon gestorben, als er erst eilf Jahre alt war. Von tüchtigen Lehrern in Sprachen und zwar im Lateinischen, darin er sich gewandt ausdrücken konnte, — im Französischen, das er aber zu sprechen vermied, und im Deutschen, das in Schweden Hofsprache war, wohlunterrichtet, war er außerdem in allen Leibes- und Waffenübungen von Niemand übertroffen, und insbesondere als tollkühner Reiter mehrmals in Lebensgefahr.

Obgleich der königliche Jüngling wegen einer gewissen Verschlossenheit und einer auffallenden Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Jugendvergnügungen fremden Beobachtern den Eindruck eines mittelmäßigen Talents machte und wohl nur Wenige wußten oder darauf achteten, daß des Curtius Leben Alexanders des Großen sein Lieblingsbuch war: so wurde er doch bald von einem der Reichsräthe, dem Marschall Piper, tiefer erkannt und den Ständen zur Mündigkeitserklärung empfohlen, welche wirklich, und zwar wider den Einspruch seiner Großmutter, am 24. Dez. 1697 (also 8 Monate nach dem Tode seines Vaters) von den Reichsständen beschlossen wurde, worauf alsbald die Krönung erfolgte, bei der er dem Bischoff die Krone aus der Hand nahm und sie mit eigner Hand sich aufsetzte.

Deßungeachtet schien er sich nicht um die Regierungsgeschäfte bekümmern zu wollen und lieber den Vergnügungen der Jagd, des Waffenspiels und der Soldatenübungen zu leben, als ihm unversehens der Ernst eines Krieges nahe trat und ihn auf den Schauplatz der Thaten riß.

Schon länger her hatten die Berichterstattungen der fremden Gesandten an ihre Höfe über seine vermeintliche Unbedeutendheit die Hauptfeinde Schwedens auf den Gedanken gebracht, sich seine Jugend und Unerfahrenheit zu Nutz zu machen und auf Kosten Schwedens ihre Gränzen zu erweitern.

2. Peter der Große während der Regentschaft Sophiens. Entfernung Peter's vom Hofe. Die Poteschni. Kiew russisch. Beginn des Türkenkriegs. Sophiens Verweisung. Die Civilisationsbestrebungen Peters. Die Eroberung von Asow. Grundlegung der russischen Marine. Unterdrückte Verschwörung. Peter im Ausland. Aufhebung der Strelitzen. Mentschikoff. Reformen.

Der Anstoß zum Ergreifen dieser Gelegenheit gieng zunächst von **Rußland** aus, von dessen Geschichte, die wir bei der Erhebung des Hauses Romanow auf dem Thron der Czaren verlassen haben, noch das Nöthige nachzuholen ist.

Der Stifter dieser Dynastie, Michael Feodorowitsch Jurief Romanow, der 1613 in Moskau zum Czar erwählt wurde, wußte, obgleich er bei seinem Regierungsantritt erst 16 Jahre alt war, doch mit eben so viel Geschick, als Glück die Unruhen im Innern seines Reichs durch die Gefangennehmung und Hinrichtung zweier falschen Dimitri's und ihres Anhangs zu stillen. Die langwierigen Kriege mit den Polen und Schweden beendete er im stolbowischen Interimsfrieden theils durch Austausch mehrerer Gebietstheile gegen andere, theils durch Verzichtleistung auf andere und befreite dadurch zugleich seinen Vater aus der polnischen Gefangenschaft, worauf er ihn zum Mitregenten annahm und die eingetretene Ruhe zu günstigen Handelsverbindungen mit auswärtigen Mächten benützte. Um aber die verlornen Besitzungen wieder zu gewinnen, nahm er den Krieg mit Polen wieder auf, führte ihn aber nicht glücklich, sondern mußte froh seyn, daß der stolbowische Zeitfriede 1634 in einen ewigen verwandelt wurde und der Polenkönig Wladislaw seine Ansprüche auf die russische Krone aufgab.

Sein Sohn Alexei Michailowitsch, der ihm 1645 auf dem Throne folgte, hatte anfangs nicht nur einen Aufstand, der sich in Moskau wegen Einführung von Monopolien erhob, sondern auch eine Erhebung derer zu bekämpfen, welche sich die von ihm durch den Patriarchen Nikon eingeführte verbesserte Liturgie anzunehmen weigerten und darum die Secte der Roskolniken bildeten, die dann schwer verfolgt wurde. Weil er den Kosaken Kleinrußlands, die sich früher an Polen angeschlossen hatten, aber, weil ihnen von dort der Katholicismus und die Leibeigenschaft aufgedrungen

werden sollte, sich nun den Russen zuwandten (1654), seinen Schutz gewährte, so gerieth er deßhalb mit den Polen in einen Krieg, worin er ihnen mehrere von seinem Vater an sie verlorne Orte und Länder (darunter Smolensk) wieder abnahm. Zwar fiel wieder ein Theil der Kosaken zu Polen ab: dennoch behielt Alexei im Frieden zu Andrussow 1667 die gemachten Eroberungen, darunter auch die Ukraine jenseit des Dnjepr's. Er hinterließ vier Kinder, nämlich drei aus erster Ehe: Feodor, Iwan und Sophia, und einen Sohn Peter von seiner zweiten Gemahlin Natalia Narischkin.

Sein ältester Sohn **Feodor** III Alexejewitsch, ein Mann von Kopf und Herz, erhielt 1676 die Nachfolge. Er hatte, wie sein Vater wegen Aufnahme eines Kosakenstammes (der Zaporoger Kosaken) mit Polen einen Krieg zu führen, der jedoch mit einem für ihn günstigen Frieden ausgieng. Auch führte er um den Besitz der Ukraine einen Krieg mit den Türken, anfangs in Gemeinschaft mit den Polen unter Sobiesky, dann, als diese besiegt zurücktraten, mit alleiniger Kraft, und zwang die Türken 1680 auf den russischen Theil der Ukraine zu verzichten, während die Polen den ihrigen verloren.

Als Feodor, viel zu früh für sein Reich, 1682 kinderlos starb, übergiengen die Bojaren seinen blödsinnigen Bruder Iwan und wählten den jungen, aber vielversprechenden Peter, den sie unter die Vormundschaft seiner Mutter Natalie stellten. Allein Sophie, Iwan's leibliche Schwester und Peter's Halbschwester, die den erstern lieber auf dem Thron gesehen hätte, um in seinem Namen regieren zu können, reizte, besonders aus Haß gegen Peters Mutter, die Strelitzen (XX. 5, 2.) durch die Vorspiegelung, Iwan sei von Nataliens Sippschaft ermordet worden, zu einer blutigen Empörung, die nur dadurch gestillt werden konnte, daß man den beiden Prinzen die Czarenwürde, ihrer Schwester Sophie aber bis zur Volljährigkeit jener die Regentschaft übertrug.

Da aber die Macht der Strelitzen der Regentin selbst zu lästig war, so kam ihr ein neuer Aufstand der Strelitzen, der gegen Peter gerichtet war, doppelt gelegen, indem sie diesen Um-

stand sowohl zur Entfernung Peters vom Hofe, als auch zur Bestrafung der Strelitzen benützte.

Peter floh nämlich mit seiner Mutter vor den Verfolgern in ein festes Kloster nahe bei Moskau. Allein das Kloster wurde von ihnen erstürmt und eben wollte ein Strelitze den Prinzen am Altar der Kirche, wo er mit seiner Mutter entdeckt wurde, niederstoßen, als kaiserliche Reiterei erschien und die Strelitzen auseinander flohen. Nachdem 30 der Rädelsführer ihre Köpfe eingebüßt, erhielten die übrigen, die sich flehentlich gedemüthigt hatten, Verzeihung. Dem jungen Peter aber wurde sein Aufenthalt in dem kleinen Dorfe Preobraschenskoi angewiesen, wo er unter der Leitung Lefort's, eines durch abenteuernde Reisen gebildeten Genfers, der aus holländischen Diensten in russische getreten war, zu einem kräftigen, wiß- und thatbegierigen Jüngling heranwuchs. Durch diesen seinen Führer für den Gedanken begeistert, westeuropäische Civilisation nach Rußland zu verpflanzen, bildete er sich aus etwa 60 rüstigen Dorfburschen, die er seine Poteschni d. i. Kameraden nannte, eine kleine Kriegsschaar, der er sich selbst als Gemeiner beigesellte, und ließ sich mit ihnen von Lefort, als ihrem Hauptmann, auf europäische Weise einschulen.

Sophie ließ dieß zu, weil sie dachte, er werde sich durch diese Vorliebe zu ausländischen Sitten bei den Russen verhaßt machen. Auch ließ sie — da sie ihn mit Gewalt aus dem Weg zu räumen nicht wagte, — ihm Gelegenheit geben, sich durch fremde Verführung leiblich zu verderben. Erreichte sie nun zwar auch hierin ihren Zweck nicht, so blieb doch in dem so kräftigen Fürsten stets ein Hang zu sinnlichen Ausschweifungen, die ihm in der Folge Krankheitszufälle zuzogen.

Unterdeß giengen die Reichsangelegenheiten in Sophien's Händen nicht zurück: sie gewann, unterstützt von ihrem Günstling, dem Fürsten Galizin, von Polen bei der Erneuerung des Andrussower Friedens, Kiew für das russische Reich, und gieng mit Polen, Oesterreich und Venedig jenes Bündniß gegen die Türkei ein, das in der Folge zu dem Carlowitzer Frieden führte, der die Türken für immer in Ungarn auf die Südseite der Donau zurückwarf. (s. unten K. 2, 3. a. E. u. K. 3, 1.)

Als es hieß, des blöden Iwan's Gemahlin sey in dem Zustande, dem Thron einen Nachfolger zu schenken, schloß Peter schnell eine Heirath mit Eudoxia Lapuchin, in der Absicht, durch die Rechnung seiner Feinde einen Strich zu machen. Dadurch, so wie durch den Ernst seines Waffenspiels zum Argwohn bewogen, trat Sophie gebieterisch gegen ihn auf, und als er sich dagegen aus-

sprach und auf die Nachricht von einigen Nachtheilen der Russen im türkischen Kriege einen lauten Tadel wagte, hielt sie es an der Zeit, ihn zu beseitigen. In einer Nacht erschienen 600 Strelitzen in Peter's Aufenthaltsort, um ihn zu tödten. Allein Peter floh wieder in das feste Kloster, worin er schon einmal Rettung gefunden und rief seine Poteschni's und übrigen Anhänger auf. Diese kamen schnell nnd in so großer Zahl, daß die Strelitzen nicht anzugreifen wagten. Darauf erklärte sich der Patriarch für ihn, und seinem Beispiele folgte das Volk. Sophie mußte von der Regentschaft abtreten und ward in ein Kloster geschickt (1689).

Von da an trat **Peter** I seine Herrscherlaufbahn an, auf der er sich, als der eigentliche Gründer der russischen Macht, den Beinamen der Große erwarb. Von der Natur zwar leidenschaftlich, leicht und furchtbar aufbrausend und wegen verabsäumter guter Erziehung und gründlicher Bildung in vielen Beziehungen roh und noch halb barbarisch, zeichnete ihn doch ein ungemeiner Verstand, ein unersättlicher Wissenstrieb und ein fester, ausdauernder, durch kein Hinderniß zu ermüdender oder abzuschreckender Wille aus.

Erfüllt von Bewunderung für die westeuropäische Cultur, wie sie ihm durch seinen Führer Lefort nahe gebracht worden war, strebte er darnach, auch seinen Russen die Wohlthat jener Civilisation zuzuwenden. Daß er zur Erreichung dieses Zweckes neben guten und löblichen Mitteln auch despotische, in die nationale Eigenthümlichkeit oft gewaltsam eingreifende Mittel anwandte, kann bei einer Herrschernatur, in der selbst noch Barbarei und Civilisatiou miteinander rangen, nicht Wunder nehmen; vielmehr muß bei ihm, was er wirklich Gutes und Großes schuf um so höher angeschlagen werden, zumal die damals noch asiatische Natur seines Volks auf anderm Wege wohl nicht hätte europäisirt werden können.

Sein Scharfblick ließ ihn bald erkennen, daß eine durch europäische Tactik und Disciplin gebildete Landmacht und eine erweiterte Marine die ersten Bedingungen zur Stärkung seiner Macht wären. In erster Beziehung schuf er sich aus seinen Poteschni's eine 5000 M. starke Leibwache, die sogenannte Preobraschenskoische Garde, an die sich noch ein von dem Schotten Gordon eingeschultes Corps von 7000 M. anschloß, so daß diese 12000 Mann

ein hinreichendes Gegengewicht gegen die 17000 M. starke Strelitzenmasse abgaben.

Um dieses neugebildete Heer auch im ernsten Kampfe zu üben, setzte er — denn mit Polen oder Schweden anzubinden, traute er sich noch nicht — den Krieg mit den Türken fort und eroberte (wiewohl erst nach einem mißlungenen Versuche) im J. 1696 das feste, nicht weit von den Ausflüssen des Don's gelegene Asow, das er in der Folge auch im Karlowitzer Frieden behielt.

Somit hatte er seinem Reiche die Verbindung mit dem schwarzen Meere verschafft und sein Plan zur Schöpfung einer russischen Marine hatte eine Grundlage, zu der auch einstweilen die 12 Schiffe dienten, die er zur Belagerung von Asow hatte bauen und auf dem Don hinab ins Meer fahren lassen. Auch legte er auf einer Erdzunge des Asowischen Meeres Taganrog an, das in der Folge so wichtig wurde.

Auch im Innern arbeitete er nach dem Maaße seiner Einsicht an einer Verbesserung der Staatseinrichtung. Zu dem Ende sandte er noch viele junge Russen zu ihrer Ausbildung nach Deutschland, Holland und Italien, und zog auch viele Ausländer in sein Land, worunter sich freilich auch viele Abenteurer und Taugenichtse befanden, die, durch solche Vortheile angelockt, in Rußland ihr Glück machen wollten.

Mit allen diesen Neuerungen waren daher die altrussischen Großen und die Geistlichen, welche darin eine Gefahr für die Nationalität und Religion befürchteten, höchst unzufrieden, und da auch die Strelitzen über die Bevorzugung der Poteschni erbittert waren, so bildete sich, genährt durch die Ränkesucht der nun vom Kloster aus agitirenden Sophia, eine Verschwörung, welche jedoch durch Peter's muthiges Auftreten unterdrückt wurde (1697).

Peter befand sich eines Abends in einer Gesellschaft bei Lefort zu Preabraschenskoi, als ihn zwei Strelitzen hinausrufen ließen und ihm entdeckten, daß Verschworne im Hause des Staatsraths Sokownin versammelt wären, und in der Nacht durch eingelegtes Feuer bewirken wollten, daß der Czar zu Hülfe eile und ihnen so desto leichtere Gelegenheit gebe, ihn zu ermorden. Sogleich ertheilte Peter seinem Gardehauptmann Trubetzkoi den Befehl, um 11 Uhr Nachts das Haus der Verschwornen zu umzingeln und sie gefangen zu nehmen. Dann gieng er wieder in die Gesellschaft zurück, ohne sich etwas merken zu lassen. —

Nach der Tafel, um 10 Uhr, fuhr er nach Moskau, in der Meinung, den Befehl zur Umzinglung für diese Stunde gegeben zu haben, fand aber das bezeichnete Haus von den Seinen noch unbesetzt. Dennoch stieg er ab und trat mitten unter die Verschwornen hinein, welche sichtliche Zeichen des Erschreckens von sich gaben. Mit scheinbarer Heiterkeit rief er ihnen zu, sich nicht stören zu lassen, er wolle mit ihnen trinken. Allmählig beruhigten sie sich, und in dem Glauben, er wisse um nichts, tranken sie auf seine Gesundheit. Er that tapfern Bescheid und blieb, bis es 11 Uhr schlug. Schon winkte Einer dem Sokownin mit den Worten: „Jetzt ist's Zeit!“ — „Noch nicht!“ sagte dieser leise. — „Aber für mich ist's Zeit, Schurke!“ schrie Peter mit furchtbarer Stimme und schlug ihn mit der Faust in's Gesicht. In diesem Augenblick trat der Hauptmann mit Wache ein nnd nahm auf des Czar's Befehl alle gefangen. Doch erhielt auch er vom Czar einen derben Schlag, weil er eine Stunde zu spät gekommen sey. Zum Glück konnte sich der Hauptmann durch Vorzeigung seiner schriftlichen Ordre ausweisen, daß er um 11 Uhr bestellt worden sey. Die Uebereilung gutmachend küßte ihn Peter und erklärte ihn für einen Ehrenmann. Dann fuhr er in Gesellschaft zu Lefort zurück und erzählte, welcher Gefahr er entgangen sey. Die Gefangenen wurden sofort hingerichtet.

Noch in demselben Jahre führte Peter seinen Plan aus, selbst ins Ausland zu reisen und mit eigenen Augen und Sinnen sich weitere Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. Von Lefort begleitet, reis'te er im April incognito unter dem Titel eines Generals im Gefolge seiner Gesandtschaft über Königsberg (wo ihn Friedrich III, damals noch Kurfürst, glänzend empfieng) nach Amsterdam, dessen großartiges See- und Handelswesen den jungen Czar mit solchem Erstaunen erfüllte, daß er den Entschluß faßte, den Schiffbau praktisch zu lernen, wobei er auch die staatsmännischen und geographischen Erfahrungen des vielgereis'ten Bürgermeisters Claes Witsen benützte.

Zuerst ließ er sich in dem nahen Saardam, dem Hauptwerfte der Holländer, in einem kleinen Hause (das noch gezeigt wird) nieder und beschäftigte sich in der Tracht eines gemeinen Russen unter dem Namen Peter Michailow an sieben Wochen lang mit der Schiffszimmerkunst; alsdann ließ er in Amsterdam unter seinen Augen ein Kriegsschiff mit 60 Kanonen bauen und sandte es, mit Matrosen, Schiffszimmerleuten und Künstlern versehen, nach Archangel.

Im folgenden Jahre gieng er nach England, wo sich ihm in London eine noch größere Schule des Lebens aufthat und König Wilhelm ihm Gelegenheit gab, das englische Seewesen näher

kennen zu lernen, auch ihm die Freude machte, ein künstliches Seetreffen vor ihm aufführen zu lassen, dessen Anblick den verwunderten Czar zu dem Ausruf bewog: „Wahrlich, wenn ich nicht zum Czar von Rußland geboren wäre, so möchte ich englischer Admiral seyn!"

Nachdem er 500 Engländer in seine Dienste genommen hatte, verließ er nach einem Vierteljahre England und reiste durch Holland über Dresden nach Wien, um von da Italien, insbesondere Venedig, zu besuchen. Da erhielt er in Wien die Nachricht von einer Strelitzenempörung zu Moskau. Rasch eilte er nach Moskau zurück, wo jedoch General Gordon den Aufstand bereits gedämpft hatte. Da der Hauptverdacht der Anstiftung auf Sophie fiel, hätte Peter in der Aufwallung seines Zorns sie mit dem Schwert durchstoßen, wenn nicht eine Kammerzofe ihn mit den Worten: „Es ist Deine Schwester!" zurückgehalten hätte. Er dankte der Zofe, daß sie ihn vor einer Blutschuld bewahrt habe; doch mußte Sophie zusehen, wie an 28 vor ihren Klosterfenstern aufgerichteten Galgen 150 der Schuldigsten nacheinander aufgeknüpft wurden; ja der Arm eines derselben mit dem Schreiben in der Hand, in welchem die Empörer sie zur Wiederübernahme der Regierung gebeten hatten, hieng so lange in ihr Zimmer herein, bis er verfaulte. Im Ganzen wurden 2000 Strelitzen hingerichtet und das unruhige Corps ganz aufgehoben. Auch Peter's Gattin wurde schuldig befunden und von ihm verstoßen.

Nach dem bald darauf erfolgten Tod seines vertrauten Freundes und Rathgebers Lefort, den Peter aufrichtig betrauerte, wurde Mentschikoff, eines armen Landmanns Sohn, den Lefort als Bäckerjungen in den Straßen Moskau's Backwerk verkaufend gefunden, in seinen Dienst genommen, und nachdem Peter ihn wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben zum Staatsdienst hatte heranbilden lassen, ward er der Liebling des Czars und unterstützte, von Stufe zu Stufe steigend, thätigst die fortgesetzten Bemühungen Peters zur Verbreitung der Civilisation unter dem russischen Volke, das zwar theilweise durch dieselbe auch Schaden nahm, aber doch im innern Kern seiner ausnehmend dehnbaren Natur nicht verletzt wurde.

Die weitern Reformen, zu denen der Czar gleich nach seiner Rückkehr vom Auslande schritt, betrafen theils die Tracht, indem die langen, zur Erde reichen-

den Kleider und die Bärte verpönt und letztere nur den Bauern und denen, welche jährlich 100 Rubel dafür erlegten, zu tragen gestattet wurden; theils die gesellschaftlichen Formen, indem er zur Erzielung einer feinern Sitte den Frauen Zutritt in Männergesellschaften erlaubte; theils die wissenschaftliche Bildung, indem er Schulen und Buchdruckereien einführte und noch mehr gebildete Fremde in sein Land zog. Jeder Russe, der eine Erbschaft von 500 Rubel und darüber antreten wollte, mußte lesen, schreiben und die Elemente der russischen oder einer fremden Sprache kennen oder zu lernen sich verpflichten. Auch mußte jeder Russe von seinem 30. Jahre an dem Czar in irgend einem Civil- oder Militärposten eine Zeit lang freiwillig dienen, sonst wurde sein Vermögen eingezogen. — Die Finanzverwaltung entzog er den Bojaren und vertraute sie kaufmännisch gebildeten Westeuropäern. — In kirchlicher Beziehung beschränkte er die Geistlichkeit mehr als billig und ihre Klagen waren vielfach gegründet. Als der Patriarch i. J. 1700 starb, ließ er dessen Stelle bis zum J. 1721 durch einen Verweser versehen, worauf er die „heiligste dirigirende Synode" errichtete, die unter dem Schutz und Einfluß den Czars stand, welchem sie fortan zum Werkzeug seiner Herrschaft diente.

Unter solchen Thätigkeiten war die Zeit gekommen, in der die Schwäche Schwedens, die sich in dem jungen, für unbedeutend gehaltenen Karl XII darzustellen schien, Peter's lange schon im Stillen gehegten Gedanken zur Reife brachte, sich durch Eroberung der schwedischen Ostseeländer auch im baltischen Meere eine Seemacht zu gründen, zu welchem Zwecke er, wie wir gleich sehen werden, eine Verbindung mit den Polen und Dänen eingieng.

3. Polen seit Wladislaw IV. Johann Casimir. Verlust Kleinrußlands. Die Landesverfassung. Dynastiewechsel: der Piast Michael Johann III Sobiesky. Podolien und Caminiec. (Rettung Wiens.) Der Convertit Friedrich August von Sachsen auf polnischem Thron. (Beendigung des Türkenkriegs durch den Karlowitzer Frieden..)

Polen's Geschicke, deren Faden wir bei Siegmund III liegen gelassen (XX. 5,1), hatten sich seit dem Tode dieses Königs in gewohnter Verwicklung dargestellt. Unter Siegmund's ältestem Sohne Wladislaw IV (1632—1648) war lange Ruhe, zu der die den Katholiken gewährte Duldung und die Förderung der Wissenschaften und Künste beitrug. Das Lebensende dieses Königs fiel in einen Aufstand der

Leibeigenen gegen ihre adeligen Herrschaften, der eine Folge des oben in K. 2, 2. erwähnten Kosakenaufstandes in Kleinrußland war.

Der neuerwählte Polenkönig Johann Casimir (1648—1668), der letzte der drei Könige aus dem Hause Wasa, vermochte die Kosaken, die bei Rußland Schutz suchten, nicht wieder zur Unterordnung zurückzubringen und Kleinrußland blieb für Polen verloren. (Von dem unglücklichen Verlauf dieses Kriegs mit den Russen, so wie von dem in Verbindung mit den Russen geführten Krieg mit den Türken war oben (§. 2.) bei Rußland die Rede.)

Die Thronentsagung Johann Casimir's (der sich wieder in den geistlichen Stand, dem er vor seiner Thronbesteigung als Cardinal angehört hatte, zurückzog und in Frankreich von Ludwig XIV die Einkünfte zweier Abteien erhielt) führte wieder zu einer großen Wahlerschütterung, da viele Bewerber um den polnischen Thron auftraten.

Seit Polen ein Wahlreich wurde, war alle Gewalt in die Hand des Adels gekommen, der als alleiniger Vertreter der Nation auf den allgemeinen Reichstagen die Hoheitsrechte ausübte. Der Reichstag bestand 1. aus dem König als Vorsitzer, der aber nur bei Stimmengleichheit mit seiner Stimme eintrat; 2. aus dem Senat, dessen Glieder die Bischöffe, die Woiwoden (d. i. die auf Lebenszeit ernannten Statthalter der Provinzen), die Castellane (ursprünglich Festungscommandanten) und die zwölf höchsten Staatsbeamten waren; 3. aus den Landboten oder Abgeordneten des Ritterstandes, die in den woiwodschaftlichen Versammlungen von den Edelleuten gewählt wurden. (Wähler war man schon mit dem 18. Jahr). Polens politische Verfassung war also eine aristokratische Republik: denn der Bürgerstand war ausgeschlossen und einen freien Bauernstand gab es gar nicht. — Zur Beschlußfassung war in Finanzsachen Stimmenmehrheit, in Sachen der Gesetzgebung und Politik Stimmeneinheit erforderlich. Es konnte daher jeder einzelne Landbote durch seinen Einspruch — sein liberum Veto — alle Verhandlungen zum Abbruch bringen. Diesen Umstand benützten gar oft fremde Mächte, um die in solcher Verfassung liegenden Keime zur Anarchie zu nähren. Unter 55 Reichstagen, die in einem Zeitraum von 110 Jahren zu halten waren, wurden 48 auf diese Weise abgebrochen und so alle Gesetzgebung gelähmt. Um doch „nicht alle Gesetzgebung und geregelte Verfassung unmöglich" zu machen, nahm man daher seine Zuflucht zu den sogenannten Conföderationsreichstagen, bei denen Stimmenmehrheit entschied. In der Verfassuug waren diese außeror-

deutlichen Reichstage nur bei den Königswahlen, Verschwörungsuntersuchungen und in andern Nothfällen vorgesehen.

Die Wahl traf einen Nachkommen der Piasten, **Michael von Wiecnowiecki** (1669—1673), dem sein tapferer Feldherr **Johann Sobiesky** die Krone wider seinen Gegner und das Reich gegen die Türken erhielt. Eben als der letztere über die Türken den glänzenden **Sieg bei Choczim** (1673) erfocht, starb der schwache König, und die Wahl fiel auf jenen seinen Feldherrn, den edlen **Johann III Sobiesky**, der die Türken 1676 zu einem Frieden nöthigte, worin sie den bei weitem größten Theil von **Podolien** und **Caminiec** an Polen abtreten mußten.

Vergebens suchte der kühne Mann die europäischen Fürsten zur gemeinsamen Vertreibung der Türken, als der Erbfeinde der Christenheit, zu vermögen: die Gleichgültigkeit und selbstsüchtige Zwietracht derselben unter einander aber ließ es nicht zu. Erst die Gefahr **Wiens** (1683 s. o. XXII. 5, 1.) rüttelte sie auf und Sobiesky's rettende Hülfe, so wie seine weitere Theilnahme an den Kämpfen gegen die Türken mehrten seinen Ruhm, der ihm aber bei dem Anblick der Parteizerrissenheit seines eigenen Landes wenig Trost gewährte. Nach seinem Tode 1696 zeigte sich aufs Neue recht deutlich, wie **Polen durch sein Wahlrecht und durch die Unumschränktheit seines Reichstags der „Spielball auswärtiger Mächte"** geworden war.

Der Kurfürst **Friedrich August** von Sachsen gewann sich eine Partei im Lande und erhielt, unterstützt durch seinen Ruf, den er sich in Europa durch Reisen in Frankreich, Spanien und Italien, durch seine allenthalben bewunderte Leibesstärke und Geistesgewandtheit, Gesellschaftsgabe und Galanterie erworben hatte, nach vorausgegangener **Abschwörung** seines lutherischen Bekenntnisses und **Annahme der katholischen Religion**, 1697, **den polnischen Thron**, auf dem er es durch verschwenderischen Glanz einem Ludwig XIV gleich-, ja zuvorzuthun suchte — zum Schaden für Polen und Sachsen.

Er hatte den sächsischen Kurhut 1694 erhalten und sich gegen Kaiser **Joseph I**, mit dem er in enger Freundschaft stand, zur **Theilnahme am Türkenkrieg** verpflichtet und nach Uebernahme des Oberbefehls über das Heer des

Kaisers und Reichs in Ungarn, 1696 die Türken bei Ollatsch besiegt und dadurch dem Kaiser Siebenbürgen erhalten. Als er um der polnischen Krone willen zum Katholicismus übertrat (d. 2. Juni 1697 zu Baden in Oesterreich), gab er den Sachsen die festesten Versicherungen, ihren Glauben in jeder Weise schonen zu wollen. Und wirklich vermied er es ernstlich, dem Religionshaß neue Nahrung zu geben. — Zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt beendete er den oft besprochenen Türkenkrieg durch den Karlowitzer Frieden. — Allein seine gränzenlose Prachtliebe und Verschwendung, die er insbesondere bei den feenhaften Festen, welche er seinen Maitressen (der Gräfin Aurora von Königsmark, der Gräfin Cosel rc.) zu Gefallen oder fremden Großen zu Ehren gab, so wie bei den glänzenden Lustlagern, die er das einemal zu Mühlberg, das anderemal zu Willanow hielt, und überhaupt an seinem Hofe zur Schau trug, — desgleichen die kostspieligen Kriege, die er in seinem polnischen Interesse führte, stürzten das sächsische Land in große Schulden.

4. Verbindung Polens, Rußlands und Dänemarks gegen Schweden. (Patkul.) August's Einfall in Liefland; Einfall der Dänen in Holstein. Karl XII vor Kopenhagen. Der Friede von Travendahl mit Dänemark. Karl's XII Sieg bei Narwa über die Russen.

Rußland, Polen und Dänemark nun, diese drei Mächte waren es, welche, die Jugend Karls XII benützend, ein Bändniß gegen Schweden mit einander eingiengen, und zwar August von Sachsen und Polen in der Absicht, dem bei seiner Wahl den Polen gegebenen Versprechen gemäß, das früher an Schweden verlorne Liefland und Esthland dem polnischen Reiche wieder zurückzuerobern; der Czar Peter, um durch Eroberung von Ingermannland und Karelen sein Reich mit der Ostsee in Verbindung zu bringen; Christian V von Dänemark endlich, um die von Karl X den Dänen abgenommenen Lande wieder zu gewinnen. Keiner zweifelte, daß er mit Schweden und seinem jungen Könige bald werde fertig werden.

Den Unterhändler bei diesem Bündnisse machte ein liefländischer Edelmann, Namens Reinhold Patkul, der, weil er gegen Karl XI bei Gelegenheit der erwähnten Einziehung der schwedischen Krongüter eine so heftige Sprache geführt hatte, daß ihn dieser gefangen nehmen und zum Tode verurtheilen ließ, aus dem Gefängniß entflohen war und seinen Aufenthalt in Dresden genommen hatte

Das Bündniß selbst wurde am 24. März 1698 zu Kopenhagen abgeschlossen. Im folgenden Jahre starb Christian V und erhielt den Herzog von Holstein-Gottorp, Friedrich IV, zum Nachfolger.

Der erste, der losbrach, war König August, welcher ehrbegierig ein sächsisches Heer in Liefland einrücken ließ, worauf im März 1700 die Dänen in Holstein einfielen. Czar Peter war noch in den Vorbereitungen begriffen.

Allein wie sehr irrten sich die Verbündeten in ihrem jungen Gegner! Schon auf die Nachricht von den Rüstungen seiner Feinde hatte Karl XII, kühn und entschlossen, wie man ihn bisher nicht gekannt, im schwedischen Reichsrath, in welchem man schon vom Nachgeben und Opfern sprach, zum Erstaunen erklärt, er werde zwar niemals einen ungerechten Krieg führen, aber einen gerechten nur mit dem Untergang seiner Feinde enden. Daher wurde der Krieg beschlossen, und ehe die Dänen sich es vermutheten, fuhr Karl mit der schwedischen Flotte, unter dem Schutze englisch-holländischer Schiffe, von Karlscrona aus, legte sich vor Kopenhagen und ließ die Beschießung beginnen. Ungeachtet des heftigsten Feuers der Dänen landete man am 4. Aug. auf Seeland, und Karl selbst, aus dem Schiffe springend und mit dem Degen in der Hand durch das Wasser vordringend, begann unter dem Jubel seiner Soldaten den Angriff auf die dänischen Batterien. Bald waren die Verschanzungen vor der Stadt erobert und der Schrecken in derselben so groß, daß Friedrich IV, dessen Bundesgenossen zu entfernt waren, nachgab und am 18. August 1700 den Frieden zu Travendahl schloß, worin er auf Holstein verzichten und dem Bündnisse gegen Schweden entsagen mußte.

Begleitet von der Achtung der Bewohner Seelands, gegen welche Karl seine Schweden, mit denen er in frommer Sitte selbst alle Morgen und Abend dem Lagergottesdienste beiwohnte, die strengste Mannszucht hatte beobachten lassen, kehrte er nach Schweden zurück, um sich gegen die Sachsen zu wenden. Inzwischen aber hatten diese die Belagerung Riga's zwar begonnen, aber sie wegen der tapfern Vertheidigung dieser Stadt (durch den alten schwedischen General Dahlberg) wieder aufgegeben. Vergebens erneuerte König August in Person die Belagerung; er mußte zu seiner Beschämung wieder

abziehen und mit Verdruß gewahren, daß eine polnische Partei, welche seiner Erwählung entgegen gewesen, ihm auch bei diesem Unternehmen hinderlich war.

Zuletzt unter den Verbündeten war der Czar mit 80000 Russen in Ingermannland eingedrungen und belagerte mit 45000 M. Narwa. Da landete Karl am 7. Oct. im Pernauer Hafen mit 10000 Schweden und gieng ohne Zaudern auf Narwa los. So groß war noch von den vorigen Zeiten her der Name der Schweden, daß Peter für gut fand, aus Narwa sich zu entfernen, um noch Verstärkung über Pleskow herzuführen. Doch vor seiner Rückkunft, griff Karl „in Gottes Namen", wie er sagte, den fünffach stärkern Feind an und erfocht am 30. Nov. den glänzenden Sieg bei Narwa, der dem 18jährigen Helden die Bewunderung von ganz Europa erwarb.

Gleich im Beginn der Schlacht wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen: rasch warf er sich auf ein anderes mit den Worten: „Die Leute wollen mich im Reiten üben!" Auch dieß andere Pferd verlor er in einem Morast sammt seinem Stiefel, worauf er im bloßen Strumpf weiter stürmte. Da die Russen außer einem ungewöhnlich tapfern Feind auch Wind und Schneegestöber gegen sich hatten, lösten sie sich bald in Flucht auf; ein großes Corps ergab sich am folgenden Tag ohne Schwertstreich, da es erfahren hatte, daß der Sieger die Gefangenen so milde behandelte. Außer 155 Geschützen fiel noch die ganze Kriegskasse sammt ungeheuern Kriegsvorräthen in schwedische Hände. Als Karl in die über ihre Rettung jubelnde Stadt eingezogen war, gieng er sogleich in die Kirche und dankte dort Gott auf den Knieen für diesen Sieg, worüber alle seine Soldaten zu Thränen gerührt wurden. — Als indeß der Czar die Niederlage der Seinen erfuhr, sagte er gefaßt: „Ich weiß wohl, daß die Schweden noch oft siegen werden; aber am Ende werden sie uns auch siegen lehren."

5. Karl XII in Liefland, Kurland und Litthauen, in Warschau und Krakau. Sein Sieg bei Pultusk. Augusts Entthronung. Stanislaus Lesczinsky. Vertreibung der Russen aus Litthauen und Volhynien. Karl XII in Sachsen. Der Friede von Altranstädt.

Der einbrechende Winter wurde auf beiden Seiten zu neuen Vorbereitungen benützt. Im folgenden Jahre 1701 drang König Karl über die Düna, schlug ein sächsisch-russisches Heer bei

Riga, vertrieb die Sachsen aus Liefland und besetzte Kurland. Mit dem festen Vorsatz, dem sächsischen August die Krone vom Haupte zu reißen und sie einem andern zu geben, stützte er sich auf die demselben feindliche polnische Opposition, an deren Spitze der Cardinal-Primas Radcziejowsky, Erzbischoff von Gnesen, stand, und fiel in Litthauen ein.

Der polnische Reichstag suchte unter Englands und Polens Vermittlung den schwedischen König von den Gränzen Polens durch die Erklärung fern zu halten, er habe an dem Kriege gegen Schweden keine Schuld: diese trage August als sächsischer Kurfürst. Allein Karl gieng nicht darauf ein, so wenig wie auf eine gesandtschaftliche Vorstellung August's, der sich nun gern mit großen Opfern den Frieden erkauft hätte.

August sandte sogar seine Favorite, die schöne Gräfin von Königsmark, unter dem Vorwand eines andern Geschäfts nach Kurland, um dem König Karl Anerbietungen zu machen; allein schon vorher von ihren Absichten unterrichtet, wich dieser ihr mit dem gemessensten Ernst aus. — Ohnedieß suchte er weiblichen Umgang nicht, und wenn er auch sich einst zu vermählen nicht abgeneigt war, so nahm ihn doch das Kriegsleben so ein, daß er, gleich berühmten Kriegshelden alter Zeit, seinen Soldaten mit dem Beispiel strengster Verläugnung und Entbehrung vorangieng. So nahm er in diesem Winter keine Wohnung in einem Hause, sondern blieb in seinem Zelte, wo er, wenn die Kälte zu streng war, sich an glühenden Kugeln wärmte, und trank weder Wein, noch Branntwein. Obgleich in seinem Blick ernst und kühn, in seinen Reden kurz, doch sinnvoll, in seinen Entschlüssen unbeugsam bis zum größten Eigensinn, war er doch gegen alle seine Untergebene leutselig, nachsichtig und für treue Dienste dankbar.

Anstatt den Vorstellungen seiner Räthe, daß er dem Czar keine Zeit lassen, sondern ihn durch rasche Verfolgung zum Frieden zwingen solle, Gehör zu geben, war Karl einzig darauf bedacht, den ihm aus politischen, religiösen und moralischen Gründen verhaßten August zu verderben. Er rückte daher in Polen ein und gerades Wegs vor Warschau mit der Erklärung, er sey gekommen, die Polen von einem unwürdigen und eidbrüchigen Oberhaupte zu befreien und ihnen Gelegenheit zu geben, ein würdigeres zu wählen. Warschau öffnete dem Gefürchteten die Thore, und vergebens suchte ihn der größte Theil der Magnaten für August zu stimmen.

Nach vier Wochen brach er auf, schlug den ihm von Krakau aus ihm entgegenziehenden König August bei Klissow und eroberte Krakau.

Vergebens suchte August die getrennten Parteien zu vereinigen: er konnte es nur zu einem nochmaligen Friedensversuch bringen. Allein Karl nahm keine Bedingungen an. Obgleich sein Kanzler Piper ihm die Schwierigkeiten einer Entthronung August's und den geringen Gewinn, der daraus für Schweden erwachsen würde, vorstellte, so blieb er doch auf seinem Vorsatz: dieser König müsse herunter und wenn er (Karl) noch 50 Jahre in Polen bleiben müßte! Selbst ein Schenkelbruch, den Karl durch einen Sturz vom Pferd erlitt und der ihn mehrere Wochen aufs Lager warf, konnte ihn nicht anderes Sinnes machen.

Die Uneinigkeit der polnischen Parteien ließ es den ganzen Winter hindurch zu keinem gemeinsamen Handeln kommen. Als daher Karl, unterstützt durch englisch-holländische Hülfsgelder und durch ein Bündniß mit Preußen, die Polen im April 1703 bei Pultusk schlug und Danzig, Elbing, Thorn (letzteres durch Sturm) in seine Gewalt bekam, so trat im Januar 1704 der polnische Reichstag in Warschau zusammen und beschloß auf Betrieb des Cardinals-Primas die Absetzung Augusts und die Vornahme einer neuen Königswahl, für die man aber nicht den rechten Mann zu finden wußte, weil Karl keinen Ausländer wollte und kein Magnat dem andern diese Ehre gönnte!

Noch aber waren drei Söhne Johann Sobiesky's vorhanden, von denen Karl und die ihn stützende Partei sich einen gefallen lassen wollte; allein August ließ zwei davon gefangen nehmen und der dritte schlug die Krone aus. Als Graf Piper den König fragte, warum er nicht selbst die Krone haben wolle, antwortete er, er wolle lieber Königreiche vergeben, als für sich nehmen.

Endlich bestand Karl auf der Wahl des jungen Woiwoden von Posen, Grafen Stanislaus Lesczinsky, und beleidigte dadurch den Cardinal-Primas, der den alten Kronfeldherrn Lubomirsky vorgeschlagen hatte. Unter dem Schutze der schwedischen Waffen und in einer Versammlung von nur 56 Wählern gieng die Wahl in der Nähe vor Warschau vor sich und am 2. Jul. 1704

wurde **Stanislaus** im Dom zu Warschau zum **König** geweiht. Er war 27 Jahr alt, von männlich schöner Gestalt, lebhaftem, dabei bescheidenem Wesen und einnehmender Beredtsamkeit.

Da sich unterdeß **August** gestärkt hatte, zog **Karl** wieder gegen ihn aus und erstürmte **Lemberg**. Zwar überfiel August inzwischen Warschau, so daß sich Stanislaus flüchten mußte; aber als Karl herbeieilte, verließ August die Hauptstadt wieder, und 9000 Sachsen unter Schulenburg wurden über die Oder zurückgedrängt.

Nachdem Karl die **förmliche Krönung Stanislaus'** gegen die sächsische Partei unter den Polen durchgesetzt hatte, wandte er sich nach **Litthauen**, wo unterdessen **August in Grodno** russische Hülfe erhalten hatte und so eben ein neues sächsisches Heer an sich zu ziehen im Begriff war. Während der schwedische General **Rhenskjöld bei Frauenstadt** das Schulenburgische Corps vernichtete und **August** auf die Nachricht hievon sich nach Krakau zog, verfolgte **Karl** die von Gordno abziehenden Russen bis tief in **Volhynien** hinein, und was nicht unter seinem Schwerte fiel, versank sammt Pferd und Wagen in dem Morast des aufgethauten Bodens. Die Folge dieses kühnen, durch den Kampf mit Hunger und Wetter angestrengten Zuges war, daß **Litthauen und Volhynien** den Stanislaus als König anerkannten.

Aber nicht genug, daß Karl ganz Polen von den Sachsen gesäubert hatte, er wollte nun den Krieg auch in das Herz des Sachsenlandes tragen, um seinen Gegner zu einem „unverstellten" Frieden zu bewegen.

Von Stanislaus begleitet, gieng nun **Karl** mit seiner Hauptmacht über die Oder und rückte in **Schlesien** ein, ohne sich an des Kaisers Protestation zu kehren. Während die königliche Familie in's Ausland floh und die Schätze Dresdens auf den Königstein gerettet wurden, zog Karl, die erschrockenen Einwohner durch strenge Mannszucht beruhigend, über Meißen, Leipzig, Grimma nach **Altranstädt**, wo er sein Standquartier nahm, während ein Theil seines Heeres eine drohende Stellung bei Dresden nahm. Durch solche Demonstration nöthigte er den Kurfürsten, der noch in Polen war, zum **Altranstädter Frieden**, welchen August den

24. Sept. 1706 mit schwerem Herzen unterzeichnete. In diesem Frieden mußte August auf die Krone Polens verzichten, den Stanislaus als König von Polen anerkennen und dem russischen Bündnisse entsagen.

Als August bereits die seinen Gesandten mitgegebenen Blanquets dazu unterzeichnet hatte, suchte er aus Furcht vor den Vorwürfen des Czars und aus Scham vor den Polen durch eine öffentliche Erklärung sich eine kurze Zeit lang noch den Schein zu geben, als wolle er der Republik den letzten Blutstropfen opfern.

Als nun Karl den Friedensschluß veröffentlichte, verließ August Warschau in Eile und kehrte nach Sachsen zurück. Karl gieng in der Demüthigung dieses Fürsten so weit, daß Stanislaus ihm seine Thronbesteigung schriftlich kundgeben und der Exkönig ihm in einem eigenen Schreiben dazu Glück wünschen mußte! — Zu den übrigen Friedensbedingungen gehörte ferner noch: 1. Die Auslieferung Patkul's, den Karl in der Folge, obgleich derselbe jetzt russischer Gesandter in Dresden war, als einen ohnehin schon in Schweden zum Tod verurtheilt gewesenen Hochverräther auf eine wahrhaft grausame Weise hinrichten ließ; — 2. Die Einräumung der Winterquartiere für das schwedische Heer, welche, weil Karl bis nach der Aernte des folgenden Jahrs in Sachsen verweilte, dem Kurfürstenthum an 23 Millionen Gulden, dazu 24000 für das schwedische Heer ausgehobene Rekruten gekostet haben sollen. Uebrigens hielt Karl seine Schweden in guter Mannszucht und strafte Vergehungen an den Einwohnern nicht selten mit dem Tode.

Während seines Aufenthalts in Sachsen ließ sich Karl XII bei Lützen die Stelle zeigen, wo Gustav Adolf gefallen war, und sagte: „Ich habe mich bemüht, so zu leben, wie er; vielleicht schenkt mir Gott auch einen so schönen Tod." — Den Lutheranern in Schlesien brachte seine Gegenwart in Deutschland eine große Wohlthat. Als sie über die Beschränkungen klagten, denen sie bei Ausübung ihres Gottesdienstes unterworfen waren, verschaffte er ihnen vom Kaiser Joseph I eine größere Freiheit, die ihnen der vom spanischen Erbfolgekrieg bedrängte Kaiser auf Karl's kategorische Forderung ohne Weigerung gewährte. Als der päpstliche Nuntius deßhalb dem Kaiser Vorwürfe machte, antwortete dieser, er sey froh gewesen, daß der Schwede von ihm nicht noch dazu den Uebertritt zum Lutherthum verlangt habe. Die schlesischen Protestanten dankten nachher Karl'n auf den Knieen für seine Verwendung. Doch dauerte die Duldung nur so lange, als Schweden zu fürchten war: unter dem Nachfolger Joseph's kehrte die Bedrückung der Lutheraner in Schlesien wieder.

6. Peter der Große in Ingermannland und Liefland. Gründung von St. Petersburg. Karl XII in Wilna; Ueberschreitung des Dnjeper's. Mazeppa. Zug in die Ukraine. Karl's Niederlage bei Pultawa und Flucht in die Türkei. Sein Aufenthalt bei Bender.

Als Karl fast ein Jahr lang sein Heer in Sachsen herausgenährt und ergänzt hatte, trat er seine Rückkehr nach Polen an, um sich nun gegen seinen dritten Gegner zu wenden, von dem wieder ein Heer in Litthauen stand.

Allein Rußland war seit der Niederlage bei Narwa, also in den sieben Jahren, in denen Karl unbegreiflicher Weise den Czar und sein Thun fast völlig aus den Augen gelassen hatte, ein ganz anderes geworden. Während Karl seine Zeit und Kräfte auf Polen verwandte, hatte Peter, wenig gestört von den Schweden, von denen nur 12000 in den Ostseelanden zurückgelassen worden waren, 1701 Dorpat und Narwa erobert, Riga eingeschlossen und sich in Ingermannland festgesetzt, hatte 1702 Marienburg und Nöteburg am Ladogasee erobert und letzteres unter dem Namen Schlüsselburg stark befestigt, 1703 Nyenschanz am finischen Meerbusen eingenommen und am Ausflusse der Newa der Grund zu St. Petersburg gelegt.

Der sumpfige Boden, auf den Petersburg zu stehen kam, mußte erst durch aufgetragene Erde gefestigt und erhöht werden. Er ließ unter seiner eigenen Aufsicht Hunderttausende von Leibeigenen der verschiedensten Nationen Tag und Nacht daran bauen, so daß man schon im zweiten Jahre die in ihren Festungswerken liegenden, anfangs von Holz gebauten Häuser bewohnen konnte. Er bevölkerte sie mit Familien verschiedener Stände aus verschiedenen Städten, die sich freilich anfangs nur durch Zwang in den noch ungesunden Ort versetzen ließen. Erst allmählig durch Peter's und seiner Nachfolger unendliche Sorgfalt wurde diese Stadt die Prachtresidenz, die sie jetzt ist.

Zugleich fuhr Peter fort durch Einführung fremder Schafzucht, Anlegung von Manufacturen, Papiermühlen, Stückgießereien, Canalbauten, Betreibung der sibirischen Bergwerke, für die Hebung des Wohlstandes Sorge zu tragen. Im Felde zogen die Russen noch immer den Kürzern gegen die Schweden, indem sie 1705 vom schwedischen General Löwenhaupt (bei Gemäuerthof) geschlagen und, wie schon oben erwähnt, von Karl selbst aus Litthauen und Kurland geworfen wurden, wo der Czar sie, um sie an Tactik zu

gewöhnen, unter August an der Seite der Sachsen gegen die Schweden hatte fechten lassen. Während sodann Karl in Sachsen sich aufhielt, waren die Russen wieder in Litthauen eingerückt; und Peter selbst befand sich in Grodno, als Karl nach seiner Rückkehr aus Sachsen nach Polen im Anfang des Jahres 1708 über die Weichsel rückte. Noch war die Furcht vor den Schweden so groß, daß sich die Russen allenthalben vor ihnen zurückzogen, ja Peter selbst es für gut fand, sich nach Petersburg zurückzubegeben.

Karl verfolgte nun die Russen durch die unwegsamsten Gegenden, überall selbst durch Sümpfe und Moräste vordringend und seinen Soldaten das Beispiel der Ausdauer gebend. Er erreichte Wilna, gieng über die Berezina, besiegte ein russisches Heer (unter Scheremetew) bei Holofczin und überschritt den Dnjepr. Bei Smolensk entstand die Frage, ob man geradezu auf Moskau und somit in das Herz von Rußland dringen solle. Da beredete der alte Kosaken-Hetmann Mazeppa, der gern seine bisher dem Czar zinsbare Ukraine frei von der russischen Oberhoheit gemacht hätte, den König zu einem andern Plan durch das Versprechen, ihm 30000 Kosaken zuzuführen und ihm Lebensmittel im Ueberfluß zu verschaffen, wenn er anstatt nach Moskau in die Ukraine ziehen würde.

Obgleich nun Graf Piper und alle einsichtigen Generale diesen Zug widerriethen, so ergriff der König diesen abenteuerlichen Plan nur um so eigensinniger, und trat, nachdem er dem in Liefland stehenden Löwenhaupt den Befehl zugesandt hatte, ihm 11000 M. mit Lebensmitteln zuzuführen, zum Erstaunen des Czar, der schon Moskau in Gefahr sah, den Marsch nach der Ukraine an, wo ungebahnte Wege durch öde Steppen, dichte Waldungen, Sümpfe und Moräste, der Mangel an Lebensmitteln, nasse Witterung und dadurch erzeugte Krankheiten und endlich das Ausbleiben Mazeppa's sowohl, als Löwenhaupts den König und sein Heer in die schrecklichste Lage versetzte. Löwenhaupt aber war auf dem Marsche von den Russen angegriffen worden, hatte sich zwar tapfer durchgeschlagen, aber fast die Hälfte seiner Mannschaft und alle Vorräthe verloren, so daß er nur mit 6000 M. zum Könige stieß. Endlich erschien auch Mazeppa, aber nur mit 5000 M. ohne Geld

und Lebensmittel! Denn die übrigen Kosaken, von Mentschikoff gewonnen, waren nicht in seinen Plan eingegangen.

Anstatt den Weiterzug aufzugeben, bestand Karl auf dem tiefern Eindringen in die Ukraine, und als man, stets von Russen umschwärmt und beunruhigt, in Mazeppa's kleinem Hauptdorfe Baturin ankam, hatte Mentschikoff dasselbe einäschern lassen und einen andern Hetmann ernannt. Unter großen Kämpfen mit Frost, Schnee und Eis, mit dem Hunger und dem Feinde erreichte man Weprik und erstürmte es mit großem Verlust. Vergebens suchten Piper und Löwenhaupt den König zum Rückzug nach Polen zu bewegen. Karl's Eigensinn und Ehrgeiz, der auch nicht den Schein eines Rückzugs auf sich nehmen wollte, führte ihn unter noch unsäglichen Anstrengungen und Verlusten bis vor Pultawa, die Hauptstadt der Ukraine, nach deren Einnahme er erst einen Entschluß zu fassen vorhatte.

Allein er konnte die feste Stadt nicht einnehmen. Plötzlich erschien der Czar selbst mit 65000 M. und in zwei Stunden der entscheidenden Schlacht bei Pultawa war der bis dahin unbesiegte Sieger dreier Könige ein Flüchtling ohne Heer und Reich, auf dem Weg nach der türkischen Gränze (8. Jul. 1709.)

Czar Peter war in dieser Schlacht selbst in Lebensgefahr, indem eine Kugel durch seinen Hut und eine durch seinen Rock fuhr. — Karl hatte schon vor der Schlacht in einem Scharmützel einen Schuß in den Knöchel des linken Fußes erhalten, und ließ sich, als es zur Hauptschlacht kam, von zwei Pferden in einer Sänfte umhertragen, um seine Soldaten zu ermuntern, indeß Rhenskjöld die Schweden anführte. Als das vordere Sänftenpferd erschossen wurde, ließ sich der König von Trabanten tragen, und als auch die Sänftenstangen von Kugeln zerschmettert wurden, hob man ihn auf ein Pferd; allein auch dieses wurde ihm unter dem Leibe erschossen, und mit Noth brachte man ihn, da die Schlacht schon verloren war, in eine Kalesche, in der er auf der Flucht nach dem Dnjepr hin wenigstens sein Leben rettete. — Rhenskjöld, Piper und ein Graf von Württemberg wurden gefangen; Gepäck und Kriegskasse gieng verloren, 9000 Schweden und Kosaken bedeckten das Schlachtfeld. Löwenhaupt sammelte von den Zerstreuten noch 16000 M., mußte aber, von Kriegsvorräthen entblößt, sich der Uebermacht ergeben. Die ihm zugestandene Bedingung künftiger Freigebung der Gefangenen nach dem Frieden, — wurde nicht gehalten. — So war das tapferste schwedische Heer durch des Königs Eigensinn vernichtet.

Unter schweren Entbehrungen und Mühen erreichte Karl mit etwa 2000 M. den Bug und erhielt die Erlaubniß zum Betreten des türkischen Gebiets und bei dem Pascha in Bender ehrende Aufnahme. Da sich Karl schämte, ohne Heer durch Ungarn und Deutschland nach Schweden zurückzukehren, gedachte er Rußland durch die Türken zu besiegen und versuchte es, den Sultan Achmed III durch die Vorstellung der großen Gefahr, in welche die Türkei durch Peter's Vordringen gerathen könnte, zu einem Krieg mit Rußland zu vermögen. Da der Sultan, der übrigens den König mit allem Nöthigen reichlich versehen ließ, nicht darauf einzugehen wagte, so sandte Karl den gewandten polnischen Grafen Poniatowsky nach Konstantinopel, wo derselbe durch Bestechungen und List aller Art, jedoch erst nach langer Zeit und nach dem Sturz von zwei Großwessiren, den Sultan zur Kriegserklärung an Rußland bestimmte.

Unterdessen lebte Karl, ohne sich seine große Ungeduld merken zu lassen, in Bender zuerst in einem für ihn bestimmten Hause; dann aber in einem, von ihm für seine 1800 Schweden und Polen eingerichteten Lager bei Bender auf militärischem Fuß, hielt, wie sonst, seine täglichen Feld-Andachten, las, spielte Schach, „ritt täglich drei Pferde müde," und ließ seine Leute, während er selbst höchst einfach lebte, in Pracht einhergehen und theilte unter sie, wie auch unter die Janitscharen, viel (erborgtes) Geld aus, um auch dadurch den Türken Respect einzuflößen.

7. König August's Rückkehr auf den polnischen Thron. Mißglückter Einfall der Dänen in Schonen. Peter, Herr der schwedischen Ostseeprovinzen. Preußen neutral. Das Haager Concert der Seemächte und des Kaisers. Die Türken gegen Rußland. Peter am Pruth. Katharina. Frieden zwischen Rußland und der Türkei. Karl's Rückkehr nach Schweden.

Während Karl vom Kriegsschauplatz verschwunden war, benützten seine drei alten Gegner seine Gebundenheit und schloßen ein neues Bündniß gegen Schweden. August von Sachsen erklärte den Altranstädter Frieden für ungültig und kehrte, von seinem polnischen Anhang unterstützt, wieder auf den polnischen Thron zurück, welchen Stanislaus, in der Einsicht, sich nicht halten zu können, verließ, um mit dem Rest der Schweden nach Pommern abzuziehen.

Bald darauf besetzten die Dänen die Küste der Insel Schonen, wurden aber mitten im Winter von der schwedischen Landmiliz unter dem General Steenbock (im März 1710) bei Helsingborg geschlagen und zum Land hinausgetrieben. — Die Russen aber überzogen in großen Heeren Liefland und Esthland, eroberten Karelien und einen Theil von Finnland und minderten so Schweden auf dieser Seite um mehr als 1000 Quadratmeilen. Zum Glück war Preußen neutral geblieben und hatte unter Vermittlung Englands, Hollands und Frankreichs mit dem Kaiser das sog. Haager Concert zu Stande gebracht, welches dem deutschen Reiche sammt Holstein und Schleswig die Neutralität sicherte, für Schweden also den Vortheil hatte, daß auch seine deutschen Provinzen verschont blieben. Deßungeachtet protestirte Karl XII von der Türkei aus gegen diesen Act, als gegen einen Eingriff in seine Souveränetätsrechte!

Indessen setzten sich zu Karl's Freude im Frühjahr 1711 zwei türkische Heere, zusammen 250000 M. gegen Rußland in Bewegung, während ein russisches Heer von 20000 M. unter Scheremetew's Befehl, von dem Czar und seiner neuen Gemahlin Katharina begleitet, heran- und in die Moldau einrückte. Der Czar hatte sich auf die Hospodaren der Moldau und Wallachei verlassen, die ihm auf den Fall seines Einrückens ihren Beistand zugesagt hatten. Allein der wallachische Hospodar Brankowan hielt aus Eifersucht gegen den moldauischen Hospodar Cantemir nicht Wort und die erwarteten Zufuhren blieben aus.

Als die Russen weiter am Pruth hinabrückten, sahen sie sich von den beiden türkischen Heeren (bei dem Dorfe Falczin) eingeschlossen und in Gefahr, ausgehungert zu werden. Schon gab der Czar alles verloren, schloß sich in sein Gezelt ein und ließ Niemand vor sich. Da fiel Katharina auf ein Mittel der Rettung.* Sie knüpfte mit Peter's Bewilligung durch Bestechung des Großwessirs (wozu sie ihren ganzen Juwelenschmuck verwandte) eine Unterhandlung an und verschaffte durch die Abtretung von Asow und der befestigten Küstenplätze am schwarzen Meer dem Heere freien Abzug.

Katharina war die Tochter eines katholischen Bauern in Litthauen und

hatte in Marienburg, wo sie im Hause eines evangelischen Propsts als ein Kind gehalten wurde, einen schwedischen Dragoner (nach Einigen einen Unterofficier) geheirathet, der aber gleich nach der Hochzeit ins Feld rücken mußte und aus demselben nicht wieder zurückkehrte. Bei dem Falle Marienburgs wurde sie von den Russen erbeutet und dem Fürsten Mentschikoff zugeführt, der sie wegen ihrer Schönheit dem Czar anbot. Hingenommen von ihrer Schönheit sowohl, als von ihrem Verstand, ließ der Czar sie zur griechischen Religion übertreten und nach einigen Jahren (1707) sich heimlich antrauen. Sie hatte ihm schon zwei Töchter (1708 Anna und 1709 Elisabeth) geboren, als er sie zur Czarin erklärte: denn sie wußte sich mit bewundernswürdigem Tact in seine Eigenheiten und Launen zu schicken, quälte ihn nie mit Eifersucht, auch wo sie es Ursache gehabt hätte, und machte sich ihm unentbehrlich. Ihre später gebornen Kinder, darunter ein vom Czar sehr geliebter Sohn, starben noch bei Peter's Lebzeiten. Obgleich sie oft in Gefahr war, Nebenbuhlerinnen weichen zu müssen, wußte sie sich doch zu halten, so daß er sie 1724 auch krönen ließ.

Vergebens hatte Poniatowsky dagegen zu wirken gesucht: Alles, was er erreichte, war, daß der Czar versprechen mußte, den König ungehindert in sein Reich zurückzulassen. Karl protestirte gegen diesen Frieden und setzte bei dem Sultan die Aufhebung desselben durch. Allein England und Holland vermittelten sogleich einen neuen Frieden zwischen Rußland und der Türkei, der im Frühling 1711 zu Stande kam.

Da Karl die Türkei nicht ohne ein Heer verlassen wollte, entzog ihm der Sultan die bisherige Unterstützung. Allein Karl, der sein Lager wegen des Austretens des Dniesters nach Warnitza verlegt hatte, lebte, Geld von Juden borgend, auf altem Fuße fort und harrte auf eine günstige Veränderung im türkischen Ministerium, die auch wirklich eine neue Kriegserklärung gegen Rußland, aber nichts weiter zur Folge hatte. Da der König keiner Aufforderung, sich fortzumachen, Gehör gab, so beschloß der Sultan im Divan, den König mit Gewalt zu vertreiben. Die Lieferungen hörten auf, die Polen und Kosaken, von den Türken beredet, verließen ihn, ein türkisches Heer rückte gegen sein Lager an, das er mit seinen 1400 Schweden, gegen alle Bitten und Vorstellungen seiner eigenen Generale, zu vertheidigen beschloß. Als sein ganzes Lager zusammengeschossen war, verrammelte er sich in seinem Hause, und als dieses in Brand gesteckt wurde, machte er einen Ausfall, stolperte aber,

verwickelte sich in seine Sporen und fiel, so daß er gefangen, entwaffnet nach Bender und von da in ein Dorf bei Adrianopel gebracht wurde, das er später mit Demotika vertauschen durfte.

Endlich, nachdem er, ohne vernünftigen Vorstellungen, selbst nicht denen des schwedischen Reichsraths, nachzugeben, im Ganzen fünf Jahre hindurch Kraft, Zeit und Geld in kindischem, oft bis zur Tollheit gehenden Eigensinn verschleudert hatte, ließ er sich durch die Vorstellung des Grafen von Lieven, die Schweden würden im Falle seines Ausbleibens einen Reichsvorsteher wählen, zur Rückkehr nach Schweden bewegen, die er im Okt. 1714 antrat und, von der Grenze an gerechnet, in unglaublich kurzer Frist vollendete.

Der Sultan hatte ihm noch reiche Geschenke gemacht und ihm von einem großen und glänzenden türkischen Gefolge das Geleite bis an die Gränze geben lassen. In der Wallachei verließ er sein schwedisches Gefolge und jagte verkleidet und unter dem Namen Karl Frisch, von nur zwei Obersten, zuletzt nur von einem begleitet, der es fast auch nicht aushielt, Tag und Nacht zu Pferd über Ofen, Wien, Nürnberg, Würzburg, Kassel, Braunschweig fort, bis er nach 14 Tagen, binnen welchen er 280 deutsche Meilen zurücklegte, am 22. Nov. nach Mitternacht in Stralsund anlangte, wo man am andern Tag die größte Freude über seine Rückkehr bezeugte.

8. Besetzung Stettin's durch Preußen. Bremen und Verden durch Kauf an Hannover. Der Fall von Stralsund und Wismar Minister Görz: Annäherung an Rußland. Peter's zweite Reise nach dem europ. Westen. (Alerei.) Karl's XII Einfall in Norwegen. Sein Tod vor Friedrichshall.

Unterdeß aber hatten seine Feinde dem schwedischen Reiche großen Abbruch gethan.

Seit der Klemme am Pruth und dem darauffolgenden Frieden mit den Türken hatte Czar Peter Zeit gewonnen, in seinen Eroberungen gegen die Schweden weiter vorzuschreiten. Er hatte ihnen ganz Finnland abgenommen, die Insel Aland erobert, und Ingermannland organisirt, indem er Petersburg zur künftigen Residenz erhob, den Moskauer Senat dahin versetzte und ihn mit Beseitigung des Bojaren=Einflusses zum dirigenden Organ seines Herrscherwillens machte. Daneben verkürzte er sich und seinem

Hofe die Zeit durch Lustbarkeiten und Feste, deren Rohheit und Tollheit in's Fabelhafte geht und seine noch wenig gebändigte Barbarennatur herausstellte.

Während dieser Zeit hatten die Dänen in Verbindung mit den Polen, ungeachtet des Haager Concerts, deutsch-schwedische Provinzen, vornehmlich das Herzogthum Bremen, besetzt, waren dann zwar wieder durch den tapfern Steenbock bei Gadebusch (1712) besiegt worden, hatten aber alsbald wieder russische Hülfe erhalten und schloßen diesen schwedischen General in Tönningen ein, so daß er sich 1713 ergeben mußte.

Die Schweden unterstellten nun in der Noth ihre übrigen noch freien deutschen Provinzen durch Vertrag neutralen Mächten z. B. die Festungen Wismar und Stettin dem Bischoff von Lübeck (als dem Administrator des minderjährigen Herzogs von Holstein-Gottorp). Auch Preußen, das sich durch diesen Krieg in seiner Nähe bedroht sah, ließ sich in diesen Vertrag einschließen und erhielt die Festung Stettin in Sequestration unter der Bedingung, sie nach dem Frieden wieder an Schweden zurückzugeben. (Ehe noch diese Festung, welche den ganzen Küstenstrich von der Oder bis zur Peene beherrschte, von den Preußen besetzt wurde, starb König Friedrich III von Preußen und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm führte jene Besetzung aus). Dazu unterhandelten die Dänen mit dem Kurfürsten von Hannover über das Herzogthum Bremen und verkauften es an ihn unter der Bedingung, daß er an dem Kriege gegen Schweden Theil nahm.

Als daher Karl XII in Stralsund angekommen war, forderte er die Preußen auf, Stettin herauszugeben. Da der König Friedrich Wilhelm zuvor Vergütung für die Sequestration verlangte, so griff Karl die preußische Besatzung der Insel Usedom an, und als Preußen ihm den Krieg erklärte, und auch England seines gestörten Handels wegen sich gegen Schweden wendete, so sah sich Karl rings von Feinden umgeben.

Sachsen, Preußen, Dänen und Hannover umlagerten Stralsund: er vertheidigte sich darin mit gewohnter Beharrlichkeit, kehrte aber, da die Stadt nicht zu halten war, mitten im Winter auf ei-

nem Fischerboote, dem man durch Eis den Weg bahnen mußte, nach Schweden zurück.

Rügen war schon durch den preußischen General Fürst Leopold von Dessau weggenommen, und als auch Wismar sich ergeben mußte, hatte Schweden kein deutsches Stück Erde mehr. Ohne jedoch den Muth zu verlieren, faßte Karl XII, unterstützt von seinem staatsklugen, aus holsteinischen Diensten zu ihm übergetretenen Minister, dem Baron von Görz, den Plan, den Dänen Norwegen zu entreißen und dann den König Georg II von England zu Gunsten des Prätendenten Jakob Stuart zu entthronen. Zu gleicher Zeit knüpfte er durch Görz mit dem Czar geheime Unterhandlungen an, um ihn von seinen Verbündeten zu trennen und mit ihm gemeinschaftlich den König August abermals vom polnischen Thron zu stürzen und den Stanislaus wieder auf denselben zu heben; der Czar solle die den Schweden abgenommenen Ostseeländer, mit Ausnahme von Finnland, behalten dürfen, dafür wollte Karl Norwegen und Hannover mit Schweden vereinigen.

Wirklich gieng Peter auf diesen Plan ein, weil er auf seine Verbündeten erzürnt war, welche die Stadt Wismar nicht an Mecklenburg ablassen wollten, das er einst zu beerben gedachte. Während dieser Unterhandlungen im J. 1716 und 1717 machte der Czar, von Katharina begleitet, seine zweite Reise nach dem westlichen Europa, und zwar über Dänemark nach Holland, wo er drei Monate weilte, um weitere Kenntnisse über Seewesen, Ackerbau und Industrie zu sammeln; von da reis'te er nach Paris, wo er während sechs Wochen sich alle Merkwürdigkeiten zeigen ließ und einen besondern Gefallen an den Polizeieinrichtungen fand, die er in Rußland anzuwenden gedachte. Damals war König Ludwig XV sieben Jahr alt: Peter nahm ihn zwanglos auf den Arm, küßte ihn und sagte: „Ich wünsche, Sire, daß Sie wohl aufwachsen und löblich regieren; mit der Zeit werden wir einander vielleicht brauchen können!" Sein Rückweg führte ihn über Amsterdam und Berlin nach Petersburg, wo kurz darnach das Mißverhältniß zu seinem Sohne Alexei (aus erster Ehe) ein unerwartetes Ziel fand. Schon längst war ihm dieser Sohn zuwider, weil derselbe, gekränkt wegen der Verstoßung seiner Mutter, sich zur altrussischen Partei neigte, die auf ihn ihre Hoffnungen setzte. Peter fürchtete mit Recht, es möchten, wenn derselbe zum Throne gelangte, alle seine neueren Schöpfungen zerstört werden, da Alexei weder willig, noch gezwungen europäische Bildung annehmen wollte, und von seinem schlimmen Sinne auch dadurch einen Beweis gab, daß er seine Gemahlin, eine Prinzessin von Wolffenbüttel, zu Tode mißhandelte. Als der Czar

jene seine zweite Reise in's Ausland antrat, stellte sich Alexei krank, feierte aber noch an demselben Tage die Entfernung seines Vaters durch ein Trinkgelag. Als Peter davon erfuhr, beschied er ihn nach Kopenhagen; doch Alexei, nichts Gutes sich versehend, entfloh über Wien nach Neapel. Peter aber ließ ihn sich ausliefern, ihm den Prozeß machen und ihn zum Tode verurtheilen. Alexei erkrankte vor Schrecken noch vor der Vollstreckung dieses Urtheils und starb, nachdem er sein Vergehen bereut und seinen Vater um Verzeihung und um seinen Segen gebeten hatte.

Schon im J. 1716 hatte Karl XII einen Einfall in Norwegen gemacht, Christiania besetzt, und die kleine Festung Friedrichshall berannt, hatte aber in der Tapferkeit der Norweger, die ihm auch seine Flotte mit Lebens- und Kriegsbedarf verbrannt, einen so großen Widerstand gefunden, daß er nach vier Monaten wieder nach Schweden zurückkehrte. Jetzt, im Jahre 1718, da er schon auf das russische Bündniß zählte, entsandte er ein Heer unter dem General Armfeld über das Kjölengebirg gegen Drontheim, und mit einem zweiten Heere fiel er selbst in Norwegen ein. Allein der Uebergang über jenes Gebirg war mit so großen Schwierigkeiten verbunden, daß der Winter herbeikam und zunächst das Armfeldische Heer Drontheim gar nicht erreichte, dann auf dem Rückweg durch Hunger und Frost zu Grunde gieng. Karl gelangte übrigens mit geringerem Verlust über die Gränze und belagerte sogleich wieder Friedrichshall. Schon waren die Laufgräben eröffnet, als er bei der Besichtigung derselben am 11. Dez. 1718 meuchlings erschossen wurde. Er war 36 Jahre alt und hatte die Hälfte davon nicht eigentlich regiert, sondern nur Kriege geführt, bei denen er zwar ganz ungemeine Tapferkeit und bewundernswürdige Ausdauer, aber weder eigentlich strategisches, noch staatsmännisches Talent bewies. Mit ihm, ja durch ihn sank Schwedens Macht und Größe.

Der König war, nachdem er an jenem Tage — es war ein Sonntag — die Vor- und Nachmittagspredigt angehört hatte, spät Nachts, der schneidenden Nachtluft ungeachtet, mit dem Oberingenieur Megret und dem General-Adjutanten Siquier (zweien Franzosen) an den Laufgraben gegangeu, um, vorwärts über die Brustwehr hingelehnt, den Schanzern zuzusehen. Seine Begleiter ließen ihn zuletzt allein. Als man nach dem Könige sah, fand man ihn „rückwärts" gegen die Brustwehr gelehnt, Kopf und Hand-

schuhe blutig und die rechte Hand am Degen.“ Alle Umstehenden erschracken, bei diesem Anblick, nur jene beiden Franzosen nicht; vielmehr sagte Megret: „Nun ist das Spiel aus, nun wollen wir nach Hause kehren!“ (Andere sagen, der Verdacht laste auf dem schwedischen Oberst Stjernroes, was sich übrigens vereinigen ließe). Die nähere Untersuchung, die jedoch erst 28 Jahre später (!) an dem Leichnam angestellt wurde, ergab, daß es eine Pistolenkugel war, die neben der rechten Schläfe eingedrungen und an der linken Schädelseite wieder herausgefahren war, daß er also nicht von der Festung aus getödtet worden seyn konnte. Der Erbprinz von Hessen-Cassel hob sogleich die Belagerung wieder auf und führte das Heer nach Schweden zurück.

9. Wiederemporkommen der schwedischen Aristokratie: Görz ihr Opfer; das Königthum ein Schatten. Waffenstillstand mit Polen; die Friedensschlüsse mit Hannover, Preußen und Dänemark. Die Verluste Schwedens. Friede zu Nystadt mit Rußland. Peter gegen Persien. Seine letzte Regierungszeit. Katharina I und Mentschikoff. Peter II. Kaiserin Anna und Biron. Iwan; die Regentin Anna und Münnich. Kaiserin Elisabeth und Bestuschew. Wiedereroberung Asows.

Schon längst war der schwedische Adel mit seinem Könige unzufrieden gewesen und die energische Verwaltung des Ministers von Görz, welche auf Stärkung der durch Erschöpfung des Fiscus geschwächten Krongewalt bedacht war, hatten in diesem Stande eine besondere Erbitterung hervorgebracht. Da indeß seit Karl XI an der Verfassung keine der Krone günstige Aenderung vorgenommen worden war, so konnte der Adel nach Karl's XII Tode um so leichter seine frühere vorwiegende Machtstellung wieder einnehmen.

Auf die Thronfolge hatten nun Anspruch der junge Herzog von Holstein-Gottorp, als Sohn von Karl's XII verstorbener älteren Schwester, und Ulrike Eleonore als die jüngere, an den Prinzen von Hessen-Kassel verheirathete Schwester Karl's XII. Der Adel entschied für Ulrike Eleonore, weil diese ihm durch Verzicht auf die unumschränkte Gewalt mehr Gewähr für seine Zwecke bot. Mit der Zurücksetzung des Herzogs von Holstein-Gottorp war auch Görzens Schicksal entschieden. Er wurde als Opfer des Hasses gefangen und auf unerweisbare Beschuldigungen hin enthauptet. Dadurch gab der Adel dem allgemeinen Verdachte, an der Ermordung des Königs Schuld zu seyn, nur noch mehr Raum, zumal der

Reichsrath, der nun die ganze Regierung in seiner Hand hatte, den Tod des Königs näher zu untersuchen unterließ. Obgleich Ulrike Eleonore mit des Reichsraths Bewilligung ihrem Gatten die Krone überließ, so hatte dieß bei der Scheinmacht derselben keine Folgen: die wirkliche Macht übte doch der Reichsrath. Dieser brach alsbald die Unterhandlungen mit Rußland ab und schloß am 19. Nov. 1720 mit England-Hannover den Vertrag wegen Bremen und Verden ab, die beide für eine Million Thaler an Hannover überlassen wurden. Im folgenden Jahre übertrug Schweden an Preußen Stettin und Vorpommern bis an die Peene mit den Inseln Usedom und Wollin gegen Erlegung von zwei Millionen Thaler. Dänemark durfte den Gottorpischen Antheil an Schleswig behalten und erhielt für sich allein den Sundzoll, mußte aber seine übrigen Eroberungen an Schweden herausgeben und 600000 Thaler entrichten. Dem König August von Sachsen wurde die schwedische Anerkennung seiner polnischen Krone zu Theil; er mußte aber dem Stanislaus eine Million Thaler geben und die Führung des Königstitels gestatten.

Mit Rußland war die Verständigung schwer. Czar Peter ließ, weil der schwedische Reichsrath nicht auf seine Forderungen eingehen wollte, durch den General Apraxin die schwedische Provinz Upland zwei Jahre hintereinander auf das schrecklichste verheeren, bis der Reichsrath am 10. Sept. den Frieden zu Nystadt eingieng und Liefland, Esthland, Ingermannland, einen Theil von Karelen und von dem finnländischen Wiborgslehen sammt der Insel Oesel an Rußland abtrat, wogegen der Czar alles übrige Finnland zurückgab und zwei Millionen Thaler erlegte.

Obgleich Schweden durch diese Zahlungen in der darauffolfolgenden Friedenszeit sich erholte, so trat es doch von nun an im europäischen Staatensystem in die Reihe der Staaten zweiten Rangs zurück. Dagegen wurde fortan Rußland die vorwiegende Macht im Norden, und das Protectorat, welches bis dahin Schweden über den Protestantismus gehabt hatte, gieng an das aufstrebende Preußen über.

Peter's letzte Kriegsunternehmung (1722) bestand in dem Vorbringen seines Heers in die persischen Provinzen am kaspischen

Meere, die sich gegen den Schah empört und den russischen Seidenhandel gestört hatten. In dem mit Persien 1723 geschlossenen Frieden erhielt er die an der Westküste jenes Meeres liegenden Provinzen mit den Städten Baku und Derbent.

Nachdem er schon früher an die Stelle des Bojarenhofs, als obersten Reichstribunals, einen Senat gesetzt hatte, der nur aus Beamten bestand, die nicht einmal dem Adel anzugehören brauchten, gieng er an eine, französischem Vorbild nachgeahmte Regierungs- und Polizeiverfassung und dachte auch auf ein neues Gesetzbuch. Auch die griechische Kirche erhielt von ihm durch die Errichtung der „allerheiligsten dirigirenden Synode", so wie durch eine völlige „Umgestaltung des Mönchswesens" eine neue Organisation. Darauf folgte die Stiftung der Academie der Wissenschaften und die Aussendung des Capitän's Behring zur Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Asien und Amerika (daher die Behringstraße).

Die letzten Lebensjahre des Czar's waren durch geistige und körperliche Leiden getrübt: einestheils quälte ihn der Gedanke, daß alle seine mit so viel Mühe getroffenen Einrichtungen nach seinem Tode wieder zerfallen möchten; anderntheils hatte er sich durch seine ausschweifende Lebensart (besonders durch den unmäßigen Genuß stark gebrannter Wasser) eine schmerzhafte Gonorrhöe (Harnblasenentzündung) zugezogen, zu welcher zuletzt dadurch, daß er, um ein auf den Sand gefahrenes Schiff flott zu machen, in's Wasser sprang, eine Erkältung hinzutrat, die seinen Tod beschleunigte (d. 18. Febr. 1725).

Schon drei Jahre zuvor hatte er einen Ukas erlassen, der den jedesmaligen Czar ermächtigte, selbst mit Uebergehung seiner Verwandten seinen Thronfolger zu wählen und zu ernennen. Seiner letztwilligen Anordnung gemäß erhielt daher Katharina die Regierung, die sie durch den Fürsten Mentschikoff führte, bis sie nach zwei Jahren 1727 starb und dem mit Mentschikoff's Tochter verlobten jungen Sohne Alexei's, Peter II, den Thron überließ. Die sichere Hoffnung Mentschikoff's, unter diesem Fürsten die Leitung des Staats zu behalten, vereitelte der Fürst Iwan Dolgorucky, des Kaisers Günstling, der mit seiner Partei die Verbannung

Mentschikoff's mit Gattin und Tochter nach Sibirien und die Confiscation seines ungeheuern Vermögens (von mehr als 10 Mill. Rubel und 100000 Bauern) bewirkte.

Der ehemals allmächtige Mann starb in dem sibirischen Städtchen Becezow, wo er von seinem kleinen Gefangenengehalt und mit eigener Hand eine hölzerne Kirche baute und als ihm die Seinigen vom Tode entrissen wurden, vor Schwermuth starb (1729). — Unerachtet seiner Bestechlichkeit, die ihm zur Last gelegt wurde, war er doch für das aufstrebende Rußland von großem Nutzen gewesen.

Peter II, für welchen Dolgorucky die Residenz wieder nach Moskau verlegt hatte, starb schon im dritten Jahr seiner Regierung (1730) an den Pocken, und erhielt Anna, jenes blödsinnigen Iwan's Tochter, die verwittwete Herzogin von Kurland, zur Nachfolgerin. Da Dolgorucky und die ihm anhängenden Großen im Staatsrath die kaiserliche Macht durch eine Kapitulation einzuschränken suchten, so bildete Anna mit Hülfe ihres Günstlings, des Herzogs von Biron, und ihrer Minister, des Grafen Münnich und Grafen Ostermann, einen neuen Staatsrath von Fremden, und überließ die Leitung der Regierung dem Biron, der die wiederhergestellte unbeschränkte Krongewalt mit größter Strenge übte. Als die Dolgorucky's sich wieder in die Gunst der Kaiserin einschmeicheln wollten, verhängte er über die Glieder dieser Familie das schwerste Strafgericht, indem einige derselben hingerichtet, die andern sammt Tausenden ihres Anhangs nach Sibirien verbannt wurden. Als Anna, welche kinderlos war, 1740 am Sterben war, ließ Biron sie einen Act unterschreiben, worin sie den erst wenige Monate alten Sohn ihrer an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählten Nichte Anna, Namens Iwan, zum Thronfolger ernannte und dem Biron die vormundschaftliche Regentschaft übertrug, die er denn auch sogleich nach der Kaiserin Tod mit dem Titel „kaiserliche Hoheit" antrat.

Empört über diese Anmaßung gewann Feldmarschall Münnich die Garde, überfiel den Biron im Palast, sandte ihn nach Sibirien und erklärte die Herzogin Anna zur Regentin. Er wurde nun zwar Premier-Minister, fand aber Gegner und nahm seinen Abschied. Längst schon war nämlich die eigentlich russische Partei der

Herrschaft der Fremden überdrüssig: es bildete sich eine Verschwörung zu Gunsten Elisabeth's, der bei den bisherigen Thronveränderungen übergangenen Tochter Peter's des Großen, und mit Hülfe der Garde wurde der kaum einjährige Iwan entthront und seine Aeltern sammt ihrem Anhang nach Sibirien verwiesen, worauf Elisabeth (1741) den Thron bestieg und durch den Minister Bestuschew regierte.

Auch Münnich war unter denen, die nach Sibirien verbannt wurden. Er war es, der im Türkenkrieg durch sein von kühner Entschlossenheit und Raschheit unterstütztes Feldherrntalent 1736 und 1737 die Festungen Asow, Perekop, Oczakow und Choczim eroberte, die aber alle, bis auf Asow, im darauffolgenden Frieden wieder an die Türken zurückgegeben wurden.

---

3. Kapitel.

Rückblick auf die Türkenkriege von der Befreiung Ungarns an bis zum Frieden von Passarowitz.

1. Eroberung Belgrad's durch Kurfürst Max II Emanuel; Markgraf Ludwigs Sieg bei Nissa; Siege der Venetianer. Solyman III und Kiuprili. Belgrad wieder türkisch. Achmed II. Oesterreichs Sieg bei Salankemen. Mustapha II. Eugen's Sieg bei Zentha. Waffenstillstand zu Carlowitz.

Es ist im Laufe der Kämpfe Deutschlands gegen Frankreich unter Kaiser Leopold I und Kaiser Joseph I mehrmals der Türkenkriege gedacht worden, bei denen Frankreich nicht selten die aufstachelnde Hand im Spiele hatte, um Oesterreichs Kraft bei seinen Kämpfen mit Frankreich zu theilen und dadurch schwächen. Zuletzt wurde oben (XXII. 5,1.) des 16jährigen Türkenkriegs erwähnt, der seit der Befreiung Wiens unter Leopold I durch die Tapferkeit Karl's von Lothringen und des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern in Verbindung mit Johann Sobiesky von Polen so glücklich bestanden

wurde, daß in Folge des Sieges bei Mohacz 1687 der Reichstag zu Preßburg das befreite Ungarn dem österreichischen Mannsstamm als ein Erbreich für immer zugesprochen wurde.

Bis dahin waren 150 Jahre hindurch die Kämpfe zwischen Oesterreich und der Türkei auf ungar'schem Boden ausgefochten worden. Von da an drangen die beiden Feldherren, Karl von Lothringen und Max Emanuel von Bayern, nebst dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen Eugen von Savoyen in Bosnien und Serbien ein, so daß man nach der Eroberung Belgrad's durch Max Emanuel und nach dem Siege des Markgrafen bei Nissa, so wie nach den Siegen der Venetianer in Dalmatien und in Griechenland schon an eine Theilung der türkischen Provinzen dachte.

Da erhielt der kräftige Kiuprili (ein Sohn des XXII. 3, 3. genannten) das Großwessirat und an ihm das Türkenthum wieder eine bessere Stütze. Obwohl in der Türkei selbst das Verlangen nach einem Frieden allgemein war, so widerstand er demselben doch standhaft, weil der Friede nur durch Abtretung von Provinzen hätte erkauft werden müssen, vielmehr stellte er sich selbst an die Spitze eines Heeres, eroberte Nissa und Semendria und gewann Belgrad wieder durch Sturm. Im folgenden Jahre (1691) starb Soliman III und erst als Kiuprili den Bruder desselben Achmed II auf dem Throne befestigt hatte, trat er den neuen Feldzug an, wurde nun aber, als er die Sawe überschritten hatte und die Oesterreicher angriff, gleich im Anfange der Schlacht bei Salankemen tödtlich verwundet, so daß sein Heer geschlagen wurde und der Sultan Frieden schließen mußte.

Auf Frankreichs Anstiften aber nahmen die Türken den Krieg bald wieder auf, setzten ihn aber unter der Verwaltung schlechter Wessire nicht mit Glück fort, bis der neue Sultan Mustapha II (ein Bruder des vorigen) mit Kraft den Einfluß des damaligen habsüchtigen und bestechlichen Großwessirs brach, die verfallene Kriegszucht wieder herstellte und die Oesterreicher und Polen (unter August II dem Starken) 1696 bei Bega schlug. Schon wollte er Peterwardein belagern, als er auf das vom Prinzen Eugen befehligte österreichische Heer stieß. Eben hatte das türkische

Heer zur Hälfte die Theiß passirt, als es von Eugen bei Zentha am 11. Sept. 1597 so auf's Haupt geschlagen wurde, daß alle türkische Anführer fielen, 20000 Türken das Schlachtfeld deckten, 10000 im Fluß ertranken und der Rest gefangen wurde. Der andere, durch den Fluß gedeckte Theil, entfloh mit dem Sultan, und dieser sah sich bei der Entmuthigung seines Heeres und bei der Erschöpfung seines Schatzes genöthigt, unter der Vermittlung Englands und Hollands am 26. Jan. 1699 den Waffenstillstand zu Karlowitz auf 25 Jahre einzugehen, in welchem er dem Kaiser Siebenbürgen und alles Land zwischen der Donau und der Theiß abtrat, auch auf Slavonien verzichtete, so daß von Ungarn nur noch der auf dem linken Ufer des Marosch und der Theiß befindliche Theil in türkischen Händen blieb.

Dieser Frieden erstreckte sich auch auf die Polen, Russen und Venetianer, mit denen die Türken zu gleicher Zeit im Kriege waren. Rußland blieb im Besitz von Asow; Polen erhielt Podolien, Caminiec und die Ukraine zurück gegen Herausgabe der Moldau. Venedig erhielt gegen die Räumung von Lepanto ganz Morea bis an den Heramilon, die Inseln des Archipels und sechs dalmatische Festungen. Alle Tributzahlungen an die Türkei wurden für immer aufgehoben.

Es war dieß der nachtheiligste Friede, den die Türkei je geschlossen hatte, und fortan gerieth die osmanische Macht in immer tieferen Verfall. Durch eben diesen Frieden machte sich der Sultan bei den Seinigen verhaßt: es entstunden immer Parteiungen, und da der Sultan dem Drängen nach einem neuen Kriege standhaft widerstand, so empörten sich die Janitscharen sammt dem Volk von Constantinopel und zogen gegen den Sultan, der bei Adrianopel mit 50000 M. stand. Als nun auch dieses Heer zu den Aufrührern übergieng, dankte der Sultan ab (1702) und überließ den Thron seinem Bruder Achmed III, der die Empörer in die Provinzen vertheilte und die Häupter derselben hinrichten ließ.

2. Zunehmender Verfall der Türkei. Achmed's III Krieg gegen die Venetianer. Einschreitung Kaiser Karl's VI. Eugen's Sieg bei Peterwardein; seine Eroberung von Belgrad, Orsowa etc. Der Friede von Passarowitz.

Obgleich Oesterreich damals mit dem spanischen Erbfolgekriege beschäftigt war, so mied Achmed doch einen Krieg gegen jene

Macht, theils wegen Erschöpfung des Staatsschatzes, theils aus Furcht vor innern Verschwörungen. Vielmehr erlangte er 1703 den Karlowitzer Frieden auf 30 Jahre verlängert.

Gegen Rußland jedoch ließ sich dieser Sultan durch Karl XII (bei dessen Aufenthalt in Bender) zu einem Krieg bereden, worin Peter der Große in jene Noth am Pruth gerieth, aus der ihn die Klugheit seiner Gemahlin und die Bestechlichkeit des Großwessirs rettete. (S. oben K. 2, 7.)

Wiewohl nun Sultan Achmed III den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten suchte, so wurde er doch im J. 1714 durch den kriegslustigen Divan, der Rußland mit den Schweden beschäftigt und die Polen in Ohnmacht sah, zu Rüstungen gegen die Venetianer bestimmt, und da Kaiser Karl VI, als Garant des Karlowitzer Friedens, Einspruch dagegen that, so stellte der Sultan auch ein Heer an der Gränze von Ungarn auf, während ein anderes Heer in Morea einfiel und bis gegen das Ende des Jahres 1715 diese ganze Halbinsel den Venetianern entriß, die auf diesen Anfall gar nicht gefaßt waren.

Die Venetianer hatten sich durch die drückende und intolerante Verwaltung ihrer Statthalter auf Morea der griechisch-christlichen Bevölkerung daselbst äußerst verhaßt gemacht, so daß diese sich lieber wieder unter das türkische Joch zurückwünschte. Als daher die Türken zugleich mit der Kriegserklärung an Venedig in Morea eindrangen, fielen ihnen die Griechen sogleich zu, so daß innerhalb einiger Monate die ganze Halbinsel in türkischer Gewalt war.

Als die Türken bereits Dalmatien angriffen, beschloß Kaiser Karl VI, der damals durch den Barrièretractat mit Holland (im Nov. 1615) und durch den Tod Ludwig's XIV im Rücken gedeckt war, den Venetianern Hülfe zu leisten, stellte drei Heere in Ungarn unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen auf und gieng zugleich die Reichsfürsten um Beistand an, der von denselben auf dem Reichstag am 17. Jun. 1716 einstimmig bewilligt wurde.*

Kaum hatten die Türken nach einigem Zaudern die Sawe überschritten, so gieng der Prinz Eugen über die Donau und schlug die Türken bei Peterwardein so vollkommen, daß die Fliehenden unter den Wällen Schutz suchten.

Das kaiserliche Heer bestand aus 80000 M., das türkische aus 150000 M. Den Sieg entschied Eugen durch seinen Angriff auf die Flanke der Janitscharen. Die meisten türkischen Pascha's und selbst der Großwessir fanden den Tod.

Die Folge dieses Sieges war die Eroberung von Temeswar durch den Prinzen von Württemberg und die Besetzung des Banats, wo das kaiserliche Heer überwinterte. Im folgenden Frühjahr gieng Eugen mit 100000 M. über die Donau und schloß Belgrad durch ein festes Lager ein, und als ein neugerüstetes Türkenheer zum Entsatz anrückte, erfocht er über dasselbe einen so glänzenden Sieg, daß sich auch Belgrad ergab und andere feste Plätze (darunter Orsowa) in die Hände der Sieger fielen. Jetzt ließ sich der Sultan mit Einstimmung des Divan zu Friedensunterhandlungen herbei, welche am 21. Juni 1718 den besonders für Oesterreich so günstigen Frieden von Passarowitz herbeiführten, durch welchen dasselbe in den Besitz des Temeswarer Banats, eines Theils von Serbien, Bosnien, Croatien und der Wallachei gelangte.

Eugen's Belagerung von Belgrad zog damals die Augen von ganz Europa auf sich: Die Prinzen von Bayern, von Hessen und viele französische Große kamen, um als Freiwillige unter Eugen zu dienen. Die Belagerten machten öftere Ausfälle, wobei auch ein kaiserlicher Feldmarschall und ein General blieben. Die Festung hätte sich längst ergeben, wenn sie nicht sicher hätte auf auf Entsatz rechnen können. Als dieser auf den Höhen vor Belgrad erschien und sich, 150000 M. stark, im Rücken Eugens aufstellte, so erschien letzterer wie eingeschlossen. Während Eugen fortfuhr, Belgrad zu berennen, ward sein Lager sowohl von dem Entsatzungsheere, als auch von der Festung aus so gewaltig beschossen, daß man im Lager vor den Kugeln nirgends sicher war. Da beschloß Eugen, eine Schlacht zu bieten. Er ließ einen Theil seines Heeres zur Deckung des Lagers zurück und griff mit 60000 M. den Großwessir an. Das Fußvolk befehligte Feldmarschall Prinz Württemberg, die Reiterei Feldmarschall Graf Palfy, die Reserve der Feldmarschall-Lieutenant von Seckendorf.

Noch vor Tagesanbruch (d. 16. Aug.) kam es zum Treffen; als aber die Sonne aufgieng, fiel dichter Nebel. Die Türken leisteten tapfern Widerstand, und als sich im Nebel der rechte kaiserliche Flügel zu weit rechts zog und zwischen sich und dem Centrum eine Lücke ließ, rückten die Türken in dieselbe und griffen das Centrum in der Flanke und im Rücken an. Da fiel der Nebel und Eugen erkannte die Gefahr. Er setzte sich an die Spitze des zweiten Treffens, stellte die Schlachtordnung her und griff die Türken in ihrem Lager an. Die Bayern auf dem linken Flügel, 5000 an der Zahl, erstürmten zuerst eine Batterie, und als auch der rechte Flügel gleiches Glück hatte, ergriffen die Türken die Flucht und wurden über die Höhen hinüber in die Ebene verfolgt. — Auf türkischer Seite lagen 13000 Todte und 5000 Verwundete auf dem Platz; die Kaiserlichen

hatten 5000 Todte und Verwundete. Selbst Eugen war verwundet. Unter der Beute befanden sich 161 Geschütze und 52 Fahnen. — Von dieser Schlacht und Eroberung von Belgrad sang das Volk lang und viel das Lied „Prinz Eugenius der edle Ritter, wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen Stadt und Festung Belgarad 2c."

Im Frieden zu Passarowitz wurde dem Kaiser auch Siebenbürgen und das Gebiet zwischen der Donau und Theiß ausdrücklich zuerkannt und Ungarn gegen Osten durch eine, von der Mündung des Marosch bis an den Einfluß der Bossut in die Sawe gezogene Linie und im Süden durch die Sawe bis zur Vereinigung mit der Unna begränzt. Dieser Vertrag bildete größtentheils die Grundlage zu den spätern Verträgen zwischen Oesterreich und der Türkei. — Der Türkei blieben einige Plätze in Albanien und Dalmatien (Prevesa, Butrinto, Parga 2c.), die Insel Cerigo und ganz Morea. — Darauf hatten die Türken einen Krieg mit Rußland und mit Persien zu bestehen, auch verschiedene Aufstände im Innern zu dämpfen, so daß das deutsche Reich gute Ruhe vor ihnen hatte.

---

4. Kapitel.

Spaniens Eroberungsversuche aus Anlaß der Verwicklungen Oesterreichs in den Türkenkrieg und in den polnischen Erbfolgekrieg.

1. Spannung Kaiser Karl VI und Philipp's V von Spanien. Königin Elisabeth und Alberoni. Besetzung Sardiniens und Angriff auf Sicilien. Alberoni's Sturz. Aussöhnung zwischen dem spanischen und kaiserlichen Hof. Karl's VI pragmatische Sanction. Bündnisse und Gegenbündnisse unter den europäischen Mächten.

Der Friede von Passarowitz war indeß durch eine Gefahr befördert worden, welche von Spanien her die Ruhe von Westeuropa bedrohte. Zwischen Kaiser Karl VI und Philipp V von Spanien war, ungeachtet des Friedens von Utrecht, ein feindliches Ver=

hältniß geblieben. Bei dem eben erwähnten Türkenkriege gab sich Spanien den Schein, als wolle es sich auch an demselben betheiligen und sandte den Venetianern einige Schiffe zu Hülfe. Da der Papst diese Unternehmung der Christen gegen die Türken billigte und zu diesem Zwecke dem Kaiser in seinen Erblanden den Zehnten der Einkünfte der geistlichen Güter bewilligte, gestattete er auch den Spaniern von ihrer Geistlichkeit in Indien ansehnliche Summen zu erheben.

Die Verhältnisse des spanisch-bourbonischen Hofes hatten sich unterdeß bedeutend verändert. Philipp's V erste Gemahlin, Maria Luise von Savoyen, bei welcher die von Ludwig XIV zur Wahrung des französischen Interesses aufgestellte italienische Fürstin Orsini, ein freches, ränkesüchtiges Weib, den Haupteinfluß auf die Regierung hatte, war gestorben, und Elisabeth Farnese, die Bruderstochter des regierenden Herzogs von Parma, Philipp's zweite Gemahlin geworden. Diese, eine ehrgeizige und herrschsüchtige Fürstin, verbannte sogleich die Orsini, welche bei ihr die vorige Stellung behalten wollte, und nahm, da Philipp schwermüthig und regierungsunfähig wurde, kühn selbst die Zügel der Regierung in die Hand, bediente sich aber dabei des durch Willenskraft, Scharfblick und Schlauheit ausgezeichneten Cardinals Giulio **Alberoni**, der sich aus niederm Stande zu diesem hohen Posten emporgeschwungen hatte. Er benützte geschickt die natürlichen Hülfsquellen des durch so lange Mißregierung heruntergekommenen Landes, belebte Handel und Gewerbe, förderte Kunst und Wissenschaft und verfolgte mit der Königin den Plan, der spanischen Monarchie wo möglich wieder den früheren Machtumfang zu gewinnen. Dazu sollte zunächst der Türkenkrieg als Maske dienen.

Anstatt jene Gelder zum Türkenkriege zu verwenden, unternahm die spanische Regierung geheime Rüstungen gegen den Kaiser, um dessen Kampf mit den Türken zur Wegnahme der im Utrechter Frieden an den Kaiser abgetretenen Inseln Sardinien und Sicilien zu benützen, und hatte 1717 mit 9000 M. gleich Sardinien weggenommen. Ein ähnlicher Angriff erfolgte dann (1718) auf Sicilien.

Dadurch geschreckt, schloß der Kaiser ein Bündniß mit England und Frankreich, und weil man auch Holland's Beitritt voraussetzte, so nannte man diese Uebereinkunft die Quadrupelallianz. Nach ihrer Bestimmung sollten der Kaiser und der König von Spanien auf den Grund des Utrechter Friedens Verzicht auf ihre gegenseitigen Forderungen leisten; Spanien sollte die

Anwartschaft auf Parma, Placenza und Toscana (nach dem Aussterben der Häuser Farnese und Medici) erhalten, der Kaiser aber von dem König von Sardinien die Insel Sicilien für die Insel Sardinien eintauschen.

Da nun Spanien damit nicht zufrieden war, griff England sogleich die spanische Flotte an und schlug sie am 11. August 1718 bei dem Cap Passaro. Daher suchte Alberoni mit Karl XII von Schweden und mit Peter dem Großen ein Bündniß zu schließen, um einerseits den hannöverischen Thron in England zu stürzen und die Stuarts wieder einzusetzen, anderseits um die ungarschen Magnaten zum Aufstand gegen den Kaiser aufzuwiegeln, in Frankreich aber sich eine Partei zu machen, die den Herzog von Orleans, der die Regentschaft für den minderjährigen Ludwig XV führte, an Spanien ausliefern sollte.

Dieser Plan aber wurde verrathen und England und Frankreich erklärten den Krieg an Spanien: eine englische Flotte vertrieb die Spanier aus Sardinien wieder und ein französisches Heer fiel in Spanien ein. Zugleich machte man der Königin Elisabeth die Hoffnung, daß, wenn sie der Quadrupelallianz beiträte, ihre Tochter Maria Anna die Gemahlin Ludwigs XV werden sollte. Daher bewirkte die Königin den Sturz Alberoni's und die Annahme der obgenannten Bedingungen der Quadrupelallianz (den 26. Jan. 1720).

Einige Jahre darauf (1724) übergab Philipp, von Schwermuthsanfällen gequält, seinem ältern, 17jährigen Sohne Ludwig die Regierung. Als aber dieser schon nach sieben Monaten an den Kinderblattern starb, übernahm Philipp die Regierung wieder, verfiel aber in noch tiefere Melancholie, die sich bis zur Geisteszerrüttung steigerte, während welcher seine Gemahlin Elisabeth mit Hülfe des Herzogs von Ripperda regierte.

Weil nun aber auf dem Congreß zu Cambray, auf welchem gewisse noch strittige Puncte im Quadrupelallianzvertrag in's Reine gebracht werden sollten, England und Frankreich durch einen übermüthigen Ton den Kaiser und Spanien beleidigten: so traten der kaiserliche und spanische Hof einander näher. Als deßhalb der französische Hof die mit Ludwig XV verlobte spanische Infantin Maria Anna, die seit 1720 zu Paris für ihre künftige Bestimmung erzogen wurde, wieder nach Spanien zurückschickte und für

den jungen König um die Tochter des Stanislaus Lesczinsky, warb, so söhnten sich der spanische und kaiserliche Hof vollends aus und der Kaiser erhielt von Spanien nicht nur für die von ihm zu Ostende errichtete ostindische Handelsgesellschaft die gleichen Handelsvortheile, wie England und Frankreich (welche beide aus Handelsneid jene Gesellschaft nicht aufkommen lassen wollten), sondern auch die Gewährleistung eines von ihm aufgestellten Hausgesetzes, der sogenannten pragmatischen Sanction, kraft welcher in Ermanglung eines männlichen Erben die gesammte, aus so vielen verschiedenen Ländermassen zusammengesetzte österreichische Monarchie ungetheilt auf die weibliche Linie, und zwar auf seine älteste (mit dem Herzog Franz Stephan von Lothringen und Bar verlobte) Tochter Maria Theresia übergehen sollte.

Da nämlich Karl VI seinen einzigen Sohn schon nach dessen Geburt verloren hatte, so wünschte er das gesammte Erbe jener Tochter — mit Uebergehung der beiden Töchter Joseph's I, so wie auch seiner eigenen Schwestern, — zuzuwenden. Damit nun nach seinem Tode sich keine Thronstreitigkeit erheben möchte, so ließ er jede der josephinischen Töchter (davon die eine sich nach Sachsen, die andere nach Bayern vermählte) zu Gunsten seiner Töchter nach dem Erstgeburtsrechte auf die österreichische Erbschaft Verzicht leisten. Erst nach dem Aussterben dieser weiblichen Linie sollten die josephinischen Töchter und deren Descendenten erben. Deßgleichen erwirkte er von den Ständen in allen seinen Erbstaaten die Anerkennung dieses Hausgesetzes. Die Anerkennung der auswärtigen Mächte schien ihm keine Schwierigkeit zu haben, obgleich Prinz Eugen meinte, ein paarmalhunderttausend Mann seyen die sicherste Bürgschaft für Maria Theresia's Thronfolge.

Die Zustimmung des spanischen Hofes zu der pragmatischen Sanction erfolgte übrigens darum so leicht, weil Elisabeth hoffte, der Kaiser werde seine Tochter ihrem Sohne Don Carlos, Prinzen von Asturien, zur Gemahlin geben und überdieß zur Vertreibung der Engländer aus Gibraltar beihelfen. Als hierauf diesem spanisch-österreichischen Bündnisse auch die Kaiserin Katharina I von Rußland beitrat, so stellte England (unter dem neuen Minister Walpole) durch den Vertrag von Herrenhausen einen Gegenbund auf, dessen Glieder England, Frankreich, Holland, Schweden, Dänemark und Sardinien waren, wogegen sich

noch Preußen, das anfangs für England gewonnen worden war, durch den Vertrag von Wusterhausen an Oesterreich anschloß.

2. Vermittlung. Für Parma und Piacenza die span. Anerkennung der pragmatischen Sanction. Der polnische Erbfolgekrieg. Die Spanier in Neapel und Sicilien, die Franzosen in Lothringen und Mailand. Eugen's Verlassenheit am Rhein. Der Präliminarfrieden von Wien. Stanislaus in Lothringen, Franz Stephan in Toscana. Karl VI mit Rußland gegen die Türkei. Verlust der Eroberungen Eugens. Tod Karl's VI.

Den Ausbruch des Kriegs hielt indeß der päpstliche Nuntius Grimaldi in Wien durch einen vermittelnden Vorschlag, und darauf der Tod Georg's von England auf, und da unterdeß der spanische Hof wahrgenommen hatte, daß der Kaiser keineswegs gewillet war, seine Erbtochter mit dem spanischen Prinzen zu vermählen, so trat Spanien von dem Bündnisse mit Oesterreich zurück und schloß mit Frankreich und England gegen den Kaiser den Tractat von Sevilla, der sich aber eben so schnell wieder auflöste.

Endlich kam ein Vertrag zu Stande, demgemäß der Kaiser für die Anerkennung der pragmatischen Sanction Parma und Piacenza an Spanien abzutreten, die ostindische Handelsgesellschaft aufzuheben und den Engländern und Holländern den freien Handel nach Sicilien zu gestatten sich verpflichtete. Froh, für ihren Sohn in Italien eine unabhängige Herrschaft gefunden zu haben, schickte Elisabeth diesen ihren Sohn Carlos mit Truppen dahin, gieng aber zugleich mit nichts Geringerem um, als ihm auch noch die Herrschaft von Neapel und Sicilien zu verschaffen.

Dazu schien ihr der nach dem Tode August's II von Polen 1733 eingetretene polnische Wahlstreit die beste Gelegenheit zu bieten. Die von Frankreich unterstützte Lescinzky'sche Partei berief den Stanislaus wieder auf den Thron, während die von Rußland und dem Kaiser unterstützte sächsische Partei in Polen für den Sohn des verstorbenen Königs, August den Dritten, eintrat.

Daher verbanden sich Ludwig XV, um seinen Schwiegervater Lescinzky auf den polnischen Thron zurückzuführen, die spanische

Königin, um Neapel zu gewinnen, und der König Karl Emanuel III von Sardinien, um irgend einen Zuwachs an Gebiet zu bekommen, — mit einander gegen den Kaiser und erklärten ihm den Krieg. Dieß nennt man den polnischen Erbfolgekrieg, der von 1733—1735 sowohl in Italien, als auch am Oberrhein geführt wurde.

Stanislaus hatte sich gleich auf die Nachricht vom Tode Augusts II von Frankreich aus, als Kaufmann verkleidet, nach Warschau begeben und wurde am 12. Sept. 1733 von der Mehrzahl der Wähler zum König erwählt. Aber schon wenige Tage darauf erschien in der Nähe von Warschau ein russisches Heer, so daß Stanislaus, der keine Mittel hatte, mit seinen Anhängern nach Danzig floh, um dort die ihm verheißene französische Hülfe zu erwarten. Unterdeß aber ließ die Wahlminderheit den Kurfürsten August III zum König ausrufen, und sogleich erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs.

Während ein spanisches Heer unter Don Carlos in Toscana landete, um gegen Neapel zu ziehen, besetzte ein französisches Heer Lothringen; ein zweites unter Marschall Berwick gieng bei Straßburg über den Rhein und nahm die Reichsfestung Kehl weg; ein drittes unter Villars rückte in Italien ein, wo sich sardinische Truppen mit ihm vereinigten.

Der Kaiser, unvorbereitet, wie er war, und nur vom deutschen Reich schwach unterstützt, sandte den Prinzen Eugen an den Rhein, jedoch mit so wenig brauchbaren Truppen, daß der ohnedieß bejahrte und kränkliche, noch dazu vom Wiener Hofkriegsrath in allen seinen Anordnungen gehemmte Feldherr mit Schmerz die festen Plätze Trier und Trarbach und die Reichsveste Philippsburg in französische Hände übergehen sehen mußte und sich auf die bloße Defensive zurückgebracht sah. In Italien aber war der Kaiser in noch größerem Nachtheil: denn Mailand wurde von den Franzosen und Sardiniern, Neapel und Sicilien von den Spaniern besetzt.

Da aber mittlerweile Stanislaus Lesczinzky aus Mangel an ausreichender Unterstützung, die von Frankreich aus nur kümmerlich erfolgte, sich in Danzig nicht halten konnte, sondern im Juni 1734, als Ochsenhändler verkleidet, sich in's Preußische zurückzog, und Danzig capitulirte, so verständigte sich der französische Hof mit dem Kaiser in dem Präliminarfrieden von Wien

(d. 3. Oct. 1735) dahin, daß der Herzog Franz Stephan von Lothringen und Bar, Maria Theresia's Bräutigam, sein Gebiet dem Schwiegervater Ludwigs XV, dem Exkönige Stanislaus, und zwar mit dem Rechtsanfall an Frankreich überlassen und dafür, nach dem nahe bevorstehenden Aussterben des letzten Mediceers, das Großherzogthum Toscana bekommen solle; — daß ferner die spanischen Bourbonen zwar Neapel und Sicilien jedoch nur als Secundogenitur, d. h. als stets nur einem jüngern spanischen Prinzen zufallendes, nie mit der spanischen Krone zu vereinigendes Erbe behalten —, der König von Sardinien aber von dem mailändischen Gebiete die Städte Tortona und Novara bekommen sollte.

Spanien war zwar nicht damit zufrieden und wollte jene oberitalischen Herzogthümer auch noch behalten, konnte aber seinen Forderungen keinen Nachdruck geben, und trat dem definitiven Friedensabschluß bei, der am 18. Nov. 1738 zu Stande kam. Franz Stephan, der 1736 seine Vermählung mit Maria Theresia feierte, kam schon 1737 in den wirklichen Besitz von Toscana.

Für so große, auch dem deutschen Reiche tiefe Wunden schlagende Opfer erhielt der Kaiser die allseitige Anerkennung der pragmatischen Sanction! Denn in die polnische Königswahl hatte er sich nur gemischt, um von Rußland die Garantie jener Sanction zu erhalten.

Um sich nun für diese Verluste auf einer andern Seite zu entschädigen, ließ sich der Kaiser unter dem Schein der Bundesgenossenpflicht gegen Rußland, das gerade mit den Türken Krieg führte, wieder in einen Kampf mit dem Halbmond ein (1736). Allein die Ungeschicklichkeit und Uneinigkeit seiner Feldherren, so wie die Engherzigkeit seines Hofkriegsraths führte zum Verlust von Orsowa und Semendria, zum Verlust der Schlacht bei Grozka, ja durch kopflose Unterhändler im Belgrader Frieden 1739 (d. 18. Sept.) zum Verlust von Serbien mit Belgrad und des österreichischen Antheils der Wallachei, so daß also fast alle Eroberungen Eugen's wieder an die Türken zurückfielen und fortan in deren Händen blieben!

Da fühlte man schmerzlich, daß Eugen, dieser Wächter der

deutschen Ehre und Freiheit im Westen und Osten der deutschvaterländischen Gränzen, nicht mehr war! Er hatte bereits am 20. Apr. 1736 sein lorbeergekröntes Haupt im Tode gesenkt. — Auch Kaiser Karl VI, ein durchaus redlicher, aber seiner Regentenaufgabe nicht gewachsener Fürst, starb schon ein Jahr nach jenem unglücklichen Frieden, (am 20. Oct. 1740) und hinterließ seiner Tochter und Nachfolgerin eine schwere Aufgabe.

---

5. Kapitel.

Die Schwäche des deutschen Reichs in Folge des französischen Einflusses seit der Mitte des 17. Jahrhunderts.

1. Knechtische Nachahmung französischer Sitte und Bildung in Deutschland. Schädliche Folgen. Die deutschen Fürstenhöfe.

So sind wir denn bei der politischen Rundschau über die europäischen Staaten von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wieder am deutschen Reiche angekommen, auf dessen innern Zustand in jenem Zeitraume, bevor wir in eine neue Periode europäischer und zugleich deutscher Staatenentwicklung eintreten, noch ein Blick der Betrachtung zu werfen ist.

Unter allen Staaten, die Frankreichs Einfluß in dieser durchlaufenen Periode erreichte, war Deutschland durch die politische Schwäche, zu der es durch die langen und vielen Kämpfe mit Frankreich herabgebracht war, dem Nachtheile jenes Einflusses am meisten ausgesetzt und durch seine knechtische Nachahmung französischer Sitte und Bildung machte es sich selber nur abhängiger. Während es ihm kaum gelang, das zu erhalten, was ihm die, auf den Geist rein weltlicher Despotie gegründete Macht der in Frankreich, Spanien und Italien vorwaltenden Bourbonen belassen wollte, richtete es sich auch in den Bewegungen seines innern Lebens mehr und

mehr nach dem, seit Ludwig XIV vom französischen Hofe ausgehenden Geist einer eigensüchtigen, unsittlichen, aller Wahrheit und Tugend Hohn bietenden modernen Lebensphilosophie.

Auch hier gieng durch die Sucht vieler fürstlichen Höfe Europa's, es Ludwig dem Vierzehnten an Glanz und Ueppigkeit nachzuthun, das verderbliche Beispiel von Oben aus und endete mit dem Ruin der Unterthanen. Rücksichtslose Willkührherrschaft, üppige Sinnlichkeit, abenteuerlich-lüderliche Verschwendung, trügerischer Heuchelschein, eitle Prahlerei und falsche Ruhmsucht und wie alle die schlimmen Geister hießen, die vom französischen Hofe in alle Welt ausfuhren, wirkten ansteckend auf viele deutsche Fürsten und Herren jener Zeit, die in dem französischen Ludwig das Muster eines Herrschers sahen und dasselbe nach Möglichkeit in sich und in ihrer Umgebung nachzuahmen strebten. Es war längst zur Sitte geworden, die jungen Prinzen und Junker nach Paris zu schicken, um dort ein kleiner Ludwig XIV werden zu lernen. Und der Adel Deutschlands that sein Möglichstes, seine Fürsten in einem Streben zu bestärken, wovon er sich nur Vortheile für seinen Stand versprach.

Die schädlichen Folgen solcher Nachahmungssucht offenbarten sich in allen Lebensrichtungen. In politischer Hinsicht gewahrte man sie in der durch den französischen Einfluß stets genährten Uneinigkeit des Reichsgemeinwesens, dessen mehr als dreihundert große und kleine geistliche und weltliche Staaten mit ihren mannichfaltigen theils beschränkt oder unbeschränkt monarchischen, theils aristokratischen oder demokratischen Regierungsformen ohnedieß nur noch äußerst lose untereinander verbunden waren; — ferner in dem daraus entstandenen Mangel an Gemeinsinn und an kräftigem Zusammenwirken, indem Jeder über den eigenen Nutzen und Vortheil den des Ganzen außer Acht ließ und nicht selten zum Schaden des Gesammtvaterlands mit Fremden gegen dasselbe Verbindungen eingieng; — in dem eigensüchtigen Bestreben auch des kleinsten dieser vielen Oberherren, dem Reichsoberhaupte so wenig Rechte und Befugnisse einzuräumen, als möglich; — in der rücksichtslosen Verletzung der Unterthanenrechte von Seiten vieler Fürsten, die, einem Ludwig XIV gleich, nur in ihrer Person den Staat sahen und darauf ausgiengen, die

Landstände zu mißachten, die in ihrem Gebiete liegenden Reichsstädte zu unterdrücken, die Bürger ihrer alten Freiheiten zu berauben und überhaupt gar keinen freien Bürgersinn zu dulden.

In moralischer Hinsicht vollends gieng von vielen damaligen Fürstenhöfen ein Geist der Entsittlichung aus, der, zunächst die obern Stände ergreifend, auch den einst so kräftigen Volksgeist, so weit er noch in einzelnen Schichten, insbesondere bei der deutschen Nation vorhanden war, völlig erschlaffte und den edlern, ehrbaren Bürgersinn verderbte, zumal da, wo man durch gewissenlose, leichtsinnige Verschwendung und gänzliche Verschüttung der Quellen des Landeseinkommens die Steuerpflichtigkeit der Unterthanen übermäßig anstrengte und ihre völlige Verarmung herbeiführte.

Der erste Nachahmer Ludwig's XIV unter den deutschen Fürsten schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts war der Kurfürst Johann Georg II von Sachsen, dessen verschwenderische Hofhaltung einen Bankerott nach sich zog, den die Landstände decken mußten. Noch weiter gieng hierin sein zweiter Nachfolger Johann Georg IV, unter dessen Erpressungen das Volk schwer seufzte. Am ärgsten aber trieb es sein Bruder und Nachfolger August der Starke, dessen Feste und Vergnügungen, Lustschlösser und Schatzkammern unermeßliche Summen verschlangen, und der, vollends als er König von Polen wurde, das Mark seines sächsischen Erblandes auf die Befriedignng seines Ehrgeizes und seines üppigen Prunklebens verwendete, ohne je auf die Klagen seiner Unterthanen zu hören. (S. das Nähere oben K. 2, 3.)

Eben so hatte die lange traurige Verbindung des Kurfürsten Max II Emanuel von Bayern mit Frankreich einen sehr schädlichen Einfluß auf sein Erbland, das schon vorher wegen seines Antheils am Türkenkrieg und am spanischen Erbfolgekrieg durch schwere Opfer an Geld und Menschen gedrückt gewesen war. (S. K. 3, 1. und K. 1, 1 und 3.) Denn da er als Statthalter der Niederlande meist in Brüssel lebte, so mußten ihm zur Befriedigung seiner, dem französischen Geschmack huldigenten Bedürfnisse oft dreifache Steuern aus seinem Stammlande zugeschickt werden, zu geschweigen der Kriegsnoth, in welche dasselbe durch ihn in jenem spanischen Erbfolgekriege versetzt wurde. — Auch sein Vetter, der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz († 1716), der in Düsseldorf, der Hauptstadt seines jülichischen Erbes, lebte, führte einen ähnlichen luxuriösen Hofhalt.

Auch der kurfürstliche Hof von Braunschweig-Hannover blieb nicht hinter dem Zeitgeschmack zurück, und als Kurfürst Georg 1714 den englischen Thron bestieg und Hannover dadurch gleichsam eine britische Provinz ward, so wurde in Hannover doch der Hofprunk gerade so beibehalten, als ob der Fürst noch stets anwesend gewesen wäre.

Gerade aber an den kleinern deutschen Höfen herrschten oft die gröbsten und sittenverderblichsten Mißbräuche, wie unter andern am württembergischen Hofe, sowohl unter dem Herzog Eberhard Ludwig (1693—1733), dessen landverderbliche Regierung 1717 viele Württemberger zur ersten Auswanderung (meist nach Nordamerika) bewog, als auch unter dem zur katholischen Kirche übergetretenen Herzog Karl Alexander (1733—1737), dessen Günstling, der Hofjude Süß-Oppenheimer, als Finanzminister das Land auf die ausgesuchteste, infamste Weise auspreßte, bis der plötzliche Tod des Fürsten das arme Land von dem Juden, so wie von einer angezettelten Verschwörung zur Katholisirung der protestantischen Einwohner befreite.

Auch die meisten geistlichen Höfe, größere wie kleinere, vorzüglich aber der kurkölnische, blieben in der Ueppigkeit nicht hinter den weltlichen zurück und überboten sie oft noch an Ueppigkeit und Schwelgerei.

Unter den bessern Höfen zeichnete sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts besonders Brandenburg unter seinem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus, der sich alle Mühe gab, deutsche Sitte und Ehre aufrecht zu erhalten. Dagegen stürzte sein Sohn, Kurfürst Friedrich III, zumal nach seiner Erhebung zum König von Preußen, (deren bereits oben K. 7, 1 erwähnt wurde und demnächst unten in Kap. 7, 1. noch näher gedacht werden wird,) durch seine Prachtliebe das Land in Schulden und brachte durch Begünstigung französischer Sitten und Moden, die in Berlin mehr, als anderswo herrschten, seine Unterthanen in eine noch schlimmere Gefahr.

Von dem französischen Unwesen fern hielt sich besonders der kaiserliche Hof zu Wien, und Leopold I, der zwar mit seiner Umgebung am liebsten lateinisch, spanisch und italienisch sprach, aber die französische Sprache nicht hören mochte, brachte es auf dem Reichstage zu Regensburg 1789 sogar dahin, daß aller und jeder Verkehr mit Frankreich, selbst die Annahme französischer Bedienten verboten seyn solle. — An Karl's VI Hof herrschte zwar viel überflüssiger und unnützer Prunk, der aber mehr eine Folge der aus Spanien mitgebrachten steifen und geschmacklosen Etikette war, welche übrigens dem unter dem österreichischen Adel und Bürger einreißenden Leichtsinn einigen Damm entgegensetzte.

2. Abspiegelung des nichtigen Hofwesens in der Roman-Literatur jener Zeit. Ausartung der deutschen Wissenschaft und Kunst. Leibnitz.

Der Prunk und das Ceremoniel bei Hof- und Staatsactionen, bei Audienzen und Congressen, bei Aufzügen und Festen, von welchen im Zeitalter Ludwigs XIV die kleinsten Höfe voll waren, fand seinen Nachhall und sein Spiegelbild auch in dem-

jenigen Theile der damaligen Literatur, den man den Roman nennt, eine Dichtungsart, deren Form gleichfalls unsern westlichen Nachbarn abgeborgt war und in welcher die durch die Zeit zuckenden Ideen zur Verbreitung unter die größere Masse kamen. Diese Romane, die sich zum Theil auf ihrem Titel schon als „Staatsgeschichten" geben, fanden als treue Abbilder ihrer Zeit die Gunst des Publikums in hohem Grade.

Eine solche Schilderung von Hof- und Staatsactionen gab zuerst Philipp von Zesen (XXI. 5, 9.) in seinem Roman „Simson und Assenat," worin unter dem Bilde des ägyptischen Staatsregiments und Hofprunks auf das französische Hofwesen angespielt ist. Dieses Buch eröffnete eine lange Reihe von „Helden- und Staatsromanen". — Einen solchen Roman schrieb auch der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig (Gemahl der Regentin Anna von Rußland s. K. 2, 9. a. E.) unter dem Titel „Octavia," worin er in einer Darstellung der römischen Kaiser von (Claudius bis auf Vespasian) fast ein halbes hundert Anekdoten und Begebenheiten aus dem Treiben der großen und kleinen Höfe seiner Zeit unter verstecktem Namen eingelegt hat, natürlich durchweg in dem krausen, wunderlichen Styl jenes Zeitgeschmacks.

Die spitzkünstliche Staatsweisheit und das macchiavellistische Getriebe der Cabinetsregierung, die Wichtigthuerei und der Richtigkeitskram gerngroßer Staatsleute, die windige Prahlhanserei und die großsprecherischen Redomantaden der Zeithelden fanden dann in den sogenannten „historisch-politischen Romanen" des letzten Viertels vom 17. und des ersten Viertels vom 18. Jahrhundert eine Ablagerung, nicht aber etwa mit satirischer Tendenz, sondern im Sinne der Selbstbespiegelung jener ganzen kleinlichen, ehr- und prahlsüchtigen, von Wahrheit und Natur gleichweit entfernten Welt.

Zu solchen Romanen gehören Hagdorn's „Großmogul", eine chinesische und indische Staats-, Kriegs- und Liebesgeschichte (v. J. 1670); desgleichen Happel's asiatische Onagambo, italienischer Spinelli, spanischer Quintana, ottomannischer Bajazed und ähnlicher Unsinn einer verschrobenen Zeit, die, überreizt durch das phantastisch-theatralische Schaugepränge eines sinnbethörten Hoflebens, sich an solchen geschmacklosen Abenteuerlichkeiten bis zum Entzücken krank las.

Die Ausartung der deutschen Wissenschaft und Kunst, die das zum Theil schon oben (XXI. 5, 9.) geschilderte 17. Jahrhundert kennzeichnet, reichte auch noch in Verbindung mit der Herrschaft des Aberglaubens und der Unwissenheit in die erste Periode

des 18. Jahrhunderts herein, und selbst die besseren Werke sind dadurch sprachlich, sittlich und wissenschaftlich ungenießbar, und während selbst die größten Gelehrten dem französischen Geist huldigten und dem vaterländischen Sinne abgestorben waren, leuchtete in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts nur Ein deutscher Gelehrter, der große Leibnitz, nicht nur als ein in vielen Beziehungen höchst klarer, fast alle Hauptwissenschaften umfassender Geist, sondern auch als echter deutscher Vaterlandsfreund aus jener verwälschten Zeit hervor, und dennoch hat auch er seine gewichtigsten, Deutschland vertheidigenden Schriften nicht in deutscher, sondern entweder in lateinischer oder in französischer Sprache geschrieben, so daß er selber dem Einfluß im Wege stand, den er auf die ganze deutsche Nation hätte haben können.

Gottl. Wilh. Freiherr von **Leibnitz** geb. zu Leipzig 1646 legte in Leipzig, Jena und Altdorf den Grund zu seiner umfassenden wissenschaftlichen Bildung, die er als kurmainzischer Rath auf Reisen nach Paris und London durch die Verbindung mit den angesehensten Gelehrten vollendete. Er erwarb sich bald so großen Ruhm, daß er 1677 in Hannover zum Hofrath und Bibliothekar, von Peter dem Großen zum geheimen Justizrath mit 1000 Rubel Pension, in Berlin zum Präsidenten der k. Academie der Wissenschaften, die er gestiftet hatte, von Kaiser Karl VI 1711 zum Reichshofrath ernannt und in den Freiherrnstand erhoben wurde. Er starb als Geheimerath und Bibliothekar zu Hannover 1716. Sein Wissen umfaßte die Geschichte, das Völker- und Staatsrecht (wie er denn auch Verfasser verschiedener in die Zeitgeschichte eingreifender Staatsschriften war), die Naturwissenschaften, die Mathematik (worin er der Erfinder des Differentialcalcüls ist), die Philosophie (worin er die Sätze des Widerspruchs, des zureichenden Grundes, das Gesetz der Stetigkeit ins Licht stellte und worin ihm die eigenthümliche Lehre von den Monaden, von der vorherbestimmten Harmonie zwischen Seele und Leib angehört) und die theologischen Wissenschaften (worin er mit einer Theodicee oder Vertheidigung der Weisheit und Güte Gottes in Betreff der in der Welt bestehenden Uebel auftrat). Weil er sich an den damaligen Bestrebungen einer religiösen Union der Katholiken und Protestanten lebhaft betheiligte, ward er von Einigen des Kryptokatholicismus beschuldigt, von Andern vertheidigt. Er unterstützte übrigens auch die Bemühungen des Königs Friedrich I von Preußen für eine Union der Lutheraner und Reformirten. — Von seinem deutschen Patriotismus sey nur folgendes erwähnt: Als Ludwig XIV den mit dem Kaiser auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstand brach (XXII. K. 5, 1.) und ihm den Krieg unter dem sophistischen Vorwand erklärte, weil der Kaiser mit Frankreichs

Bundesgenossen (dem Türken) Frieden zu schließen und seine Westgränze zu befestigen vorhabe, auch durch Beförderung des bayrischen Prinzen Joseph Clemens auf den Kölner Stuhl das Aussterben des bayrischen Hauses bezwecke; — so übernahm es Leibnitz auf Ersuchen des Kaisers, diesen empörenden Hohn in einer klaren und bündigen, jedoch in lateinischer Sprache geschriebenen Staatsschrift (v. 18. Oct. 1688) einem „Meisterstück großartiger politischer Beredtsamkeit" zurückzuweisen, indem er unter anderm nachwies, daß es stets Hauptzweck der französischen Staatskünste sey, die Reichsstände „durch das lügenhafte Schreckbild einer Knechtschaft unter Oesterreich" vom Kaiser ab- und Frankreich zuzuführen. „Aber das Haus Bayern sey nicht so einfältig und die deutsche Nation nicht so unerfahren, um diese schlechten, schwer zu verhüllenden Künste nicht zu merken und nicht einzusehen, daß auf Frankreich, welches nur eigene Vortheile suche, keine Hoffnung zu setzen sey. Jeder Deutsche, der noch nicht das eiserne Joch Frankreichs trage, werde an den darunter seufzenden Stammgenossen, ja an den Unterthanen und dem niedern und hohen Adel Frankreichs selbst zu unterscheiden vermögen, ob die österreichische Regierung oder die französische Herrschaft der Tyrannei verwandter sey." — „Frankreich rühme sich, Gott habe zwar jedesmal die Waffen des Königs als gerecht befunden, sobald sie erhoben worden seyen; dagegen habe der Kaiser die Ueberzeugung, daß er auch dann, wann es Gott gefallen sollte, wieder die französischen Waffen glückliche Erfolge gewinnen zu lassen, die geheimen Rathschlüsse dessen zu verehren habe, der die, welche er liebe, zu ihrer Besserung zuweilen durch seine Attila züchtige!" — Merkwürdig ist die von Leibnitz im Beginn des 18. Jahrhunderts ausgesprochene Vorhersagung einer ganz Europa bedrohenden Revolution, wie sie am Ende desselben Jahrhunderts wirklich eingetreten ist. Er sagte (in seinen Nouveaux Essais sur l'entendement humain L. IV. C. XVI.), daß „mit dem Sturz des Glaubens an eine wachende Vorsehung der Verfall der großartigen Gefühle, die das Leben der Altvordern verherrlicht habe, — mit dem Aufhören der Furcht vor göttlichen Strafen die Entfesselung aller Leidenschaften und die Herrschaft einer Sinnesart und Denkweise eintreten werde, welche die Menschen geneigt und fähig machen werde, zu ihrem Vergnügen oder zu ihrem Vortheile die Welt mit einer Sündfluth von Blut zu überschwemmen oder sie an allen vier Ecken anzuzünden. Vielleicht, setzte er prophetisch hinzu, wird man diesen Uebeln noch dadurch vorbeugen können, daß man sich rechtzeitig bessert; wenn dies aber nicht geschieht und das Verderben zunimmt, so wird die Vorsehung selbst die Menschen durch die daraus hervorgehende Revolution bessern: denn was auch immer kommen möge, so wird jederzeit am Schlusse der Rechnung Alles im Allgemeinen zum Besten sich kehren, obgleich dies nicht ohne die Züchtigung derjenigen geschehen kann, welche das Gute nur durch schlechte Handlungen gefördert haben." (Siehe K. A. Menzel Neuere Gesch. d. Deut. B. IX.)

3. Der kirchliche Zustand Deutschlands. Streitsucht einer todten Theologie. Erfrischung des christlichen Lebens durch Ph. J. Spener. Die erste deutsch-protestantische Missionsgesellschaft. A. H. Franke's Stiftungen. Chr. Thomasius. Kirchen-Unionsversuche in Preußen. Religionswechsel in der Pfalz. Uebertritt prot. Fürsten zum Katholicismus. Die Vertreibung der protest. Salzburger. Zunehmender Territorialismus in prot. Ländern.

Der kirchliche Zustand Deutschlands in jener Zeit war nicht geeignet, dem innern Christenleben heilende und stärkende Kräfte zuzuführen. Protestantischer Seits fuhren Lutheraner und Reformirte fort, einander zu bekämpfen, was zwar an sich in der Natur der Sache lag; aber die Meisten bekämpften sich ohne den Geist der Liebe und thaten durch eine streitsüchtige todte Theologie dem lebendigen Glauben im Volke großen Abbruch, da ohnedieß der Glaube durch den von weltlichen Oberen ausgehenden Geist unchristlicher und undeutscher Sitte viel zu leiden hatte.

Doch gab es auch in dieser unerquicklichen Zeit geheiligte Geister, welche dem todten Wortglauben, neben welchem der Aberglauben fortbestand, entgegen traten und, wenn auch unter Spott und Verfolgung, dem in der Liebe lebendigen Glauben und der aus dem Glauben kommenden Liebe Raum und Bahn zu machen strebten. Unter diese gehört zunächst Spener, dem das ersterbende christliche Leben jener Periode neue Anregung verdankte. Wurde diese auch in dem Leben der protestantischen Gesammtheit nicht in einem großen Umfang gespürt, so äußerte sie doch auf weit hinaus im Stillen ihre guten Wirkungen, wenn gleich zugegeben werden kann, daß Spener in dem heilsamen Gegensatz seines lebendigen Glaubens gegen den todten Glauben der meisten Kirchenglieder und Kirchenbeamten, ohne daß er es ahnete, der Kirche als solcher in gewissen Beziehungen zu nahe trat.

Philipp Jakob **Spener**, geb. 1635 zu Rappoltsweiler, zuerst Freiprediger zu Straßburg und Docent an der dortigen Universität, dann (seit 1666) Senior des Ministeriums zu Frankfurt a. M., wo er fern von dem auf den meisten Kanzeln herrschenden herzlosen Schulgezänke seinen Zuhörern vorzugsweise die Nothwendigkeit und Möglichkeit eines liebethätigen Christenthums an das Herz legte und auf Bitten mehrerer frommer Gemeindeglieder, welchen die Eitelkeit und Nichtigkeit der öffentlichen Gesellschaften verleidet war, seit 1670 in seinem Hause christliche Privatzusammenkünfte, die sogenannten Collegia pietatis,

hielt, in welchen er die Theilnehmer aus allen Ständen in freier einfacher Form gegenseitiger Unterredungen in das nähere Verständniß der Bibel einführte und durch Ermahnungen, Belehrungen, Warnungen zu einem christlichen Liebeleben anleitete. Diese Collegia oder Erbauungsstunden wurden lange Jahre hindurch mit allgemeinem Eifer besucht und erlangten eine solche Bedeutung, daß auch königliche und kaiserliche Räthe, Fürsten und Grafen, Professoren aller Facultäten, Superintendenten und Geistliche aus allen Gegenden Deutschlands daran Theil nahmen. — Uebrigens hielt er selbst die Einführung solcher Collegia pietatis nicht für jeden Ort rathsam, sondern nur da, wo bereits schon im Christenthum Geförderte sich vorfänden, die mit ihren Gaben in Demuth den Andern dienen könnten. — Je größer indeß die Theilnahme daran wurde, desto mehr verloren diese Zusammenkünfte, zumal sie nach obrigkeitlicher Weisung in die Kirche verlegt und somit öffentlich wurden, ihren Privatcharacter und dadurch die tiefergehende Wirksamkeit des Hausgottesdienstes. Längst schon war auch von Seite der Feinde einer ernstlichern Gottesfurcht die Verläumdung und Verdächtigung rege, so daß sich Spener nach verschiedenen Seiten hin vertheidigen mußte, zumal als manche seiner Zuhörer im falschen Eifer über das allgemeine sittliche Verderben sich von dem öffentlichen Gottesdienste absonderten und Winkelkirchen errichteten. Spener eiferte zwar in Wort und Schrift gegen dieses Separationswesen, fand aber nicht bei allen Gehör. Daher seine Feinde fortfuhren, ihn zu verlästern, ohne daß er sich jedoch in seinem Thun entmuthigen ließ. — Der traurige Verfall der gesammten evangelischen Kirche seiner Zeit veranlaßte ihn zur Herausgabe seiner „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der Evangelischen Kirche nebst dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen", eine Schrift, die ihm eben so viele Freunde, als Feinde, eben so viel Liebe, als Haß erweckte. Unter die segensreichen Früchte dieser Schrift gehörte auch die Einführung der Katechismus-Uebungen in mehreren Landen. — Seine heftigsten Gegner fand er unter demjenigen Theile der lutherischen Geistlichkeit, der das Wesen des Glaubens mehr im Buchstaben, als im Geiste suchte, oder wenn auch Andere darunter mit vollem Recht die reine Lehre gegen einen falschen Pietismus zu wahren sich getrieben fühlten, doch zwischen Spener und den verkehrten Auffassern seiner Lehren und unberufenen Nachahmern seines Thuns keinen Unterschied machten. Er machte aber durch seine große Liebe und Demuth viele seiner Gegner verstummen. — Im Jahre 1686 folgte er dem Ruf als Oberhofprediger nach Dresden, wo er gleichfalls durch seine Wirksamkeit einen lebendigern Geist in die Kirche brachte, besonders durch Einführung der Katechismus-Examina für Erwachsene, welche selbst die kurfürstliche Billigung erhielt. — Als er aber bei einer amtlichen Revision der Universität Leipzig in seiner Gastpredigt von der Nothwendigkeit sprach, dem geistlichen Stande würdigere Glieder zu erziehen, wurde ein großer Theil der Professoren so gegen ihn aufgebracht, daß sie ihn einen Widersacher wissenschaft-

licher Bildung schmähten. Und als ein junger Docent, August Hermann Franke mit noch zwei Gleichgesinnten dadurch, daß sie sog. Collegia philobiblica errichteten, an denen viele Studenten und Bürger Theil nahmen, so machten auch die Geistlichen mit den Professoren gemeinschaftliche Sache, brachten den Spottnamen Pietisten und Pietismus auf und begannen in Wort und Schrift von Kanzeln und Kathedern jene erbitterten Streitigkeiten, die mit dem Namen „pietistische" eine lange Reihe von Jahren durch die Kirche zogen. Auf den Bericht der theologischen Facultät zu Leipzig wurden diese Versammlungen vom Kurfürsten verboten, und Franke aus Leipzig verwiesen, Spener aber allgemein von seinen Gegnern (unter denen Carpzov einer seiner heftigsten war) als „Patriarch der Pietisten" verlästert. Als Spener nach einiger Zeit in einem herkömmlichen beichtväterlichen Bußmahnschreiben an den Kurfürsten in seiner demüthigen und schonenden Weise denselben an seine Christenpflichten erinnerte und Spener's Gegner am Hofe dem Kurfürsten dieses Schreiben, das anfangs gut von ihm aufgenommen worden war, verdächtigten, so fiel er bei dem Kurfürsten in Ungnade. Schon gieng derselbe damit um, ihn des Dienstes zu entlassen, als Kurfürst Friedrich III von Brandenburg (der nachmalige König von Preußen) Spenern als Propst und Consistorialrath nach Berlin berief und nun der Kurfürst ihm, ohne daß er darum bat, die Entlassung dazu gab. Von den Segenswünschen der Tausende seiner Treuen begleitet, verließ er 1691 Dresden und trat in Berlin sein Amt an, worin er zwar auch bald ähnliche Angriffe und Kränkungen erfuhr, aber doch noch 14 Jahre lang in großem Segen wirkte und am 5. Febr. 1705 „mit der Hoffnung auf eine Besserung der Kirche auf Erden" starb.

Die Nachwirkungen von Spener's Geist zeigten sich insbesondere durch den fernern Zusammentritt christlicher Gemeinschaften, denen (einzelne Auswüchse abgerechnet) neben dem eigenen Wachsthum im Christenthum die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden am Herzen lag, — eine Pflicht, welche die katholische Kirche ihrerseits nie aus den Augen gelassen hatte. Die erste Deutschprotestantische **Missionsgesellschaft** war die dänisch-hallische, die sich um jene Zeit, besonders durch des obgenannten Franke christliche Bemühungen bildete, und die ihre Missionäre (unter denen Ziegenbalg und Schwwarz die wirksamsten waren) nach Tranquebar in Ostindien aussandte. (In England war übrigens schon 1747 die erste protestantische Missionsgesellschaft gestiftet worden.)

Von tief eingreifender Wirksamkeit im Gebiet des practischen Christenthums sowohl, als des Schulwesens jener Zeit war der dem Spener'schen Geist verwandte **Franke**, der Stifter des hallischen Waisenhauses, das im ersten Viertheil des 17. Jahrhunderts auf weit hinaus ein leuchtendes Vorbild christlicher Glau=

bens- und Liebesthätigkeit für eine Zeit wurde, in welcher in dem Kampf um die rechtglaubige Lehre, dessen Berechtigung übrigens nicht in Zweifel gezogen werden kann, die Meisten vergessen hatten, was rechtglaubiges, lebendiges Christenthum ist.

Aug. Hermann **Franke,** geb. 1663 zu Lübeck, wo sein Vater Syndicus war, wurde vom 7. Jahr an in Gotha erzogen und gebildet, studirte dann in Erfurt und Kiel Theologie nnd wurde zu Leipzig 1685 Magister, errichtete als Docent daselbst die schon (oben bei Spener) erwähnten Collegia philobiblica, die er, nach einiger, durch Reisen nach Lüneburg und Hamburg veranlaßter Unterbrechung, so lange fortsetzte, bis ihm durch die Gegner Spener's diese Vorlesungen untersagt wurden, worauf er 1690 Leipzig verlies und als Diaconus in Erfurt durch Erbauung und Bibelverbreitung thätig war. Doch auch von hier wurde er vertrieben und wollte sich eben zu den Seinigen nach Gotha begeben, als er 1691 einen kurbrandenburgischen Ruf an die neuerrichtete Universität Halle als Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen und zu seinem bessern Auskommen 1692 zugleich die Pfarrstelle zu Glaucha erhielt, die er 1714 mit der Predigerstelle an der Ulrichskirche zu Halle vertauschte. Er nahm sich besonders der Armen und Kinder an und suchte deren leibliche und geistige Noth mit aufopfernder Liebe zu heben. Unter Andern stellte er für sie in seiner Wohnung eine Büchse mit der Ueberschrift Joh. 3, 17. und 2. Kor. 9, 7 auf, und als einst eine wohlthätige Person 4 Thaler 16 Gr. auf Einmal hineinlegte, kam er (1695) auf den Gedanken eine Armenschule damit zu begründen. Er bestellte einen armen Schüler für wöchentlich 6 Gr. zum Lehren, kaufte für weiter eingehende Gaben Schulbücher, theilte Almosen unter die Kinder aus, damit sie fleißig zum Unterricht kämen, und unternahm Reisen, um für seinen Zweck Gelder zu sammeln. Sein lebendiges Gottvertrauen erweckte so viele Herzen, daß er ein Haus zur Aufnahme von Waisenkindern anlegen konnte. Oft gieng ihm das Geld znr Bezahlung der Bauleute aus, immer aber kam die Hülfe noch zu rechter Zeit und stärkte seinen Glauben.

Die nieversiegende Quelle freiwilliger Liebesgaben setzte ihn in den Stand, seinen Plan zu erweitern. Nach 10 Jahren wurden in seiner Anstalt schon 125 Waisen und 75 arme Studenten ernährt und 800 fremde Kinder unterrichtet. — Um die Mittel zur Erweiterung und Unterhaltung der Anstalt zu vermehren, verband er damit eine Apotheke, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung, eine Meierei, ein Pädagogium für Knaben und Jünglinge wohlhabender Ältern; und bald erhob sich auch ein Wittwenhaus und eine Krankenpflegeanstalt. — Die von ihm ausgehende verbesserte Lehrmethode und christliche Erziehungsweise machte lange Zeit hindurch das Hallische Waisenhaus zu einem Vorbild im deutschen Schulwesen. Unter seinen Mitarbeitern sind besonders Freylinghausen, Wiegleb, Neubauer zu

nennen. Als Franke 1727 starb, wurden in den deutschen Schulen seiner Anstalt 2125 Kinder von 136 Lehrern größtentheils unentgeldlich unterrichtet, im Waisenhaus 430 Waisen, dazu mehrere hundert andere arme Kinder und 255 arme Studenten gespeist; das Pädagogium bestand aus 152 Personen, die Gehülfen und dienenden Personen in den übrigen Anstalten nicht gerechnet. Besonders zu erwähnen ist auch die mit diesen Instituten verbundene segensreiche Cansteinische Bibelanstalt. — Die sämmtlichen mit dem Gesammtnamen „Frankische Stiftungen" oder auch bloß „Hallisches Waisenhaus" bezeichneten Gebäude umschließen einen Raum, der einer sehr langen und breiten, oben und unten geschlossenen Straße gleicht. Nach seinem Vorgang wurden noch an mehreren Orten solche, mit Lehr- und Erziehungsanstalten verbundene Waisenhäuser errichtet und mit Lehrern aus der hallischen Musterschule besetzt.

So berechtigt die Vertreter des kirchlichen Bekenntnisses waren, wirklichen Irrlehren entgegenzutreten, so ungerecht war die Wuth, mit der eine streitsüchtige todte Orthodoxie die Gesammtheit der Anhänger Spener's und Franke's verfolgte, ohne einen Unterschied zwischen wahren und falschen, nüchternen und schwärmerischen Theilnehmern dieses neuerwachten christlichen Lebens zu machen, indem sie von ihrem todten Standpunct aus das innerste Leben dieser Männer nicht fassen konnte und das wahrhaft belebende Element, das sie der Kirche zuführen wollten, nicht verstund oder nicht gehörig würdigte, um es ihr in segensreicher Weise dienstbar zu machen.

So machten Wittenberger Professoren es Spener'n zum Vorwurf, daß er auf Heiligung, als auf die nothwendige Frucht des Glaubens, drang; daß er versicherte, man könne auch von Reformirten, Katholiken, Quäckern ꝛc. Manches lernen; daß er das meiste Verderben in der Kirche unwiedergebornen Lehrern zuschreibe; daß er behaupte: daß der neue Mensch durch das h. Abendmahl genährt werde, daß die Gültigkeit der Sündenvergebung die Wahrheit und Redlichkeit der Buße voraussetze, daß alle Rache verboten sey, daß die Seligkeit und das ewige Leben für den wahren Christen schon in diesem Leben beginne ꝛc. — Wo solche Wächter die Macht in Händen hatten, verfuhren sie gegen die Pietisten gerade so arg, wie einst die Römischen gegen die Anhänger der Reformatoren. Als sie z. B. in Hamburg den Schwager Spener's aus seinem Amte und aus der Stadt vertrieben hatten und der Magistrat, den Anforderungen seiner Gegner, daß man die zurückgebliebene Frau desselben mit Gewalt aus der Stadt schaffen solle, nicht nachkommen wollte, so entstand ein Straßenkampf, den die bewaffnete Macht mit Mühe dämpfte; ja der Magistrat mußte nachgeben, und die arme Frau sammt ihren Habseligkeiten aus der Stadt schaffen!

Aber auch die Freidenker hatte der Spener'sche Pietismus zu Feinden. Unter den letztern befand sich Christian Thomasius, wiewohl derselbe jenen anfangs begünstigt hatte, — ein Mann übrigens, der das große Verdienst hat, daß er durch seine Beredtsamkeit die Abschaffung der Tortur und der Hexenprozesse (denen schon früher der edle Katholik Friedrich von Spee muthig entgegengetreten war) bewirkte, und der überhaupt dem Aberglauben scharf zu Leibe gieng, nur aber bei seinen Bestrebungen, die Achtung vor den Menschenrechten geltend zu machen, durch seine Philosophie den Grund des positiven Glaubens untergraben half.

Christian Thomasius, geb. 1655 zu Leipzig, wurde 1684 Prof. der Beredtsamkeit und Rector der Thomasschule daselbst und 1675 Prof. der Jurisprudenz zu Frankfurt a. d. O. Von da mußte er, wegen seiner Vertheidigung der Vermählung eines lutherischen Herzogs mit einer reformirten Prinzessin, aus Sachsen, wo ihm Verhaftung drohte, nach Halle fliehen, wo er Vorlesungen an der Ritteracademie hielt, und als diese 1694 zu einer Universität erhoben wurde, eine Professur der Rechte und nachher das Directorium der Universität erhielt, das er bis an seinen Tod 1728 bekleidete. Er war der erste deutsche Universitätslehrer, der sich bei seinen Vorlesungen der Muttersprache bediente. Er war bloß practischer Denker, und allgemeine philosophische Aufklärung sein Ziel, wobei aber Mangel an Tiefe, die Sucht, originell zu seyn und der Wahn, in allen Wissenschaften über allen seinen Zeitgenossen zu stehen, seinem Ruhme schadete. (Er stellte die Ehe als einen bloß bürgerlichen Vertrag dar und vertheidigte den Concubinat und die Vielweiberei vom Standpuncte des Naturrechts.)

Da es dem König Friedrich I von Preußen gelungen war, wenigstens auf der Universität Halle eine Art Friedenscompromiß zwischen der Orthodoxie und den Pietisten zu Stande zu bringen, so hoffte er auch zwischen Lutheranern und Reformirten eine Union, welche von den Reformirten von Anfang an war angestrebt worden, zu Stande bringen zu können, und setzte zu dem Ende 1703 eine Commission unter dem Namen Collegium charitativum nieder. Allein der Versuch scheiterte, wie so viele frühere, und selbst Leibnitz, der zu Rathe gezogen worden war, widerrieth die Fortsetzung der Unionsverhandlungen mit dem Bemerken, daß die Union „ein Universalwerk seyn müsse, wenn daraus nicht ein neues Schisma in der Kirche entstehen solle, was zu einer Zeit, wo die Wohlfahrt beider evangelischen Kirchen wie an einem seidenen Faden hange, unzeitig, ja

höchst gefährlich sein würde." König Friedrich hob nun zwar das Collegium charitativum auf, beförderte aber doch in seiner reformirten Gesinnung noch einzelne vergebliche Versuche.

In Brandenburg, wo seit 1540 nur die lutherische Kirchenordnung gegolten hatte, hatte man seit dem Uebertritt des Landesfürsten Johann Sigismund 1613 zur reformirten Kirche dieser letztern den Eingang zu verschaffen und durch die Confessio Sigismundi, welche die schärfsten Unterscheidungslehren umgieng, auf die Vereinigung beider Confessionen hinzuarbeiten gesucht. Allein die angestellten Religionsgespräche (zu Leipzig 1631, zu Thorn 1645, zu Cosel 1661) verschärften den Gegensatz nur. Denn die lutherische Geistlichkeit und die Landstände setzten nachhaltigen Widerstand entgegen. Hierauf suchte man durch Uebertragung der lutherischen Kirchensachen auf den reformirten Geheimenrath, durch Abschaffung der Verpflichtung auf die Concordienformel, durch das Verbot des Besuchs der lutherischen Universität Wittenberg den Widerstand zu brechen. — Als sodann unter dem großen Kurfürsten so viele um ihres Glaubens willen aus ihrem Vaterland vertriebene reformirte Franzosen, Pfälzer, Holländer und Waldenser im Brandenburgischen Aufnahme fanden und dadurch, wenigstens in den preußischen Ostseeprovinzen, die reformirten Gemeinden zusehends wuchsen: so trat durch die Gründung eines eigenen reformirten Kirchendirectoriums 1713 die reformirte Kirche förmlich neben der lutherischen auf. Die lutherische wurde viel später, nämlich erst 1750, durch ein eigenes lutherisches Oberconsistorium vertreten.

Weit schlimmer für den Kirchenfrieden standen von jeher die Verhältnisse der Lutheraner und Reformirten in der Pfalz, wo in den Religionswechsel der Kurfürsten immer das ganze Land hineingezogen und auf diese Weise bald die eine, bald die andere Partei unterdrückt wurde. Bereits ist erwähnt worden, wie Kurfürst Friedrich III den Calvinismus in der Pfalz begründet hatte; unter dem Kurfürsten Karl Ludwig, der von Unionsgedanken ausgieng, hatte die Strenge der Calvinistischen Einrichtungen nachgelassen, die aber sein Sohn Karl (1680—85) wieder schärfte. An letzterem hatten die Lutheraner keinen Gönner und die ihnen von dessen Vater bewilligte Duldung wurde sehr beschränkt. Als sodann in dem neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm I (dem Sohne des zum Katholicismus übergetretenen Wolfgang Wilhelm von Neuburg) die katholische Linie zur Regierung über die Pfalz kam, so wurden Lutheraner und Reformirte gleichmäßig so sehr unterdrückt, daß „die pfälzischen Religionsbeschwerden ein stehender Artikel auf den Reichstagen und bei den Reichsgerichten" wurden. Doch gieng diese Unterdrückung mehr von den verschiedenen Ordensgeistlichen: Kapuzinern, Franziscanern und

Jesuiten aus, deren übermäßige Forderungen der Kurfürst oft selbst in die Schranken wies, dabei aber sich der Reformirten mit mehr Nachdruck annahm, als der Lutheraner. Uebrigens konnte man diesem Fürsten nachrühmen, daß seine Religiösität nie in Unduldsamkeit ausartete. — Unter seinem Sohne Johann Wilhelm (1690—1716) — einem Ludwig XIV im Kleinen — dessen politische Rathgeber die Jesuiten waren, nahmen jene kirchlichen Bedrückungen der Protestanten so zu, daß schon im 3. Jahre seiner Regierung 100 reformirte Kirchen an jene Ordensmänner übergeben waren. Welch' ein Schaden vollends der in Folge der Clausel des Ryßwicker Friedens unter Johann Wilhelm eintretende kirchliche Terrorismus den pfälzischen Protestanten verursachte, ist oben (XXII. 6, 2. a. E.) angedeutet worden. Dieser Terrorismus dauerte fort, bis ihm 1705 die sogenannte Religionsdeclaration ein gewisses Ziel setzte und den pfälzischen Kirchenverhältnissen eine gesetzliche Grundlage gab (wiewohl die Katholiken dabei doch die Gewinnenden und die Protestanten die Verlierenden blieben.) (S. L. Häusser's Geschichte der rhein. Pfalz, Bd. II. Abschn. II.) — Unter der Regierung des Kurfürsten Karl Philipp (1716—1742), des vorhergehenden Regenten vierten Bruders, der gleichfalls hierarchischen Einflüssen unterworfen war, erneuerten sich die kirchlichen Gewaltthaten, indem das Verbot des Heidelberger Katechismus der Anfang noch größerer Bedrückungen wurde. Die Protestationen Preußens und Hessenkassels, desgleichen die englischen und holländischen Intercessionen vermochten lange nicht viel. Erst als der Kaiser Karl VI im J. 1720, aus Rücksicht auf England und Holland, welche ihm die pragmatische Sanction garantirten, dem genannten Kurfürsten gebot, den Reformirten zu Heidelberg eine ihnen weggenommene Kirche zurückzugeben und den Gebrauch ihres Katechismus wieder zu gestatten, so gab der Kurfürst nach, verlegte aber im Unwillen darüber seine Residenz von Heidelberg nach — Mannheim! Dennoch blieb die Lage der prot. Kirche „beengt, wie sie es gewesen war, und ward unter der folgenden kurpfälzischen Regierung nicht gebessert." (Häusser a. a. O. III Abschn.)

Der häufige Uebertritt protestantischer Fürsten damaliger Zeit zur katholischen Confession (worin der sächsische Kurfürst August II vorangegangen war, und unter Andern der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig noch in seinem hohen Alter ein Beispiel anderer Art gab) und die Toleranz mancher dieser convertirten Fürsten gegen die Reformirten veranlaßte auch einige Versuche zu einer Union zwischen Katholiken und Protestanten, die aber ihrer Natur nach noch weniger gelang, obgleich die Theologen der Helmstädter Universität den Uebertritt von der lutherischen Kirche zur katholischen für unverfänglich erklärten, weil

der Unterschied nur auf Mißverständnissen beruhe, und obgleich selbst Kaiser **Leopold I** durch **Fabricius** (der den venetianischen antipäpstlichen Katholicismus vor Augen hatte) eine solche Union zu befördern suchte, deren Unmöglichkeit durch das Anathema des Tridentiner Concils zur Genüge erklärt wird. Wie wenig Umstände dagegen manche andere, von Haus aus katholische Fürsten mit ihren protestantischen Unterthanen machten, bewies die Vertreibung der 30000 Salzburger durch ihren katholischen Landesherrn (1731).

Weil nämlich diese **Protestanten im Salzburgischen** die Rechtsbeständigkeit ihres Bekenntnisses **vor** dem Normaljahr 1624 nicht nachweisen konnten, so nöthigte sie der Erzbischoff von Salzburg (ein Freiherr von **Firmian**) auszuwandern, denn er wollte, wie er schwur, die Ketzer aus dem Lande haben und „sollten auch Disteln und Dornen auf den Aeckern wachsen." Nachdem sie einige Jahre schon verfolgt worden waren, traten sie am 5. Aug. 1731 insgeheim zusammen und schloßen den sogenannten **Salzbund** (nach 2. Chron. 3, 5) mit dem Schwur, vom evangelischen Glauben nicht zu lassen und einig und treu zu einander zu stehen in Noth und Tod. Deßhalb ließ der Erzbischoff **fremde Truppen** (6000 M.) **einlagern** und hoffte sie dadurch einzuschüchtern. Da aber unter diesen Truppen selbst viele Protestanten waren, von welchen die Gedrückten ermuthigt wurden, so entfernte er einen Theil der Truppen wieder. Unterdeß hatte sich das Corpus Evangelicorum zu Regensburg an den Kaiser um Abhülfe gewendet, aber kein Gehör gefunden. Da **nahm sich König Friedrich Wilhelm I von Preußen der Bedrängten an** und drohte mit Repressalien. Hierauf beschloß der Erzbischoff, sie aus seinem Lande zu **vertreiben**, gab ihnen aber nur eine dreimonatliche Frist, obgleich der westfälische Friede eine dreijährige bestimmt hatte. Auf den Einspruch des Corpus Evang. erhielten sie jedoch einige kurze Fristverlängerungen. In allen protestantischen Landen, durch welche die Auswandernden zogen, wurden sie mit begeisterter Liebe behandelt. Den größten Theil dieser armen Vertriebenen nahm der König von Preußen im Litthauischen auf, wie denn überhaupt **das brandenburgisch-preußische Haus** mehr und mehr den Beruf einer **Schutzherrschaft über den Protestantismus** erkannte, welche das sächsische Haus durch den Uebertritt seines Kurfürsten zur katholischen Religion aus der Hand gegeben hatte.

Bei der nachlassenden Wachsamkeit, deren sich übrigens im Ganzen die beiden protestantischen Confessionen in Bezug auf die Kleinode ihres Glaubens schuldig machten, kam es, daß die lutherische und die reformirte Kirche in Preußen sowohl, als auch in andern deutschen Landen durch den immer mehr zunehmenden **Territorialismus**, d. h. durch die Unterwerfung der Landeskirchen unter

den Staat und dessen kirchliche Verordnungen, allmählig ihre Unabhängigkeit und bezugsweise Selbständigkeit verloren. Dadurch litt das innerste Wesen der Kirche, und die Staaten selbst mußten fortan den Verfall und die Ohnmacht der Kirche schwer empfinden.

Katholischer Seits hat die unabhängige Haltung, welche die Staatsregierungen dieser Confession in Bezug auf den päpstlichen Stuhl annahmen, bewirkt, daß die katholische Kirche wieder mehr in die Lage der Selbstvertheidigung zurückversetzt wurde.

4. Deutsches Handels- und Gewerbswesen in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrh. Die deutschen Handelsstädte. Verfall des Handels der Binnenstädte. Die Anstalten für das Gemeinwohl.

Noch sei ein Blick auf das Handels- und Gewerbwesen dieser Periode geworfen. Da im Haushalt der meisten Staaten das Deficit nicht fehlte und die Staatsschulden vermehrt waren, denen das Papiergeld nicht abhalf, so suchte man die Quellen der Einnahmen durch Beförderung des Merkantilsystems zu mehren. Mit dem Eifer für Verkehrserweiterung, namentlich durch Bildung von Handelsgesellschaften, stieg aber auch die Gewöhnung des Volks an fremde Getränke, Gewürze, Gerüche, Zeuge und andere Bedürfnisse. Der deutsche Landbau wurde zwar allenthalben, wo Kriegsruhe eingetreten war, mit Fleiß betrieben, war aber noch vielfach durch den Druck der Steuer- und Gerichtsverhältnisse gehemmt, in welchem der Landmann gehalten wurde. Zur Hebung der Industrie, vorzüglich der Manufacturen und Metall-Fabriken, trug die Einführung der stehenden Heere bei; insbesondere war für deutsche Gewerbe die Einwanderung der französischen Refügies, darunter sehr viele Fabrikanten waren, förderlich, indem sie Handschuh-, Hut-, Seiden-, Silber- und Goldstoff-Manufacturen, Glas-, Porcellain- und andere Fabriken gründeten. Doch konnte dadurch der alte Gewerbfleiß der deutschen Städte nicht ersetzt werden; vielmehr schadeten diese Fabriken dem Kleinhandwerker, abgesehen von dem Uebelstande, daß die durch sie vermehrte Sucht nach französischer Mode dem alten deutschen Sinn und den von den Voraltern ererbten guten Sitten merklichen Eintrag that.

Lein- und Tuchfabriken, die schon lange vorher bestanden, hoben sich besonders in den Niederlanden und in Kursachsen, in welchem letztern Staat auch der Land- und Bergbau mit der meisten Einsicht betrieben wurde.

Die bedeutendsten deutschen Handelsstädte waren um jene Zeit Hamburg und Bremen durch ihren sich erweiternden Verkehr mit dem westlichen Europa, während Lübeck und andere Seestädte, die vorher mit dem Nordosten einen großen Verkehr gehabt hatten, ihren Wohlstand einbüßten und fast nur den Getreidehandel behielten, den sie als Zwischenhandel zwischen dem Nordosten und dem Westen betrieben. Frankfurt, Leipzig und Braunschweig waren besonders durch ihre Messen berühmt. Aber die einst so reichen Bürgerschaften derjenigen deutschen binnenländischen Städte, urch welche der Welthandel von Italien her nach dem Norden und Nordosten gegangen war, sahen sich nun auf ihre eigenen Erwerbsquellen beschränkt. Neue Handelswege ließen sich nicht eröffnen, da England und Holland den Weltverkehr beherrschten; und die Theilnahme daran sich zu erzwingen, gebrach es Deutschland an Kraft. Ueberdieß waren ihm seine beiden größten Verkehrswege, der Rhein und die Donau, an ihren Mündungen, dort durch die systematische Eigensucht der Holländer, hier durch die Brutalität der Türken, gesperrt, und unverständige Finanzspeculationen in Aufrichtung von zahlreichen Wasserzollstätten, Vermehrung von Stapelgerechtsamen 2c. lähmten vollends die Freiheit des Verkehrs.

Wo eine Staatsverwaltung einsichtsvolle Thätigkeit entwickelte, da suchte man durch Waisen- und Invalidenhäuser, Quarantainen, medicinische Bildungsanstalten, Kranken- und Gebährhäuser, Straßenbeleuchtung und andere dem Gemeinwohl dienende Einrichtungen der so lange und schwer gestörten Behaglichkeit der Völker möglichst aufzuhelfen, wie es denn in der Periode, in welche demnächst unsere Betrachtung eintritt, den deutschen Fürsten und Staatsmännern zur Ehrensache zu werden anfieng, für das Wohl der Völker thätig zu seyn, so weit ihre vom Geist der Zeit beherrschte Einsicht reichte. Hätte nur diese Einsicht aus der rechten Lichtquelle geschöpft, so wäre nicht zumeist das Gegentheil von dem hervorge-

gangen, was guter Wille für die Förderung des Menschenwohls erstrebte.

---

6. Kapitel.

Frankreich im Innern unter Ludwig XV bis zur Allgewalt der Pompadour. Steigerung des sittlichen Uebels in der höhern Gesellschaft. Die Oppositionsliteratur gegen kirchliche Hierarchie und staatlichen Absolutismus in ihrer gleichzeitigen Richtung gegen den Grund der Kirche und des Staats.

1. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans. Cardinal Dubois. Offene Herrschaft des Unglaubens und der Sittenlosigkeit. Die atheistische Literatur: der Skeptiker Bayle; der Epicureer St. Evremont. Die französische Aspasia. Der Pariser Hof. Zerrüttung der Finanzen. Die Chambre ardente. Die Law'sche Zettelbank.

Bevor wir in der politischen Geschichte für längere Zeit wieder auf den deutschen Boden zurückkehren, müssen wir noch das Wichtigste von dem nachholen, was sich im Innern des auf Deutschland in politischer und moralischer Hinsicht so tief einwirkenden Frankreichs seit dem Tode Ludwigs XIV unter Ludwig XV und zwar zunächst in der Regentschaftsperiode, sowie unter der Verwaltung Fleury's bis in die Zeit der Pompadour-Wirthschaft zugetragen und dort in geistiger und sittlicher Beziehung die zum Theil dämonischen Grundtöne hervorgebracht hat, deren Schwingungen in ihren contrapunctischen Modulationen die Neuzeit durchgellen und auch in Deutschland nachhallen sollten.

Für den fünfjährigen Thronerben Frankreichs, Ludwig XV, trat wider seines Großvaters testamentarische Verordnung mit Hülfe des gefügigen Parlaments, das wieder die Rolle eines Reichsrathes spielen wollte, der nächste unter den Verwandten des königlichen Hau-

ses, der Herzog Philipp II von Orleans, Ludwigs XIV Brudersohn, die Regentschaft in unumschränkter Weise an, indem er den durch Ludwigs XIV Testament ihm beigegebenen Regentschaftsrath, ohne dessen Beistimmung er nicht handeln sollte, gänzlich beseitigte, und sich blos von seinem ehemaligen Erzieher und nunmehrigen obersten Agenten, dem Abbé (und nachmaligen Cardinal) Dubois leiten ließ, dessen Lehre und Beispiel ihn zu dem lasterhaften und gottlosen Wüstling gemacht hatte, der er bei allen seinen geistigen Anlagen war.

Denn dieser Philipp von Orleans war es, der hauptsächlich den frivolen, die Wahrheiten des Christenthums untergrabenden Geist begünstigte, welcher sich zwar bei der am Hofe Ludwig XIV zuletzt herrschenden Bigotterie nur im Geheimen verbreitet hatte, aber jetzt, als Rückschlag dagegen, mit der schamlosesten Offenheit hervortrat und auch die letzten äußern Wehren und Dämme der Sitte und Zucht niedertretend, in der scheußlichsten Gestalt der Gottentfremdung und des Lasterdienstes erschien.

Die Grundsätze, daß der Mensch nur da sey, dem Sinnengenuß zu dienen; daß die göttlichen Gebote und die auf ihre Uebertretung gesetzten göttlichen Strafen nur eine Erfindung verrückter Menschen sey, daß überhaupt der Glaube an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, geschweige an die Erlösung durch Christum nur leerer Wahn, die Ungebundenheit des eigenen Willens die wahre Freiheit sey, — alle diese Grundsätze waren Ausflüsse eines aus der englischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts längst in viele Köpfe und Herzen Frankreichs übergegangenen nnd dort recht practisch gewordenen Atheismus. Dieser fand da, wo die Mißbräuche der Kirche einen das Evangelium beeinträchtigenden Einfluß übten, eine um so gefährlichere Anwenduug nnd Weiterbildung, als die von Ludwig XIV beförderte glanzvolle Aussenseite der Bildung mit den religiösen und kirchlichen Zuständen einen um so grelleren Abstand bildete.

Der durch Locke, Shaftesbury und Bolingbroke (XXI. 9, 5.) in England ausgestreute Samen des Unglaubens hatte seitdem in Frankreich einen vorzüglich fruchtbaren Boden gefunden, und namentlich war es der XXII. 7, 3 näher bezeichnete durch Scharfsinn und Bildung ausgezeichnete französische Literat Bayle, der durch Gründung eines literarischen Journals und durch sein historisches und kritisches Wörterbuch einen weitgreifenden, das Christenthum zerstörenden Einfluß übte, einen Einfluß, der durch die in den Niederlanden begünstigte Freiheit der Presse, die alles an's Licht setzte, was man anderwärts nicht drucken durfte, noch gefördert wurde. Der von ihm an-

geschlagene und von Andern z. B. von Basnage de Beauval, von Richard Simon, von Leclerc rc. weitergetragene Ton des Spottes und der Ironie, womit die Verehrung des Heiligen als Vorurtheil und Albernheit gebrandmarkt wurde, fand gleich von vorne herein in den höhern, gebildeten Kreisen die willkommenste Aufnahme und bereitete dort zunächst eine völlige Gleichgültigkeit gegen das positive Christenthum, und insbesondere in der theologischen Welt einen seichten Rationalismus vor, der in Frankreich bald in eine noch schlimmere Verachtung des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte übergehen sollte.

So wie Bayle in seinen Schriften die skeptische Richtung vertrat, so war Charles de St. Denis, Seigneur de St. Evremont († 1703), als geistreichster Gesellschafter in Paris, in theoretischer sowohl als practischer Hinsicht der Vertreter des Epicureismus, einer Lebensrichtung, die sich übrigens in der sogenannten französischen Aspasia auf die vollkommenste Weise concentrirte. Es war dieß die damals alle höhere Gesellschaft um sich vereinigende Ninon de l'Enclos, eine durch ihre Schönheit, wie durch ihren Geist bis in ihr höchstes Alter die ausgezeichnetsten Männer bezaubernde Courtisane, von der man erzählt, daß einer ihrer Söhne (sie hatte deren mehrere, obgleich sie nicht verheirathet war), ohne zu wissen, daß sie seine Mutter sey, sich in sie verliebt und als er des Geheimnisses inne geworden, in der Verzweiflung sich den Tod gegeben habe. Sie war „das mit Geist geschminkte Laster, welches in ihr seine Priesterin, in ihrem Salon seinen Tempel hatte"; denn dieser ihr Salon „war für die Corruption der europäischen Höfe und des Adels, wie der Literatur so wichtig, als des ehebrecherischen Ludwigs XIV eigene Hofhaltung." (Leo.)

So offen der Sinnengenuß an diesem Hofe sich zur verführerischen Schau gestellt hatte, so war das doch unter der Hülle des Geistes und äußerlichen Anstandes geschehen, und als in der spätern Zeit der Regierung Ludwigs XIV die Frömmelei und Bigotterie zum Feigenblatt geheimer Schande diente, wagte sich das Laster und die Gottlosigkeit noch nicht in grober, unverdeckter Frivolität hervor. Kaum aber hatte Ludwig XIV die Augen geschlossen, so rissen alle künstlich angezogenen Bande äußerer Sitte mit Einemmal, und durch den rohsinnlichen Herzog-Regenten erhielt das Laster in seiner scheußlichsten Gestalt die ausgedehnteste Freiheit der Bewegung. Er machte den Pariser Hof zum Mittelpunct der verworfensten Sittenlosigkeit. Täglich brachte der Herzog seine Abende in der Gesellschaft lüderlicher Männer und Frauen zu, die er nur seine roués (Geräderten) nannte, weil alle nach lüderlich durchschwelgter Nacht am andern Tag entnervt und wie an den Knochen zerschlagen einhergiengen, oder auch — nach seiner eigenen Erklärung — „weil sie alle verdienten, auf dem Rade zu liegen." Denn ungeachtet er ihnen mit seinem schlechten Beispiel vorausgieng, verachtete er sie doch tief, ohne übrigens selbst eine Scham zu empfinden, welche wenigstens sein alter Kammerdiener, der ihm auf dem Gang zu

seinen Abendgesellschaften leuchten mußte, besaß, indem er dem Herzog, der ihn einst scherzweise mit hineinzugehen einlud, antwortete: „Gnädigster Herr! hier hört mein Dienst auf: in so schlechte Gesellschaft gehe ich nicht, und es thut mir leid, Sie darin zu wissen!" Mit Recht hat man die geheime Lebensseite dieser Regentschaft ein „fortgesetztes Bacchanal" genannt, dem nur das raffinirte Lasterleben mancher römischer Kaiser zur Seite steht.

Während man den jungen König unter den Händen characterloser Erzieher (eines Grafen, eines Geistlichen und eines Militärs) ohne alle Geistes- und Leibeskräftigung und ohne alles höhere sittliche Ziel aufwachsen ließ, wurde das Reich von dem Herzog von Orleans und seinen Creaturen nach den Grundsätzen der Willkühr und Sittenlosigkeit verwaltet. Da aber die Staatskasse erschöpft und überdieß eine so bedeutende Schuldenlast vorhanden, ja alles Einkommen im Voraus auf zwei Jahre verpfändet war, so galt es vor Allem, durch ein zweckgemäßes Finanzsystem dem Mangel abzuhelfen. Aber dazu bediente man sich der ungerechtesten und thörichtesten Mitteln, und weit entfernt, durch Sparsamkeit etwas zur Herstellung der Ordnung beizutragen, wollte man in keiner Weise dem Luxus und der Verschwendung entsagen.

Solche Mittel waren z. B. die willkührliche Ungültigmachung vieler rechtmäßigen Forderungen, welche Einzelne an den Staat hatten; ferner der Abzug an der ohnedieß elenden Löhnung der darbenden Söldner; die Verschlechterung der Münzen; die Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld; die von der Chambre ardente an Staatspächtern und Einnehmern verübte Abnöthigung großer Summen durch Androhung von Unterschleifsprozessen 2c. Der Gewinn aus allen diesen Finanzkniffen kam keineswegs dem Staate zu gut, sondern floß in den Privatsäckel des Regenten, der seinen Günstlingen und Lastergenossen mit vollen Händen spendete.

Am verderblichsten für den Wohlstand und die Sittlichkeit des ganzen Volkes wirkte die rein auf Betrug gegründete Finanzspeculation des Schotten Law, der 1716 zu Paris im Einverständniß mit dem Regenten eine Zettelbank errichtete, sey's in dem schwindelhaften Wahn oder mit dem betrügerischen Vorgeben, daß die große Staatsschuld in wenigen Jahren dadurch getilgt werden könnte. Diese Bank mit einem bloß angeblichen Fond von 6 Mill. Livres war anfangs Privatunternehmung, und die von ihr ausgehenden Banknoten fanden bald so großes Zutrauen, daß sie für baar Geld genommen wurden. Als dieses Zutrauen sich eingefunden, verband man damit eine sogenannte Mississippi-Compagnie, in die Jeder eintreten konnte, welcher Antheil an dem in Aussicht gestellten Gewinn aus den in Louisiana erst noch zu entdeckenden Gold- und

Silbergruben haben wollte! Die Einlage war baares Geld, für das man Bankanweisungen bekam. Ein ungeheurer Schwindel ergriff Hoch und Nieder, und die verwegenste Agiotage griff im Volke Platz, und hatte den größten physischen und moralischen Bankbruch zur Folge, da die Bank fast über alle künftigen Einkünfte, ja über den ganzen Handel des Reichs verfügt und fast alles baare Geld im Land an sich gezogen hatte! Es war auf diese Weise für mehr als 30000 Millionen Papiergeld ausgegeben worden, von denen nach erfolgtem Bankerott ein Drittheil annullirt und zwei Drittheile in Renten zu den niedrigsten Zinsen umgewandelt wurden, so daß, „nach einem mäßigen Anschlage" durch dieses Spiel 20000 Familien völlig ruinirt wurden und 100000 Familien um einen beträchtlichen Theil des Ihrigen kamen.

Law selbst, der mehr nur Schwindler war, mußte flüchten und starb zu Venedig in Dürftigkeit; der Herzog-Regent aber und andere Große (darunter der Herzog von Bourbon) hatten, als die eigentlichen Betrüger unermeßliche Gewinnste gemacht. Ein damaliger „Beobachter der Dinge" wundert sich, daß das betrogene Volk den Regenten nicht in Stücke zerrissen oder nicht einen großen Aufstand gemacht habe, findet aber den Grund dieser Apathie in der Kraftlosigkeit des allzusehr erniedrigten Volkes. Ein Neuer (E. Arnd) dagegen findet die schwindelhafte Betheiligung an jener Finanzspeculation und die darauf erfolgte Abspannung der Gemüther ganz dem Character des französischen Volkes gemäß: „der religiöse Fanatismus der Bartholomäusnacht, der mercantilische des Law'schen Systems und der politische der (am Ende jenes Jahrhunderts eintretenden) Schreckenszeit ist aus einer und derselben Quelle, aus einem bis zum Taumel gesteigerten Uebermaaß von Selbstsucht, aus der geringen Macht einer die Leidenschaften der Individuen begränzenden und fesselnden Moral entstanden."

2. Mündigkeitserklärung Ludwigs XV. Tod des Herzogs von Orleans. Der Herzog von Bourbon-Condé. Verheirathung des Königs mit Maria Lescinzka. Cardinal Fleury's sparsame Verwaltung. Verderbniß des Königs durch Mätressen-Einfluß.

In die achtjährige Verwaltung des Regenten fiel jene Tripelallianz von 1717 zwischen England, Frankreich und Holland, sowie die Quadrupelallianz von 1719, deren oben, K. 4, 1 gedacht ist. — Der junge König war lange sehr schwächlich, so daß der Herzog von Orleans sowohl, als auch Philipp V von Spanien auf den französischen Thron speculirten. Das Volk aber haßte den Herzog, und als einst der junge König von einer Krankheit genesen war (1721), war die Freude des Volks ein wahrer Paroxismus zu nen=

nen. Da nun der König sich etwas kräftiger entwickelte, so wurde er 1723 durch ein lit de justice für mündig erklärt, nahm jedoch keineswegs an der Regierung Theil. Diese verblieb vielmehr fortwährend in den Händen des Herzogs oder eigentlich seines Premierministers Dubois, der jedoch noch in demselben Jahre an den Folgen einer Amputation, welche seine abscheulichen Ausschweifungen nöthig gemacht hatten, unter gotteslästerlichen Flüchen starb.

Zwar übernahm nun der Herzog von Orleans die Geschäfte allein; aber noch ehe das gleiche Jahr völlig zu Ende gieng, starb auch dieser vom Laster entnervte Mann in den Armen einer Hetäre. Der 17 Jahre alte König in seinem damals noch kindischen Sinn weinte bitterlich, daß sein Erzieher, der bereits bejahrte Fleury, Bischoff von Frejus, ihn kaum trösten konnte!

Die Rolle eines ersten Ministers übernahm nun der ehrgeizige, aber im Geiste beschränkte Herzog von Bourbon-Condé, der unter dem Einflusse seiner Maitresse, der Marquise von Prie, stand, die nichts eiligeres zu thun hatte, als dem jungen Könige gleich eine Gemahlin zu verschaffen. Zwar hatte die vorhergegangene Regentschaft schon für ihn um eine spanische Infantin geworben, die erst 7 Jahre alt und bereits am französischen Hofe zur Erziehung war. Allein da der Marquise darum zu thun war, daß der König, dessen Schwächlichkeit kein langes Leben versprach, bald einen leiblichen Thronfolger bekäme, damit die etwa eintretende vormundschaftliche Regierung in des Herzogs von Bourbon und in ihren Händen bliebe: so schickte man die spanische Prinzessin wieder zurück, (s. oben K. 4, 1) und sah sich nach einer weit ältern, dabei lenksamen und durch keinen Anhang gefährlichen Braut für den König um. Man fand sie in der Tochter des aus Polen vertriebenen, damals in Weißenburg (an der pfälzisch-französischen Gränze) fast unbeachtet lebenden Exkönigs Stanislaus Lesczinsky, mit Namen Maria Lesczinska, die nicht besonders schön, aber sanft und sieben Jahre älter, als der König war.

Als der gutmüthige Stanislaus den Antrag des Herzogs von Bourbon gelesen hatte, rief er seiner Gemahlin und Tochter zu, sie sollten mit ihm auf den Knieen Gott danken; — und als die Tochter fragte: warum? ob er etwa wieder auf den polnischen Thron zurückberufen werde? antwortete er: „Nein! Der Him-

mel ist uns noch gnädiger: du bist Königin von Frankreich geworden!" Die Vermählung wurde am 4. Sept. 1725 zu Fontainebleau gefeiert.

Aber die herrschsüchtige Marquise kam doch um ihr Ziel: als sie damit umgieng, den Bischoff Fleury vom Hofe zu entfernen, wußte dieser kluge Priester den König dahin zu bringen, daß der Herzog und die Marquise vom Hofe verwiesen und er, Fleury, wenn nicht dem Namen, doch der That nach, erster Minister wurde, zu welcher Stellung er bald darauf auch vom Papste die Cardinalswürde bekam.

Dieser zwar ehrgeizige, aber umsichtige, durchaus gemäßigte, ordnungs- und friedliebende Staatsmann nun machte es sich in seiner 17jährigen Staatsverwaltung zur Aufgabe, nach Innen den zerrütteten Zustand des Landes durch Sparsamkeit und gesunde Finanzgrundsätze, durch Hebung des Ackerbaus, Belebung des Handels und der Industrie, durch Förderung der Wissenschaft zu verbessern und auch nach Außen wenigstens durch eine wohlgeordnete Landmacht (nur die Marine blieb zurück), so wie durch aufrichtige Friedensliebe die Achtung der Nationen zu verschaffen, so daß man von ihm sagen konnte, er habe die Auflösung der alternden Monarchie „wie ein geschickter Arzt einen siechen Körper" durch seine Klugheit und Vorsicht länger aufgehalten, als es ohne ihn geschehen wäre.

Da der König in Folge der empfangenen Mißerziehung träge, verschlossen und nur mit sich beschäftigt, ohne Kraft und höhern Trieb war und keinerlei Neigung zu geistiger Anstrengung zeigte, so überließ ihn Fleury sich selbst und gab ihm nur solche Gesellschaften, von denen nicht zu befürchten war, daß sie sich in die Regierung mischen würden.

Indeß kräftigte der König seinen Körper durch die Vergnügungen der Jagd und lebte mit seiner ihn liebenden frommen Gemahlin in den ersten drei Jahren ihrer Ehe gewissermaßen ein untadliges Leben, dessen Glück durch die Geburt von einem Zwillingstöchterpaar und einem Dauphin (1729) erhöht wurde. Von nun an aber machte es sich ein Theil seiner Günstlingsumgebung, welche durch die Königin ihren Einfluß zu verlieren fürchteten, zur Aufgabe, den Monarchen von seiner Gemahlin abzuziehen, und eine Gräfin von Mailly ließ sich bestimmen, den König, dessen Tugend nur

auf einer gewissen Gewohnheit, nicht auf einem tieferen sittlichen Grunde ruhte, zu einem verbotenen Umgang mit ihr zu veranlassen. Zwar trat sie bald reumüthig zurück, aber ihre beiden weniger zartfühlenden Schwestern ersetzten ihre Stelle, besonders die jüngste, die Frau von Tournelle, welche den König so befriedigte, daß er sie zur Herzogin von Chateauroux erhob. So wurde der König, den man nur durch die ausgesuchteste Ueberredung zu diesem Sündenleben hatte bringen können, nach und nach zu einem völligen Wüstling und sein geheimes Hofleben übertraf bald an schamloser Sittenlosigkeit noch das des ehemaligen Herzogs-Regenten.

Ludwig XV ließ sich das Schloß Choisy mit aller nur ersinnlichen Pracht für seine geheimen Vergnügungen ausschmücken und feierte darin seine gewöhnlichen Bacchanalien. Die geheimsten Lustgemächer hatten eine Art Versenkung (wie sie auf einer Theaterbühne vorkommt), in welche auf ein gegebenes Zeichen die Tafel mit den gebrauchten Speisen und Getränken hinabsank und aus welcher eine neubesetzte Tafel sammt den mittels eines Zettels verlangten andern Speisen und Getränken heraufkam. Diese Einrichtung machte aufwartende Diener überflüssig, die man bei dem üppigen Leben nicht zu Zeugen haben wollte. So wurden ganze Nächte durchschwelgt und dem Dienste des Lasters in schändlichster Weise gefröhnt. Kein Strahl höhern Lichtes drang in des Königs umdüsterte Seele, obgleich er alle Kirchengebräuche pünctlich beobachtete, und selbst wenn er noch so schändlich seine Abende zugebracht hatte, vergaß er niemals beim Niederlegen und Aufstehen mechanisch seine in der Jugend eingelernten Gebete herzusagen!

3. Tod Fleury's. Die Marquise von Pompadour und ihre Allgewalt. Wachsthum der sittlichen Pest in den höhern Ständen. Voltaire's Einfluß. Die Vertreter der negativen Geistesrichtung: Montesquieu; J. J. Rousseau, Diderot, Helvetius, d'Alembert (die Encyclopädisten.)

Um diese Zeit wurde Frankreich in den österreichischen Erbfolgekrieg verwickelt, aus dem Frankreich nicht mit Ehren hervorgieng. Ohne das Ende desselben zu erleben starb Cardinal Fleury, beinahe 90 Jahre alt (1743) und mit ihm endete „die letzte Epoche des altfranzösischen Königthums, in welcher eine oberste und feste Haltung, unabhängig von den Intriguen des Hofs und den Interessen der Parteien, am Ruder des Staates gesessen hatte.“ Fleury starb mit dem Ruhm, weder sich, noch seine Verwandtschaft

auf Kosten des Staates bereichert zu haben. Doch liegt es ihm zur Last, das ausschweifende Leben des Königs, wenigstens von da an, wo derselbe bereits zu tief darein verstrickt war, begünstigt zu haben, um sich neben den Maitressen und deren Versuchen, sich in die Regierung einzumischen, behaupten zu können. Wirklich erlangten diese nach seinem Tode vorherrschenden Einfluß auf die Regierung, besonders als die Marquise von Pompadour die Gunst des Königs gewann und durch ihre glaubens= und sittenlosen Grundsätze den König und den Staat in das tiefste Verderben stürzte.

Sie war die natürliche Tochter eines untern Beamten, Namens Poisson und wegen ihrer Schönheit von ihrer leichtsinnigen Mutter für die Buhlkünste erzogen worden, durch welche sie den Neffen eines Generalpächters, den Unterpächter Lenormand d'Estoiles, zum Gatten gewann, der sie zärtlich liebte. Deßungeachtet trachtete ihre Mutter durch einen ihrer Verwandten, welcher Kammerdiener und Kuppler des Königs war, die Aufmerksamkeit des Königs auf sie zu ziehen. Es glückte nicht gleich, da am Hofe in der Umgebung des Dauphin eine kirchliche Partei war, der daran lag, daß der König seine Gunst wenigstens nur solchen Maitressen schenke, die nicht der neuen philosophischen Richtung angehörten. Der Umstand aber, daß diese Partei dem Aufkommen der Pompadour so sehr entgegen war, machte den König erst auf sie näher aufmerksam, und er trat, nach Beseitigung der oberwähnten Herzogin von Chateauroux, in ein näheres Verhältniß zu ihr. Sie mußte ihre Wohnung in einem Seitengebäude des Schlosses zu Versailles nehmen, und da ihr Gatte das Verhältniß nicht zugeben wollte, erhielt er den Befehl, Paris zu verlassen und wurde später durch eine Generalpächtersstelle beschwichtigt. Zur Marquise von Pompadour erhoben, wurde sie nun die anerkannte Maitresse des Königs und mit einem Gehalt von 240,000 Fr. als Palastdame der Königin beigegeben, so sehr diese sich auch dagegen sträubte.

Ohne großer Gedanken und Entschlüsse fähig zu seyn, bekam sie durch alle möglichen kleinen Künste eine solche Gewalt über den unselbständigen König, daß dieser die Ministerberathungen in ihrer Gegenwart vornehmen ließ und am Ende duldete, daß sie über die höchsten Civil= und Militärstellen und über ungeheure Geldsummen nach Gunst und Gefallen verfügte, so daß die durch Fleury's Sorgfalt errungenen Ersparnisse theils durch Geschenke und Bestechungen (namentlich auswärtiger Großen), theils durch Unterschlagungen und andere Mißbräuche untreuer Beamten verschleudert wurden.

Besonders grobe Veruntreuungen ließen sich ein Herzog von Richelieu, Neffe des ehemaligen Ministers, und der französische Marschall Moritz von Sachsen (der natürliche Sohn König Augusts II und der Gräfin Königsmark) zu Schulden kommen. So tapfer dieser Moritz im Felde war, so verabscheuungswerth war er wegen seiner gräulichen Erpressungen in den Niederlanden und wegen seines schamlos unsittlichen Privatlebens.

In ihrer Allgewalt setzte sie Generale und Minister ein und ab, empfieng Gesandte und correspondirte mit fremden Höfen. Damit aber der König, der ohnedieß für nichts Ernstes Sinn hatte, sich um die Regierung in keiner Weise kümmern möchte, suchte sie ihn immer tiefer in die Schlingen der Sinnlichkeit zu verstricken, indem sie nicht nur seine Neigung zu andern Frauen ohne Eifersucht begünstigte, sondern ihm auch späterhin, als sie selbst verblüht war, für seinen „Hirschpark" unzählige Opfer der Verführung aus allen Gegenden des Reichs liefern ließ.

Nicht genug, daß sie auf diese Weise die sittliche Pest, von welcher die höhern Schichten der französischen Gesellschaft ergriffen waren, ins Ungeheure mehrte; sie förderte auch durch ihre Beziehung zu denjenigen Geistern, die, wie Voltaire, mit an der Spitze der durch eine falsche Aufklärung den Staat und die Kirche untergrabenden Bestrebungen standen, die sich von den Zeiten der Regentschaft her geltend gemacht hatten.

Maria François Arouet, mit dem von ihm sich selbst gegebenen Namen **de Voltaire**, geb. 1694 zu Paris, Sohn eines Advocaten und nachherigen Schatzmeisters der k. Rechnungskammer, machte schon als Knabe Verse, die Aufsehen erregten, und wurde als noch junger Mensch zu den Gesellschaften der oberwähnten Ninon de l'Enclos zugelassen, wo er die Grundsätze des geistigen Epicureismus und der philosophischen Freidenkerei kennen lernte, zu deren weitern Ausbildung ihm die reichsten Geistesmittel zu Gebote standen. Seinem vielseitigen Wissen fehlte es jedoch an Tiefe und Gründlichkeit, seinem Character an dem wahren Lebensgehalt; hingegeben seiner Laune und subjectiven Empfindung, hin- und herschwankend in Widersprüchen, abhängig von tausend Aeußerlichkeiten, Sclave seiner unbegränzten Eitelkeit, haschend nach den Huldigungen der Großen und nach dem Beifall des Volks, vereinigte er in seiner Natur Hohes und Gemeines, Gutes und Böses in einer Weise, daß das Diabolische in ihm nicht immer gleich erkannt wird. Stets gestachelt von seiner Neigung zum Witz und Spott, schonte er auch das Heiligste nicht und wirkte dadurch um so gefährlicher, als die Anmuth seiner Dar-

stellung und die Schönheit seiner Sprache jeden bestach, der im sittlichen Urtheil nicht fest stand. — In seinem 17. Jahre bewarb er sich durch sein Trauerspiel Oedip um den Preis der Academie, und da er ihn nicht erhielt, rächte er sich durch beißende Epigramme. Den Versuch, auf seines Vaters Wunsch, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, gab er gleich wieder auf und schrieb eine Satire auf die letzten Lebensjahre Ludwigs XIV, die ihn in die Bastille brachte, wo er seine Henriade anfieng. Kaum aus der Haft befreit, verwickelte ihn seine Zunge in Händel, die ihm abermals die Haft in der Bastille und Verweisung aus Frankreich zuzogen. Nachdem er sich in England durch seine Henriade Geld und Ansehen verschafft hatte, nahm er, nach Paris zurückgekehrt, Theil am Streit über die Bulle Unigenitus, und schrieb seinen Charles XII und die Trauerspiele Brutus und Zaire. Der Gewinn aus seinen Schriften, die Erbschaft des väterlichen Vermögens, Gewinn in der Lotterie und Handelsspeculationen machten ihn zu einem der reichsten Schriftsteller. — Seine philosophischen Briefe, in denen er die Religion verspottete, wurden vom Parlament verbrannt, und als er wegen seiner berüchtigten Schandschrift La Pucelle mit neuer Haft bedroht wurde, flüchtete er sich in die Champagne zu seiner Geistesgenossin der Marquise von Chatelet, bei der er die Trauerspiele Alzire, Merope und seine philosophischen Gespräche schrieb. Wieder nach Paris zurückgekehrt, gewann er die Gunst der Marquise von Pompadour, die ihm die Stelle eines Historiographen von Frankreich verschaffte. Er glänzte in ihren Gesellschaften so lange, bis er sich zu seinem Verdrusse von seinem dichterischen Nebenbuhler Crebillon verdrängt sah, daher er sich an demselben dadurch rächte, daß er die Stoffe, die jener zu seinen Trauerspielen genommen hatte, zu neuen Trauerspielen benützte. — Von seinem Ruf nach Berlin zu Friedrich dem Großen wird weiter unten (K. 7, 10) noch die Rede seyn. Als er Preußen wieder verlassen hatte, siedelte er sich in der Schweiz an, wo er zuletzt zu Fernay, eine Meile von Genf, von einem jährlichen Einkommen von 140000 Livr. fürstlich lebte und noch viele Trauerspiele, Romane und philosophische Schriften schrieb. (Von seinem Ausgang s. weiter unten.)

Unter den übrigen französischen Schriftstellern, deren negative Geistesrichtung eine Folge und Nachwirkung der vorangegangenen Periode des englischen Deismus und Atheismus, mehr oder weniger die ewigen Grundsätze der menschlichen Gesellschaft angriff, waren Montesquieu, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Maupertuis, Helvetius, de la Mettrie die bedeutendsten. Das wahre Ziel des philosophischen Strebens verkennend, ja ganz verfehlend hielten sie alle einseitig den Standpunct der Empirie fest und bewegten sich dabei doch in Abstractionen, welche, von allem

Gegebenen absehend oder dessen Urgrundlagen verrückend, eine Welt falscher Ideale erzeugte, in der sich an die Stelle der Wahrheit die Lüge, an die Stelle der Freiheit die Zügellosigkeit, an die Stelle des wirklich geistig und göttlich Berechtigten die Afterweisheit des Materialismus und die Todtenlarve des Atheismus setzte.

Charles de Secondat, Baron de la Brede et de **Montesquieu** (geb. 1689, gest. 1755), der durch seine Lettres persanes, worin er die französischen Sitten schildert und die herrschenden Laster, Verkehrtheiten und Vorurtheile lächerlich macht, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, fußt in seinem Werke De l'eprit des loix auf der aristotelischen Klassification der Staaten nach ihrer äußern Form und stellt für jede derselben ein besonderes Prinzip auf, wozu er insbesondere für die demokratische Verfassung la vertu nimmt, unter der man aber damals weder den deutschchristlichen Begriff Tugend, noch den im klassischen Alterthum mit virtus bezeichneten Begriff verband. Dadurch, daß er in seiner Verfassungstheorie die englische Staatsverfassung, die doch nur für England etwas Naturwüchsiges ist und durchaus nur individuell-historisch begriffen werden darf, als eine für alle Staaten gültige Abstraction aufgefaßt hat, und daß er in dieser ihm als Muster geltenden englischen Verfassung eine Theilung der Staatsgewalt in drei von einander gesondert und in dieser Sonderung selbständig auftretende Gewalten (der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen) erblickte und anprieß, hat dieser übrigens geistvolle Beobachter der wichtigsten europäischen Volksthümer und Staateneinrichtungen Vieles zur Erzeugung jenes Zeitgeistes beigetragen, der, weil allerdings Staat und Kirche tief entartet waren, anstatt auf die Verbesserung beider durch Wiederherstellung der verlassenen ewigen Grundlagen hinzuwirken, thörichterweise lieber gleich alles Bestehende von Grund aus umzustürzen begann.

Noch weiter gieng Jean Jaques **Rousseau** geb. 1712 zu Genf, gest. 1778, indem er in seinem Contract social, die Idee der englischen Deisten vom „Urvertrag“ noch erweiternd, lehrte, bei der ursprünglichen Bildung des Staats habe jeder Einzelne im Volk auf seine Privatrechte zu Gunsten der Volksgemeinde (nicht, wie Hobbes wenigstens noch annahm, zu Gunsten des Fürsten) verzichtet. Dadurch machte Rousseau den Willen der aus lauter gleichberechtigten Gliedern bestehenden Volksgemeinde zum Souverain, und somit zum Quell und Urgrund alles Rechts und aller Gesetze, und jeder andere Rechtsursprung galt ihm als „Usurpation“ und „Tyrannei.“ Selbst wenn das Volk dieses Recht Einem übertrüge, so sei dieser Eine doch nur der Beamte des Volks, und wo er über seinen Auftrag hinausgehe, werde er Tyrann: nur die demokratische Republik sei demnach eine rechtmäßige Staatsgrundform. Er übersah dabei, daß, wenn die Gemeinde

in ihrem Willensact von keiner wahren höhern sittlichen Kraft getragen und durch sie gebunden ist, nach dem Wegfall dieser Schranke das Recht keinen Schutz gegen die Willkür hat, und der Einzelne, wie das Ganze, entweder der völligen Anarchie oder dem Despotismus verfällt. — Obgleich nun Rousseau selbst sagt, daß eine solche Republik unter den Menschen, wie sie einmal sind, in der Wirklichkeit nicht existiren könne, daß sie vielmehr nur „für Götter" sey, — so ist ihm doch die Monarchie so viel als Despotismus und eben so gut wie die Aristokratie der Geburt und des Reichthums, ein Gräuel; ja selbst die Aristokratie des persönlichen, vom Volk anerkannten und gewählten Verdienstes ist ihm Etwas, das den Begriff der Volkssouveränetät aufhebt, weil kein Mensch durch den andern repräsentirt werden könne. — Zu diesen Widersprüchen gelangte er einerseits durch die Betrachtung des damaligen heillosen Hofregiments und des verrotteten Zustands der höhern Gesellschaft, anderseits durch seinen Mangel an wahrer Gottes- und Heilserkenntniß. „Mit verzehrendem Ingrimm fluchte er dem tiefen sittlichen Verderben seiner Zeit, ward aber selbst von ihren trüben Fluthen fortgerissen. Ergriffen, ja besessen von einer bittern Reue, sagte er, im eigenen Namen und im Namen des in Sünden versunkenen Frankreichs die Beichte. Allein es war eine Reue zum Tode, und statt des Friedens der Vergebung versank er selbst tief in feindseligen Haß; den Andern aber verkündete er mit Entschiedenheit das Strafgericht der Revolution," der er übrigens selbst durch seine Virtuosität in der Sophistik zur Geburt verhalf. Denn in seinen Schriften, von denen noch besonders seine, die Bekenntnisse Augustin's nachäffenden „Bekenntnisse" und sein „Emil" zu erwähnen sind, trat der Unglaube in allen Gestalten auf, um sich jedem Alter, Character und Stand anzubequemen, und eben daß seine Schriften „Licht und Finsterniß, Wahrheit und Lüge, Heilsames und Heilloses" auf das künstlichste vermischt enthalten, macht sie für den, der nicht die wahre kritische Sonde anwenden kann, zu einem gefährlichen Seelengift. — (Siehe die eingehende, treffende Characteristik Rousseau's und seiner Werke in Karl v. Raumer's Geschichte der Pädagogik II. Th. 170—242.)

Denys **Diderot**, geb. 1712 zu Langres in der Champagne, gest. 1784) ein in poetischer und philosophischer Darstellung gleich gewandter Geist und ein Meister in echt französischen Umgangsformen, schrieb zuerst Pensées philosophiques, die das Parlament wegen ihrer Irreligiösität vom Scharfrichter verbrennen ließ, die aber eben, weil er sich darin als Gegner des Christenthums erwies, seinen schriftstellerischen Ruhm begründeten, den er in der Folge durch seine übrigen moralphilosophischen, natur- und staatsrechtlichen Schriften zu erhöhen suchte. „Er besaß die Fähigkeit, die zartesten Regungen der Seele darzustellen und auf religiöse Themata philosophisch einzugehen, nur daß sich überall vernichtender Hohn an seine Feder setzte." Daher war die Wirk-

samkeit dieses reichen Talents „durch und durch eine social auflösende und sittlich verderbliche.".

Noch talentvoller, aber auch in noch höherem Grade widerchristlich ist Claude Adrian **Helvetius**, der als reicher Generalpächter den ausgebildetsten Epicureismus, Naturalismus und Materialismus practisch übte und in seinen Schriften de l' eprit und de l' homme theoretisch zu begründen und zu rechtfertigen suchte.

Jean le Ronde d' **Alembert** war der Hauptredacteur des Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des metiers, einer Art Encyclopädie, worin er und seine Mitarbeiter Diderot, Rousseau, de la Mettrie u. a. die verschiedenen Kenntnisse zu popularisiren, dabei aber zugleich ihre dem Christenthum und dem christlich-germanischen Staatsbegriffe diametral entgegengesetzte Welt- und Lebensansicht unter das Volk zu verbreiten suchten. Eben von diesem encyclopädischen Werke, welches „das gesammte menschliche Wissen umfassen, ja neu begründen, alle Vorurtheile, (wozu sie auch das Christenthum rechneten) zerstreuen, alle Irrthümer ausrotten und auf Erden Liebe und Eintracht zur Herrschaft bringen sollte," rührt die Benennung Encyclopädisten her, mit der man diese neuen Philosophen des 18. Jahrhunderts bezeichnet. Sie waren es, die nach Bekämpfung des religiösen Fanatismus den ebenso schrecklichen Fanatismus der Gottlosigkeit hervorbrachten, im Kampfe gegen Irrthümer und Mißbräuche Wahrheit und Recht vernichteten und unter dem Vorgeben alle Menschen „trostreich zu belehren," den Abgrund der Verzweiflung unter ihnen öffneten. (S. eine nähere Charakteristik derselben in Leo's Univ. Gesch. III.; Friedr. v. Raumer's Gesch. Europa's, VIII, 2. Absch.

Merkwürdig ist es, (worauf sowohl Schlosser als auch Leo aufmerksam machten), daß alle diese negativen, den seichtesten Materialismus und den trostlosesten Atheismus fördernden Geister vorzugsweise nur die in Frankreich sogenannten exacten d. i. mathematischen und naturkundlichen Wissenschaften betrieben hatten und von einem gründlichen und tiefen Studium des klassischen Alterthums kaum nur die Außenseite kannten. Welche verderbliche Früchte aus dem meist giftigen Samen, den diese Sophisten ausstreuten, für die Gesellschaft, den Staat und die Kirche hervorgiengen, sollte in der folgenden Periode nur zu deutlich aller Welt in die Augen springen.

7. Kapitel.

Oesterreichs Erhaltungskampf und Preußens Emporsteigen.

1. König Friedrich I in Preußen. Pflege der Wissenschaften. (Sophie Charlotte den Aufklärungsideen geneigt.) Hofprunk. Friedrich Wilhelm I selbstherrschend. Seine sparsame Verwaltung. Nützliche Anstalten und Werke. Beschützung des Kirchenglaubens. Ausbildung des Heerwesens. Leopold von Dessau. Länderwerbung.

Mit dem Aussterben des habsburgischen Mannsstamms, bei dem drei Jahrhunderte hindurch die höchste weltliche Würde der Christenheit war und der dem deutschen Reiche 16 Kaiser gegeben hatte, trat ein neuer Zeitabschnitt ein, in welchem Deutschland in Betreff des auf dem Grund des westfälischen Friedens ruhenden conservativen Zusammenhalts seiner nur lose verbundenen Theile den ersten Hauptstoß erlitt und dadurch in staatsbürgerlicher, sittlicher und religiöser Hinsicht einer neuen Entwicklung entgegengieng.

Der Anbruch dieses neuen Zeitalters war aber zugleich bedingt durch einen Regierungswechsel in Preußen, der daselbst in dem gleichen Jahre 1740, da in Oesterreich Maria Theresia das von ihrem Vater dem Anschein nach wohlgesicherte Regierungsrecht auszuüben begann, in der Person Friedrichs II des Großen einen Fürsten auf den Thron seiner Väter brachte, durch welchen in einem gewaltigen Kampfe der jungen Preußenmacht mit dem alternden Oesterreich die Keime der nationalen Erneuerung und Kräftigung des deutschen Volkes gefördert werden sollten, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß der mit jenem Kampf verbundene Bruch des positiven Völkerrechts und der bestehenden Reichsverfassung in anderweitigen Folgen noch in späten Zeiten gebüßt werden mußte.

Bereits ist erwähnt worden, daß Preußen als polnisches Lehns-Herzogthum seit 1618 mit dem Kurfürstenthum Brandenburg vereinigt und seit 1657 durch den großen Kurfürsten im Welauer

Vertrag mit Polen souverän geworden war und durch dessen große Kraft und Umsicht bereits zu einer achtunggebietenden Macht erhoben wurde. — Sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III, weniger kräftig zwar, aber als billig denkender, thätiger Fürst in Brandenburg beliebt, setzte seinen Ehrgeiz darein, die Königskrone an seine Dynastie zu bringen, und unter welcher europäisch-politischen Constellation es ihm gelungen ist, den Kaiser Joseph I zu dieser seiner Erhebung zu bestimmen, so daß er am 18. Jan. 1701 mit großer Pracht sich und seiner Gemahlin die Krone aufsetzte, ist gleichfalls schon (K. 1, 1.) erwähnt worden. Die neue Würde, obgleich bloß auf das Herzogthum Preußen gegründet, warf ihren Glanz zugleich auf die kurbrandenburgischen Lande, die zwar Reichstheile blieben, aber doch fortan mit Preußen in einer besondern Einheit zusammengefaßt erscheinen sollten.

Sah nachher Friedrich der Große, in dieser politischen Schöpfung seines Großvaters mehr ein „Werk der Eitelkeit", so sagt er doch selbst in seinen Memoiren darüber: „Die Königswürde hob das Haus Brandenburg aus der Abhängigkeit empor, in welcher die andern deutschen Fürsten unter dem Hause Oesterreich schmachteten. Friedrich I gab durch die Erwerbung derselben seiner Nachkommenschaft einen Antrieb zu hohen Dingen und schien ihr sagen zu wollen: Macht euch des Titels würdig, den ich euch verschafft, vollendet den Bau, dessen Grundstein ich gelegt habe."

So wie man schon seit den Thaten des großen Kurfürsten und seiner Heere mit dem Namen Preußen frühe den Begriff einer Kriegsmacht verband, so knüpfte sich nun auch durch Friedrich's I Sinn für Bildung der Beginn einer bedeutsamen Entwicklung auf wissenschaftlichem Gebiete an diesen Staat. In seinem freudigen Eingehen auf die Vorschläge trefflicher Männer (eines Spener, Leibnitz u. a.), den Wissenschaften eine erweiterte Pflege zu geben — zunächst durch die Stiftung der Universität Halle (1694), und durch die freigebige Ausstattung ihrer Facultäten, für die er tüchtige Männer (wie Franke, Thomasius, Pufendorf ꝛc.) gewann, sodann durch Errichtung der Academie der Künste (1694) und der Wissenschaften (1700) zu Berlin — zeigte sich das „königliche und doch zugleich nationale Streben, die Deutschen auch in den Wissenschaften auf den Weg zu bringen, daß sie sich einmal mit andern Völkern vergleichen könnten."

Merkwürdig ist, daß seine begabte Gemahlin **Sophia Charlotte** sich den von Westen neu aufkommenden Aufklärungsideen zuneigte. Zwar gab sie dem englischen Freidenker M. **Tindal**, der in seiner pantheistischen Denkweise den Glauben an Gott und Unsterblichkeit für Aberglauben hielt und ihr seine Ansichten sehr nahe zu legen bemüht war, kein Gehör; doch studierte sie die Schriften des französischen Philosophen **Bayle** mit Vorliebe und ließ sich durch ihre Abneigung vor allem „äußerlichen Wesen in der Religion eher auf die entgegengesetzte Seite" ziehen. Sie war es besonders, die mit ihrem vorherrschenden Verstand und stets wachen Forschungsgeiste die höhern Gesellschaftskreise für geistige Interessen anregte, wobei sie, allerdings unabsichtlich, **der negativen Richtung der Zeit einen gewissen Vorschub** leistete, wiewohl ihr bei allem Schwanken zwischen Zweifel und Wahrheit eine gewisse innere Haltung und äußere Mäßigung stets zu beobachten gelang.

Der übergroße, wenn auch geschmackvolle **Luxus**, den dieser König liebte und um sich verbreitete, diente wohl manchem Zweige des Gewerbfleißes zur Förderung, führte aber zur Unordnung im Staatshaushalt, die der Mangel an festen Grundsätzen und Formen der Verwaltung, verbunden mit noch anderen Ursachen, zu einer durch die Schuldennoth gesteigerten Verwirrung kommen ließ. Aus dieser jedoch den preußischen Staat bald und gründlich zu befreien, war nach dieses Königs Tod (25. Febr. 1715) das Werk der Regierung **Friedrich Wilhelms I.**

Mit den Worten: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten!" bezeichnete er beim Antritt seiner Regierung seinen festen Willen, selbst zu herrschen und sich auch die Mühe selbstthätiger Arbeit nicht verdrießen zu lassen. Er hatte in den niederländischen Feldzügen von Marlborough gelernt, weniger auf „Aeußerlichkeiten der Würde", als auf eine tüchtige, das Ansehen eines Herrschers stützende Wehrkraft zu sehen; daher es sein Erstes war, für Vermehrung und verbesserte **Einrichtung des stehenden Heeres** zu sorgen, um „das Gewicht des preußischen Schwerts in die Wagschale der europäischen Dinge werfen zu können."

Da aber die Aufstellung und Haltung eines stets schlagfertigen Heeres und die vorhandene Schuldennoth sich nicht vertrugen, schaffte er den bisherigen Hofaufwand mit Einemmal ab, zog eine Menge

überflüssiger Hofämter ein, verkaufte alle überflüssigen Prunkgeräthe und Kostbarkeiten, um die Schulden zu tilgen, stellte ein neues, auf genaubemessene Sparsamkeit und strenge Controle der Beamten gegründetes Finanz- und Verwaltungssystem auf und traf sonst noch viele Maaßregeln, die Ordnung im Staatshaushalt herzustellen.

Das Abgabewesen vereinfachte er dadurch, daß er die Hauptsteuern auf die Ertragsfähigkeit des Bodens gründete und die Leistungen nach Klassen bestimmen ließ; auch zog er die adeligen Güter zu verhältnißmäßigerer Steuerpflichtigkeit herbei. — Den Ausfall, den der Gewerbsstand durch Abschaffung des Hofaufwands erlitt, ersetzte er durch Hebung der einheimischen Manufacturen, vorzüglich derjenigen, die den Bedürfnissen des Heeres dienten. So ernährte das Berliner Lagerhaus an 5000 Arbeiter, welche die Tücher für das ganze Heer verfertigten, während die Potsdamer und Spandauer Gewehrfabriken es mit Waffen versorgten. — Auch sorgte er für bessere Bewirthschaftung der Domainen, für die er eine eigene Kammer errichtete, die mit der Kriegskammer unter einem gemeinschaftlichen Generaldirectorium stand. — Der einzige Aufwand, den er machte, zeigte sich in seiner seltsamen Liebhaberei für riesengroße Soldaten, aus denen sein Leibregiment bestand, zu welchem er Leute aus allen Ländern Europa's mit großen Kosten (so wurde ihm einmal ein Irländer für 8500 Thlr. angerechnet), zuweilen sogar mit einer Gewaltsamkeit anwerben ließ, die ihn einmal beinahe mit Hannover und Holland in einen Krieg verwickelt hätte. Zur Erholung diente ihm nur die Jagd und sein sogenanntes „Tabakscollegium," zu dem seine „guten Freunde" Zutritt hatten, unter denen besonders Einer war, der stets zur Zielscheibe des Witzes der Andern diente. Es war dieß der Freiherr v. Gundling, sein Zeitungsreferent und Historiograph, ein pedantisch-aufgeblasener, Trunk-liebender Mann, der die Stelle eines Hofnarren vertrat, auf den der König eine Menge Ehren-Aemter häufte, um ihn desto mehr verspotten zu können.

Leider erstreckte sich sein Sparsamkeitssystem auch auf die Künste und Wissenschaften, für die er bei seiner Vorliebe zum Soldatenwesen keinen Sinn hatte; vielmehr hatte die eitle Prachtliebe seines Vaters und die über die weiblichen Schranken gehende Bildung seiner Mutter in ihm einen Widerwillen gegen höhere Bildung, — insbesondere gegen die Gelehrsamkeit, erzeugt, deren Vertretern er nicht selten mit roher Verachtung begegnete.

So besetzte er die Präsidentenstellen der Academieen der Künste und der Wissenschaften mit jenem seinem Quasi-Hofnarren Gundling; auch beschränkte er die Gehalte der Gelehrten, und gab ihnen sonst seine Mißachtung zu

erkennen. Als er einst in Frankfurt a. d. O. anwesend war, befahl er den Professoren der dortigen Universität, den Satz zu vertheidigen, daß die Gelehrten Narren seyen, und weil sich die Gehöhnten zu kommen weigerten, ließ er sie durch Soldaten herbeiholen. — Den Berlinern gestattete er weder Oper, noch Schauspiel, sondern fast nur das Vergnügen an Seiltänzern und Puppencomödien.

Dagegen gab er Millionen her, um ruinirte Städte aufzubauen, verödete Landstriche (namentlich in Litthauen) durch arme Ansiedler aus der Schweiz, aus Schwaben, Sachsen, Böhmen ꝛc. zu bevölkern, und Solchen, die um der Religion willen heimathlos wurden, (wie den oberwähnten protestantischen Salzburgern) ein Unterkommen zu bereiten und sie mit Reisegeld, Bau- und Ackergeräthen zu versehen. Auch sparte er nicht, wenn es galt, Landschulen zu errichten und sonstige Stiftungen und andere nützliche Anstalten zu unterstützen, wie er denn unter andern das Krankenhaus in Berlin zur jetzigen Charité erweitert, das Waisenhaus in Potsdam (für 2500 arme Soldatenkinder) gegründet und das Cadettenhaus gestiftet hat.

In religiöser Beziehung hielt er den alten Kirchenglauben fest, den er auch für sein Volk um jeden Preiß erhalten wissen wollte, weil er von dem aus der Quelle der englischen und französischen Freidenkerei kommenden Unglauben sich nichts Gutes versah. War auch sein Glaube mehr nur äußerlich, und sein alter Mensch noch ungebrochen, daher sein religiöser Eifer zu menschlich-leidenschaftlich, so hatte er doch Momente, wo er sich vor einem innern, lebendigen Glaubensleben, wenn es ihm in würdiger Weise nahe trat, gerne beugte.

So lud er einst den weiter unten noch zu erwähnenden Grafen Zinzendorf, der ihm als ein Narr geschildert worden war, zur Tafel, um ihn kennen zu lernen. Als er den Hofbedienten, der ihn eingeladen, fragte, was der Graf gesagt habe, und derselbe antwortete: Nichts! so versetzte der König: dann ist er kein Narr! Und nun forschte der König in einer dreitägigen Unterhaltung den Zinzendorf über seine Bestrebungen aus und erklärte dann vor dem Hof und der Königin: Man habe ihn über den Grafen teuflisch belogen: die ganze Narrheit desselben bestehe darin, daß er als ein Graf und in der Welt angesehener Mann sich dem Dienst des Evangeliums widme." Er versicherte darauf denselben seines völligen Vertrauens und daß er ihm stets dienen werde, wo er wisse und könne. Und wirklich hatte der Graf an dem Könige „den wärmsten Freund und

und die festeste Stütze bis an sein Ende." — Auch Franke und seine christlichen Bestrebungen erfreuten sich der kräftigen Unterstützung des Königs. Als dieser hörte, daß der Professor der Philosophie und Mathematik Christian Wolff in seinen Collegien auf die theologische Richtung Franke's und seiner Freunde Ausfälle machte, ließ er ihn absetzen und aus Halle verweisen. (Späterhin wurde derselbe durch Friedrich II wieder dort angestellt und zum Rector der Universität erhoben.) — Merkwürdig ist auch die Instruction, die der König den Erziehern seines Sohnes gab, den er zur Gottesfurcht und zur Liebe zu Christus, als den einzigen Trost im Leben, erzogen und vor allen falschen Lehren, namentlich vor den socinianischen, arianischen und atheistischen, bewahrt wissen wollte, weil das wahre Christenthum „das einzige Mittel sey, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu halten." Die rigoröse Art und Weise aber, mit der nach eben dieser Instruction mit dem Prinzen die täglichen hausgottesdienstlichen Uebungen vorgenommen werden sollten, zeugt doch von der Aeußerlichkeit, mit welcher der König den evangelischen Glauben erfaßte. Auch hat der Erfolg gezeigt, daß solcher Mechanismus auf religiösem Gebiete gar leicht ins Gegentheil von dem überschlägt, was bezweckt wird.

Dabei aber blieb die Ausbildung des Heerwesens dem Könige stets die Hauptsache, und der als Feldherr berühmte Fürst Leopold von Dessau, dessen kern- und mannhafte Natur sowohl, als leidenschaftliche Derbheit und herbe Strenge ganz mit der seinen übereinstimmte, war ihm dabei ein unermüdeter Gehülfe.

Schon sein Vorgänger Friedrich I hatte, als Sohn der ältern Schwester des Königs Wilhelm III von England, aus der oranischen Erbschaft in den Niederlanden die Grafschaften Meurs und Lingen, und in der Schweiz die Fürstenthümer Neuenburg und Valendis (Neufchatel und Valengin;) erhalten. Friedrich Wilhelm I erwarb im Utrechter Frieden Obergeldern und vermehrte im nordischen Krieg seine pommerschen Besitzungen durch Stettin (s. o. K. 2, 8) mit den Küstenstrichen an den Odermündungen, also daß sich nun sein Reich von der Ostgränze der eigentlich germanisirten Länder an mit Unterbrechungen bis an die alten Westgränzen Deutschlands erstreckte, demnach Rußland und Frankreich zu Gränznachbarn hatte. Doch befand sich die Grundlage seiner Macht in den mittleren Landen an der Elbe und Oder, und auf sie vorzüglich war „das militärisch-administrative System gegründet, das dem Ganzen Einheit und Gleichartigkeit ver-

lich." Und in diesem Reiche war der Protestantismus vorherrschend, der noch dazu in dem strengkirchlichen Sinne dieses Landesherrn, so wie in dem großartigen Schutz, den er seinen in andern Landen verfolgten Glaubensgenossen gab, einen solchen Halt fand, daß der protestantische Name zu neuem Ansehen gelangte.

Gegen Oesterreich war er aus ehrenwerther „Anhänglichkeit an die überlieferten Formen des alten Reichs und die Autorität des Kaisers" im Grunde nie schwankend: „Meine Feinde mögen thun, was sie wollen, sagte er, so gehe ich nicht ab vom Kaiser oder der Kaiser muß mich mit Füßen wegstoßen, sondern ich mit Treue und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleibe." Doch manche erfahrne Hintansetzungen drangen ihm eine mißtrauische Stellung auf, besonders als ihm der Kaiser Karl VI das Versprechen, ihn nach dem Aussterben des pfalz-neuburgischen Hauses in den Besitz des dem preußischen Hause aus dem Jülich-Bergischen Erbschaftsvergleich v. 1627 (XXI. 1, 4. a. E.) zuerkannten Besitz des Herzogthums Berg zu setzen, nicht hielt, so daß er diese Zurücksetzung tief fühlte, und auf seinen Sohn zeigend sagte: „da steht Einer, der mich rächen wird." Dennoch kehrte er zur Politik seines Vaters zurück und erneuerte 1728 die Garantie der kaiserlichen Erbfolgeordnung oder pragmatischen Sanction, indem er versprach, erforderlichen Falls mit 10000 M. zur Aufrechthaltung derselben in's Feld zu rücken, auch dem künftigen Gatten Maria Theresia's seine Stimme bei der Wahl des römischen Königs zu geben, unter der Bedingung jedoch, daß derselbe kein Nichtdeutscher wäre. Dagegen machte auch der Kaiser sich anheischig, Preußen im Fall eines Angriffs zu Hülfe zu kommen. Auch bewies Friedrich Wilhelm bei mehreren Gelegenheiten, daß Preußen bereits bedeutend genug war, zwischen andern großen Mächten, die zu einander feindlich standen, ein vermittelndes Friedenswort zu sprechen. Preußen selbst aber zu einer noch höhern Bedeutung zu erheben, war seinem Sohne vorbehalten.

2. Friedrichs des Großen Jugendbildung. Das Mißverhältniß zu seinem Vater. Fluchtversuch und Gefangensetzung des Prinzen. Hinrichtung Katte's Friedrichs Prüfungsjahr, Vermählung, Studien und Briefwechsel mit Voltaire etc. Tod des Königs Friedrich Wilhelm I.

Es waren ihm schon zwei Söhne in ihrem Knabenalter gestorben, als ihm am 24. Jan. 1712 wieder ein Sohn geboren wurde, der den Kaiser Karl VI zum Pathen hatte und daher in der Taufe den Namen Karl Friedrich bekam, doch aber für gewöhnlich Friedrich genannt wurde, den späterhin der Beiname der Große schmückte.

Von Natur mit scharfem Verstand, lebhaftem, offenem Geist, feurigem Temperament und fester Willenskraft ausgestattet, so daß er frühe die Aufmerksamkeit auf sich zog, ward er von der Frau von Rocoulles, der höchst achtbaren Wittwe eines Obersten, die schon die Erzieherin seines Vaters gewesen war und nun auch seine Kindheit leitete, von Kind auf an die französische Sprache gewöhnt, und dann als Knabe von einem seiner Lehrer, der ihm die brandenburgische Geschichte lehren sollte, angeleitet, französische Verse zu machen, so daß er schon frühe eine Vorliebe für diese Sprache faßte, wiewohl sein Vater dieselbe haßte. Weiter im Knabenalter vorgerückt, machte ihm ein französischer Lehrer, Hau de Jandun, mit den historischen und poetischen Werken der Franzosen bekannt, so daß fortan französische Bücher ausschließend seine Lectüre bildeten, bei der ihn vorzüglich das geistreich-Witzige anzog, wie es besonders in Voltaire's Schriften hervortrat. Zu seiner Neigung für literarische Beschäftigungen trug auch seine Mutter Sophie Dorothea (Schwester Georgs II von England) bei, welche, selbst beengt durch die starren Grundsätze des Königs, seinen Sinn für geistige Vergnügungen nährte, so daß er den Lieblingsbeschäftigungen seines Vaters keinen Geschmack abgewinnen konnte und darum von demselben nicht gelitten war.

Ein Besuch am Dresdener Hof (unter August II) machte ihn mit dem Flötenspiel eines berühmten Tonkünstlers, Namens Quanz, bekannt, von dem er nachher in Berlin mit Begünstigung seiner Mutter, insgeheim vor seinem Vater, diese Kunst in dem Grade lernte, daß er es selbst darin zu einer gewissen Meisterschaft brachte.

Durch diese Beschäftigungen gerieth er in Widerspruch mit den Wünschen und Absichten seines Vaters, der ihm ein unmännliches, verweichlichtes Wesen vorwarf; und da der Prinz ihm auch nicht haushälterisch genug war und in religiöser Hinsicht eine dem König bedenkliche Richtung zu nehmen schien, so bildete sich zwischen Vater und Sohn eine Abneigung aus, die bei jenem in oft sich wiederholenden Vorwürfen und hartem Druck, bei dem Sohn in vielfachen Klagen über knechtende Behandlung und in tadelnden Ausfällen über des Vaters Gewohnheiten, besonders in mißbilligenden, zum Theil spöttischen Aeußerungen über dessen starke Jagdlust und harte Behandlung der Soldaten an den Tag trat. Der König gieng in seinem Unwillen sogar so weit, daß er dem Sohn zumuthete, zu Gunsten seines Bruders der Thronfolge zu entsagen. Aber der Prinz erklärte, er wolle sich eher den Kopf abschlagen lassen, als in dieses Begehren willigen.

Er hätte sich gerne aus dieser drückenden Lage losgerissen, wenn nicht die Verhandlungen des preußischen Hauses mit dem englischen rücksichtlich einer Familienverbindung, die auch seine Person betrafen, dazwischen gekommen wären.

Schon unter Georg I und nun auch unter Georg II waren Unterhandlungen darüber im Gange, daß sich der englische Kronprinz mit der preußischen Prinzessin und der preußische Kronprinz mit der englischen Prinzessin vermählen sollte. Nur wollte der englische Hof diese Verbindungen zugleich auf eine neue politische Allianz gründen. Darauf wollte aber Friedrich Wilhelm nicht eingehen, weil es ein Ehrenpunct für ihn war, sich von allem fremden Einfluß unabhängig zu erhalten und „keinen Bund zu schließen, ohne Vortheil gegen Vortheil auszutauschen." Er sagte: „Ich habe meine Tage nicht nach Allianzen getrachtet, nie einer fremden Macht die ersten Anträge gethan; meine Maxime ist, Niemanden zu verletzen, aber mir auch nicht auf den Fuß treten zu lassen." Eben weil er merkte, daß der englische Hof für diese Verbindungen gewisse Zugeständnisse haben wolle, so bekam der König einen Widerwillen dagegen, der sich noch durch Differenzen mit Hannover (wegen der oberwähnten Soldatenanwerbungen) vermehrte. Eher hätte er noch die Vermählung seiner Tochter zugegeben, als die seines Sohnes, während der englische Hof die eine Vermählung zur Bedingung der andern machte. Dagegen war Prinz Friedrich und besonders seine Mutter ganz für die englische Verbindung. Indeß schien der König doch noch in das englische Anerbieten eingehen zu wollen, als die

Ungeschicklichkeit des englischen Gesandten die Unterhandlungen wieder ins Stocken brachte.

Die Abhängigkeit, durch die sich der Prinz von allen Seiten eingeengt sah, reifte in ihm endlich den Entschluß, sich dem harten, ihm unerträglich dünkenden Joch zu entziehen. Einige Gelegenheiten, vom Hofe zu entfliehen, mußte er als unräthlich vorübergehen lassen. Endlich schien sich ihm die rechte darzubieten. Sein Vater gestattete ihm, ihn auf einer Reise nach Oberdeutschland und von da den Rhein abwärts nach Cleve zu begleiten (1730). Der Prinz verabredete nun mit dem Lieutenant von Katte, dem er wegen verwandten Strebens in der Literatur und Musik einiges Vertrauen schenkte, die Art und Weise, wie ihm dieser behülflich seyn solle, sich auf dieser Reise von seinem Vater zu entfernen und auf bereit gehaltenen Pferden über die Gränze zunächst nach Frankreich zu flüchten. Schon war er nach einem Nachtlager zu Steinfurt (bei Mannheim), wo der mit ins Geheimniß gezogene Page Kait Pferde bereit hielt, nahe an der Ausführung, wurde aber durch die Wachsamkeit des Gefolges daran verhindert. In Mannheim drang der Prinz in den Kait, die Pferde wieder herbeizuschaffen. Dieser aber, dem es nun schwer auf's Herz fiel, daß er sich hergeben sollte, seinen König zu täuschen, entdeckte voll Reue dem Könige das ganze Vorhaben.

Der König, darüber aufgebracht und eine englische Intrigue dahinter vermuthend, aber noch an sich haltend, um kein Aufsehen zu machen, eilte nach Wesel auf eignes Gebiet zu kommen und schritt dort zum Verhör des Prinzen, wobei er denselben einen feigen Ausreißer schalt und sogar den Degen gegen ihn gezogen haben soll. Der Prinz läugnete nicht und wurde nun unter den strengsten Vorsichtsmaßregeln nach Cüstrin gebracht, während der König nach Berlin zurückkehrte. Zwar schrieb der Prinz an Katte, er solle sich retten, allein der Brief kam nicht in die Hände desselben, und so ward Katte gefänglich eingezogen und vor ein Specialgericht gestellt.

Bei dem Verhör des Prinzen in Cüstrin ließ der König ihn auffordern, auf die Thronfolge zu verzichten. Dazu erklärte er sich bereit, wenn er um keinen andern Preis des Königs Gnade erlangen

könne, — wie er denn im ganzen Verlauf der Verhöre kein unehrerbietiges Wort von sich gab. Hierauf wurde in Köpenik ein Kriegsgericht niedergesetzt, das den Prinzen jedoch nicht zum Tode verurtheilte, weil der Fall keine eigentliche Desertion in sich schlöße.

Viele befürchteten von der hitzigen Natur des Königs das Aergste, und mehrere befreundete Fürsten, selbst der Kaiser Karl, legten Fürbitte für den Prinzen ein. Doch Friedrich Wilhelm dachte nicht im Ernst daran, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Anders beschloß er es mit dem Katte. Auch dieser wurde vom Kriegsgericht nicht des Todes würdig befunden, sondern zu immerwährender Festungsstrafe verurtheilt. Der König aber änderte diesen Spruch in ein Todesurtheil um und ließ es eines Morgens unmittelbar unter den Gefängnißfenstern des Prinzen vollziehen.

Der Prinz rief dem Unglücklichen flehentlich zu, ihm zu verzeihen, worauf Katte ihm antwortete, er habe ihm nichts zu verzeihen, und dann standhaft mit nach dem Prinzen gerichtetem Gesichte den Todesstreich empfieng. Der Prinz fiel in Ohnmacht und behielt von der ganzen erschütternden Scene einen unauslöschlichen Eindruck, der völlig geeignet war, ihn von den Abwegen, auf die seine lebhafte erregbare Natur ihn geführt hatte, abzubringen.

Von dem Feldprediger Müller, der den Katte zum Tode bereitet hatte, dringend ermahnt, diese traurige Begebenheit als eine Mahnung Gottes zu seiner Besserung anzusehen und sich seinem Vater gehorsam zu unterwerfen, gab sich Friedrich willig seinen christlichen Belehrungen hin und zeigte eine so wesentliche Sinnesänderung, daß ihn sein Vater der Haft entließ, nachdem der Prinz vor einer Commission einen Eid geschworen hatte, sich nie rächen, sondern ein gehorsamer Sohn seyn zu wollen. Diesen Schwur hat er auch nachher gewissenhaft gehalten. Vorerst aber bekam er sein Portépée noch nicht zurück, sondern mußte in der Kriegs- und Domainenkammer zu Cüstrin sich von unten auf im strengsten Kanzleidienst üben und sich mit dem Geschäfte der Staatsverwaltung bekannt machen, um einst selbstthätig die Regierung führen zu können und nicht Günstlingen in die Hände zu gerathen.

Nachdem er unter noch andern ihm auferlegten Entbehrungen diese Prüfungszeit ein Jahr lang ausgehalten hatte, war der Vater

versöhnt, um so mehr, da ihm der Sohn beim ersten Wiedersehen auf des Vaters milde Frage, warum er ihn denn anfeinde, da er als Vater ja nur für ihn arbeite und sorge und sich damit nicht einmal seine Freundschaft habe erwerben können, vom Gefühl überwältigt zu Füßen stürzte und bekennend und bereuend um Vergebung bat.

Hierauf durfte er Cüstrin verlassen, ward wieder in's Militär aufgenommen und zum Obersten eines Infanterieregiments ernannt. Um dem englischen Hof alle Hoffnung auf eine Familienverbindung mit dem preußischen Hause abzuschneiden und dadurch die Unabhängigkeit Preußens zu wahren, hatte Friedrich Wilhelm unterdeß seine Tochter Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth verlobt und wählte nun für seinen Sohn Friedrich die Prinzessin Elisabethe Christine von Braunschweig-Bevern zur Gattin, die sich dieser aus Gehorsam gefallen ließ. (Dadurch wurde die englische Regierung bewogen, sich dem österreichischen Hofe zu nähern und die pragmatische Sanction Karls VI unter den Bedingungen anzuerkennen, deren oben K. 4, 1. gedacht ist.) Hierauf gab der König seinem Sohne die Herrschaft Ruppin und kaufte ihm das Schloß Rheinsberg, wo Friedrich bis zu seiner Thronbesteigung in persönlichem und schriftlichem Umgang mit ausgezeichneten Männern lebte und theils mit der wirthschaftlichen Verbesserung dieses Besitzthums, theils mit theoretischen und practischen Uebungen im Militärdienste, theils mit philosophischen und historischen Studien, insbesondere mit den Werken der französischen Literatur sich beschäftigte, in deren Geist er sein ganzes Denken und Seyn mit jugendlich-blinder Begeisterung so vertiefte, daß er dabei jener falsch-aufklärerischen Richtung folgte, die durch ihn auf weit hinaus in Deutschland geltend werden und zu nicht geringem Theile das Zeitalter Friedrichs des Großen kennzeichnen sollte, wiewohl ihm selbst seine deutsche, maaßhaltende Natur vor den letzten Consequenzen jener Richtung bewahrte.

Die ganz verkehrte, mechanisch-formelle Art, in der ihm von Jugend auf die Kirchenlehre beigebracht und der häusliche Gottesdienst mit ihm getrieben worden war, hatte bei ihm das Gegentheil von dem hervorgebracht, was man bezweckt hatte: das innerste Leben des Christenthums in seiner die Menschheit von Irrthum und Sünde befreienden Wirkung blieb ihm verborgen. Als er zum Nachdenken über die Confessionen kam und

lange die calvinische Prädestinationslehre festhielt, sein Vater ihm aber die lutherische Lehre hierüber aufdrängen wollte, so ließ er zwar seine Meinung fallen, nahm aber auch die andere nicht an. Als er nach eingetretener Ruhe von jenen Stürmen in Cüstrin sich in Rheinsberg freier bewegen konnte, beschäftigte ihn zuerst die Lehre von der Unsterblichkeit, in der er sich damals mehr dem Materialismus zuneigte, bis er durch die Bekanntschaft mit der Wolffischen Metaphysik, die der sächsische Gesandte von Suhm für ihn in's Französische übersetzte (in welcher Sprache Friedrich allein schreiben und lesen wollte), zu einem gewissen Deismus gelangte. Welche Befriedigung seine Seele in dieser Mischung von Philosophie und Religion fühlte, drückte er in einem Briefe an Manteuffel (v. Apr. 1736) so aus: „Ich bin jetzt überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen. Ich werde tugendhaft seyn, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Creatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers gegen die Menschen meines Gleichen erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Daseyn gegeben."

Unter den französischen Werken über Philosophie, Moral und Geschichte, die er in Verbindung mit Uebersetzungen altklassischer Autoren las, nahm ihn aber keine so hin, als die wegen ihrer Leichtigkeit und Vielseitigkeit, ihrer Klarheit und Glattheit im Ausdruck, ihres Witzes und Spottes damals allgemein bewunderten Geisteswerke Voltaire's, den er über alle Schriftsteller der Welt setzte. Er trat sogleich in Briefwechsel mit ihm. In ihren Briefen stritten beide zunächst über Fragen der Philosophie, bei deren Erörterungen Friedrich noch bewies, daß er auf weit religiöserem Boden stand, als sein atheistischer Correspondent. Deßungeachtet aber übte Voltaire's Geist fortwährend einen Zauber auf ihn aus. Um diese Zeit schrieb Friedrich seinen Antimachiavell, den Voltaire zum Druck beförderte, nachdem er ihn vorher verstümmelt hatte. In der Urschrift ist „das Ideal eines Königsthums aufgestellt, das eine thatenvolle Regierung erwarten ließ, und worin sich zwar weniger Gefühl für Religion, als ein starkes Gefühl für Recht und Moral ausspricht. — Auch mit dem französischen Geschichtschreiber Rollin, mit dem Mathematiker Maupertuis, mit dem Philosophen Wolff und andern berühmten Männern der Zeit stand er damals im Briefwechsel, wobei ihm theils der Trieb, seinen Geist vielseitig auszubilden, theils die Begierde leitete, Bewunderung für Bewunderung einzutauschen. Denn: „Ich glaube, — schrieb damals von Suhm über ihn, — daß seine größte Leidenschaft die für den Ruhm ist, der nach seiner Meinung darin besteht, immer der strengsten Vernunft gemäß zu handeln und sich von keinem Vorurtheile beherrschen zu lassen. Er ist unerschütterlich in den Ent-

schlüssen, die er nach weiser Ueberlegung gefaßt hat. Er ist großmüthig, freigebig und gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empören ihn."

Bei solchen Beschäftigungen machte er sich ein Hochbild von einem Regenten, strebte aber nicht minder nach Kriegsruhm, und schon damals sprach seine nähere Umgebung die Ahnung aus, daß er „dem Vater des Vaterlands auch den Helden hinzufügen" werde. So kam das Jahr herbei, in welchem der Tod des alten Königs ihn zur Regierung eines Staates berief, den derselbe in eine solche Ordnung gebracht hatte, daß er seinem Sohne außer den erhöhten jährlichen Einkünften einen Schatz von fast 9 Millionen Thalern und ein wohlgehaltenes Heer von fast 78000 Mann hinterlassen konnte.

Als Friedrich Wilhelm die Abnahme seiner Kräfte fühlte, ließ er durch seine Minister seinen Sohn in Ruppin, den er bisher von aller Politik fern gehalten hatte, über den Stand der innern und äußern Angelegenheiten des Staates unterrichten. Als die Gefahr für das Leben des Königs stieg, eilte Friedrich nach Potsdam, wo ihn sein Vater wohlwollend empfieng und ihn selbst noch über seine innersten Regierungsgrundsätze belehrte, welche auf die Mehrung der Macht des Staats, auf Verbesserung des Unterthanenwohls und Fernhaltung jeder Allianz für fremde Interessen abzielten. Da Friedrich ganz auf die Idee des Vaters eingieng und der Vater dabei nicht bloß den guten Willen, sondern auch die besondern Fähigkeiten des Sohnes wahrnahm, prieß er laut Gott, und als der Sohn darüber zu Thränen gerührt seinem Vater die Hand küßte, umschlang ihn dieser und rief aus: „Mein Gott! ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse!" Freudig erwartete er nun sein Ende und zeigte den Sarg, den er sich hatte machen lassen mit den Worten, daß er darin gut zu schlafen gedenke. Da ihm sein Leibarzt auf seinen Wunsch von Zeit zu Zeit sagte, wie lang er noch zu leben habe, nnd die letzte Viertelstunde angedeutet war, so rief der König aus: „Gott Lob, nun ist Alles vorüber!" Er starb den 31. Mai 1740.

3. Regierungsantritt Friedrichs des Großen. Kundgebung seiner Regierungsgrundsätze. Neue Hofeinrichtung. Abstellung von Mißbräuchen. Seine Regierungsthätigkeit. Verbindung mit England und Rußland. Tod Karl's VI.

Das Erste war, daß Friedrich, nachdem er seinen Vater herzlich beweint hatte, seiner Umgebung erklärte, daß er das Amt eines Königs verwalten und die Autorität allein ausüben wolle.

Die Generale ermahnte er, ihm die schöne Armee erhalten zu helfen und zu sorgen, daß die Truppen gut gehalten und menschlich behandelt, daß sie aber auch nicht dem Lande verderblich würden. Den Ministern äußerte er, daß das Interesse des Landes und seiner Person ein und dasselbe wäre, daß aber, wo beide collidirten, der Vortheil des Landes den Vorzug haben müßte. Und nach diesen Grundsätzen traf er unverweilt in Angelegenheiten des Hofhalts, des Heers, der Religion, der Wissenschaften selbständig eine Maßregel nach der andern, daraus das Volk mit Freuden die Würdigkeit und Tüchtigkeit seines neuen Herrschers erkannte, der selbst von der Bedeutung eines Monarchen eine so hohe Idee hatte, daß er sagte: „Ein Fürst ist für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist: er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Vortheile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und unbescholten seyn, und alle seine Kräfte zusammenzunehmen, um seinen Pflichten zu genügen." Wer sieht aber nicht zugleich, daß dieser von ihm aufgestellten Bedeutung des Königthnms eine ganz moderne, der ältern entgegengesetzte Natur zum Grunde liegt, welche durch seinen Vorgang in Deutschland die Beziehung des Königthums zu dem Inhaber desselben, so wie des Regierenden zu den Regierten allmählig im tiefsten Grunde umzukehren geeignet war?

Seine ersten Regierungsthätigkeiten bestanden in Folgendem: Zuerst ließ er, um einer Getreidenoth zu steuern, die Magazine öffnen und Korn zu wohlfeilen Preißen verkaufen. Dann gab er dem Hof eine andere, anständigere Einrichtung, wiewohl er für seine Person stets die Einfachheit liebte. Seine Mutter suchte er für die drückende Einschränkung, in der sie hatte leben müssen, durch einen glänzenden Hofstaat zu entschädigen, und auch seine Gemahlin, von der er jedoch, weil sie ihm aufgenöthigt worden war, längst in einer völligen Getrenntheit lebte, richtete er einen anständigen Hofstaat ein, erschien aber nie an demselben, wiewohl er ihr mit Achtung begegnete. Da er es nicht auf eine Nachkommenschaft absah, so erklärte er seinen Bruder Heinrich als seinen künftigen Nachfolger. — Das Regiment der Riesen, das so viel kostete, löste er auf; auch schaffte er die Plackereien der Soldaten beim Dienst, die Gewaltthätigkeiten bei deren Anwerbung und andere Mißbräuche beim Heere ab. Gleiche menschlichere Rücksicht empfahl er den Civil-Obern gegen ihre Untergebenen und stellte auch hier viele Mißbräuche ab, ohne das Gute in den Einrichtungen seines

Vaters, besonders im Finanzwesen umzustoßen. Auch die Jagdbelästigung hob er auf. — In der Religion drang er auf Duldung unter den Confessionen, und schützte die Rechte der Stifter. Der Wissenschaft schenkte er volle Aufmerksamkeit, erhöhte die Gehalte der Akademiker, setzte den Philosophen Wolff wieder in seine Professur zu Halle ein und zog verschiedene Gelehrte an seinen Hof, die mit seiner Geistesrichtung übereinstimmten. — In materieller Hinsicht beförderte er die Manufacturen, errichtete eine besondere Behörde für Gewerbe und Handel, zog Seidenarbeiter aus Italien und Fabrikanten aus Frankreich herbei, und setzte Acciſe und Zoll in ein besseres, natürlicheres Verhältniß.

Nachdem er auf einer Reise durch alle seine Provinzen die Huldigungen des Landes eingenommen hatte, gab er sich ganz den Regierungsgeschäften hin und arbeitete mit einer unermüdeten, von Allen bewunderten Thätigkeit vom frühen Morgen bis zum Abend, wo er das Vergnügen ausgesuchter Gesellschaft genoß, die er mit seiner geistvollen Laune belebte.

In die Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten fand er sich schnell. Anfangs suchte er sich besonders dem französischen Hofe zu nähern, weil ihm Frankreich noch in idealem Lichte erschien; allein er erkannte bald, daß die nationale Richtung der französischen Politik den Ansprüchen Preußens an Jülich und Berg entgegenstehe, und daß er daher nichts von ihr zu erwarten habe. Dagegen fand er in dieser Beziehung den englischen Hof mehr entgegenkommend und leitete daher einen nähern Verkehr ein. An Rußland fand er ohne große Schwierigkeit einen Verbündeten, der ihn, falls er wegen Berg die Waffen ergreifen wollte, Hülfe versprach. Der kaiserliche Hof zu Wien wies zwar eine Allianz mit Preußen nicht zurück, nur in Bezug auf Jülich und Berg wollte man dort keine Zugeständnisse machen. Deßhalb faßte Friedrich den Entschluß, sich selbst zu helfen. Da erfolgte unversehens der Tod Karl's VI (am 1. Oct. 1740) und rasch gedachte der König die Gelegenheit des in Oesterreich eintretenden Thronwechsels zu benutzen und zugleich der Geringschätzung, mit der man an den großen Höfen von dem kleinen Preußen sprach, ein Ende zu machen.

4. Regierungsantritt Maria Theresia's in Oesterreich. Die pragmatische Sanction im Gedränge. Ansprüche des bayrischen Hauses auf das österreichische Erbe. Friedrich's Ansprüche auf schlesische Gebietstheile. Erster schlesischer Krieg. Friedrich in Breslau. Eroberung Glogau's. Schwerin's Sieg bei Molwitz. Huldigung Breslau's.

In Oesterreich bestieg in dem gleichen Jahre, darin Friedrich II den preußischen Scepter ergriff, vermöge der pragmati-

schen Sanction Karl's VI 23jährige Tochter Maria Theresia, die seit 1736 Gemahlin des Erzherzogs Franz Stephan von Toscana war, den Thron ihres Vaters. Selten war ein Regierungsantritt mit mehr Schwierigkeiten verbunden. Denn der Staatsschatz war leer, die Armee — mit Ausnahme der niederländischen und italienischen — schwach (nur 30000 M. stark), eine Hungersnoth vor den Thoren der Hauptstadt und Unruhe in den entferntern Provinzen bemerklich. Indeß Maria Theresia hatte bei ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihrer Sittenreinheit und Herzensgüte, ihrer Wohlredenheit und Empfänglichkeit für Bildung, so weit ihr dieselbe nahe gebracht worden war, einen entschlossenen, festen, ja heroischen Character, der ihr die Kraft gab, sich in ihren schweren Stand zu finden und die rechten Mittel zu ergreifen, um sich zu helfen.

„Was ihr aber (theilt Ranke aus einem venetianischen Bericht vom J. 1738 mit) den höchsten Werth verleiht, ist die Erhebung des Geistes, die sie an den Tag legt, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit des Gemüthes; man sieht, daß sie fühlt, daß sie zum Thron geboren ist, und darf glauben, daß ihre Rathgeber dereinst keine despotische Gewalt über sie ausüben werden." Die alten Minister ihres Vaters hofften volle Gewalt zu bekommen, und einer schmeichelte sich sogar zur Mitregentschaft erhoben zu werden; allein sie war nicht gesonnen, ihnen, selbst nicht einmal ihrem Gemahle, den sie doch außerordentlich liebte, einen wesentlichen Einfluß auf die Regierung zu gestatten.

Nachdem sie, obgleich noch vom Schmerz über den Tod ihres Vaters tief gebeugt, mit Würde die Huldigung der Civil- und Militärbehörden empfangen hatte, erklärte sie ihren Gemahl zum Mitregenten, und Anfangs schien alles ruhig abzugehen. Preußen, Sachsen, Rußland, Polen sandten ihre Glückwünsche; nur Frankreich zauderte und der Kurfürst Karl Albert von Bayern trat sogar mit Ansprüchen auf Oesterreich, Böhmen und auch Ungarn hervor, welche Lande nach dem Testamente Ferdinands I nach dem Aussterben des „männlichen Stammes" auf seine weiblichen Nachkommen übergehen sollten. Da nun das bayrische Haus in gerader Linie von Ferdinand's I Tochter Anna stammte, so ließ Karl Albert, heimlich von Frankreich unterstützt, sogleich gegen den Regierungsantritt Maria Theresia's protestiren und drang auf Einsicht in das Testament Ferdinands I, von dem ein Exemplar in München und eines in Wien war. Die Vergleichung ergab, daß die Wiener Ur-

kunde anstatt der Worte „männlichen Stammes" die Worte „ehelichen Stammes" enthielt, so daß, da sich für den Kurfürsten kein Vertheidiger fand, von dieser Seite her sich keine ernstliche Folge zu ergeben schien.

Dagegen drohte von einer andern Seite her eine nähere Gefahr. Denn plötzlich erhob Friedrich II, der ohnedieß wegen Berg sich von Oesterreich beeinträchtigt erachtete, Ansprüche auf vier schlesische Gebietstheile, nämlich auf die Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, und da er voraussah, daß sie nicht würden anerkannt werden, schob er zugleich ein schlagfertiges Heer an die schlesische Gränze vor.

Noch ehe das Haus Habsburg in den Besitz der böhmischen Krone kam, hatten die jagellonischen Könige in Böhmen den Fürsten von Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf das besondere Recht eingeräumt, daß sie diese ihre Lande, worüber ihnen kraft älterer Rechte bei ihren Lebzeiten zu verfügen freigestanden, durch Testament nach Gefallen sollten vergeben dürfen. Auf den Grund dieser Befugniß war in der Folge ein Erbverbrüderungsvertrag geschlossen worden. Weil nun aber im schmalkaldischen Kriege Schlesien gegen den König Ferdinand stand, so wurde der Herzog von Liegnitz nach der Schlacht bei Mühlberg genöthigt, auf jene Erbverbrüderung zu verzichten.

Früher schon war ein Markgraf von Brandenburg aus der kurfürstlichen Linie von einem böhmischen Könige habsburgischer Herkunft mit dem Herzogthum Jägerndorf belehnt worden und hatte Sitz und Stimme auf dem schlesischen Fürstentag; auch war er 1611 unter den vier schlesischen Fürsten, die dem Kaiser Matthias huldigten. Als darauf die Schlesier in das Geschick und in die Katastrophe Friedrich's V von der Pfalz verwickelt wurden, so suchte Kurbrandenburg sein Erbrecht auf Jägerndorf festzuhalten und der kaiserliche Hof wollte sich wenigstens zu einer Entschädigung verstehen; Kurbrandenburg aber blieb darauf, daß ihm das aus der Erbverbrüderung mit dem piastischen Hause ihm auf dieses Herzogthum Jägerndorf zustehende Recht nicht entzogen werden könne, und behauptete, daß, da nach erfolgtem Absterben der Piasten auch die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an das brandenburgische Haus hätten fallen sollen, es eigentlich Ansprüche auf diese vier Fürstenthümer habe. — Diese Ansprüche hielt Brandenburg fortwährend fest und noch Friedrich Wilhelm I hatte ihrer öfters erwähnt. In dem festen Glauben (wie Ranke darthut) an die Rechtsbeständigkeit derselben, (die allerdings eine ungelöste Rechtsfrage war) holte sie nun der junge Friedrich hervor, um auf die Erwerbung dieser Länder seinen Ruhm zu gründen und durch sie die Macht seines Hauses zu vergrößern. Zwar erbot sich Frie-

drich, wenn man ihm willfahre, Oesterreich bei einem allgemeinen Angriff mit den Waffen zu vertheidigen und mit Geld zu unterstützen, auch seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Großherzog von Toscana zu geben; allein man ließ den Gesandten gar nicht zur Unterhandlung kommen.

Als daher die abschlägliche Antwort erfolgte, rückte er mit einem Heere von 3000 M am 26. Dec. 1740 über die Gränze, die er seinen Rubicon nannte, in Schlesien ein und begann so den ersten schlesischen Krieg. Da er den Schlesiern ungestörte Religionsübung und ungekränkten Besitz ihres Eigenthums zusagte, die strengste Mannszucht beobachtete und alles, was die Soldaten bedurften, bezahlte, so fielen ihm gleich die vielen Evangelischgesinnten im Lande mit Freuden zu, da sie bei der Thronbesteigung der eifrig katholischen Maria Theresia die Erneuerung gegenreformatorischer Bedrückungen fürchteten.

Während der Feldmarschall Graf Schwerin auf der am Gebirg sich hinziehenden Straße in die Grafschaft Glatz einrückte, zog der König in das wichtige Breslau ein und gestand diesem fast offenen Handelsplatz, der noch eine gewisse municipale Selbständigkeit, (namentlich das Recht sich selbst zu bewachen und zu vertheidigen) besaß, aber davon gegen Friedrich Gebrauch zu machen nicht Lust hatte, Neutralität zu, welche die Bürger mit Freuden annahmen.

Unter den Festungen ergaben sich zuerst Ohlau, Ottmachau und Namslau, und während Neisse, Glogau und Brieg ernstlichen Widerstand leisteten und daher blokirt wurden, Graf Schwerin aber in Oberschlesien einrückte, um die Oesterreicher unter dem Feldmarschall Brown daraus zu vertreiben, begab sich Friedrich nach Berlin, um für den Feldzug des folgenden Frühjahres Anstalten zu treffen.

Graf Kurt von **Schwerin**, der schon in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough seine Kriegsschule gemacht hatte, war ein Mann von gebildetem Geist und heiterem Gemüthe, ohne eigensüchtigen, engherzigen Sinn, so daß er in ökonomischer Hinsicht sich nur zu wenig berieth. Er war dem positiv-christlichen Glauben von Herzen ergeben und stets bereit, sich seiner Pflicht mit Aufopferung hinzugeben. Dem Character nach fast das Gegentheil war der alte, rauhe, der Bildung abgewandte, seinen Vortheil nicht leicht vergessende Fürst Leopold von **Dessau**, der besonders darüber schmerzlichen Verdruß empfand,

daß er sich bei Friedrich im Einfluß zurückgesetzt sah. Friedrich hatte ihn bei der Eröffnung des Kriegs absichtlich nicht um Rath gefragt, damit es nicht hieße, er sey „mit seinem Hofmeister" ausgezogen und habe auf dessen Eingebungen gehandelt. Doch gab Friedrich nachher den wohlgemeinten Warnungen des alten Dessauers mehr Gehör. Auch ließ er ihm im Beginn des folgenden Feldzugs zum Schutz gegen Hannover und Sachsen ein Heer im Magdeburgischen zusammenziehen.

Gegen Ende Februars brach der König wieder nach Schlesien auf und war zunächst auf die Einnahme Glogau's bedacht, dessen Belagerung er dem Erbprinzen von Dessau (Sohn des alten Dessauer's) anvertraut hatte. Mit Umsicht, Kühnheit und Tapferkeit schritt dieser zum Sturm und eroberte am 8. März 1741 die Festung in Einer Nacht zur großen Freude des Königs, der ihm erhöhte Freundschaft zusicherte und die Soldaten ansehnlich belohnte.

Unterdessen aber hatten die Oesterreicher am Fuße der mährischen Gebirge ein Heer von 15000 M. (darunter Hannaken, Heiducken, Ungarn und Kroaten) unter dem Commando des Grafen Neipperg aufgestellt, der vor Begierde brennend, „den preußischen Fürsten zum Apoll und den neun Musen zurückzujagen," über Neiße heranzog und sein Lager in der Nähe von Brieg aufschlug und dadurch Brieg rettete. Denn da nun Friedrich seine Truppen zusammenzog, rief er auch seine Belagerungstruppen von Brieg ab. Weil aber auch ein zweites österreichisches Heer die große Straße nach Niederschlesien besetzte, so sah sich Friedrich fast in die Mitte genommen und daher genöthigt, es auf eine große Feldschlacht ankommen zu lassen, die er zugleich mit Begierde herbeiwünschte. So kam es am 10. April zu der hitzigen Schlacht bei Molwitz, die zwar lange unentschieden blieb, zuletzt aber doch durch Schwerin's glücklich eingreifende Feldherrnerfahrung dem König Friedrich den Sieg und in weiterer Folge Schlesien in die Hände legte.

Beide Heere waren ohngefähr gleich stark an Zahl, das preußische 19000 M. die Oesterreicher an Reiterei, die Preußen an Kanonen überlegen. Die Oesterreicher, in den Dörfern Molwitz, Grüningen, Hümen eingelagert, wären leicht zu überfallen gewesen; aber Friedrich, damals noch nicht erfahren genug, ließ ihnen Zeit, sich völlig zur Schlacht aufzustellen. Die Schlacht war

mörderisch. Die überlegene österreichische Reiterei bemächtigte sich vieler preußischer Kanonen und wüthete damit schrecklich unter der preußischen Infanterie, der allmählig der Pulvervorrath ausgieng. Schon war der linke preußische Flügel geworfen und Friedrich verlor die Fassung: da rieth ihm Schwerin (dem es darauf ankam, die Person des Königs zu retten), sich nach Oppeln zu begeben und mit den dort stehenden Holsteinern den Rückzug über die Oder zu decken. Ungern befolgte der König den Rath. Darauf übernahm es Schwerin, noch einmal, das Glück der Schlacht zu versuchen. Bald hatte das erneuerte preußische Infanteriefeuer unter der entschlossenen Leitung des Prinzen von Dessau den Feind von weiterem Andrang zurückgeschreckt, und Schwerin, noch einmal alle verfügbare Mannschaft an sich ziehend, stürmte mit solchem Todesmuth gegen die dichten Colonnen der Oesterreicher, daß Neipperg den Rückzug befahl und die Preußen den Wahlplatz behaupteten, auf welchem sie die Nacht beim Wachtfeuer zubrachten.

In dieser Nacht war der König vor Oppeln angelangt, hatte es aber von den Oesterreichern schon besetzt gefunden und als er in Löwen ankam, vernahm er vom Siege bei Molwitz. Einigermaßen beschämt kehrte er auf das Schlachtfeld zurück, wo man beschäftigt war, die 2500 Todten und 3000 Verwundeten, die man auf preußischer Seite zählte, wegzubringen.

Die nächste Folge dieses Siegs war die Uebergabe von Brieg. Neipperg eilte zwar, Breslau wegzunehmen, aber Friedrich kam ihm zuvor, und weil die Breslauer schon mit dem Feind sich in ein Einverständniß eingelassen hatten, erklärte Friedrich die Neutralität der Stadt für aufgehoben und ließ sich von ihnen förmlich huldigen. Während nun der sogenannte kleine Krieg noch seinen Fortgang nahm, stiegen für Maria Theresia auch von einer andern Seite her noch größere Gefahren auf, die nicht blos gegen die eine oder die andere Provinz Oesterreichs gerichtet waren, sondern gegen die Integrität der ganzen österreichischen Monarchie, die wenigstens Friedrich nicht hatte antasten wollen, so deutlich ihn schon einige Stimmen aufgefordert hatten, seine Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken.

5. Stellung Englands unter Walpole und Frankreichs unter Fleury zu Preußen und Oesterreich. Der preußisch-französische Vertrag zu Breslau; Bayern im Nymphenburger Vertrag.

Längst hatten die übrigen europäischen Mächte durch Friedrich's unerwartet rasches und selbständiges Vorgehen sowohl, als durch

Bayerns Vorbereitungen zu einem ähnlichen Angriff auf Oesterreich bewogen, ihre besonderen Stellungen für oder gegen genommen.

Zur Zeit, da Friedrich auf den schlesischen Krieg bedacht war, befand sich England, wo Walpole die Leitung des Staates über sich hatte, wegen Spanien mit Frankreich, wo Fleury noch am Ruder war, in einem Krieg und setzte daher alles daran, andere Mächte, vor allem Oesterreich, für sich zu gewinnen.

In England hatte Georg II, ein König mittelmäßigen Geistes, von sich widersprechenden Eigenschaften des Characters, in der Regierung den Minister Robert **Walpole**, der schon unter Georg I eine hohe Stelle bekleidet hatte, zum Beistand, einen gewandten, besonnenen Staatsmann, der übrigens ohne höhere sittliche Kraft und Richtung, sondern nur gemäßigt, klug und schmiegsam, dabei aber doch kräftig genug war, die verschiedenen Parteien in England im Zaum zu halten, indem er die Menschen nach ihren Schwächen behandelte und nach seinen Zwecken benützte, ohne auf ihre sittliche Hebung Bedacht zu nehmen. Er fand oft viele Opposition im Parlament, doch erwies sich gar Manches von dem, was er nicht durchsetzen konnte, in der Folge als gut und fand noch Eingang. Unter ihm wurde die Testacte wieder, jedoch nur für England, bestätigt, während man die in ihr waltenden Grundsätze für Schottland aufgeben mußte, ihre Durchführung für Irland aber mit despotischen Mitteln erzwang. Rücksichtlich Irlands gieng man so weit, daß man dem irischen Oberhaus die Gerichtsbarkeit entzog, während man sie dem englischen Oberhause auf das ganze Reich ausdehnte.

Uebrigens nahm England unter Walpole einen ungemeinen Aufschwung und mit ihm steigerte sich das Kraftgefühl der Engländer in der Art, daß sie jede Beschränkung des Handels, die ihnen von einem andern Volke drohte, unerträglich nannten und daher sich nicht entblödeten, namentlich gegen Spanien den ärgsten Schleichhandel zu begünstigen, und ihm am Ende (1739) den Krieg erklärten, den Walpole's Mäßigung vergebens zu hindern suchte. Als die Engländer den Spaniern in Amerika Portobello wegnahmen und Anstalt machten, sich auch auf dem Festland von Südamerika festzusetzen, so nahm Frankreich, ohnedieß durch Haustractate mit Spanien verbunden, an dem Krieg desselben gegen England Theil und schickte eine Flotte in die westindischen Gewässer. So stand's, als der erste schlesische Krieg ausbrach. Es fragte sich nun, ob der kaiserliche Hof die Allianz mit England ergreifen und die mit Frankreich aufgeben werde.

Frankreich hatte in Betreff der österreichischen Erbfolgeordnung Garantie geleistet und darum scheute sich der Wiener Hof, sich England zu nähern, um nicht Frankreich zum Feind zu bekom=

men. Fleury (s. o. K. 6, 2.), der insgeheim die alte auf Oesterreichs Schwächung gerichtete Politik Frankreichs festhielt, hatte aber in der machiavellistischen Weise jener Zeit, jener Garantie die Clausel „unbeschadet der Rechte eines Dritten" beigefügt, und hatte dabei sowohl die spanischen, als auch die bayerischen Interessen im Sinne. Die spanischen Bourbonen hatten zwar auch Garantie geleistet, glaubten sich aber in Betreff Italiens nicht daran gebunden, und nur der Umstand, daß man nicht gerüstet war, hielt sie ab, Toscana und das alte Erbtheil der Farnesen Parma und Piacenza gleich nach Karl's VI Tod zu besetzen.

Um dem Streben Maria Theresia's, ihren Gatten, den Großherzog von Toscana, zum römisch-deutschen Kaiser wählen zu lassen, entgegenzuarbeiten, beschloß man am spanischen sowohl, als am französischen Hofe, nicht nur die Bewerbung des Kurfürsten Karl Albert von Bayern um den Kaiserthron, sondern auch dessen Ansprüche auf die österreichische Monarchie zu unterstützen. Hätte der österreichische Hof von diesen Intriguen eine Ahnung gehabt, so hätte er wohl die preußischen Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer weniger rasch und barsch von sich gewiesen und sich eine große Noth erspart.

Als nun Friedrich anfieng zu siegen, bot ihm das französische Kabinet eine Verbindung an, wenn er Bayern's Ansprüche auf Oesterreich und Absichten auf die Kaiserkrone unterstützen würde. Allein Friedrich war gegen ein Bündniß mit Frankreich gestimmt, weil er ein lebendiges Gefühl der darin liegenden Gefahr hatte, indem er natürlich dann sowohl Rußland (wo nach dem Sturze Münnich's die Regentschaft Anna's durch Ostermann [K. 2, 9.] eine zweideutige Haltung gegen Preußen beobachtete), als auch die Seemächte gegen sich in die Waffen gebracht hätte. Darum wollte Friedrich seine Entscheidung erst noch von seinem weitern Waffenglück abhängig machen.

Nach der Schlacht bei Molwitz, in welcher die Oesterreicher wohl den Kürzern gezogen, aber keine eigentliche Niederlage erlitten hatten, erkannte Friedrich, daß er noch nicht am letzten Ziele sey und Oesterreich ihm noch viel zu schaffen machen könne. Da nun das englische Kabinet und Parlament aus Haß gegen Frankreich

offen auf Oesterreichs Seite trat und der Maria Theresia als Königin von Ungarn eine Subsidie von 300,000 Pf. Sterl. bewilligte; da auch die Niederlande — aus Besorgniß, Preußen möchte bei wachsender Macht wegen Berg auch an den niederländischen Gränzen um sich greifen wollen, — sich gleichfalls dem österreichischen Hof zur Hülfe erbot, und der sächsische Hof, den der Minister Graf Brühl leitete, bereits eine feindselige Haltung gegen Preußen nahm, weil ihm Oesterreich das altbrandenburgische Fürstenthum Crossen, das einst zu Schlesien gehört hatte, als ein zur leichtern Verbindung mit Polen dienendes Besitzthum versprach, da war es schon schwerer, einer Versuchung zu dem auf's Neue angetragenen Bündnisse mit Frankreich zu widerstehen. Dennoch suchte er noch demselben auszuweichen und hätte sich mit einem Theile Schlesiens begnügt, wenn Oesterreich nachgiebiger gewesen wäre; allein dieses gieng auf seine Vorschläge nicht ein.

Um nun in dem bevorstehenden europäischen Kampfe nicht allein zu stehen, schloß Friedrich am 4. (5.) Juni 1741 zu Breslau einen geheimen Vertrag mit Frankreich; sein Ehrgeiz, die einmal angefangene Sache durchzuführen und sich keiner Verspottung auszusetzen, gab den Ausschlag.

Der Breslauer Vertrag garantirte dem peußischen Hause dem Besitz von Niederschlesien mit Inbegriff von Breslau; wogegen der König von Preußen dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach. Doch verpflichtete sich Friedrich nicht, die Ansprüche Bayerns an Oesterreich mit den Waffen zu unterstützen. Für den Fall eines Angriffs sicherten sich Frankreich und Preußen gegenseitige Hülfe zu.

Kurfürst Karl Albert hatte schon am 22. Mai den Vertrag von Nymphenburg dahin abgeschlossen, daß Frankreich ihm zur Unterstützung seiner Erbrechte ein Hülfsheer von 16—26000 M. schicke, das jedoch der Kurfürst besolden sollte; eben so wollte Frankreich zur Unterstützung der Kaiserwahl ein Heer von 60000 M. auf eigne Kosten über den Rhein gehen lassen, wogegen der Kurfürst als künftiger Kaiser im Voraus die Erwerbungen anerkennen mußte, welche Frankreich in den Niederlanden oder anderwärts für sich machen würde! Dieser Tractat war dem König Friedrich unbekannt.

Auf die Unterstützung des Kurfürsten in Bezug auf das sog. Erbrecht legte Frankreich darum weniger Gewicht, weil es ihn zwar zum Kaiser machen wollte,

aber nicht zu einem ländermächtigen, als der er dann leicht Frankreichs Gegner hätte werden können.

6. Der österreichische Erfolgekrieg. Der Kurfürst von Bayern in Oesterreich, Sachsen an der böhm. Gränze, Frankreich in Westdeutschland. Abtretung Niederschlesiens. Beistand der Ungarn. Der Kurfürst in Prag. Seine Krönung als Kaiser Karl VII. Friedrichs Hülfsvertrag mit ihm; Sieg bei Czaslau. Der Berliner Frieden. Ober- und Niederschlesien preußisch.

Während nun Friedrich Brieg einnahm, sich im Lager von Strehlen eine besser eingeschulte Reiterei schuf, in das gährende Breslau eine preußische Besatzung legte und bereits abermals die Neiße überschritt, brach unvermuthet zwischen Bayern und Oesterreich **der österreichische Erbfolgekrieg** aus, der eine Umwandlung vieler bisherigen Verhältnisse ahnen ließ.

Es war am letzten Juni 1741, als ein bayrisches Heer plötzlich in Passau eindrang, worauf am 15. Aug. ein französisches Heer in bayrischen Farben über den Rhein gesandt und dem Kurfürsten mit der Erklärung zur Verfügung gestellt wurde, daß man damit nur „die Freiheit der Kaiserwahl aufrecht erhalten" wollte. Während sich bald darauf ganz Westdeutschland mit französischen Truppen füllte, zog der Kurfürst in Linz ein und nahm den Titel eines Erzherzogs an. — Auch Sachsen, vom französischen und bayrischen Hofe durch die Aussicht auf Oberschlesien und Mähren gewonnen, ließ Truppen gegen die böhmische Gränze rücken.

Jetzt erst giengen dem österreichischen Hofe die Augen auf! Die Bestürzung in Wien war groß: denn außer dem Neippergischen Heer, das gegen Preußen in Schlesien stand, hatte man den vielen Feinden keine eigene Armee entgegenzustellen.

Daher gab der Wiener Hof, der schon gleich beim Einbruch der Bayern in Oesterreich nach Presburg geflüchtet war, dem englischen Rathschlage, sich durch einen Vergleich mit Preußen wenigstens einstweilen diesen Feind vom Halse zu schaffen, obwohl mit Widerwillen Gehör. Man gestand dem König in einer geheimer Unterhandlung zu Kleinschellendorf Niederschlesien sammt Breslau, und selbst auch Neiße zu, und forderte nichts als

die mündliche Zusicherung, daß er Oesterreich nicht weiter angreifen wolle: noch in dem Laufe jenes Jahres sollte dann ein Friedensvertrag diesem Uebereinkommen Festigkeit geben; inzwischen sollte über diesen Vertrag — das war eine wesentliche Bedingung Friedrichs — das tiefste Stillschweigen beobachtet wurden.

Für den Augenblick hatten beide Theile nur den Gewinn, daß Neipperg's Truppen gegen die Bayern verwendet und Friedrichs Truppen sich in den Winterquartieren erholen konnten. Friedrich erkannte wohl, daß die neue Erwerbung noch nichts Festes war, und daß er, wollte er eine selbständige Macht werden, nicht stehen bleiben konnte. Das Streben aber, ein selbständiges Preußen zu schaffen, konnte nicht anders, als zu größern Verwicklungen führen, deren Ueberwindung er als Aufgabe ansah.

Mit dem vorläufigen Zurücktreten Preußens vom Kampfplatze konnte Oesterreich nun seine Kräfte sammeln. Zunächst versicherte sich Maria Theresia des Beistandes der Ungarn. Diesen erhielt sie aber erst nach wichtigen Zugeständnissen in Betreff einer Erweiterung der ungar'schen Privilegien. Nach erfolgter Krönung, die unter dem Jubel des Volks vor sich gieng, beschied sie (d. 11. Sept.) die Stände vor sich und erklärte ihnen, daß sie, von Allen verlassen, ihre Zuflucht zu der alten Treue und Tapferkeit der Ungarn nehme und ihnen ihre Person und ihr Kind anvertraue. Als ihr bei den letzten Worten die Thränen hervorbrachen, wurden die Abgeordneten so tief ergriffen, daß sie einstimmig Blut und Leben zu opfern gelobten, und in der Ständeversammlung nicht nur den Beschluß zu einem allgemeinen Aufgebot faßten, sondern auch den Gemahl der Königin als Mitregenten anerkannten. Als sodann derselbe in Gegenwart der Stände und der Königin den Eid leistete und die Königin ihren kleinen Joseph bringen ließ und ihn den Ständen zeigte, da nahm das begeisterte Vivat Maria Theresia Rex! kaum ein Ende und Jeder wollte die kleinen Hände des königlichen Kindes küssen.

Die Zugeständnisse, welche die Königin machen mußte, bestanden darin, daß sie Ungarn als den wichtigsten Theil ihrer Staaten ansehen, nur Eingeborne zu den Aemtern berufen, Siebenbürgen nur als ein von dem ungar'schen Königthum abhängiges Land besitzen, die Freiheit des Adels sowohl über-

haupt, als insbesondere die Freiheit seines Grundbesitzes von der Contributionspflicht anerkennen, und noch einige ähnliche Privilegien gewähren wolle. Der Königin kämen diese Zugeständnisse so schwer an, wie dort die Abtretung Schlesiens, allein es galt das Reich vor dem Ueberfall der Franzosen und Bayern zu retten.

Indessen hatte sich der Kurfürst in Oesterreich huldigen lassen und war bis Wien vorgedrungen, worauf er sich rasch nach Böhmen wandte und Budweis nahm, während ein französisch-bayrisches Heer Pilsen besetzte und ein sächsisches Elbe-aufwärts gegen Prag zog. Obgleich Neipperg schon an 40,000 M. beisammen hatte, so konnte er doch nicht mehr verhindern, daß Prag sich den Verbündeten ergab und dem Kurfürsten huldigte, der dann (19. Dez. 1741) sogleich nach Frankfurt a. M. reiste, um sich dort die römische Krone zu holen. Indeß gewann Neipperg Budweis wieder und schnitt den Bayern und Franzosen die Verbindung mit Oberösterreich ab, so daß der österreichische Hof wieder nach Wien zurückkehren konnte, worauf Truppen aus Ungarn und Italien, die Graf Khevenhüller an sich gezogen hatte, die Franzosen nach Linz zurückwarfen und durch die Einnahme von Schärding (7. Jan. 1742) den Weg nach Bayern öffneten. Und als der Kurfürst in Frankfurt am 24. Jan. zum Kaiser gewählt und am 14. Febr. als Karl VII. gekrönt wurde, zogen andern Tags die Oesterreicher in seine Hauptstadt München ein und nahmen bald darnach ganz Bayern in Besitz.

In dieser Bedrängniß suchte Karl VII. Hülfe bei dem König von Preußen. Dieser hatte nämlich unterdessen (und zwar schon gegen Ende Octobers 1741) wieder die Waffen gegen Oesterreich ergriffen, theils weil man seine Bedingung der Geheimhaltung des Kleinschellendorfer Vertrags nicht gehalten und ihn dadurch vor den Verbündeten compromittirt hatte, theils weil ihm das Waffenglück der Königin mit der Besorgniß erfüllte, daß man Schlesien wieder von ihm zurückfordern möchte, wie man denn allerdings in Wien keine Lust hatte, den definitiven Friedensvertrag mit Preußen einzugehen.

Zugleich wollte Friedrich den Einfluß der Franzosen, mit denen er ohnedieß nicht gerne verbündet war, in Deutschland nicht zu groß werden lassen: denn er besorgte, sie möchten, um den Engländern in Hannover zu schaden, den

Schweden Bremen und Verden wieder verschaffen wollen, wodurch dann auch sein Pommern in Gefahr würde gekommen seyn.

Nachdem er am 4. Nov. mit Bayern einen Hülfsvertrag geschlossen hatte, ließ er den Grafen Schwerin in Mähren einrücken, der am 27. Dez. Olmütz einnahm, indeß der Prinz von Dessau (im Jan. 1742) die Stadt und Grafschaft Glatz wegnahm und sich in Böhmen festsetzte. Der König selbst begab sich über Dresden nach Prag, ein sächsisches Heer belagerte Brünn', preußische Reiter fielen in Ungarn ein und Ziethen'sche Husaren streiften bis vier Meilen vor Wien.

Um Brünn zu entsetzen, rückte Prinz Karl von Lothringen mit 40,000 Oesterreichern heran, und trieb die Preußen und Sachsen wieder aus Mähren, so daß Friedrich mit seiner Armee nach Böhmen zurückging und die Sachsen und Franzosen, die ihn bisher schlecht unterstützt hatten, sich selbst überließ, um auf die ihm unter englischer Vermittlung angebotene Unterhandlung Oesterreichs einzugehen.

Da ihm aber Maria Theresia seine Forderungen nicht genehmigte, vielmehr es noch auf das Glück der Waffen ankommen lassen wollte, und der Prinz von Lothringen sich mit seinem Heere gegen Prag in Bewegung setzte, so warf sich ihm Friedrich mit dem Prinzen von Dessau von Kuttenberg her entgegen und lieferte am 17. Mai 1742 zwischen Chotusitz und Czaslau eine Schlacht, in welcher nach langer Unentschiedenheit theils die Ueberlegenheit der preußischen Artillerie, theils und hauptsächlich eine geschickte Wendung des Königs den Preußen den Sieg verschaffte.

Jetzt gab Maria Theresia alle weitern Glücksversuche auf und bot unter englischer Vermittlung die Hand zum Frieden. In Breslau wurden die Präliminarien am 11. Juli unterzeichnet und am 28. Juli sprach der Friede von Berlin dem König von Preußen den Besitz von Ober- und Niederschlesien (mit Ausnahme von Teschen, Troppau und des Landes jenseit der Oppa und des hohen Gebirgs) mit der Grafschaft Glatz zu, wogegen er die schlesischen Schulden von 1,700,000 Thalern übernahm.

Diese Schulden hatte Maria Theresia für diesen Krieg bei den Engländern gemacht und ihnen dafür Schlesien verpfändet: daher der verdoppelte Eifer dieser Mächte, den Frieden zu Stande zu bringen. Friedrich begnügte sich mit dem Errungenen, denn er hatte nie die Absicht gehabt, Oesterreichs Macht zu brechen, so wenig, als es ihm je in den Sinn kam, sich vom deutschen Reiche zu trennen, dem er eben durch die Wahl Karls VII einen neuen Halt hatte geben helfen. Daß er einseitig, ohne Vorwissen seiner bisherigen Verbündeten den Frieden mit Oesterreich abschloß, also gewissermaßen vertragsbrüchig erschien, war ihm selbst ein unangenehmer Gedanke: allein die politische Moral jener ganzen Zeit und aller ihrer Träger war nichts weniger als dem Evangelium gemäß. Frankreich indeß auf Kosten Deutschlands zu stärken, hielt er nicht für seine Pflicht, da er wohl fühlte, daß er von dieser Macht bei der nächsten Gelegenheit würde geopfert worden sein. Daher hatte die Nachricht von diesem Frieden für den französischen Hof die Wirkung eines betäubenden Schlags, indem der alte Fleury, der sich für den „feinsten Kopf in Europa" hielt, erklärte, daß er überlistet sei. Dagegen freuten sich die Seemächte, (England und Holland) und zauderten keinen Augenblick, dem König Friedrich den Besitz Schlesiens zu gewährleisten und eine Defensivallianz mit ihm zu schließen.

Das eroberte Gebiet umfaßte 650 Q. M. mit 1,200,000 Einwohnern deutschen und slavischen Ursprungs in 150 größern und kleinern Städten und 5000 Dörfern, also ein Drittheil des ganzen damaligen preußischen Landes. Vor Allem wandte nun Friedrich seine Sorge auf eine neue Organisation Schlesiens, und wiewohl er in Bezug auf Steuern und Abgaben, Verwaltung und Gesetzgebung viele Aenderungen vornahm und neue Einrichtungen machte, so fügten sich doch die neuen Unterthanen ohne ernstlichen Widerstand in die neue Ordnung der Dinge, zumal er Alles that, sie durch humane Behandlung, durch das Gebot der Religionsduldung und durch Belebung des Handels und Gewerbes zu gewinnen. Alles Einkommen (von dem er für seine Person nur 16,000 Thlr. in Anspruch nahm) verwendete er zum öffentlichen Dienst, vorzüglich zur Instandhaltung und Vermehrung des Heers und zur Verstärkung von fünf schlesischen Festungen; von den Ersparungen wurde der Schatz, der durch diesen Krieg fast ganz geleert worden war, bedacht, um bei voraussichtlich kommenden neuen Kriegsgefahren einen Halt an ihm zu haben.

7. Vertreibung der Bayern und Franzosen aus Böhmen und Bayern. Sieg des englisch-österreichischen Heeres bei Dettingen. Maria Theresia mit England, Sardinien und Sachsen; Friedrich mit Rußland, Schweden und Frankreich. Zweiter schlesischer Krieg. Karl's VII Tod. Der Friede zu Füßen zwischen Oesterreich und Bayern.

Es hatte die Königin Maria Theresia tief geschmerzt, daß man ihren Gemahl bei der Kaiserwahl hintangesetzt hatte; doch gab sie den Gedanken nicht auf, ihn noch an der Spitze des deutschen Reiches zu sehen. Durch den Frieden mit Preußen sah sie sich in den Stand gesetzt, diesen Plan zu verfolgen und sich für Schlesien einen Ersatz zu verschaffen. Auch kam es ihr zu Statten, daß sich auch der sächsische Hof aus dem Nymphenburger Bündniß zurückgezogen hatte, weil ihm denn doch die französische Vasallenschaft noch gefährlicher, als die österreichische erschien.

Dazu kam, daß den Engländern Alles daran lag, Frankreich wo möglich unter Oesterreich zu erniedrigen und den französischen Einfluß auf Deutschland auszuschließen: daher sammelten sie ein Heer von englischen, österreichisch-niederländischen und hannöverschen Truppen und ließen sie unter dem Namen der pragmatischen Armee durch das Gebiet von Jülich und Köln nach dem Mittelrhein vorrücken. Das französische Kabinet hatte ohnedieß schon erkannt, daß dieser Krieg Frankreich nur Schaden bringen werde, und daher sein Heer unter dem Marschall Broglie aus Böhmen zurückgezogen; es hielt nur noch Eger und die Oberpfalz fest, so daß es Maria Theresia leicht wurde, Prag wieder zu gewinnen, das mit Freuden unter die österreichische Herrschaft zurückkehrte.

Vergebens suchte der Kaiser, der im April 1743 wieder in seine Hauptstadt München zurückgekehrt war, die Franzosen zu einem erneuerten Angriff auf Oesterreich zu bringen: er konnte daher nur eine Defensivstellung nehmen. Bald jedoch gelang es den Oesterreichern, diese Defensionslinie zu durchbrechen, Braunau den Bayern wieder zu entreißen und die Franzosen aus Bayern hinauszuwerfen. Da mußte der Kaiser, vom Herzog Karl von Lothringen gedrängt, am 8. Juni wieder aus München fliehen und sein Land

abermals den Oesterreichern überlassen, worauf sich Maria Theresia in München huldigen ließ.

Mit Verdruß sah der Kaiser sich vom französischen Kabinet bloßgestellt, dem es offenbar nur darum zu thun war, seine Armee an sich zu ziehen, um sie am Rhein gegen die vorrückenden Engländer zu verwenden: ja um diese vom Mittelrhein zu verdrängen, erschien aus Frankreich ein zweites Heer unter dem Herzog von Noailles, wurde aber bei Dettingen am 27. Jul. 1743 von den Engländern und Oesterreichern so geschlagen, daß es sich wieder über den Rhein zurückzog.

Eine Unterhandlung, in welcher der Kaiser seine Ansprüche auf die österreichischen Erblande gegen Rückgabe der seinigen aufgeben wollte, wenn England ihn zur Behauptung seines kaiserlichen Ansehens mit Geldmitteln unterstützen würde, scheiterte an dem Widerspruch des englischen Parlaments, das nur die Bekämpfung Frankreichs in dem kaiserlichen Bundesgenossen desselben vor Augen hatte. Das eben kam dem Wiener Hof zu Statten.

Maria Theresia betrieb nun mit allen Kräften die Fortsetzung des Kriegs und brachte sogar eine Protestation gegen die jüngste Kaiserwahl vor. Hierauf schloß sie (den 13. Sept. 1743) mit England und Sardinien zu Worms ein Bündniß, das eine Gewährleistung ihres Besitzstandes, wie er 1739 war, enthielt; auf das nämliche Ziel hin gieng sie auch einen Vertrag mit Sachsen ein.

Diese drohenden Bündnisse ließen den König erkennen, daß man in Wien damit umgehe, ihm Schlesien irgend einmal wieder zu entreißen, zumal in jenem Vertrag von Worms jeder frühere Tractat von neuem bestätigt, des Breslauer Tractats aber gar nicht erwähnt worden war, und zu Wien und anderwärts Reden fielen, die darauf hinausgiengen, man wolle den König von Preußen wieder zum Markgrafen von Brandenburg herabsetzen. Auch war es für ihn eine Ehrensache, den Kaiser, den er mitgewählt hatte und den man seiner Würde entkleiden wollte, aufrecht zu erhalten.

Er faßte daher den Entschluß, den Absichten der Gegner zuvorzukommen. Zuvörderst aber bedurfte er ebenfalls Bundesgenossen und fand sie in der Kaiserin Elisabeth von Rußland und in dem von Rußland abhängigen Schweden.

Rußland, wo jüngst Elisabeth, Peters des Großen Tochter, durch den Sturz ihrer Gegner sich des Thrones bemächtigt hatte, suchte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er zwischen dem Thronerben Peter, für den man eine Gemahlin suchte, und der Prinzessin Sophia von Anhalt-Zerbst, deren Vater in preußischem Dienst Befehlshaber und mit dem holsteinischen Hause verwandt war, eine Vermählung zu Stande brachte. (Die Prinzessin erhielt in Folge des Religionswechsels, dem sie sich dabei unterwerfen mußte, den Namen Katharina, unter dem sie späterhin als Czarin berühmt wurde.) — Desgleichen gab Friedrich auf Betrieb des russischen Hofs seine älteste Schwester Ulrike dem Thronerben von Schweden, so daß nun zwischen Preußen, Rußland und Schweden eine Tripelallianz im Werk war.

Wichtiger noch war ihm aber eine abermalige Verbindung mit Frankreich, wo nach Fleury's Tode Ludwig XV selbst die Regierung leitete, der, über das Vorrücken der Engländer in Sorgen, nun dem König Friedrich (durch — Voltaire, der selbst nach Berlin kam) seine Geneigtheit zu einem Bündniß mit ihm zu erkennen geben ließ. Rasch gieng Friedrich darauf ein und verlangte, Frankreich solle, um die Seemächte zu beschäftigen, in die österreichischen Niederlande eindringen und zugleich in Westfalen die Hannoveraner bedrohen, indeß er (Friedrich) selber Böhmen für den Kaiser Karl einnehmen, für sich aber Oberschlesien behalten und einige böhmische Kreise erwerben wollte.

Obgleich seine Minister sich von der Klugheit seines Planes nicht überzeugen konnten, so bestund er doch auf Erneuerung des Krieges, denn er wollte lieber „mit Ehren untergehen", als sich von seinen Gegnern verkleinern lassen.

Nachdem Ludwig XV mit 100000 M. den Feldzug von 1744 durch einen Einfall in die Niederlande und durch Wegnahme verschiedener Gränzplätze eröffnet hatte und ein französisches Heer am Oberrhein gegen den Prinzen von Lothringen und den kaiserlichen Feldmarschall von Traun, wiewohl nicht glücklich, operirte, führte Friedrich ein Heer von 80000 M. „kaiserlicher Hülfstruppen", (wie er sie im Manifest nannte) in drei Colonnen durch Sachsen nach der böhmischen Gränze, indeß Schwerin mit einer vierten Colonne von Schlesien her in Böhmen einbrach und am 1. Sept. vor Prag anlangte. Nach einer wirksamen Beschießung ergab sich

Böhmens Hauptstadt am 16. Sept. und schon sah Friedrich Böhmen zu seinen Füßen liegen, da er auch kurz darauf Tabor und Budweis in seine Gewalt bekommen hatte.

Indeß aber rief der Wiener Hof, der den Einfall in Böhmen für einen Bruch des Breslauer Friedens ansah, das unter dem Prinzen von Lothringen in's Elsaß eingedrungene Heer zurück, um es in Böhmen zu verwenden. Da die Oesterreicher auf diesem Rückzuge von den Franzosen nicht lebhaft verfolgt wurden, (weil diese seit der Dettinger Niederlage keine Lust hatten, sich weit in Deutschland hinein zu wagen), so langten sie glücklich in Böhmen an, vereinigten sich mit den Sachsen und nahmen bei Marlowitz eine feste Stellung.

Friedrich suchte sie zu einer offenen Schlacht zu reizen; aber der vorsichtige Traun nahm sie nicht an: Friedrich mußte sich des ungünstigen Bodens wegen hinter die Elbe zurückziehen und sogar Budweis und Tabor wieder in die Hände der Oesterreicher fallen sehen. Bald darauf rückte der Prinz von Lothringen gleichfalls über die Elbe und schnitt dem Könige die Verbindung mit Prag ab, so daß diesem nichts übrig blieb, als Prag mit allem dort befindlichen preußischen Geschütz aufzugeben und sich nach Schlesien zurückzuziehen.

Nun kehrte ganz Böhmen, dessen Bevölkerung ohnedieß den Preußen entgegen war, wieder unter die Herrschaft Oesterreichs zurück, das ohne Schlacht und Belagerung zu diesem Ergebniß kam.

Ohne Zögern ließ nun Maria Theresia, die wenigstens einen Theil von Schlesien wieder zu bekommen sich sehnte, in Oberschlesien einrücken und Glatz, Troppau und Jägerndorf besetzen. Während Friedrich es dem alten Dessauer (der ganz glücklich war, einmal wieder verwendet zu werden) überließ, den Feind aus Oberschlesien hinauszudrängen, beredete Friedrich sowohl mit Frankreich, das unterdeß Freiburg und den Breisgau für Karl VII erobert und eine starke Stellung am Mittelrhein genommen hatte, als auch mit dem Kaiser, der im October seinen Aufenthalt von Frankfurt nach München verlegt hatte, einen neuen Feldzugsplan.

Doch ein unerwartetes Ereigniß gab der französischen und preußischen Politik eine andere Wendung. Der Tod Karl's VII

(am 20. Jan. 1745) entband sie der lästigen Verpflichtung, das bayrische Haus im Kaiserthum zu erhalten: man beschränkte sich darauf, den bayrischen Thronfolger in seinem Erblande zu schützen, das die Oesterreicher unter Bathiany und Bernklau schon wieder bis an die Isar eingenommen hatten.

Da aber der junge Kurfürst Maximilian III, nach einem vergeblichen Widerstand bei Pfaffenhofen, selbst erkannte, daß er die Ansprüche seines Vaters nicht behaupten könnte, so schloß er unter Verzichtleistung auf dieselben am 22. April 1745 mit Oesterreich den Frieden zu Füßen und versprach, dem Gemahl der Maria Theresia seine Stimme bei der neuen Kaiserwahl zu geben.

Nunmehr hatte Maria Theresia, die schon im Januar mit England, Sachsen und Holland zu Warschau einen neuen Bund gegen Preußen geschlossen hatte, freiere Hand, konnte in Schlesien und am Rhein entscheidender vorgehen und zugleich die Wahl ihres Gemahls zum Kaiser mit leichterem Erfolge betreiben.

8. Friedrich's mißliche Lage. Die Oesterreicher in Oberschlesien. Friedrich's Sieg bei Hohenfriedberg. Englands Vermittlung. Sieg bei Sorr. Kaiser Franz I. Friedrich's Einfall in Sachsen; Flucht August's III. Sieg des Dessauers bei Kesselsdorf. Der Friede von Dresden.

König Friedrich hatte sich durch seine fruchtlose Unternehmung auf Böhmen in eine schlimme Lage versetzt: sein Schatz war erschöpft; der russische Hof wurde ihm abtrünnig; der Füssener Friede isolirte ihn gewissermaßen; die Vertheidigung Oberschlesiens, das fast ganz von den Oesterreichern überschwemmt war, wurde immer schwieriger: in Berlin sah man schon Alles verloren. Wäre Friedrich auf christ-gläubigem Boden gestanden, so hätte sich die Volkstheilnahme lebhafter für ihn geregt: so aber „stand er in seiner Gesinnung allein," die sich in der damaligen Lage bei ihm in einem gewissen Stoicismus äußerte, der es ihm übrigens in Verbindung mit seinem persönlichen und dynastischen Ehrgeiz und mit seinem Feldherrentalent möglich machte, mit Umsicht und Kaltblütigkeit anzuordnen, was der bevorstehende große Rettungskampf erheischte. Zum Glück sah er sich auch durch tapfere Generale unterstützt, die

wie Winterfeld und Ziethen mitten unter den Nachtheilen des oberschlesischen Kriegs durch einzelne glänzende Thaten den Muth des Heeres belebten.

Als z. B. der König bei Frankenstein durch 20000 Oesterreicher von der Verbindung mit dem Corps seines Vetters, des Markgrafen Karl, abgeschnitten war, befahl der König dem Ziethen sich mit seinem Husarenregiment durch die Oesterreicher durchzuschlagen und sollte auch von seinen Husaren nur Einer durchkommen, der dem Markgrafen melden könnte, daß der König seines Beistands bedürfe. Um dem Könige zu gehorchen, doch aber auch das Leben seiner Husaren nicht grausam zu opfern, befahl Ziethen ihnen, ihre neuen Uniformen anzuziehen, worin die Oesterreicher sie noch nicht gesehen hatten, und zog so mitten durch die vom Feind besetzte Gegend, indem er sich an einen feindlichen auf dem Marsch befindlichen Trupp anschloß, der die Ziethenschen Husaren für österreichische hielt. Zuletzt wurde er erkannt und von den Panduren angegriffen, schlug sich aber zum Markgrafen durch, der nun seinerseits auch in einem kühnen Zug und unter glücklichen Gefechten die Vereinigung mit dem Könige bewerkstelligte.

Bereits hatten sich die Oesterreicher, im Besitz von Oberschlesien, unter dem Prinzen von Lothringen mit den sächsischen Truppen vereinigt und waren im Begriff, den Gebirgsübergang bei Landshut zu bewerkstelligen, um den König, der eine Bewegung gegen Schweidnitz machte, die man österreichischer Seits für einen Rückzug nahm, zu verfolgen und so vielleicht bald als Sieger in Breslau einzuziehen.

Da zog der König, der erkannte, daß nichts als eine Schlacht ihn retten könnte, seine Truppen zusammen und bezog ein Lager zwischen Schweidnitz und Striegau, indeß die österreichischen und sächsischen Generale auf den Anhöhen von Hohenfriedberg (einem schlesischen Dorfe auf der Straße von Jauer nach Landshut) ihr Heer in acht Colonnen durch verschiedene Gebirgsthäler defiliren ließen.

Hier am Fuße des Gebirgs sollte es sich entscheiden, ob Friedrich Herr von Schlesien sowohl, als auch in der Stellung bleiben sollte, die er sich bis dahin unter den Mächten Europa's gewonnen hatte.

Am 4. Juli 1745 erfolgte die berühmte Schlacht bei Hohenfriedberg, aus der Friedrich — als Sieger hervorgieng.

Vor Mitternacht setzte sich das preußische Heer gegen Striegau in Marsch, und als der Morgen graute, gab der König die Befehle zur Schlachtordnung. Er gedachte zuerst die Sachsen zu schlagen und dann die Oesterreicher anzugreifen. Um 4 Uhr hallte der Donner des preußischen Geschützes durch das Gebirg. Der Angriff (unter den Generalen Winterfeldt, Rothenburg und Stille) auf die Sachsen, die sich mit Nachdruck wehrten, geschah mit Muth und Tapferkeit, und Fußvolk und Reiterei, sich gegenseitig unterstützend, verdrängten die Sachsen aus ihrer Stellung. Bei dem Angriff auf die Oesterreicher gerieth der linke preußische Flügel, durch feindliche Wachtfeuer verführt, zu weit links, während der rechte geradezu vordrang, so daß sich wegen des dadurch entstehenden großen Zwischenraums die Linie nicht so schnell und in gehöriger Weise bilden konnte; dabei hatten Fußvolk und Reiterei mehrere Gräben, Moräste, Hecken und Zäune zu passiren, während der Feind, hie und da von Gebüschen verdeckt, seine Batterien spielen ließ: deßungeachtet warfen ihn die preußischen Regimenter über den Haufen. Das Feuer aus Geschütz und Gewehr war so arg, daß die Berge zu zittern schienen. — Um 7 Uhr Morgens war der linke feindliche Flügel bis zum Centrum hin allenthalben geschlagen. Der Prinz von Lothringen hoffte die Schlacht noch herzustellen, wenn es ihm gelänge, den Preußen in die linke Flanke zu kommen. Seine Reiterei unterlag zwar der preußischen, aber die österreichische Infanterie unter dem besonnenen Marschall Leopold von Daun brachte der preußischen durch ein furchtbares Feuer schwere Verluste bei. Erbittert darüber, daß ihre Kameraden so jämmerlich zusammengeschossen wurden, brachen die Dragoner des Regiments Bayreuth unter dem Oberst Geßner mitten durch eine feindliche Lücke, warfen den Feind über den Haufen, brachten den ganzen österreichischen Flügel zur Flucht und erbeuteten 66 Fahnen, worauf noch einige andere Regimenter mit gefälltem Bajonett den Rest zurückschlugen, also daß die Preußen gegen 8 Uhr Morgens Meister des Schlachtfeldes waren. Noch auf dem Schlachtfeld erhielt jenes tapfere Regiment ein Belobungsschreiben vom König. Um Mittag hatte sich der Feind vollends in das Gebirg zurückgezogen, nachdem er 5000 Todte und 7000 Gefangene verloren hatte. Der König ließ allen Verwundeten Erfrischungen reichen und ritt zu den Regimentern hin, die am meisten gelitten hatten, um ihnen zu danken.

Im ganzen Land fühlte man, daß diese Schlacht eine dauernde Entscheidung gebracht habe. Allenthalben in den evangelischen Ortschaften, in denen man die Kanonade gehört hatte, war man auf die Kniee gefallen, um von Gott den Sieg zu erflehen; daher Jubel überall, besonders in Breslau. Alles erkannte, Gottes Schutz habe augenscheinlich gewaltet, und selbst Friedrich, davon ergriffen, sagte

zum französischen Gesandten: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar beschützt!"

Hierauf beschloß der König den Krieg fortzusetzen, aber nur um sich Frieden zu verschaffen. Das Nächste war, daß er den Oesterreichern, die sich nach Böhmen zurückzogen, dahin folgte, um seinem eigenen Lande Erleichterung zu verschaffen.

Als er Landshut passirte, traten ihn etliche tausend Bauern an und fragten ihn, ob sie ihre katholischen Nachbarn, von denen sie früher so gedrückt worden wären, todtschlagen sollten; allein Friedrich wieß sie auf das Gebot der Feindesliebe im Evangelium so, daß sie ihm Recht gaben und ruhig wieder heimzogen.

Lange beobachteten sich die feindlichen Heere und begnügten sich mit dem Kleinkrieg. Unterdeß gab Friedrich, zufrieden, den Feind wieder aus Oberschlesien verdrängt zu haben, dem Könige von England zu erkennen, daß er keine neue Eroberung mehr bezwecke und auch dem Gemahle der Königin seine Stimme bei der Kaiserwahl geben wolle, wenn man ihm Schlesien garantiren wolle. Hierauf schloß König Georg, der beständigen Subsidien an Oesterreich müde, mit Friedrich am 26. Aug. 1745 einen Vertrag, worin er sich verpflichtete, die Königin und die übrigen Mächte zu einem Frieden zu bewegen.

Allein Maria Theresia erklärte mit gewohnter Lebhaftigkeit, sie wolle lieber den Rock vom Leibe, als Schlesien verlieren, und drang in den Prinzen von Lothringen, noch eine Schlacht zu wagen. Als daher Friedrich, sich deß nicht versehend, mit nur 18000 M. ein Lager bei Staudenz bezog, ward er von dem Prinzen mit 40000 M. angegriffen und nur der außerordentlichen Tapferkeit seiner Preußen, insbesondre der Schnelligkeit seiner Reiterei, hatte der König es zu danken, daß er die Schlacht bei Sorr (30. Sept.) gewann und, wiewohl von den Panduren beunruhigt, doch glücklich nach Schlesien zurückgehen konnte, von wo er, nach geschehener Vertheilung seines Heeres nach Berlin zurückkehrte, um dort die Friedensunterhandlungen vorzubereiten.

Unterdessen war, am 13. Sept., Maria Theresia's Gemahl als Franz I zum Kaiser gewählt und in Wien auf den Vorschlag des sächsischen Ministers Grafen Brühl der Plan gefaßt worden, von zwei Seiten her in das Herz des preußischen Staates zu brin-

gen, um den König zu zwingen, Schlesien an Oesterreich, Magdeburg mit Kottbus an Sachsen abzutreten.

Kaum hatte Friedrich geheime Kunde davon bekommen, so ließ er die Pässe nach Böhmen und der Lausitz besetzen, zog mit dem Hauptheer über Naumburg nach Görlitz und trieb durch Ziethen und Winterfeldt fünf Regimenter Sachsen in die Flucht. Erschreckt dadurch kehrte ein anderes sächsisches Heer, das sich schon der brandenburgischen Gränze näherte, nach Dresden zurück; auch der Prinz von Lothringen zog sich mit Verlust seines Gepäcks, das Winterfeldt seiner Nachhut abnahm, nach Böhmen zurück. Der alte Dessauer nahm Leipzig ein und gieng auf Dresden los, das August III verließ, um nach Prag zu fliehen.

Unterdeß rückte Friedrich in Meißen ein, und eben, als er ein Schreiben seines Gesandten gelesen hatte, der meldete, daß König August zum Frieden geneigt sey, kam die Kunde von des alten Dessauer's Sieg bei Kesselsdorf (den 15. Dez.), dadurch Dresden in Friedrichs Gewalt kam und der sächsische und kaiserliche Stolz so gedemüthigt wurde, daß man nun gerne Friedrich's billige Friedensbedingungen annahm.

Die Sachsen hatten unter dem Marschall Rutowsky (einem Halbbruder des Marschalls Moritz von Sachsen) ihre Stellung auf den Hügeln an einem Grunde, den die Tzschone (ein Nebenfluß der Elbe) bildet. Am Fuße jener Hügel liegt das Dorf Kesselsdorf, das mit starken Batterien befestigt war. Rechts hin lehnte sich die sächsische Linie an eine österreichische Abtheilung unter Grünne. Die Preußen, geführt von dem alten Fürsten, rückten in zwei Linien an und eröffneten das Treffen durch einen Angriff auf das Dorf. Zweimal aber wurden die Grenadiere von dem mörderischen Feuer der Batterien geworfen, so daß die Kesselsdorfer Besatzung, in der Meinung, den Sieg schon in Händen zu haben, ihre feste Verschanzung verließ, um die Geworfenen zu verfolgen. Schon dachte der Fürst den Tod suchen zu müssen, um eine Niederlage nicht zu überleben, als er in den Reihen der Verfolger Unordnung gewahrte; sogleich ließ er die Dragoner einhauen und sie auseinandersprengen, worauf er das Dorf gewann, worin der Feind für einen Rückhalt zu sorgen versäumt hatte.

Inzwischen machte auch sein jüngster Sohn, der muthige, in der Schule seines Vaters herangebildete Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, einen Angriff auf das Centrum der sächsischen Schlachtordnung, die jenseits des Tzschonegrundes aufgestellt war. Er sprang voran in das halbgefrorne morastige Wasser des Grundes, und unter dem Kugelregen der Feinde folgten ihm neun Bataillone und

klommen zum Erstaunen der Feinde, die mit Schnee und Eis bedeckten Hügel hinan. Als die feindliche Reiterei sie hinabtreiben wollte, hatten sie sich schon in Reih und Glied gestellt und empfiengen dieselbe mit so kräftigem Feuer, daß sie wich; auch das sächsische Fußvolk konnte ihnen nicht widerstehen, und nach drei Stunden war die ganze Schlacht entschieden. Hätte nicht die ungünstige Gegend den linken Flügel der preußischen Reiterei am weitern Nachdringen gehindert, so würde die sächsische Armee vernichtet worden seyn, die sich nun nach Pirna zurückzog.

Der Fürst von Dessau, dessen alter Kriegsruhm sich durch diese seine letzte That noch so glänzend bewährt hatte, war ganz glücklich, seinen König, der, von Meißen herkommend, ihn mit entblößtem Haupte begrüßte und umarmte, auf dem Schlachtfelde (auf welchem von beiden Seiten 5000 Todte lagen) umherführen zu dürfen. Am andern Tage nahm der König von Dresden Besitz, und der sächsische Hof war froh, daß der König keine andern, als die schon früher angebotenen Bedingungen machte. Dieser Umstand bewog auch Oesterreich, mit dem Frieden zu eilen, zumal sich von England keine Subsidien mehr erwarten ließen und die Spanier so eben in der Lombardei Mailand eingenommen hatten. Also wurde am 18. Dez. 1745 von den Sachsen, am 25. Dez. von den Oesterreichern der Friede von Dresden unterzeichnet. In diesem Frieden verzichtete der sächsische Hof auf alle Ansprüche an die im Breslauer Frieden abgetretenen Gebietstheile und verpflichtete sich zur Entrichtung von 1 Mill. Thlrn. — Oesterreich nahm die Grundsätze des hannoverischen Vertrags an: es bestätigte abermals den Frieden von Berlin, erkannte die darin festgesetzte Gränztheilung an und leistete feierlich Verzicht auf die darin abgetretenen Länder. Dagegen erkannte Friedrich den Gemahl Maria Theresia's als Kaiser an. England gab sein Einverständniß zu erkennen und Frankreich that wenigstens keinen Einspruch gegen diesen Frieden.

Der Jubel und die dankbare Verehrung, womit Friedrich nach seiner Rückkehr in Berlin empfangen wurde, war ungemein groß, und mit allgemeiner Beistimmung wurde er zum Erstenmale feierlichst als „der Große" begrüßt, und dabei fühlten sich zugleich die verschiedenen Bevölkerungen des preußischen Staates zum Erstenmal als Ein Volk.

9. Oesterreichs fortgesetzter Kampf mit Frankreich und Spanien in den Niederlanden und in Italien bis zum Frieden von Aachen. (Beendigung des Kriegs der Seemächte mit Frankreich und Spanien.)

Während sich nun Friedrich ganz der Sorge für die innere Hebung seines Staates hingeben konnte, hatte Maria Theresia, obwohl ihr dieser Friede mit Preußen freiere Hand gab, doch noch etliche Jahre mit Frankreich und Spanien, und zwar mit jenem in den Niederlanden und mit beiden in Italien, einen schweren Kampf zu bestehen.

In den Niederlanden hatten die Franzosen im Jahre 1746 bereits Westflandern, Hennegau, Brabant mit Brüssel erobert und die österreichischen Niederlande bis auf Luxemburg und Limburg in ihrer Gewalt. Im Jahr 1747 griff der siegreiche Marschall Moritz von Sachsen sogar die holländische Republik an und eroberte das ganze holländische Flandern. Dort aber erhob sich die bisher unterdrückte oranische Partei, vom Volk unterstützt, in vielen Städten der Republik (zunächst in Seeland) gegen die regierenden Magistrate und verlangte zum Schutze des Landes die Wiederherstellung der seit Wilhelm's III Tod unbesetzt gebliebenen Erbstatthalterschaft. Sie brachte es dahin, daß Wilhelm IV von Nassau-Oranien, Schwiegersohn des Königs Georg II v. England, mit der Erbstatthalterwürde bekleidet und diese (am 16. Oct. 1747) in der männlichen und weiblichen Linie dieses Hauses erblich erklärt wurde. Sogleich wurde alsdann eine durchgängige Volksbewaffnung angeordnet und Alles aufgeboten, den Krieg gegen Frankreich mit großem Nachdruck zu führen.

In Italien waren die Spanier mit den Franzosen anfangs in bedeutendem Vortheil: denn sie hatten Piemont, Mailand, Parma und Piacenza für Don Philipp erobert; allmählig aber gewann Oesterreich in Verbindung mit Sardinien durch den Fürsten Wenzel von Lichtenstein wieder mehr Fuß, und als nach dem Tode des spanischen Königs Philipp V (1746) die Königin-Wittwe Elisabeth (Farnese) ihren lange behaupteten politischen Einfluß verlor — indem der neue spanische König Ferdinand VI, durch seine portugiesische Gemahlin für England gewonnen, seinen Halbbruder, den obgenannten Don Philipp, nur schwach unter-

stützte, — so mußte sich das zusammengeschmolzene spanische Heer aus Italien zurückziehen, so daß nun die Oesterreicher Genua besetzten und unter dem Marschall Brown einen Einfall in Süd-Frankreich machten. Allein dort konnten sie sich nicht halten, und da zugleich in Genua ein Aufstand ausbrach, kehrten sie wieder nach Italien zurück und vermochten dem abermaligen Eindringen der Franzosen nur mit Mühe zu begegnen.

Indeß waren alle Theile des Krieges müde, und da so eben die Kaiserin Elisabeth von Rußland sich für Oesterreich rüstete und schon ein Heer von 40000 M. gegen den Rhein aufbrechen ließ, so beschleunigte Frankreich die lange von ihm hingehaltenen Friedensunterhandlungen, und eben als die Franzosen Mastricht eingenommen hatten, wurde am 30. April 1748 der Friede zu Aachen abgeschlossen und am 18. Oct. ratificirt. Dieser Friede, bei dessen Abschluß auch König Friedrich thätig war, beendigte (gerade 100 Jahre nach dem westfälischen Frieden) den österreichischen Erbfolgekrieg sowohl, als auch den Seekrieg, welchen Spanien und Frankreich mit England und Holland gleichzeitig geführt hatten.

An diesem Seekrieg, den zunächst England seit 1739 mit Spanien begonnen hatte, weil dieses das Recht, britische Schiffe in Westindien zu visitiren, in Anspruch nahm, hatte Ludwig XV erst seit 1744, als die französisch-spanische Flotte von der englischen im Mittelmeer geschlagen worden war, offenen Theil genommen. Um das Haus Hannover vom englischen Thron zu stoßen, unterstützte er den Sohn des ehemaligen stuartischen Kronprätendenten Jakob's III, Karl Eduard. Dieser landete in der Zeit, als Georg II bei dem Heere in den Niederlanden war, mit einem unter dem Marschall Moritz von Sachsen stehenden Heere 1745 in Schottland, fiel mit Unterstützung der stuartisch-gesinnten Partei der Schotten in England ein und drang bis Derby (unfern London) vor. Allein das englische Volk, das sich in seiner Verfassung und Kirche durch ihn bedroht sah, erhob sich, trieb unter dem Herzog von Cumberland den Prätendenten und seinen in sich selbst uneinigen Anhang nach Schottland zurück und schlug ihn dort bei Culloden 1746, worauf sich derselbe unter langwährenden und großen Gefahren nach Frankreich rettete. Auch zur See waren die Engländer glücklich, während Frankreichs Handel und Seemacht ungeheure Verluste erlitt.

In Folge des Aachner Friedens gaben die kriegführenden Mächte alle gegenseitigen Eroberungen heraus, nur daß Maria Theresia die Fürstenthümer Parma, Piacenza und Guastalla an Don

Philipp, und einen kleinen Theil von Mailand, nämlich Tortona und Novara, an den König von Sardinien abtreten mußte, dafür aber die im Anfang des Kriegs in Frage gestellte Existenz ihrer Gesammtmonarchie rettete. — Dem König von Preußen wurde der Besitz von Schlesien zugestanden. — Das deutsche Reich aber wurde bei diesem Frieden gar nicht gefragt, ja im Friedensvertrag gar nicht erwähnt; willig hatte es die Verletzung des westfälischen Friedens, welcher Bündnisse mit auswärtigen Mächten gegen Kaiser und Reich verbot, hingenommen, und dadurch bewiesen, daß es factisch aus der Reihe der europäischen Mächte verschwunden war und nur noch in seinen äußern Formen fortbestand.

10. Friedrich's des Großen Friedensthätigkeit. Ordner des Staatshaushalts und Heerwesens. Seine Sorge für Unterthanenwohl. Sein Privatleben. Seine Freunde und Gesinnungsgenossen. Voltaire am Hofe zu Berlin.

So sehr den König Friedrich der Ruhm des größten Feldherrn seiner Zeit erfreute, so äußerte er doch, daß er „den wahren Ruf darin finde, für das Glück und die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sorgen." Daher war es sein Erstes die Wunden des Kriegs zu heilen, durch unermüdete Thätigkeit nicht nur in allen Theilen seines Staates (zu denen auch 1744 durch Lehensanfall Ostfriesland gekommen war) die gestörte Ordnung zurückzuführen, sondern ihn auch von Grund aus durch neue wohlüberdachte Einrichtungen innerlich auf eine höhere Stufe zu heben.

Vor Allem ordnete er den Staatshaushalt wieder: denn der Krieg hatte ihm 8 Mill. Rthlr. gekostet, und am Ende desselben befanden sich nur noch 15000 in der Kasse. Als Mittel zur Verbesserung der Finanzen dienten: eine scharfe Controle für die Cassebeamten, Sorge für eine unbestechliche und arbeitsame Staatsdienerschaft, Schutz der verschiedenen Stände wider gegenseitige Beeinträchtigungen, administrative Behandlung jeder Provinz nach ihrem besondern Bedürfniß (in Cleve Sorge für Waldanpflanzungen, in Pommern für Vermehrung der Bevölkerung, für Anlegung vieler neuen Dörfer 2c.); Verbesserung des Manufactur=

und Handelswesens (durch Förderung der Schaaf- und Seidenzucht, durch Canalbauten ꝛc.); genaue Ordnung im Abgabesystem, Regelung der Provinzialeinkünfte; Bestreitung der außerordentlichen Bedürfnisse, besonders der militärischen aus den Erübrigungen; Sparsamkeit und Einfachheit im Hofhalt.

Seine Sorgfalt für Hebung der Ordnung und des Wohlstandes trat besonders auch bei seinen Reisen hervor. In allen Orten, durch die er kam, erkundigte er sich nach den Zuständen und fehlenden Bedürfnissen, und überraschte oft die Amtleute durch seine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen ihres Bezirks. Besonders redete er gern mit Bauern und geringen Leuten und machte sie zutraulich; er nahm sich vorzüglich derjenigen Bauern an, die von ihren Gutsherrn gedrückt wurden. Wo er bemerkte, daß ein Mißbrauch abzustellen, eine Verbesserung anzubringen, Mangelndes herbeizuschaffen sey, traf er entweder sogleich Abhülfe oder verzeichnete es selbst in seine Schreibtafel. Daher die Bewunderung und Liebe des Geringsten im Volk für den großen Fritz.

Eine gleich große Sorgfalt widmete er fortwährend dem Heerwesen, wobei er von dem Grundsatz ausgieng, der Friede sei das Studium der Kriegskunst, der Krieg die Ausübung derselben. Dabei kam es ihm vor Allem auf die Erhaltung der Disciplin an, von welcher der Ruhm und der Bestand seines Staats abhienge. Unausgesetzte Uebungen in raschem Anrücken; geschlossene Haltung, schnelles Schießen, strenge Gewöhnung an Ordnung und Gehorsam, Belebung des kriegerischen Geistes und der Tapferkeit — waren seine Mittel, die Armee in einen vollkommeneren Zustand zu bringen, den er zur Wahrung seiner allenthalben bedrohten Selbständigkeit für nöthig hielt. Daher er mit der Steigerung der Einkünfte des Landes auch die Zahl seiner Regimenter vermehrte.

Aber auch die höheren geistigen Interessen blieben nicht außer Acht. Er hielt auf strenge Gerichtspflege, und obgleich er den Grundsatz der Neuzeit, daß die Justiz unabhängig von der Fürstenmacht sei, nicht annahm, sondern das Recht der letzten Berufung festhielt, so bemühte er sich doch selbst stets streng gerecht zu seyn und ließ auch in der Regel dem einmal begonnenen Justizgang seinen Lauf. — Die Kirche freilich hatte von ihm keine positive Förderung und Bevorzugung zu gewarten. Da er dem specifischen Christenthum abgewandt war, so konnten es ihm die Confessionen schon zu Gute rechnen, daß er sie duldete, keine Reli-

gionsverfolgung gestattete, jede Confession bei ihren Rechten schützte und bei Unterstützungen nur die größere Bedürftigkeit berücksichtigte.

„Ich bin neutral zwischen Rom und Genf", sagt er von sich selbst; „in meinem Staate mag Jeder auf seine Façon selig werden! Den Katholiken zeigte er seine Unparteilichkeit darin, daß er sie gern in seine Dienste zog, daß er in Berlin eine katholische Kirche entstehen ließ, selbst den Jesuiten nichts in den Weg legte, — nur daß er in Schlesien, wo er ihnen, als Anhängern Oesterreichs, nicht traute, Jesuiten aus Frankreich kommen ließ, welche durch ihre feinere Bildung die einheimischen aus dem Einfluß auf die höheren Klassen verdrängten und dem preußischen Interesse geneigter waren. Sein gutes Vernehmen zum römischen Stuhl hatte allerdings auch in der milden Gesinnung des Papstes Benedict XIV seinen Grund. — Der evangelischen Kirche gab er 1750 ein Oberconsistorium, dessen Präsident angewiesen war, lange Disputationen zu meiden und nach Stimmenmehrheit zu beschließen. An Unterstützungen zu Kirchen und Pfarrbauten ließ er es nicht fehlen. Bei Pfarrstellenbesetzungen gab er gern dem Wunsche der Gemeinden nach, vorausgesetzt, daß der gewünschte Geistliche gesittet, aber nicht — zu entschieden positiv gesinnt war: denn von dieser Richtung befürchtete er Religionsstreit. In dieser Beziehung zog er überhaupt die Reformirten den Lutheranern vor, weil er sie nachgiebiger fand.

Seine Sorge für die Pflege der Wissenschaften beschränkte sich mehr nur auf die Theilnahme, die er der von ihm erneuerten Berliner Academie widmete, deren Mitglieder meist aus den Männern bestand, die sich nach seinem Beispiel und in seiner dem Zeitgeist huldigenden Richtung mit der Literatur beschäftigten und von denen mehrere zu seiner nähern gesellschaftlichen Umgebung gehörten.

Unter den literarisch berühmten Männern, die er um sich sammelte, war der schon oben genannte Maupertuis derjenige, der schon im Anfang der Regierung Friedrichs den Plan zur eigentlichen Academie entwarf. Er war zuerst Dragonerhauptmann gewesen, widmete sich dann den physikalisch-mathematischen Wissenschaften, leitete die französische Expedition zur Untersuchung des Nordpols, wurde dann auf Voltaire's Empfehlung von Friedrich nach Berlin gerufen und nachher zum Präsidenten der Academie ernannt. In seinem Fach arbeiteten an der Academie noch Pott, Eller, Marggrav, Euler &c.; in der Abtheilung der Philosophie und schönen Wissenschaften befanden sich Sulzer und Merian, ja eine Zeit lang war der König selbst darin thätig, späterhin beschäftigte er sich vorzüglich mit historischen Darstellungen der Macht seines Hauses und Landes, so wie auch seiner Kriege. Die übrigen Fächer waren an dieser Academie noch schwach vertreten. Ein Uebelstand dabei

war es, daß alle Abhandlungen der Mitglieder statutenmäßig erst in's Französische übersetzt werden mußten, um gedruckt zu werden.

In seiner Gesellschafts-Umgebung zu Sanssouci befanden sich — außer seinen alten Freunden und Gesinnungsgenossen, Jordan und Kaiserling, die schon 1745 starben, von der Golz, der 1745 —, Graf Rothenburg, der 1751 starb, — der Südfranzose Marquis d'Argens, der sich selber als Deist und Epicureer bezeichnete und wegen seiner gutmüthigen Dienstbeflissenheit und Biegsamkeit dem König werth war; ferner der nordfranzösische Arzt de la Mettrie, ein tumultuarisch-lustiger Gesellschafter, dabei unbesonnener, durch seine Feder Jedermann beleidigender Schriftsteller, den Friedrich vorzüglich darum aufnahm, weil er als Atheist vom Klerus und von seinen Standesgenossen verfolgt worden war; der Italiener Algarotti, ein feiner, geistreicher, gewandter Gesellschaftsmann, doch ohne alle Tiefe; endlich noch der ehrliche Darget, der thätige Chasot, der biedre Lord Maréschall und der Baron Pöllnitz, letzterer die tägliche Zielscheibe des königlichen Witzes. Der französische Mathematiker d'Alembert gefiel sich nicht lange in dieser Gesellschaft, weil des Königs schonungslose Scherze nicht nach seinem Geschmack waren.

In diesen Kreis trat 1750 auf eine Zeit lang auch Voltaire ein, mit dem der König schon seit 1740 in ununterbrochener Correspondenz gestanden war, und den er sich zum Muster im französischen Styl nahm. Der König gab ihm 4000 Thaler Reisegeld, 5000 Thaler Jahrgehalt nebst freier Tafel und Equipage. Entzückt über seine Erwerbung huldigte der König ihm mit unbedingter Verehrung als dem „bestorganisirten und anmuthvollsten Geiste, den die Natur geschaffen" habe! Voltaire's Erscheinung brachte noch mehr Leben in die königliche Umgebung,, zumal sich derselbe mit Maupertuis in beständigem Gegensatz befand, so vieles Einzelne sie auch gemein hatten. Aber sehr bald erkannte Friedrich, daß er sich über den Character seines Gastes getäuscht habe. Je länger er um ihn war, desto mehr wich seine frühere Vorliebe für den Bewunderten, der die Fehler weibischer Eitelkeit und Eifersucht, des Neides, der hämischen Bosheit, der gewissenlosesten Verläumdung, der Habsucht, ja des gemeinsten Betrugs an den Tag legte. Friedrich selbst sagt von ihm: „mit einem Geiste vom ersten Range sei in diesem Manne eine der perfidesten und schwärzesten Seelen verbunden: wann er ruhig erscheine, dann denke er am gewissesten auf eine Treulosigkeit; auf wessen Meinung einzugehen er Miene mache, der müsse sich am meisten vor ihm in Acht nehmen." Doch suchte der König lange ein erträgliches Verhältniß zu erhalten. Endlich löste es sich auf folgende Weise: Zwischen Voltaire und Maupertius, auf den der erstere den giftigsten Neid hatte, kam es zu einem solchen Bruche, daß Voltaire eine Schmähschrift gegen Maupertuis, als Präsidenten der Academie, schrieb und herausgeben wollte. Da verbot der König sie drucken zu lassen. Deßungeachtet

ließ Voltaire sie nun im Auslande drucken. Unwillig darüber und über die sonstigen dabei vorkommenden Unlauterkeiten, ließ der König das Libell durch den Henker verbrennen. Darauf erfolgte, nach einer vorübergehenden Versöhnung, Voltaire's Trennung vom preußischen Hofe. Er reis'te ab, nahm aber heimlich eine Sammlung ungedruckter Gedichte Friedrichs mit, um sie in Leipzig drucken zu lassen und sich Geld damit zu machen. Daher ließ ihn der König in Frankfurt anhalten und ihm die Sammlung abnehmen. Dafür rächte sich Voltaire durch eine verläumderische Schrift, die unter dem Titel „Privatleben Friedrichs II" herauskam; ja er ließ jene Gedichte, von denen er noch eine zweite Abschrift hatte, in Frankreich drucken!

Solche Erfahrungen trugen bei, den König vorsichtig und fast verschlossen zu machen. Ohnedieß mied er seine Gemahlin und allen weiblichen Umgang; einige Windspiele waren die einzigen Geschöpfe, an denen er mit einer großen Vorliebe hieng. Dafür widmete er fast alle Zeit den Geschäften und unermüdete, geordnete und aufschublose Thätigkeit war ihm Bedürfniß. Um 4 Uhr Morgens stand er im Sommer auf, kleidete und frisirte sich ohne Hülfe eines Dieners, gieng dann gleich nach seinem Schreibtisch, las die eingelaufenen Briefe und Depeschen, hörte die Berichte seiner Adjutanten, frühstückte und spielte dann oft länger als eine Stunde lang Flöte. Hierauf vernahm er die Vorträge seiner Cabinetsräthe und entschied entweder mündlich oder schrieb an den Rand der Schriften seine oft lakonischen Bescheide hin (und zwar auf deutsche Eingaben auch in deutscher Sprache, freilich oft in wunderlichem Deutsch und in noch wunderlicherer Rechtschreibung.) Alles ward in möglichster Kürze abgemacht. Den Rest des Vormittags füllte das (laute) Lesen eines Buchs oder das Briefschreiben. Punct 12 Uhr gieng's zur Tafel, die sich durch feine Speisen, mehr noch aber durch geistreiche Unterhaltung auszeichnete, die er mit stets bereitem Witz, gewandter Sprachfertigkeit und scharfem Verstand, in französischer Sprache zu führen pflegte und an der die gebildetsten Offiziere und berühmte Gelehrte Theil nahmen. Einwendungen hörte er gern, nur die bloßen Ja-sager konnte er nicht leiden. Nach aufgehobener Tafel bließ er in seinem Cabinet auf seiner Flöte, unterzeichnete Briefe und Bescheide, trank Kaffee und besah die Gartenanlagen. Von 4 bis 6 Uhr nahm er schriftstellerische Arbeiten vor; von 6—7 war Cabinetsconcert, wobei er drei Solo zu spielen pflegte; auch Opernbesuch wechselte mit ab. Darauf folgte die Abendtafel, die bei witziger Unterhaltung oft bis Mitternacht ausgedehnt wurde. Truppenmusterungen brachten einige Abwechselung in den gewohnten Lebensgang. — An dieser Ordnung änderte die spätere Zeit nur Weniges, außer daß er in der Folge die Abendgesellschaft (aus diätetischen Gründen auch das Abendessen) aufgab und dafür mehr Stunden der Lectüre und gelehrten Unterhaltung widmete. „Er bekennt einmal, es mache ihm ein größeres Vergnügen, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, als mit der Verwaltung der laufenden Geschäfte; aber

er fügt hinzu, daß er darum diesen doch keinen Augenblick der Thätigkeit und Aufmerksamkeit entziehen würde, denn dazu sey er geboren, sie zu verwalten." „Der Fürst (sagt er in seinem „politischen Testament,") ist der erste Diener des Staats und gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten; aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohl des Staates arbeite." — Er beklagt die deutschen Fürsten, „die, wenn sie von einer Reise nach Frankreich zurückkommen, ihren Ehrgeiz darin suchen, Versailles im Kleinen zu Hause nachzuahmen," wie denn gegen die Nichtigkeiten des damals gewöhnlichen Hoflebens und des Treibens in großen Städten wohl nie ein Fürst mehr eingenommen war, als Friedrich.

---

8. Kapitel.

Der siebenjährige Krieg.

1. Maria Theresia als Regentin. Kaunitz. Bündniß mit Rußland und Sachsen. Friedrichs Bündniß mit England. Oesterreichisch-französisches Bündniß. Erster Feldzug: Friedrichs Einfall in Sachsen und Böhmen. Preußische Landesverwaltung in Dresden. Schlacht bei Lobositz. Waffenstreckung der Sachsen bei Pirna.

Auch Maria Theresia hatte die Friedensjahre verständig benützt, um durch Heilung der Kriegsschäden und durch Verbesserungen in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung ihre Länder emporzubringen, insbesondere aber das Heer und die Finanzen in einen achtunggebietenden Stand zu setzen. Ihr Minister Daun wußte die Einkünfte, die ehehin mit Einrechnung von Schlesien 30 Mill. Thlr. betragen hatten, nun ungeachtet des Wegfalls Schlesiens auf 36 Mill. und das Heer auf 108000 M. zu bringen. Ihr fester und selbstherrschender Sinn zeigte sich besonders darin, daß sie ihrem, von ihr zärtlich geliebten Gatten Franz I nur wenig Einfluß auf ihre Regierungsentschlüsse gestattete und die entgegengesetzten Ansichten der beiden Minister Bartenstein und Wasner ruhig vernahm, um dann das zu thun, was sie für das Rechte hielt, bis sie in der Person des gewandten Grafen (nachher Fürsten) Kaunitz den Minister fand, dessen Rathschlägen sie in der Folge am meisten vertraute, ohne jedoch ihr Entscheidungsrecht aus den Händen zu geben.

Bei ihrem lebhaften Geist und tiefempfindenden Gemüthe konnte sie den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, und sich dasselbe bei

ehester Gelegenheit wieder zu verschaffen, stand bei ihr fest. Darin ward sie von Kaunitz bestärkt, der ihr nach verschiedenen Seiten hin geheime Verbindungen knüpfen half, welche gegen Preußen gerichtet waren. Bereits am 2. Jan. 1746 hatte Maria Theresia mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland ein Bündniß geschlossen, angeblich zu gegenseitigem Schutz für den Fall eines Angriffs von jener Seite her, in der That aber zur Wiedereroberung Schlesiens, im Fall Friedrich den Dresdener Frieden in irgend einem Stücke verletzen würde. Diesem Bündnisse versprach Sachsen dann beizutreten, falls Friedrich Sachsen oder Polen angreifen sollte.

Die Kaiserin Elisabeth war schön, aber auf die Schönheit Anderer eifersüchtig, dabei eitel und so auf den Putz aus, daß keine russische Dame eine neue Mode früher tragen durfte, als sie dieselbe getragen hatte, und daß man nach ihrem Tode 3000 Kleider von ihr vorfand. Ihr sittlicher Lebenswandel war anstößig, und weil Friedrich deßhalb sich in seiner Umgebung oft über sie in beißenden Spottreden ausließ, wurde sie ihm unversöhnlich feind. — Am sächsisch-polnischen Hofe war noch Graf Brühl am Ruder. Er beherrschte den Kurfürsten August III, dem zu Gefallen er zur katholischen Religion übergetreten war, vollständig und brachte durch seine Verschwendung und durch das Bestreben, sich und seine Familie zu bereichern, das sächsische Land in großen Schaden. Auch er fand sich durch Friedrich's verachtende Spottreden so sehr beleidigt, daß er Zeitlebens ein abgesagter Feind Friedrich's war und aus Haß den österreichischen und russischen Hof unaufhörlich gegen Preußen zu hetzen suchte.

Von dem österreichisch-russischen Vertrage und dem Briefwechsel Brühl's mit den Ministern der beiden Höfe wußte sich Friedrich durch einen bestochenen Geheimen-Canzlisten in Dresden (Namens Menzel) eine Abschrift zu verschaffen, so daß er klar sah, wie er mit diesen Höfen daran war. Aber ein noch tiefer angelegter Plan des österreichischen Hofes sollte zum Erstaunen der Welt allmählig zu Tage kommen. Kaunitz wußte die Abneigung Maria Theresia's gegen Frankreich, diese von jeher den Habsburgern feindselige Macht, zu überwinden und die Kaiserin dahin zu bringen, daß sie dem französischen Hof ein Bündniß antrug, ja deßhalb sogar

an die von ihr verabscheute, in Frankreich allmächtige Marquise Pompadour (s. o. K. 6, 3.) eigenhändig schrieb. Kaunitz selbst übernahm die Gesandtschaft nach Paris, und benützte zur Erreichung seines Planes alle Schwächen dieses Hofs.

Dennoch giengen die Unterhandlungen langsam vor sich, da inzwischen ein neuer Seekrieg zwischen Frankreich und England ausbrach, der über die Abgränzung der im Utrechter Frieden von Frankreich an England abgetretenen amerikanischen Landschaft Acadien entstand, und sich während seiner siebenjährigen Dauer über die vier Welttheile verbreitete (S. unten Kap. 5.). Weil nun dieser Krieg sich auch auf das europäische Festland zu erstrecken drohte, so wurde König Georg II für Hannover besorgt und neigte sich, da Oesterreich sich um Frankreichs Bundesgenossenschaft bewarb, zu einem Bündnisse mit Preußen. Friedrich gieng um so bereitwilliger das Bündniß zu Westminster (16. Jan. 1756) ein, da er im zweiten schlesischen Krieg von dem französischen Bündniß mehr Nachtheil, als Vortheil gehabt hatte. Auch hoffte er durch diesen Schritt die russische Kaiserin, als bisherige Verbündete Englands, freundlicher zu stimmen. Diese aber brach lieber mit England, um nur nicht mit dem ihm verhaßten Preußenkönig zusammenstehen zu müssen.

Diese Vereinigung Preußens mit England förderte den Plan des Fürsten Kaunitz zu Paris und beschleunigte den Abschluß des österreichisch-französischen Bündnisses von Versailles (1. Mai 1756), das alle einsichtsvollen Staatsmänner auf beiden Seiten mißbilligten, weil es der ganzen bisherigen französischen und österreichischen Staatskunst geradezu entgegenlief. Da es aus keiner lauteren Gesinnung hervorgieng, jedenfalls von französischer Seite nicht aus dem Gefühl, altes Unrecht gut zu machen und sich etwa künftig in den Schranken der Mäßigung und Gerechtigkeit zu halten, so konnte sich der deutsche Vaterlandsfreund darüber eben so wenig freuen, wie über das frühere Bündniß mit Frankreich.

Es währte nicht lange, so konnte Friedrich aus dem Umstande, daß Rußland in Litthauen, Oesterreich aber in Böhmen Truppen zusammenzog, schließen, daß es seine Gegner auf einen

Schlag wider ihn absahen. Daher faßte er, festen Willens, sich im Besitz von Schlesien zu erhalten, den Entschluß, ihnen zuvorzukommen und sie noch vor Beendigung ihrer Rüstungen anzugreifen, und zwar zunächst Sachsen aus dem Bündniß mit Oesterreich zu reißen und dann Böhmen zu überfallen. Um seine Absichten zu verdecken, nahm er den Schein an, als sei er mit seinen ersten Generalen in Betreff der zu beobachtenden Politik im Zerwürfniß.

Plötzlich aber rückte er mit 60000 Mann am 29. August 1756 (an demselben Tage, als er durch seinen Gesandten in Dresden den König August um den Durchzug ersuchen ließ,) über die sächsische Gränze, besetzte Wittenberg, Torgau, Leipzig und zog am 9. Sept. in Dresden ein, das ihm die Thore öffnete. König August hatte sich mit Brühl in das Lager seines Feldmarschalls Grafen Rutowsky entfernt, der auf den Rath des französischen Gesandten sich mit 17000 M. bei Pirna wohl verschanzt hatte, um dadurch die Preußen aufzuhalten und so den Oesterreichern, die in Böhmen unter dem Feldmarschall Brown standen, zu ihren Operationen Zeit zu verschaffen.

Um Sachsen auf seine Seite zu bringen, hatte Friedrich seinen Truppen die größte Enthaltsamkeit geboten und mit dem Könige eine briefliche Unterhandlung angeknüpft. Da aber dieser auf Brühl's Eingebung nur Neutralität versprach, die er nach der Entfernung Friedrich's nicht würde gehalten haben, so ließ Friedrich die Waffen aus allen sächsischen Zeughäusern nach Magdeburg bringen, setzte in Dresden eine preußische Landesverwaltung ein, zog die kurfürstlichen Landesgefälle ein und legte auf alle öffentliche Anstalten (die Münze, die Bergwerke ꝛc.) Beschlag. Alles Eigenthum der Unterthanen aber wurde streng geschont und die königliche Familie in Dresden von ihm mit ausgesuchter Achtung behandelt.

Da der Kaiser als Reichsoberhaupt ein Abmahnungsschreiben an Friedrich erlassen und darin das Beginnen desselben „eine sträfliche Empörung" genannt hatte, so deckte Friedrich in einem Manifest die gegen ihn geschmiedeten Plane unter Beidruck von Beweisschriften auf. Zu dem Ende hatte er sich auch Original-Urkunden aus dem Dresdener Archiv verschaffen wollen. Die Königin von Polen, Maria Josepha (die Tante Maria Theresia's), August's Gemahlin, hatte, um den zur Eröffnung des Archiv's befehligten preußi-

schen Offizier abzuhalten, in eigener Person die Thüre zum Archiv mit ihrem Rücken gedeckt, und sich erst entfernt, als derselbe sie auf den Knieen beschwor, ihn nicht zu hindern, da er im Nothfall Gewalt zu brauchen beordert sey. Man fand indeß im Archiv das Gesuchte nicht.

Vier Wochen lang schon hatte Friedrich die Sachsen im Pirnaer Lager vergeblich zur Uebergabe zu vermögen gesucht, und schon rückte Brown mit den Oesterreichern aus Böhmen heran, um die Sachsen zu entsetzen. Da eilte Friedrich mit Zurücklassung des Einschließungsheeres zu seinem bereits in Böhmen eingedrungenen Beobachtungsheere, das unter dem Feldmarschall Keith bei Aussig stand. Am 1. Oct. trafen die Preußen mit den Oesterreichern bei Lobositz (am Fuße des böhmischen Mittelgebirgs) zusammen, und Brown, der in dieser gebirgigen Gegend nicht sein ganzes Heer entwickeln konnte, wurde geschlagen. Diesem Siege folgte sodann der Rückgang über die Eger, der eilige Abzug der Sachsen aus dem Pirnaer Lager und ihre Waffenstreckung, die noch mit besonderen Demüthigungen für die Sachsen verbunden war.

In der Schlacht bei Lobositz befehligte Brown 70000 M., Friedrich nur 20000. Schon hatte man einen halben Tag gekämpft, und der linke preußische Flügel, dem das Pulver ausgegangen war, fieng an unruhig zu werden: da rief der ihn commandirende Herzog von Bevern: „Kinder, habt ihr denn keine Bajonette?" Ermuthigt dadurch machten nun die Preußen in geschlossenen Reihen einen Bajonettangriff und brachten dadurch den Feind zum Weichen. — „Nun erst hab' ich gesehen, was meine Truppen vermögen," — schrieb Friedrich an Schwerin: — „nie haben meine Preußen solche Wunder der Tapferkeit verrichtet, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren." Dieses Wort hob den preußischen Kriegerstolz ungemein.

Im Lager von Pirna hatten die Sachsen schon an Allem Mangel gelitten. Daher faßten sie den Entschluß, sich durchzuschlagen und über die Elbe zu gehen, wo Brown sie unterstützen wollte. Sie kamen zwar über die Elbe und stellten sich während eines ununterbrochenen Kanonenfeuers der Preußen unter „dem Lilienstein" auf. Hunger und Mattigkeit, Kälte und Nässe zwangen sie zur Capitulation. Die sächsischen Offiziere mußten ihr Ehrenwort geben, nicht gegen Preußen zu dienen; die Gemeinen, 14000 an der Zahl, wurden in die preußische Armee eingereiht. Da sie aber nicht einzeln vertheilt, sondern beisammen gelassen wurden, so desertirten ganze Regimenter, meist nach Polen, wohin sich auch König August mit Brühl geflüchtet hatte, während seine Familie in Kufstein untergebracht wurde.

2. Zweiter Feldzug. Neue Rüstungen gegen Preußen. Vertheidigung Nordwestdeutschlands durch die Verbündeten Friedrich's. Sieg und Heldentod Schwerin's bei Prag. Friedrich's Niederlage bei Kollin. Verlust der Engländer bei Hastenberk: Die Seevener Convention. Nachtheile Friedrich's gegen die Schweden und Russen. Die Franzosenschmach bei Roßbach. Verluste in Schlesien bis zum Sieg von Leuthen.

Hiemit war der erste Feldzug beendet: Die Oesterreicher zogen sich in's Innere von Böhmen zurück; das preußische Heer bezog die Winterquartiere von Schlesien und Böhmen, und Friedrich brachte den größten Theil der Waffenruhe in Dresden mit Vorbereitungen auf den nächsten Feldzug und unter literarischen Beschäftigungen zu, unter die auch seine Vertheidigungen gegen die vielen heftigen Anklagen gehörten, die von Wien und Regensburg ausgehend ihn des Landfriedensbruchs sowohl, als auch der Verletzung des Völkerrechts beschuldigten.

Unterdessen gelang es dem Fürsten Kaunitz, drei neue Feinde gegen ihn in die Waffen zu bringen: Frankreich, das seine Garantie des westfälischen Friedens zum Vorwand seines Einschreitens nahm und eine dreifach größere Macht stellte, als es versprochen hatte; Schweden, das noch den Verlust von Pommern schmerzlich empfand und von Frankreich Subsidien bekam, und das deutsche Reich, das durch seine Stände zur Bestrafung des Reichsfriedensbruchs einen dreifachen Kriegssteueranschlag bewilligte, aber durch seine schlecht und unvollzählig zusammengebrachten Truppen (unter dem Prinzen Joseph von Sachsen-Hildburghausen) eine unsichere Hülfe gewährte. Oesterreich und Rußland rüsteten gewaltig und leicht waren es 500000 M., welche alle diese Feinde Preußens gegen dessen König aufbrachten, um ihn ihrem Plane gemäß wieder zum Kurfürsten herabzusetzen und ihm nichts, als sein Brandenburg zu lassen.

Dagegen konnte Friedrich außer auf seine und seiner Bundesgenossen (England's, Braunschweig's, Hessen-Cassel's und Gotha's) Truppen, die zusammen keine 200000 M. ausmachten — nur auf seinen Feldherrngeist rechnen. Indem er die Vertheidigung Norddeutschlands gegen die Franzosen seinen Bundesgenossen überließ und sein Preußen durch den alten Feldmarschall Lehwald mit 14000 M.

gegen die Russen —, Pommern aber mit 4000 Mann gegen die Schweden deckte, brach er im März 1757 in vier Heeresabtheilungen aus Schlesien und Sachsen nach Böhmen vor. Diese vereinigten sich schon am 6. Mai vier Meilen vor Prag, wo Prinz Karl von Lothringen wenige Tage vorher eingetroffen war, um zur Rettung dieser bestürzten Stadt eine Schlacht zu wagen. Allein da er die Anstalten zur Schlacht erst in dem Augenblick traf, als sie beginnen sollte, General Daun aber noch einen Tagmarsch von Prag entfernt war, dagegen Friedrichs entschlossener Sinn wider alle Einwendungen seiner Generale auf raschem Angriff bestand, so wendete sich das Glück gegen Oesterreich, und der glänzende Sieg bei Prag, dem Plan nach ein Werk Friedrich's, dem Erfolg nach ein Werk Schwerin's, schien Böhmen zu den Füßen des Königs zu legen.

Der alte Feldmarschall Schwerin wollte den Angriff noch verschoben wissen, weil er den ermüdeten Truppen erst noch einen Tag Ruhe gönnen und dem jenseits der Moldau stehenden Prinzen Moritz (von Dessau) Zeit lassen wollte, über den Fluß eine Schiffbrücke zu schlagen und sich mit ihnen zu vereinigen. Aber Friedrich antwortete: „Nichts, nichts, es muß noch heute seyn! Frische Fische, gute Fische!" — Muß es denn noch heute seyn, entgegnete Schwerin, den Hut heftig in's Gesicht drückend, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!" — Allein das feindliche Feuer war so furchtbar, daß gleich ganze Reihen niederstürzten und die schönsten Regimenter zerschmettert wurden, so daß zuletzt keines mehr vorwärts wollte. Da nahm Schwerin, der 73jährige Greis, einem fliehenden Fähndrich die Fahne aus der Hand, rief den Seinen zu: „Heran ihr Kinder!" und trug die Fahne den Feuerschlünden entgegen. Kaum aber war er einige Schritte vorgedrungen, als er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, fiel und „seine Heldenseele aushauchte." Die Fahne hob sogleich General von Manteuffel auf und führte damit das Heer weiter vorwärts. Alles wetteiferte nun in Selbstaufopferung. General Fouqué, dem eine Kartätsche den Degen aus der Hand schmetterte, ließ sich einen andern, den ihm ein zum Tode verwundeter Offizier reichte, an die Hand binden; des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Leute zu Fuß gegen den Feind und eroberte eine Batterie; der Herzog von Braunschweig trieb den linken Flügel des Feindes „von Berg zu Berg". Dennoch schwankte der Sieg, als plötzlich österreichischer Seits Feldmarschall Brown tödtlich verwundet, Prinz Karl aber, vom Brustkrampf befallen, bewußtlos vom Schlachtfelde getragen wurde, und nun Friedrich, den Schrecken der Oesterreicher benützend,

mit dem Mitteltreffen den blutigen Kampf entschied, in welchem allein 16500 Preußen theils getödtet, theils verwundet worden waren.

Der eine Theil der Geschlagenen aber hatte sich in die Stadt geworfen, der andere war nach Kuttenberg entkommen, wo das Heer des Feldmarschalls Daun stand. Da Prag von 46000 Oesterreichern vertheidigt wurde, folglich die Eroberung dieser Stadt eine um so schwierigere Aufgabe war, als Daun's täglich sich mehrendes Heer jeden Augenblick zum Entsatz herankommen konnte, so sah sich Friedrich genöthigt, einen Theil seines Heeres (16000 M.) mit dem Herzog von Bevern zur Beobachtung Daun's abzuschicken und die Beschießung Prags zu beeilen.

Allein die Stadt, durch ein eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's zum tapfersten Widerstand begeistert, ergab sich nicht, obgleich sie bereits fünf Wochen lang furchtbar beschossen wurde. Da nun vom Rhein her an 100000 Franzosen und auf der andern Seite eben so viele Russen im Anzuge waren, so beschloß Friedrich, den Daun, dessen Heer er für weniger stark hielt, als es war, zu schlagen und dadurch die Uebergabe Prags zu beschleunigen. Er nahm daher 12000 M., vereinigte sich mit dem Herzog von Bevern und griff den Daun an, der bei Kollin an der Elbe mit 50000 M. eine feste Stellung genommen und in seiner besonnenen Weise sogar auch für den Fall eines Verlustes Fürsorge getroffen hatte. Dagegen zog sich Friedrich durch Ungeduld und Hartnäckigkeit den Verlust der Schlacht bei Kollin (18. Jun.) zu, aus welchem die Unmöglichkeit folgte, Prag zu erobern und Böhmen zu behaupten.

General von Ziethen hatte das Unglück vorhergesagt, weil der König in seiner üblen Laune seinen zuverlässigen Berichten über des Feindes Stellung und Stärke nicht hatte glauben wollen. Der Angriffsplan des Königs war zwar meisterhaft; aber er selbst wich gleich anfangs davon ab, und als Prinz Moritz in ihn drang, einen störenden Befehl zurückzunehmen, wieß ihn der König mit gezogenem Degen zum Gehorsam. Dieser Fehler, verbunden mit dem Abweichen einiger Generale von seinem gegebenen Befehle, führte zu dem Verlust der Schlacht. Nach vergeblichen Anstrengungen überließ sich sein durch das österreichische Geschütz und durch die sächsische Reiterei gelichtetes Fußvolk des linken Flügels der Flucht. In der Verzweiflung wollte Friedrich selbst mit nur 40 Mann eine Batterie angreifen. Obgleich diese Wenigen theils fielen, theils flohen, so ritt Friedrich doch immer vorwärts und erst, als ihm der Major Le Grand zurief:

„Sire! wollen Sie denn die Batterie allein erobern!" kehrte der König um und ritt zum rechten Flügel, der, obgleich bisher im Vortheil, nun auch wich, aber, da Daun nicht verfolgte, doch wenigstens einen geordneten Rückzug machen konnte, welchen Ziethen mit der Reiterei deckte. Die Preußen hatten 13000 M., die Oesterreicher 8000 M. verloren. Daun selbst hatte einen Prellschuß am Arm und eine Contusion im Rückgrath erhalten, ohne deßhalb das Schlachtfeld zu verlassen. Zwei Tage darnach zog er in das gerettete Prag ein und „empfieng noch den Händedruck des sterbenden Brown. Daun hatte durch diesen Sieg die österreichische Monarchie aus einer großen Gefahr gerettet, was ihm seine Kaiserin stets dankbar gedachte. Auch die ganze Armee vom Gemeinen bis zum General erhielt Belobungen, wodurch sich die freudige Hingebung jedes Einzelnen für diese edle Frau noch erhöhte.

Während Friedrich Böhmen räumte und sich bis zum August in der Oberlausitz hielt, empfieng er die Unglücks=Nachricht, daß der Herzog von Cumberland (Georg's II zweiter Sohn), der die englisch=hannöverische Armee befehligte (bei der auch Braunschweiger, Hessen, Gothaer und einige Preußen waren) von den Franzosen unter dem Marschall d' Estrées bei Hastenbeck an der Weser (26. Jun.) geschlagen worden war. Ja, der Herzog hatte die Schwäche, am 10. Sept. mit den Franzosen die Convention zu Kloster Seeven einzugehen, durch die er sich verpflichtete, seine Hülfs=Truppen zu entlassen, die hannöver'schen aber hinter die Elbe zu verlegen, worauf die Franzosen Hannover besetzten und Magdeburg bedrohten.

Anderseits waren die Schweden unter Wrangel in Pommern eingefallen und die Russen unter dem Fürsten Apraxin hatten Memel erobert und schlugen am 30. Aug. den General Lehwald bei Großjägerndorf. Zum Glück für Friedrich bewog die schwere Krankheit der Kaiserin Elisabeth den Fürsten Apraxin zum schleunigen Rückzug aus Preußen, indem er sich dadurch für den Fall ihres Todes der Gunst ihres Nachfolgers Peter's III, der ein entschiedener Bewunderer Friedrichs war, zu versichern gedachte. Obgleich nun Elisabeth wieder genaß und diesen Rückzug strafte, so hatte dadurch doch Lehwald Zeit gewonnen, die Schweden bis Greifswalde zurückzutreiben. Indeß machte ein österreichisches Corps unter Had=

dik einen Streifzug bis Berlin (16. Oct.) und brandschatzte diese Stadt.

Durch alle diese Nachtheile schwer betroffen, suchte Friedrich mit Frankreich zu unterhandeln, wurde aber zurückgewiesen: denn bereits hatte sich ein französisches Heer unter dem Befehl des Prinzen von Soubise, eines Günstlings der Pompadour und verächtlichen Lüstling's, mit der deutschen Reichsarmee vereinigt, und drang durch Thüringen gegen Sachsen vor, um den König Friedrich daraus zu vertreiben: denn dieser hatte am 25. Aug. Görlitz, wo er den Herzog von Bevern mit 36000 M. zurückließ, verlassen und sich nach Dresden zurückbegeben. Und nun eilte Friedrich mit 10000 M. nach Erfurt und schlug das dreimal größere Heer des Marschalls Soubise am 5. Nov. in der Schlacht bei Roßbach, einem Dorf an der Saale, unweit Weißenfels, so auf's Haupt, daß die Reichsarmee schon beim ersten Schuß davon lief und sich dadurch den Namen „Reißausarmee" verdiente, die prahlenden Franzosen aber auf ihrer schimpflichen Flucht zum Theil erst am Rhein Halt machten und durch dieses „Ridicul" die Deutschen für allen von Frankreich jemals erfahrenen Spott auf lange hinaus entschädigten.

Schon einige Zeit vorher war derselbe Marschall Soubise von dem preußischen Reitergeneral Seidlitz artig abgespeis't worden. Denn als jener mit 8000 M. Gotha eingenommen und sich im herzoglichen Schlosse mit seinen Offizieren eben zur Tafel gesetzt hatte, überfiel ihn Seidlitz mit nur 1500 Mann, schlug ihn aus der Stadt und ließ sich mit seinen Offizieren die Speisen schmecken, die jene hatten stehen lassen müssen.

Vor der Schlacht bei Roßbach hatten die Franzosen weiter keine Sorge, als daß ihnen der König mit seinem kleinen Häuflein entrinnen möchte. Friedrich blieb ruhig in seinem Zelt zu Tische und vernahm mit Vergnügen die lustige Feldmusik der Franzosen, die ihn zu umgehen gedachten und sich wunderten, die Preußen so träge sitzen zu finden. Mit Einemmal ließ Friedrich die Zelte abbrechen, und dahinter stand das Heer in Schlachtbereitschaft. Plötzlich donnerten die Batterieen: Prinz Heinrich nahm die Franzosen in die rechte Flanke; Seidlitz zersprengte mit seiner Reiterei die französische und fiel dem französischen Fußvolk in den Rücken und nach anderthalb Stunden befand sich die ganze Armee auf der Flucht. 7000 M. mit 9 Generalen und 320 andern Offizieren wurden gefangen, indeß die Preußen diese „Franzosenjagd" nur 91 Todte und 274 Verwundete kostete. In dem eroberten Lager der Franzosen fand man die Offizierzelte mit Luxus- und Modeartikel aller Art angefüllt.

Hierauf kehrte Friedrich mit seinem über diesen leichten Sieg erfreuten Heere nach Sachsen zurück, um von Leipzig aus dem bedrängten Schlesien zu Hülfe zu kommen. Dort stund es schlimm: das Heer, das unter Bevern und Ziethen bei Görlitz stand, war von Oesterreichern unter dem Ban von Croatien, Nadasdi, geschlagen und dabei Friedrich's vertrauter Freund und Lehrer Winterfeldt getödtet worden; der Rest, den Bevern und Ziethen dann nach Schlesien geführt hatten, wurde (nach der Wegnahme der Feste Schweidnitz durch Nadasdi) von dem dreifach überlegenen österreichischenen Heere des Prinzen Karl und Marschalls Daun am 22. Nov. bei Breslau geschlagen und der Herzog von Bevern gefangen: ja Breslau selbst mit seinen reichen Magazinen und Zeughäusern mußte sich den Siegern ergeben.

Sollte daher Schlesien nicht ganz verloren gehen, so mußte das Aeußerste gewagt werden. Dazu war Friedrich entschlossen und eine feurige Vorstellung an seine Generale und Offiziere, worin er ihnen erklärte, daß sie mit ihm den dreimal stärkern Feind, wo man ihn auch träfe, schlagen oder sich unter dessen Batterieen begraben lassen müßten, — begeisterte das kleine Heer der Seinen zu dem ruhmreichen Sieg bei Leuthen (5. Dec.), der ihm auch die Wiedereroberung Breslau's möglich machte.

In drei Stunden, während welcher die seitdem oft gepriesene schiefe Schlachtordnung Friedrich's den Ausschlag gab, wurde Daun's schönes Heer bis auf ein Drittheil vernichtet. Tausende deckten das Schlachtfeld, 20000 waren theils verwundet, theils gefangen, Tausende zerstreut, 117 Kanonen erbeutet. Während der König noch am Abend mit einem Theil der Husaren nach Lissa eilte, um das Abbrechen der Brücke über das Schweidnitzer Wasser zu verhindern, blieb das ermüdete Preußenheer auf der Wahlstatt und suchte Ruhe. Das aufdämmernde Dunkel der Nacht, die schneidende Luft, das Stöhnen der Sterbenden und Aechzen der Verwundeten erfüllte eines Jeden Herz mit schaurigen Empfindungen. Auf einmal fieng ein Soldat laut und feierlich das Lied: „Nun danket alle Gott"! an zu singen: rasch fielen ein paar Spielleute mit ihren Blasinstrumenten begleitend ein und bald sang das ganze Heer mit und fühlte sich dadurch neu gestärkt zum Abzug, der noch vor dem vollen Einbruch der Nacht erfolgte. — Unterdeß hatte der König Lissa noch von Oesterreichern angefüllt gefunden und als er eben mit wenigen seiner Begleiter über die Zugbrücke, die nach dem Schlosse führte, ritt, kamen ihm aus dem

Schloßthor viele österreichische Offiziere mit Lichtern entgegen, so daß er mit seinen wenigen Leuten leicht hätte gefangen oder erschossen werden können. In seiner Geistesgegenwart aber gieng er ruhig durch sie hindurch mit den Worten: „Bon soir, Messieurs! Sie haben mich wohl hier nicht vermuthet? Kann man denn noch mit unterkommen?" Mit einem ehrfurchtsvollen Ah! traten die Oesterreicher zurück und ließen sich, da ihm gleich darauf seine Generale nachkamen, gutwillig gefangen nehmen.

Schnell seinen Sieg benützend rückte er vor Breslau, das sich in 14 Tagen ergab, worauf Ziethen und Fouqué Schlesien vollends von den Feinden säuberten, die nur noch Schweidnitz behaupteten, so daß Friedrich ungestört die Winterquartiere beziehen und nach so schweren Wechselfällen, welche diesen Feldzug auszeichneten, zuletzt doch noch von Glück sagen konnte.

5. Dritter Feldzug. Wiederzutritt England's; Ferdinand von Braunschweig; sein Sieg bei Crefeld. Eroberung von Schweidnitz. Schlacht bei Zorndorf. Daun's Ueberfall bei Hochkirch. — Vierter Feldzug. Ferdinand's Sieg bei Minden. Friedrich's Niederlage bei Kunersdorf. Verlust von Dresden. Fink bei Maxen.

In Wien herrschte über den schlimmen Ausgang dieses Feldzugs große Bestürzung und alles Volk gab dem Prinzen Karl von Lothringen die Schuld, so daß dieser den Oberbefehl in Daun's Hände niederlegte und als Statthalter der Niederlande nach Brüssel abgieng. An den Anstrengungen, welche Oesterreich zum neuen Feldzug machte und an dem frühen Ausrücken der Russen (fast noch im Winter), so wie an dem frühen Rheinübergang der Franzosen unter dem Grafen Clermont, konnte Friedrich erkennen, daß an einen Frieden noch nicht zu denken war und daß er für den Feldzug des Jahres 1758 wieder auf schwere Kämpfe gefaßt seyn müsse. Er hatte jedoch die Genugthuung, daß die Engländer, welche seit der Schlacht bei Roßbach von Friedrich's Feldherrngenie begeistert waren, auf den Antrag des berühmten Premierministers Pitt schon im Herbst 1757 die Seevener Convention mit Frankreich aufgehoben und wieder ein Hülfsheer aufgestellt hatten, worüber sie dem „großen Könige" die Wahl des Feldherrn überließen. Dieser hatte dazu den tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig ersehen, der dann noch im November das

ganze Nordwestdeutschland bis an die Aller besetzte, und nun, im Februar 1758, das obenerwähnte unter Clermont eingedrungene französische Heer aus Hannover vertrieb und im März über den Rhein zurückdrängte. Ja im Juni gieng er selbst über den Rhein und schlug die Franzosen bei Crefeld, so daß sich Friedrich im Rücken gedeckt wußte.

Alles war gespannt, wo nun Friedrich selbst beginnen werde. Da — es war schon im April — eröffnete er den Feldzug mit der Eroberung von Schweidnitz, fiel dann in Mähren ein und belagerte Olmütz. Denn da seine Kassen erschöpft waren und er schon zur Münzverschlechterug hatte seine Zuflucht nehmen müssen, (denn die von den Engländern ihm persönlich votirten vier Millionen Thaler jährlicher Subsidien reichten nicht weit, da ihm nach seiner Berechnung ein einziger Feldzug an 25 Mill. zu stehen kam, so glaubte er seine Truppen in diesem vom Krieg noch nicht heimgesuchten Lande besser nähren zu können. Allein die ihn von allen Seiten umschwärmenden Feinde hinderten ihn daran, und Daun, der ein festes Lager bei Leitomischl bezogen hatte, um Verstärkungen an sich zu ziehen, nahm ihm nicht nur durch den General Loudon (oder nach gewöhnlicher Aussprache Laudon) einen aus 4000 Wagen von Schlesien herkommenden Proviantransport weg, sondern schnitt ihn auch von Schlesien ab. Daher hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf und bewerkstelligte mit Keith, Ziethen und Fouqué einen meisterhaften Rückzug durch Böhmen nach Königingräz an der schlesischen Gränze und bezog ein Lager bei Landshut. Hier ließ er den Feldmarschall Keith zur Deckung Schlesiens zurück, um sich gegen die Russen zu wenden, die unterdeß (unter Fermor) Königsberg und fast ganz Preußen, Pommern und die Neumark eingenommen und eben Küstrin in Asche gelegt hatten.

Nachdem er sich in der Neumark mit Dohna vereinigt hatte, gieng er den 50000 M. starken Russen entgegen und schlug sie in der mörderischen Schlacht bei Zorndorf (d. 25. Aug.) so, daß sie sich hinter die Wartha nach Polen und Preußen zurückziehen mußten.

Diese Schlacht war darum die blutigste im ganzen Krieg, weil Friedrich befohlen hatte, keinem Russen Pardon zu geben. Sie dauerte von Morgens 9 Uhr bis Nachts 10 Uhr. Anfangs wich das preußische Fußvolk, das freilich meist aus einem neuen, von den Helden bei Prag und Leuthen verschiedenen, Geschlechte bestand. Aber die Tapferkeit der von Seidlitz geführten Reiterei erstritt noch den Sieg. An 30000 Todte (darunter ein Drittheil Preußen) bedeckten das Schlachtfeld.

Weil unterdessen Daun des Königs Abwesenheit benutzt und den Prinzen Heinrich zurückgedrängt hatte und eben Dresden belagerte, so eilte Friedrich aus der Neumark, um seinen Bruder und die Stadt aus dieser Bedrängniß zu befreien. Schon hatte er Görlitz erreicht, als er auf Daun's doppelt starke Macht traf und daher bei Bischoffswerda ein Lager bezog. Um den König da heraus und auf einen ungünstigen Boden zu locken, ließ Daun das Gerücht verbreiten, er wolle hinter die Löbau zurückgehen. Friedrich, auf sein Glück und auf die Mittheilungen eines vom Feinde bestochenen Kundschafters vertrauend, und zugleich auf Daun's Langsamkeit rechnend, folgte ihm nach, ohne auf die Gegenvorstellungen seiner Generale zu achten, und schlug sein Lager bei Hochkirch auf, in dessen Nähe Daun die Kittlitzer Höhen besetzt hatte. Diese Unvorsichtigkeit zog dem Könige den Ueberfall bei Hochkirch und bei demselben eine sehr empfindliche Niederlage zu.

Als die Preußen dieses Lager bezogen hatten, sagte Feldmarschall Keith, des Königs Vertrauter: Nun wenn uns die Oesterreicher in dieser Stellung nicht angreifen, verdienen sie gehenkt zu werden! Lachend antwortete der König: Ich hoffe, sie fürchten sich mehr vor uns, als vor dem Galgen! — Noch schlief des andern Morgens der König mit seinem ganzen Heere und nur Ziethen mit seinen Husaren wachte gerüstet, ohne es dem Könige merken zu lassen. Plötzlich brach der Feind in das Dorf ein, bemächtigte sich der preußischen Batterie und schmetterte die aus ihren Zelten aufgeschreckten Preußen nieder. Während Ziethen und Seidlitz außerhalb des Dorfes die nachrückenden Feinde aufzuhalten suchten, wüthete der Kampf im brennenden Dorf auf das schrecklichste. Dem Prinzen Franz von Braunschweig (des Königs Schwager) nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg; der treffliche Keith fiel von zwei Kugeln getroffen; Moritz von Dessau wurde schwer verwundet weggetragen: ein Major Lange vertheidigte mit 600 Preußen den Dorfkirchhof gegen acht österreichische Grenadierbataillone und wurde erst, als noch 10 Bataillone auf ihn anrückten, bewältigt. So dauerte der Kampf bis Morgens 9 Uhr fort und endete mit dem Verlust des Lagers und Geschützes.

Doch zog sich der König noch in guter Ordnung auf die Höhen von Bautzen zurück, wo ihn der vorsichtige Daun nicht anzugreifen wagte. Hierauf gelang es dem König, Neisse und Kosel in Schlesien zu entsetzen und in Sachsen einzudringen, so daß Daun, der Dresden, und der Herzog von Zweibrücken, der mit der Reichsarmee Leipzig belagerte, diese ihre Unternehmungen aufgeben mußten, und jener in Böhmen, dieser in Franken, die Winterquartiere bezog.

Da Friedrich's Gegner im Frühjahr 1759 mit mächtigen Verstärkungen auftraten, indem Frankreich im erneuerten Bündnisse mit Oesterreich sich anheischig machten, für die Dauer des Kriegs 100000 M. in Deutschland zu halten und die Subsidiengelder an Schweden ganz allein zu übernehmen, auch die Russen wieder mit 70000 M. im Felde erschienen, so hatte der König, dessen Heereskern durch die bisherigen vielen Schlachten und Anstrengungen sehr gelitten hatte, in diesem für ihn unglücklichen Feldzuge einen besonders schweren Stand.

Gleich im Beginn desselben mußte Prinz Ferdinand, nach einem vergeblichen Angriff auf die Franzosen bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt a. M.) es geschehen lassen, daß sie das Bisthum Münster und durch Besetzung von Kassel und Minden ganz Hessen eroberten, bis es ihm endlich am 1. Aug. gelang, ihnen durch seinen Sieg bei Minden die errungenen Vortheile wieder zu entreißen. Anderseits drängten die Russen unter Soltikow den Grafen Dohna, der Brandenburg decken sollte, zurück, schlugen den an Dohna's Stelle gesetzten General Wedell bei Züllichau und vereinigten sich bei Frankfurt an der Oder mit dem kaiserlichen General Loudon. Und als nun Friedrich selbst, um ihrem weitern Vordringen zu wehren, sie angriff, erlitt er am 12. Aug. in der Schlacht bei Kunersdorf die schwerste Niederlage, die er je erfahren.

Friedrich hatte eine äußerst ungünstige Stellung. Dennoch schlug er in den ersten sechs Stunden den ganzen linken Flügel der Russen und eroberte 124 Kanonen, so daß er schon eine Siegesbotschaft nach Berlin abfertigte. Aber noch stand der rechte russische Flügel wanklos und die Oesterreicher waren noch gar nicht ins Treffen gekommen. Als sich daher der geschlagene linke Flügel wieder zu sammeln begann, rieth Seidlitz, die Schlacht einzustellen und sich mit dem gewonnenen Vortheil zu begnügen; aber Friedrich, der

sich nie gern rathen ließ und oft mit nur zu großem Eigensinn auf seiner Meinung beharrte, bestand auf der Fortsetzung des Kampfs und rief Marsch! Der neue Angriff galt den Oesterreichern, mit denen Loudon den sog. Kuhgrund, einen quer über die Anhöhe laufenden, an beiden Enden sehr steilen Hohlweg, besetzt hatte. Als das preußische Fußvolk von den dort aufgestellten Kartätschen reihenweise hingestreckt ward, schritt der König zum Aeußersten und befahl den Reiterangriff. Zweimal weigerte sich Seidlitz, mußte aber gehorchen und stürmte gegen die Feuerschlünde an, vor denen Roß und Mann zusammenstürzten; auch Seidlitz wurde verwundet weggetragen. — Nun führte der König selbst den Rest gegen den Feind, konnte aber gegen dessen feste Stellung nichts ausrichten, und als vollends die österreichische Reiterei hervorbrach, wurde die Niederlage allgemein. Umsonst suchte der König, dem eine Pistolenkugel in die Westentasche schlug, aber an einem goldenen Etuis abprallte, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Schon waren ihm zwei Pferde unter dem Leib erschossen worden. „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!" rief er verzweifelt aus, und es schien, als ob sich die Verwünschung erfüllen sollte: denn gleich darauf sprengte eine österreichische Reiterschaar auf ihn heran, — aber in diesem Augenblick umringte ihn Rittmeister v. Prittwitz mit einem Husarentrupp und brachte ihn in Sicherheit.

Der König war wie vernichtet und hielt Alles für verloren. Während Tausende in ihrem Blute auf dem weiten Felde lagen (unter ihnen auch Ewald von Kleist, der „Dichter des Frühlings"), suchte der König in einer halbzerstörten Bauernhütte auf Stroh liegend vergebens den Schlummer und die Zukunft stand schwarz vor seinen Augen. Seine Stimmung in diesen Tagen war von der Art, daß Jedermann sich fürchtete, ihm nahe zu kommen. — Als er gegen den alten Obrist Moller die Frage that, warum doch seine Truppen nicht mehr solche Thaten verrichten könnten, wie früher? antwortete der fromme Kriegsmann: daran sei wohl die Sünde des Heeres Schuld, weil in den letzten Jahren die Betstunden eingestellt worden wären. Sogleich führte der König den Feldgottesdienst wieder ein. Dennoch geht gerade aus seinen schriftlichen Aeußerungen hervor, daß er damals nur die eherne Nothwendigkeit zum Gott hatte, und keinen andern Erlöser vom Uebel kannte, als den — Tod.

An 20,000 Mann und alles Geschütz hatte Friedrich in dieser Schlacht verloren, und mit nur 3000 Mann deckte er seinen Rückzug. Er wäre verloren gewesen, wenn ihn die Russen verfolgt hätten. Loudon forderte den russischen General Soltikow dazu auf; dieser aber (der eine baldige Regierungsveränderung in Rußland voraussah), antwortete: er habe keinen Auftrag, den König

von Preußen zu vernichten; die Russen hätten ihn jetzt in zwei Schlachten besiegt, nun sollten erst die Oesterreicher auch zwei Schlachten gewinnen. Diese Uneinigkeit rettete den König. Als sich der Rest seines zerstreuten Heeres wieder gesammelt hatte, wollte er den Feinden, um sie von Berlin abzuhalten, bei Fürstenwalde noch eine Schlacht anbieten. Da indessen die Russen, anstatt nach Berlin vorzugehen, durch Niederschlesien nach Polen zurückgiengen, und Loudon sich nach Olmütz zurückzog, so war diesmal für Berlin keine Gefahr mehr.

Indeß hatte in Folge der Schlacht bei Kunersdorf Dresden sich an das Reichsheer ergeben, und wenn auch nachher der preußische General Wunsch dieses Reichsheer bei Torgau besiegte, so konnte doch dadurch der Verlust jener Stadt nicht gut gemacht werden. Als sodann der brave General Fink auf des Königs Befehl mit nur 15000 M. eine Stellung gegen Daun, der bei Dresden unterhalb Plauen in einem festen Lager stand, nehmen mußte, ward er von diesem bei Maxen umzingelt und genöthigt, sich zu ergeben (d. 21. Nov.). (Das nannten die Sieger den „Finkenfang bei Maxen.") Hatte auch Friedrich bei einbrechendem Winter das übrige Sachsen noch in seiner Gewalt, so sah er sich doch von jetzt an auf einen bloßen Vertheidigungskrieg beschränkt.

4. Fünfter Feldzug. Schlimme Lage Friedrich's. Fouqué's Nachtheil bei Landshut: Verlust von Glatz. Friedrichs Sieg bei Liegnitz. Die Russen in Berlin. Ziethen's Sieg bei Torgau. Friedrich wieder Herr in Sachsen. Ferdinand in Westdeutschland. — Sechster Feldzug: Spanien mit Oesterreich; die Franzosen brandschatzend am Niederrhein und in Hessen. Prinz Heinrich in Schlesien. Der Fall von Schweidnitz und Colberg.

Auch das Jahr 1760 nahm keinen glücklichen Anfang für den König, der, weil die Oesterreicher und Russen keine Gefangenen herausgaben, sein Heer nur mit neugeworbener, erst einzuübender Mannschaft ergänzen und es mit Einrechnung der Hülfstruppen nur bis auf 75000 M. bringen konnte, während seine Gegner zusammen 250000 M. aufstellten. Entmuthigt dadurch, war er nahe da=

ran, das Commando in die Hände seines Bruders niederzulegen, ja er trug sich mit noch düsterern Gedanken.

Die Oesterreicher eröffneten den Feldzug mit der Eroberung von Landshut (in Schlesien). Dieses wieder zu nehmen, beauftragte Friedrich den General Fouqué, der diesen Auftrag glücklich vollzog. Da ihm aber der König keine Verstärkung schicken konnte, verlor er es wieder ungeachtet der tapfersten Vertheidigung sammt seinem Lager an die dreifache Uebermacht Loudon's. Fouqué selbst wurde dabei verwundet und gefangen. Der Plan des Königs, Dresden wiederzugewinnen, mißlang auch; Glatz fiel in Loudon's Hände und Breslau wurde nur mit Mühe gerettet. Schon hatte sich Daun mit einem Theile der Russen vereinigt und mit Loudon einen Doppelangriff auf Friedrich's Lager verabredet, als der König, ehe sich's Daun versah, einem Ueberfalle Loudon's zuvorkam und selbst ihn auf den Pfaffendorfer Höhen bei Liegnitz (an der Katzbach) überfiel und besiegte, so daß derselbe 10000 M. an Todten und Verwundeten und 6000 M. an Gefangenen verlor. Doch rettete der gewandte Loudon sein übriges Heer durch einen meisterhaften Rückzug.

Um den König aus Schlesien zu entfernen, ließ nun Daun durch 15000 Oesterreicher unter Lascy und 20000 Russen unter Tschernitscheff Berlin brandschatzen und Charlottenburg plündern. Natürlich eilte Friedrich herbei und verscheuchte durch seine bloße Ankunft den Feind aus der Hauptstadt; aber eben so rasch wendete er sich dann wieder gegen Daun, der unterdeß an der Elbe vorgedrungen war, und erfocht über ihn, vorzüglich durch seinen tapfern, frommen Husarengeneral Ziethen, den entscheidenden Sieg bei Torgau (3. Nov.)

Durch ein Mißverständniß eröffnete der König diese Schlacht zu früh, so daß Daun im Vortheil war und noch während des Kampfs nach Wien melden ließ, die Preußen seien geschlagen, und daß am Abende des blutigen Tages der Kern des vom Könige befehligten Flügels auf der Wahlstatt lag. Zehntausend Verwundete durchseufzten die lange kalte Nacht, während der König, der selbst leicht verwundet war, in der Dorfkirche Befehle ertheilte und den Plan zum zweiten Schlachttag machte. Als er dann mit der ersten Dämmerung zum Dorf hinausritt, begegnete er dem General Ziethen, der selber heranritt und ihm im Ordonnanzton meldete, daß er auf der andern Seite des

Schlachtfelds den Sieg erfochten habe und Daun sich geschlagen zurückziehe. Darauf sich gegen seine Husaren wendend rief Ziethen: „Bursche, unser König hat die Schlacht gewonnen, unser großer König lebe!" — „Ja, antworteten sie, unser König Fritz soll leben, aber unser Vater Ziethen auch!" — In dieser Schlacht hatten die Preußen 13000 M., die Oesterreicher 20000 M. verloren.

In Folge dieses Sieges war Friedrich wieder Herr in Sachsen, mit Ausnahme von Dresden, und konnte noch Brandenburg, Schlesien und Pommern befreien, während sich Loudon nach Glatz, die Schweden nach Stralsund und die Russen nach Polen in die Winterquartiere zurückzogen.

In Westdeutschland gegen die Franzosen hatte Prinz Ferdinand in diesem Feldzuge auch nur vertheidigungsweise verfahren können. Zwar gieng sein Sohn, der Erbprinz, einmal über den Rhein und nahm Cleve und Ruremonde, wurde aber wieder zurückgedrängt und überwinterte mit seinem Vater in Westfalen, während die Franzosen ihre Winterquartiere in Hessen nahmen.

Die Versuche, die Friedrich im Laufe dieses Feldzugs gemacht hatte, um einen ehrenvollen Frieden zu erhalten, waren fehlgeschlagen, weil seine Gegner bestimmt hofften, ihn im nächsten Feldzug vollends aufzureiben.

Die Aussicht auf den Feldzug des Jahres 1761 hatte sich für Friedrich schon am 25. Oct. des vorhergehenden Jahres dadurch getrübt, daß an jenem Tage Georg II gestorben war und sein friedliebender Nachfolger Georg III zusammt dem Parlament, dessen Enthusiasmus für den Preußenkönig erkaltet war, bei dem sinkenden Einfluß des großen Pitt zu weiterer Subsidien-Verwilligung nicht geneigt war, also daß Friedrichs mächtigster Bundesgenosse keine wesentliche Stütze mehr bot. Dazu kam, daß Oesterreich an dem König Karl III von Spanien einen neuen Bundesgenossen dadurch gewann, daß Maria Theresia ihre Ansprüche auf Parma aufgab und ihren Sohn, den Erzherzog Joseph mit der Nichte des spanischen Königs, Elisabetha Maria, Prinzessin von Parma, vermählte.

Der Feldzug wurde spät eröffnet. Die Franzosen, welche 150000 M. stark unter Broglio und Soubise in Deutschland

standen, sahen es auf Hannover ab. Zwar wurde Broglio's Abtheilung geschlagen; doch behaupteten sich die Franzosen am Niederrhein und in Hessen und ließen es an Plünderungen und Brandschatzungen wehrloser Gegenden nicht fehlen.

Während der König durch seinen vorsichtigen und erfahrenen Bruder Heinrich Schlesien decken ließ, wußte er drei Monate hindurch mittels künstlicher Manövers die beabsichtigte Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu vereiteln. Endlich aber gelang sie ihnen (am 17. Aug.) unter Laudon und Buturlin zu Striegau in Schlesien, so daß dem Könige jetzt 130000 M. gegenüber stunden. Zum Glück für ihn waren die feindlichen Führer uneinig, indem der stolze Russe in den Operationsplan Loudon's nicht eingehen wollte, und so gewann Friedrich Zeit sich bei Bunzelwitz so gut und fest zu verschanzen, daß man ihn nicht anzugreifen wagte.

Dennoch war Friedrich in dieser eingeschlossenen Lage so hoffnungslos, daß er oft in der Nacht bei Ziethen Trost suchte, der seinen finstern Befürchtungen stets das Geduld-Wort entgegensetzte: es werde gewiß Alles noch ein gutes Ende nehmen. Da Friedrich ohne Verstandsgründe nichts anzunehmen gewohnt war, entgegnete er ihm spöttisch, ob er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft habe? — „Ich habe nur den alten da Oben, antwortete der fromme Ziethen, und der verläßt uns nicht!" — „Ach, sagte der König, der thut keine Wunder mehr!" — „Das braucht's auch nicht, entgegnete der glaubige Ziethen, er streitet doch für uns und läßt uns nicht sinken!" — Bald konnte Friedrich dem Ziethen Recht geben, daß sein Alliirter Wort gehalten.

Nach zwanzig Tagen trennte sich der russische Feldherr mit seinem Hauptheere aus Mangel an Lebensmitteln von Loudon und zog über die Oder nach Pommern (im Sept.). Um die Mark vor ihm zu retten, hieß Friedrich den Grafen Platen in Polen einbrechen, und erreichte dadurch seinen Zweck. Als der König sein Lager verließ, überrumpelte Loudon durch einen nächtlichen Ueberfall das feste Schweidnitz und erstürmte es. Mit dieser wichtigen Festung verlor der König halb Schlesien. Während sodann Friedrich, dessen Heer längs der Oder zwischen Brieg und Glogau die Winterquartiere bezog, seinen Aufenthalt in Breslau nahm, bekam er die zweite Hiobspost, daß sich das schon seit zehn Monaten belagerte und durch den Oberst Heiden standhaft

vertheidigte Colberg (d. 16. Dez.) aus Mangel an Nahrung den Russen und Schweden ergab. Obwohl diese Festung nur als Trümmerhaufe in die Hände der Feinde kam, so war doch damit halb Pommern verloren. Da nun auch halb Sachsen in Daun's Händen, dazu das preußische Heer bis auf 60000 Mann zusammengeschmolzen war und von England, das mit Frankreich in Unterhandlungen über die Beendigung des Seekriegs trat, keine Geldunterstützungen mehr zu hoffen waren: so stund allerdings zu besorgen, daß der nächste Feldzug eher mit dem Untergang, als mit der Erhaltung Preußens enden werde.

5. Friedrich's Noth und Rettung. Siebenter Feldzug. Tod Elisabeths; Peter III. Friede mit Rußland und Schweden. Peter's Neuerungen und Tod. Katharina II. Friedrich's Sieg bei Burkersdorf. Wiedergewinn von Schweidnitz. Seidlitz bei Freiberg; Ferdinand in Cassel. Oesterreichs Waffenstillstand mit Preußen. Der Hubertsburger Friede. (Der Pariser Friede.)

Friedrich war in der äußersten Noth, da sich ihm nirgends ein Ausweg bot. In seiner gedrückten Stimmung ließ er sich selten öffentlich sehen und selbst seine Flöte blieb den Winter über unberührt. Unter andern Versuchen, sich zu helfen, verfiel er sogar darauf, den Chan der Tartarei und den türkischen Sultan zu einem Einfall in das russische Reich bewegen zu wollen: „es war der Strohhalm eines im Untergehen Begriffenen." Schon erwachten in seinem umdüsterten Gemüthe wieder Gedanken an einen freiwilligen Tod, als — das am 5. Jan. 1762 erfolgte Ableben seiner Todfeindin, der Kaiserin Elisabeth, ihn und sein Preußen aus dieser verzweifelten Lage riß. Denn ihr Schwestersohn und Nachfolger Peter III, Friedrichs begeisterter Bewunderer, gab sogleich alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld frei und schloß mit Friedrich nicht nur Frieden, in welchem er alle Eroberungen zurückgab und sich nur den preußischen schwarzen Adlerorden und den Besitz eines preußischen Regiments zur Gegengunst ausbat, sondern gieng auch ein Bündniß mit ihm ein, demgemäß er sogleich den unter Tschernitscheff stehenden 20000 Russen sich an die Preußen anzuschließen befahl. Auch Schweden, das sich nun der russischen

Stütze beraubt sah, wurde dadurch genöthigt, Frieden zu begehren und trat diesem Bündnisse bei.

In Oesterreich brachte dieser Umschlag große Bestürzung hervor, zumal Maria Theresia aus übelangewandter Sparsamkeit und in der sichern Annahme, Preußen's Kraft sey gebrochen, 20000 altgediente Soldaten mit 500 Offizieren entlassen hatte, die sie nun, weil dieselben meist in spanische Kriegsdienste getreten waren, mit erst noch einzuschulenden Recruten ersetzen mußte!

So konnte nun der König alle seine Kräfte gegen Oesterreich wenden, und indem er von allen Seiten seine Truppen zusammenzog, beschloß er zunächst sich wieder in den Besitz von Schweidnitz zu setzen. Dieses aber zu decken, war Daun im Anzug und hatte bereits mit einem Theile seines Heeres die Höhen von Burkersdorf und Oehmsdorf besetzt. Eben zog Friedrich mit den Preußen und Russen heran, um ihn aus dieser Stellung zu vertreiben, als der plötzliche gewaltsame Tod Peter's III und die Thronbesteigung Katharina's II wieder alle Hoffnungen Friedrichs und alle Befürchtungen Oesterreichs niederzuschlagen schien.

Peter III nämlich hatte, ganz im Geiste Friedrich's, der in Allem sein Vorbild war, gleich nach seinem Regierungsantritt eine Menge tief eingreifender Reformen im russischen Reiche vorgenommen. Er rief alle von seiner Vorgängerin nach Sibirien Verbannte (darunter auch Biron und Münnich sich befanden) zurück, gestattete dem russischen Adel wieder das Reisen in's Ausland, und machte neue Einrichtungen in der Finanzverwaltung, Rechtspflege und Heeresverfassung. In letzterer Beziehung löste er die von Elisabeth errichtete Nobelgarde auf und stiftete die holsteinische Garde, über die er seinen unfähigen Oheim zum Befehlshaber setzte. Dadurch und weil er bei allen Gelegenheiten die preußische Tapferkeit vor der russischen rühmte und auch stets in preußischer Uniform mit dem schwarzen Adlerorden einhergieng, verletzte er den Stolz des russischen Adels auf's tiefste; und da er auch in kirchlicher Beziehung willkührliche Neuerungen machte, indem er z. B. die Bilder aus den Kirchen entfernen ließ, den Popen das Barttragen verbot und Anstalten traf, Kirchengüter einzuziehen, so hatte er auch die Geistlichkeit gegen sich.

Von der allgemeinen Unzufriedenheit unterrichtet, bereitete seine von ihm zurückgesetzte und mit Einsperrung ins Kloster bedrohte Gemahlin Katharina (eine geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst) welche zurückgezogen auf dem Peterhof lebte, mit ihrem Anhang russischer Großen Alles vor, Petern zu stürzen und sich des Thrones zu bemächtigen. Als er eben damit umgieng, eine Prinzessin

Woronzow zur Kaiserin zu erheben, verließ Katharina in der Nacht des 9. Juni 1762 den Peterhof und stellte sich in Petersburg an die Spitze der Verschworenen, die sie zur Kaiserin ausriefen. Darauf zog sie unverweilt mit 15000 M. nach dem Peterhof. Peter, der nur 3000 M. um sich hatte, verlor den Muth und begab sich auf Münnich's Rath nach Kronstadt, wo man ihn jedoch nicht einlassen wollte. Anstatt sich den Einlaß zu ertrotzen, gieng er nach Oranienbaum und unterhandelte. Dort wurde er verrathen und dahin gebracht, seine Abdankung zu unterschreiben. Darauf wurde er gefangen gesetzt und, wiewohl ohne Vorwissen der Kaiserin von dem Günstling derselben, Alexis Orlow, zuerst vergiftet und als das Gift nicht wirkte, erdrosselt. Da Katharina fast Niemanden der Freiheit oder seiner Stellen beraubte und alle diejenigen Neuerungen Peter's, welche allgemein verhaßt waren, wieder aufhob, überhaupt Alles that, was dem Nationalstolz und der Kirchenglaubigkeit der Russen schmeichelte, so erhielt sie sich auf dem Thron, um das von Peter dem Großen angefangene Werk russischer Civilisation zu vollenden.

Die neue russische Kaiserin, in dem Argwohn, daß Friedrich es gewesen, der ihren Gemahl nicht nur zu den verhaßten Neuerungen, sondern auch zur Mißachtung ihrer Person angeleitet habe, erklärte in einem Manifest Friedrich für den Hauptfeind Rußlands und widerrief alle von Peter eingegangenen Verbindlichkeiten. Als sich jedoch unter Peter's hinterlassenen Papieren Briefe vom Könige vorfanden, worin dieser jenem im Gegentheil ein bedachtsameres Vorgehen und ein edleres Verfahren gegen seine Gemahlin angerathen hatte, so nahm Katharina das Manifest zurück und ließ es beim Frieden mit Preußen, hob aber das Bündniß auf und rief ihr Heer zurück.

Aber noch bevor Tschernitscheff mit seinem Heere sich von den Preußen trennte, hielt er dem von ihm verehrten Könige zu Gefallen den empfangenen Befehl seiner Kaiserin noch drei Tage lang geheim und zog scheinbar gegen Daun mit aus: zwar ließ er seine Russen am Gefecht nicht Theil nehmen, hielt aber durch seine Gegenwart einen Theil des österreichischen Heeres, welchen Daun gegen ihn aufstellte, in Unthätigkeit, so daß Friedrich die Oesterreicher bei Burkersdorf schlug und den Weg nach Schweidnitz einschlagen konnte, das er jedoch, da es tapfer vertheidigt wurde, erst nach 69tägiger Belagerung (d. 9. Oct.) glücklich eroberte, so daß er Schlesien wieder sein nennen konnte.

Da nun die Preußen auch in Sachsen unter Seidlitz und Kleist, ungeachtet ihrer Minderzahl wieder Vortheile errangen und sogar tief in Böhmen eingedrungen waren; auch Prinz Heinrich mit dem tapfern Seidlitz die Reichsarmee in der Nähe von Freiberg (d. 29. Oct.) völlig in die Flucht schlug; im Westen Deutschlands aber die rühmliche Haltung Ferdinand's von Braunschweig, der am 1. Nov. Kassel eroberte, zu dem raschen Abschluß der Friedensprälimінarien zwischen Frankreich und England zu Fontainebleau (3. Nov.) wesentlich beitrug: so sah sich auch der Wiener Hof genöthigt, mit Preußen einen Waffenstillstand (24. Nov.) einzugehen, worauf Friedrich seine Truppen in einem großen Umkreis von Thüringen an durch Sachsen und durch die Lausitz bis nach Schlesien in die Winterquartiere verlegte und sein Hauptquartier in Leipzig aufschlug.

Da in diesen Waffenstillstand die Reichstruppen nicht mit eingeschlossen waren, so brachte Friedrich's kluge Voraussicht — durch einen mitten im Winter von Kleist glücklich ausgeführten Streifzug nach Franken — mehrere dadurch geschreckte Reichsfürsten (namentlich Bayern, Pfalz, Mainz, Bamberg, Würzburg und Mecklenburg) zum Abfall von Oesterreich.

So, fast von allen Bundesgenossen verlassen, von der Last einer durch diesen Krieg noch um weitere 100 Millionen vermehrten Staatsschuld gedrückt, und auch von dem Wunsch, ihrem Sohne Joseph bald die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, angetrieben, beugte sich Maria Theresia der Nothwendigkeit und bot die Hand zum Frieden, der, nachdem noch am letzten Tag des Jahres 1762 auf dem Jagdschlosse Hubertsburg (zwischen Meißen und Wurzen) die Unterhandlungen dazu begonnen hatten, am 15. Febr. 1763 zu Stande kam.

In diesem Hubertsburger Frieden behauptete Friedrich alle seine vor dem Krieg besessenen Länder, also auch Schlesien mit der Grafschaft Glatz, wogegen er Sachsen an den Kurfürsten August III, der sich bis dahin in Polen aufgehalten hatte, zurückgab und der Kaiserin Maria Theresia seine Stimme für die Wahl ihres Sohnes zum römischen Kaiser, sowie auch seine Verwendung für Oesterreichs Aussicht auf Modena versprach.

Zehn Tage vorher, am 10. Februar, war zwischen England, Frankreich und Spanien der Pariser Frieden geschlossen, aus welchem England weit mächtiger, Frankreich aber durch den Verlust seiner meisten Colonien geschwächt hervorgieng. (Das Nähere dieses Seekrieges und seines Ausgangs siehe unten XXIV. K. 5.)

6. Nachwehen des Kriegs in preußischen Landen: ihre Heilung. Unterstützung des Ackerbau's und des Fabrikwesens. Heeresergänzung und Vervollkommnung des Militärwesens. Verbesserung des Steuerwesens. Mißgriffe dabei: Monopole und Handelssperren.

So beendeten diese beiden Friedensschlüsse einen schweren über einen großen Theil der Welt sich erstreckenden Kampf, der allein in Deutschland über 500 Millionen Thaler verschlungen und eine Million Menschen gekostet hatte. Am meisten war Deutschland heimgesucht worden und darin Sachsen wie ausgepreßt, Pommern und ein Theil der Marken schrecklich verwüstet, Hannover, Westfalen und Hessen theilweise zur Einöde gemacht, so daß es in manchen Gegenden an Menschen und Vieh gebrach, um die Felder zu bestellen. Ein Augenzeuge erzählt, daß er einst sieben hessische Dörfer hintereinander durchritten und nur auf Einen Menschen, einen Prediger, gestoßen sey, der sich Bohnen kochte. Am schlimmsten sah es aus, wo Franzosen und Kosaken gehaust hatten: letztere sollen in Preußen an 30000 wehrlose Menschen grausam getödtet haben. Kein Wunder, daß König Friedrich, in dem drückenden Gefühl der schweren Opfer, welche dieser Krieg seinem Lande gekostet hatte, den prächtigen Festlichkeiten, womit die für seinen Ruhm begeisterten Berliner seine Rückkehr in ihre Stadt, von der er so lange abwesend gewesen war, zu verherrlichen gedachten, geflissentlich auswich und auf einem Umweg erst mit beginnender Nacht in seiner Hauptstadt eintraf (d. 30. März). Die Freude über des Königs Erhaltung und über die durch ihn gerettete Nationalehre entschädigte sein Volk für ausgestandne Noth und erlittenen Schaden, und selbst dem zum Krüppel geschossenen preußischen Soldaten trat die Freudenthräne ins Auge, so oft er von den Thaten des großen Fritz und von dessen Freundlichkeit gegen seine Braven erzählte. Aber auch

ganz Europa zollte ihm Bewunderung und der Hauptgewinn, den der Bewunderte aus diesem Kampfe davon trug, war der Rang, den hinfort Preußen unter den Großmächten Europa's einnahm, und das Gewicht der Entscheidung, das er dadurch in die Wagschale der europäischen Geschicke zu legen berufen ward.

Der Beiname des „Großen," welcher den König Friedrich seitdem stehend schmückte, drückt die Gesammtstimmung des von seinem Geiste beherrschten Zeitalters aus, dessen Einflusse sich selbst seine bisherigen Feinde nicht entziehen konnten. Denn durch sein Beispiel angeregt, entstund von nun an unter den deutschen Fürsten und Staatsmännern ein Wetteifer, „für das Wohl der Völker" thätig zu seyn und der Kraft derselben mehr Raum zur Uebung zu lassen. Seiner weisen Verwaltungssorge gelang es auch früher, als allen Andern, die schweren Wunden, welche dieser Krieg allen dabei betheiligten deutschen Landen geschlagen hatte, zu heilen, indem er den am schwersteu Betroffenen Steuernachlaß gewährte, an die meistbeschädigten Landleute das in den Kriegsmagazinen noch vorhandene Getraide vertheilen, öde Gegenden urbar machen, Dörfer und Colonieen, Straßen und Kanäle anlegen und dem Ackerbau und Fabrikwesen die möglichste Unterstützung zukommen ließ.

Um den zerstörten Provinzen aufzuhelfen, tilgte er ihre Schulden und wies alle Ueberschüsse aus der königlichen Kasse zur Unterstützung hülfsbedürftiger Landbauern und Fabrikanten an, so daß er zwischen den Jahren 1763—1786 weit über 24 Mill. Thaler aus seinen Privatersparnissen zu diesem Zwecke verwendete.

Eine vorzügliche Sorge widmete er der Ergänzung und Vervollkommnung des Heerwesens, das er wieder in einen Stand setzte, als ob er es abermals mit halb Europa würde aufnehmen müssen. Hatte doch sein Heer im Jahr 1770 bereits wieder eine Stärke von 160000 M. Dabei befolgte er den Grundsatz, die Offiziersstellen vorzugsweise dem Adel vorzubehalten, und um diesem ein desto größeres Gewicht zu geben und ihn zugleich nahe an seine Person und den Thron zu fesseln, schenkte und lieh er Vielen aus diesem Stande bedeutende Geldsummen zur Verbesserung ihrer Güter und stiftete für die Rittergutsbesitzer in Schlesien (nachher auch in

Pommern und Preußen) das noch jetzt bestehende landschaftliche Creditsystem mit den Pfandbriefen. Junge Edelleute ließ er in den Cadettenhäusern zu Berlin, Stolpe und Kulm erziehen. Auch errichtete er eine eigene Militär-Academie, an der er aber meist Franzosen als Lehrer anstellte. Zu besserer Sicherung Schlesiens verstärkte er die alten Festungen und legte eine neue, die starke Bergfestung Silberberg (im Regierungsbezirk Breslau) an, die man das schlesische Gibraltar nannte.

Um die Staatskasse für Nothfälle zu füllen, gab er auf den Rath des französischen Generalpächters Helvetius dem Steuerwesen eine verbesserte Einrichtung, indem er dem Schleichhandel wehrte und eine General-Zoll- und Acciseadministration errichtete, bei der er aber fast nur Franzosen (einige hundert an der Zahl) anstellte! Wurde auch die Staatseinnahme dadurch um eine Million Thaler erhöht, so war doch das ganze Wesen theils wegen der ausländischen Beamten, theils wegen der erhöhten Steuer dem Volke verhaßt. Auch die vielen Monopole, die er an Fabrikanten und Manufacturisten ertheilte, und die damit zusammenhängenden Waarenverbote und Handelssperren, welche den innern Wohlstand heben sollten, erwiesen sich in der Folge als eine reiche Quelle von Klagen.

Da er aber bei allen seinen Anordnungen nur das Beste des Volkes vor Augen hatte, und mit Aufopferung aller Zeit und Bequemlichkeit eine rastlose Thätigkeit und unausgesetzte Sorgfalt bewies, die besonders auf seinen jährlichen Untersuchungsreisen recht heraustrat, so ward er von seiner ganzen Zeit als das Muster eines treuen Landesvaters erkannt.

7. Oesterreich nach dem siebenjährigen Krieg. Maria Theresia's Sorgfalt und Streben nach Staatsverbesserungen: der Staatsrath, die Hofcanzleien. Hofcommerzienrath. Zahlenlotterie und Papiergeld. Strafgesetzbuch; Organisation des Heerwesens. Die Militärgränze. Tod Joseph Franz I. Joseph II. Seine Jugendzeit und heranreifenden Reformideen.

Auch Maria Theresia war in ihren österreichischen Landen mütterlich bedacht, die Wunden des Kriegs zu heilen und Staats-

verbesserungen anzubahnen. Um eine Einheit in die verschiedenen, von den Statthaltern der Provinzen willkührlich angewandten Verwaltungsgrundsätze zu bringen, errichtete sie einen Staatsrath, der die Aufgabe hatte, die wichtigsten Gegenstände durch Berathung vorzubereiten und die den andern Behörden obliegende Vollziehung zu überwachen. Die Vermittlung zwischen dem Staatsoberhaupt und den Provinzialverwaltungen bildeten die in Wien für die verschiedenen Provinzen aufgestellten Hofkanzleien.

Wie Friedrich bot Maria Theresia Alles auf, zunächst die Finanzen zu ordnen. Sie begann mit Ersparnissen an sich selbst und an ihrem Hofe, dessen große, von ihrem Vater eingeführte Verschwendung sie beschränkte, so daß z. B. für die Papageien nicht mehr jährlich so und so viel Eimer Tokayer vom Hofmarschallamt verrechnet werden durften u. s. w.

Sie begünstigte gleichfalls das Fabrikwesen, zum Theil auch durch Monopole und Waarenverbote, beförderte den Handel durch Anlegung von Häfen und Kanälen und errichtete den Hofcommerzienrath.

Zwei neue in ihren Folgen bedenkliche Finanzmaßregeln, die Einführung der Zahlenlotterie und des Papiergeldes (der Bancozettel), gehören dieser Periode ihrer Regierung an. Durch die erstere wurde übrigens dem Spielen in den auswärtigen Lotterien, die streng verboten wurden, eine Ende gemacht; die zweite, noch gefährlichere Maaßregel legte den Grund zu dem spätern Ruin der österreichischen Finanzen.

Eine besondere Aufmerksamkeit wendete die Kaiserin der Gerechtigkeitspflege zu, indem sie ein neues Strafgesetzbuch ausarbeiten ließ, in welchem jedoch die Tortur noch beibehalten wurde: doch wurde dieselbe gegen das Ende ihrer Regierung noch abgeschafft. — Da die bisher von Oesterreich geführten Kriege viele Gebrechen im Heerwesen herausgestellt hatten, so suchte sie denselben durch eine bessere Organisation abzuhelfen. Schon früher hatte sie die unübertreffliche Einrichtung der Militärgränze geschaffen, die in Kroatien beginnend, längs der türkischen Gränze fortlaufend, sich durch Siebenbürgen zieht und 18 Regimenter liefert, welche sich im Frieden selbst erhalten und im Kriege sich selbst ergänzen. Eben so hatte sie die Militärconscription und

systematische Rekrutirung eingeführt. Auch verstand sie es in bewundernswürdiger Weise die Ausdauer und Tapferkeit ihrer Truppen durch Belohnungen und herzgewinnende Auszeichnungen zu fördern.

Ueberhaupt stammen die meisten organischen Einrichtungen der österreichischen Monarchie, die bis in die neuere Zeit gedauert haben, von dieser klugen, von ihren Völkern bis zur Begeisterung geliebten und verehrten Frau her. Durch diese ihre Eigenschaften gelang es ihr, den Grundsatz der unbeschränkten Monarchie, dem damals fast alle europäischen Mächte huldigten, in den meisten ihrer Staaten durchzuführen: nur in Tyrol tastete sie die ländständische Ordnung nicht an, und in Ungarn, dessen Volk sie unendlich liebte, dessen Landtage ihr aber nicht gefielen, konnte sie auf den Landtagen weit weniger durchsetzen, als ihr Vater. Das viele Gute, das sie für Ungarn that, that sie ohne die Landstände, die sie während ihrer 40jährigen Regierung nur dreimal berief. Die Ungarn gewöhnten sich übrigens an diese Regierungsweise der „Mutter Maria Theresia,“ wie sie sie allgemein nannten, und hätte sie länger gelebt, so wäre die ungarische Verfassung, und in den höhern Schichten der Gesellschaft sogar die ungarische Sprache erloschen.

Denselben Geist des monarchischen Absolutismus trug sie auch auf die kirchlichen Angelegenheiten über und in dieser Beziehung war sie das gerade Gegentheil Friedrichs des Großen. Sie konnte sich nicht einmal zu derjenigen Toleranz erheben, die in einem Staate von verschiedenen Religionsgenossen zur politischen Klugheit gehört.

So wollte sie einmal die Juden binnen sechs Monaten aus ihren Ländern vertreiben, so daß selbst der Papst und der König von Polen sich bewogen fühlten, für die Belassung derselben ein gutes Wort einzulegen. Auch die Protestanten wurden von ihr stark niedergehalten, und selbst in das innere Familienleben griff sie zuweilen rücksichtslos ein. Traten katholische Familien oder Gemeinden in deutschösterreichischen Landen (was anfangs öfters vorkam) zum Protestantismus über, so ließ sie dieselben nach Siebenbürgen oder in den Banat übersiedeln. Liehen auf dem deutschen Reichstag auswärtige Mächte, oder gar Preußen, den Protestanten ihre Fürsprache, so wies sie dieselbe mit Empfindlichkeit zurück.

Gegen den römischen Hof indeß verhielt sie sich ziemlich abschließend, gestattete den Verkehr mit ihm nur durch das Ministerium des Auswärtigen, verbot die Visitationen der päpstlichen Nuntien in

ihren Staaten, beschränkte die Menge der kirchlichen Feiertage, ließ die Ablegung der Ordensgelübde nicht vor dem 24. Lebensjahr zu, hob die Kirchenasyle auf ꝛc. Wie sie sich in der Folge gegen den Jesuitenorden verhielt, wird weiter unten angegeben werden.

Da seit dem westfälischen Frieden die Person des österreichischen Monarchen von der des Kaisers getrennt war und Maria Theresia's selbstherrschender Character in Bezug auf den österreichischeu Staat streng auf die Rechte ihrer Macht hielt, das deutsche Reich aber dem Kaiser wenig Gewicht mehr gab, so trat ihr Gemahl Franz gegen ihre Person um so mehr zurück, als er zugleich kein energischer Character war und zwar viele gute und liebenswürdige Eigenschaften besaß, die ihn seiner Gemahlin und Umgebung werth machten, aber gerade diejenigen vermissen ließ, die den Regneten bezeichnen. Ohnedieß überlebte er seine Wahl und Krönung, die am 27. Mai 1764 vor sich gieng, nicht lange: denn er starb schon am 18. August 1765 eines unerwarteten Todes zu Insbruck.

Da sein und Maria Theresia's Sohn Joseph gleich nach dem Hubertsburger Frieden zum römischen König gewählt worden war (im März 1764), so bestieg er jetzt im 24. Jahr seines Alters den Kaiserthron, gehoben und getragen von den Hoffnungen, welche Deutschland sich von den vielversprechenden Eigenschaften des jungen, lebhaften Kaisers machte.

Joseph II zeigte schon als Kind bei einem schönen Aeußern ungewöhnliche Geistesanlagen, aber auch einen ungewöhnlichen Eigensinn, der sich durch eine ganz falsche Einwirkung seiner Erzieher oft zu hartnäckigem Starrsinn steigerte. Eine eben so falsche Unterrichtsmethode, die seinem glänzenden Gedächtnisse den todtesten, geistlosesten Ballast einzunehmen zumuthete, brachte ihm einen wahren Eckel vor der Wissenschaft bei und hatte Einfluß auf seine Nichtachtung der Gelehrten und ihrer Bestrebungen, so wißbegierig er im Uebrigen war: daher Königs Friedrichs Wort über ihn: „Der Kaiser hat den Wunsch zu lernen, ohne sich dazu Zeit zu nehmen.“ — Am meisten zog es ihn zum Kriegswesen hin; aber seinen Wunsch, im siebenjährigen Krieg unter Daun einen Feldzug mitzumachen, genehmigte seine Mutter nicht, aus Besorgniß, seine kriegerische Neigung möchte zu viel Nahrung bekommen.

Als Joseph 20 Jahre alt war, vermählte er sich 1760 mit Maria Isabella von Bourbon, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, die er ungemein liebte, aber schon nach drei Jahren wieder verlor. Auf den

Wunsch seiner Mutter vermählte er sich zum zweitenmal mit Josepha von Bayern, deren Eigenschaften ihm aber keine Theilnahme abgewannen. Er verlor auch sie schon nach zwei Jahren, und sein Herz, das in dieser Ehe sich sehr unglücklich gefühlt hatte, suchte nun in dem Streben nach Verwirklichung seiner politischen Ideale eine Befriedigung zu finden. Stets aber blieb ihm eine gewisse Bitterkeit" zurück, die oft plötzlich „wie ein verderbender Blitz" aus der stets am Himmel seines Herzens hangenden „Wolke vernichteter Jugendhoffnungen hervorbrach."

Nach seiner Thronbesteigung wandte er sein Hauptaugenmerk auf die Heilung der Schäden des deutschen Reichs, dessen Oberhaupt er war: da aber sein Versuch, die unsäglichen Uebel und Gebrechen der Reichsjustiz zu heben, an der Zersplitterung Deutschlands in 300 Territorien und an der unbeweglichen Trägheit des herkömmlichen Schlendrians scheiterte, so gab er die Hoffnung, Deutschland umgestalten zu können, auf. Obgleich ihn sodann seine Mutter zum Mitregenten der österreichischen Monarchie ernannte, so gewährte sie ihm doch, so lange sie lebte, keinen wesentlichen Antheil an der Regierung, theils weil sie selbst gern unbeschränkt waltete, theils weil sie seine hastige Neuerungslust fürchtete. Nur beim Militärwesen, dessen er sich lebhaft annahm, ließ sie ihm mehr Spielraum. In welcher Weise er sodann die übrige Zeit bis zum Tode seiner Mutter dem Reiche und der Vorbereitung zur einstigen Verwirklichung seiner Lieblingsideen widmete, insbesondere welche Stellung er nach Außen zu den übrigen europäischen Staaten, namentlich zu Preußen und Rußland einnahm, wird uns Gegenstand weiterer Betrachtung werden, wenn wir zuvor wieder einen Blick auf die andern Hauptstaaten Europa's werden geworfen haben.

Vier und zwanzigstes Buch.

Die Fürsten und Völker Europa's am Vorabend der neuern Zeit.

---

1. Kapitel.

Die gewissensbaare Vergrößerungssucht und humanitarische Aufklärungspolitik der Großen: Katharina II, Joseph II, Gustav III.

1. Rußland. Katharina II Thronsicherungsbestrebungen. Iwan's Tod. Kosakenaufstand: Pugatschew. Ausdehnungsversuche der russischen Macht. Absichten auf Polen. Bündniß mit Preußen. Erzwungene Wahl Stanislaus Poniatowky's, und Gleichberechtigung der Nichtkatholiken mit den Katholiken. Opposition des Adels. Die Conföderation zu Bar. Frankreich's Aufstiftung der Türkei zum Krieg gegen Rußland. Attentat gegen Stanislaus. Unterdrückung der Conföderation.

Da nach dem Hubertsburger Frieden Friedrich der Große, der sich, Oesterreich, England und Frankreich gegenüber, zu isolirt fühlte, und daher — weil er von den andern Staaten entweder wegen ihrer großen Entfernung, oder wegen ihrer geringen Macht keinen Beistand erwarten konnte, sich Rußland näherte und ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Czarin Katharina II zu schließen suchte, so wollen wir die Rundschau über die außerdeutschen Staaten dießmal zuerst mit Rußland beginnen.

Hatte Peter der Große sein Reich zu einem „Glied" des europäischen Staatenbestandes gemacht, so war es der Kaiserin Katharina II vorbehalten, es zu einer Großmacht zu erheben. Nachdem

sie mit der sie auszeichnenden Entschlossenheit die oben (XXIII. 8, 5) erwähnte Thronrevolution ausgeführt hatte, suchte sie sich dadurch zu behaupten, daß sie den jungen Iwan III, der schon früher einmal die Czarenwürde empfangen, seitdem aber im Gefängniß zu Schlüsselberg gelebt hatte, dann aber von Peter III aus Mitleid wieder daraus hervorgezogen worden war, abermals in den Kerker zurückbringen ließ, wo er bald darauf eines gewaltsamen Todes starb.

Katharina hatte den beiden Offizieren, die ihn zu bewachen hatten, den Befehl gegeben, ihn bei dem ersten Versuch, den man etwa zu seiner Befreiung machen würde, zu tödten. Kurze Zeit darauf (1764) machte ein Unterlieutenant, Namens Mirowitsch, einen Befreiungs-Versuch, und augenblicklich erhielt der arme, „zum Unglück geborene, und von den schmählichsten Intriguen verfolgte Prinz" von seinen Wächtern den Todesstoß, dem er nach verzweifeltem Widerstand erlag. Als jenem Mirowitsch der Prozeß gemacht und das Todesurtheil gesprochen wurde, benahm er sich dabei so sicher und furchtlos, daß man vermuthen konnte, es sei ihm bei seiner Untersuchung Begnadigung und Belohnung in Aussicht gestellt worden; aber der wirkliche Todesstoß bezeugte, daß er sich in einer Täuschung befunden hatte.

Etwa neun Jahre später sah Katharina ihren Thron durch einen großen Kosakenaufstand gefährdet, den ein Roskolnike (Glied einer griechischen Secte), Namens Pugatschew, dadurch erhob, daß er sich, gestützt auf seine Gesichtsähnlichkeit mit Peter III, für diesen ausgab, indem er behauptete, er sei damals seinen Verfolgern entkommen und der Getödtete sei nur ein ihm ähnlich sehender Soldat gewesen. Schon hatte Pugatschew mit seinem dadurch gewonnenen Anhang mehrere kaiserliche Truppen geschlagen und Städte, wie Orenburg und Katharinenburg zu belagern unternommen, als er vom General Galitzin geschlagen wurde, und sich hinter den Ural zurückziehen mußte. Zwar brach er wieder hervor und belagerte Kasan: er wurde aber überfallen und in die donischen Steppen gejagt. Als er sodann mit einem neuen Heer von Kosaken, Kalmücken und Baschkiren unter blutigen Verheerungen gen Moskau zog, ward er in einer Wüste eingeschlossen. Doch rettete er sich, indem er über die Wolga schwamm, wurde aber doch am Ende durch den Verrath seines Vertrautesten von drei Kosaken dem russischen General ausgeliefert, und auf Katharina's Befehl zu Moskau enthauptet. Der Aufruhr hatte binnen zwei Jahren 100000 Menschen gekostet und viele Städte und Dörfer in Schutt und Asche gelegt.

Um ihre Macht auszudehnen, bot sich ihr in der Schwäche Polens und der Türken die voraussichtlich erfolgreichste Gelegenheit. Zunächst hatte sie ihr Absehen auf Polen, dessen kläg-

liche Verfassung oben (XXIII. 2, 3) als die Quelle seiner Unmacht angegeben wurde. August III hatte früherhin nach dem Sturze des russischen Herzogs Biron, des Günstlings der Regentin Anna, das diesem zugetheilt gewesene polnische Lehnsherzogthum Kurland seinem Sohne, dem Prinzen Karl von Sachsen, gegeben. Katharina II forderte nun dasselbe zurück, und gab es dem Biron, der von Peter III aus seiner Verbannung zurückgerufen worden war. Prinz Karl verweigerte zwar die Herausgabe standhaft, mußte aber doch auf das bewaffnete Andringen Rußlands Kurland herausgeben. Nach Augusts Tode war sein Sohn, der Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen geneigt, sich zum König von Polen wählen zu lassen, starb aber schon sieben Wochen nach seines Vaters Hintritt.

Von dieser Thronerledigung nahm nun Katharina Anlaß, russische Truppen nach Polen zu verlegen, unter dem Vorwand, sie von da aus leichter in die verschiedenen russischen Provinzen vertheilen zu können, in der That aber, um den Reichstag zu zwingen, die polnische Krone ihrem Günstling Stanislaus Poniatowski zu übertragen. Zu diesem Zweck kam ihr die Bewerbung Preußens um ein Bündniß mit Rußland gelegen, und so kam dasselbe am 11. April 1764 dahin zu Stande, daß sich Rußland und Preußen auf acht Jahre gegenseitig den Besitz ihrer Staaten verbürgten und sich für den Fall eines Angriffs 12000 Mann oder statt derselben 480000 Thlr. als Hülfe versprachen. In einem geheimen Artikel kam man überein, die Wahl Poniatowsky's durchzusetzen und in Polen keine etwaige Verstärkung der Krongewalt aufkommen zu lassen. Darauf reichte die Zusammenziehung von 10000 Russen bei Warschau und von eben so viel Preußen an der Westgränze hin, am bestimmten Wahltage die Erwählung Poniatowsky's zu sichern, obgleich ein großer Theil der Magnaten Widerspruch eingelegt hatte.

Um sich zu behaupten, mußte der neue König — er führte den Namen Stanislaus II August — sich auf Rußland stützen, erfuhr aber bald selbst, daß er nur ein Werkzeug in der Hand dieser Macht war, welche sich die Unterjochung Polens zum Ziel gesetzt hatte. Denn als die beiden Oheime des Königs (aus dem Hause

Czartorisky) mit seiner Einwilligung die Krongewalt durch Abschaffung der höchsten fast selbständig auftretenden Kronwürden stärken und den Adel zur Aufhebung des liberum veto bestimmen wollten, schreckten russische Waffen den Reichstag von jeder Veränderung ab.

Religiöser Parteieifer gab sodann dem russischen Kabinet Veranlassung zu weiterm Vorgehen. Zur Reformationszeit hatten nämlich in Polen die Protestanten und unirten Griechen mit den Katholiken gleiche Rechte gehabt: diese hatten sie nachher im schwedischen Kriege verloren und waren von allen öffentlichen Aemtern und von den Landesberathungen ausgeschlossen worden (1736). Als sie sich jetzt an die russische Kaiserin um Beistand zur Erlangung ihrer frühern Rechte wandten, empfahl diese dem polnischen Reichstag die Gewährung dieser Forderung, und auch Dänemark, Schweden und England sprachen durch ihre Gesandten zu Gunsten der Dissidenten.

Der Reichstag gieng nicht darauf ein und gewährte ihnen nur einige Erleichterungen im Gottesdienste. Damit nicht zufrieden, „conföderirten" sich die Dissidenten zu Radom 1767 unter dem Schutze des russischen Gesandten Repnin, der mit anmaßendem Stolz den Regenten des Landes spielte und durch Gefangennehmung der Häupter des katholischen Widerstandes den Reichstag zwang, den Nichtkatholiken gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken einzuräumen und ihnen Zutritt zu allen Ehrenstellen (mit Ausnahme des Throns) zu gewähren. Der dabei erneuerte Grundsatz des sogenannten liberum veto sah wie eine Satire aus, welche die polnischen Reichstagsglieder auf sich selbst und auf ihre Abhängigkeit von Rußland machten, die sie so eben durch ihr Votum besiegelt hatten!

Der König, von den Russen nicht geachtet, weil er sich furchtsam vor ihnen beugte, und von den Polen theils gehaßt, weil er als Rußlands Werkzeug erschien, theils verachtet, weil er sich, obgleich persönlich fein und liebenswürdig, in unköniglicher Weise eitlen Beschäftigungen hingab, sollte bald die Dornen seiner Krone spüren. Es bildete sich unter einem Theile des Adels im Februar 1768 die Conföderation zu Bar (in Podolien) welche im Einverständnisse mit Frankreich und der Türkei gegen die russischen

Besatzungen die Waffen ergriff und dadurch unsägliches Elend über das Land heraufbeschwor. Die gewaltthätigen Erpressungen, durch welche sich die Conföderirten die Mittel zur Kriegsführung verschafften, reizten auch Andere zu räuberischen Ueberfällen und zur Vergewaltigung ruhiger Bürger, und zogen die sog. Haydamacken oder Zaporoger Kosaken in's Land, von denen besonders die Ukraine durch Mord und Plünderung schwer heimgesucht wurde.

Die Russen nahmen jedoch bald die Hauptwaffenplätze derselben, Bar und Krakau, ein, behandelten aber überall die Gefangenen mit der größten Grausamkeit. Vergebens harrten die Conföderirten auf die Hülfe Oesterreichs und Frankreichs: denn Ostereich war bereits von Preußen und Rußland durch die Hoffnung auf eine polnische Erwerbung zur Unthätigkeit bewogen worden, Frankreich aber begnügte sich, die Türkei gegen Rußland zu erregen. Sultan Mustapha III, eine Gränzverletzung, bei welcher die Russen einen türkischen Ort in Brand gesteckt hatten, zum Vorwand nehmend, erklärte an Rußland den Krieg. Dieser Umstand verbesserte die Lage der Conföderirten so, daß, da ihnen nun auch Frankreich wenigstens Geldsubsidien und eine Anzahl Offiziere — darunter den Dumouriez — sandte, nunmehr der russische Hof in der Person eines neuen Gesandten (Wolkonski) eine gemäßigtere Sprache führte. Dadurch ermuthigt, erklärte die Conföderation den König Stanislaus für abgesetzt und machte sogar ein Attentat auf seine Freiheit.

Einige kühne Conföderirte wagten es sogar, ihm bei einer allgemeinen Audienz in Warschau das Absetzungsdecret einzuhändigen, worauf sie dann rasch unter die Menge zurücktraten und unertappt sich entfernten. Ein Jahr darauf (1771) überfiel ihn eine Anzahl Conföderirter in den Straßen von Warschau, als er eben bei einbrechender Nacht von seinem Landsitz in die Stadt zurückkehrte, hießen ihn aus der Kutsche steigen und schleppten ihn weit in einen dichten Wald hinein, wo sie ihn ausplünderten und verließen. Nur seiner Beredtsamkeit, womit er den letzten abziehenden Räuber bewog, ihn in einer Mühle unterzubringen, verdankte der König seine Rettung, indem er von da aus am andern Tag wieder nach Warschau zurückkehren konnte.

Zuletzt zog aber doch die Conföderation den Kürzern: die französischen Subsidien blieben aus; Dümouriez, von Suwarow geschlagen und mit den Polen entzweit, verließ das Land;

die Türken, die ohnedieß erst im März 1769 auf dem Kampfplatz erschienen waren und von einem ungeschickten Vezier geführt wurden, richteten nichts aus, und so erhielt Rußland ein leichteres Spiel.

2. Friedrich's Zusammenkünfte mit Joseph zu Neiße und zu Neustadt. Die Russen siegreich in der Moldau, Wallachei und in der Krimm. Oesterreich im Bündniß mit der Türkei. Preußens Annäherung an Rußland. Die erste Theilung Polens: Maria Theresia's Urtheil darüber. Der russisch-türkische Krieg: Friede von Kutschuck-Kainardsché.

Mit Besorgniß sahen Katharina's Verbündete das Vorschreiten der russischen Macht und besonders erkannte Friedrich der Große darin eine Gefahr für sein Preußen, das, wenn Polen ganz in die Hände Rußlands fallen würde, gleichfalls Mühe haben werde, dem russischen Einfluß zu widerstehen. Daher wandte er sich an Oesterreich, um mit demselben ein Gegengewicht zu bilden. Die Zusammenkunft, welche Friedrich mit dem ihn enthusiastisch bewundernden Joseph II am 25. Aug. 1769 zu Neisse hatte, führte zu einem geheimen Vertrag, in welchem beide für den Fall eines Conflicts mit andern Mächten sich für ihre beiderseitigen Besitzungen volle Neutralität zusicherten.

Ueber diese Zusammenkunft äußert sich Friedrich der Große in seinen hinterlassenen Werken in folgender Weise: „Dieser junge Fürst zeigte eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich schien; sein liebenswürdiger Character verrieth einen frohen Sinn, mit dem er eine große Lebhaftigkeit verband; aber bei aller Begierde zu lernen, hatte er nicht die Geduld, sich zu unterrichten, was indeß nicht hinderte, daß nicht Bande der Freundschaft und Hochachtung zwischen beiden Monarchen geknüpft worden wären. Der König sagte dem Kaiser, er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an: denn er werde die Epoche zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben. Der Kaiser antwortete, für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr. Hierauf ließ er auf eine sehr gute Art etwas davon fallen, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu erlangen; jedoch verhehle er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Dinge weder er, noch seine Mutter je zugeben würden, daß die Russen in den Besitz der Moldau und Wallachei kämen.

Im nächsten Jahre, als eben Friedrich seinen Gegenbesuch bei Joseph in dessen Lustlager zu Neustadt in Mähren machte, ließ der Sultan, dem die Russen unter Romanzow kurz vorher durch einen Sieg am Pruth (18. Jul. 1770) die Moldau und durch einen Sieg am Kagul (1. Aug.) die Wallachei, und durch einen Sturm die Festung Bender (1. Sept.) genommen hatten, den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich um ihre Vermittlung ersuchen. Friedrich suchte Katharina zum Frieden zu bewegen, allein sie stellte der Türkei so hohe Forderungen, daß nun Oesterreich, um die Moldau und Wallachei nicht in den Besitz von Rußland kommen zu lassen, ein Heer aufstellte und das zuerst zu Ungarn gehörige, dann an Polen gekommene Zipser Comitat besetzen, ja selbst den Türken ein Bündniß antragen ließ und zugleich Preußen zur Neutralität zu bewegen suchte.

Friedrich sah in dieser ihm zugemutheten Unthätigkeit einen Nachtheil für seine Stellung und darum näherte er sich Rußland und sandte am 1. Oct. 1770 seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, nach Petersburg. Gegen diesen ließ Katharina im vertrauten Gespräch ihren Unwillen über Oesterreichs Einrücken in das Zipser Comitat aus und warf die Bemerkung hin: „Wenn der Wiener Hof Polen zersplittern wolle, so hätten die andern Nachbarn Polens das gleiche Recht.“ Dieß Wort, von dem Prinzen ergriffen, führte zu dem Plane der Theilung Polens. Oesterreich, von Preußen dazu eingeladen, wollte anfangs nicht darauf eingehen, sondern schlug die gleichzeitige Räumung Polens vor; aber Rußland wollte seine Besatzung nicht zurückziehen und schloß insgeheim mit Preußen einen Theilungsvertrag (17. Februar 1772). Da ließ sich auch Oesterreich, obwohl mit Widerstreben Maria Theresia's herbei und unterzeichnete nach vielfachen Unterhandlungen am 15. Aug. den Theilungsvertrag, nach welchem der dritte Theil von Polen in der Art vertheilt wurde, daß Rußland den östlichen Theil von Litthauen zwischen der Drutsch, Düna und dem Dnjepr (zusammen 3500 Q.=M.) sich zueignete, Preußen das ehemalige Westpreußen mit dem (von Ostpreußen umschlossenen) Bisthum Ermeland und dem großpolnischen

Netzdistrict, (im Ganzen nur 631 Q. M.) — Oesterreich Ostgalizien und Lodomirien (zusammen 2500 Q. M.) als ein Königreich bekam. Dagegen verpflichtete sich Rußland, die Moldau und Wallachei wieder herauszugeben.

Da Polen seit Jahrhunderten in Parteien zersplittert war, welche ihre Stütze nie in sich, sondern stets im Ausland suchten, so war die vaterländisch-gesinnte Partei zu klein, um gegen die andern die Oberhand zu gewinnen. Lange Zeit hindurch war Polen ein Werkzeug in den Händen der französischen Politik gewesen, von der es aber stets im Stiche gelassen worden war. Die Franzosen nicht mehr in Polen aufkommen zu lassen, lag im Interesse der nordischen Mächte; aber auch Polen nicht die alleinige Beute Rußlands werden zu lassen, heischte die Politik Preußens, Schwedens und Oesterreichs. Die stete Anarchie in Polen schien daher gleichsam von selbst zu einer Theilung aufzufordern, welche darum in sittlicher Hinsicht nichts desto weniger ein Unrecht bleibt. Minister Kaunitz war im Grunde gleich anfangs dafür gestimmt und wartete nur auf die Aufforderung Rußlands; auch Joseph, von den Ideen der Zeit beseelt, war gleich geneigt, in das Anerbieten einzugehen; nur Maria Theresia fühlte die Sünde der damaligen Kabinetspolitik und unterzeichnete wahrhaft ungern, indem sie dabei die weissagenden Worte sprach: „Wenn ich schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird!“ —

Preußen bekam übrigens zumeist denjenigen Antheil, der ehedem zu Preußen gehört hatte und erst 1466 im Frieden zu Thorn an Polen abgetreten war, seitdem aber unter polnischer Mißherrschaft den Druck fremder Gesetze und Sprache zu seinem Schaden reichlich hatte erleiden müssen. Durch diese Rückerwerbung wurde Altpreußens natürliche, für die Pflege christlichdeutscher Bildung günstige, durch polnische Willkühr gestörte Lage wiederhergestellt. Von nun an nannte sich Friedrich nicht mehr König in Preußen, sondern König von Preußen. Rußland aber bekam, nach Maltebrun's Bemerkung, nur dieselben Provinzen wieder, die einst den Russen gehört hatten und ihnen von den Polen mit dem Schwert abgenommen worden waren, und wirklich macht dort die polnische Nationalität nur ein Drittheil der Bevölkerung aus, das aus dem Adel und einem Theile der Städtebewohner besteht.

Damit aber die Form Rechtens nicht fehle, so wurde der polnische Reichstag dadurch, daß jede der drei Mächte 10000 M. in Polen einrücken ließ, gezwungen, seine Einwilligung dazu zu geben (19. Apr. 1773) und den Abtretungsvergleich zu

unterzeichnen. Das übrige Polen blieb durch die bedrückende Willkühr seines Adels, so wie überhaupt durch seine schlechte Verfassung in abhängiger Stellung und einer spätern, noch weitern Zerstücklung vorbehalten.

Denn auch über den noch freien Theil von Polen erstreckte sich Rußlands mächtiger Einfluß dadurch, daß Katharina dem Königreich Polen eine neue Institution, den sog. immerwährenden Rath aufdrang, d. i. eine aus dem Adel der Woiwodschaften ohne Zuthun des Königs gewählte Commission, welche „mit und neben dem König für die Vollziehung der Gesetze und für die Besetzung der geistlichen und weltlichen Aemter sorgen sollte." Dadurch wurde die königliche Macht Polens vollends zum bloßen Schatten gemacht und in Rußlands Hände gelegt, das auf die Zusammensetzung jenes Raths den Haupteinfluß hatte.

Die Theilung von Polen machte auch dem russisch-türkischen Krieg ein Ende. Dieser war nach der Einnahme von Bender zu Lande auf Seite der Russen aus dem bis dahin so glücklich geführten Angriffskrieg in einen Vertheidigungskrieg an der Donau übergegangen; im Osten aber hatten sie sich 1771 unter Dolgorucky die Halbinsel Krimm unterworfen und die Häupter der dortigen Tartaren durch Versprechungen dahin gebracht, daß sie sich der russischen Oberhoheit unterwarfen und daß der neue von den Russen dort eingesetzte Chan der Kaiserin Katharina in Petersburg seine Lehenshuldigung darbrachte.

Da der durch Preußen und Oesterreich vermittelte und zu Friedensunterhandlungen bestimmte Waffenstillstand am 1. April 1773 ohne Erfolg ablief, eröffneten die Russen die Fortsetzung des Kriegs durch einen Angriff auf Silistria, der aber zweimal abgeschlagen wurde. Um diese Zeit brach der oben (K. 1, 1.) erwähnte Pugatschew'sche Kosakenaufstand aus, der Rußland nöthigte, der Türkei einen Frieden anzutragen, den jedoch der neue Sultan Abdul Hamed, Mustapha's Bruder, von sich wies.

Schon machten die Türken Zurüstungen zu einem Uebergang über die Donau, als ihnen die Russen zuvorkamen und durch ein rasches Ueberschreiten dieses Stroms den Großvezier bei Schumla umringten, ihm den Rückzug nach Adrianopel abschnitten und dadurch den Sultan zu dem berühmten Frieden von Kutschuck-Kainardsché (einem Dorf unweit Silistria d. 22. Jul. 1774)

nöthigten, in welchem Rußland von der Türkei die freie Schifffahrt in allen türkischen Gewässern, die Anerkenntniß der Unabhängigkeit der Tartaren in der Krimm, im Budjack und im Kuban vom türkischen Scepter und den Besitz der krimm'schen Festungen Kertsch und Jenikalé, so wie der Festung Kinburn an der Dnjepr-Mündung errang, dagegen aber die Moldau und Wallachei nebst den übrigen Eroberungen herausgab. Daß in diesem Vertrag der Keim zu künftiger weiterer Entwicklung von Rußlands Größe lag, zeigte sich in der Folge auf's deutlichste.

3. Joseph II. Der bayrische Erbfolgekrieg. Erlöschen des bayrischen Mannsstammes. Karl Theodor von der Pfalz. Besetzung Niederbayerns durch die Oesterreicher. Protestation des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken. Einschreiten Friedrich's des Großen. Der Friede von Teschen.

Eine Zeit lang bestand zwischen Joseph und Friedrich das freundschaftliche Verhältniß noch. Als aber Friedrich — es war im Jahre 1775 — erfuhr, daß man am Wiener Hof die Gicht, an der er litt, für lebensgefährlich ansehe und sich von seinem baldigen Tode unterhalte, faßte er ein großes Mißtrauen gegen den Kaiser, zumal als ihm ein Gerücht zukam, derselbe sende Truppen nach Böhmen, um für den Fall seines Todes von dort aus gleich in Brandenburg einzufallen und dadurch seinem Thronfolger Schlesien abzudringen, sodann weitergehend dem Kaiserthum die alte, zum Theil an die Fürsten übergegangene Macht wieder zu verschaffen.

Hatte nun Joseph keine feindlichen Absichten wider Preußen, so war er doch bei seinem raschen, hastigthätigen Wesen seit der polnischen Erwerbung dem Einflusse der neuen Politik hingegeben, die das Gewissen weniger als den eigenen Vortheil befragte, und so nahm er die erste Gelegenheit wahr, die er für geeignet hielt, seine Macht zu vergrößern. Diese Gelegenheit schien sich ihm bei dem voraussichtlichen Aussterben des einen wittelsbachischen Mannsstammes in Bezug auf das angränzende Bayern darzubieten.

Zwischen der bayrischen und der pfälzischen Linie der Wittelsbacher bestand ein gegenseitiger Erbvertrag. In Bayern war

damals noch der Sohn des Kaisers Karl VII, der Kurfürst Maximilian Joseph III, am Leben. Da dieser ohne Kinder, Brüder und Seitenverwandte war, so trat Kaiser Joseph, von Kaunitz unterstützt, mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, als dem künftigen Erben von Bayern in Unterhandlung und zog alte österreichische Ansprüche auf Niederbayern, auf alle ehemaligen böhmischen Lehen in der Oberpfalz und auf das in Schwaben gelegene Fürstenthum Mindelheim hervor, was zusammen wenigstens die Hälfte von Bayern ausmachte. Es gelang ihm, den schwachen Kurfürsten, der ohne erbfähige Nachkommenschaft war, zu einem Vertrag zu bereden, worin dieser, ohne Rücksicht auf Seitenverwandte, vielleicht aus Abneigung vor einem Streit mit Oesterreich, oder in der Hoffnung, um diesen Preis für seine ungesetzliche Nachkommenschaft kaiserliche Gnadenerweisungen zu erkaufen, die beanspruchten Landestheile abtrat.

Im Jahr 1426 nämlich hatte nach dem Tod des letzten Herzogs von Bayern-Straubing, der keine Leibeserben hinterließ, der Kaiser Siegmund seinen Eidam, den Herzog Albrecht von Oesterreich und dessen Nachkommen in männlicher und weiblicher Linie mit Niederbayern belehnt, aber diese Vergünstigung wieder zu Gunsten der Herzoge von Oberbayern, Ernst I und Wilhelm III, zurückgenommen. Kaiser Joseph behauptete nun, diese Zurücknahme habe sich nur auf die oberbayrische Linie bezogen und könne sich jetzt nicht auf die pfälzische erstrecken. Allein im Jahr 1438 hatte Herzog Albrecht von Oesterreich in einer eigenen Urkunde für sich und seine Erben und Nachkommen allen Ansprüchen entsagt, die er theils wegen jener Belehnung, theils wegen seiner mütterlichen Verwandtschaft mit dem bayrischen Hause auf Niederbayern machen könnte.

Mit Unwillen vernahm Kurfürst Max Joseph von dieser Unterhandlung, konnte aber keine Einsprache mehr machen, da er plötzlich an den Blattern starb, worauf Karl Theodor die Regierung übernahm und jenen Vertrag mit Oesterreich durch seinen Gesandten in Wien unterzeichnen ließ. Sogleich besetzten österreichische Truppen (d. 15. Jan. 1778) die stipulirten Ländertheile. Dieses Verfahren erschreckte alle Reichsfürsten, und die muthige Herzogin Maria Anna (Wittwe des Herzogs Clemens, eines ohne Erben verstorbenen Brudersohns Kaiser Karl's VII) forderte Karl Theodor's nächsten Lehenserben, den Herzog Karl von Pfalz-

Zweibrücken, auf, seine Rechte zu wahren und den König von Preußen zum Schutz anzugehen.

König Friedrich, fest entschlossen, der österreichischen Vergrößerungsbegierde entgegenzutreten, ermunterte den Herzog zu einem förmlichen Einspruch und sagte ihm Hülfe zu. Da auch Sachsen einen Anspruch auf die bayrische Allodialerbschaft machte, so verband sich Friedrich mit dem Kurfürsten Friedrich August und rüstete sich zu dem bevorstehenden bayrischen Erbfolgekrieg. (Auf andere Hülfe konnte Friedrich nicht bauen, da England im Krieg mit Nordamerika begriffen und Rußland wieder eines türkischen Krieges gewärtig war.)

Joseph hatte Truppen aus Ungarn, Italien und Flandern nach Böhmen gezogen und bezog nun selbst ein festes Lager bei Königsgräz, während ein anderes Heer unter Loudon sich an der sächsischen Gränze aufstellte. Rasch ließ Friedrich von Berlin aus die sächsische Gränze, von Schlesien aus die böhmische Gränze besetzen und begab sich persönlich zu dem letztern Heere.

Da Joseph den schriftlichen Vorstellungen Friedrich's kein Gehör gab, so begannen die feindlichen Angriffsbewegungen. Unterdeß aber hatte Maria Theresia ohne Wissen ihres Sohnes sich mit Friedrich in Friedensunterhandlungen eingelassen, gegen die sich aber Joseph, als er davon erfuhr, unbedingt erklärte. Nun rückte Friedrich in Böhmen ein, zog sich aber wegen Futtermangels bald wieder nach Schlesien zurück. Obgleich im nun einbrechenden Winter der Krieg (den wegen seines schleppenden Gangs der Volkswitz mit dem Namen Kartoffelkrieg bezeichnete) in Oberschlesien etwas lebhafter in Gang kam, so sah man doch deutlich, daß Friedrich keinen rechten Ernst machen wollte. Zwar bot ihm Rußland ein Hülfsheer an, verlangte aber für dessen Unterhalt eine so große Geldsumme, daß Friedrich das Anerbieten nicht annahm.

Da nun auch die gealterte Maria Theresia fortfuhr, sich um den Frieden zu bemühen, und Frankreich und England die Vermittlung übernahmen, so fügte sich auch Joseph. Im März 1779 kam ein Waffenstillstand und am 13. Mai der Friede von Teschen (in österreichisch Schlesien) zu Stande, in welchem Joseph

Nieder=Bayern wieder herausgab, für seine übrigen Ansprüche aber das **Innviertel mit Braunau** behalten durfte.

Das **Innviertel** ist der Bezirk zwischen der Donau, dem Inn und der Salzach: er dient zur Communication Oesterreichs mit Tyrol. — Der **Kurfürst von Sachsen** erhielt für seine Ansprüche 6 Mill. Gulden. Rußland, Frankreich und das deutsche Reich waren die Friedensgaranten. Die bei dem Friedenscongreß thätigen Gesandten waren für Pfalz=Zweibrücken ein Herr v. **Hohenfels**, für Kurbayern Graf **Törringsfeld**, für Oesterreich Graf **Kobenzl**, für Preußen v. **Riedesel**, für Sachsen, Graf **Zinzendorf**. — Kaiser **Joseph** schrieb an seine Mutter: „er habe den Frieden genehmigt, um die Kaiserin nicht zu betrüben; er steige, wie Karl V nach dem verunglückten Feldzug in Afrika, zu Schiffe, und sey der Letzte, der es thue; er gleiche einem venetianischen General, der nach dem Feldzug in Ruhestand versetzt werde." Auch **Friedrich** war verdrießlich, da ihm der Krieg 20000 Soldaten und 19 Mill. Thaler gekostet hatte. Nur **Maria Theresia** äußerte sich erfreut: „Ich habe keine Vorliebe für Friedrich, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er edel gehandelt hat. Er hat mir versprochen, den Frieden auf billige Bedingungen zu machen und er hat Wort gehalten. Es ist für mich ein unaussprechliches Glück, daß ich ferneres Blutvergießen gehindert habe."

4. Die skandinavischen Reiche. Dänemarks Verhältniß zum Osten und Westen. Friedrich V. Minister Bernstorff. Christian VII. Struensee. Bernstorff's Entlassung. Struensee's Reformhast und Kabinetswillkühr. Verschwörung der Adelspartei. Sturz Struensee's. Guldenberg's Verwaltung. Kronprinzliche Regentschaft bis zum Tod Christian's VII.

Bevor wir die letzte Zeit der Regierung Friedrich's II und Joseph's II, Maria Theresia's und Katharina's II an unserer Betrachtung vorüber gehen lassen, müssen wir vorerst einen nachholenden Blick in den skandinavischen Norden sowohl, als in den europäischen Westen und Süden werfen, um aus dem spätern Standpunct dieser Staaten das Mit=Eingreifen derselben in den weitern Gang der Weltentwicklung richtig zu fassen.

Von den drei skandinavischen Reichen hatte **Dänemark** seit der Beendigung des nördlichen Kriegs, der ihm die Souverainetätsrechte über Holstein verschafft hatte, an 70 Jahre lang einen ununterbrochenen Frieden unter drei auf einander folgenden wohlgesinnten

Königen (Friedrich IV, Christian VI und Friedrich V) genossen. Da Dänemark die Aus- und Eingänge der Ostsee in seinen Händen hatte, so lag es im Interesse aller Seemächte, diesen Staat aufrecht zu erhalten, da sein Fall entweder der russischen oder der englischen und französischen Macht ein Uebergewicht gegeben hätte. Darin allein lag seine Bedeutung, während es nach Außen politisch-selbständig nicht auftreten konnte. Eine gewisse vorwaltende Fügsamkeit gegen Rußland ward ihm durch das Verwandtschaftsverhältniß auferlegt, in welchem das russische Kaiserhaus mit dem Hause Holstein-Gottorp stand, indem jene große Macht leicht die von Holstein aufgegebenen Rechte wieder hätte beanspruchen können. — Auch gegen England und Frankreich hatte Dänemark keinen leichten Stand, da diese Mächte beständig bemüht waren, es durch alle möglichen Lockungen auf ihre Seite hinüberzuziehen. — Nicht minder verlangte die große dänische Staatsschuldenlast nach Innen eine kluge und feste Verwaltung. Allen diesen Rücksichten mußte besonders Friedrich's V trefflicher Minister, Graf Hartwig von Bernstorff zu genügen, dessen Weisheit den dänischen Staat in der allgemeinen Achtung wesentlich hob.

Graf Bernstorff (geb. 1712 zu Hannover), schon unter Christian VI dänischer Gesandter am sächsischen Hof, war unter Friedrich V die Seele der dänischen Regierung, legte mit Geschick entstandene Irrungen mit Marocco bei, erhielt dem Lande im siebenjährigen Krieg die Neutralität, setzte es gegen die Drohungen Peter's III in Vertheidigungszustand und schloß (unter Christian VII) nach Peter's schnellem Tode mit Katharina II einen Hausvertrag, worin sie versprach, daß ihr Sohn Paul auf die Besitzungen des holsteinischen Hauses (mit Ausnahme Eutin's) verzichten, dagegen ihm aber die Grafschaft Oldenburg mit Delmenhorst abgetreten werden sollte. So lange freilich dieser Vertrag noch nicht zum Vollzug kam, blieb Dänemark in russischer Abhängigkeit. — Unter Bernstorff's Verwaltung erhielt der dänische Bauer Freiheit und Eigenthum. Er war auch ein eifriger Beschützer des Handels- und Gewerbstandes und förderte mit Liebe die Künste und Wissenschaften, wie er denn auch den Dichter Klopstock (dem sein deutsches Vaterland zwar reiche Bewunderung zollte, den es aber ohne Unterstützung ließ) eine Pension verschaffte, damit derselbe ohne Nahrungssorgen seinen „Messias" vollenden könnte. Auch Kramer, Basedow, Sturz, u. a. Schriftsteller verehrten in ihm ihren Gönner. Desgleichen unterstützte er eine Gesellschaft von Naturforschern und Gottesgelehrten zu einer Reise nach dem Orient

um dessen Natur- und Länderbeschaffenheit zu untersuchen und dadurch das Verständniß der heil. Schrift zu fördern. Die Ergebnisse dieser Reise theilte Niebuhr d. Ä. in einem eigenen Werke mit.

Als Christian VII 1766 in seinem 17. Jahre den dänischen Thron bestieg und sich mit Karoline Mathilde, der Schwester Georgs III von England, vermählt hatte, veranlaßte Bernstorff ihn zu einer Reise durch die europäischen Staaten, um sich Bildung und Kenntnisse zu verschaffen. In des Königs Gefolge befand sich als Leibarzt Joh. Friedrich Struensee, ein geistreicher junger Mann, der aber, wie Viele seiner Zeit, ein Freund der französischen Literatur und Anhänger der Encyclopädisten-Philosophie war. Dieser gewann des Königs Zuneigung in dem Grade, daß er nach der Rückkehr von der Reise Leibarzt blieb, und in dieser Stellung allmählig großen Einfluß am Hofe gewann. Als der König auf Anstiften eines Günstlings, des Grafen Holk, anfieng, sich von seiner Gemahlin, der Königin, abzuwenden, stiftete Struensee ein besseres Verhältniß zwischen den beiden königlichen Gatten, und stieg dadurch in der Gunst so hoch, daß ihm der König auch Einfluß auf die Staatsverwaltung gewährte.

So weit gekommen, führte er nun einen schon länger im Stillen vorbereiteten Schlag gegen das bisherige Regierungssystem aus. Mit Einemmal wurde Graf Holk entlassen, des Königs Stiefmutter Juliane und Stiefbruder, Prinz Friedrich, entfernt und Bernstorff's Gegner, Graf Ranzau, zurückberufen, zuletzt Bernstorff selbst aus dänischen Diensten entlassen (1770). Mit Ruhe verließ dieser würdige Staatsmann, von seinem Freunde Klopstock und von der Achtung und Theilnahme der Nation begleitet, Kopenhagen. Seine Stelle blieb vor der Hand unbesetzt und die übrigen Minister erhielten den Befehl, sich in ihren Geschäftskreisen nur schriftlich an den König zu wenden. Mit der Verkündigung unbeschränkter Preßfreiheit begann nun Struensee eine Reihe von Reformen, die im Geiste der von Westen kommenden Aufklärung theils wirkliche alte Schäden und Mißbräuche abstellten und dadurch sehr wohlthätig wurden, theils aber auch auf unbesonnene, frivole Weise die Grundstützen des Staats angriffen und darum dem Urheber dieser Umwälzung selbst gefährlich wurden.

Er vereinfachte und beschleunigte den Geschäftsgang und führte strenge Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt ein; er sonderte den Fiscus von dem Staatsärar, wies dem letztern den Sundzoll zu, verpachtete die Domänen und entzog dem Fabrikwesen die übermäßige Begünstigung und Staatsunterstützung; er entfernte theils überflüssige, theils ihm unbequeme Beamte, verringerte die allzuhohen Gehalte, beschränkte die Vorrechte, stellte bei Aemterbesetzungen die Adeligen mit den Bürgerlichen gleich, nahm dem überbürdeten Bauernstand einen großen Theil der Lasten ab, namentlich der Frohnden, beschränkte das Militärwesen, lockerte zur Vermehrung der Population die Strenge der Ehegesetze, errichtete zu diesem Zweck Findelhäuser, schwächte das Strafrecht und that sonst noch vieles Gute und Schlimme, was ihm die Pflicht der Volksbeglückung zu heischen schien. Dabei veranlaßte er viele Verordnungen, welche dem Adels- und Beamtenstand zu bittern Beschwerden Ursache gaben, besonders als er dem bisherigen Staatsrath, der seit Aufhebung der Reichsstände (1660) errichtet worden war, nicht nur das Recht, nach Stimmenmehrheit zu entscheiden, willkührlich nahm, sondern auch seine collegiale Einrichtung änderte, ja ihn zuletzt ganz aufhob und die Glieder desselben ohne Pension entließ.

Brachte er schon durch die Hast und Rücksichtslosigkeit, mit der er bei seinen Neuerungen verfuhr, bei den vielen dadurch schwer Betroffenen und zum Theil wirklich in ihren Rechten Verletzten und dafür nicht Entschädigten eine große Unzufriedenheit und Erbitterung hervor: so erregten besonders die Eingriffe, die sich der neue Gewalthaber auf dem Gebiet des Kirchlichen, (z. B. durch Abschaffung vieler besonderer Feiertage und durch deren Verlegung auf den Sonntag) erlaubte, ferner die Verletzung des dänischen Nationalgefühls durch die unbesonnene Anwendung der deutschen Sprache bei Ausführung königlicher Kabinetsbefehle, und ähnliche Gewaltmaßregeln, zuletzt noch besonders die Ernennung Struensee's zum geheimen Cabinetsminister mit der unerhörten Befugniß, königliche Cabinetsbefehle auch ohne die Unterschrift des Königs ausfertigen zu dürfen, den größten Haß derer, die von den Wirkungen solcher Reformen benachtheiligt waren.

Eine der ersten Kabinetsausfertigungen des neuen Ministers war die Erhebung seiner Person in den Grafenstand. Die gleiche Ehre verschaffte er seinem Freunde Enewold Brandt, den er dem Könige an die Stelle der früheren Lieblinge desselben wegen seines Spaßmachertalents zum Unterhalter empfohlen hatte, um durch ihn den König zu lenken. Brandt fühlte sich aber bald selbst vom Uebergewicht des Freundes gedrückt und zeigte sich ihm daher nicht sehr ergeben, zumal Struensee es in seiner sanguinischen Leichtigkeit nicht verstand, durch energischen Ernst und kräftige Consequenz Andere, auch nicht einmal seine Vertrauteren, zum Gehorsam und zu eigentlicher Hingabe an seine Person zu bringen. Als daher der Haß seiner Feinde bereits so weit gieng, daß dem Brandt Briefe zukamen, in denen heftige Drohungen gegen Struensee enthalten waren, so theilte Brandt sie demselben gar nicht mit. — Einen besondern Anhaltspunct für die öffentliche Verurtheilung seines Characters gab der Umstand, daß die junge, geistreiche Königin sich lieber der Unterhaltung mit dem talentvollen Struensee, als mit ihrem lieb- und geistlosen, ja halb verrückten Gemahl hingab: denn das ohnedies durch die freie Presse aufgeregte Volk sah darin einen sträflichen Umgang und hielt sich für berechtigt, in dem ihm ohnedieß verhaßten Minister zugleich den Verführer der Königin und den undankbaren Frevler an der Ehre seines königlichen Wohlthäters zu verabscheuen. Späterhin stellte sich auch wirklich heraus, daß beide nicht ohne Schuld waren.

Bisher hatte Furcht vor der unbeschränkten Gewalt den Volkshaß noch im Zaum gehalten. Aber die ängstliche Nachgiebigkeit Struensee's gegen einen tumultuirenden Soldaten- und Matrosenhaufen, welcher wegen Vorenthaltung seines ohnedieß verkürzten Solds gegen die königliche Residenz (damals in Hirschholm) anrückte, um vom Könige Abhülfe zu fordern, und welchem Struensee zur schnellen Beschwichtigung nicht nur den Soldrückstand, sondern noch eine Zulage geben ließ, offenbarte dem Volke die Schwäche des allmächtigen Mannes. Und als kurz darauf eine ähnliche Demonstration von Seiten der königlichen Seidenfabrikanten die gleiche Folge hatte, nämlich nachgiebige Bittgewährung und freigebige Begütigung der Fordernden, so wußte das Volk, woran es mit ihm war, und seine Feinde nahmen darnach ihre Maßregeln.

Struensee fühlte seine gefährliche Stellung, glaubte aber in der Kurzsichtigkeit seiner Eitelkeit sich am besten durch Steigerung der Gewalt sichern zu können: er lösste, ohne Zweifel aus Mißtrauen, die aus lauter Norwegern bestehende k. Leibgarde auf und steckte die Mannschaft derselben in andere Regimenter, verfuhr

aber dabei so unklug, daß er jenen Auflösungsbefehl dem auf dem Marktplatz zu Kopenhagen dazu aufgestellten Corps verkündigen ließ. Sogleich durchflog Murren die Reihen, und als die Fahne eingezogen und weggetragen wurde, schrieen Alle: „Die Fahne gehört uns an, wir haben zu ihr geschworen!" — bemächtigten sich der Fahne, zogen nach dem Schloß und besetzten es. Struensee ließ nun zwar die Aufrührer durch andere Truppen umzingeln, hatte aber zu ernster Bestrafung nicht das Herz, sondern unterhandelte mit den Gardisten. Als sie ihren Abschied verlangten, ließ er ihnen denselben sogleich ausfertigen und zugleich jedem Mann ein Geschenk zusagen. Jubelnd verließen sie nun, umtobt vom zujauchzenden und über den Hof und den Minister fluchenden Volk, wie Sieger das Schloß und begaben sich in ihre Heimath.

Vergebens wurde Struensee vom englischen Gesandten Keith, dem für die Königin bangte, gewarnt; er wies aber den Rath desselben, die Stadt zu verlassen und sich anderswo vor dem erbitterten Volke in Sicherheit zu bringen, von sich, und ließ vielmehr, um eine gewisse Zuversicht zu zeigen, den Hof von seinem Landsitz nach Kopenhagen zurückkehren.

Unterdeß hatte die zurückgesetzte Adelspartei, unterstützt von des Königs Stiefmutter Juliane, von dem übrigens unbedeutenden Prinzen Friedrich und von dem Kabinetsrath Ole Guldberg, eine Verschwörung gebildet, die den Zweck hatte, mit Hülfe einiger Regimenter, deren Befehlshaber mit zu den Parteihäuptern gehörten, den Minister zu stürzen und ihn sammt seinen Anhängern für die Zukunft unschädlich zu machen. Es gelang, den schwachsinnigen König zur Genehmigung aller dazu nöthigen Schritte zu vermögen und dann sich nicht nur Struensee's und Brandt's, sondern auch der Königin zu bemächtigen (17. Jan. 1772). Die Hinrichtung der beiden erstern und die Ehescheidung der Königin, so wie ihre darauf erfolgende Verweisung nach Celle vollendete sodann die Gegenrevolution.

Unter den Verschworenen befand sich auch General Ranzau, der, mit Struensee befreundet, noch am Vorabend der Ausführung ihn aufsuchte, um ihn zu warnen. Da Struensee nicht zu Hause war, beauftragte Ranzau die Dienerschaft desselben, ihrem Herrn nach seiner Rückkehr zu sagen, es habe ihm

der Graf etwas Wichtiges mitzutheilen. Nach Hause gekommen und von Ranzau's Wunsch, ihn zu sprechen, benachrichtigt, achtete Struensee nicht darauf, sondern begab sich zum Hofball, der für diesen Abend angeordnet war. Um Mitternacht wurde in der Stille das Schloß mit Soldaten besetzt, und als gegen Morgen der Ball zu Ende war, drang ein Theil der Verschworenen, geführt vom Obersten Eickstädt und begleitet von der Königin-Mutter und dem Prinzen Friedrich, in das aus Nachlässigkeit unverschlossen gebliebene und nur von einem alten Kammerdiener bewachte Schlafgemach des Königs, der darüber erwachte und sehr erschrack. Die Königin-Mutter beruhigte ihn mit einer Umarmung und mit der Versicherung, daß sie gekommen wären, ihn und das Land zu retten. Dadurch brachten sie ihn dahin, daß er alle Vollmachten, deren sie bedurften, unterschrieb, ohne sie zu lesen. Darunter befand sich auch die Ernennung Eickstädt's zum Commandanten, so wie der Befehl zur Verhaftung Struensee's und Brandt's und zur Abführung der Königin nach Kronenburg. Struensee ergab sich ohne Widerstand; Brandt widersetzte sich vergebens; die Königin Mathilde wehrte sich mit äußerster Lebhaftigkeit, wurde aber überwäl igt, ohnmächtig in den Wagen gehoben und unter Dragonerbedeckung nach Kronenburg abgeführt.

Bei Tagesanbruch strömte auf die Nachricht von diesen Vorgängen das Volk vor dem Schlosse zusammen und bezeugte die ausgelassenste Freude, die der Pöbel zugleich auch in der Plünderung eines dem Struensee gehörigen Lusthauses bethätigte. Im ganzen Reich war der Jubel groß und die Lobpreisung der Urheber des Umsturzes eben so unmäßig, als die Verhöhnung der Gestürzten. Nachdem Struensee und Brandt fünf Wochen, an Ketten geschmiedet, im Kerker zugebracht hatten, wurden sie vor die Untersuchungscommission gestellt. Von allen gegen Struensee vorgebrachten Anklagen, die sich meist auf Mißbrauch der Gewalt bezogen, war die Anklage wegen ehebrecherischen Umgangs mit der Königin die gefährlichste. Schon im zweiten Verhör legte er hierüber ein Geständniß ab. Sogleich wurde auch die Königin in Kronenburg vernommen und dadurch, daß man ihr bewies, Struensee habe gestanden, und ihr zu verstehen gab, er könne nur durch ihr Geständniß gerettet werden, zum gleichen Geständniß gebracht. (Zwar versucht man dem Geständnisse der Königin das Mitleid zum Grunde zu legen; allein die wirkliche Unschuld wird nie so weit gehen, zumal dann nicht, wenn der andere Theil mit anschuldigender Aussage vorausgegangen ist.) Es erfolgte nun das Urtheil der Ehetrennung, doch unter Verschweigung des Grundes. Darauf wurden Struensee und Brandt auf den Grund sämmtlicher gegen sie vorgebrachten Anklagen als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Struensee bekehrte sich durch den geistlichen Zuspruch des nachmaligen Bischoffs Münter zum bußfertigen Glauben an die Wahrheit des lange Zeit hindurch aus seinem Herzen verlorenen Christenthums und starb den 28. April mit wahrhaft christlicher Ergebung durch das

Richtschwert, nachdem ihm zuvor die rechte Hand abgehauen worden war. (Seine Bekehrungsgeschichte hat Münter selbst herausgegeben, Leipzig 1772.) Auch Brandt hatte sich auf den geistlichen Zuspruch des Propstes Hee bekehrt und starb am gleichen Tage auf dem Blutgerüste. Die Königin durfte sich durch englische Vermittlung auf das Schloß Celle im Hannöverischen zurückziehen, wo sie ein der Religion und dem Wohlthun gewidmetes Leben führte und von den Bewohnern der Stadt Celle „wie ein Engel" verehrt wurde. Doch zehrte stiller Gram an ihrem Herzen und schon am 10. Mai 1775 starb sie am Friesel, kaum 24 Jahre alt.

Die Leitung des Staatsruders bekam Guldberg, aber nur mit dem Titel eines Kabinetssecretärs. Mit ihm bildeten die übrigen Haupttheilnehmer des Umsturzes einen geheimen Staatsrath unter dem Vorsitz des Prinzen Friedrich. Sie beließen von den Verwaltungsanordnungen Struensee's viele, die wirklich gut waren, die andern Einrichtungen verbesserten sie, die übrigen hoben sie auf. Bald jedoch veruneinigten sich die Glieder dieses Raths und mehrere mußten weichen. Nur Guldberg und Eickstädt behaupteten sich länger, wurden jedoch nach zwölf Jahren, als Mathildens Sohn, der Kronprinz Friedrich, 1784 die Zügel der Regierung im Namen seines Vaters ergriff, mit Beibehaltung ihrer Titel und Würden zur Ruhe versetzt. Erst, als der alte König Christian VII (1808) starb, trat der Kronprinz die selbstständige Regierung als Friedrich VI an.

5. Schweden: Unmacht der Krongewalt unter Adolf Friedrich (von Holstein-Gottorp.) Die Adelsparteien. Königin Ulrike. Kronprinz Gustav und die Partei der Hüte. Berufung der Reichsstände. Tod des Königs. Gustav III und der franz. Hof. Umsturz der Verfassung. Das neue Königs-Gesetz.

Werfen wir einen Blick in die Verhältnisse Schweden's, so gewahren wir, wie tief dort die Kronmacht beim Regierungsantritt des Königs Adolf Friedrich (von Holstein-Gottorp) durch die Anmaßungen der beiden sich entgegenstehenden Adelsparteien zerrüttet war, indem die eine davon, die Partei der Mützen, sich zu Rußland, das auf Schwächung der Krongewalt ausgieng, die andere, die Partei der Hüte, sich zu Frankreich neigte, das eine Stärkung der

schwedischen Krongewalt in seinem Interesse fand, um Rußlands weiterm Vordringen einen Damm entgegenzusetzen. Beide Parteien waren wenigstens darin einig, daß sie sich von dem neuen Könige die Unverletzlichkeit der bestehenden Verfassung gewährleisten und sich das Versprechen geben ließen, daß, falls er gegen sein Wort handeln oder sich gegen ein jetziges oder künftiges mit den Reichsständen vereinbartes Gesetz verfehlen würde, er die Reichsstände alsdann des ihnen geleisteten Eides für entbunden halten wolle. Da der König in seiner Schwäche nachgab, so entblödete sich die herrschende Partei nicht, durch jedes neue Gesetz die Krongewalt eines Rechts nach dem andern zu entkleiden, ja sich sogar in reinpersönliche Verhältnisse des Königs zu mischen.

So machten sie z. B. ein Gesetz, daß, wer durch die Stände dem Könige dreimal vergebens zu einem Staatsdienst würde vorgeschlagen worden seyn, auch ohne königliche Beistimmung in die nächst erledigte Stelle derselben Kategorie eintreten solle; ferner daß, wenn der König zweimal seine Unterschrift verweigern würde, ein von den Ständen beizudrückender, den königlichen Namenszug enthaltender Stempel das Handsiegel des Königs vertreten solle! Als der Hofmeister des Kronprinzen den Ständen nicht gefiel, mußte ihn der König entlassen. Als die Königin nur königliche Kutschen im Residenzhof auffahren lassen wollte, drohte man, sie vor dem Reichsrath zu verklagen, unter dessen Oberbefehl die königliche Burg und Garde stehe!

Im Anfang der Regierung Adolf Friedrichs war die Partei der Hüte am Ruder, deren Führer der Graf Karl von Gyllenborg war. Ein Versuch der unterdrückten Partei der Mützen, dem Könige und zugleich sich wieder mehr Gewalt zu verschaffen, (wozu auch die muthigere Königin Ulrike, die Schwester Friedrich's des Großen ermunterte), wurde durch des Königs Unentschlossenheit vereitelt, und die Urheber dieses Versuchs, Baron Horn und Graf Brahe, mußten als Verschwörer auf dem Schaffot sterben. Die von Frankreich mit Hülfe der Hüte erzwungene Theilnahme Schwedens am siebenjährigen Kriege, deren bereits oben (XXIII. 8, 2.) Erwähnung gethan wurde, brachte dem Lande nur Schmach und Schuldenhäufung.

Nach dem Frieden mit Preußen, welchen Kaiser Peter III vermittelte (22. Mai 1762), trat im Innern der Kampf jener beiden Parteien und der zwischen beiden stehenden Hofpartei wieder hervor.

Von England und Rußland unterstützt, siegten die **Mützen** (1765), daher sich der Hof wieder an die Hüte und an Frankreich anlehnte.

Da der damals bereits mehr ins Oeffentliche hervortretende hoffnungsvolle **Kronprinz Gustav** sich es zum Geschäft machte, die Klagen und Beschwerden über die allgemeine Noth mit Vertröstungen aufzunehmen: so wendete sich die Volksstimmung dem Hofe zu. Von dem jungen muthigen Prinzen angeleitet, trug die Partei der **Hüte** 1768 auf Abänderung der Verfassung an, und als der Reichstag sie verweigerte, erklärte der **König**, unter solchen Umständen nicht mehr regieren zu können, und da alle königlichen Behörden sammt dem Stockholmer Stadtrath gleichfalls drohten, im Falle der König abdanke, ihre Amtsverrichtungen einzustellen, so gab der Reichsrath nach und berief **die Reichsstände nach Norköping** (1769).

Zwar wurde durch diese Versammlung der Reichsrath purgirt, aber eine Verfassungsänderung zu Gunsten eines stärkern Königthums kam doch nicht zu Stande, da geheimer russischer Einfluß noch überwiegend war. Indeß ergab sich bei d esen Verhandlungen eine noch größere Trennung der Parteien, und der bald erfolgende **Tod Adolf Friedrich's** (1771) mit dem darauf erfolgenden Regierungsantritt des kühnen und kräftigen **Gustav III** schien die Hofpartei und die Partei der Hüte ihrem Ziele näher rücken zu sollen.

Gustav war frühe von der bis dahin herrschenden Partei der Mützen, namentlich durch seinen Lehrer, den Grafen **Scheffer**, angeleitet worden, die bestehende Verfassung, welche dem Königthum so geringe, der Aristokratie so große Rechte einräumte, als das Wahre zu betrachten. Allein diese Lehren fanden bei dem Prinzen, der das Beispiel der Herabwürdigung des Königthums an seinen Aeltern vor Augen hatte und von Natur kühn, ehrgeizig und klug war, keinen Eingang.

Da von Seite der französischen Gesandtschaft stets auf Stärkung der königlichen Macht in Schweden hingearbeitet wurde, so neigte sich **Gustav** zu den in Frankreich geltenden Grundsätzen **unbeschränkter Königsmacht**, und ungern sah der schwedische Reichsrath, daß der Prinz eine **Reise nach Paris**, dem Herde absoluter Machtbestrebung, machte. **Gustav** wurde dort wirklich

zu entschiedenerem Vorgehen bestimmt, zumal der Herzog von Choiseul, Minister Ludwigs XV, am schwedischen Hofe einen Theil der rückständigen französischen Hülfsgelder auszahlen ließ und ihm zu Stockholm in der Person des französischen Gesandten Vergennes einen geheimen Rathgeber zur Seite stellte.

Die große Leutseligkeit, welche Gustav auch gegen die geringsten Unterthanen zeigte, seine natürliche Beredtsamkeit und der Umstand, daß er, als der erste seit Karl XII in Schweden selbst geborene König, der schwedischen Sprache mächtig war, welche die beiden letzten schwedischen Könige nicht verstanden hatten, gewann ihm die Gunst des Volkes von vorne herein. Doch glaubte er am sichersten auf dem Wege der Verstellung zu seinem Ziele gelangen zu können. Er setze, sprach er auf dem ersten Reichstage, sein Glück in das Bestreben, der erste Bürger in seinem Staate zu seyn, und empfahl den verschiedenen Parteien Einigkeit, sah aber die Uneinigkeit, die sich auf diesem Reichstage besonders stark herausstellte, nicht ungern, weil er dachte, daß nun jede Partei gegen die andere eine Stütze in der königlichen Macht suchen werde. Auch wußte er sie dadurch, daß er die sog. Versicherungsacte, die ihm die Stände vorlegten, ungelesen unterschrieb, obgleich dieselbe neue Beschränkungen seiner Macht enthielt, in Sicherheit zu wiegen.

Unterdessen aber zogen seine Vertrauten durch das Land, um das Volk zur Unzufriedenheit mit der bestehenden Verfassung und dadurch zu einem Aufstand zu reizen, zu welchem eingetretener Kornmangel den Vorwand gab. Auf dem Reichstage selbst arbeitete die Partei der Mützen dadurch, daß sie die Absetzung der den Reichsrath bildenden Hüte durchsetzte und die Hüte auch aus allen andern bedeutenden Stellen verdrängte, dem Könige, ohne es zu wollen, in die Hände: denn die Bedrängten, denen zugleich der französische Gesandte alle Subsidienzahlungen entzog, wurden nun so kleinmüthig, daß sie den Reichstag verließen und nicht einmal daran dachten, sich mit dem Hofe gegen die Mützen zu verbinden, weil sie denselben für vollkommen ohnmächtig hielten.

Indeß hatte sich Gustav bereits durch den Obersten Sprengporten die bewaffnete Macht der Hauptstadt — und durch seine Brüder, die Prinzen Karl und Friedrich, Anhänger in den

Provinzen Schonen und Ostgothland gewonnen, und ehe sich's die Partei der Mützen versah, zogen der Commandant der Festung Christianstadt, Hellichius (nachher Gustavsschild genannt) und der Prinz Karl eine Heeresmacht zusammen, angeblich, um den oberwähnten Aufstand zu dämpfen. Am Hofe schöpften zwar deßhalb die Häupter der Mützen (namentlich Graf Ribberg) Verdacht; aber Gustav wußte sie durch Verstellung bis zum letzten Augenblick sicher zu machen, und erst als der Reichsrath Truppen nach der Hauptstadt befehligte, den Prinzen Karl von seinem Commando abberief und in der Sitzung am 19. Aug. den König aufforderte, einen von diesem seinem Bruder in der Nacht erhaltenen Brief vorzulesen, hielt Gustav den Augenblick der letzten Ausführung seines Planes gekommen. Er verließ im verstellten Zorn darüber die Versammlung, ließ den Saal mit Wachen umstellen, berief die ihm ergebenen Offiziere und forderte sie auf, mit ihm die alte, unter dem großen Gustav Adolf bestandene Freiheit des Vaterlandes zu erkämpfen. Dann trat er, nachdem er sich eine weiße Binde um den Arm gebunden und jeder der Anwesenden das Gleiche gethan hatte, unter die Soldaten, die auf seine begeisternde Rede ihm gleichfalls folgen zu wollen erklärten.

Vergebens rief der Stadtcommandant, Graf Rudbeck, die Besatzung zu den Waffen, um die „Freiheit" zu vertheidigen: Gustav ritt mit seinem Anhang gleichfalls durch die Straßen und versicherte das Volk, erst jetzt werde ihnen die wahre Freiheit zu Theil werden. Alles Volk jauchzte ihm entgegen und Viele küßten knieend seine Stiefeln. Der Stadtrath und die Admiralität huldigten ihm auf der Stelle; die übrige Bürgerschaft und die übrigen königlichen Behörden folgten diesem Beispiele gleich am andern Tag.

Noch aber war die Zustimmung der Stände einzuholen, die gleich auf den 21. Aug. berufen wurden. Da Gustav alle Maaßregeln getroffen hatte, etwaigem Mißwillen zu begegnen, so fügte sich der Reichstag um so leichter, zumal der König aufs Neue versicherte, nur über ein freies Volk herrschen und der Parteisucht und Parteiwillkühr ein Ende machen zu wollen.

Das neue Königsgesetz, das nun die Versammlung beschwor, legte dem Könige die freie Verfügung über das Heer und

die Flotte, über den Staatsschatz, über alle Civil- und Militärämter, so wie über Friedensschlüsse und Bündnisse, in die Hand; auch erhielt er das Recht, Vertheidigungskriege zu führen; nur bei Angriffskriegen sollte er an die Einwilligung der Stände gebunden seyn, deren Einberufung übrigens nur allein vom Könige abhängen, und deren Berathungen sich nur auf die königlichen Propositionen beschränken sollte. Dem Reichsrathe, der bisher eine fast königliche Gewalt gehabt hatte, wurde fortan nur das Berathungsrecht ohne Entscheidung belassen.

So war, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, der große Umschwung bewerkstelligt, und da Gustav zwar alle seine Getreuen belohnte, aber keine seiner ehemaligen Gegner mit Strafen verfolgte und sogar die Parteinamen verpönte, so schien Versöhnung und Ruhe in das bisher durch die Parteikämpfe zerrissene Reich einkehren zu wollen.

Wie viel Gustav's Beredtsamkeit und geistige Gewandtheit über die Gemüther vermochte, ersieht man auch aus der Art, wie er sie zur Annahme des Königsgesetzes brachte: als es vorgelesen war, und auf seine Frage um ihre Zufriedenheit damit, ein allgemeines Ja erfolgte, ließ er es von ihnen sogleich beschwören, zog dann ein Gebetbuch aus der Tasche und stimmte, während er seine Krone ablegte, das Te Deum an, welches die ganze Versammlung andächtig mitsang. — Im darauf folgenden Winter unternahm er sodann nach uralt-schwedischer Königsitte die Riksgada oder Reichsreise zu Pferd durch die verschiedenen Landestheile, in denen er allenthalben vorzüglich die Bürger für sich zu gewinnen wußte.

6. Gustav's Regierungsgeschäftigkeit. Verkennung und Verletzung des schwedischen Volksgeistes. Entfremdung des Bauern- und Adelsstandes. Unnützer Krieg gegen Rußland in Finnland. Einfall und Abzug der Dänen. Sieg über die russische Scheerenflotte: der Friede von Wärelä. Adelsverschwörung. Gustav's Ermordung. Karl von Südermannland's Regentschaft für den minderjährigen Gustav IV Adolf.

Allerdings hatte der König den besten Willen, die Despotie zu meiden und sein Volk zu beglücken, indem er viele Mißbräuche abschaffte und bessere Einrichtungen sowohl im Gerichtswesen, als in der Verwaltung traf, z. B. die Folter abschaffte, auf strenge Handhabung der Gesetze und Veröffentlichung der Urtheile drang, die

Finanzen ordnete, wohlthätige Anstalten gründete und förderte, Handel und Gewerbe von Hemmungen befreite, Kanäle baute, den Bergbau hob u. s. f. Auch die Wissenschaften hatten an ihm einen eifrigen Förderer: er selbst unterrichtete seinen Sohn und zog mit ihm öfters nach Upsala, um dort die wissenschaftlichen Themate aufzustellen, über die sein Sohn mit den Gelehrten disputiren mußte. Allein bei dieser allseitigen Thätigkeit besaß er nicht Ausdauer und ruhige Besonnenheit genug, um Wirkungen abzuwarten und Erfahrungen zu sammeln, auf die sich hätte weiter bauen lassen. Sein Geist verfolgte eine mehr äußerliche, auf Glanz und Effect ausgehende Richtung, zu der ihm seine Beziehungen zu Frankreich, insbesondere sein Besuch am Versailler Hof, nähern Antrieb gegeben hatte. Auch fehlte er darin, daß er dabei die Naturanlage seines Volks nicht beachtete, das im Ganzen zu ernster Sitte geneigt war, und an eitlem Prunk um so mehr Anstoß nahm, je weniger sich der dazu nöthige Kostenaufwand mit dem mäßigen Landeseinkommen vertrug.

So hielt er einmal ein glänzendes Turnier zu Eckholmsund, wobei der turnierfähige Adel in mittelalterlicher Tracht und vollster Rüstung, von der Streitkolbe an bis zur Pistole, erscheinen mußte. — So sann er auf Einführung einer Volkstracht, die aber mehr theatralisch ausfiel und dem schwedischen Volkscharacter nicht entsprach. — Auf die Hebung des Theaters verwandte er mehr Geld und Zeit, als sich gebührte. Die vielen Schauspiele, die er selbst schrieb, zeugten wenigstens von keinem höhern Dichterberuf. — Die königliche Academie der Wissenschaften, die er stiftete, war, den Formen und Grundsätzen nach, nur ein Nachbild der französischen: denn auch er hatte für die französische Sprache eine ähnliche Vorliebe, wie Friedrich der Große, und konnte, obwohl aus einem deutschen Hause entsprossen, unter allen Sprachen, wie er selbst sagte, die deutsche Sprache so wenig leiden, wie den Tabak!

Während dieser seiner vielgeschäftigen Regierungsthätigkeit, durch die er theilweise verletzend in schwedische Art und Gewohnheit eingriff und bei mancher Sparsamkeitsbestrebung doch die Landeskräfte stark anstrengte, fanden seine Feinde in der erkaltenden Liebe des Volkes für ihn einen Anhalt für ihre Hoffnung auf ihr künftiges Wiederemporkommen. Die Tactlosigkeit, mit welcher der König während einer durch wiederholten Mißwachs erzeugten Theuerung mit

größtem Kostenaufwand wieder eine Reise nach Paris (wo er die westindische Insel Barthelemy für Schweden erwarb) und nach Rom unternahm, wo seine Zusammenkunft mit Papst Pius VI vielen Schweden Anlaß zu dem Verdachte gab, als wolle er sein Land katholisch machen, schadete ihm in der öffentlichen Meinung sehr. — Als er vollends den Bauernstand durch das Verbot des Branntweins kränkte, und nachdem er den Mißgriff eingesehen, zwar das Verbot wieder zurücknahm, aber das Brennen dieses dem Nordländer zum Bedürfniß gewordenen Getränks zu einem Kronrecht machte, da brach unter den Dalekarliern ein Aufruhr aus, der zwar gedämpft wurde, aber doch in den Gemüthern eine große Unzufriedenheit zurückließ, die in Schmähschriften laut wurde und sich auf dem Reichstag von 1786, den er nach 15 Jahren wieder einmal berief, in der Verwerfung aller königlichen Vorschläge kund that.

Um den Bauernstand wieder zu gewinnen, gab er das Branntweinmonopol auf; und um sich die Geistlichkeit geneigter zu machen, verlieh er an die hohen Glieder derselben den Nordsternorden. Um sodann die Stimmenzahl des Adelsstandes zu vermindern, holte er eine ganz alte Eintheilung dieses Standes in Herren, Ritter und Knappen hervor, machte sich aber dadurch die letztere Klasse nur noch abgeneigter, während die üble Stimmung der beiden erstern Klassen die gleiche blieb.

Um daher die Gedanken der Menge nach Außen zu richten und sie durch ein Nationalunternehmen zu beschäftigen, wodurch zugleich Schwedens früherer Kriegsruhm wieder erneuert und die Schmach des Nystadter Friedens (1743) getilgt werden könnte, beschloß er einen Krieg gegen Rußland, in welchem er Finnland und die Ostseeprovinzen wieder zu erobern, ja selbst Petersburg zu nehmen sich schmeichelte. Schon längst her hatte er das Landheer ansehnlich verstärkt und die Flotte aus ihrem tiefen Verfall gehoben. Die Eifersucht Englands und Preußens auf Rußlands Machtvergrößerung deckte ihn gegen diese Mächte; Rußlands Verwicklung in einen Krieg mit der Türkei schien ihm die Aussicht auf völliges Gelingen zu verbürgen, — und ein zwischen Schweden und der Pforte seit 1737 bestehendes Bündniß, demzufolge ein Theil dem andern im Fall

eines Angriffs von Seiten Rußlands zu Hülfe kommen sollte, lieh ihm einen scheinbar gerechten Vorwand zum Krieg.

Dieser Vorwand verstärkte sich durch das Benehmen des russischen Gesandten Rasumowsky, den Gustav beschuldigte, die Unzufriedenheit des Adels mit der Regierung zu nähren und Zwietracht zu stiften. Als sodann derselbe eine Erklärung seiner Kaiserin an den König und an alle Regierungsglieder abgab, daß vielmehr die Ruhe in Schweden ihr eigener Wunsch sey, daß sie indeß auf Alles gefaßt sey, was etwa der König im Schilde führe, so nahm Gustav daraus den Anlaß, dem russischen Gesandten seine Pässe geben zu lassen.

Der von ihm selbst gegebenen Verfassung gemäß durfte der König ohne Befragung der Stände keinen Angriffskrieg beginnen; weil er aber die Opposition eines Reichstags fürchtete, hielt er auch hierin die Linie des Rechts nicht ein und setzte ohne Befragung der Stände mit einem Heere nach Finnland über. Dort lag er an drei Wochen fast unthätig, in der Erwartung, Rußland werde den Angriff beginnen, den dieses aber absichtlich mied, um sich inzwischen in desto bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Als Gustav nun die Festung Friedrichshamm angreifen wollte, weigerten sich die Soldaten und Offiziere ihm zu folgen, weil er die Verfassung verletzt habe.

Zur Vermehrung seiner Verlegenheit fiel zugleich das mit Rußland verbündete Dänemark mit 15000 M. unter dem Prinzen Karl von Hessen von Norwegen aus in Schonen ein, so daß ihm kein anderer Ausweg übrig blieb, als schnell das meuterische Heer zu verlassen und in Stockholm bei den Ständen Unterstützung zu suchen. Da er dort, ungeachtet der Anhänglichkeit der Stockholmer Bürger an ihn, auf Hindernisse stieß, eilte er zu den Dalekarliern, gewann sie durch Hinweisung auf ihre Altvordern, die seinen Ahnherrn gerettet, und brachte mit ihrer Hülfe ein Heer auf, mit dem er den Dänen entgegenrückte. Da zugleich England und Preußen die Dänen mit Krieg bedrohten, so zogen diese wieder ab und schloßen einen Waffenstillstand, der in der Folge mehrmals erneuert wurde.

Unterdeß war der von ihm berufene Reichstag zu Stande gekommen, auf welchem die drei untern Stände aus Furcht vor der Adelsherrschaft dem Könige beistimmten und zur Fortsetzung des Krieges die erforderlichen Mittel bewilligten. Diese glückliche Stim=

mung benützend, ließ der König die widerspenstigsten Häupter des Adels gefangen nehmen und brachte eine neue „Vereinigungs- und Sicherheitsacte“ zur Annahme, in welcher er zwar den Ständen das Recht der Bewilligung oder Versagung außerordentlicher Abgaben einräumte, aber sich die Aufhebung des Reichsraths und außer den bisherigen Königsrechten nicht nur das Recht der unmittelbaren Aemterbesetzung (zu welcher der Reichsrath wenigstens das Vorschlagsrecht gehabt hatte), sondern auch das Recht des Angriffskriegs (ohne vorherige Anfrage bei den Ständen) ausbedang.

So, mit noch unbeschränkterer Gewalt, als er vorher gehabt hatte, ausgestattet, ließ er die Heerbefehlshaber in Finnland als Hochverräther zum Tod verurtheilen, begnadigte sie aber und bestrafte sie mit Deportation oder Landesverweisung. Darauf wandte er sich gegen die Russen, die aber unterdeß sich wohl gerüstet und besonders ihre Flotte in vortrefflichen Stand gesetzt hatten. Der Kampf begann zur See. Das erste Treffen — bei Kronstadt — unter dem Herzog Karl von Südermannland gegen Tschitschakow blieb unentschieden; im zweiten — bei Wiborg — wurde Gustav von Tschitschakow, Kruse und Nassau eingeschlossen, schlug sich aber doch mit dem größten Muthe noch glücklich durch; im dritten Treffen bei Swenskasund erfocht Gustav über die russische Scheerenflotte (unter Nassau) einen glänzenden Sieg, der ihm wenigstens den Weg zum Frieden von Wärelä (14. Aug. 1790) bahnte, in welchem er übrigens für so große vergebliche Opfer froh seyn mußte, seine vorige Reichsgränze behalten und jährlich für 50000 Rubel Getreide aus den russischen Ostseeländern holen zu dürfen.

Mit so geringen Kriegslorbeeren zurückkehrend, konnte er um so weniger auf einen freudigen Empfang seines Volkes rechnen, da der unnütze, nur zur Befriedigung seines Ehrgeizes unternommene Krieg die ohnedieß so große Schuldenlast des Landes um 10 Millionen vermehrt hatte. Daher nahm das Vertrauen zu ihm so gänzlich ab, daß er, als er zur Ordnung des Staatshaushalts im Jan. 1792 einen Reichstag berief, sowohl von dem auf's höchste erbitterten Adel, als auch von den übrigen Ständen den unbeugsamsten Widerspruch erfuhr. Als er sodann den Reichstag auflös'te,

steigerte sich der Unwille, der auch theils in dem Verdachte, der König gehe damit um, dem damals in Frankreich bedrohten Königthum zu Hülfe zu kommen, theils in der entgegengesetzten Befürchtung, daß er die schwedische Verfassung auf einem ganz fremdartigen Grunde völlig umbilden wolle, vermehrte Nahrung fand.

E. M. Arndt in s. schwed. Geschichten unter Gustav III. u. IV. bemerkt hierüber: „Es läuft in Schweden eine Ueberlieferung aus Gustav's beiden letzten Jahren um, daß der König, der ewigen und oft so unwirksamen Schaukelung zwischen den vier Ständen müde, — — den kühnen Plan mit sich herumgetragen habe, die ganze alte Verfassung umzuwerfen, und die barbarische adelige Repräsentationsart und also die adelige Gewalt unter ihren Trümmern zu begraben. Gustav hatte oft laut erklärt, er wolle kein Despot seyn („das konnte freilich in dem Munde eines Mannes, der das Recht, wo es ihm nicht günstig war, nicht zu achten gelernt hatte, nur heißen: er wolle keinen harten Gebrauch von seiner Gewalt machen"); aber es sei unmöglich, bei einer Verfassung, wie die jetzige, ein freies Volk und ein freier König zu seyn. Auch arbeitete er — so wird überliefert, — seit einigen Jahren mit mehreren guten Köpfen — an Entwürfen und Planen zu einer ordentlichen stehenden Volksrepräsentation, ähnlich der englischen Verfassung, aber mit Modificationen nach dem Klima und Volke."

So entstand, angeregt durch die damals von Frankreich ausgehende, fieberhafte Umsturzwuth, unter dem höhern schwedischen Adel zum Zweck der Wiederaufrichtung seiner vormaligen Herrschaft, eine Verschwörung, an deren Spitze die Grafen Horn, Ribberg u. a. standen, gegen das Leben des Königs. Die Ausführung des finstern Plan's übernahm ein vom Könige zurückgesetzter Gardehauptmann, Namens Jakob von Ankarström. In der Nacht vom 16. auf den 17. März (1792) befand sich der König auf einem Maskenball, den er im Opernhause gab. Obgleich durch einen anonymen Brief gewarnt, gieng er doch hin. Als er seine Zuschauerloge verließ und den Tanzsaal betrat, umringten ihn sogleich viele Masken, und eine derselben — es war der Graf Horn — klopfte ihm mit den Worten auf die Schulter: „Gute Nacht, Maske!" Plötzlich fiel ein Pistolenschuß, und mit dem Ruf: „Ich bin verwundet durch eine schwarze Maske!" fiel der König, in den Rücken getroffen, seinem Begleiter, dem Grafen Essen, in die Arme. — Doch lebte er noch eilf Tage,

und konnte daher durch die Ernennung seines Bruders, des Herzogs Karl von Südermannland, zum Regentsschaftsverweser und Vormund des minderjährigen Kronprinzen Gustav Adolf, sowie durch andere Anordnungen die Umwälzungsabsichten der Verschworenen vereiteln, deren That ohnedieß vom Volke verabscheut wurde, welches, vom Mitleid ergriffen, die Abneigung gegen den unglücklichen König schwinden ließ. So kam es, daß die schwedische Krone wenig von dem Gewicht verlor, das ihr Gustav III wieder verschafft hatte. War doch für das, was dabei der König und seine Gegner wider das Recht gefehlt hatten, die höhere Vergeltung ihr strenges Gegenrecht einzufordern, nicht müßig gewesen.

Unmittelbar nach der That hatten die Verschworenen, um desto leichter zu entkommen, einen Feuerlärm erhoben; allein die Wachen hielten alle Ausgänge besetzt und ließen Niemand aus dem Hause. Erst als der Polizeilieutenant die Namen aller Anwesenden aufgeschrieben hatte, wurden die Ballgäste entlassen, ohne daß man den Mörder entdeckt hätte. Dennoch verrieth sich derselbe dadurch, daß er den Dolch, womit er im Falle eines Fehlschusses den König zu tödten gedachte, im Gedränge hatte fallen lassen. Man befragte die Waffenschmiede und einer derselben erklärte, diese Waffe an den Herrn v. Ankarström verkauft zu haben Man machte ihm daher den Prozeß: er gestand sein Verbrechen, und wurde am 29. Apr., nach vorausgegangener dreitägiger Ausstellung am Pranger und Peitschung mit Ruthen, enthauptet. Da er bis zum letzten Augenblick standhaft sich geweigert hatte, die Mitverschworenen anzugeben, so wurden diese, so weit man sie näher bezeichnen konnte, nur in die Verbannung geschickt.

---

2. Kapitel.

Steigende Hast aufklärerischer Neuerungsbestrebungen im Kampf mit dem Positiven in Staat und Kirche in West- und Südeuropa. Opposition des Jesuitismus und Sturz seiner Herrschaft.

1. Die Macht der Jesuiten bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Angriffe gegen sie in der Literatur und durch reformbegeisterte katholische Staatsmänner. Die römische Kirche selbst im Gedränge. Zugeständnisse Benedict's XIV an die opponirenden Mächte.

So sahen wir denn, wie bereits in Preußen, Oesterreich Dänemark und Schweden die von Frankreich ausgehenden Aufklärungsideen einer dem Positiven feindlichen Philosophie zunächst in die höhern Gesellschaftskreise eindrangen und wie hitzig selbst die Staatenlenker durch mehr oder minder umstürzendes Eingreifen in die Völkergeschicke und herkömmlichen, allerdings vielfach der Verbesserung bedürftigen Staatsverfassungen den ihnen vorschwebenden Idealen der Völkerbeglückung nachstrebten, wobei nur die bessere Natur der Regenten oder auch die conversative Macht widerstrebender Umstände es verhüteten, daß nicht das Staatsschiff an den Klippen der Despotie oder Anarchie scheiterte.

Während fast alle Welt, in Deutschland wenigstens, den Neuerungsbestrebungen der Fürsten in allen Richtungen des Staatslebens Beifall zollte, weil sie (wenn auch oft auf verkehrtem Wege) das Volkswohl beabsichtigten, giengen die west- und südeuropäischen Höfe theils vom Adel, theils von der Geistlichkeit, insbesondere von Jesuiten geleitet, ihren Gang noch im alterthümlichen Geleise staatszerrüttender, volkskraftverzehrender Willkührherrschaft, unbekümmert um die bereits da und dort sich regende Opposition, welche die Geister der Tiefe in Bewegung zu setzen anfieng, um, wenn zur Macht gelangt, Alles ihr Widerstehende von Grund aus umzustürzen.

Die Opposition mit ihrer Verneinung alles Bestehenden in Staat und Kirche, im Glauben und in der Wissenschaft, beherrschte bereits allenthalben in Europa die Literatur und machte sich durch ihre Befreundung mit so vielen, dem großen Friedrich nacheifernden, dabei ihn aber übersteigenden Throninhabern zum Organ der öffentlichen Meinung. Diese wendete sich, um ihre Ideen zur allgemeinen Herrschaft zu bringen, vor Allem gegen die Kirche und ihre Vertheidiger, in katholischen Ländern also vorzüglich gegen die Jesuiten, in protestantischen aber gegen die Orthodoxen, indem beide die von der neueren Philosophie drohende Gefahr am ersten erkannten, und beide — jeder auf seine Weise — ihr zu begegnen suchten. Gerade aber die Mittel, welche besonders die Jesuiten dagegen anwandten, trugen zum Umschlag in das Gegentheil dessen bei, was sie bezweckten.

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts besaßen die Jesuiten (XIX. II, 3. a. E. XX. 7, 2; 5, 2.) eine große Macht, indem sie die Beichtstühle der Fürsten und Großen inne hatten und den Unterricht der Jugend leiteten. Auch ihre auswärtigen Missionen und Handelsunternehmungen hatten noch eine große Ausdehnung, wiewohl nicht mehr denselben Erfolg, da sie ihre Hauptkraft gegen das aufstrebende Reformwesen sowohl, als gegen das aufwachsende Gegenkirchenthum zu wenden hatten. Da der Hauptangriff gegen die Jesuiten zunächst in der Literatur auftrat, so hätte man erwarten sollen, daß sie auf diesem Felde dem Feinde mit den Waffen des Geistes Abbruch zu thun suchen würden, allein sie thaten es zu schwach, und zogen es vor, ihre Gegner durch den Arm der Großen, die noch unter ihrem Einflusse standen, so wie durch Verdammungsurtheile zu unterdrücken.

Als aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankreich, Portugal, Spanien und Neapel reformbegeisterte Minister an das Ruder kamen, welche das hierarchisch-kirchliche Wesen wenigstens so weit wie möglich zu beschränken strebten, so war den Jesuiten der Einfluß abgegraben, den sie auf die Regierungen bisher gehabt hatten, und der Kampf wurde allenthalben ein offener und persönlicher.

Zunächst gieng die von solchen Ministern geleitete weltliche

Macht nur darauf aus, dem Orden das Vertrauen der Großen und einen Theil seiner Reichthümer zu entziehen. Um das zu bewerkstelligen, suchte man sich sogar des Papstes zu bedienen, was darum möglich schien, da auch die übrige katholische Welt in zwei Parteien, in eine milde und eine strenge getheilt war, und ein Papst wie Benedict XIV (1740—1758) die Einsicht gewonnen hatte, daß das Papstthum, besonders seit dem Eindringen der Bourbonen in Spanien und Italien, längst keine Weltmacht mehr war und nicht einmal mehr die Kraft besaß, alle seine Glieder zusammenzuhalten. Er hatte sich daher, wohl fühlend, was bei hartnäckigem Widerstand auf dem Spiele stehe, frei entschlossen, diejenigen Ansprüche, die sich nicht mehr ohne größere Gefahr halten ließen, lieber aufzugeben.

So „gewann er es über sich, in Spanien auf jene Vergabung der kleinen Pfründen, welche der römische Stuhl dort noch besaß, gegen ein Aversionalquantum von ohngefähr 11,143330 Scudi zu verzichten, mit einziger Ausnahme von 52 Stellen, deren Verleihung er sich vorbehielt, um damit durch Tugend und Gelehrsamkeit ausgezeichnete und um den römischen Stuhl verdiente spanische Geistliche belohnen zu können." In Portugal erweiterte er dem Könige das Patronatsrecht; dem sardinischen Hof machte er andere Zugeständnisse. In Neapel verstand er sich zur Einschränkung der Rechte der Nuntiatur und gestattete, die Geistlichen zur Theilnahme an den Auflagen beizuziehen. Dem Kaiser (Joseph II) gewährte er die Beschränkung der Zahl der Feiertage und erlaubte, daß an den abgeschafften gearbeitet wurde. Durch diese und ähnliche Zugeständnisse schien die Opposition der katholischen Höfe gegen das Kirchenoberhaupt beschwichtigt und ein gewisser Friedensstand gewonnen zu seyn.

Allein bei diesem bescheidenen Ziele ließ es der allgemeine Drang der Zeit nicht bewenden. Hatten doch von den fünf Großmächten, in deren Hände schon die Bestimmung der Weltgeschicke übergegangen war, drei akatholische (England, Rußland, Preußen) damals schon das Uebergewicht über das katholische Europa! Bezog sich dieses Uebergewicht allerdings nur auf die weltliche, nicht auf die kirchliche Seite, so wirkte doch jene auf diese in so weit zurück, als Rußland in den unirten Provinzen Polens griechische Bischöffe einzusetzen wagte, Preußen durch sein Emporkommen den Protestanten eine mächtige Stütze gab, und England durch seine Seeherrschaft den politischen Einfluß der katholischen Missionen be=

schränkte, so daß der Papst wohl erkennen mußte, er sei in der Weltregierung gegen ehemals beträchtlich zurückgestellt.

Dazu kam, daß der in jenen akatholischen Reichen wachsende Geist eines strengeren Monarchismus, militärischen Despotismus und mercantilischer Tendenzen auch in die katholischen Staaten eindrang und dort die Opposition gegen den hierarchisch-kirchlichen Machtbesitz verstärken half.

Es ist nun nöthig, daß wir diesen Kämpfen, welche mit der völligen Niederwerfung des Hauptbollwerkes der päpstlichen Macht, des Jesuitenordens, endeten, auch im westlichen und südlichen Europa nachgehen, um die großen Veränderungen zu begreifen, welche sich in dieser Periode in dem Verhältnisse der Kirche zum Staate vollzogen.

2. Portugal. Rückblick bis zur Mitte des 18. Jahrh. Joseph II und sein Minister Pombal. Beginn der Umkehrung des Bestehenden. Einführung des Merkantilsystems. Bruch mit den Jesuiten wegen Uruguay. Das Erdbeben von Lissabon. Breve Benedict's XIV wegen Reform des Jesuitenordens; Aufhebung desselben für Portugal. Steigender Despotismus Pombals. Tod des Königs. Ende von Pombals Regiment.

Werfen wir zuerst einen Blick in die damalige Geschichte Portugals. Dieses Reich hatte unter den ersten Königen aus dem Hause Braganza (insbesondere unter Alfons VI) sein an die Holländer verlorenes Brasilien (durch Fernandez de Viera 1654) wiedergewonnen und 1665 seine Unabhängigkeit gegen Spanien behauptet; — es hatte sodann unter Peter II durch Auffindung der reichen Goldbergwerke in Brasilien (1698) einen bedeutenden Wohlstand erlangt, war aber durch einen nachtheiligen Handelsvertrag mit England (der sich vorzüglich auf die portugiesischen Weine und auf die brasilische Bergwerksausbeute bezog) in eine gewisse Abhängigkeit von diesem Inselstaate gekommen und in Folge derselben in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt worden, aus dem es jedoch durch den Utrechter Frieden mit dem rechtmäßigen Besitz der Insel San Sagramento und des Gebietes zwischen dem Amazonenstrom und der Mündung des San Vincento-Pinson hervorgegangen.

Unter Johann V (1706—1750) gerieth der portugiesische Staatshaushalt durch die Verwendung der öffentlichen Gelder auf kirchliche Gründungen und auf Errichtung einer wissenschaftlichen Academie, so wie durch die verkehrte Finanzverwaltung eines Franziscaners in Ohnmacht und Armuth, aus der die Entdeckung der brasilischen Demantgruben nicht zu helfen vermochte. Nichts destoweniger fühlten sich die Mittelstände nicht unbehaglich und Alles gieng noch in einem gewissen ruhigen und bequemen Geleise; auch wurde der Streit, in welchen Johann wegen einer Cardinalsernennung mit dem päpstlichen Stuhle gerieth, mit Clemens XII wieder beigelegt.

Aber unter der Regierung König Joseph's II (1750—1777) drang in der Person seines Ministers Carvalho, dem nachmaligen Marquis Pombal, jener Geist der Neuerung in Politik, Religion und Staatsverwaltung ein, der damals ganz Europa durchzog und alles Bestehende durch völlige Umkehrung verbessern zu können glaubte.

Von Sebastian José de **Carvalho**, Mello Graf von Oyras, Marquis von Pombal, Sohn eines niedern Edelmanns, hatte in Coimbra studiert und war dann in die Garde eingetreten, hatte aber einiger Unbesonnenheiten wegen seinen Abschied nehmen müssen. Er heirathete dann eine reiche Adelige aus dem hohen Hause Noronha-Almeda und gerieth dadurch mit mehreren Gliedern des hohen Adels, die ihm bei seiner Heirath Hindernisse in den Weg gelegt hatten, in eine solche Spannung, daß ihn von nun an großer Haß gegen den Adel überhaupt beseelte. Durch einen seiner Verwandten erhielt er den Posten eines außerordentlichen Gesandten am englischen Hof und nachher eines Bevollmächtigten am kaiserlichen Hof, um ein Mißverhältniß, in das Maria Theresia mit dem Papst Benedict XIV gerathen war, auszugleichen. Wittwer geworden, heirathete er in Wien eine Nichte des Feldmarschalls Grafen Daun, die bei der Gemahlin des Königs Johann V von Portugal in Ansehen stand, so daß ihn die Königin nach Johann's Tode ihrem Sohne, dem Könige Joseph II zum Staatssecretär vorschlug.

Erfüllt von den Ideen der Zeit suchte Carvalho beim Antritt seines Amtes dem Staate zunächst durch Einführung des herrschenden Merkantilsystems aufzuhelfen, dadurch, daß er, um das Land von der Einfuhr fremder Producte unabhängig zu machen, große Strecken Weinlands in Getreideland verwandeln und Ein- und Ausfuhrverbote ergehen ließ, Handelscompagnieen

(nach Fernambuco, Para und dem Marañon oder Maranhão) errichtete, in Brasilien **Colonieen** gründete und ähnliche Speculationen unternahm.

Als Bewunderer der „philosophischen" Ideen des Jahrhunderts begünstigte er die Verbreitung der Schriften **Voltaire's**, **Rousseau's** und der französischen **Encyclopädisten** und nahm deshalb den **Jesuiten** nicht nur die Censur der Presse, sondern auch die Aufsicht über das Unterrichtswesen, das sie bisher in Händen gehabt hatten. Dadurch erhielt er sie zu Feinden, und als sie dem Vertrage, den er im Namen Portugals mit Spanien wegen der südamerikanischen Provinz Uruguay schloß, wo sie Missionen hatten und den Handel beherrschten, entgegen traten, ließ er sie dort scharf beobachten und **theilweise vertreiben**. So entstand zwischen ihm und dem Orden die entschiedenste Feindschaft, die nur durch das **große Erdbeben von Lissabon** mit seinen Folgen auf einige Zeit ruhte.

Am 1. Nov. 1755 nämlich, als eben die Leute am Allerheiligenfeste in die Kirchen strömten, rollte unter ihren Füßen ein unterirdischer Donner dahin, an dem man gleich das Vorzeichen eines **Erdbebens** erkannte, so daß Alles aus den Kirchen und Häusern auf die Straßen stürzte. Sieben Minuten lang war die Erde in beständigen Schwingungen. Gleich beim ersten Hauptstoß stürzten ganze Häuserreihen ein und begruben Tausende von Menschen unter ihrem Schutt. Das erste Hauptgebäude, das in Trümmer fiel, war **das Inquisitionsgericht**. Der **königliche Palast** mit seinen Kostbarkeiten war im Nu verschwunden; mit Einem Schlag wurden alle **Bewohner des Jesuitencollegiums bei seinem Einsturz getödtet**. Ein zweiter Hauptstoß warf, was an Kirchen, Palästen und Häusern noch stehen geblieben war, über den Haufen. Zu gleicher Zeit wälzte sich der **Tajo und das Meer** in berghohen Wellen herein, welche diejenigen verschlangen, die sich an das Ufer hatten retten wollen. Darauf erfolgte ein **Sturm**, der die dichtesten Staubwolken in die Luft peitschte und alles Tageslicht verdunkelte. Nicht genug: plötzlich schlugen Feuerflammen aus verschiedenen Häusertrümmern, so daß im eigentlichen Sinn alle Elemente geschäftig waren, diese Stadt zu zerstören. Sechzehntausend Gebäude lagen zertrümmert da, an 30000 Menschen waren getödtet und viele andere wurden durch nachfolgende Krankheiten und Seuchen hingerafft. Unter denen, welche, obgleich selbst in Noth, ihren leidenden Nächsten treue Hülfe leisteten, erwiesen sich die meisten Geistlichen als wahre Diener Gottes.

Im Jahr 1757 nahm Carvalho den Jesuiten die Verwaltung der Indianer-Niederlassungen im brasilischen Gebiet von Maranhão und entfernte durch einen königlichen Befehl alle Jesuitenbeichtväter vom Hofe. Im folgenden Jahre erwirkte er vom Papst Benedict XIV ein Breve (v. 1. Apr.), das eine Reform des Jesuitenordens verordnete, und in Folge der Visitation durch den dem Minister ergebenen Cardinal Saldanha ward ihnen der Handel — und in den meisten bischöfflichen Beichtsprengeln das Beichthören und Predigen untersagt.

Als ihm der Herzog von Aveiro aus Rache — wegen Vorenthaltung alter Vorrechte — nach dem Leben stellte, der Mordversuch aber mißglückte, suchte Carvalho nicht nur andere ihm verhaßte Glieder des Adels, sondern auch die Jesuiten mit in diesen Hochverrathsprozeß hineinzuziehen, um den ganzen Orden unterdrücken zu können. Obgleich sich nichts für die Mitschuld des Ordens aufbringen ließ, so ließ er doch durch einen königlichen Befehl vom 3. Sept. 1759 die Professen dieses Ordens aus dem Lande verbannen, ja den ganzen Orden für Portugal aufheben und seine Güter einziehen. Eine Anzahl Jesuiten starb im Gefängniß und andere wurden nach Italien deportirt; ein Theil erhielt erst nach des Königs Tod die Freiheit wieder.

Von einer Leibwache umgeben, die ihm der König seit jenem Attentat bewilligt hatte, stieg nun sein Despotismus mehr und mehr, und wer sich ihm zu widersetzen wagte, wurde nach Afrika verbannt. Auch in die Rechte der Kirche griff er weiter ein.

Nachdem er die Spannung, in welche der portugiesische Hof mit Benedict XIV gerathen war, durch eine Versöhnung mit dem neuen Papste Clemens XIV gehoben hatte, ward er von seinem Könige zum Marquis von Pombal ernannt, sein Sohn zum Staatspräsidenten befördert und seinem Bruder der Cardinalshut verschafft. Im Jahr 1772 unterwarf er die Universität Coimbra einer gänzlichen Reform und verwandelte das Jesuitengebäude in ein Spital.

Seit König Joseph zu kränkeln anfieng und die Königin vorherrschenden Einfluß auf denselben bekam, sah sich Pombal (wie man ihn nun gewöhnlich nannte) in seinem Wirken gehemmt, und als der König 1777 starb und nun Joseph's Tochter Maria I den Thron bestieg, nahm Pombal's Regiment ein Ende.

Er mußte abdanken und sich einer Untersuchung über seine Amtsführung unterwerfen. Der Prozeß nahm eine schlimme Wendung für ihn: er wurde zum Tode verurtheilt, doch begnadigt und nach Pombal verwiesen, wo ihm gestattet wurde, im Genuß seiner reichen Einkünfte den Rest seines Lebens zuzubringen.

Obgleich nun der Adel und die Geistlichkeit wieder mehr emporkamen, so konnten die Jesuiten es doch nicht dahin bringen, wieder ihrer öffentlichen Thätigkeit zurückgegeben zu werden.

Ueber Pombal's Wirksamkeit sagt v. Ölfers in einer Abhandlung (über den Mordversuch gegen den König Joseph): „Von allen seinen großen, mit eben so viel Uebereilung als Strenge, ja oft — es ist nicht zu läugnen — mit unerhörter Grausamkeit durchgesetzten Planen, welche fast niemals auf die Eigenthümlichkeiten des Landes berechnet waren, ist wenig oder nichts geblieben, als eine bodenlose Verwirrung der Ideen und gänzliche Auflösung in den höhern Ständen, bei großer Vernachlässigung der eigentlichen Erziehung des Landvolks, als des Kernes der Nation, welche seitdem jedem Sturmwinde, der von Außen kommt, willenlos hingegeben ist."

3. Spanien's politische Umgestaltung unter Karl III durch Squillace. Finanzkünste. Mercantil- und Monopolsystem. Eingriff in die Volkssitten. Volksaufstand. Ministerium Aranda. Aufhebung des Jesuitenordens in Spanien. Minister Olavide (Sierra Leone). Mißglückte Unternehmung gegen Algier. Krieg mit Portugal.

Auch in Spanien machten sich die neuen Ideen von Oben herab geltend durch übereilte Versuche staatlicher Umgestaltung und socialer Verhältnisse. Als nämlich Philipp's V Sohn Ferdinand VI 1759 wahnsinnig wurde, und sein Stiefbruder Karl III, der bis dahin König von Neapel und Sicilien gewesen war und dort die Grundsätze der neuen Staatsweisheit angenommen hatte, die Regierung in Spanien übernahm, übergab er zum Verdrusse der Nation die Leitung der Staatsangelegenheiten einem Italiener, dem Marchese Squillace. Dieser, unterstützt von einem gewissen Grimaldi, seinem Landsmanne, machte sich als Anhänger des neu aufgekommenen Mercantilsystems sogleich an die Umformung der spanisch-amerikanischen Colonieen und erregte schon dadurch die allgemeine Unzufriedenheit. Als er

auch, der neuen Finanzkunst gemäß, verschiedene Fabriken und Manufactureien auf Rechnung der Regierung führen ließ, ja sogar, unpolitisch genug, die Erzeugnisse der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wie des Brot's, Oels &c. monopolisirte und dadurch diese dem gemeinen Manne übermäßig vertheuerte, ja am Ende in seiner Neuerungslust darauf ausgieng, auch die Nationaltracht zu ändern, namentlich den breitkrämpigen Hut, weil man darunter das Gesicht nicht leicht erkennen —, und den Mantel, weil man unter demselben Waffen verbergen konnte, abzuschaffen: so entstand 1766 ein Volksaufstand, in Folge dessen der König den Marchese von seinem Ministerposten entlassen mußte.

An seine Stelle trat nun Aranda, der auf geheimen Antrieb des französischen Hofs dem Könige die Jesuiten als die Anstifter und Begünstiger jenes Aufstandes darstellte, so daß der König Karl, nach dem Vorgange Portugal's, durch eine sog. pragmatische Sanction (v. 2. Apr. 1767) den Jesuitenorden in Spanien aufhob, dessen Güter einzog, und alle Jesuiten aus den spanischen Gebieten diesseit und jenseit des Meeres vertrieb. Viele derselben wurden nach Italien transportirt, wo man sie anfangs nicht aufnahm, daher ein Theil derselben schon auf den Schiffen, ein Theil nachher in Corsica, wo ihnen, 2300 an der Zahl, Frankreich einen einstweiligen Aufenthalt bewilligte, im Elend verkamen.

Aranda's übriger Ministerthätigkeit lag gleichfalls die modernfranzösische Bildungsanschauung zu Grunde. Doch gieng er vorsichtiger zu Werk, als Squillace und Grimaldi. Außer der Beschränkung des Inquisitionsgerichts und außer einigen wirklichen Verbesserungen im Bergbau und in einigen andern Culturzweigen, hatten seine übrigen Einrichtungen keine Dauer. Im Jahr 1773 mußte er seinen Ministerposten mit einer Gesandtschaftsstelle in Paris vertauschen. Einer seiner Amtsgehülfen, Namens Olavides, gründete durch Deutsche und Schweizer (darunter auch Protestanten) die Colonie Sierra Leone in Westafrika. Weil er den voltaire'schen Atheismus in Spanien begünstigte, verfiel er dem Inquisitionsgerichte, wurde während seiner zweijährigen Untersuchung im Kerker gehalten und verdankte es nur dem König, daß er nicht verbrannt, sondern nach dem Einzug seines Vermögens in ein Kloster gesperrt wurde. Er fand nach einiger Zeit Gelegenheit zu entfliehen, und kam später durch die Erfahrung der französischen Revolutionsgräuel zur Erkenntniß seiner politischen und religiösen Irrthümer. — Der im Jahr 1775 gegen Algier unternommene Eroberungszug der Spanier fiel unglücklich aus; doch ein

Krieg mit Portugal über den Besitz der Insel San Sagramento hatte im Frieden von Pardo 1778 den schon oben (K. 1, 2. a. A.) erwähnten nicht ungünstigen Ausgang.

4. Frankreich: Opposition des Parlaments gegen die Jesuiten. Attentat gegen Ludwig XV: Damiens. Die Pompadour und Choiseuil gegen den Dauphin und die Jesuiten. Bankerottprozeß des Jesuiten Lavalette. Edict zur Abschaffung des Ordens in Frankreich.

Der Schlag, der die Jesuiten in Portugal getroffen, sollte bald auch in Frankreich auf sie fallen. Dort war er recht eigentlich ein Rückschlag ihres eigenen Thuns, durch das sie zuletzt den Kronen, wie der Tiare selbst gefährlich zu werden schienen. Insbesondere konnten sie in Frankreich in der Verfolgung, die ihren Orden daselbst traf, die Vergeltung für den Verfolgungseifer sehen, mit dem sie daselbst die Jansenisten vernichtet hatten.

Als in Frankreich der Minister Bernis, ein Günstling der Frau von Pompadour, der 1756 das Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich gegen Preußen zu Stande gebracht hatte, noch am Ruder war, gab sich gegen das schändliche und verderbliche Treiben der höhern Stände und besonders des Hofes die erste thätliche Regung des Volksunwillens kund.

Am 3. Jan. 1757, als König Ludwig XV in Versailles eben ausfahren wollte, sprang ein hinter der Treppe lauernder Mensch, Namens Damiens, hervor, drängte sich durch die den König umgebende Garde und stieß ihm ein Messer in die Seite, ohne ihn tödtlich zu treffen. Der Mensch wurde sogleich ergriffen und zur Untersuchung gebracht.

Er hatte als Bedienter bei vielen Herren das schändliche Leben der Vornehmen kennen gelernt und seinen Herren bei ihren sittenlosen Schändlichkeiten in aller Weise Hülfe und Vorschub geleistet; war dann aber einerseits durch die kühnen, theils vom Geist der Zeit aufgestachelten, theils von gegründetem sittlichem Unwillen eingegebenen Reden, die im Parlament wider den König fielen, anderseits durch die Predigten der Jesuiten, welche das unsittliche und unkirchliche Treiben des Hofes straften, im Gewissen angefaßt worden. Weil er aber selbst sittlich verwüstet war, nahm sein grübelnder Geist eine noch verkehrtere Richtung und suchte sich in jenem Mordanfalle eine Verdienstkrone zu erwerben.

Im Beginn der Untersuchung gegen ihn, erklärte er Mitschuldige zu haben, gab aber keinen, oder nur solche an, bei denen sich keine Mitschuld herausstellte. Da nun, im Falle die That gelungen wäre, bei der Gesinnung des den Jesuiten geneigten, übrigens aufrichtig frommen Dauphin, der Sturz der Pompadour gewiß gewesen wäre, so suchte sie in dem Könige den Verdacht zu begründen, der Dauphin und die Jesuiten seyen dem Attentat nicht fremd. Dadurch bewirkte sie eine Spaltung in der königlichen Familie, und es gelang ihr, mit Hülfe des klugen, aber intriganten Herzogs von Choiseuil, dem sie an der Stelle des in Ungnade gefallenen Bernis die Leitung des Ministeriums übertrug, den König noch mehr von allen ihr mißgünstigen Einflüssen ferne zu halten.

Die nun erfolgte schauderhafte Hinrichtung Damiens' auf dem Grèveplatz sollte alle Gegner des Hofs einschüchtern und von ähnlichen Versuchen abschrecken. Es wurde ihm zuerst die rechte Hand verbrannt, dann wurde er mit glühenden Zangen gezwickt und ihm geschmolzenes Blei und Harz, brennender Schwefel und siedendes Oel in die Wunden gegossen, endlich sein Körper von Pferden zerrissen, denen dieß aber erst dann gelang, nachdem man ihm die ungewöhnlich starken Sehnen zerschnitten hatte. Sein Haus wurde niedergerissen und seine ganze Familie aus Frankreich verbannt.

Es wurde nun das Schmachregiment in der alten Weise fortgesetzt. Die Verschwendung des Hof's und der unglückliche, Handel und Gewerbe in Frankreich daniederlegende, schon erwähnte Land- und Seekrieg (dessen Verlauf unten K. 5, 2. näher wird erwähnt werden), steigerte die Unzufriedenheit des Volks. Um sich zu halten, beschloß die Pompadour mit Choiseul, den Hauptherd der gegen den Hof gerichteten Opposition zu zerstören. Die vorausgegangene Vertreibung der Jesuiten aus Portugal wirkte auch auf die dem Orden feindliche Stimmung in Frankreich zurück. Man nahm alte und neue, wahre und falsche Argumente gegen ihn hervor, besprach verurtheilend seine unersättliche Herrschsucht, seine laxe Moral, seine gefährliche Casuistik; man erinnerte sich, daß Königsmörder aus den Schulen der Jesuiten hervorgegangen, setzte den Damiens mit ihnen in Verbindung und erhitzte den Haß der Menge gegen sie. Diese Stimmung äußerte sich auch in den Parlamenten, wo noch viele geheime Jansenisten saßen, die viel feindlicher gegen die Jesuiten gestimmt waren, als die Protestanten und Philosophen.

Das Streben der Jesuiten, „Alles zu seyn, sich in Alles zu mischen, Alles leisten zu wollen", veranlaßte ihren Untergang, wenn auch die Ursachen desselben viel tiefer lagen. In China waren sie als Mandarinen, in Goa als Inquisitoren, in Europa als Beichtväter der Könige die bewegenden und lenkenden Factoren; in Paraguay hatten sie selbst einen Staat; in allen Wissenschafts= und Kunstbestrebungen hatten sie ihre Repräsentanten; in den Colonieen waren sie Handelsspeculanten. Die letztere Richtung sollte ihnen zur Schlinge werden.

Ein Jesuit, Pater Lavalette, hatte auf der Insel Martinique ein so großes Geschäft, daß er eine eigene Bank hielt und daß seine Papiere auf allen Wechselplätzen coursirten. Als ihm aber im siebenjährigen Colonialkrieg von den Engländern einige Schiffe gekapert worden waren, machte er Banquerot, und zog viele andere Häuser, besonders in Marseille, mit in den Fall. Diese verlangten von dem Jesuitenprovinzial in Paris Entschädigung, wurden aber von ihm damit zurückgewiesen. Nun wandten sich die Beschädigten mit ihren Klagen an das Pariser Parlament. Auf den Einwand der Jesuiten, daß ihnen ihr Orden Handelsgeschäfte zu treiben verbiete, weßhalb man sich nur an Lavalette, der wider die Statuten gehandelt, persönlich halten solle, verlangte das Parlament die Vorlegung ihrer Statuten. Nach genommener Einsicht erklärte dasselbe, daß der Orden, weil er jedes seiner Mitglieder zu unbedingtem Gehorsam verpflichte, auch für jedes derselben haftbar sey und daher die Schulden Lavalette's zahlen müsse. Der Orden, der sich diese Demüthigung hätte ersparen können, wenn er gleich anfangs gezahlt hätte, bequemte sich jetzt dazu. Obgleich nun das Parlament die Entscheidung über die Gesetzmäßigkeit jener Statuten noch weiter hinausschob, so ließ es doch vorläufig die Schulen der Jesuiten schließen und beraubte sie dadurch ungehört eines ihrer wichtigsten Rechte.

Nun wandten sich die Freunde des Ordens, die er am Hofe hatte, an den König und bewogen denselben, eine Commission von 40 Bischöffen zur Prüfung der Ordensstatuten niederzusetzen. Da sich diese Commission (mit Ausnahme einer einzigen Stimme) für die Beibehaltung des Ordens aussprach und nur ei=

nige Puncte in seinen Statuten mit den Staatsinstitutionen in bessere Uebereinstimmung zu bringen beantragte, bestätigte der König die Aufrechthaltung des Ordens durch ein eigenes Edict. Allein das Parlament, vom Herzog von Choiseul insgeheim bestimmt, wollte dieses Edict nicht einregistriren. Der König, von den Feinden des Ordens bestürmt, und des Streites müde, weil er überhaupt nichts anderes als die ungestörte Befriedigung seiner Genüsse kannte, nahm das Edict wieder zurück.

Der König hatte Duldung versprochen, wenn der Ordensgeneral einen Vicar in Frankreich aufstellen und ihm und den französischen Jesuiten eine von der dortigen Krone abhängige Stellung geben würde. Allein der Ordensgeneral Ricci, eingedenk seiner Pflicht, that dies um keinen Preis, sondern antwortete: Sint ut sunt, aut non sint!

Dadurch ermuthigt, fällte das Parlament das Urtheil der Verwerfung der Ordensconstitution und sprach die Abschaffung des Ordens in Frankreich und die Confiscation seiner Güter aus, worauf die meisten andern Landesparlamente das Gleiche thaten.

Noch aber fehlte die königliche Bestätigung. Da diese Verfolgung des Ordens von Seiten der Parlamente den Jesuiten wieder einige Theilnahme verschaffte, so wurde selbst der König wieder schwankend. Endlich gab er, jedoch nicht aus Ueberzeugung, sondern nur aus Ueberdruß an der Sache, dem Andringen Choiseul's und der Pompadour nach, und erließ im November 1764 das Edict zur Abschaffung des Jesuitenordens in Frankreich, jedoch mit der Milderung, daß er sämmtlichen Ordensgliedern erlaubte, als Privatpersonen, ohne corporative Verbindung, im Lande zu bleiben.

5. Fortsetzung: Tod der Pompadour und des Dauphins. — Erwerbung Corsica's: Baron Neuhof; Paoli. Choiseul's Sturz durch die Dubarry. Unterdrückung der Parlamente. Völlige Zerrüttung der Finanzen. Religiössittliche Auflösung der höhern Stände. Steigendes Elend im Volke. Schauderhafter Tod des Königs. Ludwig XVI und Maria Antoinette.

Noch in demselben Jahre starb die Pompadour an der Auszehrung, ohne vom König im Mindesten beklagt zu werden; am 20. Dezember desselben Jahrs starb der Dauphin, der fast

„alles Gute hatte, was seinem Vater abgieng"; etwas über ein Jahr darauf starb des Dauphin's Gemahlin, eine sächsische Prinzessin; im Juni 1768 starb die Gemahlin des Königs, die schmachvoll von ihm vernachlässigte Lescinska. Obwohl man alle diese Todesfälle dem Herzog von Choiseul zur Last legte, so hielt er sich doch noch im Regiment, worin er jetzt ungehinderter seine staatsmännischen Plane verfolgen zu können hoffte.

Seiner Umsicht verdankte Frankreich um diese Zeit die Erwerbung von **Corsica.** Diese Insel war vom J. 1285 bis 1729 ununterbrochen unter Genua's Herrschaft gestanden. In dem letztgenannten Jahre hatten sich die Corsen, längst des genuesischen Druckes überdrüssig, empört und ihre Freiheit mehrere Jahre hindurch gegen genuesische und österreichische Heere tapfer vertheidigt, ja sich 1736 in dem Baron Theodor von Neuhof, einem Abenteurer aus der Grafschaft Mark, einen König gegeben, der aber, als sich die Genuesen mit Hülfe der Franzosen der Insel bemächtigten, nach Holland entwich, zwar wiederkam, aber nochmals der Uebermacht weichen mußte. Als nachher 1741 die Franzosen die Insel wieder verließen, standen die Corsen sogleich wieder gegen die Genuesen auf und widerstanden ihnen, so wie den mit ihnen verbundenen Engländern, mit großer Tapferkeit, bis es ihnen unter der Führung des tapfern Pascal **Paoli** 1755 gelang, ihre Feinde zu verjagen. Darauf faßte Paoli den Plan, Corsika als einen neuen, unabhängigen Staat in die europäische Staatenfamilie einzuführen. Diesem Plane aber stand Frankreich entgegen, weil es mit Recht besorgte, England möchte sich für seine im siebenjährigen Colonialkriege verlorne Insel Meñorca durch die Besitznahme von Corsica entschädigen wollen. Der französische Hof erbot sich, die Verfassung, die sich Corsica gegeben hatte, zu garantiren, wenn Paoli die Oberhoheit Frankreichs anerkennen wolle. Da dieser nicht darauf eingieng, so ließ sich das französische Kabinet die Insel Corsica von Genua gegen eine Geldentschädigung abtreten, und unversehens landeten im J. 1768 französische Truppen auf der Insel. Doch brachten sie erst im folgenden Jahre die Corsen zur Unterwerfung; Paoli entfloh und Corsica wurde zum Pays d' état d. i. zu einer unter französischer Hoheit stehenden, aber von ihren eigenen Ständen verwalteten Provinz gemacht. (Seitdem versorgen Corsica's Wälder, anstatt des verlornen Canada's, die französische Marine mit Schiffbauholz.)

Eben gieng Choiseul mit zwei großen Planen um: er wollte nämlich einerseits mit Spanien einen neuen Seekrieg gegen England, das gerade mit seinen amerikanischen Colonieen im Streit war, beginnen; anderseits die Unabhängigkeit Polens mit schwedischer

und türkischer Hülfe herstellen. Mitten in diesen kühnen Entwürfen aber erfolgte sein Sturz. Denn einige Zeit nach dem Tode der Pompadour hatte dem sinnlich unersättlichen Könige derselbe Kuppler, der ihm einst die erste Mätresse zugeführt hatte, eine ganz gemeine, längst abgenützte Dirne mit Namen L'Ange, zugewiesen, die seine Sinne so einzunehmen wußte, daß er sie zur Gräfin Dübarry erhob und ihr alle Gewalt über sich einräumte. Choiseul, als Träger eines alten berühmten Namens, den er nicht durch die Erniedrigung unter eine solche Person beschimpfen wollte, begegnete ihr mit unverholenster Verachtung und tadelte den König laut wegen seiner Wahl. Dagegen benützten Choiseul's Collegen im Ministerium — der Kanzler Meaupou, der Abbé Terray und der Herzog von Aiguillon — die Stellung der Dubarry, um sich den ihnen unbequemen Gebieter vom Halse zu schaffen. Ihren Einflüsterungen, durch die sie Choiseul's Verfolgung der Jesuiten, seine Begünstigung der Parlamente und Philosophen und seine neuen obererwähnten Kriegspläne als eben so viele gefährliche Angriffe auf die Krone darstellten, fanden bei dem Könige um so leichteren Eingang, da Choiseul ihn schon früher durch Spottäußerungen über sein unsittliches Leben gereizt hatte. Ehe sich's daher der bis jetzt allmächtige Minister versah, ward er 1770 aller seiner Aemter entsetzt und auf eines seiner Landgüter verwiesen.

An die Spitze der nun emporkommenden anti-österreichischen Partei trat nun der Kanzler Meaupou, der sich als ehemaliger Präsident des Pariser Parlaments durch seine Willfährigkeit gegen den Hof die Unzufriedenheit jener Körperschaft zugezogen hatte und nun seine neue Machtstellung vor Allem dazu benützte, sich an diesen kühnen Regierungsgegnern zu rächen. Bereits hatte Ludwig XV nach einem schweren Conflict mit dem Parlament durch ein lit de justice die Befugnisse desselben beschränkt und namentlich die Verbindung der verschiedenen Landesparlamente untereinder verboten. Zum Trotz stellte das Pariser Parlament die Verwaltung der Rechtspflege ein, beschäftigte sich aber, um der Regierung zu zeigen, daß es in andern Beziehungen noch eine Wirksamkeit äußern könne, mit Maßregeln zur Minderung der das Volk drückenden hohen Kornpreise. Plötzlich erhielt jedes Mit-

glied durch zugesandtes Militär die Weisung, sein Richteramt wieder auszuüben. Da sich aber fast alle Parlamentsglieder deß weigerten, so wurde diese altangesehene, im Volke beliebte erbliche Magistratur unterdrückt und darauf dem ganzen höhern Gerichtswesen eine neue Organisation gegeben, welche am Ende des Jahres 1771 in ganz Frankreich eingeführt und zum Verwundern ihrer Gegner anerkannt wurde.

Arnd kennzeichnet diese, lange Zeit hindurch so wichtige Magistratur so: „Das Parlament war eine monarchische, aristokratische und populäre (demokratische) Körperschaft zugleich, aber so, daß diese Elemente sich keineswegs in ihm durchdrangen und keine vollständige Repräsentation des öffentlichen Lebens darstellten, sondern so, daß nur bald diese, bald die andere jener Tendenzen in ihm hervortrat. Es hatte mehr als irgend eine andere Institution das Streben der Könige nach unumschränkter Gewalt begünstigt und ihnen die Rechte der Nation aufgeopfert; es war, durch die in ihm seit langer Zeit bestehende Erblichkeit der meisten seiner Stellen, vom Volke durch eine tiefe Kluft getrennt, und hatte sich dennoch immer dem Adel entgegengesetzt; — es war aus dem dritten Stand hervorgegangen, aber immer zugleich ein Feind jeder wahrhaft nationalen Macht, wie die der Reichsstände, gewesen. Es war nicht nur ein grausamer und unerbittlicher, sondern zuweilen auch ungerechter Richter gewesen (z. B. in dem Prozeß des Jean Calas.) Es hatte die Protestanten und Jesuiten verfolgt; es war ein Feind der Hierarchie und der modernen Ideen zugleich. Es lag in seiner ganzen Existenz etwas Widersprechendes, Unzusammenhängendes, was zum Theil aus seinem Ursprunge, seiner Zusammensetzung und Stellung erklärt und entschuldigt werden kann, es aber zur politischen Leitung des französischen Lebens im 18. Jahrhundert untauglich machte und von einer Erneuerung desselben ganz ausschließen mußte. Es war in der letzten Zeit eine mehr moralische, als politische Macht geworden. Es hatte seine Ohnmacht lange hinter seinen hergebrachten imponirenden Formen und Ueberlieferungen verborgen, aber im Grunde den Glauben an sich selbst seit dem Krieg der Fronde verloren." (XXII. 2, 2.)

Der oberwähnte Prozeß des Jean Calas endete nämlich mit einem gräulichen Justizmord. Jean Calas war ein allgemein geachteter protestantischer Kaufmann in Toulouse: sein ältester Sohn Marc Antoine hatte sich 1761 in einem Anfall von Melancholie erhängt, und der religiöse Fanatismus der katholischen Einwohnerschaft beschuldigte den Vater, seinen Sohn aus Religionshaß ermordet zu haben, weil er habe zur katholischen Religion übertreten wollen. Auf diese Anklage hin ließ das Parlament die ganze Familie gefangen setzen und verurtheilte den Vater zum Tode. Er wurde den Armen der Seinigen entrissen und hingerichtet, obgleich er stets seine Unschuld betheuerte. Sein

jüngster Sohn wurde verbannt; die Mutter und Magd wurden freigesprochen. Einige Zeit darauf lernte Voltaire die unglückliche Familie kennen und erwarb sich das Verdienst, eine Revision des Prozesses zu veranlassen, in Folge deren die Unschuld des Hingerichteten öffentlich erklärt wurde.

Des beständig controlirenden Parlaments entledigt, schaltete nun das Ministerium auch in seinen Finanzoperationen nach größerem Belieben. Um das durch die ausschweifende Verschwendungssucht des Hofs entstandene jährliche Deficit zu decken, nahm Abbé Terray seine Zuflucht zu alten, im frühern Frankreich oft vorgekommenen Kunstgriffen, z. B. zur Verfolgung der Staatspächter und anderer dem Staate verpflichteter Contrahenten, um von ihnen unter scheinbar-rechtlichen Vorwänden Strafgelder zu erpressen, oder geschlossene Verträge brechen zu können; ferner zur Herabsetzung der Zinsen von Staatsschulden, Streichung von Pensionen 2c. Längst hatte der Haupturheber des über Frankreich hereingebrochenen Elends, der herzlos-selbstsüchtige König, selbst erkannt, wie schlecht es mit dem französischen Staat stehe, und oft geäußert, er „wolle nur sehen, wo das Alles noch hinauswolle!" — während er sich doch in seinem verworfenen Genußleben nicht die geringste Beschränkung auferlegte; vielmehr hatte er mit dem frevelhaft-leichtsinnigen Wort: Après nous le deluge! richtig das Ende bezeichnet, dem der Staat entgegengieng.

Zunächst aber kam für den König das Ende — ein Ende mit Schrecken! Er bekam auf dem altgewohnten Weg verbotener Lust durch Ansteckung die Blattern in einem so schauderhaften Grade, daß er bei lebendigem Leibe verfaulte und, von Allen geflohen, am 10. Mai 1774 starb.

Das aus dem Körper eines jungen Landmädchens (einer Müllerstochter) in ihn übergegangene Blatterngift führte durch eine verkehrte Behandlung der Aerzte bald die äußerste Lebensgefahr herbei, die ihm aber seine Umgebung verhehlte. Die Dubarry und Aiguillon ließen keinen Menschen zu ihm, aus Furcht, er möchte den Beistand der Kirche begehren, deren Diener denselben nur unter der Bedingung, daß die Dubarry entfernt werde, geleistet hätten. Mit der zunehmenden Krankheit wuchs die Ansteckung und schon waren an fünfzig Leute am Hofe davon befallen. In schrecklicher Verlassenheit, von schmerzhaften Geschwüren und Euterbeulen bedeckt, lag der 65jährige königliche Sündenknecht da, und nur drei seiner Töchter, bereits alte

Jungfrauen, die er ehehin oft verspottet hatte, kamen täglich gewissenhaft, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Zuletzt, von einem treuen Diener mit seinem hoffnungslosen Zustande bekannt gemacht, verlangte er selbst die Entfernung der Dubarry (die ohnedieß, als sie keine Rettung sah, auf ihren Rückzug bedacht war), und ließ seinen Beichtvater kommen, dem er seine „Angst vor dem Feuerpfuhl bekannte, der seiner in der Ewigkeit warte." Weil aber der Beichtvater, Abbé Moudon, ihn nur auf eine ernste Reue absolviren wollte, so wurde der Groß-Almosenier, Cardinal Roche-Aymon, geholt, der zum Verdrusse des Beichtvaters im Namen des Kranken eine leichte Sündenbekenntnißformel aussprach und ihm das Sterbesacrament reichte. Lebend sah der König bereits seine Arme und Beine in der Verwesung begriffen, und die schon verfaulten weichern Theile hauchten so pestartigen Geruch aus, daß es fast Niemand bei ihm aushalten konnte. Kaum hatte der König den letzten Athemzug gethan, so eilte die Hofumgebung nach Choissy, um dem Dauphin und der Dauphine, als dem nunmehrigen Inhabern der königlichen Würde, zu huldigen. Nur einige Diener blieben beim Leichnam zurück. Da ihn die Aerzte vor Ekel nicht einbalsamiren mochten, ward er eiligst in einen zinnernen Doppelsarg gelegt und dieser in einer Jagdkutsche von einer Anzahl Berittener, begleitet, in der Nacht „über Stock und Stein" nach St. Denys gefahren, wo er in der Königsgruft beigesetzt wurde.

Als der zwanzigjährige Dauphin, Ludwigs XV Enkel, zu Choissy die Nachricht von des Königs Tod erhielt, erschrack er und fiel mit seiner jungen Gemahin Maria Antoinette, der Tochter der Kaiserin Maria Theresia, auf die Kniee mit dem Ausruf: „Hilf uns, o Gott, wir sind zu jung zum Regieren!" — Doch „auch ein reiferes Alter würde ihnen unter der damaligen Strömung des Geistes und bei der damaligen Verschiebung politischer Einsicht nicht viel geholfen haben." Denn sein Großvater hatte ihm Frankreich in beispielloser Zerrüttung hinterlassen —: die höheren Stände in religiös-sittlicher Auflösung; das gemeine Volk in Elend und Unwissenheit und doch dabei im erwachenden Gefühl seiner Vernachlässigung voll Erbitterung gegen Höherstehende; der Thron daher bei der Masse in Verachtung; die Gesetze, weil von seinen Wächtern selbst mit Füßen getreten, ohne Ansehen; die Productionskraft des Landes, weil seit so lange her vergeudet, auf völliger Abnahme; der Handel in gänzlichem Verfall, — der ganze Staat trotz und unter der Formhülle gesteigerter geistiger Bildung und

weitverbreiteter Aufklärung mit einem hypokratischen Gesicht, an dem auch der geschickteste Arzt mit seiner Kunst verzweifelt wäre.

Bevor wir aber in die Auflösungsgeschichte des altbourbonischen Staats eingehen können, fahren wir in der Rundschau der übrigen Staaten fort, an deren Gutem und Schlimmem die neuen Ideen des Geistes der Welt ihre corrosive Kraft zu versuchen geschäftig waren.

6. Die italienischen Staaten: Neapel und Sicilien und das neuerungsgeneigte Regiment Karl's III. Ferdinands Minderjährigkeit unter Tanucci's Leitung. Vertreibung der Jesuiten. Clemens XIII: Opposition des bourbonischen Hofs in Parma und anderer italienischen Staaten; Maria Theresia's zurückhaltende Stellung gegen den Papst. Die Reformen Clemens XIV. Aufhebung des Jesuitenordens in allen Landen der Welt Tod Clemens XIV. — Oesterreichischer Einfluß in Neapel, Tanucci's Entlassung.

Die kirchlichen und politischen Vorgänge in Spanien erstreckten ihren Einfluß auch auf diejenigen Staaten, deren Herrscher mit der spanischen Dynastie blutsverwandt waren, also zunächst auf Neapel und Parma.

In **Neapel** oder dem Königreich beider Sicilien, das Karl III durch den Wiener Frieden von 1735 dem österreichischen Hause entwunden hatte, waren durch diesen Fürsten und seinen freisinnigen Minister Tanucci bereits gleichfalls der zu Neuerungen im Staatswesen geneigte Geist der Zeit, doch in gemäßigter Weise, zur Geltung gekommen. Als sodann Karl auf den spanischen Thron berufen wurde, überließ er den Thron von Neapel seinem dritten, erst achtjährigen Sohne Ferdinand und stellte diesen unter Tanucci's Leitung, so daß der Geist der Regierung sich gleich blieb und dabei vom spanischen Kabinet aus seinen Impuls bekam.

Als daher in Spanien die Jesuiten vertrieben wurden, geschah das Gleiche in Neapel und Sicilien: sie wurden dort in der Nacht v. 20. Nov. 1761 plötzlich aus ihren Collegien gerissen und über die Gränze gebracht.

Auf dem Stuhl Petri saß damals noch der schon erwähnte Papst Clemens XIII, ein Mann zwar von reinen Absichten und

frommer Gesinnung, aber von strengst hierarchischer Richtung, der die von seinem Vorgänger Benedict XIV an die Weltmächte gemachten Zugeständnisse tief beklagte und fest entschlossen war, keine neuen zu machen, vielmehr die Allgewalt und den ehemaligen Glanz Rom's wo möglich wieder herzustellen. Dazu schien ihm der Jesuitenorden nothwendig, und daher suchte er die von allen Seiten auf die Jesuiten gemachten Angriffe abzuwehren. Wie wenig ihm das ungeachtet aller seiner Vorstellungen, Beschwörungen und Bitten bei den Höfen von Portugal, Frankreich, Spanien und Neapel glückte, haben wir gesehen.

Als nun auch der kleine bourbonische Hof in Parma keine päpstlichen Bullen mehr ohne die landesherrliche Bestätigung anerkennen wollte, und die Verleihung kirchlicher Pfründen an Nichteingeborne verbot, bedrohte Clemens den Herzog von Parma mit dem Bann. Als Antwort darauf zog der französische Hof Avignon, der neapolitanische gleichzeitig die päpstlichen Lehensfürstenthümer Benevent und Pontecorvo ein. Auch die andern italienischen Staaten, wie Genua, Mailand, Venedig nahmen gegen den Papst Partei. Nur von Oesterreich hoffte der Papst noch Hülfe; allein Maria Theresia erklärte ausweichend, da dieß eine Staats-, nicht eine Religionsangelegenheit sey, so fühle sie sich nicht berufen, sich darein zu mischen. Nun entsank dem bedrängten Papste der letzte Rest von Muth, und als eines Tages die Gesandten aller bourbonischen Höfe einstimmig von ihm die Aufhebung des gesammten Jesuitenordens verlangten, so brach ihm das Herz und er starb unter Convulsionen.

Die große Macht der drei drohenden Höfe bestimmte das Conclave zur Wahl eines milder gesinnten Papstes und am 19. Mai 1769 bestieg der ursprünglich dem Franziscanerorden angehörige Cardinal Francisco Lorenzo Ganganelli als **Clemens** XIV den päpstlichen Stuhl.

Er stand an Geist, Bildung und Adel der Gesinnung allen geistlichen Würdenträgern seiner Zeit voran. Sein tieferer Sinn hatte ihn frühe in das Innere der Theologie geführt, in der er sich an den augustinisch-thomistischen Lehrbegriff hielt. „Wie er von Aristoteles sich bald zu Plato wandte, der seine Seele mehr befriedigte, so gieng er von den Scholastikern zu den Kirchenvätern, von

diesen zu der h. Schrift fort, die er mit der Inbrunst eines von der Offenbarung des Wortes überzeugten Gemüthes faßte, an deren Hand er sich dann mit jener stillen und reinen Mystik durchdrang, die in allen Dingen Gott sieht und sich dem Dienste des Nächsten widmet. Seine Religion war nicht Eifer, Verfolgung, Herrschsucht, Polemik, sondern Friede, Demuth und inneres Verständniß." — (Also L. Ranke über Clemens XVI in s. Gesch. d. Päpste.)

Gleich am Tage seiner Stuhlbesteigung versprach er einen Nuntius nach Portugal zu senden und hob die Bannbedrohung gegen Parma auf; er mäßigte die Abgaben an die Curie, beschränkte die Einkünfte des hohen Klerus, gestattete in den bourbonischen Landen die Aufhebung vieler ihm selbst unnütz scheinenden Klöster, an denen besonders Portugal und Spanien eine Unzahl hatten, schaffte die Verkündigung der Bulle In coena Domini ab und ließ durch eine Commission von Cardinälen die Sache der Jesuiten untersuchen. Obwohl er anfangs gedacht hatte, den Orden durch eine neue Organisation erhalten zu können, so überzeugte er sich doch nach langer Abwägung der innern und äußern Gründe, (von welchen letztern allerdings der Andrang der gedachten Mächte nicht der schwächste war,) von der Unmöglichkeit seiner Erhaltung und erließ am 21. Jul. 1773 die Bulle Dominus ac Redemtor noster, durch welche die Aufhebung des Ordens in allen Landen der Welt ausgesprochen wurde.

Die Hauptstelle dieser Bulle lautet: „Angehaucht von dem göttlichen Geiste, wie wir vertrauen; getrieben durch die Pflicht, die Eintracht der Kirche zurückzuführen; überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr leisten kann, zu dem sie gestiftet worden, und von noch andern Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserm Gemüthe verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Aemter, Häuser und Institute." — So wurde denn der Orden, welcher im Grunde zur Bekämpfung des Akatholicismus, insbesondere des Protestantismus, gegründet worden war, seiner Wirksamkeit entkleidet, — einer Wirksamkeit, die allerdings, seit die Akatholiken in der Politik das Uebergewicht hatten, keinen Erfolg mehr zu versprechen schien: „es war ein Kriegsinstitut, das für den Frieden nicht mehr paßte."

Die Wirkung dieser Aufhebung war in katholischen Landen eine tief gehende. Da das Papstthum dadurch der fernern Hülfe des Ordens, der doch „den strengsten Begriff der Oberaufsicht des römischen Stuhls verfochten" hatte, geradezu entsagte, so erschien dies

als ein Beweis, daß es selber diesen strengen Begriff aufgab und der bisherigen katholischen Opposition eine Berechtigung einräumte. Diese Opposition war sich auch ihres Sieges bewußt: daß sie ihn aber mit Maaß benützen würde, konnte man das von dem in ihr vorherrschenden Geist der Verneinung erwarten?

Der Ordensgeneral Ricci starb während der Untersuchung als Gefangener in der Engelsburg, nachdem er zuvor eidlich versichert hatte, daß die Gesellschaft keinen Anlaß zur Unterdrückung gegeben habe. — Alle katholischen Fürsten nahmen die Aufhebungsbulle begierig an; von den Akatholiken verboten Rußland und Preußen ihre Bekanntmachuug und Vollziehung: Katharina II, weil sie in ihren polnischen Landestheilen die Jesuiten für den Schulunterricht für unentbehrlich hielt, — Friedrich II, weil er sich bei der Mehrheit seiner mit seinen Grundsätzen übereinstimmenden Unterthanen vor den Jesuiten nicht fürchtete; erst drei Jahre darnach gab er die Auflösung derselben als Corporation zu, erlaubte ihnen aber, den Unterricht im k. Schulinstut zu Breslau fortzusetzen. Erst später wurden in Preußen ihre Güter veräußert, aber aus dem Erlös ein noch heute bestehender Schulfond gebildet. — In den übrigen Staaten wurden die Güter der Jesuiten als herrenloses Gut eingezogen.

Nicht lange nach diesem verhängnißvollen Act päpstlicher Selbstbestimmung wurde Clemens von einer schrecklichen Unterleibskrankheit befallen, an der er, 69 Jahre alt, am 22. Sept. 1774 starb. Seinen Tod schrieben Jesuiten und Jesuitenfreunde einem Gottesgerichte, die Feinde derselben dagegen den Wirkungen eines langsam schleichenden Giftes zu, das ihm die Rachsucht bereitet habe, obwohl das Gutachten der Aerzte diesen Verdacht nicht bestätigte.

Alle Urtheile und historischen Darstellungen, welche seitdem über den Pontificat Clemens' XIV aus der Feder von Gliedern und Anhängern dieses Ordens erschienen sind, werden in dem mit päpstlicher Genehmigung herausgegebenen Werke des Präfect-Coadjutors des geheimen Archivs des heiligen Stuhls, Professors D. Theiner, das den Titel: „Geschichte des Pontificats Clemens' XIV nach unedirten Staatsschriften aus dem geheimen Archive des Vaticans" führt, als durch Täuschungen und Entstellungen getrübt bezeichnet. Dem widersprachen allerdings die Führer der Gegenpartei.

In Neapel aber währte Tanucci's gemäßigtes Reformregiment noch bis zu der Zeit, da der junge König Ferdinand, welcher — ob absichtlich oder nicht, ist ungewiß — in der größten Unwissenheit auferzogen worden war, in seinem 18. Jahre mit Maria Caroline, einer Tochter Maria Theresia's, vermählt wurde.

Denn von diesem Zeitpunct an trat der spanische Einfluß auf Neapel hinter den österreichischen zurück, weil nach dem Ehevertrage die Königin von dem Tage an, da sie dem Reich einen Erben gab (1777), Sitz und Stimme im Staatsrath bekam. Tanucci wurde entlassen und das Staatsruder anfangs dem Marquis Sambuca, nachher einem Engländer, Namens Acton, anvertraut, um durch ihn das Seewesen emporzubringen. Dieser Mann nahm sogleich eine höchst schroffe Stellung gegen Spanien und Frankreich und regierte ganz im Geiste der neuerungssüchtigen, den Vortheil über das Recht setzenden Staatskunst, und so kam es, daß er, zumal es ihm an Geist und Ruhe mangelte, die Regierung der Königin beim ganzen Volke verhaßt machte.

7. Fortsetzung: Toscana. Mailand. Modena. Piemont. Genua. Venedig's Verfall und Erhaltung durch die Eifersucht der Großmächte.

Von den übrigen italienischen Staaten ist in dieser Periode wenig Bedeutendes zu berichten. Toscana war als österreichischer Secundogeniturstaat nach dem Tode des Kaiser Franz an den zweiten Sohn des Kaisers Leopold gekommen und folgte österreichischen Geschicken. — Das Herzogthum Mailand mit Mantua war ebenfalls von Oesterreich abhängig. — Modena wurde vom Hause Este regiert. — Das Königreich Sardinien mit Piemont gehörte dem Hause Savoyen und stand während der unehrenhaften Regierung Karl Emanuel's, der im polnischen Krieg und im österreichischen Erbfolgekriege seine Waffen stets dem Meistbietenden geliehen hatte, in geringem Ansehen, obgleich (wie schon erwähnt) sein Gebiet im Aachener Frieden eine Vergrößerung mit den ehemaligen mailändischen Provinzen Tortona und Novara gewonnen hatte.

Die Republik Genua war im österreichischen Erbfolgekriege von den Oesterreichern eingenommen worden (1748), hatte sich aber durch einen großen Volksaufstand wieder befreit, mußte aber meist französischen Impulsen folgen, wie die oberwähnte Abtretung Corsica's beweist.

Die Republik **Venedig** war so herabgekommen, daß sie während der im österreichischen Erbfolgekrieg um Parma und Toscana sich bewegenden Kämpfe, ungeachtet ihres passiven Verhaltens, sich doch zum Tummelplatz der streitenden Parteien hergeben mußte und nach dem Frieden ihr Gebiet enger als je eingeschlossen sah. Die Neutralität, welche Venedig auch in dem darauffolgenden großen europäischen Kriege beobachtete, war nichts als eine Folge seiner politischen Unbedeutenheit, die so groß war, daß sich die entarteten Nachkommen der ehemaligen Eroberer Konstantinopels zu einem Tribut an die Barbareskenstaaten verstanden, um ihren von denselben gefährdeten Schiffen Ruhe zu verschaffen. Daß Venedig als Staat überhaupt noch existirte, hatte es hauptsächlich der gegenseitigen Eifersucht der großen Mächte zu danken. — Wie nachher auch in diesen Staat die Gewalt der neuen reformirenden Zeitideen eindrang, um den Geschicken der Republik eine andere Gestalt zu geben, wird sich weiter unten zeigen.

---

3. Kapitel.

Die österreichische Monarchie unter Joseph II und Rußlands Wachsthum unter Katharina II.

1. Das Ende Maria Theresia's. Joseph II Alleinherr. Mißtrauen Friedrichs des Großen gegen ihn. Joseph's Versuch, Bayern gegen die Niederlande einzutauschen. Einspruch Friedrich's. Seine Stiftung des deutschen Fürstenbundes: politischer Grundgedanke desselben. Letzte Tage und Ende Friedrich's des Großen.

Wir kehren zu der letzten Regierungsperiode Friedrichs des Großen und Josephs II zurück, bevor wir über England und seine ost- und westindischen Colonieen den Uebergang zu einer neuen Zeitepoche machen.

Nach dem kurzen bayrischen Erbfolgekriege war in Deutschland wieder Ruhe eingetreten. Noch einmal schien sich, und zwar bei der bevorstehenden Erledigung des Kurfürstenthums Köln und des Bisthums Münster, zwischen Friedrich II und Maria Theresia ein Zerwürfniß bilden zu wollen, indem beide einen andern Coadjutor aufstellten, und der österreichischer Seits vorgeschlagene jüngste Sohn Maria Theresia's, Erzherzog Maximilian, zum Coadjutor und künftigen Nachfolger des damaligen alten Kurfürsten erwählt wurde. Allein Friedrich ließ die Wahl unangetastet. Nicht lange darauf gieng die Kaiserin, die schon lange her an der Brustwassersucht litt, ihrem Ende entgegen, das sie, keinen Augenblick verlassen von ihrem schmerzlich ergriffenen Sohn Joseph, mit christlicher Heiterkeit und klarbewußten Sinnen erwartete, und allgemeine Klage erhob sich in der Hauptstadt, wie im Lande, als die edle Frau am 29. Nov. 1780 starb.

Sie war von Gestalt groß und von ebenmäßigem Gliederbau und in frühern Jahren von sehr großer Schönheit des Angesichts, welche jedoch durch die Blattern, die sie in ihrem 49. Lebensjahre bekam, ziemlich gelitten hatte. Von da an bekam es auch ihre Kammerfrau, die vorher in Bezug auf das Ankleiden und Frisiren ihrer Herrin keinen leichten Dienst gehabt hatte, merklich besser. — Ihren Gatten hatte Maria Theresia treu geliebt, obwohl sie ihm die nicht ganz gehaltene Treue mehrmal verzeihen mußte. Jährlich am Sterbetage desselben, besuchte sie sein Grab, und als ihr bei zugenommener Corpulenz das Hinabsteigen in die Gruft anfieng schwer zu werden, ließ sie sich durch eine Maschine hinab- und hinaufwinden, und als einst während des Hinaufziehens das Seil riß, nahm sie dieß als ein Zeichen naher Wiedervereinigung und rief: „Er will mich nicht mehr von sich lassen!" Es war auch ihr letzter Besuch. — Vermöge ihres sanguinisch-cholerischen Temperaments war sie leicht aufgebracht, aber auch leicht besänftigt, und wenn sie Jemanden Unrecht gethan zu haben glaubte, so entschädigte sie ihn im Uebermaaß; wie denn überhaupt ihre Wohlthätigkeit keine Gränzen kannte. Als Mutter war sie das Muster von Sorgfalt; als Regentin thätig und gerechtigkeitsliebend und stets auf die Ehre Gottes und ihres Hauses, sowie auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht, — unter allen Selbstherrscherinnen, welche die Geschichte kannte, eine der besten.

Als Friedrich II ihren Tod erfuhr, schrieb er an einen seiner Minister: „Maria Theresia ist gestorben: eine neue Ordnung der Dinge beginnt!" indem er dachte, Joseph würde nun eine herausfordernde, weit nach Außen um sich greifende Stellung einnehmen

wollen. Dieser aber richtete seine Hauptsorge auf das Innere seiner Staaten und mehrere Jahre vergiengen ohne einen Conflict zwischen Preußen und Oesterreich. Stets aber hatte Friedrich ein waches Auge auf Joseph's auswärtige Politik, der er wegen der freundlichen Verbindung desselben mit Frankreich, wo Joseph's Schwester Marie Antoinette den Thron mit Ludwig XVI theilte, und mit Rußland, wo Katharina sich mehr zu Oesterreich neigte, nicht traute. Auch blieb die Rechtfertigung dieses Mißtrauens nicht aus. Im J. 1785 suchte Joseph den Kurfürsten Karl Theodor abermals zu bethören, dadurch, daß er ihm zumuthete, dem Hause Oesterreich das Herzogthum Bayern nebst der Oberpfalz, den Fürstenthümern Neuburg und Sulzbach und der Landgrafschaft Leuchtenberg zu überlassen, und dafür die österreichischen Niederlande (mit Ausnahme von Luxemburg und Namur) unter dem Titel eines Königreichs Burgund einzutauschen und sich zur Ausgleichung der Differenz mit drei Millionen Gulden zu begnügen. Unbegreiflicher Weise waren Frankreich und Rußland damit einverstanden, obwohl auf platter Hand lag, daß dieser Tausch Oesterreichs Macht bedeutend stärken mußte, zumal die Niederlande für dasselbe ein sehr unsicherer Besitz geworden waren und kaum die Hälfte an Umfang und Einkommen betrugen.

Während das verlangte bayrische Territorium 784 Q.-M. mit 1,300,000 Einwohnern betrug und mehr als 6 Mill. Gulden Einkünfte gewährte, betrug das österreichische Angebot nur 340 Q.-M. mit 1,200,000 E. und nur 3 Mill. Einkünfte. Ueberdieß wollte der Kaiser alles Heer und Geschütz aus den niederländischen Garnisonen und Festungen herausziehen und bedang sich noch außerdem das Recht aus, in den Haupthandelsstädten nach Belieben Geld aufzunehmen.

Der schwache Karl Theodor hätte sich auch dazu hergegeben, wenn der muthmaßliche Erbe desselben, der Herzog Karl von Zweibrücken und sein Bruder Maximilian Joseph der peremtorischen Aufforderung des russischen Gesandten Romanzow zur Zustimmung gefolgt wären und nicht den König von Preußen davon unterrichtet hätten, der sogleich bei der Kaiserin von Rußland Einspruch that und sie aufmerksam machte, daß dadurch ihr Werk, der Teschener Friede, beeinträchtigt werde. Katharina erklärte hierauf, daß sie nie im Sinne gehabt hätte, den Tausch zu erzwin-

gen, und ließ auf Friedrich's Beweis, daß kein Reichsfürst, auch nicht freiwillig, zu solchen Veräußerungen von Reichstheilen die Hand bieten dürfe, die Sache fallen. Auch Frankreich zog nun seine Beiwirkung zum Tausche zurück.

Damit aber ähnlichen Eingriffen des Reichsoberhaupts in den Bestand der deutschen Reichsverhältnisse vorgebeugt werde, nahm Friedrich den von ihm schon früher gefaßten Gedanken zur Stiftung eines deutschen Fürstenbundes auf. Nachdem er vor Allen Sachsen und Hannover dafür gewonnen hatte, wurde dieser Bund am 23. Juli 1785 von den drei Kurhäusern zu dem Zweck geschlossen, „daß die Reichskreise in ihrem Bestande nicht verletzt und alle Reichsstände bei ihren Ländern und Gerechtsamen, ihren Haus- Familien- und Erbverträgen unbeschwert bleiben möchten." Ihm traten sodann auch die Herzoge von Braunschweig, Sachsen-Gotha, Weimar, Mecklenburg, Zweibrücken, die Markgrafen von Baden und Ansbach-Baireuth, der Landgraf von Hessen-Cassel, die drei Fürsten von Anhalt, der Fürstbischoff von Osnabrück und zuletzt auch der Kurfürst von Mainz bei.

Der kaiserliche Hof erhob zwar Widerspruch und wollte Preußens Absichten verdächtigen; allein Friedrich verscheuchte in einer einfachen öffentlichen Darstellung der Sachlage alle etwaigen zweifelhaften Bedenken über die Rechtlichkeit und Verfassungsmäßigkeit dieses Schrittes. Seitdem zog sich Joseph noch mehr von den Angelegenheiten des Reichs zurück, dessen schwerfällige Formen sich gegen seine subjectiven Reformabsichten nach allen Seiten hin so spröde erwiesen.

Es ist übrigens klar, daß dieser Fürstenbund nichts weniger als ein Versuch zu einer nationalen Einigung war. Er sollte wohl einen Schutz der sog. deutschen Freiheit abgeben, unter der jedoch Friedrich nur die Selbständigkeit der Reichsfürsten und eine gegenseitige Garantie der kleinen Staaten gegen Oesterreichs Vergrößerungsplane verstand. Der politische Grundgedanke derselben war kein nationaler. Die Hoffnung des Geschichtschreibers Johannes v. Müller, der ihn anfangs als eine neue Aera des deutschen Reichs begrüßt hatte, konnte sich nicht erfüllen, da der Bund zugleich den Status quo der alten gebrechlichen Reichsverfassung aufrecht erhalten sollte, den Friedrich der Große doch selbst oft genug verspottet hatte. Genau genommen

stellten die Motive dieses Bundes (in der Denkschrift des Ministers Hertzberg) den auswärtigen Mächten die Macht, welche Deutschland durch eine nationale Einheit bekommen würde, als eine Schreckscheuche hin, während man sich doch die Mitwirkung eben dieser auswärtigen Mächte erbat, damit diese Einheit nicht zu Stande komme!

Es war dieser Fürstenbund das letzte bedeutende Regierungswerk Friedrichs des Großen. Er stund bereits hoch im Alter und obgleich die Kräfte seines Geistes noch merkwürdig frisch waren, so war doch sein Körper durch fehlerhafte Diät geschwächt.

Er behielt im Uebrigen bis in sein Alter die gleiche geregelte Lebensweise bei, die oben (K. 7, 10.) beschrieben wurde; auch war er sich in pünctlicher und beharrlicher Ausübung seiner Regentenpfichten stets gleich geblieben. Selbst die Heeresmusterungen hielt er bis in das vorletzte Jahr seines Lebens mit der gewohnten Pünctlichkeit. Auch in seinem Aeußern und in seiner Umgebung beobachtete er fortwährend die größte Einfachheit, die sogar mehr als billig das Maaß überschritt, ja in einen gewissen philosophischen „Cynismus“ übergieng, indem er z. B. seinen Anzug so sehr vernachläßigte, daß er in abgeschabtem Rock und unordentlich herunterhängenden, schlechtgeputzten Stiefeln, und mit einem von Schnupftabak entstellten Gesichte einen nicht eben königlichen Anblick bot, obwohl seine feurigblitzenden Augen stets den scharfblickenden Geist bezeugten. — In seinen Mußestunden erheiterte er sich noch fort mit poetischen und prosaischen Hervorbringungen und durch den schriftlichen Umgang mit Männern seiner Geistesrichtung. Selbst mit Voltaire, der ihn doch so sehr gekränkt hatte (K. 7, 10), knüpfte er das alte Verhältniß wieder an, und erhielt es — da jener in seiner Eitelkeit über des Königs Wiederannäherung froh war, — bis an dessen Ende. Denn als Schriftsteller stand Voltaire ihm stets gleich hoch: „Ich habe, schrieb er ihm 1777, in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke hatten vorher eine zu unanständige Wohnung!“ Auch in Scherzen ergieng er sich gegen ihn noch gern. So schrieb er ihm einmal: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen. Diese nach lauter Neuem haschende Nation, gewährt mir beständig neue Auftritte: bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Beichtscheine, jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle drei Monate neue Minister, kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dieß Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht.“ — Friedrich selbst war ein fruchtbarer Schriftsteller, so daß seine hinterlassenen Werke eine sehr umfangreiche Sammlung ausmachen, aus der besonders die Geschichte seines öffentlichen Lebens (bis zum Jahr 1779) hervorzuheben ist. (Die authentische Ausgabe der Werke Friedrichs ist von Pertz besorgt.)

Von den Männern, die mit ihm im Umgang oder in seiner besondern Achtung standen, waren in der letzten Zeit seines Lebens die meisten abgetreten: d'Argens war 1771 gestorben; General Fouqué starb 1774, Voltaire und Marschall 1773, d'Alembert 1783, und im Januar 1786 gieng ihm der 87jährige Ziethen ins Grab voran. (Als dieser greise fromme Held einst an der königlichen Tafel eingeschlummert war und seine Tischnachbarn ihn wecken wollten, sagte Friedrich: „Laßt ihn schlafen, er hat oft für uns gewacht!")

Der alte König, von der Gattin getrennt lebend, ohne Kinder, selbst mit seinen Brüdern nur wenig umgehend, fühlte sich immer mehr vereinsamt und freudlos. Selbst seine geliebte Flöte blieb liegen, da ihm die Finger den gewandten Dienst versagten. Auch klagte er über Abnahme des sonst so glänzenden Gedächtnisses, wurde mürrisch und mißtrauisch und konnte es nicht leiden, wenn er bemerkte, man glaube, er sei nicht mehr der Alte. Dem positiven Christenthum blieb er zwar fortwährend fremd; doch die christliche Moral vertheidigte er gegen den groben Materialismus, ja er beklagte gegen das Ende seines Lebens den tiefen Verfall der Sitten, der durch den Unglauben im Volke eingerissen war, und äußerte gegen seinen Großkanzler Carmer: „er wolle seinen kleinen Finger drum geben, wenn er das Land so hinterlassen könnte, wie er es von seinem frommen Vater bekommen habe." — Er hätte es im Alter noch höher bringen können, wenn er seinen Trieb nach stark gewürzten, fetten und unverdaulichen Speisen weniger nachgegeben und sich wenigstens in seinen dadurch entstandenen Krankheiten besser gehalten hätte.

Er bekam zuletzt die Wassersucht in so starkem Grade, daß er den größten Theil der Nächte, in fürchterlichen Schmerzen und schlaflos auf seinem Stuhl „in vorwärtsgebückter Stellung" zubringen mußte. Deßungeachtet ließ er sich noch Kabinetssachen vortragen und schrieb Briefe, bis ihn im Beiseyn seines Leibarztes und einiger Diener am 17. Aug. Morgens 2¼ Uhr der Tod abrief. Obgleich dieses Ereigniß von Jedermann längst erwartet wurde, so war doch sein Volk, ja ganz Deutschland und Europa von der Nachricht seines Hintritts, als von etwas für kaum möglich Gehaltenem, betroffen: denn mit ihm schied ein mächtiger Geist, der sein ganzes Zeitalter mit seinem ruhmvollen Namen erfüllt hatte.

„Mit Stolz und Begeisterung (bemerkt A. Geisler in s. Geschichte der neuern Zeit) — schwelgt das preußische Volk in der Erinnerung an diesen großen Genius, von dem der Glaube geht, er schwebe als Schutzgeist über seinen Staaten und wende sich zürnend ab, wenn die Duldung, die Freiheit der Wissenschaft und die Ehre der Nation beeinträchtigt würden. Wie die Alten ihre Helden unter die Götter versetzten, so hat man auch Friedrich's Namen in einem Stern-

bilde verewigt: eine unvergängliche Flammenschrift, welche in Finsterniß und Unglück dem Lande die Gewähr bietet, daß der alte Fritz noch lebt, der seinem Volke ein großes Vermächtniß hinterließ: das Bewußtseyn politischer Selbständigkeit und Siegesgewißheit gegen jeglichen Feind." — Ueber jenen Gewährsmann indeß lebt doch noch ein höherer und mächtigerer, auf den der alte Ziethen vertraute, als er sagte: „Ich halte mich an den alten Alliirten da Oben, der streitet für uns und läßt uns nicht sinken!" Und an den sich in allen Lagen zu halten, wird das preußische, ja gesammte deutsche Volk wohl thun! Wo dies noch von den Deutschen geschah, sind sie nicht zu Schanden geworden.

2. Joseph II, die Hoffnung der Freunde der neuen Zeitideen. Seine frühern Reisen und Studien. Beginn seiner Staatsreformen. Aufhebung der Leibeigenschaft. Judenemancipation; Anwendung des Mercantilsystems; Umbildung des Gerichtswesens; Preßfreiheit etc. Ungünstiger Einfluß auf die Wissenschaft und Kunst; Toleranzedict; Aufhebung der Klöster. Pius' VI vergebliche Reise nach Wien.

Der rege Geist, auf den nun in Deutschland die Freunde der neuen Zeitideen vorzugsweise ihre Hoffnungen richteten, war Kaiser Joseph II, welcher seit dem Tode seiner Mutter die ganze Kraft seines Willens und Vermögens auf die Verbesserung der innern Zustände seiner Monarchie richtete. Was er auf seinen Reisen durch Frankreich, Holland und Italien kennen gelernt und seinen aus den Werken der französischen Physiokraten, Encyclopädisten und anderer Philosophen und Staatskünstler geschöpften Grundsätzen förderlich gefunden hatte, suchte er nun, als er selbstherrschend geworden war, in's Leben zu setzen. Das that er aber — vielleicht getrieben von einem dunkeln Gefühl einer ihm nur kurz zugemessenen Lebenszeit — ohne allmählige Uebergänge, ohne vorsichtige Anknüpfung an Gegebenes, ohne Rücksicht auf zu Recht Bestehendes mit so großer Uebereilung und Hast, daß der größte Theil des Glücks, das er seinen Völkern zudachte, in das Gegentheil umschlug und der gehoffte Dank in Undank sich verkehrte.

Die oben erwähnten Reisen hatte er noch bei Lebzeiten seiner Mutter gemacht. Er pflegte unter dem Namen eines Grafen Falkenstein zu reisen und hatte nur eine kleine Dienerschaft bei sich. Ueberall verbat er sich die Empfangsfeierlichkeiten und suchte nur solche Orte und Gelegenheiten auf, wo er sich belehren konnte, wie er denn auch einst eine Einladung zu einem Balle mit den

Worten ausschlug: „Ich bin nicht gekommen, um zu tanzen, sondern um zu lernen. Außer den wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen besah er sich vorzüglich die Wohlthätigkeitsanstalten und durchwandelte sogar die mit Kranken und Sterbenden angefüllten Stuben des Hotel Dieu zu Paris. Auf seine Anregung traten daher auch in seinen Staaten Wohlthätigkeitsanstalten aller Art in's Leben.

Die erste Sorge seiner Alleinregierung war auf die Herstellung eines bessern Beamtenstandes gerichtet, und um allen seinen Unterthanen den freien Genuß der Menschenrechte und freie Bewegung in Anwendung ihrer Kräfte zu verschaffen, hob er die schon von seiner Mutter gemilderte Leibeigenschaft gänzlich auf, stellte den Zunftzwang ab und machte den Juden offene Bahn zum Handel und Gewerbe, zur Bildung und Staatsanstellung.

Um gute Beamte zu bekommen, führte er Conduitenlisten ein und erließ ein merkwürdiges Beamtenregulativ voll gutgemeinter, aber größtentheils idealistischer Vorschriften, wie z. B., daß jeder Beamte in seinem Fache sich alle Hauptentschließungen des Kaisers zu eigen machen müsse; daß jeder einen eigenen Trieb haben und nicht nach Stunden und Seiten arbeiten solle; daß er, weil das Gute nur Eins sey, zwischen Nation, Religion und Stand keinen Unterschied machen dürfe; daß jeder den andern freundschaftlich behandeln und alle ohne Rücksicht auf höhern und niedern Rang von einander lernen sollten u. s. w. — In Bezug auf Geschäfte und Geschäftsstellen befolgte er das System der Centralisation.

In Bezug auf das Handels- wie auf das Steuerwesen huldigte er ganz den Grundsätzen der französisch-encyclopädistischen Weisheit seiner Zeit, ohne davon die dem Staate, wie den Unterthanen zugedachten Vortheile zu ärnten.

Er errichtete in vielen orientalischen Gebieten Consulate; knüpfte von den Niederlanden aus Handelsverbindungen mit Ostindien, gründete Handelsniederlassungen in China, erschwerte die Einfuhr fremder Producte, überwachte den Schleichhandel auf das strengste, und hob das inländische Fabrikwesen. Er führte die Besteuerung des Grundes und Bodens nach den Verhältnissen des Ertrags ein und ließ zu diesem Zweck binnen fünf Jahren mit großen Kosten das Land vermessen. Weil aber dabei auf die übereilteste und ungeschickteste Weise verfahren und nach diesem Resultate die neue Grundsteuer eingeführt wurde, so entstand unter den Güterbesitzern eine große Klage: denn die meisten waren höher besteuert, als zuvor.

Bei der neuen Einrichtung des Gerichtswesens wurde die Todesstrafe abgeschafft, aber an ihre Stelle Anschmiedung

in ewigem Gefängniß oder das Schiffziehen &c. eingeführt. Dabei erlaubte er sich oft, die Criminalurtheile der Gerichtshöfe zu verschärfen und dadurch die Heiligkeit der Gerichtspflege anzugreifen.

Unter die geschärften Strafen gehörte auch die Straßensäuberung der Hauptstadt. Da konnte man neben Verbrechern des gemeinsten Standes angesehene Civil- und Militärbeamte, Barone und Grafen, welche ähnliche Verbrechen begangen hatten, mit geschornen Haaren in der Sträflingsjacke die Straßen kehren oder am Schandpfahle stehen sehen. Die Gleichheit vor dem Gesetz mißverstehend, übersah er bei Abwägung der Strafen die in der Bildung liegende Ungleichheit der zu Bestrafenden.

Er hob zwar die Censur auf, aber die eingeführte Preßfreiheit war von der Art, daß Büchern ganz entgegengesetzter Richtungen der Weg versperrt, namentlich wissenschaftlichen Bestrebungen ein großer Zwang angethan wurde, während die frechsten Kritiken in Zeitblättern eine Freiheit genoßen, die gerade dem Kaiser und seinen Reformen selbst den größten Schaden brachte, zumal auch der Nachdruck (aus dem merkwürdigen Grunde, damit Geld im Lande bleibe!) erlaubt war. So kam es, daß persönliche Angriffe auf Tugend, Ehre und guten Namen, Hohn und Spott gegen alles Heilige zwei Drittheile von den Werken füllten, die in Oesterreich gedruckt wurden. Daher konnte auch die Wissenschaft, wenn er auch für sie Lehrer aus Deutschland berief, keine wahren Fortschritte machen, am wenigsten die historische Forschung, von welcher der Kaiser kein Freund war, da ihm die Nationalität der Völker etwas Unwesentliches, überhaupt die Vergangenheit, so wie sie hinter dem 16. Jahrhundert lag, für ihn gar nicht vorhanden war, ja von ihm für eine Barbarei angesehen wurde! Seine Fürsorge für die Kunst, erstreckte sich nur auf das Theater; ja unter ihm und durch seine verkehrten Anordnungen sind zahllose wissenschaftliche und artistische Schätze (z. B. das rudolfinische Kunstkabinet, dessen Localität in eine Caserne umgewandelt wurde) unwiderbringlich verloren gegangen.

So wie bei der materiellen Richtung der Zeit, die den Reichthum und Gewinn zu ihrem Götzen machte, schon weder Wissenschaft, noch Kunst gedeihen konnten, so sah sich besonders die Kirche

durch die josephinischen Verordnungen in noch größerem Gedränge. Ueberzeugt von der Schädlichkeit des Gewissenszwangs erweiterte Joseph schon im Jahr 1781 durch ein Toleranzedict die Rechte der Lutheraner, Reformirten und nicht unirten Griechen, indem er ihnen das Recht der freien Religionsübung, der Erbauung von Bethäusern (doch ohne Thurm und Glocken), der Eidesablegung nach ihren eigenen kirchlichen Grundsätzen, der Erwerbung liegender Güter und bürgerlichen Rechte, so wie der Anstellung in allen Aemtern zusprach. Das war gut; nur erlitt das Edict in manchen Fällen eine widersprechende Anwendung.

Anfangs fand es, wenigstens in Ungarn, bei den Katholiken keinen offenen Widerspruch. Als aber die dortigen, lange unterdrückt gewesenen Protestanten diese Freiheit zu Angriffen gegen die katholische Kirche und zum Proselytenmachen benützten, so entstunden Klagen, so daß der Kaiser festsetzte, jeder Katholik müsse sich vor seinem Uebertritt zum Protestantismus einem sechswöchentlichen Unterricht im katholischen Glauben unterwerfen und nach seinem Uebertritt dem katholischen Pfarrer die herkömmlichen Gebühren zu zahlen fortfahren. Als sich eine Deisten-Secte in Böhmen aufthat, wurde sie mit Gewaltmitteln (z. B. durch Stockschläge, Confiscation, Uebersiedlung in das Bannat) unterdrückt. Katholiken, welche erklärten, sich den josephinischen Anordnungen nicht fügen zu können, zwang er zur Auswanderung, weil er dem Gewissen keinen Zwang anthun wolle!

Sodann erfolgte die Aufhebung derjenigen Klöster, deren Beschäftigung nur in Beschaulichkeit, nicht in nützlicher Thätigkeit bestand, so daß sich nun 46000 Klosterfrauen und Klosterbrüder in einer ihnen fremden Welt mit geringem Gehalt fortbringen mußten. Die Klostereinkünfte wurden dem Religions- und Studienfond zugewiesen. Diese und noch viele andere Eingriffe in die kirchlichen Rechte und päpstlichen Befugnisse machten natürlich unerhörtes Aufsehen, verletzten viele katholische Interessen und erregten die höchste Besorgniß des Kirchenoberhaupts.

Nach der Aufhebung von 700 Klöstern bestunden in österreichischen Landen noch 1400, deren Verbindung mit auswärtigen Ordensobern oder Congregationen verboten wurde. Andere dergleichen Verordnungen waren: Keine päpstliche Bulle durfte ohne das landesherrliche Placet verkündigt werden; die jungen Theologen durften nicht mehr in das Collegium romanum zu Rom oder zu Padua eintreten. Die bischöflichen Seminarien wurden aufgehoben, und kaiserliche nach anderen Grundsätzen eingerichtet. Alle Geldsendungen nach Rom wurden unter-

sagt; größere Pfarreien in kleinere getheilt; der Ersparniß wegen sollten Beerdigungen nicht mehr in Särgen, sondern in Säcken geschehen!! Die Verleihung geistlicher Pfründen in der Lombardei behielt der Kaiser sich vor. Die päpstlichen Nuntien sollten hinfort nur als politische Gesandte betrachtet und behandelt werden. Er stellte die Wallfahrten ab, führte deutsche Kirchenlieder im Gottesdienste ein, erlaubte die Uebersetzung der heiligen Schrift in der Landessprache u. s. w.

Da keine Vorstellungen und Bitten des Papstes um Zurücknahme dieser Verordnungen Gehör fanden, so beschloß Papst Pius VI (der Nachfolger Clemens XIV) im Vertrauen auf den Zauber seiner Würde und seiner einnehmenden Persönlichkeit nach Wien zu reisen, um den Kaiser umzustimmen. Doch Pius richtete durch alle seine Beredtsamkeit nichts aus und kehrte nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in der Kaiserstadt — gewissermaßen gedemüthigt — wieder nach Rom zurück und mußte froh seyn, daß es nicht zu einer gänzlichen Losreißung von Rom kam.

Mehrere Cardinäle hatten ihm die Reise widerrathen, die er unternahm, nachdem er durch ein Breve die Bulle Ubi papa, ibi Roma aufgehoben hatte. Die Reise glich übrigens einem Triumphzug und ganz Wien war in Bewegung, um des apostolischen Segens theilhaftig zu werden, welchen der Papst täglich von einem Balcon der Hofburg aus den Tausenden ertheilte, die von Nah und Fern herbeizogen. Als ihm der Kaiser seine Großen vorstellte, küßten ihm alle die Hand, nur der Minister Kaunitz schüttelte sie bloß. Die Feierlichkeiten der Osterzeit gaben dem Papste Gelegenheit, sich in seiner ganzen hohenpriesterlichen Würde zu zeigen, so daß seine Anwesenheit wenigstens die Wirkung hatte, daß das katholische Gefühl der Menge wieder neu belebt wurde. Kaiser Joseph überhäufte den Papst zwar mit vielen Ehrenbezeugungen, ließ sich aber mit ihm nur ein einziges Mal auf ein Gespräch über kirchliche Angelegenheiten, nicht aber auf Verhandlungen ein. Als der Papst Wien verließ, begleitete ihn der Kaiser bis Mariabronn, wo sie in der Klosterkirche zusammen beteten. Kaum war der Papst abgereist, so ließ der Kaiser dieses Kloster aufheben. Da nun ein gereizter Briefwechsel eintrat, erschien der Kaiser plötzlich in Rom und theilte dem spanischen Geschäftsträger mit, daß er im Sinne habe, die katholische Kirche der österreichischen Monarchie von dem päpstlichen Stuhle abzutrennen und des Papstes Oberherrlichkeit in Kirchensachen nicht mehr anzuerkennen. Die gründlichen Vorstellungen dieses Mannes — er hieß Ritter Aranda —, daß ein solcher Schritt den apostolischen Primat zerstören und den Fanatismus der katholischen Völker aufregen würde, bewogen doch den Kaiser den Gedanken an einen Bruch

aufzugeben und sich überhaupt gegen den Papst von nun an mit weit mehr Rücksicht zu benehmen und ihm doch Manches von dem einzuräumen, was er ihm in Wien verweigert hatte.

3. Fortsetzung: Joseph II. Mißstimmung in allen Ständen. Verletzung der Verfassung in Ungarn; der Straßenkampf. Aufruhr in Siebenbürgen. Unkluge Behandlung der Niederlande. (Zusammenstoß mit Holland.) Vernichtung der Ständeprivilegien und Volksfreiheiten. Steuerverweigerung.

Bei diesen Ueberstürzungen in der Umformung des ganzen innern Staatsorganismus, die keine Rechte, Sitten, Gebräuche und selbst keine Gewissensüberzeugungen beachtet, erzeugte sich in allen Ständen und Provinzen die tiefste Mißstimmung, und da Joseph auch in das Innere der Nationalitäten mit der größten Rücksichtslosigkeit einschnitt, mußte er inne werden, daß er eine Gränze überschritten habe, die einzuhalten ihm die einfachste Klugheit hätte rathen sollen. An Ungarn und Siebenbürgen, besonders aber an den Niederlanden scheiterte seine absolutistische Staatsweisheit völlig.

Die Ungarn hatten gehofft, der Kaiser werde bei ihnen seine Krönung und einen Landtag halten, und hätte er dieß gethan, so würde er gewiß, besonders wenn er seiner Mutter schonende Weise beobachtet hätte, manche heilsame Reformen daselbst auf gesetzliche Weise durchgeführt haben. So aber unterließ er nicht nur die Krönung, sondern ließ auch zum Schmerze der Ungarn die Krone des h. Stephan, diesen Gegenstand 800jähriger Verehrung für die Magyaren, nach Wien in die Schatzkammer bringen. Dem Ständewesen und den Landtagen abgeneigt, vernichtete er, durch Eintheilung Ungarns in zehn Kreise und durch das Gebot des amtlichen Gebrauchs der deutschen Sprache, die ungarische Verfassung. Alle Protestationen und Gegenvorstellungen des Adels halfen nichts. Deßungeachtet enthielten sie sich ihrerseits jeder Gewaltthätigkeit und blieben zehn Jahre hindurch in den gesetzlichen Schranken. Aber desto fester hielten sie an ihrer Sprache, die von da an wieder zum Leben erwachte, während sie, wie oben

erwähnt, unter Maria Theresia in den höhern Ständen großentheils angefangen hatte, sich zu verlieren.

In Siebenbürgen aber entzündeten ein paar Walachen durch falsche Vorstellungen die unwissende Menge zu einem gräulichen Aufruhr gegen die adeligen Gutsbesitzer, wobei viele Schlösser und Dörfer zerstört und viele Edelleute getödtet wurden. Der Aufstand mußte durch das Militär gedämpft werden und verursachte dem Kaiser, der seine guten Absichten so verkannt sah, vielen Schmerz.

Des Kaisers Mißkennung der eigenthümlichen Verhältnisse der Niederlande und sein rücksichtsloses Verfahren in diesem für Oesterreich von jeher schwierig zu behandelnden Lande führte dort zu noch grelleren Mißhelligkeiten, selbst zu einem Zusammenstoß mit dem Auslande. Zuerst erzwang er die Aufhebung des zwischen den österreichischen Niederlanden und den Holländern bestehenden Barièretractats. Es hatten nämlich in den Gränzfestungen, welche Holland und die Niederlande gegen Frankreich schützen sollten, die Oesterreicher und die Holländer gleiches Besatzungsrecht. Als Joseph zur Alleinregierung gelangte, ließ er, im allzugroßen Vertrauen auf sein gutes Verhältniß zu Frankreich, die Holländer bedeuten, sie sollten ihre Truppen aus den Festungen ziehen, weil er sie schleifen lassen wolle. Vergebens entgegneten die Holländer, diese Festungen dienten zum Schutze ihrer Republik: er ließ sie schleifen, ohne zu ahnen, daß nach seinem Tode auch Oesterreich diese Festungen (Frankreich gegenüber) schwer vermissen würde!

Das den Holländern früherhin von den Spaniern eingeräumte Recht der Scheldesperre, welches ihnen Joseph streitig machte, so wie die zwischen Holland und den österreichischen Niederlanden noch schwebende Gränzberechtigung führte zu einem weiteren Conflict mit der Republik. Als der Kaiser die Schelde befahren ließ und die Holländer auf seine Schiffe schossen, rüsteten sich beide Mächte zu einem Krieg, den jedoch Frankreich's Vermittlung abwendete, indem es die Holländer dahin brachte, den Kaiser für die Scheldefreiheit mit 5 Mill. zu entschädigen, dazu dann Frankreich noch 4½ Mill. legte, um der kaiserlichen Forderung zu genügen, und sich selbst die größern Kosten eines Kriegs zu ersparen,

in den es mit hineingezogen worden wäre. Außerdem mußten die Holländer noch einige Gränzdistricte abtreten, einige Festungen einräumen und die Oberaufsicht des Kaisers über die innere Schelde von Antwerpen an bis zur Spitze des Ländchens Saftingen anerkennen.

Der Umstand, daß der Kaiser die Scheldeöffnung nicht ganz durchsetzte und sich durch Geld abfinden ließ, erkältete die anfängliche Zuneigung der Niederländer zu ihm, indem sie glaubien, er habe „den Vortheil der Niederlande aus Geldgier verkauft." Als sie vollends erfuhren, daß er die Niederlande für Bayern umtauschen wollte (denn dieses oben erzählte Tauschproject fiel in diese Zeit), so steigerte sich ihre Abneigung gegen ihn. Seine tiefeingreifenden Aenderungen im Kirchenwesen erregten die Unzufriedenheit der Geistlichkeit und das Murren des Volks; als dann vollends seine gewaltsam umstürzenden Verordnungen im Verwaltungswesen durch Centralisation, neue Provinzeneintheilung, Umwandlung des Gerichtswesens, alle Freiheiten und Privilegien der Stände und des Volkes vernichteten und der Kaiser ungeachtet seiner guten Absichten als „der größte Absolutist seines Jahrhunderts" bewies, daß er „fremde Rechte nur achtete, wenn sie mit seinen Ansichten nicht im Widerspruche standen", so bereitete sich durch die Steuerverweigerung in Brabant ein Aufstand vor. Einige Nachgiebigkeit des Statthalters steifte dann die Opposition, und Militärentfaltung und Blutvergießen mehrten den Geist des Widerstandes, der sich in verschiedenen Städten Brabants offen regte. Unterhandlungen halfen nichts; geheime Clubbs zur Wahrung der Volksrechte bedeckten das Land, und es fehlte nur noch die gelegentliche Veranlassung zum allgemeinen Losbruch.

4. Joseph II im Bündniß mit Rußland gegen die Türkei. Rußland unter der Autokratie Katharina's II. Neue Gouvernementseintheilung. Städteordnung. Verbesserung des Looses der Kronbauern. Sorge für Hebung der Bildung. Toleranz. Abschaffung der Kronmonopole. Gründung von Odessa. Katharina's Encyclopädistenweisheit. Potemkin.

Während sich so in den Niederlanden ein Aufstand zur Abwehr der Doppelgriffe des österreichischen Adlers vorbereitete, war

Joseph durch seine freundschaftliche Verbindung mit Rußland's Beherrscherin im Begriff, einen Türkenkrieg zu beginnen. Vor der Angabe seines Verlauf's ist es jedoch nöthig, auf Katharina's Regierung überhaupt und insbesondere auf ihr Verhältniß zur Türkei zurückzukommen, das wir bis zum Frieden von Kainardsché betrachtet haben (K. 1, 2.).

Zunächst nun wollen wir uns jene Herrscherin selbst, die ihrem großen Reiche einen so mächtigen Aufschwung gab, in ihrem innern Walten vergegenwärtigen.

Katharina II beherrschte ein Reich, dessen Größe und Zusammensetzung dem jedesmaligen Autokraten die Verwaltung und Beaufsichtigung seiner Länder sehr erschwerte. Um daher diesem Staate eine besser gegliederte und leichter zu übersehende Einrichtung zu geben, ließ Katharina eine neue Eintheilung der vorher so ungleichen Gouvernements vornehmen. Jede der neuen Statthalterschaften umfaßte ungefähr 400000 Einwohner, und hatte eine Hauptstadt, in welcher der Statthalter die Verwaltung hatte, während die Justiz besonderen Behörden zugewiesen war, die nach dem Grundsatz, daß Jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden solle, in Obergerichtshöfe für den Adel, und in Untergerichtshöfe für den freien und halbfreien Bauernstand zerfielen.

Außer diesen Gerichten bestand in jedem Gouvernement noch 1. ein Gewissensgericht, das Streitigkeiten in Güte zu schlichten versuchte und über Vergehungen der Unmündigen und Geisteskranken zu urtheilen, so wie der Bedrückten und Gefangenen sich anzunehmen hatte; 2. eine Behörde, welcher die allgemeine Fürsorge für alle Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten anvertraut war.

Da jedes Gouvernement in Kreise getheilt war, davon jeder wieder eine Kreishauptstadt hatte, so mehrte sich dadurch die Zahl der Städte (davon sie 200 anlegte), und dadurch bildete sich ein vermehrter Bürgerstand, an dem es noch sehr gefehlt hatte. Um die Städte zu heben und ein wahres Bürgerthum zu gründen, gab Katharina eine neue Städteordnung und ertheilte den Städten mehr Freiheiten und Rechte. Auch stellte sie gewisse Bedingungen fest, unter denen der Kronbauer in den Bürgerstand, und der Bürger in den Adelstand gelangen konnte. Dem bestehenden Adel

jedoch bestätigte sie in einem kaiserlichen Freibrief seine bisherigen Vorrechte.

Unter die Vorrechte des russischen Adels gehört die Personal- und Grundsteuerfreiheit, die Freiheit unbeschränkter Vermögensverwaltung, das Recht von seinen Leibeigenen Abgaben und Dienste zu fordern, die Freiheit von der frühern Verpflichtung, dem Staate eine gewisse Reihe von Jahren zu dienen, die Freiheit von Leibesstrafen, das schon oben berührte Recht, nur von seines Gleichen gerichtet zu werden.

Um den Stand der freien Leute zu heben und zu mehren, ertheilte sie allen in öffentlichen (geistlichen und weltlichen) Erziehungshäusern unterhaltenen Kindern bei deren Austritt die persönliche Freiheit, und zog viele neue Ansiedler in das Land. Um das Gefühl der persönlichen Freiheit zu erhöhen, verbot sie in einem eigenen Ukas, das Wort Sclave zu gebrauchen; und um der Freiheit durch Bildung ihren höheren Werth zu verleihen, sorgte sie in allen Gouvernements für Schulen und Bildungsanstalten aller Art und bemühte sich, durch Förderung der Wissenschaft und Kunst die Russen auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben.

Um die russische Sprache zu vervollkommnen, beauftragte sie die Akademie der Wissenschaften mit der Ausarbeitung eines Wörterbuchs; ließ durch eine eigene Uebersetzungscommission ausländische Literaturerzeugnisse in's Russische übersetzen, und übersetzte selbst mehrere französische Werke (z. B. den Belisar von Marmontel); ja sie verfertigte selbst Bühnenstücke, in denen sie auf die Sitten und den Character ihres Volks zu wirken suchte und sogar ihre politischen Absichten durchmerken ließ. So z. B. deutete sie in einem ihrer Schauspiele, das den Titel Oleg führt, die Eroberung des türkischen Reichs als Ziel ihrer auswärtigen Politik an. Eben so machte sie selbst den Anfang zu einem vergleichenden Sprachwörterbuch. Um die Akademie der Wissenschaften gemeinnütziger zu machen, sandte sie viele Mitglieder derselben in die Provinzen auf naturhistorische, archäologische, nationalökonomische &c. Untersuchungen aus.

In kirchlicher Beziehung befolgte sie aus nationalem Bedürfniß, als Beherrscherin so vieler, auch in der Religion verschiedener Völker, den Grundsatz der Duldung, wiewohl sie selbst der griechischen Confession aus Politik mit Eifer zugethan war und es an Kirchenbauten und Kirchenausstattungen nicht fehlen ließ. Sie schützte die Jesuiten wegen des Schulunterrichts in ihren katholischen Landestheilen, ließ für ihre muhammedanischen Unterthanen

den Koran in den kaiserlichen Druckereien besorgen und stellte die Verfolgung der Secte der Roskolniken ein.

Merkwürdig ist, daß es ihr ohne Widerstand gelang, den großen Grundbesitz der russischen Geistlichkeit unter die Verwaltung einer kaiserlichen Oekonomiebehörde zu bringen, die den Geistlichen einen bestimmten Gehalt auszahlt und den Ueberrest des Einkommens auf wohlthätige Anstalten verwendet.

Um den Handel zu heben, schaffte sie die noch übrigen, von Peter dem Großen noch belassenen Kronmonopole vollends ab, gab den Handel mit inländischen Erzeugnissen gegen gewisse Abgaben frei; ließ ein Seerecht und eine Schiffsordnung aufstellen, schloß Handelstractate, legte Straßen und Kanäle an, ließ Werfte für Kauffartheischiffe bauen, gab der Stadt Archangel gleiche Rechte mit Petersburg und gründete Odessa, dem jetzt zu einem Welthandelsplatz wenig mehr fehlt.

Alle diese Bestrebungen, durch welche Rußland rasch auf die Höhe der Cultur geführt werden sollte, waren wohlgemeint, wenn auch viele der auf das Ziel innerer Bildung gerichteten Mittel der naturgemäßen Entwicklung ihres Volkes vorgriffen und daher zum Theil deren Gang störten. Denn ein großer Theil der Ideen, aus denen die Werke dieser Herrscherin hervorgiengen, ruhten auf dem Grund der französischen Encyclopädistenweisheit. Denn auch Katharina huldigte, als Kind ihrer Zeit, der Philosophie und Moral, die von jenem Herde der Aufklärung ausgieng: sie stand gleichfalls mit Voltaire im Briefwechsel, sie gab dem Diderot eine Pension, sie ermunterte den d'Alembert zur Fortsetzung seiner Encyclopädie und schätzte vorzugsweise den Glanz französischer Bildung und Sitte.

Indeß hat ihr Privatleben eine Seite, die den Ruhm ihres öffentlichen Lebens verdunkelt. Denn wie sie schon als Großfürstin im Umgang mit Männern von Geist und körperlicher Schönheit über die weibliche Schranke gieng, so setzte sie auch als Monarchin Convenienz und Sitte bei Seite, um ihrer Neigung zu leben. So häufig sie aber mit ihren Günstlingen wechselte, so wenig konnte einer sich rühmen, die stolze Kaiserin zu beherrschen, die in Allem mit männlichem Geist selbst zu regieren gewohnt

war. Nur der schlaue Potemkin verstand sie lange zu fesseln, weil er ungeachtet seiner Rohheit die Gabe hatte, sich Andern, die ihn verdrängen wollten, zur rechten Zeit „furchtbar" zu machen.

Gregor Alexandrowitsch Potemkin, geb. 1736 aus einer polnischen Adelsfamilie, studierte anfangs Theologie, trat aber dann zur Garde und führte ein wildes Leben, wobei er ein Auge einbüßte. Bei Peter's III Entthronung zog er durch seine Wohlgestalt die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich und erhielt eine Ehrenstufe nach der andern. Als der damalige Günstling derselben, Graf Orlow, sein Bestreben entdeckte, die Gunst der Herrin zu erlangen, schickte er ihn zum Heer, das damals gegen die Türken stand. Auszeichnung im Kriegsdienst war aber für jetzt nicht seine Leidenschaft; vielmehr trachtete er nach der Günstlingsstelle bei der Kaiserin, um seine Ehrsucht und Geldgier desto leichter zu befriedigen. Als daher Orlow sich wegen frechen Benehmens die Ungnade der Kaiserin zuzog, ließ sich Potemkin mit einer Siegesbotschaft nach Petersburg abordnen, um wieder in die Nähe der Kaiserin zu kommen, mußte aber vier Jahre warten, bis ein Anderer, von Orlow eingeschobener, ihm Platz machte. Schon hatte er sich in ein Kloster zurückgezogen, als ihn die Kaiserin holen ließ und zum Günstling erhob. Von nun an war er der Kaiserin unentbehrlich: sie trug öffentlich sein Bildniß auf der Brust, häufte alle Ehrenstellen auf ihn, übergab ihm das Kriegswesen, ja zuletzt die ganze Staatsverwaltung nach Innen und Außen, so daß alle Potentaten Europa's den allmächtigen Minister und Günstling der Kaiserin mit den Zeichen ihrer Huld überhäuften, Kaiser Joseph ihn zum deutschen Reichsfürsten machte, und Friedrich II sich erbot, ihm zur Würde eines Herzogs von Kurland zu verhelfen. Außer einem Ministergehalt von 100000 Rubeln besaß er die Einkünfte von vielen andern Aemtern und unermeßlichen Gütern, und durfte überdieß über alle Staatseinkünfte verfügen. Alle Untergebene mit Verachtung behandelnd und sich den seltsamsten Launen übersättigter Sinnlichkeit überlassend, gieng er in seinem Uebermuth so weit, daß er selbst der Kaiserin zu erkennen gab, er sei eigentlich der Herr im Lande, und nur die Klugheit, mit der er ihr freiwillig andere Günstlinge zur vorübergehenden Unterhaltung zuführte, erhielt ihn 16 Jahre lang auf der Höhe seiner Macht.

5. Besetzung der Krimm durch die Russen. Reise Katharina's II durch die Südprovinzen. Joseph II Zusammenkunft mit ihr in der Krimm. Zweiter russisch-österreichischer Türkenkrieg. Verfehlter österreichischer Feldzugsplan. Rückkehr Joseph's. Hauptverlauf dieses Kriegs. Der Friede von Jassy.

Potemkin nun war es, der die Kaiserin in dem Plane bestärkte, die Türken aus Europa zu verjagen. Zu dem

Ende betrieb er die Verbindung mit Österreich und bewirkte die Erbauung der Städte Katharinoslaw, Mariapol und Cherson, über welcher letztern Stadt Thore die Inschrift gesetzt wurde: „Hier geht der Weg nach Byzanz."

Obgleich noch im Jahre 1779 zwischen der Pforte und Rußland die Unabhängigkeit der Krimm aufs Neue festgesetzt worden war, so brachte doch Potemkin durch Bestechung den dortigen Chan zu der Erklärung, daß er sich dem russischen Scepter unterwerfen wolle, und als sich in der Halbinsel deßhalb ein Aufstand erhob, setzten sich die Russen mit Gewalt in der Krimm fest. Die Türken, von England und Frankreich verlassen und von Oesterreich auf Rußlands Betrieb mit Krieg bedroht, gaben den Russen nach, schloßen einen Handelsvertrag uud traten in der Uebereinkunft vom Jahre 1784 die Krimm (unter dem wiederhergestellten alten Namen Taurien) sammt der Insel Taman und der Provinz Kuban, somit den Schlüssel zur ottomanischen Pforte, an Rußland ab.

Potemkin, als Gouverneur der südlichen Reichsprovinzen. suchte hierauf, durch Zernichtung aller dortigen Einrichtungen und durch Versetzung der Tartaren in andere Districte, der Halbinsel die russische Form aufzuprägen, verschwendete aber den größten Theil der Summen, die er zum Anbau dieses Landes empfangen hatte. Als daher seine Feinde am Hofe der Kaiserin (namentlich deren neuer Liebling Yermolow) darzuthun suchten, daß seine Verwaltung das Heer, den Handel und den Staatshaushalt zerrütte und die Südprovinzen ruinire, so beredete er die Kaiserin zu einer Vergnügungsreise dahin, auf der er ihr dann durch Täuschungen aller Art den Glauben beizubringen wußte, daß Alles in jenen Landen auf das beste und glänzendste stehe.

Bei dieser Reise der Kaiserin, die sie, umgeben von einem glänzenden Hofstaat und begleitet von fremden Gesandten im J. 1787 antrat, wurde alle Pracht des Orients aufgeboten, um sie zu befriedigen. Festlichkeiten und Huldigungen aller Art „verkürzten den langen Weg" von Petersburg bis Kiew. Von Kiew an, wo eine kleine Flotte von 50 Schiffen die Herrscherin und ihr Gefolge aufnahm, gieng der glänzende Zug durch die öden Steppen des Südens, denen aber Potemkin durch weither aufgebotenes Volk in Feierkleidern, durch allwärts her zusammengetriebenes Vieh (das immer heimlich in der Nacht von einem Ort zum andern geschafft wurde, um andern Tags das getäuschte Auge der Kaiserin wieder

zu ergötzen), und durch Aufstellung gemalter Bretterwände, die in der Ferne das Ansehen von Dörfern boten, den Schein bevölkerter, fruchtbarer und wohlbebauter Gegenden zu geben wußte, — so daß ihm die Czarin in ihrem Entzücken den Beinamen der Taurier gab und durch ein kaiserliches Schreiben seinen Ruhm im ganzen Reiche verkündigen ließ.

Eben auf dieser Reise war es, auf der Joseph II, wie früherhin zu Mohilew, nun zu Cherson mit der Kaiserin zusammenkam und (als Graf von Falkenberg) sie durch die Krimm begleitete, so daß die ganze Christen- und Türkenwelt daraus schloß, es sey dabei der Plan zum Sturz des Halbmonds zu Stande gekommen. Um ihren Feinden zuvorzukommen, erklärte die Pforte, getrieben von einer kriegerischen Partei im Divan und aufgemuntert durch England, Preußen und Schweden, welche eine Erweiterung der russischen Macht nicht dulden wollten, dem russischen Hofe den Krieg.

Nach einer feierlichen Aufforderung Katharina's an alle christlichen Mächte, ihre Gebete und Streitkräfte gegen den Erbfeind der Christenheit zu vereinigen, begann der zweite russisch-österreichische Türkenkrieg (1788—1792).

Während ein russisches Heer unter Romanzow bis an den Dniester vorrückte und ein zweites unter Repnin sich zwischen dem Dnjepr und Dniester langsam sammelte (weil es an Mitteln fehlte), Potemkin aber von der Krimm aus Anstalten machte, Oczakow zu erobern, und die russische Flotte im schwarzen Meer unter dem Prinzen Nassau auslief, die Ostseeflotte aber angewiesen wurde, sich mit einer in Triest sich sammelnden griechischen Flotte zu vereinigen —: rückte die ganze österreichische Truppenmacht von 200,000 M. in fünf Heeressäulen in das türkische Gebiet ein, von denen das Hauptcorps vom Kaiser Joseph selbst befehligt wurde.

Allein der österreichische Feldzugsplan war falsch angelegt: die allzuvertheilte österreichische Armee bildete einen zu großen, weiten Bogen, der leicht durchbrochen werden konnte. In ungeduldiger Hast rückte Joseph gleich vor Belgrad, stand aber von einer Belagerung ab und zog in das Banat, wohin die Türken gedrungen waren. Dort gerieth er durch eine räthselhafte Fügung mit einer Abtheilung seines Heeres in einer finstern Nacht gegen eine andere Abtheilung seines Heeres ins Feuer und mußte froh seyn, daß die Türken aus

diesem Vorfall keinen Vortheil zogen. Dem tapfern Prinzen Liechtenstein mißlang der Angriff auf Dubitza, das jedoch später Loudon erstürmte, während Prinz Koburg Chotym eroberte und einen Theil der Moldau besetzte.

Als jedoch die Russen durch einen Einfall der Schweden unter Gustav III (K. 1, 5.) abgehalten wurden, mit größerer Macht in der Türkei aufzutreten, so hatten auch die Anstrengungen der Oesterreicher nicht den gehofften Erfolg. Unmuthig und krank kehrte Joseph, während eines auf drei Monate geschlossenen Waffenstillstands im Dez. 1788 nach Wien zurück, indeß seine Heere im türkischen Kriege fortkämpften, bis sein Nachfolger die Theilnahme daran aufgab. Ungeachtet dann Rußland, besonders nach der Beilegung des schwedischen Kriegs, verschiedene Vortheile erfocht, so sah es sich doch durch die drohende Haltung der meisten europäischen Mächte genöthigt, 1792 den Frieden zu Jassy einzugehen, durch den es das Gebiet von Oczakow bis an den Dniester, der fortan die Gränze wurde, erwarb und dagegen auf die Moldau und Wallachei verzichtete.

Die Hauptereignisse dieses Krieges nach Ablauf des vorerwähnten Waffenstillstandes sind folgende: Potemkin eroberte endlich die Gränzfestung Oczakow und richtete dabei unter den verzweifelt sich vertheidigenden Türken ein entsetzliches Blutbad an. Für diese Eroberung überhäufte ihn die Kaiserin bei seiner Anwesenheit in Petersburg mit den ausgesuchtesten und kostspieligsten Ehrenbezeugungen und Geschenken, indem sie ihm z. B. am Osterfest in der Kirche mit lautem Dank den höchsten Orden verlieh, einen kostbaren Palast (den Palast von Taurien genannt) schenkte, und 6 Mill. Rubeln auszahlen ließ. — Im Feldzug 1789 schlug Suwarow die Türken zuerst bei Fokschani und dann am Rimnik, und eroberte dort ein Lager und hier sogar drei Lager. Loudon eroberte Belgrad und Potemkin die Festungen Galacz, Akjerman und Bender. — Dagegen drang der Großwessir Jussuf über die Donau und in Siebenbürgen ein. Schon bedrohte er des Kaisers Erbstaaten, als der Sultan Abdul Hamid starb und sein Nachfolger Selim III das türkische Heer über die Donau zurückrief.

Im folgenden Jahre (1790) traten zwar die Oesterreicher vom Kriegsschauplatz ab und Rußland mußte den Krieg allein fortführen. Aber da es der Kaiserin gelungen war, mit Schweden Frieden zu machen, so konnte sie nun ihre ganze Macht gegen die Türken wenden: so daß im Feldzug von 1790 Suwarow die Festung Ismail eroberte und Potemkin den

den ganzen Kuban bewältigte. — Weil jedoch England's Flotte und Preußens Heer sich gegen Rußland in Bewegung setzten, und Polen, von Preußen aufgestiftet, Miene machte, sich dem russischen Einfluß zu entziehen, Rußlands Kräfte aber bedeutend erschöpft waren, gewann in Katharina die Neigung zum Frieden die Oberhand. Potemkin, der sich gern als Fürst der Moldau und Walachei gesehen hätte, war zwar nicht damit einverstanden und eilte wieder nach Petersburg, um dort dem Einflusse Platon-Subow's, eines neuen Lieblings der Kaiserin, entgegen zu arbeiten. Allein er konnte, ungeachtet einer künstlich angelegten zärtlichen Scene, in welcher Potemkin der Kaiserin knieend für ihre Wohlthaten dankte, und sie, zu Thränen gerührt, ihn umarmte, ihren Entschluß nicht ändern, auf dem sie auch dann blieb, als ein russisches Heer abermals über die Donau drang und einen Sieg bei Maczin erfocht. Denn alle Nord- und Westmächte drangen auf Frieden, und da Katharina sich in Polen weiter zu entschädigen gedachte, so schloß sie am 9. Jan. 1792 den erwähnten billigen Frieden von Jassy, zu welchem sich die noch mehr erschöpfte Türkei gern herbeiließ. — Potemkin aber erlebte den Frieden nicht. Unwillig über den Gang der Verhandlungen, drohte er sie zu stören. Als er eben nach Nicolajew reis'te, ward ihm unterwegs plötzlich unwohl; er wurde aus dem Wagen gehoben und unter einen Baum gelegt, wo er in den Armen seiner Nichte starb (Oct. 1791). Das nachgelassene Vermögen dieses über alle Maaßen ehrgeizigen und geldgierigen Günstlings betrug 44 Mill. Thaler.

6. Aufstand der Niederlande. Vertreibung der Oesterreicher aus Belgien und Unabhängigkeitserklärung. Joseph's zu späte Zurücknahme fast aller seiner Neuerungen in den Niederlanden und in Ungarn. Sein gebrochener Muth und sein Tod. Leopold II. Verständigung mit Preußen. Friede mit der Pforte bei Sistowa. Beilegung der niederländischen Unruhen. Befriedigung Ungarns. Leopold's Krönung. Der Palatinus. Leopold's Tod.

Als Kaiser Joseph von seinen Anstrengungen im Türkenkriege geschwächt und in seinen Hoffnungen auf Kriegsruhm getäuscht in seine Staaten zurückgekehrt war, trafen ihn von den Niederlanden her noch unangenehmere Nachrichten. Dort war es unterdeß zu massenhaften Auswanderungen gekommen, welche durch die strengen Maaßregeln des kaiserlichen Militärcommandanten Alton noch zunahmen. Ein Advocat und ein Canonicus, aus den Säckeln der reichen Städte und Abteien unterstützt, betrieben die Anwerbung eines Heers von 10000 Ausgewanderten, und ein Manifest der drei

flandrischen Stände erklärte den Kaiser seiner Herzogswürde verlustig und die Niederlande für unabhängig.

Die Zurücknahme verschiedener josephinischer Verordnungen half nichts; die Soldaten der ausrückenden Truppen giengen großentheils zum Heer der sog. Patrioten über; bald schloßen sich auch die andern Provinzen (mit Ausnahme von Luxemburg, das allein dem Hause Oesterreich treu blieb) der Unabhängigkeitserklärung an, vertrieben die Oesterreicher aus Belgien, und setzten am 11. Jan. 1790 zu Brüssel einen allgemeinen Regierungscongreß ein. — Auf die Nachricht, daß der Generalcommandant Alton sich aus Brüssel habe flüchten müssen, sagte Joseph: „die Räumung Brüssels ist mein Tod: ich sterbe, ich müßte von Holz seyn!"

So mußte Kaiser Joseph zu seinem tiefsten Schmerze alle seine Ideale zerrinnen sehen! Mit blutendem Herzen widerrief er alle seine Neuerungen in den Niederlanden, wie in Ungarn, und zertrümmerte so selber das ganze mühsam aufgebaute Werk seines Lebens. Nur das Toleranzedict, die Aufhebnng der Leibeigenschaft und die Parochialeinrichtung ließ er bestehen.

Seine Krankheit, die sich den Winter über vermehrt hatte, nahm seitdem eine rasche Wendung zur Entscheidung, und schon am 20. Febr. 1790 starb der edle Fürst, nachdem er sich selbst in dem Wunsche gekennzeichnet hatte, „daß man auf sein Grab schreiben möchte: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Plane scheitern zu sehen!" Die Grundursache dieses Scheiterns ist ihm freilich dunkel geblieben.

Um zu beweisen, daß er seiner Religion nicht habe schaden wollen, hatte er sich zwei Jahre zuvor (am 16. Dez. 1788) in Gegenwart des Cardinal-Erzbischoffs, des päpstlichen Nuntius und einer großen Versammlung das h. Abendmahl reichen lassen, vor dessen Empfang er laut die seinen religiösen Standpunct bezeichnenden Worte sprach: „Vor dem hier gegenwärtigen Gott, den ich bald als meinen Richter erwarte, betheure ich, daß ich Alles, was ich während meiner neunjährigen Regierung gethan, nur in der Absicht angeordnet habe, das Wohl meiner Unterthanen zu befördern. Sollte ich gefehlt haben, so wird Gott rücksichtlich meiner Absicht und der menschlichen Schwäche, von der kein Sterblicher befreit ist, mit mir Barmherzigkeit haben." In einem Artikel seines Testaments schrieb er: „Ich befehle, daß gegenwärtige Schrift, welche meinen letzten Willen enthält, nach meinem Tode öffentlich bekannt gemacht werde, und

bitte diejenigen, welchen ich vielleicht gegen meine Absicht nicht volle Gerechtigkeit habe widerfahren gelassen, mir als Christen oder als Menschen zu verzeihen. Ich bitte sie zu bedenken, daß ein Monarch auf dem Throne, wie der Arme in seiner Hütte, Mensch bleibt und daß beide denselben Irrthümern unterworfen sind." Drei Tage vor seinem Tode erlebte er noch den Schmerz, daß seine zärtlich geliebte Tochter, die Herzogin Elisabeth von Württemberg, bei der Geburt einer Tochter starb; er ließ sich das Kind bringen, herzte es unter Thränen und sagte dann: Nehmt es hinweg, denn mein Ende naht! Von seinen treuesten Dienern und Freunden nahm er rührenden Abschied und noch in der Nacht vor seinem Sterbemorgen dictirte er Briefe an ihm werthe Personen. Dann ließ er sich von seinem Beichtvater vorbeten und hörte gesammelt zu, wie ihn denn sein Bewußtseyn bis zum letzten Augenblick nicht verließ.

Enthält auch das belobte Wort: „Friedrich II war zu klug, um liberal zu seyn, Joseph II aber zu liberal, um klug zu seyn", eine gewisse Wahrheit, so ist eben so unläugbar, daß, wie viel dem klügsten sowohl, als dem liberalsten Streben am Ankergrund des wahren Heils fehlt, eben so viel seinen Werken stets an Sicherheit des Bestandes abgehen wird. Was jedoch in den Werken dieser beiden Fürsten wirklich weise war, das hat sie auch weit überdauert.

Da Joseph keinen Leibeserben hatte, so übernahm der Ordnung gemäß sein Bruder Leopold, bis dahin Großherzog von Toscana, im Alter vom 43 Jahren die Regierung Oesterreichs und damit die schwere Aufgabe die abgefallenen, und im Abfall begriffenen Völker der Monarchie zu beruhigen, und das gestörte Verhältniß zu den ausländischen Mächten herzustellen. Seine Besonnenheit und Mäßigung griff nicht fehl.

Das Erste war, daß er sich mit Preußen zu verständigen suchte, das kurz vor Joseph's Tode sich mit der Pforte verbunden und gegen Oesterreich zu rüsten begonnen hatte. Nach einigen scharfen, selbst von einer nochmaligen Waffendrohung begleiteten Erörterungen in Bezug auf den türkischen Krieg und den niederländischen Aufstand kam die Uebereinkunft zu Reichenbach (27. Jul. 1791) zu Stande, welche zunächst die Folge hatte, daß Leopold seinen Antheil am Krieg mit der Pforte aufgab und daß die Kraft der früheren Tractate (auch der dem Handel zugesicherten Vortheile) erneuert wurde. (Bei diesem Frieden gab die Pforte zum erstenmal alle Kriegsgefangene frei.)

Eine weitere Folge der Aussöhnung Oesterreichs mit Preußen war die unbestrittene Wahl und Krönung Leopold's [zum] Rö-

mischen Kaiser (30. Sept. u. 9. Oct. 1790) und die Beilegung der niederländischen Unruhen.

Leopold hatte nämlich gleich anfangs den Niederländern versprochen, ihnen, wenn sie zum Gehorsam zurückkehren würden, ihre frühern Rechte nicht nur zu bewilligen, sondern sie noch auszudehnen und ihnen Amnestie zu gewähren. Die Niederländer aber, durch eine von Frankreich aus angeregte demokratische Patriotenpartei beherrscht, verwarfen das Anerbieten und hofften, ihre Unabhängigkeit mit den Waffen zu behaupten indem sie dabei auf England, Holland und Preußen rechneten, die stets Joseph's Bestrebungen mißbilligt und zugleich Oesterreich's Schwächung beabsichtigt hatten.

Allein diese Mächte konnten an der Unabhängigkeitserklärung der Niederländer noch weniger Gefallen finden, zumal die in Frankreich begonnenen Revolutionsbewegungen in Belgien einen Widerhall fanden. — Als daher Oesterreich 30000 M. in die Niederlande einrücken ließ und die in sich selbst zwiegespaltenen Niederländer sich ohne Unterstützung und ihr Landwehr-Aufgebot unbefolgt sahen, so gab der revolutionäre Congreß nach und unterwarf sich unter den angebotenen Bedingungen wieder der Herrschaft Oesterreich's, dessen Heer am 3. Dez. 1790 seinen Einzug in Brüssel hielt.

Auch seine Schritte zur Befriedigung Ungarns sah Leopold mit einem guten Erfolge gekrönt. Obgleich schon Joseph ihnen ihre in Wien verwahrte Krone wieder zurückgegeben und seine Neuerungen größtentheils widerrufen hatte, so genügte ihnen das doch nicht. Gleich nach Joseph's Tode hatte sich die zehn Jahre lang niedergehaltene constitutionelle Partei erhoben und war in ihrer Reaction so weit gegangen, daß in manchen Comitaten sämmtliche josephinische Verordnungen öffentlich verbrannt und die Behauptung aufgestellt wurde, es sey durch Joseph's Krönungsunterlassung gewissermaßen die Erbfolge unterbrochen worden, so daß der von Leopold berufene Landtag vor der Huldigung eine Aenderung des sog. Inauguraldiploms d. i. der Urkunde begehrte, die jeder neue König von Ungarn zur Wahrung der Nationalrechte erlassen mußte.

Allein Leopold erklärte fest, daß er kein anderes Diplom unterschreiben werde, als dasjenige, welches mit Karl's VI pragma-

tischer Sanction übereinstimme und auch von seiner Mutter anerkannt worden war. Darauf legte sich allmählig der Sturm; die öffentliche Meinung sprach sich für Leopold aus (denn er hatte die Preßfreiheit nur mäßig beschränkt), die Krönung erfolgte, und als der Palatin vom Landtag gewählt werden sollte, überließen die Wähler sogar dem Kaiser die Wahl und erbaten sich seinen Sohn Alexander Leopold für diese Würde.

Nach der herkömmlichen und durch die pragmatische Sanction bestätigten Verfassung stund dem Könige im Verein mit dem Reichstage die gesetzgebende Gewalt zu, die ausübende und richterliche aber nebst dem Rechte der Aemter- und Gnadenverleihung war allein in des Königs Händen. Den Palatin oder Stellvertreter des Königs hatten die Stände das Recht zu wählen: der König aber durfte dazu vier Candidaten vorschlagen und zwar zwei katholische und zwei nichtkatholische. Der Ständevorstand oder Iudex curiae hatte die gesiegelte „Candidation" in die Sitzung zu bringen, worauf sodann gewählt wurde.

So kehrten allenthalben in den österreichischen Staaten die vom Thron her aus ihren Ufern getriebenen Wasser des staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens in ihre Ufer zurück, und nur das von Frankreich aus über Europa hin drohende Gewitter machte eine angestrengte Wachsamkeit nöthig, welche Leopold am besten durch die von ihm schon früher in Toscana eingeführte und nun von ihm auf die ganze Monarchie ausgedehnte geheime Polizei üben zu können glaubte. Welch' ein Verwaltungssystem er übrigens aufgestellt hätte, läßt sich, da er schon nach zwei Jahren an den plötzlich eingetretenen Folgen einer falschen Selbstcur starb, nicht wohl angeben, wiewohl seine vorausgegangene 25jährige Regierung in Toscana als ein Muster weiser Regierung gepriesen worden war.

4. Kapitel.

Einfluß der europäischen Politik auf andere Welttheile: die Ausbreitung der englischen Herrschaft in Ostindien.

1. Ueberblick über die Reiche Asiens: China, Japan, Persien, Vorderindien. Die Niederlassungen der englisch-ostindischen Compagnie. Das Reich des Großmoguls. (Akbar der Große; Aurengzeb.) Verfall desselben, Bildung eigener Reiche. Heranwachsen der Compagnie durch neue Erwerbungen und Rechte zu einer politischen Macht.

Noch ist bei der Ueberschau über die Lage und Stellung der europäischen Staaten vor dem Eintritt des neuesten oder Revolutionszeitalters das wichtige England übrig, das im Großrath der Nationen eine immer entscheidendere Stimme bekam, zumal als um die Zeit, da es unter Georg III durch den Pariser Frieden (1763) in Westindien und in Amerika ansehnlichen Zuwachs (s. oben XXIII. K. 8, 5. und unten XXIIII. K. 5.) erhielt, auch seine Macht in Ostindien zu wachsen begann.

Werfen wir zuvörderst einen raschen Blick über die damaligen Reiche Asiens, so gewahren wir daselbst im Anfang dieser Periode vier selbständige Reiche: China, Japan, Persien und Indien, und finden, daß der Norden Asiens unter dem russischen Scepter, der Westen unter dem Halbmond stand. **China**, das seit 1644 von den Mandschu beherrscht ist, desgleichen Japan waren fortwährend allem ausländischen Verkehr verschlossen, und vergebens bemühten sich die Jesuiten in beiden Reichen dem europäischen Culturwesen einen festen Fuß zu verschaffen, wurden vielmehr 1639 in China und 1663 in Japan schwer verfolgt. In China jedoch erhielten die Christen von dem Kaiser Schunschi 1660 freie Religionsübung, ja sein Nachfolger Khanghi erlaubte sogar seinen Unterthanen die Annahme des Christenthums durch das Edict von 1692, das aber sein Nachfolger Yongtsching 1722 wieder aufhob, weil die Jesuiten und Dominicaner über das Bekehrungsgeschäft mit einander in Streit gerathen waren. Dagegen begünstigte sein Nachfolger Kienlong, der selbst heimlich dem Christenthum zugethan war, die europäische Cultur, verhängte aber dennoch über die Jesuiten zwischen den Jahren 1746—1763 eine öffentliche Verfolgung, die sein Sohn und Nachfolger Kiaking 1799 wieder fortsetzte.

In **Persien**, wo seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, die von Sofi gegründete Dynastie der Sofeiden herrschte, machte der in Ispahan residirende Abbas I (1587—1628) siegreiche Angriffe auf die Türken. Nach einer Zerrüttung des Reichs durch die Afghanen (1722—1729) ward Persien von dem grausamen Sofi Tamasp und dessen Nachfolger und Vetter Aschraff beherrscht. Der letztere wurde von dem Feldherrn eines andern Sofi Tamasp, dem tapfern Kuli-Chan vertrieben, welcher 1732 diesen Tamasp des Thrones entsetzte und Abbas III zum Schattenkönig machte, den Türken Armenien und Georgien wieder entriß und die Russen (unter Katharina I) nöthigte, die meisten eroberten persischen Provinzen wieder herauszugeben. Nach Abba's III Tode 1736 vom Volke auf den Thron berufen, war er als **Schah Nadir** jener gewaltige Herrscher, dem wir in der ostindischen Geschichte noch begegnen werden.

Sehen wir nun nach **Indien** hin, und zwar nach Vorderindien, in dessen Staaten zuerst die Portugiesen (XXI. 1, 5), dann die Holländer europäische Niederlassungen gegründet hatten, zu denen seit 1600 auch die unter der Königin Elisabeth gestiftete englisch-ostindische Handelsgesellschaft die ihrigen gesellte (XX. 2, 6. a. E.).

Diese Compagnie hatte dort um die Mitte des 18. Jahrhunderts drei durch Befestigungen und Truppen geschützte Hauptniederlassungen, nämlich: 1. Calcutta in Bengalen; 2. Bombay auf der westlichen Küste Malabar; 3. Madras im Gebiete des Nabobs von Karnatik, eines Vasallen des im Dekhan herrschenden Nizam's oder Vicekönigs. Wie sie diese Besitzungen sich theils durch Verträge mit dem Beherrscher von Hindostan, dem zu Delhi am Ganges residirenden Großmogul, und mit seinen Nabob's oder Statthaltern, theils durch Kämpfe mit den dort schon früher handelsansäßigen Portugiesen und Holländern erwarb, soll nun näher dargethan werden.

In Vorderindien hatte nämlich nach dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts ein Nachkomme Timur's, Namens Babur oder Baber-Chan, von Kabul aus im J. 1526 das reiche und glänzende Delhi an der Jamunâ, einem Nebenfluß des Oberganges erobert und **das Reich des Großmoguls** gestiftet, das sich vom Himalajagebirg bis tief südlich hinab über die Hochebene von Dekhan erstreckte. Unter der Herrschaft des Moguls standen 1) die von ihm in den Provinzen bestellten Statthalter, die, ihrer verschiedenen Bedeutung nach, verschiedene Titel führten, als Subah, Nabob, Zemindar; 2) die Rajah's, d. h. diejenigen indischen Fürsten, denen der Eroberer ihre Länder unter der Bedingung der Tributpflicht gelassen hatte. Im Nordwesten des Landes gab

es verschiedene eingeborene Stämme, die ihres kriegerischen Charakters wegen schwer im Zaum zu halten waren, und als eigene Staaten unter eigenen Gesetzen und Einrichtungen lebten, wie die Sihks (sprich Seiks) am Indus, und die kriegerischen Mahratten und Radschbuten.

Einer der Nachkommen Baber's, **Akbar der Große**, zeichnete sich neben seinem kriegerischen Geist durch Weisheit und strenge Gerechtigkeitsliebe aus, so daß das Mogulreich unter ihm die höchste Blüthe erreichte. Er starb 1605. Unter seinen nächsten schwachen Nachfolgern strebten die Statthalter und Rajah's nach Unabhängigkeit, bis **Aurengzeb**, genannt Allum Ghir d. i. Ueberwinder der Welt, wieder mit Kraft die Zügel einer kriegerischen Regierung führte. Nachdem er sich als jüngster Sohn des Großmogul's in einem Kriege gegen seine Brüder und seinen Vater durch Bruder- und Vatermord 1658 auf den Thron geschwungen hatte, eroberte er Golkonda und Visiapur, schlug die Radschbuten, vertrieb die Mahratten, unterjochte viele andere Völker, so daß er sein Reich vom 8. bis 35. Grad nördlicher Breite ausdehnte und über 300 Mill. Thaler Einkünfte hatte. Uebrigens wird von ihm gerühmt, daß er seine Unterthanen mild behandelte, die Wissenschaften förderte und deßhalb die Europäer schätzte, indem er sie an seinen Hof zog und in seinem Heere anstellte. Nach seinem Tode (1707) verfiel das Mogulreich mehr und mehr dadurch, daß verschiedene Nabobs und Rajahs, welche schon früher nach Unabhängigkeit gestrebt und sie theilweise oder vorübergehend erlangt hatten, abfielen und eigene Reiche bildeten, wie z. B. der Nabob in Oude (spr. Auhde), in Bengalen, im Dekhan, in Allahabad 2c.

In diesen Staaten des Großmoguls nun hatten bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Portugiesen und Spanier den Handel in Händen. In dieses Monopol griffen dann zuerst die Holländer, welche besonders auf den Inseln Sumatra, Java, Amboina u. a. sich neben den Portugiesen behaupteten, ja sie nach und nach verdrängten. — Als sodann die englisch-ostindische Compagnie im Jahr 1600 mit ihrer charter of privileges auf Sumatra und nachher zu Bantam auf Java die ersten englischen Factoreien errichtet hatte, gründete sie im J. 1677 mit Bewilligung des Großmoguls auch auf dem festen Lande Hindostans zu Surate, Ahmedabad u. a. a. O. Niederlassungen, kam aber dort nachher mit den Holländern in Streit. Im Jahr 1612 fieng die Compagnie an, durch ein gemeinschaftlich zusammengebrachtes Kapital (jointstock) ihre Unter-

nehmungen zu betreiben, um besser mit den Portugiesen concurriren zu können. Weil hierauf die Engländer in Ostindien in dem Streite, in den der Mogul mit den Portugiesen gerieth, dem erstern beistanden, erhielten sie 1614 von ihm das Recht, allenthalben in seinen Landen auf ewige Zeiten Handel zu treiben.

Im Jahr 1624 erhielt die Compagnie von der englischen Regierung das Recht der Civil- und Militär-Jurisdiction über ihre Untergebenen im Umfang ihrer Niederlassungen, und im J. 1625 schloß sie mit den Portugiesen einen Handels- und Freundschaftsvertrag.

Da in der Zeit der englischen Republik die Regierung keine Monopole anerkennen wollte, so bildete sich in England noch eine Gesellschaft von Kaufleuten, die sog. Assada-Compagnie, die auch nach Ostindien handelte: daher zwischen beiden Compagnien ein langer Streit entstand, der endlich dahin führte, daß beide sich zusammenthaten, und anfangs mit theils vereinigtem, theils getrenntem Kapitale ihre Geschäfte trieben. Da aber aus dieser Halbheit nur Verwirrung entstand, so traten auf die Entscheidung des Protectors Cromwell 1657 beide Theile dadurch in eine innigere Verbindung, daß die Gesellschaft fortan nur auf joint-stock ruhen solle, worauf ein neuer Stock von 726,000 Pf. St. gebildet wurde.

Obgleich die eben erwähnte Periode für den Handel der Compagnie äußerst ungünstig war, so gelang es ihr doch, eine neue Niederlassung in Madras zu gründen und sich in Bengalen besondere Privilegien zu erwerben.

Als sodann König Karl II im J. 1661 dieser neugestalteten Compagnie in einer neuen Charte ihre alten Privilegien bestätigte und das Recht ertheilte, „mit nicht-christlichen Mächten Krieg zu führen und Frieden zu schließen, und in ihren Territorien auch nicht-privilegirte Personen gefangen nehmen und nach England bringen zu lassen,“ so erschien dadurch die englische Compagnie in Ostindien gewissermaßen mit Staatsgewalt ausgestattet. — Im J. 1668 überließ Karl II der Compagnie die Insel Bombay, die er bei seiner Vermählung mit einer portugiesischen Prinzessin zur Mitgift erhalten hatte, zum

Eigenthum, weil sie ihm mehr kostete, als sie eintrug. Hier in Bombay errichtete die Compagnie eine Regierung über alle ihre ostindischen Niederlassungen, während sie ihrer Niederlassung in Madras eine Municipal-Verfassung gab.

Allein ungeachtet dieser Erwerbungen machte die Gesellschaft schon lange her schlechte Geschäfte. Ihr gewaltsames Auftreten gegen den Nabob von Bengalen, der sich ihren Forderungen nicht fügen wollte, hatte die Folge, daß sie Bengalen verlassen mußte. Eben so reizte sie durch den Stolz und das hochfahrende Wesen ihres Gouverneurs in Bombay, Sir John Child, den obengenannten Großmogul Aurengzeb zu einem Krieg, in welchem er ihr Surate wegnahm und sie auch aus Bombay und selbst aus ganz Indien vertrieben hätte, wenn sie sich nicht durch die demüthigste, bis zur fußfälligen Abbitte gehende Unterwerfung die fernere Duldung und die Zurückgabe Surate's erkauft hätte.

Durch alles dieß wurde ihr klar, daß sie nur durch die Erwerbung einer politischen, auf Landgebiet und Militärkraft ruhenden Macht ihren Handel schützen und betreiben könnte. Es gelang ihr, durch fortgesetzte unterwürfige Haltung den genannten Großmogul dahin zu bringen, daß er ihr in Bengalen 1690 Calcutta überließ, wo sie dann eine neue Präsidentschaft errichtete, die sie durch Erbauung des Forts William schützte.

Unterdeß hatte die englische Regierung, gedrängt durch die Gegner der ostindischen Compagnie im Heimathland, eine neue Association, die Generalsociety, für den Handel nach Ostindien gestattet (1669): die alte Compagnie sollte nur noch auf drei Jahre bestehen und von 1701 an die neue Compagnie alleinberechtigt seyn; doch sollte den Gliedern derselben nebenher auch der Handel auf eigene Rechnung gestattet seyn. Daher betheiligten sich alle Glieder der alten Compagnie mit möglichst hohen Einsätzen auch bei der neuen Compagnie und gedachten von 1701 an ihre alten Geschäfte nebenher als Privatgeschäfte fortzutreiben. Darüber entstand Streit, bis die englische Regierung abermals eine gänzliche Vereinigung der beiden Compagnien in Eine empfahl, die 1702 von beiden Theilen rechtsgültig angenommen wurde, aber erst 1708 völlig durchgeführt erschien.

Diese Compagnie nun, die seit 1702 den Titel The united compagny of marchants trading to the East-Indies führt, machte nun ansehnliche Geschäfte und gelangte durch den Umstand, daß seit Aurengzeb's Tod die Centralgewalt des Moguls durch die Losreißung vieler Nabobs in Verfall gerieth, mehr und mehr zu einer politischen Macht.

2. Die französische Niederlassung in Pondichery. Ihr Emporstreben unter Labourdonnaye und Dupleix. Krieg zwischen den Briten und Franzosen. Vortheilhafter Friede für die Engländer. Clive. Unterwerfung des Subah von Bengalen. Vergrößerung des britischen Gebiets.

Aber auch die Franzosen hatten sich längst in Ostindien niedergelassen, und zwar auf der Küste Coromandel, wo sie Pondichery angelegt und sich dort, während die englische Compagnie zur Zeit der englischen Rebellion und Revolution geschwächt war, stark befestigt hatten. Während der drei letzten Jahre jenes durch den Aachner Frieden beendigten Kriegs, der sich auch in die Colonieen der kriegführenden Mächte erstreckte, nahmen die Franzosen unter Labourdonnaye, dem damaligen Gouverneur der Insel Isle de France und Bourbon, der englischen Compagnie die Stadt Madras und wollten sie dem Nabob von Karnatik geben, weil das französische Ministerium keine Eroberung auf dem festen Lande behalten wollte. Allein der Gouverneur von Pondichery, Namens Dupleix, ein kühner, unternehmender Geist, der sich vorgesetzt hatte, die Herrschaft der Franzosen in Ostindien auszubreiten, gab das nicht zu, sondern belegte alles englische Eigenthum in Madras mit Beschlag und wollte diese Besitzung festhalten. Indeß aber gab der Aachner Friede 1748 Madras den Engländern wieder zurück.

Nun suchte Dupleix auf anderem Wege seine Plane zu verfolgen. Er benützte die Schwäche des Mogulreichs und bestimmte den Gebieter von Tritchinopoli, Namens Chundasaheb den er aus der Gefangenschaft der Mahratten befreit hatte, zu einem Einfall in das Dekhan, dessen Subah mit Tod abgegangen war. Von den Franzosen unterstützt, besiegte Chundasaheb 1749

den Nabob von Karnatik, nahm ihm sein Land und schenkte den Franzosen 81 Ortschaften in der Nähe von Pondichery. Da sich nun die Besiegten um Hülfe an die Engländer wendeten, so nahmen diese den Krieg gegen die Franzosen auf, in welchem letztere den Kürzern zogen und nach Dupleix's Abberufung 1755 einen Frieden eingiengen, in welchem sie mit den Engländern ihr Gebiet und ihren Handel auf Coromandel und in Orissa theilen mußten.

Die nähern Verhältnisse dieses Kriegs sind folgende: Ein Sohn des besiegten Nabob von Karnatik wandte sich an die Engländer in Madras um Hülfe, die dann sowohl ihn (mit 120 M.), als auch den neuen Subah von Dekhan, Namens Nazirjung, der von einem andern Prätendenten Namens Mirzafajung angegriffen wurde, mit 700 M. unterstützten. Dagegen führte nun Dupleix dem Chundasaheb 2000 M. Verstärkung zu, mußte jedoch anfangs sammt ihm nach Pondichery zurückweichen. Nun zettelte er unter der Umgebung Nazirjung's eine Verschwörung an, eroberte Masulipatam u. a. Orte, und setzte, als Nazirjung von den Verschwornen ermordet wurde, den Mirzafajung zum Subah ein. Dafür erhielt Dupleix von ihm eine Statthalterschaft und reiche Geschenke. — Als nicht lange darauf Mirzafajung im Kampf mit einem andern Nabob getödtet wurde, und die Franzosen nun einen Bruder Nazirjungs zum Subah von Dekhan machen wollten, hielten es die Engländer endlich an der Zeit, zu ihrer eigenen Sicherheit den Vergrößerungsplänen der Franzosen kräftiger entgegenzutreten. Sie griffen unter Major Lawrence 1752 den Chundasaheb an und bekamen ihn in die Gefangenschaft, in der er seinen Tod fand. Der Krieg zwischen den gegnerischen Nabobs und ihren beiderseitigen Unterstützern dauerte fort, bis Dupleix seines eigenmächtigen Vorgehens wegen von dem französischen Ministerium abberufen und durch einen andern besonneren Generalgouverneur ersetzt wurde, der mit Saunders, dem englischen Gouverneur von Madras 1755 den oberwähnten für England vortheilhaften Frieden schloß.

Der unermüdliche Handels- und Unternehmungsgeist der Engländer konnte dabei nicht stille stehen. In der Nähe von Bombay hatte sich ein Seeraubstaat gebildet, dessen keckes Oberhaupt den schwachen Großmogul gezwungen hatte, ihm die Admiralswürde zu verleihen, unter welcher Firma er dann die dortigen Gewässer unsicher machte. Da er sich vermaß, alle Europäer aus Indien vertreiben zu wollen, sandten die Engländer von Madras eine Flotte unter dem Admiral Watson aus, welche 1756 die Räuber zur

See schlug, worauf der tapfere Oberst Clive, von den Mahratten unterstützt, sie zu Land bezwang und ihren Staat vernichtete.

Robert Clive, geb. d. 29. Sept. 1725 war in seiner Jugend durch seine Halsstarrigkeit den Seinen so lästig, daß sie froh waren, für ihn eine Schreiberstelle im Dienste der ostindischen Compagnie zu finden. Weder seine kärgliche Lage in Madras, noch der Einfluß des Clima konnte die verzweifelte Kühnheit seines Sinnes bezähmen. Seine Widerspenstigkeit gegen seine Obern brachte ihn einigemal fast um den Dienst. Im Unmuth drückte er zweimal eine geladene Pistole gegen seinen Kopf ab, und da sie jedesmal versagte, kam ihm selbst der Gedanke, daß er noch zu etwas Großem bestimmt sey. Als Dupleix nach der Capitulation von Madras den Gouverneur und seine Räthe nach Pondichery bringen ließ, um sie dort wie im Triumph aufzuführen, entfloh Clive verkleidet in das englische Fort St. David, wo er eine Fähnrichstelle bekam und im 21. Jahre seine militärische Laufbahn begann, in der er bald Beweise von Urtheil, Scharfsinn und sogar Subordination ablegte und sich durch mehrere glückliche Unternehmungen gegen die Franzosen hervorthat. — Nach der Rückgabe von Madras kehrte er dahin zurück und schwankte noch eine Zeit lang zwischen dem Militär- und Schreiberdienst, bis er sich für den erstern entschied und sich ihm nun die Bahn des Ruhms öffnete. Er wurde in seinem 25. Jahre Hauptmann und die Eroberung und Behauptung von Arcot war seine erste Waffenthat, der dann viele andere folgten, so daß sein neuer Oberfehlshaber Lawrence von ihm berichten konnte, daß Clive ein Mann von furchtloser Entschlossenheit, von Kaltblütigkeit und von einer Geistesgegenwart sey, die ihn in den größten Gefahren nie verlasse, ja daß er ein geborner Soldat sey, der ohne viel Erziehung bloß nach natürlicher Einsicht eine Armee mit einer Klugheit anführe, die den Erfolg verbürge. — Nach seiner Verheirathung mit der Schwester eines k. Astronomen in Madras machte er einen Besuch in England, wo ihm die Compagnie ein mit Diamanten besetztes Schwert verehrte und der König ihn zum Oberstlieutenant und Gouverneur des Forts St. David ernannte. Nach seiner Rückkehr nach Indien erwarb er sich eben durch die Bezwingung jenes Raubstaats einen Ruhm, der ihn bald noch höher heben sollte.

Bald darauf sollte Clive eine noch größere Gefahr von der Compagnie abwenden und zugleich die Macht der Engländer in Ostindien auf eine noch festere Grundlage stellen. Dieß geschah durch die Bezwingung des Nabobs oder Subah's von Bengalen, welche der Compagnie, zunächst zu einem breiteren Boden verhalf.

Die ansehnliche und reiche Besitzung, welche die Engländer bereits in Bengalen durch die Gunst des Moguls besaßen, reizte nämlich schon länger her die Eifersucht des dortigen Nabobs. Als nun ein Jahr nach dem oberwähnten

Frieden von 1755 — in Folge des zwischen England und Frankreich über Canada ausgebrochenen Kriegs (1756) — den Engländern auch in Indien wieder ein Krieg mit den Franzosen bevorstund, und jene deßhalb ihr Calcutta zu befestigen anfiengen, fiel der Nabob — vielleicht heimlich durch die Franzosen aufgestiftet, — in die bengalischen Besitzungen der Engländer zerstörend ein und griff Calcutta an. Da dieses noch keine hinlängliche Festigkeit bot, so rettete sich das englische Gubernium mit den Schätzen der Compagnie auf die Schiffe, indeß sich Calcutta dem Nabob ergeben mußte, der 146 Gefangene in einen dumpfen engen Kerker (in die sog. schwarze Höhle) sperrte, wo sie vor Hitze und erstickendem Dunst in Einer Nacht schrecklich verschmachteten und nur 23 am Leben blieben.

Dieses Unglück bewog die Engländer in Madras, den Oberst Clive mit 1900 M. auf einer von Watson befehligten Flotte ihren Brüdern nach Bengalen zu Hülfe zu senden. Dort angekommen, eroberte Clive sogleich zwei starke Festungen am Ganges und eine mit Waffen- und andern Vorräthen angefüllte Stadt und zwang darauf durch eine siegreiche Schlacht den Nabob, alles Entrissene herauszugeben, die bisherigen Privilegien der Engländer anzuerkennen und die Befestigung Calcutta's zu gestatten.

Als nachher der Nabob keine Lust zu haben schien, die eingegangenen Bedingungen zu halten, überfiel und eroberte Clive die Festungen Chandernagor und Cutwa und schlug mit 900 Europäern und 2200 Sipahis das 45000 M. starke Heer des Nabob bei Plassey 1757 gänzlich auf's Haupt, da Mir Jaffier (Dschaffir), ein Feldherr des Nabobs, verabredetermaßen mit seiner Heeresabtheilung zu ihm übergieng. Hierauf nahm Clive die Hauptstadt Bengalens Murschedabad ein und erhob, während Suraja (Suradscha) Dowla auf der Flucht umkam, den Mir Jaffier zum Subah. Dafür mußte derselbe 10 Mill. Rupien (die Rupie ohngefähr zu 16 guten Groschen oder 1 fl. 12 kr. gerechnet) an die Compagnie zahlen, das Gebiet derselben vergrößern und versprechen, daß er den Franzosen nie mehr erlauben wollte, sich in den Provinzen Behar, Orissa und Bengalen niederzulassen.

3. Erneuerter Krieg der Franzosen gegen die Briten durch Lally. Verlust und Wiederzurückgabe Pondichery's im Pariser Frieden. Ende des französischen Reichs in Indien. Clive Gouverneur von Bengalen: eigentliche Gründung des britisch-indischen Reichs. Schah Allum's Flucht aus Delhi vor den Mahratten. Niederlage des Nabob's von Oude. Frieden: britische Gebietsvergrößerung. Mißverwaltung der Compagniebeamten.

Bis daher war der 1755 zwischen den Engländern und Franzosen in Ostindien geschlossene Friede noch gehalten worden. Als aber

die Franzosen 1758 eine hinreichende Verstärkung aus Europa unter der Führung des tapfern Grafen Lally erhalten hatten, begannen sie vom Pondichery aus die Feindseligkeiten. Er nahm den Engländern, die ihre meisten Truppen noch in Bengalen hatten, rasch einen Platz um den andern und belagerte zuletzt Madras. Da aber eine englische Flotte erschien, zog er ab und verlor nun einen Platz nach dem andern wieder, zumal er von seinen Landsleuten, die er nicht mit der nöthigen Klugheit behandelt hatte, lässig unterstützt wurde und auch die Kassen längst erschöpft waren. Zuletzt ward er sogar in Pondichery eingeschlossen, bis Hungersnoth die Franzosen zwang, sich zu ergeben. Zwar gab ihnen der Pariser Friede von 1763 Pondichery wieder zurück, aber mit dem französischen Reich in Indien hatte es ein für allemal ein Ende.

Die Verluste, welche dadurch die französisch-ostindische Compagnie in Frankreich erlitt, erregten den Haß der davon Betroffenen gegen Lally in dem Grade, daß sie ungerechterweise alle Schuld ihm beimaßen und ihn als Verräther anklagten. Im Bewußtsein seiner Unschuld erbat sich Lally, der als Kriegsgefangener nach England gebracht worden war, die Erlaubniß, sich in Paris vertheidigen zu dürfen. Dort wurde er gleich in die Bastille geworfen, nach einem langen Prozeß vom Parlament zum Tode verurtheilt und öffentlich hingerichtet. — Auch Labourdonnaye und Dupleix waren nach ihrer Rückkehr aus Indien mit Undank belohnt, doch aber nicht mit dem Tode bestraft worden.

In Bengalen blieben die Engländer bei dem Gewonnenen nicht stehen. Die Schwäche des Nabobs und des von den Mahratten bedrängten Moguls benutzend, griffen sie immer weiter um sich, bis Clive als Gouverneur alle bengalischen Provinzen einzog, und die Verwaltung und die Einkünfte derselben gegen eine jährliche Rentenabgabe an den Mogul übernahm. Dadurch erst war das große Reich der Briten in Indien fest gegründet.

Da nämlich der von Clive eingesetzte Mir Jaffier dem Eigennutz der Engländer nicht traute und deßhalb in heimliche Unterhandlungen mit den Holländern trat, setzten ihn die Engländer wieder ab und gaben dem Schwiegersohn desselben, Mir Kossim die Nabobswürde, für die er aber drei Städte und 500000 Rupien an die Gesellschaft, so wie ungeheure Geschenke an die

Gesellschaftsbeamten geben mußte. Da aber die englischen Zollbeamten durch den Mißbrauch der Zollfreiheit die Einkünfte des Nabobs schwer beeinträchtigten und das englische Gouvernement dem klagenden Nabob keine Genugthuung geben wollte, ergriff dieser die Waffen. Da zogen die Engländer den vorigen Nabob wieder hervor, der ihnen dafür, so wie für die Besiegung des Kossim die Einkünfte der Provinz Nuddra verpfänden mußte.

Der vertriebene Mir Kossim floh nun zu dem mächtigen Nabob von Oude,(spr. Auhd) bei dem sich nicht lange zuvor auch der durch einen Einfall der Mahratten aus Delhi geflohene Großmogul Schah Allum II befand. Obgleich nun dieser Nabob im Namen Schah Allum's die Engländer mit Uebermacht angriff, ward er doch von ihnen 1764 bei Burar geschlagen, Schah Allum aber zu einem Bundesvertrag gebracht, nach welchem er der Compagnie gegen das Versprechen, ihm seine Hauptstadt Delhi wieder zu erobern, zwei Provinzen, Gazipur und Benâres, abtreten mußte.

Der geschlagene Nabob von Oude erhielt nun zwar durch die Mahratten Verstärkung, erlitt aber doch noch zwei Niederlagen und mußte sich nach dem Verlust seiner Hauptstadt Luknow und der wichtigen Festung Elhababad, persönlich in das englische Lager zu den Friedensunterhandlungen begeben. Diese leitete Clive, der seit 1760 in England gewesen, dort zum Lord und Baron von Plessey erhoben und 1764 wieder nach Indien geschickt worden war, um als Gouverneur die Einnahmen der Compagnie zu verbessern, die ungeachtet aller Eroberungen und Erpressungen in keinem Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln standen.

In diesem Frieden nun, der 1765 mit dem Nabob von Oude und mit dem Schattenmogul geschlossen wurde, mußte der Nabob den Engländern, gegen Rückgabe seiner Staaten eine jährliche Abgabe von 600000 Pf. St. und 50 Lak (d. i. 5 Mill.) Rupien Kriegskosten zahlen; — der Großmogul aber mußte (gegen Rückgabe der verheißenen Provinzen Gazipur und Benares, die für die Compagnie zu entfernt lagen,) die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte in den Provinzen Bengalen, Behar und Orissa gestatten, welche der Compagnie eine weitere jährliche Einnahme von 3,125,000 Pf. St. abwarfen, wovon sie jedoch dem Nabob jährlich 325,000 Pf. St. als Lehnszins abgab. So gewann die Compagnie ein Gebiet von wenigstens 10 Millionen Einwohnern, und nach Abzug aller Ausgaben ein reines Einkommen von 7 Mill. Thalern, wozu aus den nördlichen Circars oder Districten noch $3\frac{1}{2}$ Mill. Thaler kamen.

Auf diesem Grunde führte die Compagnie den Bau ihrer Macht in Indien weiter. Denn des von ihr bevormundeten Moguls Namen mußten allen ihren von der Habsucht eingegebenen Angriffen auf das Ländergebiet und den Säckel der indischen Fürsten einen gewissen

„Schein des Rechts" leihen, welcher die damalige Verderbtheit dieses englischen Privatmerkantilstaates nicht zuzudecken vermochte. Weit entfernt von der Sorge, ihren Unterthanen durch eine väterliche oder überhaupt nur vernünftige Landesverwaltung für ihre materiellen Verluste geistigen Ersatz zu bieten, saugten ihre gewissenlosen Beamten dieselben durch ungerechte Erpressungen noch mehr aus, als ihre vorigen Herren. Und dennoch kam von dem Erpreßten nur wenig der Compagnie selbst zu gute, da ihre Beamten in Indien, wie in Europa, das Meiste für sich behielten und verschleuderten. Selbst Clive ward nach seiner letzten Rückkehr nach England des Mißbrauchs seiner Gewalt zur Bereicherung beschuldigt, doch aber in dem gegen ihn eingeleiteten Prozeß freigesprochen. Nicht lange darauf schoß er sich in einem Anfall von Melancholie eine Kugel durch den Kopf (1774).

Wahr ist es, ungeachtet seiner Einfachheit im Felde, wo er ohne Aufwand lebte und mit der schlichtesten Kost zufrieden war, lebte Clive doch außer dem Felddienst mit der Ueppigkeit eines Sybariten, und liebte Glanz und reiche Kleider. Als der Höchste an Rang und Vermögen in Indien hatte er sich zwei prachtvolle Paläste gebaut und dadurch den Neid erregt, der dann durch böswillige Erfindungen seinen Ruf zu beflecken suchte. Die Beschuldigungen traten erst recht hervor, als er schon mehrere Jahre Bengalen verlassen hatte und in London lebte. Man nannte ihn nur den Nabob und gab ihm mehrere nach seinem Abgang aus Indien dort eintretende Mißverhältnisse, namentlich eine Hungersnoth Schuld, die mit seinen Maaßregeln in gar keiner Beziehung stand. Er vertheidigte sich in dem gegen ihn anhängigen Prozeß mit Kraft und Entschiedenheit. „Er schilderte (schreibt Macaulay in seiner Lebensbeschreibung Lord Clive's) in lebendiger Sprache die Lage, in die ihn sein Sieg versetzt habe: ein großer Fürst, von seinem Belieben abhängig; eine reiche Stadt in der Furcht, der Plünderung preisgegeben zu werden; vermögende Banquiers, einander um seine Gunst überbietend; Gewölbe mit aufgehäuftem Gold und Juwelen für ihn allein eröffnet: Bei Gott, Herr Vorsitzender (rief er aus), in diesem Augenblick steh' ich erstaunt über meine eigene Mäßigung da!" — — Es stellte sich allerdings heraus, daß er sich einiger Handlungen schuldig gemacht hatte, die zu rechtfertigen unmöglich ist; aber eben so erkannte man, daß er „große Talente und selbst Tugenden entwickelt und seinem Vaterlande, wie dem indischen Volke ungemeine Dienste geleistet hatte und daß vorzüglich „sein Widerstand gegen Habsucht und Tyrannei" ihm diese Untersuchung zugezogen hatte. Nach seiner Freisprechung lebte er sicher im Genusse seines Vermögens und seiner Ehre. Aber die unthätige Lage des nur stets groß-

artige Thätigkeit gewohnten Geistes einerseits, anderseits die erfahrenen Kränkungen und der Gedanke, daß doch viele seiner Landsleute ihn für einen ungerechten Tyrannen hielten, verbunden mit dem Gebrauche des Opiums, an das er sich zur Linderung körperlicher Leiden zu sehr gewöhnt hatte, zogen ihm eine Melancholie zu, in der er sich im 49. Jahre seines Alters jenen Tod gab, den er sich schon in seiner Jugend als Schreiber hatte anthun wollen.

4. Krieg mit Hyder Ali von Mysore. Friede. Warren Hastings, erster Generalgouverneur. Vortheilhafter Krieg mit den Mahratten und dem Nabob von Oude. Bedrängniß der Compagnie durch Hyder Ali 2c. Sieg Tippo Sahib's. Rettung der englischen Herrschaft durch Hastings. Neue Gefahr. Friede von Mangalore. Tippo Sahib's Ausgang.

Die nach jenen Kämpfen eingetretene Ruhe dauerte kaum zwei Jahre, da bekam die ostindische Compagnie es mit einem weit mächtigeren Feinde zu thun. In dem südlich unter dem Deckhan liegenden Königreich Mysore (spr. Maissuhr) hatte sich **Hyder Ali** vom Anführer eines herumziehenden soldlosen Kriegerhaufens durch den Sturz der dortigen Dynastie zum Herrscher emporgeschwungen, und die Gränzen seines Reiches zu erweitern angefangen, so daß alle seine Nachbarn in Furcht und Unruhe vor ihm geriethen und durch eine gemeinschaftliche Verbindung unter einander seinen weiteren Angriffen zuvorzukommen beschloßen. Es drangen nun vom Nordwesten her die Mahratten gegen Visiapur in sein Land vor; vom Norden her rückte der Nizam (oder Subah) von Deckhan aus Hyderabad heran gegen die Gränzen von Mysore, indeß sich im Osten von Madras her in Karnatik ein englisches Heer gegen ihn zusammenzog.

Um sich gegen seinen gefährlichsten Gegner, die Compagnie, mit besserem Erfolg halten zu können, erkaufte sich Hyder Ali den Abzug der Mahratten durch Geld und durch Rückgabe der ihnen entrissenen Bezirke, und zog darauf den Nizam, der ohnedieß den Engländern die Befreiung Karnatiks von seinem Joche nicht vergessen konnte, durch Unterhandlungen von dem Bündnisse mit der Compagnie ab und auf seine Seite. So gelang es ihm, die Engländer bei Chargamal zu schlagen, ja er hätte

vielleicht Madras erobert, wenn seine Reiter sich nicht durch Plünderung aufgehalten hätten.

Im folgenden Jahre jedoch besiegten ihn die Engländer unter der Führung des tapfern Obersten Smith, und nöthigten zunächst den Nizam zu einem Frieden, worauf sie mit Hyder Ali leichter fertig zu werden gedachten. Allein dieser drang verheerend in Karnatik ein und erschien, während ein anderer Theil seiner Kriegsmacht Tinevelly angriff, zum zweitenmal vor Madras. Erschreckt durch diese Gefahr, beeilten sich die Behörden von Madras einen Frieden mit Hyder Ali zu schließen (1769), in welchem beide Theile ihre gegenseitigen Eroberungen zurückgaben (mit Ausnahme der Festung Carore, welche die Engländer schon neun Jahre zuvor genommen hatten).

Nun war wieder Ruhe bis 1774, seit welchem Jahre die Compagnie in dem klugen und tapfern **Warren Hastings** den ersten Generalgouverneur bekam, der, was Clive begründet hatte, in den nun folgenden gefährlichen Kämpfen mit ihren Feinden retten und noch erweitern sollte.

Warren Hastings, geb. d. 6. Dez. 1732, stammte aus einem erlauchten Geschlechte, das man von einem alten dänischen Seekönig abzuleiten liebt. Er wurde von seinem 10. bis 16. Jahre in der Westminsterschule gebildet und sollte in Oxford studieren; aber der Tod seines Oheims, der ihn unterstützt hatte, änderte seine Lebensbahn. Er mußte eine Schreiberstelle im Dienst der ostindischen Compagnie annehmen und fuhr 1750 nach Ostindien. Nachdem er zwei Jahre in Calcutta gearbeitet hatte, wurde er in Kossim-Bazar, einer Handelsstadt in der Nähe von Murschedabad, der Residenz des Nabob von Bengalen, angestellt, wo er Einkäufe von Stoffen mit den Mäklern abzuschließen hatte. In dem zwei Jahre darauf ausbrechenden Krieg dieses Nabob, des Suradscha Dowla, gegen die Engländer ward er bei der Einnahme von Kossim-Bazar gefangen und nach Murschedabad gebracht, wo er auf Fürsprache von Beamten der holländischen Compagnie gut behandelt wurde. Als bei der Annäherung dieses Nabob auf Calcutta der Gouverneur mit seinen Beamten auf eine kleine Insel in der Nähe Murschedabads floh, diente Hastings heimlich dem Gouverneur zum Auskundschafter der Plane des Nabobs, bis er zuletzt sich genöthigt sah, selbst auf jene Insel zu fliehen. Nun erschien Clive mit der von ihm befehligten Expedition von Madras her, und Hastings nahm Militärdienste unter ihm. Clive erkannte bald den guten Kopf desselben, und als er nach dem Sturze des Suradscha Dowla den Mir Jaffir zum Nabob von Bengalen erhob, gab er dem

Hastings die Stelle eines Agenten der Compagnie am Hofe desselben zu Murschedabad.

Im Jahr 1762 wurde Hastings Mitglied des Raths in Calcutta. Obgleich es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich wie Andere durch Schlechtigkeit reich zu machen, so widerstand er doch wenigstens den Versuchungen zu egoistischer Habgier. Mit mäßigem Vermögen kehrte er 1764 nach England zurück und lebte zum Theil literarischen Beschäftigungen, wobei er sich besonders der Pflege der persischen Sprache annahm. Da er sein Vermögen durch allzugroße Liberalität und durch Verluste schwinden sah, suchte er wieder den Dienst bei der Compagnie und erhielt eine Rathsstelle in Madras. Dort bewerkstelligte er bedeutende Reformen in dem Handelswesen der Compagnie mit solcher Zufriedenheit der Directoren in London, daß sie ihn an die Spitze der Regierung von Bengalen stellten.

Damals hatte der Gouverneur nur Eine Stimme im Rath und bei Stimmengleichheit die Entscheidung und wurde also nicht selten überstimmt. Die innere Verwaltung hatte man bisher noch in den Händen eines eingebornen Ministers des Nabob gelassen, der für die Ausübung seiner außerordentlichen Gewalt Niemanden, als den britischen Gebietern verantwortlich war, die aber bisher sich um die schreckliche Tyrannei und niederträchtige Erpressungssucht, womit diese Minister zu verfahren pflegten, nicht bekümmert hatten. Diesem System der Doppelregierung in Bengalen machte Hastings (einen Befehl der Directoren zur Verhaftung des damaligen Ministers benützend) mit Einemmal ein Ende, indem nun das ganze Amt eines Ministers abgeschafft und die innere Verwaltung den Beamten der Compagnie übertragen wurde. Eben so nahm er nun dem Nabob den Scheinantheil an der Regierung, ließ ihm aber den Pomp der Souveränetät und eine Jahresrente, und verschaffte so der Compagnie die volle Oberhoheit über Bengalen.

Da aber die Directoren der Compagnie stets Geld und mehr Geld verlangten, dieses aber nicht ohne Unterdrückung und Ungerechtigkeit geliefert werden konnte, so gab sich allerdings Hastings in seinem „durch Gewissensscheu wenig beengten Geiste“ zu Maaßregeln her, die seinem Rufe schadeten. Er strich z. B. nach einiger Zeit die Hälfte des dem Nabob ausgesetzten Jahrgeldes, verkaufte zwei reiche Städte, die dem Mogul gehörten, an den Fürsten von Oude, stellte dem reichen Surabscha Dowla für schweres Geld Truppen, um das reiche Gebiet der Rohillas, eines edlen Afghanenstamms, zu seinem Fürstenthum hinzuzufügen. So vermehrte er das jährliche Einkommen der Compagnie binnen zwei Jahren um 450000 Pfund, was zwar seinem Verwaltungstalent, aber nicht seinem Herzen Ehre machte, und Stoff zu späterer Anklage gegen ihn lieferte, den er weiterhin noch mehr häufte.

Zur fortgehenden Erweiterung der Macht der Compagnie diente zunächst ein Krieg mit den Mahratten und ein Krieg mit dem neuen Nabob von Oude, Assuph ul Dowla, (zwischen den Jahren 1774—1776). Jener Krieg, den die Präsidentschaft Bombay mit den Punah-Mahratten führte, setzte im Frieden die Engländer in den Besitz der wichtigen Insel Salsette. Während dieses Krieg's kehrte der Großmogul, Schah Allum unter dem Schutz der Mahratten wieder in seine alte Residenz Delhi zurück, weßhalb die Engländer die Unterstützungssumme einzogen, die sie ihm bis dahin, nach dem mit Clive geschlossenen Vertrage, bezahlt hatten. — Der zwischeneinfallende Krieg mit dem Nabob Assuph ul Dowla von Oude, welcher sich der beständigen Gelderpressungen der Engländer erwehren wollte, hatte einen Subsidientractat zur Folge, in welchem sich Hastings im Namen der englischen Compagnie die Provinz Benâres abtreten ließ, die ihr ein jährliches reines Einkommen von 240000 Pf. St. eintrug.

Die zwischen den Jahren 1778—1784 von der Compagnie geführten Kriege schienen den Britten in Indien den völligen Untergang zu bringen, indem sich die Punah-Mahratten gegen Bombay, der Nizam von Deckhan gegen die nördlichen Circars von Madras, die Berar-Mahratten gegen Bengalen, und Hyder Ali von Mysore gegen Karnatik erhoben, und so sich gleichsam verschworen zu haben schienen, alle Engländer aus Indien zu vertreiben.

Den Kampf eröffneten die Punah-Mahratten durch einen Angriff auf Surate. Die Engländer schlugen sie, eroberten Gwalior und nahmen den mit den Mahratten verbundenen Franzosen (denn zu dieser Zeit war wieder Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen) Chandernagor und ihre Niederlagen zu Massulipatam und an andern Orten weg, eroberten Pondichery und vollendeten durch die Einnahme der Festung Mahé die Vertreibung der Franzosen aus Indien 1779. Von Frankreich aufgestiftet, erhob sich nun Hyder Ali, versöhnte sich mit den Mahratten, verbündete sich mit dem Nizam und rief alle Fürsten Indiens zur Vertreibung der Briten auf.

Schon bedrohte Hyder Ali wieder Madras und belagerte Arcot, während die Berar-Mahratten schon an der Gränze

von Madura standen, und Hyder Ali's Sohn, Tippo Sahib, ein englisches Heer, das von Gundur her Madras zu Hülfe kommen sollte, völlig schlug und den Rest desselben zwang, mit den Köpfen ihrer geschlagenen Brüder unter dem Arm sich gefangen in das indische Lager zu begeben.

In dieser großen Noth rettete die Klugheit und Geistesgegenwart Hastings' die bedrängte englische Herrschaft. Er brachte 1781 die Berar-Mahratten zu Cattak durch Geld zum Frieden, den Nizam durch Schmeicheleien und durch Erregung seiner Eifersucht gegen Hyder Ali zur Unthätigkeit, die Punah-Mahratten von Bengalen aus durch einen geschickten nächtlichen Ueberfall zum Frieden von Salbay (1782). Nach Madras hatte er den tapfern Coote abgeschickt, der wenigstens die übrigen Festungen der Präsidentschaft Madras schützte und den bis Tanjore vorgedrungenen Hyder Ali (1781) bei Porto Novo und bei Tripassore schlug.

Die Geldmittel zu diesen Expeditionen erpreßte er freilich auf die ungerechteste und zugleich unmenschlichste Weise von dem Raja von Benäres Cheyte Sing, den er zuletzt seines ganzen Landes beraubte und es dem britischen Gebiet beifügte (wie denn verschiedene ähnliche im Interesse der Compagnie begangene, auf Gelderpressungen abzielende Ungerechtigkeiten seinen großen Verwaltungsruhm befleckten).

Dennoch stunden Hyder Ali's Heere unter Tippo Sahib's Führung noch eine Zeit lang im Vortheil, da auch die Franzosen und die Holländer zur See gegen die Engländer operirten. Erst als (nach dem oberwähnten Frieden mit den Punah-Mahratten) die Engländer unter Matthews von Bombay aus sich vieler Städte an der malabarischen Küste bemächtigten und Tippo Sahib nach einer verlornen Schlacht in sein Reich zurückkehrte, um den Thron seines unterdeß im 80. Lebensjahre gestorbenen Vaters zu besteigen (Nov. 1782), schienen die Engländer Meister des Feldes zu seyn, indem sie Mangalore und andere wichtige malabarische Plätze eroberten.

Doch nun zog Tippo Sahib alle seine Truppen aus Karnatik zurück und warf sich mit seiner ganzen Macht auf die Engländer in Malabar. Dort trieb er den Oberst Matthews so in die Enge, daß er sich in eine Festung werfen mußte, nöthigte ihn dann

sich zu ergeben und übergab ihn und seine Mannschaft einem schmählichen Tode. Schon bekam er auch Mangalore wieder in seine Gewalt. Aber da der mittlerweile zwischen Frankreich und England geschlossene Friede ihm die französische Hülfe entzog und er zugleich zu besorgen Ursache hatte, die Mahratten möchten nach ihrer Aussöhnung mit den Engländern die alte Feindschaft gegen Mysore wieder erneuern, so ließ er sich zu dem Frieden von Mangalore (1784) herbei, der auf beiden Seiten die Angelegenheiten wieder auf den Fuß setzte, auf dem sie vor dem Beginn der Feindseligkeiten gestanden waren.

Schließen wir gleich das weitere Schicksal Tippo Sahib's hier an. Stets seinen ersten Plan im Auge, nahm er nun neben dem Titel Sultan den eines Padischah an, der einen Anspruch auf die Oberhoheit über alle indische Fürsten enthielt. Er führte einen glänzenden Hof und hatte eine Militärmacht von 200000 M., durch die er in Verbindung mit andern indischen Mächten die Engländer noch aus Indien vertreiben zu können hoffte. Obgleich er nicht mehr auf die Hülfe Frankreichs rechnen konnte, so begann er doch 1789 wieder Krieg mit den Engländern, indem er einen ihrer Verbündeten, den Raja von Travankore, angriff. Allein die Engländer verbanden sich wieder mit den Mahratten und dem Nizam von Dekhan, welche beide die Anmaßungen des Sultans fürchteten, drangen in Mysore ein, eroberten während der Jahre 1790 und 1791 eine Stadt nach der andern und belagerten ihn zuletzt in seiner Hauptstadt Seringapatam. Von der Noth gedrängt, suchte er 1792 den Frieden, in welchem er die Hälfte seines Reichs abtreten, ungeheure Geldsummen erlegen und zwei Söhne zu Geißeln geben mußte.

Dieses Unglück machte den Sultan gegen seine eigenen nichtmuhammedanischen Unterthanen mißtrauisch: er verfolgte die Braminen, zwang alle Christen zur Auswanderung und begieng tyrannische Grausamkeiten. Um sich an den Engländern zu rächen, suchte er deren Verbündete zu gewinnen, wiewohl vergebens. Als er sich hierauf wieder an die Franzosen, die damals mit England auf's Neue im Krieg waren, um Hülfe wandte und ihr Gouverneur von Isle de France ihm einige Offiziere sandte, begannen die Engländer den Krieg gegen ihn, indem der damalige Generalgouverneur Wellesley ihn auf zwei Seiten zugleich angreifen ließ. Tippo Sahib wurde auf beiden Seiten geschlagen und wieder in seine Hauptstadt eingeschlossen. Er vertheidigte sich einen Monat lang, fand aber, als die Briten am 4. Mai 1792 Seringapatnam mit Sturm einnahmen, seinen Tod. Die Sieger mit ihren Verbündeten, den Mahratten und dem Nizam, theilten sich in sein Reich und gaben einen Rest davon einem Sprößling der von Hyder Ali verdrängten

Dynastie, dem die Compagnie, wie andern unter ihrer Hoheit stehenden indischen Fürsten, noch einen Schein von Unabhängigkeit ließ, theils um sich dadurch den Schein von Gerechtigkeit zu geben, theils um die Eingebornen leichter im Gehorsam zu halten. Daher sorgte sie zugleich, daß solche Schattenfürsten auch geistig in steter Unmündigkeit blieben.

5. Selbstverderbliche Willkühr der englisch-ostindischen Verwaltungsbehörden. Einschreiten der englischen Regierung. For und die East-India-bill. Neue Organisation der Compagnie. William Pitt's-Bill Board of controul. Der Prozeß Warren Hastings.

Schon länger her aber sah die Regierung und das Parlament in England mit Besorgniß auf die so gewaltig anwachsende Macht der ostindischen Compagnie, durch die sich ein Reich im Reiche zu bilden schien. Daher hatte schon im J. 1783 For, der damals die englische Verwaltung leitete, im Parlament darauf angetragen, daß man der Willkühr der englisch=ostindischen Verwaltungsbehörden durch eine neue, dem Parlament Einfluß verstattende Behördenorganisation Einhalt thun und in Indien eine Regierung schaffen müsse, die mehr das Wohl der Regierten im Auge habe.

Das in London befindliche Directorium der Compagnie bestand aus 24 Directoren, die aus und von den Actionären auf 4 Jahre — und von welchen jedes Jahr 6 gewählt wurden. In der Versammlung der Actionäre hatte nur derjenige Actionär eine Stimme, der zwei Actien, jede zu 500 Pf. St. besaß. For schlug nun vor, eine Behörde von sieben durch das Parlament gewählten Directoren zu schaffen, welche den Handel, die Einkünfte und die Regierung Indiens überwachen und befugt seyn sollten, die Gesellschaftsbeamten ein= und abzusetzen.

Allein diese sog. ostindische Bill (East-India-bill), als zu tief in erworbene Rechte eingreifend, fiel durch und zog den Sturz des Ministeriums For nach sich. Das neue Ministerium und sein Leiter William Pitt d. J. brachte einen Vorschlag ins Parlament, der das bisherige Directorium beließ, ihm aber eine aus sechs vom König ernannten Mitgliedern des geheimen Raths bestehende Oberaufsichtsbehörde (Board of Controul) an die Seite setzte, welche zwar nicht die Handels=, aber alle Staats= und Kriegs=

angelegenheiten der Compagnie leiten und überwachen sollte. Diese Bill wurde angenommen und dadurch im Grunde „die ganze Ostindische Compagnie in die Hände des Königs und seines Ministeriums" gegeben, so daß Burke (nächst Fox der Hauptgegner dieser Bill) sagte, sie gebe der Krone einen Einfluß, der noch viel weiter über den von Fox in seiner Bill beabsichtigten hinausgehe und darum gefährlicher sey, weil zuletzt der bloße Wille des Königs Alles entscheide.

Nach Pitt's Bill muß unter den 6 Gliedern jener controlirenden Behörde der jedesmalige erste Lord der Schatzkammer und einer der Staatssecretäre seyn. Alle aus Indien kommenden Berichte und alle dahingehenden Befehle und Verordnungen müssen ihr vorgelegt werden, und sie ist befugt, sie zu verändern und in dringenden Fällen eigene Befehle nach Indien zu erlassen, ohne sie den Directoren vorgelegt zu haben. Der König bekam das Recht, den Oberfeldherrn zu ernennen und den Generalgouverneur, die drei Regierungspräsidenten (zu Calcutta, Madras und Bombay) und die übrigen Regierungsglieder, also alle irgend wichtigen von der Compagnie ernannten Civilbeamten nicht nur zu bestätigen, sondern auch sie abzusetzen.

Daß die innere Verwaltung der Compagnie dadurch wesentlich sollte gebessert worden seyn, zeigte sich freilich in der ersten Zeit noch nicht, da es schwer hielt, begangene Ungerechtigkeiten, wenn sie im Parlament zur Anklage kamen, zur verdienten Bestrafung zu bringen und dadurch ihre Wiederholung zu vermeiden, weil in solchen Prozessen der Parteieifer stets das Urtheil trübte. So wurde Warren Hastings 1786 nach seiner Rückkehr aus Indien von Fox und seinen Freunden vor dem Parlament schwer angeklagt, und mußte, um das Gefängniß abzuwenden, nicht nur selbst 20,000 Pf. St. Bürgschaft leisten, sondern auch noch zwei Mitbürgen, jeden mit 10,000 Pf. St. stellen. Der auf das leidenschaftlichste geführte Prozeß dauerte acht Jahre lang und endete erst 1795, und zwar mit Hastings' Freisprechung; doch wurde er in die Prozeßkosten verurtheilt.

„Wie Hastings selbst sagte, die Anklage hatte vor der einen Generation stattgefunden und das Urtheil wurde vor einer andern gesprochen.“ — „Bei dem Beginne des Prozesses (schreibt Macaulay) hatte eine starke und in der That unverständige Stimmung gegen Hastings bestanden; bei dem Schlusse bestand eine eben so starke und eben so unverständige Stimmung zu seinen Gunsten. Die Länge seines Prozesses machte ihn zu einem Gegenstand des Mitleids. Man meinte und nicht ohne Grund, selbst wenn er schuldig sey, sey er immer ein übel behandelter Mann und ein Anklagestand von 8 Jahren eine mehr als hinlängliche Bestrafung. Man fühlte auch, daß ein Mann, welcher 13 Jahre lang ein Reich regiert hatte, einige sehr tadelnswerthe Dingen begangen haben und doch im Ganzen eher Belohnungen und Ehren, als Geldbuße und Haft verdienen mochte. Aber in allen Stücken, außer in seinem Rufe, würde er weit besser daran gewesen seyn, wenn er, so wie er angeklagt worden, sich sogleich für schuldig erklärt und eine Buße von 50000 Pfund bezahlt hätte. Er war ein ruinirter Mann.“ Denn nur die Prozeßkosten beliefen sich auf 71020 Pf. St., die ungeheuern Summen zur Bezahlung seiner Sachwalter, zur Bestechung der Presse, zur Bestreitung anderer Kosten dabei nicht gerechnet, die zusammengenommen die Prozeßkosten vielleicht noch überstiegen. „Die Directoren sowohl, als die Eigenthümer der ostindischen Compagnie fühlten insgesammt, daß er große Ansprüche an sie habe, daß die Dienste, die er ihnen geleistet, ausgezeichnet und daß seine Mißgeschicke die Wirkung seines Eifers für ihr Interesse gewesen seyen.“ Sie setzten ihm daher eine Leibrente von 4000 Pf. aus, und gaben sie ihm auf 10 Jahre voraus und dazu noch ein unverzinsliches Darlehen von 50,000 Pf. — eine Beihülfe, die ihn in den Stand setzte, behaglich und selbst im Ueberfluß zu leben, wenn er ein guter Wirth gewesen wäre. — Die letzten Jahre seines Lebens brachte er zu Daylesford, dem von ihm zurückgekauften Sitze seiner Ahnen, mit der Sorge für seine Ländereien, Gewächshäuser, Menagerien 2c. und mit literarischen Beschäftigungen zu. Man besitzt von ihm unter andern auch Memoiren über Ostindien. Er erhielt zuletzt noch viele Beweise der öffentlichen sowohl, als der königlichen Gunst. Er starb in dem hohen Alter von 86 Jahren d. 22. Aug. 1818. Macaulay schließt seine Beschreibung von Hastings Leben mit folgenden Worten: „Die auf seinen Character ohne Gunst oder Uebelwollen blicken, werden erklären, daß er in Betreff der zwei großen Grundbestandtheile aller socialen Tugend — der Achtung für die Rechte Anderer und der Sympathie für die Leiden Anderer — Mängel hatte: seine Grundsätze waren etwas lax; sein Herz war etwas hart. Aber während wir ihn nicht mit Wahrheit als einen biedern, oder als einen gnadenvollen Regenten schildern können, können wir nicht ohne Bewunderung den Umfang seines Geistes, seine seltenen Talente für Befehl, für Verwaltung und für Polemik, seinen furchtlosen Muth, seine ehrenvolle Armuth, seinen glühenden Eifer für die Interessen des Staats, seinen edeln Gleichmuth, der durch beide Extreme des Glücks geprüft und

durch keines jemals gestört worden, betrachten." Gewiß ein fast mehr als mildes Urtheil!

Erst in der folgenden Periode, in welcher weitere Regierungsbestimmungen die Gewalt der Compagnie, besonders durch Beschränkung der Monopole, noch mehr beschränkten, fieng man an, auch das innere Wohl der Hindus mehr in's Auge zu fassen und sie die Wohlthaten einer höheren Civilisation kennen zu lehren. Wenigstens erkannten die Empfänglicheren unter ihnen allmählig, daß im Vergleich mit der launenhaften, alle Keime des Bessern erstickenden Tyrannei der alten Rajah's und Nabob's die englische Gesetzgebung und Verwaltung mit ihrer erhaltenden und dabei doch neuschaffenden Richtung eine merkliche Wohlthat für diese tief in der Verkehrtheit des Heidenthums steckenden Völker Indiens wurde. Mag auch die Ausbreitung der englischen Herrschaft von Seite ihrer Leitung stark auf macchiavellistischen Grundsätzen beruhen, so war und ist sie dennoch, wenn auch besonders anfangs sich selber unbewußt, in Bezug auf Religion, Wissenschaft und Politik ein offenbares Werkzeug der Vorsehung zur Weiterbildung der Menschheit daselbst. — Was dann insbesondere die evangelisch-christliche Liebe durch die Thätigkeit ihrer Missionen schon that und unablässig zu thun fortfährt, darüber wird bei der letzten Rundschau über die Völker des Orients weiter unten näher die Rede seyn.

5. Kapitel.

Wachsthum der englischen Herrschaft in Nordamerika durch den siebenjährigen Colonialkrieg, und Abnahme derselben durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg.

1. Die ersten englischen Colonieen in Nordamerika von der Gründung Virginiens bis zur Gründung von Pensylvanien.

Während Großbritannien seine Herrschaft in Ostindien, ungeachtet schwerer Kämpfe, so bedeutend ausbreitete und seine Hülfsquellen vermehrte, verlor es in der Westwelt den schönsten Theil seiner Besitzungen, die es noch nicht sehr lange zuvor durch einen glücklichen Krieg beträchtlich erweitert hatte. — Werfen wir aber zuvor einen Rückblick auf Nordamerika's frühere Geschichte:

Nordamerika war nach seiner Entdeckung lange unbenützt geblieben, da die Goldsucht keine Befriedigung fand und das Dunkel der Urwälder, die Starrheit des Bodens und die kriegerische Wildheit der Indianerstämme die Europäer zurückschreckte. Von den ersten Ansiedlungen, die Walter Raleigh in dem nach seiner jungfräulichen Königin benannten Virginien in den Jahren 1585 und 1587 angelegt hatte, fand man bald keine Spur mehr: denn sie hatten nur nach Gold gesucht und nichts gefunden. Erst unter Jakob I schickte eine englische Handelsgesellschaft wieder Abenteurer aller Art dahin, die anfangs auch nur nach Gold scharrten, aber vergebens, bis ein kluger Mann unter ihnen, Capitän Smith, seinen Abordnern klar zu machen suchte, daß in Nordamerika kein Gold, aber um Mühe und Arbeit andere Schätze zu finden seyen, die nur Ackerbauer, Handwerker und Fischer zu heben verstünden. Er ward mit Undank fortgeschickt und eine Zeit lang scharrte man noch nach Gold. Endlich ward sein Rath befolgt, und so wurden zuerst in Virginien 1607 und (durch eine zweite Handelsgesellschaft) am Flusse Delaware 1609 die ersten dauernden Niederlassungen gegründet.

In der Folge war es nicht sowohl Gewinnsucht, als vielmehr Glaubensnoth, welche ganze Schaaren von Auswanderern aus England nach Amerika trieb, um den oft blutigen Verfolgungen der herrschenden Kirche zu entgehen. So landete im Dezember 1620 ein Häuflein Puritaner an einem mit Eis bedeckten Felsenufer, kaufte ehrlich den Indianern ein Stück Landes ab und gründete unter unzähligen Beschwernissen die Colonie Plymouth.

Ihnen folgten andere Puritanerschaaren und bis zum Jahr 1631 waren auch in Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island, New-Hampshire, New-Jersey, New-Haven, Ansiedlungen gegründet und zwar von Leuten, die meist Psalmen und geistliche Lieder sangen und ein sittenstrenges, fast alttestamentlich gesetzliches Leben führten, aber dabei durch harte Arbeit im Schweiße ihres Angesichts ihr redlich verdientes Brot aßen, ein streng Geschlecht, aber ganz dazu geschaffen, gerade diesen rauhen Norden urbar zu machen und durch sittliche Selbstbeherrschung die Bedingungen zu selbstherrlichen Staatenschöpfungen zu gewinnen. Noch feiert der Nordamerikaner jährlich den Tag der Ankunft dieser „Pilgerväter" und betrachtet „den Felsen von Plymouth mit ehrfurchtsvoller Scheu," wiewohl er jene Väter irrthümlich als Apostel der Gewissensfreiheit bewundert. Denn noch waren sie gar sehr unduldsam, und Gewissensfreiheit nur für sich verlangend, gönnten sie fremdem Gewissen bei ihnen noch keinen Raum.

Die Freiheit der Gewissen für sich und für Andersglaubende sollte zuerst ein — Katholik (allerdings kein ursprünglicher) den Amerikanern lehren. Im Jahre 1625 wanderte ein von der englischen Hochkirche zum Katholicismus übergetretener und deswegen in England verfolgter Staatsmann, Lord Baltimore, nach Nordamerika, ließ sich von König Karl I, dem Gemahl einer katholischen Prinzessin Maria, ein Landstück am Potomac verleihen, das er seiner Königin zu Ehren Maryland nannte, und erklärte von vorne herein, daß (es war zu der Zeit, da sich in Deutschland im dreißigjährigen Krieg Katholiken und Protestanten zerrissen) auf seinem Grund und Boden alle christlichen Religionen gleiche Berechtigung finden sollten. Indeß wurde Maryland erst nach seinem Tode eine eigentliche Ansiedlung (1633); aber noch jetzt er-

innert die große Stadt Baltimore an jenen edlen, „seiner Zeit weit vorausgeeilten" Mann.

Auch die Puritaner in Plymouth wollte im J. 1631 ein junger englischer Geistlicher Roger Williams eine größere Weitherzigkeit lehren: daß er aber nicht bloß Katholiken und Puritaner, sondern auch Juden und Muhammedaner neben den Christen ihres Glaubens leben lassen wollte, wenn alle nur bürgerlich rechtschaffen wandelten, — solche vorher noch unerhörte Lehre sollte er mit Deportation büßen. Er entfloh aber und gründete anderwärts die Colonie Providence als ein Asyl für jeden, der seines Glaubens leben wolle. Er leitete 50 Jahre lang diese allerdings wunderlich bunte Gesellschaft und starb von allen geachtet, von den Indianern geliebt, von den Puritanern gehaßt, selbst aber ohne Groll gegen seine Verfolger.

Im Jahr 1662 siedelten sich Briten in Carolina an, das späterhin in Nord- und Südcarolina getheilt wurde. Seit 1664 nahmen andere englische Einwanderer weiteren Besitz von jenen Küsten und nöthigten die dort schon angesiedelten Schweden und Holländer (die letztern in Neu-Amsterdam, das jetzt New-York heißt), sich ihnen zu unterwerfen. — Um 1668 drangen französische Jesuitenmissionäre von Canada aus, wo sich die Franzosen schon vor der Gründung britischer Küstencolonieen festgesetzt hatten, in die weiten Thalflächen des Missisippi und legten dort den ersten Grund zu europäischen Ansiedelungen. — Eben so fanden theils schon vor, theils aber besonders nach der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten Aufnahme und siedelten sich am James-Fluß an.

Im Jahr 1681 kam von den vielen politisch-religiösen Secten, die im 17. Jahrhundert auf englischem Boden wucherten, auch die Secte der Quäcker, geführt von William Penn, nach Nordamerika und ließ sich dort zwischen dem warmen Süden und dem rauhen Norden in dem milden Himmelsstriche Pennsylvaniens nieder, wo in der „Stadt der Bruderliebe," in Philadelphia, nicht nur viele Verfolgte anderer Confessionen aus dem Mutterlande eine neue Heimath, sondern auch viele Deutsche gewissermaßen ein neues Deutschland finden sollten.

Die Secte der Quäcker wurde durch den Schuster Fox gestiftet, der während die übrigen protestantischen Kirchen die göttliche Offenbarung in der Bibel

als abgeschlossen ansehen und zum Predigen außer einem gelehrten Bibelstudium ein von der Kirche ordentlich übertragenes Amt heischen, sich durch das sogenannte „innere Wort" getrieben fühlte, aus dem „innern Licht" heraus zu predigen, behauptend, es bedürfe keines besondern Predigtamtes: ein Jeder sey befugt, in der Versammlung zu reden, je nachdem der Geist über ihn komme; es solle sich überhaupt Keiner über den Andern erheben, denn es dürfe kein Rang unter den Christen gelten, alle seyen Brüder und vor Gott gleich: daher Einer den Andern mit Du anreden und vor ihm den Hut aufbehalten müsse. Auch verwarf er jeden Eid, desgleichen den Kriegsdienst. Mit kühnem Muth zeugte er gegen das ausgelassene Hofleben Karls II und verkündete Gottes Gericht über dasselbe. — Von der Welt mit Spott und mit dem Namen Quäker (d. i. Zitterer) belegt und von der Regierung, wie von der Kirche mit Gefängniß bedroht, fand diese Secte, die anfangs ziemlich stürmisch auftrat, durch eines ihrer Glieder, **William Penn,** eine ruhige und friedliche Stätte und zwar auf folgende Weise. William's Vater, der angesehene und reiche Admiral Lord Penn, gewahrte mit Schrecken, daß sein Sohn, den er zu einem hohen Staats- und gewandten Weltmann machen wollte, zur Secte der Quäker sich halte. Er schickte ihn nach Paris, um dort von seiner Schwärmerei geheilt zu werden; allein er kam von da durch den Gegensatz der dort herrschenden Frivolität noch mehr in seiner Richtung befestigt, zurück. Da enterbte ihn sein Vater. Er ließ sich's ohne Widerrede gefallen, indem er die Gemeinschaft der Brüder für ein besseres Erbtheil hielt. Nun wurde er vor Gericht geschleppt, vertheidigte sich aber ruhig und sprach seinen Richtern das Recht ab, den Geist zu dämpfen; er ward in's Gefängniß geworfen, erklärte aber, daß er seine Ueberzeugung nicht gefangen geben könne. Diese Standhaftigkeit rührte seinen Vater so, daß er ihn wieder aufnahm und zum Erben seines großen Vermögens einsetzte. Mit diesem sah er sich nach einem Zufluchtsort für seine Brüder um, und da König Karl II der Erbmasse seines Vaters eine bedeutende Geldsumme schuldete, ließ er sich dafür in Amerika die waldbedeckte Gegend zwischen dem Hudson und Delaware anweisen. Ueberzeugt aber, daß weder der König, noch er der rechte Eigenthümer derselben sey, kaufte er dieses Land den Indianern ab und versprach dabei, sie stets vor jeder Willkühr zu schützen. Dieser Wald des Quäkers Penn nun, dieses Pennsylvanien, wurde dann das merkwürdige Land, wo nicht bloß Quäker, sondern Christen und freie Männer aller christlichen Confessionen und Nationen gegen einen geringen Zins leben und selbständig ihre bürgerlichen Angelegenheiten ordnen konnten. So erbauten Menneniten von Frankfurt Germantown (Deutschstadt); Herrnhuter legten Nazareth, Bethlehem 2c an, und Pfälzer und Württemberger ließen sich zahlreich nieder. — Deutsche waren es besonders, welche die von geldgierigen Engländern eingeführten Schwarzen von ihrer harten Arbeit frei kauften und die Quäker vermochten, ihrem Beispiele zu folgen.

Die mannichfaltigen Ansichten, welche vorzüglich die den Druck in der Heimath fliehenden englischen Secten und Parteien in dieses ihr Zufluchtsland mitbrachten, gaben der aus ihnen entstandenen nordamerikanischen Bevölkerung einen eigenthümlichen Charakter. Während übrigens in religiöser Beziehung die bunteste Mannichfaltigkeit und nicht zu vermeidende Verwirrung zu herrschen begann, waren in politischer Beziehung nur zwei Hauptrichtungen bemerkbar, indem die südlicheren Colonieen, in welche besonders der aus England geflüchtete Adel gezogen war, mehr dem Königthum —, die nördlicheren aber, wo die Puritaner vorwalteten, republikanischen Grundsätzen geneigt waren, die wegen der Menge und Charakterstärke derer, welche sie hegten, im Allgemeinen vorwogen. Deßhalb sowohl, als weil überhaupt alle diese Parteien wegen Druck's das Mutterland verlassen hatten, gewöhnte man sich um so mehr, Nordamerika nicht bloß im Gegensatz zum eigentlichen Südamerika, sondern auch zu Europa in religiöser und bürgerlicher Hinsicht ausschließlich das Land der Freiheit zu nennen.

2. Die nordamerik. Colonieen unter Wilhelm III. Beschränkung ihrer Handelsfreiheit. Unzufriedenheit. Schleichhandel. Beginn des Besteuerungssystems. Der engl.-franz. Colonialkrieg. Einfall der Briten in Canada. General Wolff. Einnahme von Quebek; Eroberung von Canada: (Cook's Entdeckungsreisen.)

Alle diese Colonieen, woher sie auch ihren physischen und moralischen Ursprung leiten mochten, mit ihren verschiedenen Nationalitäten und ihren verschiedenen politischen und religiösen Grundsätzen standen (mit Ausnahme der von Franzosen gestifteten Colonieen) unter der Oberhoheit der englischen Krone, die ihnen das Recht, gesetzgebende Versammlungen zu wählen, und andere Rechte und Freiheiten in besonderen Freiheitsbriefen ertheilte und sie durch Statthalter regierte. So lange man ihnen diese verbrieften Rechte und Freiheiten nicht antastete, nahmen sie die verschiedenen Veränderungen der Regierung, die im Mutterlande zur Zeit der Rebellion, Republik, Restauration und Revolution eintraten,

je nach ihren Grundsätzen zwar nicht gleichgültig, doch ohne eigentliche Opposition hin. Nur als der Oranier Wilhelm III (XXI. 9, 4.) nach seiner Besteigung des englischen Thrones den Colonieen, auf deren vortheilhaftere Benützung für die Krone er seine besondere Aufmerksamkeit richtete, eine neue Verfassung gab, der gemäß alle wichtigen Aemter in den Colonieen von der Krone besetzt wurden, fühlten sich besonders die nördlichen Provinzen empfindlich berührt; und als die Handelsthätigkeit der Colonisten, die anfangs ganz frei gewesen, nachher aber durch die Navigationsacte (XXI. 8, 2.), und weitergehend durch Zusätze, welche die rückgekehrten Stuarts zu derselben machten, ihnen ohnedieß schon sehr erschwert worden war, durch Wilhelm's Verordnungen noch mehr beschränkt wurde, so fanden sich die südlichen sowohl, als die nördlichen Colonieen gleich stark davon betroffen, und die Unzufriedenheit mit dem Mutterlande fieng an, allgemein zu werden, weil sie glaubten, daß sie demselben nur zu Werkzeugen des Gewinns dienen sollten.

„Keine Waaren — so bestimmten schon die stuartischen Zusätze zur Navigationsacte — sollten mehr aus den Colonieen ausgeführt werden, es sey denn nach englischen Häfen; ertappte man ein Schiff mit Colonialwaaren darauf, das anderwärts hinsegelte, so ward es confiscirt; ja alle Schiffe, die von England nach den Colonieen segelten, mußten Bürgschaft stellen, daß sie die dort aufzuladenden Waaren nirgends andershin transportiren wollten, als eben nach England. Ja, um die Beschränkung vollständig zu machen, sollten die Colonisten ihre Bedürfnisse nirgends anders holen, außer von England." — Noch weiter giengen die vom oranischen Hause auferlegten Beschränkungen. „Nicht einmal im eigenen Hause sollten die Colonisten Herr seyn: keine fremden Kaufleute sollten sich bei ihnen, des Handels wegen, aufhalten dürfen, nur englische: denn diese mußten, da keine Colonie sollte frei mit der andern Handel treiben können, die Vermittlung übernehmen." Ja man sollte nicht blos mit seinen eigenen Producten nicht frei handeln dürfen, man durfte nicht einmal etwas anfertigen, was über die Rohproduction hinausgieng. Denn Manufacturen waren ihnen verboten: „Wohl mochten die Colonisten Roheisen schmelzen, Wolle züchten, Flachs bauen, aber sie durften keine Säge, keine Scheere, keinen Meißel, noch Hobel anfertigen, ja kaum einen Hut; keinen Webstuhl durften sie aufstellen, ja selbst um das Spinnrad beneidete man sie! Erklärte doch einmal ein englischer Parlamentsredner, er könne nicht ruhig schlafen, wenn in Amerika auch nur ein Nagel verfertigt werde! — Ihre rohen Stoffe sollten die Colonisten nach England

schaffen: dort möchten dann englische Schmiede, Weber, Hutmacher ꝛc. Waaren daraus verfertigen, die konnten sich dann die Colonisten mit schwerem Gelde wieder zurückerkaufen!" (R. Nagel.) Dazu kam, daß England, seit es durch den spanischen Erbfolgekrieg das Vorrecht erhalten hatte, Negersclaven in die spanischen Besitzungen zu bringen, auch ihren eigenen Colonieen Sclaven in Massen zuführte, und daß alle Protestationen der Colonisten (der Puritaner und Quäker) und ihrer gesetzgebenden Versammlungen gegen die Negereinfuhr an der Gewinnsucht der englischen, namentlich der Liverpooler Kaufleute zu nichte wurden.

Kein Wunder, daß die Colonieen auf diese Weise dem Mutterland einen ungemeinen Nutzen brachten, wenn man nur den einen Vortheil betrachtet, daß England die Producte, die es vorher von Schweden, Rußland und aus den Ostseehäfen um theure Preiße beziehen mußte, nunmehr wohlfeiler aus seinen eigenen Colonieen zog. Der Nutzen würde für den Staatsschatz noch größer gewesen seyn, wenn die Nordamerikaner nicht, um den Nachtheil, den ihnen die oberwähnten Handels= und Gewerbsbeschränkungen brachten, zu mindern, zum Schleichhandel ihre Zuflucht genommen hätten, den sie besonders nach dem französischen und holländischen Westindien so stark trieben, daß dadurch die Zuckerinseln der Franzosen und Holländer in Aufnahme, die Zuckerplantagen der englischen Antillen dagegen in Abnahme geriethen.

Um diesen Schaden abzuwenden und doch die Navigationsacte, dieses „Palladium" des englischen Schifffahrts=, Handels= und Colonialwesens, nicht zu zerstören, führte man das System der Besteuerung ein, mit dem die Colonisten zwar auch nicht zufrieden waren, das sie jedoch ertrugen, weil man ihnen von Zeit zu Zeit einzelne neue Freiheiten gewährte, vorzüglich aber weil sie der Hülfe des Mutterlandes gegen französische und spanische Anfechtungen noch gar sehr bedurften.

Die Besteuerung bestand zunächst im Zuckerzoll. In England hatte man nämlich allmählig eingesehen, einerseits daß die Colonialproduction den Bedarf in Großbritannien weit überstieg und daß der Absatz des Ueberflusses an Auswärtige, der Frachtkosten wegen, keinen Vortheil brachte; anderseits, daß das Bedürfniß der Colonieen nach ausländischen Producten sich so vermehrt hatte, daß Großbritannien allein es zu befriedigen nicht mehr im Stande war.

Hätte man aber den nordamerikanischen Colonieen erlaubt, ihren Ueberfluß unmittelbar in's Ausland abzusetzen und sich von dort unmittelbar ihre Bedürfnisse zu holen, so wäre dadurch die Navigationsacte fast wirkungslos geworden.

Man schlug daher einen Mittelweg ein und legte auf allen fremden in eine britische Colonie eingeführten Zucker, Rum und Syrup einen hohen Zoll und erlaubte den Zucker von den britischen Inseln unmittelbar den europäischen Ländern zuzuführen.

Obgleich die Colonieen sich auf allen Seiten beengt sahen, nahm doch ihr Wohlstand so zu, daß ihnen die Theilnahme an den Handelskriegen, die das Mutterland für sie mit den Spaniern (denen Florida gehörte) und mit den Franzosen zu führen hatten, nicht schwer wurde. Insbesondere sollte der schon XXIII. K. 8, 5. erwähnte siebenjährige Colonial- oder Seekrieg Englands mit Frankreich und Spanien (1754—1763) in den Colonisten jenes Selbstgefühl erwecken, das ihnen in der Folge den Muth, ja Uebermuth zum Widerstand gegen das Mutterland gab.

Die Franzosen hatten sich nämlich schon früher am Lorenzostrom in Canada, wo sie Quebek und Montreal zu festen Stützpuncten hatten, so wie in Terra Nova und Acadien und auf einigen westindischen Inseln, und später (unter Ludwig XIV) am Ausfluß des Missisipi, wo sie Louisiana bebauten, desgleichen auch am obern Laufe dieses Stroms und an seinen Zuflüssen niedergelassen, während die britischen Colonisten kraft ihrer Freibriefe den ganzen Landstrich vom atlantischen Meer bis zum stillen Ocean ihr Besitzthum nannten. Diese Ansprüche bestritten die Franzosen den Engländern und behaupteten, ihre natürliche Gränze sey die Gebirgsreihe, welche sich 150 bis 200 Meilen von der Ostsee entfernt hinzieht; ja sie faßten den gewaltigen Plan, Canada im Norden mit Louisiana im Süden durch eine Kette von Festungen zu verbinden und so die Engländer von den großen Seen (dem Ontario-, Erie-, Huron-, Michigan- und obern See), so wie von den Thälern des Ohio und Missisippi abzuschneiden.

Gegen dieses Beginnen machte England am Hofe zu Ver-

sailles Vorstellungen, und da diese unbeachtet blieben, so erhielten die Colonieen den Befehl, Gewalt dagegen zu gebrauchen. Daher gieng von Virginien aus im J. 1754 eine amerikanische Expedition unter dem Major Washington nach dem Ohio ab, mußte aber der Uebermacht der Franzosen und der mit ihnen verbundenen Indianer weichen. Nun sandte die englische Regierung (es war noch unter Georg II) ein eigenes Heer aus England unter dem General Braddok nach Amerika, der sich mit Washington's Miliz vereinigte und den Marsch nach dem Fort du Quesne am Ursprung des Ohio antrat.

Da sich nirgends Franzosen sehen ließen, drang er, dadurch sicher geworden, wider den erfahrenen Rath Washington's, der ihn vor der Hinterlist der Indianer warnte, tiefer in die Wälder ein, als ihn plötzlich die Indianer auf allen Seiten, hinter Büschen und Bäumen versteckt, mit mörderischem Feuer angriffen. Anstatt sie nun aus dem Dickicht zu treiben, gebot er, wie wenn er es mit einem regelmäßig fechtenden Feinde zu thun hätte, seinen in Verwirrung gerathenen Leuten, sich in Reih' und Glied zu stellen, was die Folge hatte, daß es dem hinterhaltigen Feinde noch leichter wurde, die Hälfte des britischen Corps hinzustrecken. Zuletzt als Braddok selbst verwundet wurde, wendeten sich seine übrigen Leute zur Flucht, während der umsichtige Washington mit großem Geschick seine virginische Landwehr, welche die Nachhut bildete, vom Untergang rettete.

Zwar schlug noch in demselben Jahre General Johnson die Franzosen am Georgensee, aber im folgenden Jahre 1756 gelang es diesen, zwei Festungen, die eine am Georgensee, die andere am Ontariosee, wegzunehmen und dadurch alle Seen zu beherrschen. Als sodann England und Frankreich im förmlich erklärten Krieg in Deutschland sowohl, als überhaupt in allen vier Welttheilen aneinander geriethen, sah sich das englische Ministerium genöthigt, fremde Truppen anzuwerben und ein aus Hessen und Hannoveranern bestehendes Hülfscorps nach Amerika zu schicken, wo aber, da auf beiden Seiten die Kraft vorzüglich auf dem europäischen Kriegsschauplatz in Anspruch genommen war, in den nächsten zwei Jahren wenig Entscheidendes vorfiel.

Erst das Jahr 1759 war den Engländern in Amerika günstiger. Nachdem sie mehrere Forts erobert hatten, faßten sie den Plan, in das canadische Land von drei Seiten zu gleicher Zeit einzudringen und sich bei Quebek zum Angriff auf diese Hauptstadt zu vereinigen. Von den drei Expeditionen erschien indeß nur eine vor dieser Stadt und zwar eine Flotte unter dem Admiral Saunder und ein Landheer unter dem Befehl des jungen tapfern Brigadegenerals Wolff. Allein in einer gewissen Entfernung von Quebek stieß diese Expedition auf ein festes französisches Lager, das von 10000 M. unter dem Marquis Montcalm besetzt und im Rücken von dichten Wäldern gedeckt war.

Nach einem vergeblichen Angriff auf dasselbe, faßte Wolff den kühnen Gedanken, die auf einem felsigen Plateau liegende Stadt zu überrumpeln. Seine Truppen erkletterten in der Nacht die sog. Abrahamshöhen und stellten sich zum Angriff in Ordnung. Als hierauf Montcalm mit dem Lagerheer zum Entsatz herbeieilte, kam es zu einem so hitzigen Treffen, daß beide Generale tödtlich verwundet wurden. Während der tapfere Wolff auf dem Schlachtfeld in den letzten Zügen lag, hörte er noch den Ruf: „Sie fliehen!" und sagte: Wer flieht? Als man ihm antwortete: „Die Franzosen fliehen!" sagte er: „Nun will ich gern sterben!" und verschied. Die Frucht seines Heldentods war die Uebergabe von Quebek, und als im folgenden Jahre auch die Stadt Montreal sich dem General Amherst ergab, so war die Eroberung von Canada vollendet.

Der Tod Georg's II und die Thronbesteigung Georg's III (1760) brachte zunächst keine Aenderung in den Fortgang des Kriegs. Frankreich wünschte zwar Frieden, aber unter Bedingungen, die Pitt mit Verachtung verwarf. Als hierauf Spanien aus einem Familienvertrage mit Frankreich am Kriege Theil nahm und Pitt's Rücktritt erfolgt war, setzten auch die folgenden Ministerien den Krieg fort, in welchem Frankreich 1762 noch fünf westindische Inseln verlor, bis das Ministerium Bute, zufrieden, den Stolz der Bourbonen gedemüthigt und den König von Preußen gesichert zu sehen, den Friedensanträgen Frankreichs Gehör gab und 1763 den Pariser Frieden schloß, dessen Bestimmungen oben (XXIII. 8, 5) näher angegeben wurden.

Auf der Flotte, welche zur Einnahme Quebek's mitwirkte, befand sich ein Mann, der in der Folge durch seine drei Entdeckungsreisen weltberühmt wurde. Es war dieß **James Cook**, geb. 1728 in der Grafschaft York. Er begann seine Laufbahn als Schiffsjunge auf einem Steinkohlenschiff, trat nach 6 Jahren als Matrose in königliche Dienste und fühlte, als er Oberbootsmann war, das Bedürfniß wissenschaftlicher Ausbildung. Er ließ sich für sein erspartes Geld in der Mathematik und Astronomie, so wie in dem, was sonst noch zu den Seewissenschaften gehört, unterrichten, bekam dann eine Stelle bei jener Flotte, und trug durch die nähere Untersuchung des Lorenzostroms, mit der er vom Admiral Saunder beauftragt war, zu dem glücklichen Ausgang der Unternehmung auf Quebek bei. Daher bekam er bald auch den Auftrag, die Küsten von Newfoundland aufzunehmen und fertigte sehr brauchbare Karten davon. Alsdann kaufte er sich ein kleines Gut, um im Dienste der Admiralität als „Schiffsmeister und Landmesser" zu leben.

Im Jahr 1768 erhielt er vom König Georg III den Auftrag als Lieutenant mit einem Schiffe nach dem stillen Ocean zu segeln, um auf der von dem Engländer Wallis entdeckten Insel Otaheiti den damals bevorstehenden Durchgang der Venus durch die Sonne — als ein selten vorkommendes Himmelsereigniß — zu beobachten und dabei auf neue Entdeckungen auszugehen. Bei Brasilien angelangt, fuhr er die südamerikanische Küste hinab, berührte das Feuerland und fuhr um das Cap Horn dem Südpol zu. Rückkehrend vollzog er auf Otahaiti seinen Auftrag, stach wieder in die See, erreichte Neuseeland und fand, daß es aus zwei getrennten Inseln besteht. Nachdem er die Fruchtbarkeit dieser Insel erkannt und auch die umliegenden Inseln untersucht hatte, schlug er den Weg nach Ostindien ein und fuhr nach Neuholland, dessen Ostseite vor ihm noch unbekannt gewesen war. Durch die gefahrvolle, weil klippenreiche Straße zwischen Neuholland und Guinea segelnd, entdeckte er die Wasserscheide zwischen Neuholland und Neusüdwallis und nahm letzteres für England in Besitz. Hierauf kehrte er nach London zurück (1771), drei Jahre nach seiner Ausfahrt.

Zufrieden mit den Resultaten seiner Expedition ertheilte man ihm 1772 den Auftrag, nach dem Südpol zu fahren, um zu untersuchen, ob sich dort innerhalb des Polarkreises Land finde. Auf dieser zweiten Entdeckungsreise, zu der ihm zwei Schiffe gegeben wurden, begleiteten ihn die beiden Naturforscher Forster, Vater und Sohn, welche nachher diese Reise beschrieben. Unter Stürmen und zunehmender Kälte begegnete er beim 50° s. Br. großen Eismassen, arbeitete sich bis zum 65° vor und schlug dann die Richtung nach Neuseeland ein. Von da nach Otahaiti und den übrigen Gesellschafts-Inseln steuernd, untersuchte er die Freundschafts-Inseln und gieng dann wieder nach Neuseeland und von da nach dem Südpol zurück, dem er sich nun bis zum 71° s. Br. näherte. Ein unabsehbares schauriges Eisfeld hemmte die

Weiterfahrt. Das Gefühl der Beengung in dieser Todtenstille der Natur verwandelte sich den Reisenden in sorgenvollen Kummer durch die plötzliche Krankheit Cook's, die sich derselbe dadurch zugezogen hatte, daß er nie besser essen wollte, als der gemeinste Schiffsmann. Er wurde nur dadurch gerettet, daß Forster seinen treuen Otahaitischen Hund, das einzige Thier, das auf dem Schiffe war, schlachten ließ und Cook's zerrütteten Magen durch die Brühe des gekochten frischen Fleisches herstellte Auf der Rückkehr besuchte Cook die Neu-Hebriden und war der erste, der New-Caledonien betrat. Von da nach der Spitze von Südamerika sich wendend, entdeckte er Südgeorgien, näherte sich abermals dem Südpol bis zum 59° und entdeckte das Sandwichsland. Nachdem er erkannt, daß jenseit des Südpolarkreises kein Land sey, kehrte er nach abermal drei Jahren über das Cap nach England zurück, wo er nun zur Belohnung zum Capitain befördert wurde.

Die dritte Reise, zu der er sich selbst erbot, hatte die Bestimmung, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer zu erforschen, auf welche Entdeckung der Preis von 20,000 Pf. St. gesetzt war. Mit zwei Schiffen 1776 von Plymouth aussegelnd fuhr er an das Cap, besuchte von da die Freundschaftsinseln, wo er Schaafe zur Fortpflanzung aussetzte, fuhr vor den Sandwichsinseln vorbei nach der Küste von Neualbion und landete an der äußersten Westspitze Amerika's der er den Namen, Prinz v. Wales-Vorgebirg gab. Beim 70. Breitengrad Eis gewahrend, kehrte er wieder nach den Sandwichsinseln zurück und legte bei der Insel Owaihi an. Hier geriethen einige seiner Leute mit den diebischen Eingebornen in Zwist, so daß Kook selbst mit etlichen Begleitern an das Land stieg, um das Oberhaupt der Insel aufzufordern, ihm den großen Kutter wieder zu schaffen, den einige Indianer entwendet hatten. Da griffen die Einwohner zu den Waffen, und Einer vor Cook tretend bedräute ihn mit rohen Gebärden. Cook verweist es ihm, und als jener dreister wurde, schießt ihn Cook, von seiner sonstigen Besonnenheit verlassen, nieder. Nun fiel die Menge über seine Begleiter her und erwürgte sie. Noch wagte es Niemand, den Cook selbst zu tödten, der sie fest ansah. Als er sich aber nach dem Meere kehrte und seinen Leuten in den Schiffen zurief, ihn abzuholen, ward er von hinten mit einem Spieße durchbohrt und fiel vorwärts in die See. Bei seinem Fall erhuben die Indianer ein Freudengeschrei, und stießen noch mit ihren Dolchen in seinen Leichnam, den sie dann zerstückelten und unter sich vertheilten. Die Schiffsmannschaft nahm nun zwar grausame Rache, konnte aber von Cook's Körper nichts als den entfleischten Kopf, seine beiden Hände und einige Knochen erhalten. Weinend legten sie diese Ueberreste in eine Lade und versenkten sie in's Meer. Dann kehrten sie nach Europa zurück, wo das traurige Ende dieses großen Entdeckers allgemein beklagt wurde.

3. Maaßregeln gegen den Schleichhandel der Colonieen. Die Stempeltaxe. Unruhen. Zusammentritt der 13 Assemblies. Passiver Widerstand der Kaufleute. Zurücknahme der Stempelacte. Zollauflagen. Widerstand in Boston. Benjamin Franklin. Die Theeacte. Aufstand in Boston. Congreß in Philadelphia. Ausbruch des Freiheitskriegs. Treffen bei Lexington.

Seit der Eroberung von Canada war Großbritannien allein Herr von Nordamerika (mit Ausnahme des West-Mississippithals) und dieses große Gebiet schien ein festes und dauerndes zu seyn, ganz geschaffen, Englands Macht der größten Zukunft entgegenzuführen. Allein auf dieser Seite sollte dem wachsenden britischen Stolz ein Pfahl in die Seite getrieben werden, der ihn bei seinem Streben nach einer Weltobmacht stets an die Gränze mahnen konnte, die ihm, wie allen irdischen Reichen gesteckt ist.

Da der mehrgenannte Colonialkrieg die englische Staatsschuld auf 184 Mill. Pf. St. erhöht hatte, so schien die Herbeiziehung der Colonieen, für die man so große Opfer gebracht hatte, zur Deckung der Staatsausgaben nicht ungerecht. Aus diesem Grund machte das neue Ministerium den Versuch, die Finanzen durch eine Auflage auf die Colonieen zu bessern, setzte aber dabei die nöthige Klugheit in Beobachtung der herkömmlichen Formen aus den Augen.

Um zunächst dem fortwährenden Schleichhandel der Amerikaner, durch welchen die Zollerträgnisse des Mutterlandes litten, ein Ende zu machen, erhielten die englischen Schiffe der dortigen Gewässer den Befehl, die amerikanischen Handelsfahrzeuge einer jedesmaligen Untersuchung zu unterwerfen. Da nun diese oftmals nicht mit der gehörigen Schonung vorgenommen wurde, so entstand schon dadurch unter den Amerikanern, welche darin ihre Freiheit beeinträchtigt hielten, ein großer Unwille, der sich dann durch eine Abgabe, die auf einige Einfuhrartikel gelegt wurde, noch verstärkte: denn Abgabefreiheit hielt der Amerikaner für so natürlich, wie Religionsfreiheit.

Als vollends auf Betrieb des Königs und seiner Umgebung durch den Minister Greenville (obschon wider dessen eigne Ansicht) eine neue Parlamentsacte, die sog. Stempelbill beantragt, und am 22. März 1765 gegen Rockingham's, Conway's und Barré's warnende Stimmen durchgesetzt wurde, dergemäß in den

Colonieen die Stempeltaxe eingeführt ward, stieg der Unmuth der Amerikaner auf's Aeußerste, da es sie verdroß, daß man ihnen fortan Abgaben abfordern wolle, ohne ihnen bei der Auflegung ein Stimmrecht einzuräumen, kurz, daß man sie als Provinzen und nicht dem Mutterlande gleich behandeln wolle.

Hinter diesen Grund trat der der Lästigkeit zurück, obwohl diese Auflage, welche, als gering, bei uns in Europa nicht sehr gespürt wird, aber in dem weitschichtigen, damals so dünnbevölkerten Amerika allerdings sehr beschwerlich seyn mußte, da es Manchen oft Tagereisen gekostet hätte, um sich einen Stempelbogen zu kaufen. Der Unmuth brach zuerst in Virginien aus. Als Franklin, der damals, als diese Bill durchgieng, gerade in London war, an einen seiner Freunde in Virginien schrieb: „Die Sonne der Freiheit will untergehen! Stecken wir die Kerzen des Fleißes und der Sparsamkeit an!" — so antwortete ihm dieser Freund: „Wir werden bald Fackeln ganz anderer Art anzünden."

In Boston und Philadelphia läutete man auf die Nachricht von der Ankunft des Stempelpapiers die Trauerglocken, stürmte die Forts, in die es deponirt wurde, und verbrannte die Bogen. Von Boston aus bildete sich durch alle Colonieen hindurch eine Verbindung der „Söhne der Freiheit" und plötzlich traten die Assemblies (Ständeversammlungen) der 13 Staaten, die bisher nur vereinzelt gestanden hatten, in New-York zu einem gemeinsamen Congreß zusammen und erklärten, nie das Stempelpapier gebrauchen zu wollen.

Einen zwar passiven, aber wirksameren Widerstand leisteten die amerikanischen Kaufleute durch das Uebereinkommen, keine Manufacturen mehr von England kommen zu lassen, sondern sich (namentlich durch fleißige Wollzucht) selbst zu genügen, so daß dann selbst die englischen Kaufleute, denen auf diese Weise die Erzeugnisse ihrer Manufacturen liegen blieben, anfiengen, das Parlament um die Rücknahme der Stempelbill zu bestürmen.

Auch der greise William Pitt erhob seine Stimme dagegen, indem er in seiner Rede zur Vertheidigung der amerikanischen Freiheit bewies, daß Großbritannien durch seinen Handel mit den Colonieen jährlich zwei Mill. Pf. St. gewinne: das sey der Schatz, der das Mutterland in den verflossenen Jahren den Krieg habe siegreich führen lassen; das sey der Preiß, den Amerika für seinen Schutz bezahle: „Ich freue mich — äußerte er am Schlusse — daß Amerika Widerstand geleistet hat! Drei Millionen Seelen, so todt für jedes

Gefühl der Freiheit, daß sie sich freiwillig der Sclaverei fügen, wären brauchbare Werkzeuge gewesen, uns selbst zu Sclaven zu machen."

Dadurch kam es zu einer Aenderung des Ministeriums und unter dem neuen Ministerium Rockingham=Conway wurde am 18. Mai 1766 die Stempelacte zurückgenommen, jedoch mit der ausdrücklichen Clausel (der sogenannten declaratory-bill), daß Großbritannien das Recht habe, die Colonieen zu besteuern.

Die Nachricht von der Zurücknahme versetzte ganz Amerika in einen freiheitstrunkenen Jubel, der sich in Dankaddressen und andern loyalen Aeußerungen aussprach; die Virginier wollten sich sogar erbieten, freiwillige Beiträge zur Deckung der mutterländischen Schuldenlast zu geben. Anfangs übersahen die Meisten jene Clausel, indem man sie für eine bloße Form der Ehrenrettung hielt. Bald aber zeigte sich's, daß das Parlament ihren practischen Werth erproben wollte. Man adoptirte den Unterschied, den Franklin in seinen Verhandlungen mit dem englischen Geheimen=Rath zwischen äußerer und innerer Besteuerung gemacht hatte, indem er die Stempeltaxe zu den innern, die Zölle auf einzuführende Waaren zu den äußern Auflagen gerechnet hatte, welchen letztern sich der Amerikaner nicht entziehen werde.

So legte denn ein neues Ministerium (das des Herzogs von Grafton) durch eine Parlamentsacte auf die Einfuhr von Glas, Papier, Bleiweiß, Malerfarben und Thee — einen Zoll, der beim Eingang in Amerika entrichtet und von dessen Ertrag die Besoldung der englisch=amerikanischen Beamten bestritten werden sollte. Allein die Amerikaner enthielten sich des Kaufs dieser und noch anderer Waaren des Mutterlands. Ueber den dadurch erlittenen Schaden klagten nun die englischen Kaufleute, und die englische Regierung legte zur Vorsorge Soldaten in die Puritanerstadt Boston, weil der hartnäckige Widerstand derselben sich bereits durch Gewaltsamkeit gegen die Zollbeamten kund gethan hatte. Zugleich beschloß das Parlament jedes vorkommende hochverrätherische Vergehen nicht in Amerika, sondern in England zur Aburtheilung zu bringen — eine Maßregel, die ganz geeignet war, die Herzen der Amerikaner vollends dem Mutterlande zu entfremden.

Auch erfüllte das rücksichtslose Verfahren der Krone gegen Franklin, den damaligen Geschäftsträger des Staates Massachussetts, — einen Mann, der sich bereits um Amerika und England, ja um die Welt verdient gemacht hatte und der Stolz seiner Landsleute war, — ganz Amerika mit dem größten Unwillen.

Benjamin Franklin, geb. 17. Jan. 1706 zu Boston, war der Sohn eines Seifensieders. Er war anfangs zum Geistlichen bestimmt; da aber sein Vater die Mittel nicht hatte, ihn studieren zu lassen, that er ihn zu seinem ältern Sohne Jakob, einem Buchdrucker, in die Lehre. Bei seinem vorherrschenden Verstande war der junge Benjamin stets geneigt, nur nach klaren Gründen zu handeln, gerieth aber beim Mangel eines höhern Halt in's Zweifeln und dadurch — namentlich in London, wo er als Setzer arbeitete, — in sittlicher Hinsicht auf Abwege, sammelte sich jedoch bald wieder und schlug eine sittlich-ernste Lebensrichtung ein. Er legte nun in Philadelphia selbständig eine Buchdruckerei an und erwarb sich durch eine Zeitschrift, in der er durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse und practischer Lehren dem allgemeinen Wohl zu dienen suchte, einen gewissen Ruf, der sich dadurch, daß er nützliche Anstalten und Vereine gründete (unter andern z. B. das erste Hospital in Amerika anlegte, zur Verbesserung des Schulwesens beitrug &c.) mehr und mehr steigerte. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte der Betrieb der Naturwissenschaften und der Staatswissenschaft. Eine Frucht seiner physikalischen Kenntnisse war die Erfindung des Blitzableiters (1749). Seine Einsicht in die Staatsverhältnisse ehrte nicht nur die Regierungsbehörde, die ihm eine Stelle bei der Post übertrug und ihn zuletzt zum Generalpostmeister machte, sondern auch seine Mitbürgerschaft, die in der Folge ihn zum Repräsentanten des pennsilvanischen Congresses wählte. — Im Kriege gegen die Indianer focht er sogar als Obrist mit. Noch höher stieg sein Ruhm, als er 1754 als Gesandter des pennsilvanischen Congresses in London Mitglied der königlichen Academie der Wissenschaften wurde, mehrere Universitäten ihn zum Doctor ernannten und die bedeutendsten englischen Staatsmänner seine Einsichten benützten: — wie denn der Gedanke, Canada in englischen Besitz zu bringen, vorzüglich von ihm ausgieng. Nach der Rückkehr in sein Vaterland nahm er in dem ausbrechenden Streit der Colonieen mit dem Mutterlande die Partei seiner Mitbürger. Als ihn sodann der Minister Rockingham 1756 nach London rief, um seine Ansichten zu hören, trug sein gemäßigter Rath zur Zurücknahme der Stempelacte bei. — Auf seiner darauffolgenden Reise durch Frankreich und Deutschland ward es ihm klar, daß für Amerika nur die republikanische Verfassung passe und fortan handelte er nach diesem Prinzip. In London beobachtete er alle Schritte der Regierung, die etwa für Amerika verderblich werden konnten. Es gelang ihm,

die Berichte, welche Hutchinson, der Gouverneur von Massachusetts, und sein Unterstaatssecretär Olivier an das Ministerium sandten, um es in seinem gewaltsamen Vorschreiten zu bestärken, in seine Hände zu bekommen, und er schickte sie abschriftlich in seine Heimath, wo man sie mit Entrüstung las. Daher wurde er in London vor den Geheimen Rath gefordert und in dem Verhör, das er bestand, vom Kronanwalt „Aufwiegler und Feind Englands" gescholten, während dagegen Pitt (damals zum Lord Chatam erhoben) bei diesen Verhandlungen den Franklin „die Ehre Englands und der Menschheit" nannte.

Die unruhigen Bewegungen, welche sich allenthalben in Amerika zeigten, verbunden mit dem Ausfall der Zolleinnahmen, erschreckte das neue Ministerium des Lords North so, daß es den 5. März 1770 durch das Parlament die Auflage auf jene Artikel wieder aufhob und nur die Theeauflage noch bestehen ließ. Darauf ward es in den mittleren und südlichen Provinzen ruhiger; man enthielt sich zwar noch des Thee's, ließ aber alle andern englischen Waaren zu. Nur in Boston erhielt sich der Oppositionsgeist in seiner ganzen Stärke, und als bei den immerwährenden Händeln mit der Besatzung einmal drei Menschen von den Soldaten erschossen wurden, entbrannte das Widerstandsfeuer auf's heftigste.

Die geringe Nachfrage nach Thee hatte in England die Theevorräthe der Ostindischen Compagnie so angehäuft, daß dieselbe sich, wenn die Regierung den amerikanischen Thee-Einfuhrzoll aufhöbe, zu einem doppelten Ausfuhrzoll verstehen wollte. Die Regierung aber, entschlossen, ihre Besteuerungsansprüche festzuhalten, hob lieber durch die Theeacte von 1773 den Thee-Ausfuhrzoll für alle Colonieen auf, um durch die daraus entstehende Wohlfeilheit des Thee's zu seinem Gebrauch zu locken. Durch den Wegfall des Ausfuhrzolls bewogen, unterließ die Compagnie ihre sonst gewöhnte öffentliche Versteigerung des Thee's und befrachtete verschiedene Schiffe, um ihn in Amerika für ihre Rechnung zu verwerthen.

Benachrichtigt von diesem Vorhaben, verabredeten sich die Amerikaner, diese Schiffe nicht zuzulassen, so daß einige Schiffsführer, als sie die entschlossene Stimmung des Volkes gewahrten, wieder nach England zurückkehrten. Drei Schiffe aber, die im Hafen

von Boston eingelaufen waren, wurden von der zusammenströmenden Menge bedroht, und als die Schiffscapitäne den Statthalter um Erlaubniß zur Rückkehr baten, zwang dieser sie durch die Drohung, auf die Schiffe schießen zu lassen, zum Bleiben. Dadurch gereizt, verkleideten sich mehrere Bostoner als Indianer, bestiegen — am 18. Dec. 1773 — die Schiffe unter dem Vorwand, sie besehen zu wollen, und warfen die 18,000 Pfund betragende Theeladung in's Meer.

Darauf ließ die Regierung das Militär in der Stadt verstärken, verordnete für Massachusetts eine neue Verfassung, welche dem Statthalter das Recht der unmittelbaren Ernennung der Magistrate ertheilte und jede ohne seine Bewilligung veranstaltete Versammlung verbot, und dehnte die Gränze von Canada zum Nachtheil der Colonieen weiter aus. Zugleich sperrte sie den Hafen von Boston und bot einer andern Stadt das Hafenrecht an; diese schlug es aber standhaft aus und das ganze Land billigte diese Gesinnung. Alle Städte und Staaten entschloßen sich nun, mit dem Mutterlande jeden Handelsverkehr abzubrechen, bis die Bostoner Hafenbill zurückgenommen sey. Ein Congreß von Abgeordneten aller Staaten bildete sich zu Philadelphia (4. Sept. 1774), und „Einigkeit" war die allgemeine Losung.

Während man beschloß, keine Einfuhr von England und keine Ausfuhr dahin zu gestatten, richtete der Congreß, um den Weg der Güte noch zu versuchen, eine im Ton der Bescheidenheit und Pietät verabfaßte Zuschrift an den König und eine ruhige und würdevolle Erklärung an das englische Volk, worin dargethan wurde, wie treu Amerika zur Krone stehen würde, wenn man ihm nur auch das gleiche Recht, wie den Engländern, zugestehen wollte.

Vergebens wies der große Pitt das Parlament auf diese ruhige Sprache hin mit dem Bemerken, daß man solchen Männern vergeblich ein Joch werde aufzunöthigen versuchen, und zeigte, daß man zwar die Städte besetzen könnte, aber nicht das ganze Land mit seinen mächtigen Wäldern und Strömen. Ein militärisches Parlamentsmitglied meinte aber, mit fünf Regimentern könne man die ganze Bewegung niederschlagen!

Da nun der neue Statthalter von Massachusetts, Namens Gage, weitere Militäranstalten traf, rüsteten sich die Amerikaner gleichfalls, und ein die Ausfuhr von Waffen aus England verbietender Parlamentsbeschluß steifte sie in ihrem Widerstand nur noch mehr. In New Hampshire bemächtigten sie sich der Waffenvorräthe eines Forts und legten an einigen Orten Waffenmagazine an. Als die Regierung von Boston aus Truppen abschickte, eines derselben zu zerstören, fiel am 18. April 1775 bei Lexington der erste blutige Zusammenstoß vor, der den Bürgerkrieg zum Ausbruch brachte, den man den nordamerikanischen Freiheitskrieg nennt.

Die Truppen, die ein Waffendepot zu Concord aufheben sollten, fanden auf dem Wege dahin bei Lexington eine amerikanische Miliz aufgestellt und feuerten auf sie, worauf sich diese zerstreute. Von da weiter nach Concord ziehend, trafen sie wieder auf eine Freischaar, die gleichfalls erst den Angriff abwartete, dann aber, als dieser erfolgte und einige ihrer Anführer getödtet wurden, mit Macht über die Truppen herfielen und sie zum Weichen brachte. Auf dem Rückzug wurden sie auch aus allen Büschen, Gärten und Häusern auf beiden Seiten des Wegs angefallen, so daß der ganze Weg mit Todten und Verwundeten bedeckt war und mit Mühe nur ein kleiner Rest nach Boston zurückkam.

4. Gewaltmaßregeln des Ministeriums; fremde Soldtruppen. Kriegsbeschluß der Amerikaner. Washington Obergeneral. Ankunft der englischen Truppen in Boston. Ihre Einschließung und Räumung Boston's. Ihre Einnahme von New-York und Philadelphia. Nachtheile der Amerikaner im ersten Feldzug.

Das englische Ministerium wich indeß vor einem Krieg nicht zurück, obgleich die Opposition im Parlament die Unklugheit und Verwerflichkeit des eingeschlagenen Weges darthat, und der alte kranke Pitt (Lord Chatam), auf seine Krücke gestützt, im Oberhause noch einmal seine Warnungsstimme erhob und in einer gewaltigen Rede unter Anderm sagte: „Mylords, so wenig ich mir anmaßen könnte, Sie mit dieser Krücke vor mir herzutreiben, so unmöglich ist es, Amerika zu unterjochen!“ — Auch der gewaltige Redner Burke legte seine 13 Artikel zur Wiederherstellung der Ruhe in Europa wieder vor.

Nichts desto weniger untersagte eine neue Bill den dreizehn vereinigten Provinzen allen Handelsverkehr mit England, gab ihr Eigenthum den Kaperern preiß und ermächtigte die Regierung, fremde Truppen in Sold zu nehmen (Oct. 1775). Und deutsche Fürsten, wie Braunschweig, Hessen-Cassel, Hannover, Waldeck scheuten sich nicht, zur Ausführung dieser gehässigen Maßregel das Blut ihrer Landeskinder zu verkaufen.

Unterdessen hatte der amerikanische Congreß den schon oben erwähnten **Washington**, der im französischen Krieg als tapferer und besonnener Führer sich bewiesen hatte, zum Obergeneral der amerikanischen Landmacht berufen, und willig verließ derselbe seinen friedlichen Landsitz, um seinem Vaterlande die Freiheit zu erkämpfen.

Georg Washington, geb. d. 22. Febr. 1732 zu Bridges Creek in Virginien, zeichnete sich in seiner Jugend schon durch seinen Fleiß in der Mathematik unter seinen Mitschülern aus, erprobte zuerst im Krieg Englands mit Frankreich sein militärisches Geschick und trat dann aus Unwillen über die Zurücksetzung, welche die Landwehroffiziere von dem britischen Gouvernement erfuhren, in das Privatleben zurück. Doch schon im nächsten Jahr übernahm er ein Commando über ein Freischaarencorps und zeichnete sich so aus, daß man ihm den Oberbefehl über die ganze virginische Landmiliz anvertraute. Welch einen wesentlichen Theil er an dem kühnen Zug gegen das Fort Düquesne (Pittsburg) am Ohio und an der glücklichen Beendigung jenes Kriegs hatte, ist K. 5, 2. a. E. schon erwähnt worden. Hierauf lebte er auf seinem väterlichen Landgut Mount-Vernon im Kreise seiner Familie und leistete zugleich als Mitglied der virginischen Assembly und als Grafschaftsrichter dem Staate wesentliche Dienste. — In dem Streit der Provinzen gegen das Mutterland war er ein Gegner des Ministeriums und bestritt die Kosten zur Bewaffnung der virginischen Miliz. Als der Congreß zu Philadelphia sich bildete, sandte Virginien ihn mit noch sechs andern Repräsentanten als Mitglied dahin, und die Ernennung dieses besonnenen und umsichtigen Geistes zum Oberfeldherrn der nordamerikanischen Streitkräfte zu Land (d. 14. Juni 1775) war für das Geschick Amerika's so folgenreich, daß sein Name fortan mit der Freiheit Amerika's „auf das innigste verwachsen" erscheint.

Washington erkannte bald die Schwierigkeiten seiner Lage: seinen Landwehrmännern, anfangs 15,000 an der Zahl, fehlte es an aller Zucht und Uebung, und doch durften die Offiziere keinen Zwang anwenden, wenn sie ihre Untergebenen bei Willigkeit erhalten und nicht fortscheuchen wollten: denn um dem General nicht zu

große Gewalt einzuräumen, hatte man, zumal man sich den Krieg nur kurzdauernd dachte, die Soldaten nur auf 6 bis 10 Monate angeworben, nach deren Verlauf sie wieder heimgiengen. Aus Eifersucht räumten die Provinzen auch dem Congreß keine weiten Befugnisse ein, namentlich gestatteten sie ihm nicht, Kriegssteuern aufzulegen: daher er sich mit Papiergeld zu helfen suchte, und dabei doch gewahren mußte, daß das Heer fast an allem Nothwendigen Mangel litt. Dazu kam, daß die Amerikaner wegen Verschiedenartigkeit der Nationalität, Religion und politischen Denkart — denn es gab auch Königlichgesinnte (Loyale) unter ihnen — nur erst mehr durch ein äußerliches Band zusammengehalten wurden; sowie endlich, daß Land und Klima von extrem verschiedener Beschaffenheit war, indem nördlich fast arctische Kälte, südlich fast tropische Hitze herrscht.

Washington aber ersetzte vieles, was fehlte, durch die Ausdauer und Geduld, womit er seine Miliz an den Feldienst gewöhnte und seinen Offizieren Ordnung und Sitte beibrachte, so daß die Engländer, die mit einer großen Verachtung der amerikanischen Untüchtigkeit und Kriegsunkunde unter dem General Sir Henry Howe zu Boston landeten, sich bald in ihrer vorgefaßten Meinung getäuscht sahen.

Denn nicht lange, so blokirte ein amerikanisches Landwehrheer von 20,000 M. die Stadt Boston und warf in ihrer Nähe eine Verschanzung auf, welche die Engländer nur nach einem dreimaligen Angriff und unter großem Verlust wegnehmen konnten. (Die Amerikaner bedauerten dabei besonders den Tod des Dr. Warren, der als Freiwilliger für ihre Freiheit zu streiten, aus England gekommen war). In dieser Zeit langte Washington beim Heere an und schloß Boston ein, wo die Engländer den Winter über großen Mangel litten, weil ihnen ihre Bedürfnisse nur zur See zugeführt werden konnten.

Im Frühjahr 1776 glückte es ihm, auf den nahen Höhen, welche den Hafen beherrschten, Verschanzungen anzulegen, so daß kein Schiff ohne Gefahr im Hafen bleiben konnte und General Howe die Stadt räumte. Er segelte mit seinen Truppen nach Halifax, ergriff aber bald wieder die Offensive und zog nach New-

York, wo er auf der Staateninsel landete. Dort erhielt er britische Verstärkungen (darunter die genannten deutschen Söldner) und setzte mit ihnen nach der langen Insel (Long-Island) über, wo er die Amerikaner schlug, die dabei drei Generale verloren.

Hierauf besetzte er New-York, war aber nicht rasch genug, die Brücke, welche die kleine Insel, auf der New-York liegt, mit dem Festlande verbindet, abzubrechen, so daß Washington mit seinem Heere noch glücklich entkam. Doch verfolgte Howe ihn gen Jersey, wo Washington mit seinem bis auf 3000 M. zusammengeschmolzenen Häuflein über den Delaware gieng, worauf sich Jersey den Engländern ergab. Auch war der tapfere Oberst Lee gefangen worden und allgemeine Entmuthigung ergriff das amerikanische Heer, so daß die Milizen Regimenterweise heimzogen.

Aber Washington hatte alle Kähne und Boote auf dem Delaware in Sicherheit zu bringen gewußt, so daß der Feind diesen Fluß zu passiren verhindert war, und noch in der Christnacht erschien Washington wieder diesseit des Delaware und machte bei Trenton ein hessisches Corps zu Gefangenen, zur allgemeinen Freude der Amerikaner, denen besonders vor der hessischen Tapferkeit bange gewesen war und die nun mit Genugthuung 1400 gefangene Hessen durch die Straßen von Philadelphia aufführen sahen. Darauf eroberte er noch einen großen Theil von New-Jersey und richtete so den gesunkenen Muth der Amerikaner wieder auf, deren viele sich auf's Neue anwerben ließen.

Unterdeß hatte der Congreß, der sich Sicherheitshalber von Philadelphia nach Baltimore begeben hatte, den Muth nicht verloren, sondern wiederholte am 4. Juli 1776 seine Unabhängigkeitserklärung, theils um den Kleinmüthigen die Hoffnung auf eine Aussöhnung mit England zu benehmen, theils um andern Mächten, besonders Frankreich, einen Vorwand zu geben, den Amerikanern zu Hülfe zu kommen.

Die Theilnahme, welche die Freigesinnten in Europa für den Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner hegten, trieb damals viele kräftige Männer verschiedener Nationen nach Amerika, um der „Sache der Freiheit" ihren Arm zu leihen. So kam aus Frankreich, obgleich wider das Verbot seines Königs, der Marquis Lafayette auf einem aus eigenen Mitteln ausgerüsteten Schiffe, und

focht mit Ruhm an Washington's Seite; ferner Berthier, Cüstine u. a.; — aus England kamen die obengenannten Warren und Lee, auch Gates; aus Polen Pulawsky und der nachmals so berühmt gewordene Koszziusko, aus Deutschland v. Steuben und Kalb. Alle diese waffenkundigen Fremden gaben sich Mühe, die amerikanischen Heere organisiren und disciplinieren zu helfen. Frankreich hatte aus Scheu vor einem neuen Krieg mit England Franklin's Anträge zu einem Bündniß mit Amerika vor der Hand noch abgelehnt.

Da Washington wohlweislich den Versuchen Howe's, ihn zu einem Haupttreffen zu bringen, widerstand, aber doch mit nur 8000 Mann das 30,000 M. starke englische Heer in Unthätigkeit zu halten wußte, — schiffte Howe seine Truppen ein, um einen Einfall in Pennsilvanien zu machen und sich wo möglich Philadelphia's zu bemächtigen, und landete bei der Landspitze an der Bay von Chesapeake. Um Philadelphia zu retten, mußte nun Washington, der ihm zu Land entgegengerückt war, ein Treffen wagen, wurde aber am 11. Sept. 1777 am Flusse Brandywine geschlagen und zog sich zurück, so daß nun Howe Philadelphia — oder nach Franklin's Ausdruck — Philadelphia den Howe einnahm, — anzudeuten, daß diese Einnahme den Engländern keinen weitern Gewinn brachte: denn außer einem nochmaligen Vortheil über Washington bei Germantown, vermochte Howe in diesem Feldzug nichts mehr auszurichten.

5. Der kanadische Krieg. Clarenton's Sieg am Champlainsee. Bourgoyne's Capitulation bei Saratoga. Englisches Friedensanerbieten. Franklin in Paris. Französischer Hülfsvertrag. W. Pitt's letzte Erscheinung im Parlament. Spanien und Holland gegen England. Die Engländer in Südcarolina; die Franzosen in Westindien. Mißliche Lage der Amerikaner. Washington's Entscheidungs-Sieg über Cornwallis. Englands vergebliche Friedensunterhandlungen. Rodney's Sieg bei Guadeloupe. Elliots Vertheidigung von Gibraltar.

Während aber doch die Engländer unter Howe im Ganzen glücklich waren, fochten sie in Canada nicht glücklich. Diese Provinz hatten nämlich die Amerikaner, um sie ihnen abwendig zu machen, aufzuwiegeln gesucht und durch die Obersten Montgommery und Arnold angreifen lassen. Zwar schlug der englische Admiral Clarenton beim Champlainsee (der die Verbindung zwischen dem Hudson- und Lorenzoflusse unterhält) die kleine amerikanische

Flotte, welche Oberst Arnold dort errichtet hatte. Allein der früh-einbrechende Winter des Jahres 1776 hemmte die Fortschritte der Engländer.

Im Feldzug des folgenden Jahres erhielt General Bourgoyne den Auftrag, den kanadischen Krieg zu beenden. Er rückte mit 10,000 Engländern und Canadiern an den Hudson vor und drängte die Amerikaner zurück, stieß aber aus Unkenntniß des Landes auf so viele Bodenhindernisse, daß er mit Mühe Saratoga erreichte. Als er hierauf den sogenannten stillen Wassern (Stillwater) sich näherte, hatte er heftige Angriffe zu bestehen. Die Amerikaner, unter dem Befehl des Obersten Gates, schnitten ihm die Zufuhr ab, zerstörten alle Brücken, hoben seine Streifcorps auf, schlugen einen Theil seines Heeres, der den Mohawkfluß hinaufzog, und trugen über ihn selbst einen Sieg davon. Als er sodann nach Saratoga zurückgehen wollte, ward er umzingelt und mußte mit seinen auf 5800 (nach Andern 3500) zusammengeschmolzenen Truppen am 16. Oct. 1777 capituliren. Man wollte ihnen freien Abzug nach England unter der Bedingung gewähren, daß sie während dieses Kriegs nicht gegen Amerika dienen sollten; allein der Congreß hielt sie in Boston zurück in der Besorgniß, sie möchten jene Bedingung nicht einhalten.

Dieser Schlag bestimmte das englische Ministerium, den Amerikanern den Frieden mit der Zusage anzubieten, daß kein englisches Heer mehr Amerika betreten, keine Steuer ohne Verwilligung der Provinzial-Assemblies auferlegt werden, und jede Provinz durch ihre Abgeordneten Sitz und Stimme im englischen Parlament haben sollte.

Aber zu spät! das Unabhängigkeitsstreben war schon zu allgemein: der Congreß blieb standhaft und wollte sich um jeden Preis seine volle Freiheit erkämpfen. Während Washington die Winterquartiere bezog und mit musterhafter Geduld sich mit seinen Soldaten den äußersten Entbehrungen unterzog, fand Franklin in Paris nunmehr den französischen Hof zu einem Vertrage geneigt, in welchem der neuen Republik ein Anlehen bewilligt und die Unterstützung einer Flotte zugesagt wurde, sonach die offene Anerkennung der Unabhängigkeit Amerika's enthalten war.

Fast ganz Frankreich erhob sich im Jubel über diesen Vertrag, und in Paris wurde Franklin, der schlichte „Bürger-Gesandte" im einfach schwarzen Kleid und ungepudertem Haar mit wahrer Ehrfurcht betrachtet, und wo er gieng und stand, von einer Menge Menschen aller Stände umgeben, die ihn durch Zurufen begrüßten. Man verglich ihn mit Aristides oder Cato; die Academie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und ihr Präsident d'Alembert begrüßte ihn bei seiner Einführung in diesen Gelehrten-Olymp mit dem Virgilischen Verse: Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis! (Er entriß dem Himmel den Blitz und das Scepter den Tyrannen!)

Ludwig XVI, dem seine Staatsmänner jenen Vertrag als ersprießlich und nothwendig eingeredet hatten, ahnete nicht, daß er durch den unnatürlichen Bund der Monarchie mit der Republik, seinen Thron untergrub und sich „die erste Stufe zu seinem Blutgerüste baute."

Dieses Bündniß Amerika's mit Frankreich machte in England tiefen Eindruck und besonders schmerzlich war der alte Lord Chatam (W. Pitt) davon berührt. Als damals im Parlamente der Herzog von Richmond, die Anerkennung der Unabhängigkeit Amerika's in Vorschlag brachte, war Pitt, der für Amerika's frühere Forderungen so oft mit größtem Freisinn gesprochen hatte, auf das entschiedenste dagegen, weil er den Gedanken einer Schwächung Englands durch eine völlige Trennung der Colonieen vom Mutterlande nicht ertragen konnte und ihm Frankreichs Verfahren unwürdig erschien. Er ließ sich, so sehr er von körperlichen Schmerzen gequält war, von seinem Eidam und Sohn unterstützt in die Parlamentssitzung führen und sprach unter Anderm mit fast schon sterbender Stimme: „Ich danke dem Himmel, daß sich das Grab noch nicht über mir geschlossen hat, um meine Stimme gegen die Zerstückelung dieses alten und edlen Reiches zu erheben. Ich zeuge wider Euch bei der Nachwelt! Auf, laßt uns kämpfen und, wenn es seyn muß, unter den Trümmern des Vaterlandes fallen!" — Als er nach einer Erwiederung des Herzogs von Richmond noch einmal sich zu einer Widerlegung erheben wollte, fiel er in Ohnmacht, wurde heimgetragen und starb kurz darauf (den 11. Mai 1778).

Als im folgenden Jahre (1779) Spanien unter Karl III in Folge des bourbonischen Familienvertrags zu Gunsten Frankreichs den Engländern den Krieg erklärte, und ein Jahr darauf Holland an Beide sich anschloß, dehnte sich der Kriegsschauplatz auf alle Meere aus, auf denen übrigens Englands Flagge ihren alten Ruhm behauptete. In Amerika selbst war das Kriegsglück schwankend. Doch kamen im Jahre 1780 die Amerikaner so sehr in's Gedränge, daß selbst der feste Muth Washington's sinken wollte, nicht sowohl

wegen verschiedener Kriegsunfälle, als vorzüglich wegen der Uneinigkeit der aufeinander eifersüchtigen Colonieen, in denen er auch zugleich mit Schmerz den schlimmen Geist des Eigennutzes und der Habgier mächtig heranwachsen sah.

Als es so weit gekommen war, daß Clinton nichts mehr von Washington zu besorgen hatte, unterwarf er von New-York aus Charlestown und bemächtigte sich dadurch der Provinz Südcarolina, und als der amerikanische General Gates sie wieder nehmen wollte, ward er von dem Lord Cornwallis, den Clinton daselbst bei seiner Rückkehr nach New-York zurückgelassen hatte, völlig geschlagen.

In demselben Jahre erschien eine französische Flotte mit 6000 Franzosen unter der Führung des Grafen Rochambeau und beunruhigte das englische Westindien, ohne daß es jedoch im Ganzen zu einem entscheidenden Schlag kam, zumal General Arnold sich in ein verrätherisches Benehmen mit England einließ und dadurch großen Zwiespalt im amerikanischen Heere verursachte, überdieß auch der Congreß die Armee nicht hinreichend mit Nahrung und Kleidung versah, so daß die Miliz kaum beisammen zu halten war und sich öfters sehr feige benahm. Washington selbst klagte, „daß er nichts als ein zunehmendes Ende vor sich sähe." Nur seine willenskräftige Entschlossenheit und große Klugheit, mit der er die Schwäche der englischen Unterführer, die ihre Truppen zu sehr zertheilten, zu benützen wußte, erhielt die Hoffnung der Patrioten noch aufrecht. Endlich führte Washington's Angriff auf den Lord Cornwallis, der nun auch Nordcarolina in seine Gewalt zu bringen suchte, zu einem glänzenden Sieg und die darauf erfolgende Eroberung der Festung Yorktown 1781 zur glücklichen Entscheidung des ganzen Kriegs.

Schon war auch Clinton im Gedränge und nahe daran, das Schicksal des Lords Cornwallis zu theilen, als in England das Ministerium North fiel und das neue Ministerium Pitt-Burke die Offensive in Amerika einstellte. Ja das Parlament bestimmte sogar, daß, wer zur Fortsetzung des amerikanischen Krieges rathe, für einen Feind des Königs und Landes würde erklärt werden.

Allein da England nicht auf alles Verlorne verzichten, auch nicht zugleich mit Frankreich und Spanien Frieden machen wollte, so schlug der amerikanische Congreß das Friedensanerbieten aus.

Während dieser vergeblichen Friedensunterhandlungen dauerte der Krieg fort, namentlich in Westindien, wo der englische Admiral Rodney den glänzenden Seesieg bei der Insel Guadeloupe (1782) erfocht. Mit besonderer Wuth aber raf'te der Kriegssturm um den Felsen von Gibraltar, das durch die heldenmüthige Vertheidigung Elliot's gegen den vereinigten Sturmangriff der Franzosen und Spanier glücklich für England gerettet wurde.

Die Festung Gibraltar war schon seit 1779 auf der Landseite —, seit 1780 auf der Seeseite blokirt worden. Die schwache Besatzung war 1781 schon aufs Aeußerste gebracht. Dennoch verlor ihr tapferer Commandant den Muth nicht, und zweimal glückte es auch englischen Schiffen, durch die Meerenge zu bringen und den Bedrängten einige Verstärkung sammt Lebensmitteln und Munition in die Festung zu bringen. Als hierauf der Herzog von Crillon den Oberbefehl über das Belagerungsheer erhielt, ließ er 10 von einem französischen Ingenieur, dem Chevalier d'Arçon erdachte, gegen Kugeln und Feuer wohlverwahrte schwimmende Batterieen errichten. Es waren dieß zehn alte abgetakelte, mit Steinlagen bombenfest gemachte Linienschiffe, die zusammengenommen mit 297 Kanonen besetzt waren. Dann zog er 47 Linienschiffe nebst vielen andern Fahrzeugen in der Bucht zusammen, und eröffnete am 13. September 1782 auf allen Seiten ein furchtbares Feuer gegen die Festung. Elliot aber, der die Gefahr vorher wahrgenommen und Gegenvorkehrungen getroffen hatte, ließ jene Kanonenboote mit einem Hagel von mehr als 10000 glühenden Kugeln überschütten, die er auf den Rath eines deutschen Nagelschmieds, Namens Schwänkendick, nicht, wie es sonst gewöhnlich war, auf Rosten, sondern in eigens dazu gebauten Oefen hatte glühend machen lassen. „Die ganze Bucht und Küstenstrecke erschien wie Eine Feuerflamme, indem zugleich der Donner des schweren Geschützes nicht einen Augenblick inne hielt. Während des Tages schien auf beiden Seiten nichts ausgerichtet worden zu seyn; doch in der Nacht giengen zwei von den schwimmenden Batterieen in Flammen auf; die Feuerhelle befähigte die Belagerten, mit ihren Kanonen zu zielen, und um 6 Uhr Morgens waren noch sechs andere in den gleichen Zustand versetzt. Das Feuer von 12 Kanonierbooten verhinderte den Feind, die Schiffsmannschaft derselben aus dem Treffen zu bringen, die ihr Leben bloß der Menschlichkeit der Engländer verdankte, welche noch ohngefähr 400 Mann davon retteten." (Keightley.) Die Spanier allein hatten dabei 1500 M., die Engländer nur 100 verloren. So waren die dreijährigen Anstrengungen der Franzosen und Spanier in wenigen Stunden ver-

nichtet. — Kurz darauf wurde die bourbonische Flotte durch Stürme auseinander gejagt, so daß die Festung wieder auf ein Jahr mit Mannschaft und Proviant versehen werden konnte. — Zum Dank für die glänzende Rettung dieser wichtigen Festung wurde der tapfere Elliot unter dem Titel eines Barons Heatfield mit der Peerswürde belohnt. Die Besatzung erhielt eine Regimentsfahne, auf der die Worte standen: „Mit Elliot Ruhm und Sieg!" Späterhin nach Elliot's Tod machte der König selbst den Riß zu einem Monumente, das England ihm in Gibraltar errichtete.

6. Separatfrieden der Amerikaner mit England. Der Friede von Versailles. Das Ministerium For-North. Das Ministerium Pitt d. J. Folgen der Trennung Amerika's vom Mutterlande. Washington's Rücktritt. Organisation der Staatenrepublik. Der Generalcongreß. Washington erster Präsident. Seine Regierung, Abdankung und Testamentsbestimmung. (Franklin's Tod.)

Da Frankreich und Spanien (welches letztere immer noch Gibraltar zu gewinnen hoffte) mit dem Frieden zögerten, so nahmen endlich die Amerikaner, welche auf jene ihre Alliirten mißtrauisch wurden, die von England dargebotene Hand an und schloßen am 30. Nov. 1782 einen Separatfrieden, in welchem sie von ihrem ehemaligen Mutterlande ihre Unabhängigkeit anerkannt sahen und nebst einem Antheil am Stockfischfang von Newfoundland vortheilhafte Gränzen bekamen, indem ihnen zur Abrundung derselben ein Theil von Canada und Neuschottland, so wie die Schutzherrschaft über sechs indianische Stämme und dadurch das unermeßliche Gebiet im Westen zufiel.

Nun bequemten sich auch ihre Verbündeten zum Frieden, der den 20. Januar 1783 zu Versailles geschlossen wurde. Spanien verzichtete auf Gibraltar und durfte dagegen das von ihm eroberte Minorca und Westflorida behalten, zu welchem letztern es noch Ostflorida erhielt. Frankreich erhielt außer seinem Antheil an der Fischerei bei Newfoundland die westindischen Inseln Tabago, Gorrée, St. Pierre und Miquelon. Holland erhielt seine verlornen Besitzungen wieder, mußte aber in Ostindien Neyapatam an England abtreten. Sonstige Eroberungen wurden gegenseitig herausgegeben.

Diese Friedensbedingungen fanden im Parlament so heftige Gegner, daß das Ministerium Pitt-Shelburn, ungeachtet es die Nothwendigkeit des Friedens aus der um 100 Mill. Pf. St. vermehrten Staatsschuld herzuleiten

suchte, einem Ministerium For-North (dieser unnatürlichen Coalition zweier grundsätzlich so weit auseinander gehenden Männer) weichen mußte, das dann den obgenannten Friedensvertrag bestätigte. Daß dann For aus Veranlassung seiner East-India-bill sich im Ministerium nicht halten konnte und den Pitt (d. J.) zum Nachfolger bekam, ist bereits oben K. 4, 5. erwähnt worden. Dieser außerordentliche Staatsmann blieb nun — eine einmalige Unterbrechung abgerechnet, sein ganzes übriges Leben hindurch am Staatsruder und es gelang seiner weisen Ruhe, die Macht der großen Whigs-Oligarchie auf lange Zeit zu stürzen.

Die Trennung Nordamerika's vom Mutterland war für letzteres in materieller Hinsicht nicht unvortheilhaft: denn schon nach wenigen Jahren zeigte sich's, daß der Handel mit dem unabhängigen Staatenverein weit mehr eintrug, als vorher der Besitz der Colonieen. Welch' eine schwere Aufgabe aber vom politischen Standpunct aus Bruder Jonathan seinem Freunde John Bull noch zu lösen geben werde, sollte sich in der Folge zeigen und wird die Zukunft noch augenfälliger darthun.

Nachdem die neuen Freistaaten mit großen Opfern, zu denen Washington's Weisheit seine Mitbürger, welche anfangs auf das Verdienst des Heeres eifersüchtig waren, geneigt machte, die rückständigen Forderungen der Landesvertheidiger befriedigt hatten, nahm der von Freund und Feind bewunderte Freiheitsheld nach seinem feierlichen Einzug in New-York von seinen Waffengefährten Abschied und legte sodann am 23. Dez. 1783 sein achtjähriges Obercommando in die Hände des Congresses nieder, empfahl sein Vaterland der Obhut Gottes und gieng, den Geschäften des öffentlichen Lebens entsagend, auf sein virginisches Erbe Mount-Vernon zurück, um in ländlicher Ruhe den Rest seines Lebens zuzubringen. Indem man ihn mit dem Römer Cincinnatus verglich, stifteten die Offiziere des nordamerikanischen Heeres zur Erinnerung an die ehemalige Verbindung mit ihrem Oberfeldherrn den Cincinnatusorden.

Aber diese Ruhe sollte er nicht lange genießen dürfen. In dem jungen Freistaatenverein befand sich noch so Vieles in ungeordnetem und ungestaltetem Zustande, und eine in jedem Staate bestehende, dem gemeinsamen Föderativband widerstrebende Demokratenpartei erschwerte die Abstellung der Uebel und Gebrechen gar sehr.

Indeß trieb die Noth zusammen. Es galt vor Allem in Betreff der 43 Mill. Dollars Schulden, welche der Krieg verursacht hatte, den Landescredit zu befestigen. Da der Congreß keine Steuern auferlegen durfte, alle Staaten aber, so sehr sie ihre Sonderinteressen verfolgten, doch das Bedürfniß einer genauer bestimmten Verfassung fühlten: so gaben sie sich — jeder einzelne Staat mit Verzichtleistung auf selbständige Besorgung der äußern Verhältnisse — eine eigentliche Bundesregierung, der sie das Besteuerungsrecht, die Oberaufsicht über Zölle und Abgaben, über Metall- und Papiergeld, übertrugen und auch das Recht einräumten, Krieg gegen andere Nationen zu beschließen, Waffenaufgebote zu erlassen, Unterhandlungen mit andern Völkern zu pflegen und Streitigkeiten zwischen den eigenen Staaten, so wie der Bürger verschiedener Staaten gegeneinander zu entscheiden. Die Bundesacte wurde am 17. Sept. 1788 bekannt gemacht, aber erst nachdem sie noch durch einige Zusätze ergänzt worden war, am 6. April 1789 in's Leben eingeführt.

Die Abgeordneten der einzelnen Staaten bilden den gesetzgebenden Generalcongreß, der, in zwei Kammern (den Senat und das Repräsentantenhaus) getheilt, unter einem auf vier Jahre gewählten Präsidenten steht, der die vollziehende Gewalt und ein verantwortliches Ministerium zur Seite hat, auch zugleich Oberbefehlshaber der gesammten Land- und Seemacht ist. Ihm zur Seite steht ein Vicepräsident. Von diesem Congreß und seinem Präsidenten getrennt ist die Richtergewalt, die sich in einem obersten Gerichtshofe darstellt. Die Namen der dreizehn Provinzen, welche den Grund zu diesem Staatenverein legten, sind: Massachusetts, New-Hampshire, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsilvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina und Georgien. — Jeder Staat ist in Counties d. i. in Districte, und in Townships d. i. Stadtgebiete eingetheilt und wird von einem selbstgewählten Gouverneur und einer General-Assembly regiert.

Als es zur Wahl des ersten Präsidenten kam, wurde Washington in der Erinnerung an seine großen Verdienste um die Selbständigkeit des Vaterlandes, einstimmig gewählt und tauschte mit Selbstverläugnung die Ruhe seines ländlichen Aufenthalts mit den Sorgen der Staatsverwaltung. In dieser wurde er von dem

Vicepräsidenten John Adams redlich unterstützt. Schon unter seiner Regierung mehrte sich der Bund um drei neue Staaten (Vermont, Kentuky und Tenessee). Obwohl Washington wegen seiner gewohnten Mäßigung, vorzüglich aber wegen seiner gewissermaßen mehr aristokratischen Richtung, der extremdemokratischen Partei, die ihn besonders wegen eines 1794 mit England geschlossenen Handelsvertrags ungerecht tadelte, keine hinreichende Gewähr zu bieten schien, so ward er doch von der weit zahlreicheren besonneneren Föderativpartei auch das zweitemal auf den Präsidentenstuhl berufen. Als aber die dritte Wahl nahte, faßte er den Entschluß wieder in die Einsamkeit des Privatlebens zurückzutreten. Er erließ darüber im September 1796 an das amerikanische Volk eine Erklärung, in der er demselben zugleich die Grundsätze seiner Politik als das Ergebniß seines Nachdenkens und seiner langen Erfahrung, mit Wärme empfahl und die Staaten auf das dringendste zur Einigkeit ermahnte.

Zwei Jahre darauf, den 14. Dez. 1799, starb er und hinterließ ein Testament, worin er, da er keine Kinder hatte, 5000 Pf. St. zur Errichtung einer Hochschule im District Columbia vermachte, und allen seinen Sclaven, 400 an der Zahl, nicht nur die Freiheit schenkte, sondern auch den Alten darunter lebenslängliche Unterstützung und ihren Kindern die Wohlthat des Unterrichts und der Erlernung irgend eines Handwerks sicherte. Ihm zu Ehren erbauten die Nordamerikaner eine neue Stadt, die sie nach seinem Namen Washington benannten und zur Congreßstadt erhoben.

Sein treuer Freund Benjamin Franklin war ihm 9 Jahre zuvor im Tode vorangegangen, nachdem er im letzten Jahre seines Lebens von schmerzhaften körperlichen Leiden heimgesucht worden war. Er hatte den Tag der Freiheit seines Vaterlandes noch gesehen, ja selbst noch den Friedenstractat im Namen der Republik unterzeichnet. Seine damalige Rückkehr in sein Vaterland (1785) war einem Triumphe gleich und bald darauf wurde er zum Gouverneur von Pennsylvanien ernannt. Er war es auch vorzugsweise, von dem die Zusammenberufung der Generalstaaten in Philadelphia ausgieng. Sein dem Wohl der Menschheit gewidmetes Leben krönte er damit, daß er noch einen Verein zur Abschaffung der Sclaverei stiftete nnd in seinem Testamente den größten Theil seines Vermögens verschiedenen wohlthätigen Stiftungen vermachte

und nur den kleinern seiner einzigen Tochter hinterließ. „Seinem Freunde und dem Freunde der Menschheit" — wie er in seinem Testamente Washington nannte, — vermachte er seinen Spazierstock mit den Worten: „Wäre es ein Scepter, er hätte es verdient, und bekäme es!" — Er starb den 17. April 1790 zu Philadelphia und erhielt von seinen Verehrern ein zahlloses Geleite zu seiner Ruhestätte, für die er sich selber folgende Grabschrift verfertigt hatte: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers, als Speise für die Würmer, gleich dem Deckel eines alten Buchs, aus welchem der Inhalt herausgenommen und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist. Doch wird das Werk selbst nicht verloren seyn, sondern einst wieder erscheinen in einer neuen, schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Autor." — Er schrieb viele kleine Schriften moralischen, physikalischen und politischen Inhalts, von denen die erstern die Verbreitung einer auf Mäßigung, Nüchternheit und Einfachheit beruhenden practischen Lebensweisheit zum Zweck haben.

So war denn der Boden bereitet, auf welchem die volle Verwirklichung der herangereiften Aufklärungsideen eine gesicherte und ausgedehnte Herrschaft erlangen sollte, der Boden, aus welchem die Bestrebungen der in Europa aufkommenden „Freiheitsfreunde", davon die begeistertsten den Amerikanern ihre Unabhängigkeit hatten erkämpfen helfen, fördernde Nahrung bekamen, und zwar zunächst in dem Lande, dessen absolut-monarchischer Hof der demokratischen Republik mit nichtsahnender Bereitwilligkeit die Hand zu ihrer völligen Ausgebährung gereicht hatte. Was dort zu einem neuen Aufbau führte, welcher Dauer versprach, weil er von vorn herein auf einem gleichfalls neuen, nicht mit dem Trümmerschutt einer alten Welt bedeckten Grunde aufgerichtet ward, — das führte hier zur Auflösung eines alten, vom ewigen Fels gewichenen Bau's, dessen Zusammensturz die europäische Welt auf weit hinaus erschüttern sollte. Daß übrigens Nord-Amerika als das „Land der geschichtlichen Zukunft" eine großartige Bestimmung erhalten habe, ist allgemeine Annahme, und Amerika selbst behauptet es bei jedem neuen Zuwachs an physischer Kraft mit wachsendem Stolz. Und allerdings, mit wunderbarer Schnelligkeit hob und hebt sich seitdem fortgehends die Bevölkerung, die Bodencultur, die Handeltsthätigkeit und der daraus fließende Wohlstand dieser neuen Staatengründung, alle früheren Colonisationsbeispiele weit hinter sich lassend. Ob sie nun jene große Bestimmung, von der sie selbst am meisten über-

zeugt ist und auf die auch der bisherige Gang der Weltgeschichte vom Osten nach Westen hinzudeuten scheint, erreichen werde, ist eine Frage, deren richtige Beantwortung Sache der Zukunft ist. So lange aber die neue „Welt der Freiheit" vorherrschend den materiellen Interessen dient und Hab- und Gewinnsucht die Bewegkraft und Triebfeder alles Sinnens und Thuns der weitaus überwiegenden Mehrzahl ihrer Bürger ist, — so lange ist die Erreichung jener Bestimmung unmöglich, und so wie der einzelne Mensch auch eine ihm zugefallene noch so großartige Bestimmung verfehlen kann, so kann dieß auch dem größten Staat und Staatenverein begegnen, wenn er nicht den Anker seiner Hoffnung in einen tiefern und festern Grund senken lernt. Daß sich übrigens dazu hie und da lebendige Anfänge zeigen, ist unverkennbar: denn auch bei dem größten Abfall vom Mittelpunct des wahren Lebens läßt Gott sich nicht unbezeugt und wird nicht müde, seine emporziehende Helfershand auszustrecken. (Von der weitern Entwicklung der nordamerikanischen Freistaaten nach ihrer Schatten- und Lichtseite siehe unten XXVI.)

---

6. Kapitel.

Stand der europäischen Kunst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Die Poesie in Frankreich: Voltaire, Delille, Florian; Le Sage, Marmontel; — in Italien: die macaronische Poesie; Alfieri, Goldoni, Metastasio; — in Spanien: Moratin; — in England: Steele, Addison, Thomson, Young, Swift, Sheridan; Fielding, Smollett; Goldsmith; der Schotte Burns.

Ehe wir zur Betrachtung des neuen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts eingetretenen, auf den Umsturz des Bestehenden in Staat und Kirche lossteuernden Zeitalters übergehen, wollen wir noch einen Rückblick auf den Stand der europäischen Bildung in Kunst und Wissenschaft werfen, wie sich dieselbe hauptsächlich in der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts darstellt. Und weil sich in den Bestrebungen auf diesen Gebieten bei den von

der Bildung am meisten durchdrungenen Nationen Europa's sowohl eine gewisse geistige Gemeinschaftlichkeit, als auch ein gegenseitiges Nachstreben wahrnehmen ließ, so fassen wir in den verschiedenen Theilen der Kunst und in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft die hervorragenden Geister der verschiedenen Nationen mit ihren Werken zusammen und führen nur noch auf dem Gebiete der Dichtkunst jede einzelne Nation vor, so wie wir dann auf dem Gebiete der Theologie und Kirche mit den noch rückständigen Erscheinungen dieser Periode schließen wollen.

Auf dem Felde der Dichtkunst, mit der wir gleich beginnen wollen, hat zunächst Frankreich sich noch lange an der Sonne seines goldnen Literaturzeitalters (XXII. 7, 2.) gewärmt und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur Geister zweiten und tiefern Rangs aufzuweisen. So steht Voltaire (XXIII. 6, 3.) als Tragiker dem Corneille und Racine weit nach; als Epiker in seiner Henriade ist er affectirt und frostig, als Komiker in seiner Pucelle über alle Begriffe frivol, als Erzähler zwar gewandt und geistreich, aber leichtfertig und flüchtig, als Historiker dramatisch anschaulich, aber kritiklos und unwahr. — In der didactischen Poesie ist außer dem Forêt de Navarre des Louis de Fontanes, den trois règnes de la nature, den jardins und l'homme champêtre des Jean Pierre Delille und den Fabeln von Florian und Le Bailly wenig Werthvolles vorhanden. — Als Lyriker können Ecouchard le Brun und der nicht unbedeutende Clinchamp de Malfilatre (1733—1767), als Volksdichter Jaques Jasmin und Jean Reboul genannt werden. Als Lustspieldichter höheren Rangs läßt sich aufführen: Parades de Montcrif († 1770), genannt le Dieu de Vaudeville, ferner Cailhava, welcher Lustspiele im Sinne der Alten fertigte und selbst eine Theorie des Lustspiels schrieb, endlich Caron de Beaumarchais in seinem Barbier von Sevilla.

Im Roman zeichnete sich aus Le Sage aus Scargeau (1663—1747) durch seine Schelmenromane: Gil Blas de Santillana, der Baccalaureus von Salamanca u. a., welche übrigens spanischen Originalen nachgebildet sind. Florian und Marmontel lieferten moralische Romane, welche nur zu bald

von den sophistischen und falschaufklärerischen Romanen und Erzählungen Voltaire's, Rousseau's und Diderot's verdrängt wurden, anderer wirklich unsittlicher und frivoler Romane nicht zu gedenken. Nur Bernardin de St. Pierre's Paul und Virginie ist auszuzeichnen, das an Lebendigkeit der Darstellung und Anmuth der Charaktere Fenelon's Telemach weit übertrifft.

In Italien fuhr man fort, die sog. macaronische Poesie zu bebauen, eine Dichtungsart komischen Inhalts, wie sie sich in Fortiguerra's Ricciardetto, der eine parodirende Fortsetzung des rasenden Roland ist und in Casti's satyrisch redenden Thieren findet. Im Lehrgedicht erwähnen wir Zampieri († 1784), der in seinem Gedicht über Erziehung Rousseau's Emil zu widerlegen sucht. Unter den Dichtern höhern Styls können Minzoni, Fantoni, Cesarotti angeführt werden. Die italienische Novellistik gefiel sich blos in Nachahmungen des Boccaccio. Im Trauerspiel strebte Scipio Maffei in seiner Merope die Vorzüge der griechischen und französischen Tragödie zu vereinigen. Doch gelang es vorzüglich dem Grafen Victor Alfieri die ernste Würde des griechischen Drama zu treffen und ebenso auch ein eigentliches Nationaldrama zu schaffen. — Im Lustspiel wurde Molière fleißig nachgeahmt und besonders hat der fruchtbare Carlo Goldoni (1709—1792) durch seine Lustspiele sowohl die Klasse der Gebildeten, wie das Volk ergötzt, während Metastasio (1698—1782) durch seine melodisch-gefühlvollen Verse das Melodrama zu einer gewissen Vollkommenheit brachte.

Auch in Spanien wurde in dieser Periode die französische Dichterschule maaßgebend und durch Don Ignatio de Lucan's Poetik (1737) herrschend, wiewohl der nationale Classiker Garcia de la Huerta sich jenem Geschmack entgegensetzte. Auch in der Lyrik ahmten die Spanier die Franzosen nach. Im Lustspiel wird Leandro Fernandez Moratin (geb. 1758) der spanische Molière genannt, indem er das französische Element mit dem nationalspänischen geschickt zu verbinden wußte.

In England hatten im 18. Jahrhundert Richard Steele's und J. Addison's Kritiken einen großen Einfluß auf die Veredlung der Sprache und des Versbaues gehabt. Besonders großen

Einfluß auf einen bessern Geschmack hatte James Thomson (1700—1748) durch seine Jahrszeiten, dem besten beschreibenden Gedicht, das man kennt, indem selbst Bloomfield ihn nicht erreichte. John Gay (1688—1732) wurde Englands bester Fabeldichter, und Green, Gifford und Coombe zeichneten sich im komischen Heldengedicht aus. — Im philosophischen Lehrgedicht steht Edward Young (1684—1765) in seinen berühmten „Nachtgedanken" oben an, und William Cowper (1731—1800), Richard Savage, Robert Pollok rc. bebauten dies Feld weiter. — In der Satire sind Jonathan Swift's (1677—1745) „Gulliver's Reisen" und das „Mährchen von der Tonne" von Werth, wiewohl auch Churchill und Shaw nennenswerthe Satiriker sind. — Der Elegiker Thomas Gray (1716—1777) ist durch seinen „Dorfkirchhof" berühmt geworden, so wie Thomas Penrose und die Brüder Warton als Odendichter sich auszeichneten. William Congreve († 1728) wird der englische Molière genannt und ist der erste, der das englische Lustspiel genau nach den Regeln der Kunst einrichtete. Sheridan's „Lästerschule" erhielt unter allen Lustspieldichtungen den Preis. — Im Drama wurde Lillo der Gründer des bürgerlichen Schauspiels und Cumberland's „Westindier" fand auch bei uns Eingang. — Das Feld des Roman's hat in jener Periode an Sterne († 1768) durch seinen sentimentalen Roman, an Fielding († 1754) und Smollett durch ihre komischen Tendenzromane, an Richardson († 1761) durch seine in Briefform geschriebenen Familienromane, an Oliver Goldsmith († 1774) durch seinen Vicar of Wakefield, dieses Muster einer Familiengeschichte, und an Horace Walpole († 1797) durch seine abenteuerlichen Ritterromane, emsige, meist geistreiche Bearbeiter gefunden. Schließlich darf noch der Schotte Robert Burns († 1796) als ausgezeichneter Lyriker hervorgehoben werden.

2. Die deutsche Dichtkunst im 18. Jahrhundert. Beginnende Reaction gegen die schulgelehrte Dichtkunst: Wernicke, Canitz, Brockes. Der Bodmer-Gottsched'sche Streit. Albrecht v. Haller; Sal. Geßner. Die sächsische Schule: Zachariä &c., Hagedorn, Gellert. Die Fabeldichter. Elias und Heinrich Schlegel; Weiße. Die hallische oder preußische Schule: Kleist, Gleim, J. G. Jacobi &c.

Indem wir nun zur kurzen Betrachtung des Standes der deutschen Dichtkunst im 18. Jahrhundert übergehen, knüpfen wir an die zweite schlesische Dichterschule an, die wir in XXI, 5, 9. bereits gekennzeichnet haben. Der dort erwähnte beklagenswerthe Zustand einer bombastischen, durch und durch unwahren, geist- und gemüthlosen, auf schul- und handwerksmäßiger Nachahmung der lateinischen und französischen Dichter beruhenden Poesie rief endlich kurz vor und nach dem Uebergang in das 18. Jahrhundert eine Reaction hervor, zu welcher die schonungslose, aber sehr heilsame Kritik, die Christian Wernicke in seinen Epigrammen gegen die Vertreter der geistlosen und zugleich sittlich-unsaubern Hoffmannswaldau-Lohensteinischen Phrasenpoesie übte, den Anstoß gab, indem der daraus sich entspinnende literarische Streit das in den Deutschen „schlummernde Bewußtseyn" des bessern Dichtergeistes weckte und in ihnen den Glauben an die Mustergültigkeit jener Afterdichtkunst gründlich erschütterte.

Man fieng (und zwar unter dem wohlthätigen Einfluß der Franke'schen Schule in Halle s. XXIII. 5, 3.) an, die Verkehrtheit einzusehen und, nach Abwerfung der gezierten und verschrobenen Formen, nach neuem Stoff und besserem Inhalt zu suchen. Das erste Beispiel einer Wendung zum Bessern stellte Fr. Rud. Ludw. Freiherr von Canitz in seinen, durch eine edlere, fließendere Sprache und reine Gesinnung achtungswerthen Lehrgedichten auf, die aber erst nach seinem Tod 1700 durch den hallischen Theologen Lange herausgegeben wurden.

Allmählig betraten auch Andere den neugebahnten Pfad und zwar zunächst Barth. Heinr. Brockes, ein Rathsherr zu Hamburg (geb. 1680), der sich seinen Stoff aus der Betrachtung der Natur wählte und in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" theilweise gelungene Schilderungen gab, wenn auch das neunbändige Werk durch

seine Breite im Ausmalen und Schildern zum Durchlesen allzu ermüdend ist.

An Canitz und Brockes sich anschließend, half sodann Drollinger den Umschlag weiter vorbereiten, bis der Streit des Schweizers Bodmer mit dem den künstlichen Parnaß noch hütenden und sich für das unfehlbare Geschmacksorakel haltenden Leipziger Professor Gottsched über das Wesen der Poesie überhaupt, so wie insbesondere über den Vorzug der französischen oder der englischen Poesie das dichterische Bewußtseyn der Deutschen vollends wach schüttelte und die Zeit der Wiederauferstehung und relativen Vollendung deutscher Dichtkunst herbeiführte.

Joh. Christian Gottsched, geb. 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg, trat in Leipzig, wo er Professor der Beredtsamkeit war, als literarischer Tonangeber auf und machte sich durch seine kritisch-ästhetisch-moralische Wochenschrift zum Dictator des Geschmacks, indem er, der selbst nur leere Verse machte und pedantische Regeln für die Dichtkunst aufstellte, mit lächerlicher Anmaßung allen hohlen Alltagspoeten seine Protection angedeihen ließ und es empfindlich aufnahm, wenn einer ihm nicht Recht gab. Indeß hat er doch das Verdienst, 1) daß er die seit zwei Jahrhunderten unbestrittene Herrschaft der lateinischen Versbildnerei einschränkte und der deutschen Dichtkunst den gleichen Rang vindicirte — wiewohl er dann in dieser dafür die Fesseln des französischen Geschmacks, nach Boileau's Anleitung, geltend zu machen suchte; — 2) daß er die bis dahin so rohen und schmutzigen Theaterstücke, an denen sich der Geschmack des Volkes ergötzte, wenigstens durch etwas bessere Dramen (z. B. durch seinen „sterbenden Cato") verdrängte und namentlich den pöbelhaften Hanswurst (mit ihm freilich zugleich ein volksmäßiges Element, das man hätte veredeln und umbilden sollen) für immer vom Theater wies; endlich 3) daß er durch seine kritischen Schriften, durch seine, wenn auch schulsteife, deutsche Grammatik und durch seine Sammlung älterer deutscher Theaterstücke die Theilnahme für deutsche Sprache und Dichtkunst in weitern Kreisen anregte. So lange er nur gegen das wirklich Schlechte und Unschöne zu Felde zog, stand auch seine Dictatur unangefochten. Als er aber anderweitig aufstrebende edlere Kräfte und höhere Bestrebungen, in die sein pedantischer ungenialer Geist sich nicht finden konnte, anzugreifen und zu bekämpfen wagte, „machte er sich lächerlich," und als er dagegen neidisch und hämisch ausfiel, „verhaßt." Sein erster Gegner war

Joh. Jak. **Bodmer**, geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich, Professor in letzterer Stadt, war zwar kein besserer Dichter als Gottsched, ja stand ihm in der Gewandtheit der Formen nach, zumal er erst in spätern Jahren sich in der Poesie

practisch versuchte (in seiner mißglückten Noachide); allein er übertraf ihn in der Einsicht, daß das Wesen der Poesie nicht, wie Gottsched meinte, vorherrschend im Verstand, sondern daß es vorzugsweise in der vom Gefühl belebten und das Gefühl belebenden Phantasie seine Quelle habe. Er, und noch mehr sein Freund J. J. Breitinger, geb. 1701 zu Zürich und gleichfalls Professor daselbst, verfochten diese Ansicht in einer eigenen ästhetischen Zeitschrift (besonders in Bodmer's Abhandlung „über das Wunderbare in der Poesie") gegen Gottsched's französische Richtung und wies durch seine Uebersetzung von Milton's verlornem Paradies auf die Vorzüge der damaligen englischen Poesie hin, worüber Gottsched so erbost wurde, daß er den Schweizer einen äsopischen Jahrmarktschreier nannte und die Schaar seiner Anhänger zum Kampf aufrief, aber doch nicht verhindern konnte, daß nicht allmählig selbst nicht wenige derselben von ihm ab- und der Bodmer'schen Ansicht zufielen. Zu den Waffenträgern Gottsched's gehörten Chr. O. Frhr. v. Schönaich und besonders Schwabe, der ihm die satirischen Pfeile schnitzte.

Bodmer's guter Tact, womit er auf die tiefere Quelle der Poesie hinwies, zeigte sich auch darin, daß er die verloren gegangene und durch die Lateinschulbildung in Verachtung gerathene nationale Poesie des deutschen Mittelalters (XVI, 8, 3. 5.) wieder an das Licht zu ziehen und zur Anerkenntniß zu bringen sich bemühte, indem er nicht nur selber Boner's Fabeln, eine Sammlung noch nie erschienener Minnesängerlieder, ja selbst das Niebelungenlied in einer von ihm aufgefundenen Handschrift herausgab, sondern auch eine Ausgabe des Parcival vorbereitete, — durch welches Alles der Sinn für das Nationaldeutsche in der Poesie wieder belebt wurde.

Unabhängig von Bodmer trug ein anderer Schweizer, der „große" Albrecht von Haller — „einer der frühesten und glänzendsten Sterne am Gelehrtenhimmel der Universität Göttingen" — ein Bedeutendes zur Heraufführung der neuen Zeit in der deutschen Literatur bei: denn dadurch, daß er nicht nur erhabene Gegenstände zum Stoff seiner Dichtungen wählte, sondern auch nur „große Gedanken, edle Gesinnungen und wahre Empfindungen" aussprach, übte er einen nicht hoch genug anzuschlagenden guten Einfluß auf andere dichterische Gemüther.

Albrecht von Haller, geb. 1708 zu Bern zeichnete sich schon als Knabe durch Vielseitigkeit seiner geistigen Neigungen, insbesondere durch den Trieb zum

Dichten aus, worin er sich noch von dem damals herrschenden lohensteinischen Geschmack leiten ließ. Er widmete sich dem Studium der Heilkunde, der er in Tübingen und Leyden (unter Boerhave) oblag, machte hierauf eine gelehrte Reise durch England und Frankreich, betrieb dann in Basel mathematische Studien, machte eine botanische Reise durch die Schweiz und begann nun seine medicinische Praxis in Bern, bis er 1736 an die neuerrichtete Universität Göttingen als Professor der Medicin, Chirurgie, Anatomie und Botanik berufen und nachher ihre größte Zierde wurde. Während seines ganzen Studiengangs hatte er die Poesie nie vernachlässigt. Als er in seinem 21. Jahre die Verkehrtheit der Lohenstein-Gottschedischen Richtung erkannte, übergab er alle seine Reimspielereien dem Feuer und nahm seinen Stoff aus dem ernsten Gebiet der Natur, der Moral und der Philosophie. Unter seinen Gedichten sind die Elegieen auf seine Gattin Mariane (die er bei seinem Einzug in Göttingen durch das Umstürzen des Wagens verloren hatte), sein beschreibendes Gedicht „die Alpen", welches viele treffliche Naturschilderungen enthält und seine philosophischen Gedichte über den Ursprung des Uebels, über Glauben, Unglauben und Ewigkeit hervorzuheben. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so groß, daß ihn der König von Großbritanien zum Leibarzt, Hof- und Staatsrath ernannte und Kaiser Franz I in den Reichsadelstand erhob. Er zog sich später wieder in seine Vaterstadt Bern zurück, blieb bloß Präsident der k. Academie der Wissenschaften und widmete sich dem Wohle seiner Mitbürger, ohne dabei seine literarische Thätigkeit aufzugeben. Er starb 1777.

Ein anderer Schweizer, der Maler und Kupferstecher Salomon Geßner aus Zürich (1730—1787) schrieb in dem neuen Geist ein Epos (den „Tod Abels") und Idyllen, verfiel aber dabei in den Fehler weicher Empfindelei.

Allenthalben sproßten nun neue Kräfte auf, die sich von dem alten leeren Reimgeklingel und hohlen Phrasenschwulst abwandten und den jungen deutschen Dichtergarten mit natürlicheren Blumen und Kräutern bepflanzten.

Der neubegonnenen Richtung folgten allmählig die Meisten von denen, die man zur sächsischen Schule rechnet und die sich an den „Bremer Beiträgen des Verstandes und Witzes", einer poetischen Zeitschrift, die 1742 an das Licht trat, betheiligt haben. Zu ihnen gehörten Zachariä † 1777, Professor in Braunschweig, der Uebersetzer Milton's und Verfasser komischer Epopöen (z. B. des Renommisten, Phaethons, Murner's in der Hölle ꝛc.) so wie eines beschreibenden Gedichts „die vier Jahreszeiten", das jedoch viel Gezwungenes enthält; — sodann Ebert (der Ueber=

setzer Young's) Arnold Schmidt (aus Lüneburg), Giesecke, Andreas Kramer, Adolf Schlegel, ganz besonders Friedrich von Hagedorn († 1754, der zwar auch außerhalb des Bodmer'-Gottschedischen Streites stund, aber sich doch mehr Bodmer'n zuneigte) durch seine in fließender und leichter Sprache verfaßten Fabeln, Lieder, Episteln und poetischen Erzählungen, so wie auch sein Freund, der Satiriker Liskow († 1760), der den Poetastern und Halbwissern vorzüglich in seinem „Lob der schlechten Scribenten“ in meist persönlicher Weise zu Leibe gieng.

Ein Hauptglied dieser sächsischen Schule war Gellert, der sich durch seine Fabeln und Erzählungen als Volksdichter, durch seine Oden und geistlichen Lieder als religiös-moralischer Dichter ein weitverbreitetes Ansehen erwarb, das aber mehr in seiner ehrwürdigen, milden und demüthigen Persönlichkeit, als in seinem der Phantasie ermangelnden Dichtertalente begründet war.

Christian Fürchtegott **Gellert**, geb. 1705 zu Haynichen bei Freiberg, wurde 1745 Privatdocent an der Universität Leipzig und 1751 außerordentlicher Professor der practischen Philosophie und als solcher, wie auch als Dichter von Unzähligen aufgesucht und seines Characters wegen allverehrt. Seine Dramen und ein Roman von ihm gehören ganz dem Geschmack Gottscheds an, dem er sich nie eigentlich entgegensetzte. Am meisten Ruhm erwarben ihm seine Fabeln und poetischen Erzählungen, die allerdings von seinem klarverständigen, nüchternen, auf das Nützliche und Tugendhafte gerichteten Sinn zeugen, aber der wirklichen Poesie und Geistestiefe ermangeln. Seine geistlichen Lieder wurden wegen ihres frommen, populär-lehrhaften Tones geschätzt und in allen Gesangbüchern findet man von ihm: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“ — „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“ — „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath“ — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!“ 2c. — Im Ganzen aber bezeichnen sie in der Geschichte des Kirchenlieds durch die Vorherrschaft ihres docirenden Moraltons mehr einen Abfall von der Vollkommenheit, die das evangelische Kirchenlied noch in der vorigen Periode auszeichnete.

So wie Gellert in seinen Fabeln sich an Hagedorn anschloß, so bildeten sich an beiden noch andere Fabeldichter heran, wie Lichtwer, Michaelis, Willamow, Zachariä und zuletzt Pfeffel, der jedoch weitergehend sich nach dem Franzosen Florian bildete, übrigens von eigentlicher Poesie fast noch weiter entfernt ist, als Gellert.

An diese Fabeldichter kann man den Cantaten- und Odendichter, auch sogenannten Satiriker Rabener reihen (geb. 1714 zu Wachau, gest. 1771 in Dresden), der aber in seinen Satiren nur die ganz gewöhnlichen Alltagsfehler und gemeinen Thorheiten rügt, und aus Furcht, bei Jemand anzustoßen, sich nur im höchst Allgemeinen hält, ohne wahre Poesie, nur in dürrer hausbackener Philisterhaftigkeit seine stumpfe Geißel schwingend. Auch hatte er die Eigenheit, die Gedichte Anderer mit seiner kritischen Scheere zu beschneiden, um sie seinem theoretischen Maaße anzupassen.

Die von Gottsched angeregte Dramendichtung bildete in dieser Vorbereitungsperiode neudeutscher Dichtkunst vorzüglich J. Elias Schlegel weiter, in so fern seine Tragödieen weniger am rhetorischen Pathos leiden und seine Lustspiele einen lebhaftern Gang haben: nichts desto weniger zeigen sie durch ihren Ueberfluß an Worten und ihre Armuth an Handlung die Gränze, über welche hinaus es die sächsische Dichterschule nicht brachte. — Sein jüngerer Bruder Heinrich Schlegel, Uebersetzer englischer Poesieen, führte anstatt des bisherigen Alexandriners für das Drama den fünffüßigen Jambus ein, der späterhin allgemein angewendet wurde. — Ein dieser sächsischen Schule noch angehöriger, obwohl über Gottsched hinausstrebender Lustspieldichter war Christian Felix Weiße, dessen Stücke das Leipziger Theater füllten und dessen „Kinderfreund“ ein weitverbreitetes Familienbuch wurde.

Daß Weiße (geb. 1726 zu Annaberg, Kreissteuereinnehmer in Leipzig) in seinen Lustspielen eine größere Geschmeidigkeit der Sprache und größere Lebendigkeit der Handlung kund gab, war nicht nach Gottscheds Geschmack. Er griff daher Weißens Lustspiel: „Die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los“ in einer Kritik mit großem Zorn an, nannte ihn einen Verderber des von ihm (Gottsched) eingeführten Geschmacks und bat sogar den Theaterintendanten, die Aufführung dieses Stücks zu verhindern. Dieses Benehmen rügte ein Witzkopf, Namens Rost, der Secretär beim Min. Grafen Brühl war, durch eine Satire auf Gottsched. Darüber beklagte sich nun Gottsched persönlich beim Minister, der sich aber den Spaß machte, sich von Gottsched jene Satire, und zwar in Rost's Beiseyn, vorlesen zu lassen. Dadurch verlor Gottsched den letzten Rest seines Credits. — Weiße dichtete auch viele Singspiele, die aber meist oberflächlich und abgeschmackt sind und zum Theil Gottscheds Urtheil rechtfertigen. Sein „Kinderfreund“, eine damalige Wochenschrift für die Jugend, enthielt zwar viel Nützliches, trug aber durch ihren pedantisch-docirenden Ton zur Zerstörung des echt poetischen Geschmacks, sowie durch ihre trockne Deistenmoral zur Verflachung des christlich-religiösen Sinnes viel bei.

Die sogenannte hallische oder preußische Schule, die von dem hallischen Professor Lange ausgieng, zählte zu ihren Zierden den Ewald Christian von Kleist (geb. 1715 und als preußischer Major gefallen in der Schlacht bei Kunersdorf), dessen beschreibendes Gedicht „der Frühling" vortreffliche Naturschilderungen enthält, durch die er höher steht als sein Freund J. Ludw. Gleim (geb. 1719 † 1803 als Domsecretär in Halberstadt), dessen preußisch-patriotische „Kriegslieder eines Grenadiers" kein Soldat singen mochte, dessen „petrarchische" Lieder kein Petrarca — dessen „anacreontische" Lieder kein Anacreon — und dessen Halladat oder Lehren eines morgenländischen Weisen kein orientalischer Dichter anerkannt haben würde. Allein sein lebendiger, fast schwärmischer Sinn für Freundschaft, sein gefühlvolles Herz und seine Bereitwilligkeit, jedem Dichtertalent seine aufmunternde Feder zu widmen und sein gastliches Haus zu öffnen, machte ihn zum Gegenstand allgemeiner Liebe, und „Vater Gleim" war damals in Aller Munde. Einer der jüngern Freunde Gleims, der Lyriker Johann Georg Jacobi (geb. 1740, Canonicus in Halberstadt und nachher Regierungsrath in Freiburg) hat unter vielen tändelnden Liedern auch manche durch wahre Empfindungen ausgezeichnete hervorgebracht.

An Gleim's heitere Weise hielt sich anfangs auch Johann Peter Uz in Ansbach († 1796), der aber späterhin in seinen Oden und Episteln eine ernstere Richtung nahm und sich auch einer reinen und edlen Sprache befleißigte. — Von Gleim und seinen Freunden gehoben, wurde auch die Dichterin Anna Luise Karsch (gewöhnlich genannt die Karschin), jedoch mehr, als es ihre Gelegenheitsgedichte verdienten, gepriesen. Sie war zugleich die erste deutsche Improvisatrice.

3. Fortsetzung: Beginn der zweiten klassischen Periode der deutschen Dichtkunst. Die Bremer Beiträge. Klopstock. Der Hainbund: Bürger, die beiden Stolberge, Hölty, Voß. — Claudius. Die kritische Richtung: Lessing, Winckelmann; — Nicolai, Mendelssohn.

So wie vorher der deutschen Literatur die einseitige Nachahmung des französischen Geschmacks schadete, so erzeugte nun die übermäßige Hingebung an den Geschmack und die Manier der englischen Dichtkunst, welche seit Bodmer besonders an Joh. Arnold Ebert aus

Hamburg ihren Hauptbeförderer gefunden hatte, durch Nachahmung des in ihr vorherrschenden Sentimentalen, Weitschweifigen und Gesucht-tiefsinnigen in vielen Werken der deutschen Vorbereitungszeit etwas Krankhaftes, und schon drohte eine zunehmende Empfindungsschwelgerei das innere Lebensmark anzugreifen, als ein Dichtergenius auftrat, der — obgleich selbst noch zum Theil auf dem Boden stehend, den auch die übrigen Theilnehmer der „Bremer Beiträge" einnahmen, — dennoch einen ganz neuen, seine Zeit mächtig ergreifenden Ton anschlug und alle wahrhaft dichterisch Empfänglichen durch neue Gefühle, neue Anschauungen, neue Stoffe, neue Formen, neue Sprache begeistert, gekräftigt und in eine höhere Region der Poesie erhoben hat.

Es ist dieß **Klopstock**, welcher durch schöpferische Dichterbegabung der Meister einer großen Jüngerzahl, der Urheber eines höhern Dichtergeschlechts, der Eröffner unserer zweiten klassischen Dichterperiode geworden ist.

Selber deutsch im innersten Grund seines Wesens und seiner Gesinnung, weckte er in seinen Zeitgenossen durch den lebendigen Hinweis auf unsre nationale Urgeschichte das Gefühl der Deutschheit wieder, das man sich seit länger als einem Jahrhundert vergeblich zu ersingen gesucht hatte, wie verfehlt auch die Wahl der Formen war, in der er dieses Gefühl wieder belebte; selber christgläubig ergriffen von des Erlösers Person und Werk, belebte er mit dem vollen Jubelton eines Gott-versöhnten Herzens die erstorbene Gewohnheitschristenwelt, wenn auch seine eigene positivchristliche Erkenntniß weit hinter seinem subjectiven Gefühl zurückstand und letzteres darum auch weder ihm, noch Andern einen rechten festen Boden geben konnte; — endlich selbstschöpferisch, wie keiner vor ihm, in Anwendung antiker Rhythmen und Formen, füllte er sie „mit deutschem Stoff und Geist", wenn er auch dabei oft in Härten und Dunkelheiten verfiel, um derentwillen er, wie auch seiner großen Gefühlsweichheit wegen, von manchem Kritiker verkannt und des hohen Ranges entsetzt wurde, den er jedenfalls unter den Heroen der Neu-Klassiker unserer Nation anzusprechen das Vollrecht hat.

Seine Messiade, ein Epos, das die Erlösung der Menschheit durch den Sünderheiland behandelt, enthält freilich weniger Handlung und

plastische Charactergestaltung, als Reden und Schilderungen von Empfindungen und Gedanken; seine in antiken Versmaaßen gedichteten Oden aber sind durch ernsten lyrisch-erhabenen Schwung und durch Mannigfaltigkeit der Formen, in denen er die Freundschaft, die Liebe, das Vaterland, die Naturschönheit, die Religion feiert, von bei weitem größerer Bedeutung; seine geistlichen Lieder, voll Ernst und tiefer Empfindung, ermangeln nur des einfach-kräftigen, objectiv-kirchlichen Gepräges; seine biblischen Trauerspiele und altdeutschen Bardiete leiden durchweg an Ueberempfindsamkeit und Gestaltlosigkeit, und sind daher die schwächsten seiner Producte.

Friedrich Gottlob **Klopstock**, geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, wurde 1739—1745 auf der Schulpforte gebildet, wo er schon den Plan zu seiner Messiade faßte und auszuführen begann. Als er von Leipzig aus die drei ersten Gesänge derselben in den „Bremer Beiträgen" veröffentlichte, erregten sie eine so allgemeine Begeisterung, daß man seinen Namen allenthalben als den höchsten in der neubeginnenden Literaturepoche prieß, obwohl Gottsched ein abgesagter Feind der Klopstockischen Poesie blieb, und der auf Gottsched's Seite stehende Mathematiker und Epigrammendichter Kästner sich in Klopstock's Weise nicht fand und von derselben sagte: „So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen, sah ich für Verse nicht an; mir ist es rasende Prosa." — Zu der Zeit, da Klopstock in Leipzig war, steigerte seine unerwiederte Neigung zu Friedrike Schmidt (die er unter dem Namen Fanny besang) seine empfindsame Stimmung. Im J. 1750 besuchte er Bodmer'n in Zürich und erhielt durch dessen Anerkennung weitern Antrieb. Im folgenden Jahre verschaffte ihm Minister von Bernstorff vom dänischen König Friedrich V einen Jahrgehalt zur Vollendung seiner Messiade, so daß er sich nun abwechselnd bald in Kopenhagen, bald in Hamburg aufhielt, wo 1754 seine Meta (Margaretha Moller, die er in seinen Gedichten anfangs unter dem Namen Cidli feierte) heirathete. Er verlor sie aber nach vier Jahren durch den Tod. Nach dem Fall Bernstorff's lebte er in Hamburg als dänischer Legationsrath (1771), wurde 1775 badischer Hofrath, schloß 1791 mit Johanna von Windhem eine zweite Ehe und starb d. 14. März 1803 in Hamburg. — Seine Messiade vollendete er erst 1773, nachdem er 25 Jahre daran gearbeitet: daher gewahrt man von der zweiten Hälfte dieses Werkes an eine abnehmende Wärme und Kraft, an deren Stelle mehr eine erzwungene Künstlichkeit tritt. Der Mangel an Handlung läßt das Gedicht aus der Sphäre des Epos in die der beschreibenden Poesie hinabsinken, weßhalb sich mit Interesse nur die ersten 10 Gesänge lesen lassen. — Zum eigentlichen Klassiker machen ihn seine Oden, deren lyrischer Schwung sich oft zum majestätischesten Gedankenflug erhebt. (Doch sind seine spätern seit 1770 gedichteten Oden wegen ihrer Sprach- und

Gedankenkünstelei weniger frei und klar, kühn und feurig, vielmehr oft kalt und dunkel.) — Seine Bardiete (darunter selbst seine damals berühmte Hermannsschlacht), die das Urgermanische veranschaulichen wollen, sind ohne Characterzeichnung, voll unbestimmter Nebelhaftigkeit und überspannter Weichheit und Empfindsamkeit, und veranlaßten die von seinen Nachahmern betriebene Bardenpoesie, die man, besonders aus Veranlassung der Kretschmannischen Bardiete, spottweise nur das „Bardengebrülle" nannte. — Unter Klopstock's prosaischen Schriften ist seine „deutsche Gelehrtenrepublik", in der er bei der Entwicklung seiner Sprachideen „in's Kleinliche und fast Kindische" verfällt, eine der schwächsten.

Sehen wir übrigens von seinen Schwächen ab, so werden wir seinem gerechtesten Beurtheiler (Vilmar) beistimmen müssen, der seine Kennzeichnung mit den Worten schließt: „Freuen wir uns seiner Größe und vergessen wir mit der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen, die ihm in frommer Pietät anhieng, seine Kleinlichkeiten; freuen wir uns des strahlenden Morgensterns, der in ihm für unsere Sonne aufgieng, und hadern wir nicht mit dem Morgenstern, daß er keine Sonne geworden. Sein Grab zu Ottensen (bei Altona) unter der Linde, wo er an der Seite seiner Meta ruhet, wird für jeden Deutschen, der den Muth hat, zugleich ganz ein Deutscher und ein Christ zu seyn, für alle Zeiten eine ehrwürdige Stätte bleiben." — Eben so schließt Gelzer (in s. deut. poet. Lit. seit Klopstock und Lessing) seine Characteristik Klopstock's: „In den Häusern unserer Voraltern bestand von Alters her der Gebrauch, die lange Reihe verehrter Familienbilder in dem besten Zimmer aufzustellen, damit das nachwachsende Geschlecht stets vor Augen behalte, wem es Leben und Ehre danke. So gebührt dem geistigen Bilde Klopstock's eine Stelle in jedem Gemüthe, wo deutscher Sinn und und Bildung waltet; die Nation wird ihn unter ihre Ahnenbilder einreihen."

Klopstock hatte verschiedenartige Nachahmer, indem die einen sich an seine religiös gefühlvolle, die andern an seine deutschpatriotische Seite vorherrschend anschloßen und sie weiter entwickelten. Unter der letztern Klasse befinden sich der Bardendichter Friedr. Kretschmann, der österreichisch-patriotische Mich. Denis, H. W. von Gerstenberg, auch Chr. Fr. Dan. Schubart, dessen lyrische Gedichte gerne gelesen wurden. — Dem Geiste Klopstock's verwandt war auch der durch seine kleinen prosaischen Schriften geachtete Fr. K. v. Moser.

Die Rückkehr von der Herrschaft der todten Regel und hohlen Phrase zur Natur und zur Wahrheit des innern Gefühls und der selbsterlebten Empfindung als eine neue Errungenschaft der Poesie festhaltend und zugleich die französische Richtung in der deutschen Poesie verwerfend, bildete sich zwischen den Jahren 1772—74 ein den Klopstock verehrender Dichterverein, der sogenannte „Hain-

bund", dessen Glieder anfangs ihre Gedichte in dem von Boje (und Gotter) herausgegebenen Göttinger Musenalmanach veröffentlichten; später aber gieng ein Jeder für sich seinen eigenen Weg der Entwicklung. Freundschaftsenthusiasmus, abstracte Freiheitsliebe, Gefühl für die Natur und Bardenbegeisterung waren Trieb und Gegenstand ihrer poetischen Ergüsse. Unter ihnen zeichneten sich aus Gottfried August Bürger durch den meist volksmäßigen und natürlichen Ton seiner Romanzen und Balladen; Christian Graf zu Stolberg durch Oden und Lieder, Romanzen und Balladen, und Uebersetzungen aus dem Griechischen; sein Bruder Friedrich Leopold Graf zu Stolberg durch patriotische Lieder, Jamben und Satiren, durch einen idyllischen Roman (die Insel), wie auch durch Uebersetzungen aus dem Griechischen; der früh hinscheidende L. Heinr. Christoph Hölty durch seine weichen, zum Theil sentimental-melancholischen Lieder und Elegieen; Joh. Martin Miller, der Verfasser des krankhaft empfindsamen Romans Siegwart, der vielen „mondscheinberauschten Jünglingen und hysterischen Jungfrauen die leeren Köpfe verdrehte"; der derbe, practisch-verständige Altmeister J. Heinr. Voß (geb. 1751 im Mecklenburgischen) durch seine antik-geformten Oden, durch Volkslieder und Idyllen, mehr noch durch seine, eine neue Bahn betretenden Uebersetzungen der homerischen Gedichte. — Ihnen nahe stund, aber nicht zu ihrem Bunde gehörig, Mathias Claudius, der unter dem Namen Asmus in seinem „Wandsbecker Boten" seine schlichten Volkslieder, seine treuherzig humoristischen Gespräche und Erzählungen und seine innig frommen, wahrhaft christlichen Betrachtungen veröffentlichte.

„**Claudius** (geb. 1740 zu Rheinfeld im Holsteinischen, anfangs zu Wandsbeck privatisirend, nachher als Revisor bei der Bank zu Altona angestellt) war einer der Allerersten, dem Werthe nach, unter jener Klasse der Innigen, still und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unsrigen vorangieng." Mit diesem Urtheil Niebuhr's beginnt Gelzer seine Charakteristik des Claudius, „aus dessen Schriften uns, wie aus reinem Kindesauge, ein tiefer klarer Himmel von Unschuld und Liebe, von seligem Gottesfrieden und lauterem Wahrheitssinne anschaut. Wie ein Christbaum steht er in unserer Literatur da, dessen tausend Lichter, die kein Auge blenden, überall hinscheinen, wo für kindliche Freude, für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist." — Eben darum

war es auch natürlich, daß seine Stimme nicht die große literarische Welt seiner Zeit durchdrang, sondern nur in dem kleinern Kreise seiner Gemüths- und Geistesverwandten mit Freuden vernommen wurde. Er starb 1815 in Wandsbeck.

Ein zum Theil höchst wohlthätiges Correctiv der Gefühlsüberschwänglichkeit und gestaltlosen Idealität der Klopstock'schen Richtung bildete der nüchtern-verständige, klar-besonnene, scharfblickende, kritisch-sondernde **Lessing**, der sich darum auch mehr der antiken und allgemeinmenschlichen Richtung, als der deutschnationalen und kirchlichpositiven hingab. Zwar konnte er auf dem Gebiet der höchsten Fragen, wo er allerdings nach der Wahrheit suchte, sie aber nicht fand, so daß eine gewisse Dissonanz in seinem Innern sich auch in der Unruhe und Unstätigkeit seines äußern Lebens wiederspiegelte, einem tieferen Verlangen keine Befriedigung gewähren. Dafür aber bewies er auf vielen andern Gebieten, vorzüglich auf dem der Kunst und Kunstkritik, die Ruhe eines klarbewußten Geistes, die Festigkeit einer kräftigen Seele und die unabhängige Selbständigkeit eines starken, seiner ganzen Zeit überlegenen Geistes, der rastlos vordringend und keinen Kampf scheuend auf das von ihm erkannte Ziel losgieng, wobei er namentlich das Joch des französischen Geschmacks vollends zerbrach, die Ueberfluthung englischer Musterformen eindämmte, die antiken Maaße und Formen mit unserm Wesen und Bedürfniß in Einklang brachte und nicht bloß die Kraft schöpferischer Erfindung, sondern auch die strengste Maaßhaltung in der Form für die Aufgabe des Dichters erklärte. So wurde er der Reformator der modernen deutschen ästhetischen Literatur.

Gotthold Ephraim Lessing, geb. d. 22. Jän. 1729 zu Camenz in der Lausitz, erhielt seine erste Bildung auf der Fürstenschule zu Meissen, studierte 1746 in Leipzig seinem Vater zu Gefallen Theologie, gieng aber bald zur Philologie (unter Ernesti) und Mathematik (unter Kästner) über, trieb aber auch das Studium der neuern Sprachen und schrieb Lustspiele für das Theater. Nachdem er sich in Wittenberg die Magisterwürde geholt hatte, hielt er sich abwechselnd in Berlin, Leipzig und Breslau auf, ohne äußern Lebensplan, bis er 1767 in Hamburg Dramaturg und 1770 Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde. Nach einer kurzen Ehe, die durch den Tod seiner Gattin getrennt wurde, waren die letzten Jahre seines Lebens durch Krankheiten und Verdruß über literärische Anfeindungen getrübt. Er starb den 15. Febr. 1781 in Braunschweig.

Am bedeutendsten war Lessing als Kritiker und Dramatiker. Von seinen Jugendarbeiten sind 7 Lustspiele vorhanden, welche, römischen Mustern nachgebildet, sich wenigstens durch lebendigeren Dialog vor früheren Lustspielen auszeichnen. — Im J. 1757 verband er sich mit Nicolai und Mendelsohn zu einer kritischen Zeitschrift unter dem Titel: „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und gab 1759 mit ihnen die trefflichen kritischen „Briefe, die neueste Literatur betreffend" heraus. Auch schrieb er um diese Zeit seine „Äsopischen Fabeln", durch deren epigrammatische Körnigkeit er der breiten Fabeldichtung Gellert's, Lichtwer's u. a. entgegentrat. — Im J. 1766 schrieb er seinen geistvollen „Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poesie". Im folgenden Jahr trat er mit dem Lustspiel „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" hervor, das durch die rasch sich bewegende und „zum Ziel hindrängende" Handlung, deren Stoff aus dem Leben des Volks gegriffen und voll Naturwahrheit war, als unser erstes „Nationalbühnenstück oder Volksdrama" in der deutschen Literatur einen Ehrenplatz einnimmt. Die Schaar geistloser Nachahmer erstickte jedoch die gute Wirkung, die er dadurch auf den Geschmack gewonnen hatte, bald wieder. — Im gleichen Jahr schrieb er seine „Hamburger Dramaturgie", worin er uns Deutschen den Sheakspeare als Muster vorhält. — Einige Jahre nach Erscheinung der Minna von Barnhelm stellte er in Emilia Galotti das Muster der „bürgerlichen Tragik" auf, worin „das Zusammenwirken der Begebenheiten und der Handlung wahrhaft klassisch", die Zeichnung der Charactere „fein und scharf und doch ohne alle Ecken und Härten", die Sprache „die gemessenste und knappste", fast eine „epigrammatische" ist. Doch geht der Schluß dieser Tragödie mit derselben Dissonanz aus, die durch Lessing's eignes innerstes Leben hindurchzieht. — Die Reihe seiner dramatischen Dichtungen schloß er mit dem didactisch-philosophischen, aus seiner Polemik gegen das evangelische Christenthum hervorgegangenen Drama Nathan der Weise (1779), das in Exposition und Haltung seine beiden vorangehenden Dramen nicht erreicht, sie aber durch lebensfrische Sprache übertrifft, in welcher Beziehung er zugleich den fünffüßigen Jambus, den schon J. Heinr. Schlegel anwandte, zum „stehenden Vers" für unsere klassischen Dramen gemacht hat. — Lessing selbst sagt von diesem seinem Nathan: „die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch darüber sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." Lessing stellt nämlich in diesem Stück das Judenthum, den Islam und das Christenthum in seinem Ursprung und Werthe gleich! Und wirklich hat er damals von keiner Seite her die rechte Entgegnung erhalten. „Eine Wahrheit aber (bemerkt Gelzer) auf deren Behauptung er so viel Geist und Gelehrsamkeit verwendete, hätte sich gegen ihn selber wenden lassen: daß nämlich eine Religion nicht durch gelehrte Untersuchungen über ihren Ursprung bewährt und fortgepflanzt werde, wohl aber durch ihren seligmachenden Geist, durch die in ihr verborgenen sittlichen

Kräfte." Daß Lessing wirklich die Moral für etwas von der Religion Unabhängiges hielt, beweisen seine eigenen Worte: Nathans Aeußerung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen." Seinen Standpunct der Verneinung bezeichnet auch seine Herausgabe der von Reimarus verfaßten „Wolfenbüttler Fragmente", mit denen er die Fabel von den drei Ringen in Nathan dadurch in eine gewisse Verbindung setzte, daß er in einem Briefe an einen seiner Freunde schrieb, „er wolle gewiß damit den Theologen einen ärgern Possen spielen, als noch mit zehn Fragmenten." — Doch gieng seine Verneinung nicht auf absichtliches Zerstören aus: denn Lessing war in der Religion ein Suchender, ein nach einem „neuen" Evangelium Dürstender; auch Hamann sagte von ihm: „Es ist Lessing ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen; aber sein Scharfsinn ist sein böser Dämon gewesen." In seiner Erziehung des Menschengeschlechts" versucht er es wenigstens (freilich mehr in pantheistischer Weise) „den denkenden Geist mit dem Dogma der Kirche zu versöhnen"; aber Versöhnung, Frieden fand er nicht, und das mischt der Betrachtung dieses sonst so klaren Geistes einen um so größern Schmerz bei, da er die eigne Klage über sein „inneres Verdorren" mit den Worten schließt: „Ich werde, weil ich stumpf geworden bin, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weise verloren habe."

An Lessing theils sich anschließend, theils verwandt mit seiner kritischen und philosophischen Geistesrichtung waren J. Joachim Winckelmann, der durch seine Geschichte der Kunst des Alterthums die Wissenschaft der Archäologie begründete; Friedr. Christian Nicolai, der aber alles was außer dem Bereich seines platten Verstandes lag, verachtete und literarisch verfolgte, und darin, daß er aus Mangel an Phantasie keinen Sinn für Poesie hatte, dem Lessing sehr ungleich war; Moses Mendelssohn, der in seinem „Phädon" über die Unsterblichkeit der Seele auf populärrationalistische Weise philosophirte; J. Anton Leisewitz, der Verfasser eines Trauerspiels Julius von Tarent; Joh. Jak. Engel, der Verfasser des „Philosophen für die Welt" und des Romans Lorenz Stark, — anderer hier nicht zu gedenken.

Winckelmann, geb. 1717 zu Stendal, studierte zu Halle mehr die alte Literatur, als die Theologie, die er anfangs gewählt hatte, gieng dann zur Medicin über, konnte aber das Studium aus Armuth nicht vollenden und wurde 1743 Conrector zu Seehausen und 1748 Bibliothekar des Grafen von Bünau zu Nöthenitz bei Dresden, wo ihm seine Sehnsucht, die Kunst und das Al-

terthum in Italien zu studieren, durch das Anerbieten des päpstlichen Nuntius, ihm um den Preis des Uebertritts zur katholischen Religion eine Stelle an der vaticanischen Bibliothek zu Rom zu verschaffen, gestillt wurde. Obgleich seine Religion nur in der höchsten Steigerung des feinsten Kunstgenusses bestand, so bereute er doch später jenen seinen Uebertritt. Er umfaßte mit desto größerem Eifer sein wissenschaftliches Studium in Rom und wurde dadurch ein tiefeingehender, geschmackvoller Interpret der Kunstdenkmäler des klassischen Alterthums, der die nachmalige Blüthe der Kunst und Wissenschaft mit vorbereitete. Während er freilich die künstliche und sinnliche Schönheit erkannt hat, „blieb ihm die hohe Schönheit der sittlichen Weltordnung, die das Christenthum offenbart, ein versiegeltes Buch." — Nach einer Besuchsreise in Deutschland auf der Rückkehr nach Rom wurde er zu Triest von seinem Diener, der ihn seiner alten goldnen Münzen berauben wollte, ermordet (1768). Seine Schriften zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken und eben so kräftige, als anmuthige Sprache aus.

Eine Vereinigung von Klopstock's dichterisch=religiösem Schwung mit Lessings vielseitigem Forschungstrieb sucht Hamann in sich darzustellen. Er übertraf jenen an religiösem Tiefsinn, insbesondere in christlicher Erkenntniß, vermochte es aber nicht, den reichen Schatz seiner Ideen zu der klaren und scharfen Ausprägung des letztern zu bringen, weder in der Sprache, noch auch in seinem Leben, daher man ihn wegen seiner Dunkelheiten nur den „Magus aus Norden" oder den nordischen Seher nannte: denn „das Heilige war ihm ein Innerliches und unaussprechbar; Begriffe und Formen, die es bezeichnen, nur untergeordnet." Aus seiner Tiefe aber schöpften andere Geister vielfache Nahrung.

J. Georg **Hamann**, geb. zu Königsberg 1730, hatte von Haus aus keinen festen Lebensplan, auch nicht den Willen, ein festes äußeres Ziel zu erreichen: er ließ sich stets, selbst auch im geistigen Schaffen, gleichsam vom Zufall leiten; daher so viel Fragmentarisches und Zusammenhangloses, in seinem äußern Leben, wie auch vielfach in seinen Schriften, besonders für den, der nicht zum tiefsten Grund seiner Seele das Auge hat. Da er lange keinen passenden Posten finden konnte, so lebte er an verschiedenen Orten als Haushofmeister in drückenden ökonomischen Sorgen, bis er 1777 Packhofverwalter wurde. Erst ein Besuch in Münster bei Buchholz und in Düsseldorf bei Heinr. Jacobi erheiterte innerlich und äußerlich sein Leben durch den Genuß einer freiern Lage. Er starb zu Münster am 21. Juni 1788. — „Wohl vertraut mit der antiken Welt, wurzelte doch sein innerstes Seyn auf dem Grund des evangelischen Christenthums, in welchem er die Fülle aller Wahrheit und die reinste Quelle sittlicher Kraft erblickte: so verband er die alte und die neue Welt, und überwand, bis zu den

letzten Gründen des Erkennens vordringend, den Zwiespalt von Glauben und Wissen." — „Wie Lessing, hat auch er lange Zeit an jener Unruhe gelitten, die — universellen Menschen ohnehin eigen — einer großen geistigen Bewegung voranzugehen pflegt, wie er denn schon 1775 weissagend schrieb, daß eine Revolution der Geister und unserer Erde in Gährung sei. Aber wenn Lessing, jener Unruhe müde, nur klagt, „daß das ganze Leben ihm nicht selten so ekel sei", so endete hingegen Hamann in Frieden und Hoffnung: beide sind gewissermaßen Verkünder und Märtyrer einer neuen Zeit". — Seine Schriften sammelte Friedr. Roth in 8 Bänden. 1821—25.

4. Modernfranzösische und antiksophistische Richtung: Wieland. Allgemeinreligiöse und humanitarische Richtung: Herder.

Einen vollen Gegensatz gegen Klopstock's sittlich=ernste und christlichgehobene, aber gefühlsüberschwängliche Richtung, geschweige gegen Hamanns prophetische tiefsinnige Geistigkeit, ja selbst gegen Lessings bitter=ernst sich abarbeitendes Suchen und Forschen im Gebiete des Geistes bildete die den feinsinnlichen Lebensgenuß mit französischer Eleganz verbindende epicureische Muse **Wieland's**, der die wahre Lebensmitte in der Vereinigung des Fleisches mit dem, was er Geist hieß, gefunden zu haben glaubte, und obwohl in seinem Privatleben ehrbar und unbescholten, doch für die Mehrheit derer, welchen „Gedanken unbequem, Ideen peinlich und begeisterte Bestrebungen lästig" sind, ein verderblicher Führer in die vom Irrlichtschein modernfranzösischer und antiksophistischer Bildung umgaukelten Sümpfe der Sinnlichkeit wurde.

„Was Klopstock und Lessing, jeder von seinem Standpuncte, auf das Entschiedenste bekämpften, wogegen sie sich mit aller Kraft ihrer Seele richteten und auflehnten, gerade das führt Wieland ein, gerade das vertritt er: — die Cultur des um alles Höhere unbekümmerten heitern Lebensgenusses, die Cultur der Sinnlichkeit, der Frivolität. Daß es eben keine Ideale, daß es nichts Großes, Würdiges und Edles gebe, das zu beweisen, ist der überall bestimmt erkennbare, oft sogar bestimmt ausgesprochene Zweck der Poesie Wieland's. Es ist der practische Materialismus, wie er aus Frankreich durch Voltaire (und dessen Geistesgenossen) zu uns herüber kam, welchen Wieland bei uns poetisch vertritt und geltend macht, die Popularitätsphilosophie der Genußmenschen, die alle Weisheit in der möglichst klugen und möglichst vollständigen Ausbeutung des sinnlichen Vergnügens, alle Sittlichkeit in dem „Leben- und Leben-lassen", in dem möglichst verfeinerten Egoismus findet — diese ist es,

von welcher Wieland erfüllt ist. Er ist der Repräsentant Ludwigs XV in Deutschland." (Vilmar.)

Nicht also das geistige Element und der stoffliche Inhalt seiner Poesie konnte ihm eine Stelle unter den Klassikern erwerben, bloß die leichtgewandte Form seiner Poesie und Prosa, die heitere, natürlich-ungezwungene Darstellung, der einschmeichelnde Reiz seiner Sprache, geben dazu eine nicht ganz unbedingte Berechtigung, indem er sich selbst hierin nicht selten in Unbestimmtheit, Nachlässigkeit, Regelwidrigkeit und Gedehntheit verlauft.

Christoph Martin **Wieland**, geb. 1733 zu Bieberach, wo sein Vater Prediger war, wurde von seinen Aeltern zur Frömmigkeit angehalten, welche dann in der Schule zu Kloster Bergen durch den ehrwürdigen Abt Steinmetz genährt, so wie nachher durch ein zurückgezogenes Leben auf der Universität Tübingen erhalten, alsdann wiederum bei seinem Aufenthalt in Zürich bei Bodmer belebt wurde, so daß er schon in seinen Jünglingsjahren mit didactischen Gedichten über Gott, über die Natur der Dinge, über Pflicht ꝛc. hervortritt und mit den im Psalmenstyl geschriebenen „Empfindungen eines Christen" schloß. Allein dem kundigen Leser wird in diesen frommen Expectorationen nicht bloß das Unbiblische und Unevangelische, sondern auch das Erzwungene, Angelernte, Angekünstelte, Unwahr-christliche auffallen, ja bei näherer Besichtigung des empfindsam-schwärmerischen überspannten Pathos schon die sinnliche Genußschwelgerei durchblicken, die der Grundton seines Lebens ist, so daß sein scheinbar plötzlicher Umschlag in „faunenhafte Lüsternheit" und in die schlüpfrige Frivolität modernfranzösicher Bildung im Grunde nicht erst „ein Abfall vom Christenthum" zu nennen ist. Es gieng ihm, wie allen denen, die, wenn die trügerische Schutzwehr angedichteter Religiosität fällt, mit desto ungebundenerer Kraft sich in den Strom sinnlicher Weltlust stürzen und darin untergehen. Schon der scharfsichtige Lessing prophezeihte der jungen Wielandischen Muse diese Verwandlung, die sie nachher erfuhr. Sagte doch Wieland selbst, daß „die meisten Ausdünstungen seiner Seele nur aus der Oberfläche" kämen und daß „die Damen der Hauptressort seines Geistes gewesen, und daß er ohne sie — selbst seine „christlichen Empfindungen" nicht geschrieben hätte! — Diese seine Umänderung bereitete sich in dem Hause eines Grafen Stadion vor, worin er die französische Literatur und Cultur kennen lernte und so gänzlich in sich aufnahm, daß alles Deutsche und Christliche zugleich in ihm ausgelöscht wurde.

Bald erschienen von ihm Schriften so frivolen und schlüpfrigen Inhalts, daß alle Edle davor eckelte und der Hainbund sein Bildniß feierlich verbrannte. Indeß gerade diese Richtung verschaffte ihm von dem Kurfürsten Emmerich Johann von Mainz eine Professur der Literatur in Erfurt, und als er sich in seinem

„Goldnen Spiegel oder die Könige von Schechian auch zu den „modernen Staatstheorieen" bekannte, ward er Erzieher zweier Prinzen von Sachsen-Weimar. In diesem besser gebildeten Kreise jedoch wurde seine Muse gehaltener und bis auf einen gewissen Grad geziemender, und wenn sie auch fort und fort noch der feinen Sinnlichkeit zugewandt blieb, so mied er doch den Schmutz. Auch beschäftigte er sich lange mit dem Uebersetzen römischer und griechischer Klassiker z. B. des Lucian, der Briefe Cicero's, der Briefe und Satiren des Horaz, und begleitete sie mit feinen Bemerkungen.

Von seinen eigenen Schriften sind sein romantischer Oberon und seine humoristischen Abderiten die verhältnißmäßig reinsten. — Den Schaden, den viele derselben anrichteten, beklagte er zuletzt wohl selbst, beruhigte sich aber damit, daß er „in erträglicher Zufriedenheit mit sich" lebe und „sein Haupt so sanft auf das Kissen lege, als irgend ein Autor in der Christenheit." Es schmerzte ihn wohl, daß er einen Theil seiner Werke vor seinen Kindern verbergen müsse, weil namentlich an mehreren seiner Erzählungen „viel Verdammliches" seyn möge, aber er tröstete sich damit, daß ein Dichter, als Beobachter und Geschichtschreiber der Menschheit, alle Arten von Characteren darstellen müsse, wie sie wirklich sind: denn eine Sünderin z. B. sey zwar als solche tadelnswerth, wenn sie aber Witz, Geschmack, Talent ꝛc. habe, und diese Verdienste selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht würfen, ob sie da nicht der Dichter schildern solle, wie sie sey? — Auf dieser bodenlosen Moral steht sein ganzer sittlicher Mensch. Was konnte er zuletzt für eine Hoffnung haben? Als er auf dem Todtenbette lag, sprach der Arme in seinen Phantasieen wiederholt das Wort Hamlet's: „Seyn oder Nichtseyn — das ist jetzt die Frage!" — Sein „deutscher Merkur", eine ästhetisch-literarische Wochenschrift, worin er alles mögliche Aus- und Inländische besprach, war 30 Jahre lang „das Orakel" der Freunde allgemeiner Bildung. — Bald nach Wieland's Tod trat — zum Glück für die Literatur und für ihn — seine Vergessenheit ein; was er aber für die Diction geleistet, kam der Sprache zu gut. — Seine Nacheiferer in romantischen Ritterdichtungen sind: J. B. v. Alringer, L. H. v. Nicolay und Fr. A. Müller; seine Ironie ahmte, wiewohl in plumper Weise Aloys Blumauer nach; seine sinnlich-üppige Richtung vergröberte J. W. Heinse in's Nackt-Fleischliche in seinen Kunstromanen, in denen Gluth und Wohllaut der Sprache das einzige Verdienst sind. Andere seiner Nachahmer stiegen in den tiefsten sittlichen Schmutz hinab, davor Wieland „selbst erschrack."

Zum Glück traten zugleich noch andere höhere und edlere Geister auf, welche der frivolen, aus französischer Philosophie und plattaufklärerischem, alles Heilige zerstörendem Unglauben hervorgegangenen Bildung ein heilsames Gegengewicht gaben und ihre Zeit für eine bessere Erkenntniß und reinere Sittlichkeit vorzubereiten be-

rufen waren, wenn sie auch bei der völligen Abgestorbenheit der Kirche, ja bei der allgemein gewordenen Abstumpfung des religiösen Gefühls selbst alle Mühe hatten, das Bewußtseyn der Wahrheit in sich zu wecken, die sie durch die Schuld ihrer Zeit nicht aus der Urquelle, sondern nur aus abgeleiteten Canälen zu schöpfen gewohnt waren. Es war das Element des Allgemein-religiösen und der damit zusammenhängenden Humanität, in welchem **Herder** sich bewegte und dadurch ein Weiterbildner seiner Zeit zu werden sich bemühte.

Vorzugsweise durch das Urtheil Lessings angeregt, aber auch — wenigstens in der ersten Hälfte seiner Entwicklung — durch Hamann's unmittelbaren Einfluß getragen, wirkte er eben sowohl auf die religiöse, wie auf die geistige Bildung seiner Zeit mächtig ein, und zwar dadurch, daß er der damals todten Theologie wenigstens eine poetische Lebensfrische und der verweltlichten Poesie einen religiösen Geist einhauchte. Seine Religiosität war übrigens nicht das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung oder ascetischer Praxis, sondern mehr ein gewisses stilles Horchen auf die leisen Regungen des bessern Innern: sie war dabei nie eine unchristliche; doch war sein Christenthum nur ein subjectives und trug als solches nicht eine so reiche Frucht, wie sein poetischer Universalismus, der, wenn er ihn auch nicht zum Schöpfer großer Dichterwerke machte, doch auf eine lange Zeit hinaus eine mächtig anregende Wirkung hatte.

Vermöge dieser Fähigkeit schloß er sich „an das innerste und edelste Leben aller Nationen an," dem er sich liebend hingab und das er auch wiederum innigst in sich aufnahm. Denn durch seine Auffassung der „Völkerstimmen" ist er zum Mittelpunct einer geistigen Bewegung geworden, die man vorher nicht geahnet: alle Völker der Erde „mit ihrer Sprache, Sitte und Poesie, in ihrer Liebe und ihrem Hasse zu fassen, ihren Geist zu begreifen, in ihrer Seele zu lesen, die Freuden ihres Daseyns mitzufühlen und das geheime Weh ihres innersten Lebens mit zu empfinden, — das hat die deutsche Welt allein von Herder gelernt," der unter den Deutschen die Fähigkeit des Verständnisses für fremden Volksgeist, mit der sie unter allen Völkern vorzugsweise begabt sind, am ersten und lebendigsten entwickelte. Doch konnte er weder aus diesen fremden

Stoffen mit eigenen Formen, noch aus eigenem Stoffe mit fremden Formen etwas Neues hervorbringen: denn die Gabe der Gestaltenbildung war ihm versagt. Sein Werth besteht hauptsächlich in der allseitigen geistigen Anregung, die von ihm auf Andere ausgieng.

Joh. Gottfried von **Herder**, geb. d. 25. Aug. 1744 zu Morungen in Preußen, Sohn eines Lehrers und Cantors daselbst, hatte schon als Knabe eine große Lern- und Lesebegierde, so daß ihn der Prediger des Orts am höhern Unterrichte seiner Kinder Theil nehmen ließ. Von einem russischen Chirurgen aufgemuntert, Medicin zu studieren, begab er sich nach Königsberg, fand aber an diesem Fach keinen Gefallen, sondern gieng zur Theologie über und wurde nachher Lehrer am Friedrichscollegium daselbst. Er besuchte dabei Kant's philosophische Vorlesungen und gewann die nähere Freundschaft Hamann's. Mit Eifer lag er auch den Sprachwissenschaften ob und studierte nicht minder Geschichte, Naturwissenschaft, Staats- und Völkerkunde. — Im Jahr 1764 wurde er Collaborator und Prediger an der Domschule zu Riga und erfreute sich in beiden Aemtern eines ungetheilten Beifalls. Nach drei Jahren trieb es ihn auf Reisen; er besuchte Frankreich und begleitete 1770 den Prinzen von Oldenburg, der eine Reise durch Europa machte, mußte aber eines Augenübels wegen in Straßburg zurückbleiben, wo Göthe ihn kennen lernte. — Im Jahr 1771 erhielt er einen Ruf als Hofprediger und Superintendent nach Bückeburg. Da er sich bereits als Kritiker und Schöngeist einen Namen gemacht hatte, so erhielt er auf Göthe's Empfehlung einen Ruf als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar, wo er mit Göthe und Schiller der klassischen Literatur unseres Volks den Hauptsitz bereitete. Im J. 1801 wurde er Oberconsistorialpräsident und erhielt vom Kurfürsten von Bayern den Adel. Er starb 1803.

Als Kritiker schrieb er seine „Literaturbriefe" und „Kritischen Wälder", worin er sich bemühte, den Deutschen das Verständniß Homer's zu eröffnen, während er in den „Blättern von deutscher Art und Kunst", die er mit Göthe herausgab, auf Ossian und Shakespeare hinwies, und in seinen „Stimmen der Völker", einer Sammlung von Volksliedern aller Zeiten, das Verständniß für jede Volksindividualität aufschloß, in seinem „Geist der hebräischen Poesie" aber den Schlüssel zum Verständniß des Orients gab. — Von besonders tiefgreifender Wirkung waren seine Uebersetzungen aus dem Orientalischen, Griechischen, Römischen, Spanischen (in letzterer Beziehung ist seine Umdichtung der Romanzen des Cid zu erwähnen.) — In seinen philosophisch-theologischen Werken (über den „Ursprung der Sprache"; über die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts", in einen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit",

in seinen „Briefen über den Stand der Theologie“, so wie in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität“ herrscht ein poetischer Subjectivismus vor, der bei seinem Suchen nach Wahrheit zwar nicht völlig zu ihr hindurchdrang, aber nach allen Seiten hin auf das lebendigste zum Forschen und Schaffen anregte.

5. Die Sturm- und Drangperiode: Klinger etc. — Lavater. Göthe's und Schiller's frühere und mittlere Dichtungsperiode.

Die durch Klopstock und Lessing bewirkte Erkenntniß von der Verwerflichkeit jeder einseitigen Nachahmungssucht, welcher die Deutschen so lange hingegeben waren, hatte nach den ersten glücklichen Versuchen in eigenen neuen Schöpfungen bei dem sich daran hinaufbildenden jüngeren Geschlechte theils eine Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur, theils einen Drang nach Idealen erzeugt, der, seit vollends Herder mit Begeisterung unablässig auf Originalität und Allseitigkeit drang, sich bei vielen kräftigen Naturen zur Originalitätssucht steigerte und die sogenannte Sturm- und Drangperiode der poetischen Literatur jener Zeit erzeugte, die als ein Uebergang zu einer höhern Stufe der Entwicklung zu betrachten ist. Sie fällt, mit Herder beginnend, zwischen die Jahre 1767 und 1790 und enthält die Producte vieler regsamen „Ingenien“ der verschiedensten Gemüths- und Geistesrichtung, welche sich anstrengten, Unerhörtes aus sich selbst hervorzubringen und eine neue Welt noch nicht dagewesener Gestaltungen auf dem Felde der Poesie zu schaffen. Zu dem Ende glaubten sie zum Urquell der Poesieen aller Zeiten und Völker zurückgehen und urkräftig und lebensfrisch aus den Tiefen des Gemüths, der Natur und des Lebens schöpfen zu müssen. Da versuchten sich denn Viele theils in echter, theils in unechter Begeisterung, und während die einen ihre Gaben in Selbstüberschätzung und Eitelkeit entstellten oder an unedle Stoffe vergeudeten oder auch bei grobsinnlicher Aufregung in die Untiefen moralischer und politischer Zerrüttung geriethen und darin zu Grund giengen, gelang es Andern wirklich nach mannigfachen Schwankungen nnd jugendlichen Excentricitäten sich aus dem von Herder aufgezeigten ursprünglichen Quell der ungekünstelten

Volksdichtung, wie er in **Homer**, in **Shakespeare** und in den erst später wieder anerkannten Urhebern der ersten deutschklassischen Dichtungsperiode quoll, frische Kraft zu höhern und bleibenden Schöpfungen zu holen.

Zu jenen Geistern, die in ihrem Geniedrang an den Klippen des Ungeschmacks scheiterten oder sonst poetischer und sittlicher Verkommenheit anheimfielen, gehörten unter andern **Klinger**, **Lenz**, **Müller**, **Basedow**; unter denen, welche aus anfänglichen Verirrungen und Unfertigkeiten sich herausarbeitend, dem Edlern und Höhern zustrebten oder in dieser Periode schon die Gewähr gaben, in der Folge das Klassische in sich darzustellen, sind unter andern außer **Herder** die **beiden Stolberge**, **Lavater**, **Hermes**, **Hippel** und selbst **Schiller** und **Göthe** in ihrer frühern Schriftstellerzeit zu rechnen.

Friedr. Max v. Klinger schrieb Schauspiele voll wilder, cynischer Unnatur, darunter eines mit dem Titel „Sturm und Drang", davon eben diese Periode den Namen hat; auch schrieb er Romane: in denen er das Leben „mit der angelaufenen Brille eines Menschenhassers" betrachtete und dem „unerbittlichen Fatum" die Hauptrolle einräumte. — Der Maler **Friedr. Müller** aus Kreuznach schrieb **derbe Idyllen** und einen „**Faust**", in welchem er einen wilden unbändigen Menschen darstellt, der „wie ein Hund in die Kette des Herkommens beißt und mit dem Teufel Kammeradschaft macht, weil dieser ihm durch seine offenen Manieren zusagt." — **Joh. Mich. Reinhold Lenz aus Liefland** ahmte in seinen Dramen in karikirter Weise den Shakespeare nach, und starb zu Moskau im Hunger und Wahnsinn. — Joh. Bernh. **Basedow** aus Hamburg, legte von Rousseau's Grundsätzen ergriffen, das **Philanthropin in Dessau** an und machte sich durch seine pädagogischen Mißgriffe einen zweideutigen Namen. — Heinrich **Merk**, Kriegsrath in Darmstadt, ein scharfer, „kritisch-ätzender" Geist, der Schriften über Kunst und Literatur schrieb und sich zuletzt erschoß. Anderer excentrischer Genie's aus dieser Periode nicht zu gedenken.

Joh. Casp. Lavater (1741—1801) seit 1769 Pfarrer in Zürich, hatte durch seine ernst-christliche Religiösität einen großen Einfluß auf seine Zeit; anderseits erregte er durch seinen sonderbaren Versuch, die **Physiognomik** auf feste Regeln zu bringen, allgemeines Aufsehen. — **Joh. Tim. Hermes** aus Pommern handelte in seinem damals viel gelesenen Roman „**Sophiens Reise von Memel nach Sachsen**" die Moral nach allen Seiten ab. — Gottfr. v. **Hippel** in Königsberg schilderte in seinen „Lebensläufen in aufsteigender Linie" die in ihm selbst vorhandenen Gegensätze von Sinnlichkeit und Frömmigkeit,

von Schwärmerei und Verständigkeit. Seinen satyrischen „Kreuz- und Querzügen" fehlt es an Tiefe des Gefühls.

Den folgenreichsten Einfluß hatte Herder's Aufdeckung des Volksdichtungsquells auf **Göthe**, dessen erste Dichtungsperiode mit der Sturm- und Drangzeit zusammenfällt, aber schon die vollen Keime zu der Kunstgröße enthält, die sich in diesem „größten Genius der Neuzeit" in der Folge entwickeln und den Abschluß einer gewissen Vollendung bezeichnen sollte. Denn Göthe wurde der Dichter, „welcher alles das in sich vereinigte, was Herder vorausschauend zu erkennen, aber selbst nicht zu leisten vermochte; er war der Genius, welcher mit der vollesten, stärksten, unmittelbaren dichterischen Empfindung, ohne Bücher, ohne Muster, aus dem Leben selbst in die Dichtung hinüberzuschreiten im Stande war, der in dem Leben selbst den dichterischen Stoff mit glücklichem Griffe zu erfassen, der das Wirkliche selbst poetisch zu gestalten Weichheit und Kraft genug besaß, — welcher, wie in der alten Zeit, deren Orakel Herder war, nicht auf dem Papier und für das Papier, sondern mit dem Herzen für das Herz, mit der lebendigen Stimme des Mundes und für des Mundes lebendige Stimme sang." — In ihm war „das Genie Wirklichkeit geworden, auf welches die Zeit in sicherm Bewußtseyn von der Nothwendigkeit desselben hoffte und harrte." (Vilmar.)

Seine Dichtungen sind nicht Erzeugnisse willkührlicher Reflexion und Absichtlichkeit, sondern aus innerster Erfahrung, aus lebendigem Gefühl und unmittelbarer Anschauung hervorgegangen und ihr Stoff mit unerreichbarer Ruhe, Maaßhaltung und Geistesklarheit meist in den reinsten, dem Inhalt angemessensten Schönheitsformen dargestellt. In ihm stellt sich der Idealismus und Realismus in einer so ebenmäßigen Verbindung dar, daß er eben dadurch für seine an der Spaltung dieser Gegensätze leidenden Zeit der wahrhaft vermittelnde Dichter, ja gerade dadurch erst echter Dichter wurde. Seine geniale Universalität umfaßte alle Gattungen der Dichtkunst und trat überdieß noch forschend und erfindend auch in wissenschaftlichen Gebieten auf. Nach Leib und Geist ein mit harmonischer Ebenmäßigkeit der Kräfte ausgestatteter Mensch war er auch in seinen Schöpfungen das verkörperte Humanitätsprinzip, und was als

diesem Prinzip Verwandtes sich ihm nahte, das ergriff er mit Wärme und gefühlvoller Theilnahme, gieng in dasselbe ein und verwandelte es in sein selbst, während das, was unter oder über diesem Prinzip lag, von ihm als etwas seiner Natur fremdes abgelehnt und zurückgewiesen oder — wie das namentlich in Bezug auf den Christglauben der Fall war — nicht beachtet wurde, so daß ihm (wiewohl allerdings nicht in allen Beziehungen mit Recht) der Vorwurf der „Vornehmheit" oder der „Gleichgültigkeit" gemacht wurde.

Johann Wolfgang von **Göthe**, geb. den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater, ein kaiserlicher Rath und selbst sehr gebildeter Mann, die größte Sorgfalt auf die Entwicklung der hohen Gaben seines Sohnes verwendete. Nachdem der junge Göthe die klassischen Studien absolvirt hatte, bezog er 1765 die Universität Leipzig, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, gab sich aber vorzugsweise mit der Naturkunde und den schönen Wissenschaften ab, wobei ihm freilich Gottsched, Gellert und Clodius wenig Vorschub leisten konnten. Während dieser Zeit schrieb er zwei dramatische Kleinigkeiten, in welchen sich eine gewisse Mißstimmung über seine damaligen Verhältnisse wiederspiegelt. Nach Frankfurt 1768 zurückgekehrt, kam er in den Umgang mit Gelehrten und Aerzten von mystisch-alchimistischer und theosophischer Richtung, daher ihn sein Vater nach Straßburg sandte, um noch die dortige Universität zu benützen. Dort lernte er Herder'n kennen, der ihn von seiner in Leipzig empfangenen Hinneigung zur französischen Bildung abbrachte und ihn mit der englischen Literatur und mit der Volksdichtung befreundete. Während seines dortigen Aufenthalts bildete sich in ihm zu Friederike Brion, der Tochter des Pfarrers von Sesenheim, eine Neigung, die in seinem Schauspiel Stella und in mehreren seiner besten Volkslieder ihren Reflex fand. — Nachdem er sich die juristische Doctorwürde erworben hatte, begab er sich 1776 nach Wetzlar, um am dortigen Reichskammergericht die juristische Praxis zu üben, sah sich dabei am Rhein um und schloß mit (dem oberwähnten) Merk in Darmstadt, seinem „kritischen Mephistopheles", Freundschaft; auch trat er mit Lavater, Klopstock, Basedow, Jacobi, in ein näheres Verhältniß und begleitete 1773 die beiden Stolberge auf einer Reise durch die Schweiz.

In diesem ganzen Jugendabschnitt, der bis an sein 27. Lebensjahr geht, war er zwar großen innern Schwankungen und Verirrungen hingegeben, trug aber noch großentheils die Naivetät einer geraden, kindlichkräftigen Natur an sich, der selbst entschiedene Christen, wie Lavater und sein Kreis, seine vom positiven Christenthum abweichende Gesinnung nachsahen, in der Hoffnung, sein Suchen werde noch an das rechte Object kom-

men. Indeß verhielt sich Göthe gegen den positiven Christglauben stets passiv, obwohl er alle Diejenigen achtete, an denen er die Redlichkeit christlicher Ueberzeugung erkannte, wenigstens solange sie nicht an ihn die Forderung stellten, zu werden wie sie. Uebrigens haben seine religiösen Grundansichten in den verschiedenen Perioden seines Lebens und Wirkens verschiedene denselben entsprechende Veränderungen erfahren: daher man, um gerecht zu seyn, diese Perioden wohl unterscheiden muß. Einer seiner Freunde aus der ersten Periode urtheilte so von ihm: „Das Christliche achtet er an Andern hoch, er selber aber bleibt der kirchlichen Gemeinschaft fern." Es war vorzüglich das Geschichtliche der Offenbarung, was ihn schon als Knaben stieß, und diese frühzeitige Entfernung vom christlichen Bewußtseyn ist für seine ganze Zukunft maaßgebend geworden, in so fern er den tiefern Lebensgehalt des Christenthums oder die Kraft des Evangeliums aus eigner Erfahrung nicht kennen lernte, und es nur als eine „milde Aushülfe für Schwache, Kranke und Unglückliche" ansah. Als Jüngling hatte ihn die Bekanntschaft mit dem pantheistischen Gedankengang Spinoza's angezogen. Am liebsten aber gehorchte er lange nur „den auf- und abwogenden Strömungen seiner Gefühle und Neigungen, ohne eine höhere Regel für sein Wollen und Thun aufzufinden, als sein eignes Herz." —

Wenn er übrigens 1778 versichert: „Alle Ideale Lavater's könnten ihn nicht irre führen, wahr zu seyn und gut und böse wie die Natur" —, und ein Jahr später diesen Ausspruch durch die Worte erläutert: „er denke auch aus der Wahrheit zu seyn, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne" —, so ist das nicht so materialistisch zu nehmen, als es lautet. So wie nämlich seine vollsinnige Natur sich nie anders als wahr gab und nur das, was sie wirklich Rechtes oder Irriges dachte und fühlte, aus sich herausstellte: so faßte sie auch alle Natur außer sich mit unverstelltem Wahrheitssinn auf, der eben zu dem Vorzug der Objectivität gehört, welche seine Dichtungen kennzeichnet. Die Richtung auf das Sinnenhafte der allzu lang vernachlässigt gewesenen Natur lag zugleich in der Zeit, die sich in Göthe's Wesen erhöhte und gewissermaßen verpersönlichte, so daß beide einander widerspiegelten. Doch ist dabei wohl zu bedenken, daß in ihm niemals ein Zug nach dem Niedern und Gemeinen aufkam, sondern stets das Streben nach innerer Vollendung vorwog, nur daß er das Ziel derselben nicht in Christus sah und die Offenbarung des göttlichen Lebens nur in der Natur und in der im Naturlicht wandelnden Menschheit suchte. Daher wurde ihm die Betrachtung der Natur und Kunst zur Religion und in dieser Sphäre ist er Vielen der zeitliche Messias geworden, durch den das Leben des gegenwärtigen Geschlechts mit seiner ganzen ästhetischen Bildung und seinen mächtigen naturwissenschaftlichen Bestrebungen vorgebildet ist.

In Göthe's Sturm= und Drangperiode, die uns zunächst beschäftigt, fallen viele seiner besten Volkslieder und von seinen frühern dramatischen Versuchen namentlich sein Götz von Berlichingen, so wie von seinen Romanen die Leiden Werther's.

Seine Lieder in dieser Periode stehen zumeist den besten der alten Volksdichtung gleich und sind zum Theil überhaupt das Beste, was deutsche Lyrik erzeugt hat. In ihnen allen lebt und webt das tiefste Gefühl für die Natur, und die in ihnen vorkommenden Handlungen und Gestalten tragen das Gepräge der unmittelbarsten Wahrheit und Natürlichkeit. — Sein Götz von Berlichingen, ein Stoff aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts, führt uns dasselbe mit historischer Treue und Frische vor und ist echtes Volksdrama, voll der bestimmten Leibhaftigkeit der darin mehr handelnden, als redenden Personen, insbesondere der Hauptperson, in welcher die Selbständigkeit des Characters in Conflict mit den neuaufgekommenen beschränkenden Verhältnissen des modernen Staates erscheint, so wie zugleich voll des wärmsten deutschen Nationalgefühls, das ihm freilich den Tadel aller Verehrer der französischen Cultur, besonders Friedrichs des Großen, zuzog. Daß seine geistlosen Nachahmer, den Sinn dieser Dichtung verkennend, mit ihren Ritterschauspielen und Ritterromanen die Literatur verunreinigten, war nicht seine Schuld. — Werther's Leiden ist eine Ablagerung der in jener Zeit und im damaligen Göthe selbst herrschenden Krankheit der Empfindsamkeit, von der er sich durch die poetische Darstellung derselben befreien wollte und von der er auch dadurch völlig genas; nur steckte er mit dem aus ihm glücklich ausgeschiedenen Gift des Wertherfiebers die halbe Welt an, deren beste Kräfte dasselbe in trauriger Weise verzehrte. (Siehe Vilmar's Vorles. in dem Abschn. Göthe.)

Im Jahre 1775 berief ihn der junge Herzog von Weimar, der ihn auf einer Reise hatte kennen lernen, als Legationsrath in seine Residenz, und von da an beginnt eine völlig neue Periode seiner Entwicklung. Zwar gab er sich in den ersten zehn Jahren, während welcher er zum Geheimerath, dann zum Kammerrath und in den Adelstand erhoben wurde, dem Hofleben so ganz hin, daß er im Grunde damals nichts eigentlich Bedeutendes producirte. Aber als er nach dieser poetischen Brache eine Reise nach Italien zu seiner weitern Ausbildung gemacht und durch die Anschauung der plastischen Werke des Alterthums, so wie überhaupt durch ein dreijähriges Leben im Lande der Kunst neue Kräftigung des Geistes und größere Ruhe und Sicherheit in Anwendung des Maaßes und der Formen gewonnen hatte, begann nach seiner

Rückkehr nach Weimar für ihn und seine folgenden Dichtungen die Periode der Reife, aus der von seinen wichtigsten Werken zunächst Iphigenie, Egmont und Tasso hervorgiengen.

Allerdings hat Göthe in den ersten 10 Jahren seines Hoflebens jene kräftige, offene, kindliche Volksdichternatur, die sich bei allem Irren und Schwanken vorher nie verläugnet hatte, nicht bloß in Folge des Eintritts in das Mannesalter, eingebüßt. Niebuhr meint geradezu, das Hofgetreibe sey seine Delila geworden, die ihm die Simsonslocken und damit das tiefere Geheimniß seines höhern Berufes geraubt. Ob er übrigens ohne jenen Hofeinfluß zu einer höhern und wahrern Weltanschauung und zu einer reinern ethischen Darstellung gelangt wäre, wer kann das wissen? Nur das ist gewiß, daß er durch diese neue Beschäftigung aus der Sphäre der Volkspoesie in die der Kunstpoesie übertrat, in der er, vom Standpunct der Literatur aus betrachtet, durch die vollkommenste Ausbildung des feinsten Sinnes für die Form in Sprache und Leben, — eines Sinnes, der „das zarteste Gemüthsleben und das innerst-religiöse Daseyn als ein Kunstwerk" zu behandeln versteht, — eben der „Dichterfürst" geworden ist, den die Zeit in ihm bewundert.

Die nähere Charakteristik jener klassischen Dramen, die er zwischen den Jahren 1789—1790 gedichtet hat, überlassen wir der speciellen Literaturgeschichte, und von seinen übrigen Werken, unter denen sein „Faust" obenan steht, werden wir am besten bei der Betrachtung der folgenden Geschichtsperiode sprechen.

Ein zweiter Heros der zweiten klassischen Dichterperiode unserer Nation ist **Schiller**, dessen Erstlingswerke den Schluß der Sturm- und Drangperiode überhaupt machen, von der ihm übrigens der Trieb nach Idealen, und das Bestreben, sie in die Wirklichkeit einzuführen und dieselbe poetisch zu gestalten" und „rhetorisch zu färben" durch die übrige Zeit seines Dichtens und Lebens hindurch geblieben ist, so daß er eben deswegen von allen ihm Gleichfühlenden und Gleichgesinnten anfangs über Göthe, — nachher wenigstens neben denselben gestellt worden ist.

In diese seine erste Periode, in der er noch mit sich überbietender Kraft und bei unklarem Ziele nach Form und Gestaltung rang, gehören „die Räuber", die Verschwörung Fiesco's, nebst Kabale und Liebe, welche zwar sämmtlich nicht auf klassischen Werth Anspruch machen können, also kein volles künstlerisches Wohlgefallen bewirken, aber in einzelnen Zügen schon den hohen Genius des mit sich und der Welt damals noch im Kampf liegenden

Dichters, so wie insbesondere seine Berufung zum Drama offenbaren, so daß sie, zumal die darin gährenden freiheitsschwärmerischen und gegen die bestehende Gewalt sich auflehnenden Ideen in so naher Verwandtschaft mit den Zeitideen standen, von der Menge mit der größten Theilnahme aufgenommen wurden.

Friedrich von **Schiller**, geb. d. 10. Nov. 1759 zu Marbach in Würtemberg, Sohn eines Offiziers, erhielt seine erste Schulbildung in Ludwigsburg, wo das Hoftheater seine Neigung zum Schauspiel weckte. Durch die Gunst des Herzogs Karl erhielt er 1773 daselbst einen Platz in der Militärbildungsanstalt, die nachher in Stuttgart unter dem Namen Karlschule fortbestand. Anfangs ergriff er das Studium der Jurisprudenz, vertauschte es aber bald mit der Medicin, las aber, dem Schulverbot entgegen, nicht nur insgeheim die Werke unserer damaligen Dichter, sondern begann auch selbst zu dichten und brachte 1777 seine „Räuber" zu Stande. — Nach seinem Austritt aus der Karlschule 1780 wurde er Regimentsarzt. Sein Erstes aber war, daß er seine Räuber drucken und in Mannheim aufführen ließ. Da er, um der Aufführung beizuwohnen, zweimal Stuttgart gegen die bestehenden Gesetze heimlich verließ und deßhalb zu 14tägigem Arrest verurtheilt wurde, entfloh er (1782) aus Württemberg und lebte einige Zeit in gedrückten Verhältnissen in Mannheim. Während dieser Zeit schrieb er für das Mannheimer Theater „Kabale und Liebe", und „Fiesko". — Nachdem er eine Zeit lang zu Bauerbach im Meiningischen bei Frau von Wohlzogen gelebt hatte, kehrte er nach Mannheim zurück und schrieb die drei ersten Acte seines „Don Carlos", welche noch dem unklaren, leidenschaftlichen Geiste seiner ersten Versuche angehören; die letzten Acte desselben, so wie die Ueberarbeitung des Ganzen, die es nachher erfuhr, fielen schon in die zweite Lebensperiode des Dichters, in der er durch ernstere Studien zu gediegenerer Bildung gelangte. — Als der Herzog von Weimar ihn zum Legationsrath ernannte, zog er nach Sachsen, lebte, den historischen Studien hingegeben, in Leipzig, dann in Dresden und von 1787 an in Weimar, wo ihn Göthe noch mied, aber ihm nach der Herausgabe seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande" zur Erlangung der außerordentlichen Professur der Geschichte in Jena behülflich war.

Die ernsten Studien der Geschichte und Philosophie gaben dem Leben und der Denkweise des Dichters eine veränderte Gestalt. Die strengen Begriffe der kantischen Philosophie hatten wenigstens das Gute für ihn, daß sie seine „formlosen und unstäten" Anschauungen beschränkten, so wie anderseits die Beschäftigung mit der Geschichte seiner damaligen allzuidealen Richtung einen festeren Boden gab.

Durch seine nähere Verbindung mit Göthe, mit dem er seit 1795 die Horen herausgab, wandte er sich auch wieder zur Dichtkunst, und beide große Dichter zogen nun aus ihrem gegenseitigen Verkehr Gewinn, allerdings Schiller den größern, in so fern die plastische Ruhe und Objectivität Göthe's für Schillers Unruhe und Subjectivität ein heilsames Gegengewicht wurde. Aus dieser Periode stammen Schiller's beste lyrische Gedichte und Balladen, die sich alle durch lebendige Darstellung, Glanz der Sprache und Stärke der Empfindung auszeichnen; desgleichen seine vorzüglichsten Tragödieen, in welcher letztern Dichtungsart er alle bis dahin bekannten Dramatiker übertraf.

Dahin gehört seine Trilogie Wallenstein, wozu er den glücklich gewählten Stoff aus seiner frühern Bearbeitung des 30jährigen Kriegs nahm: die Aufführung geschah zuerst in Weimar unter Göthe's Leitung. Nachdem Schiller von Jena nach Weimar übergesiedelt war, wo er bald darauf in den Adelstand erhoben wurde, erschienen nacheinander Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans (beide Stücke an künstlerischem Werth dem Wallenstein nicht gleich), die Braut von Messina (eine verfehlte Schicksalstragödie, in der sich aber die ganze Pracht der Schiller'schen Diction entfaltet) und endlich 1804 Wilhelm Tell, dessen Idee von künstlerischer Vollendung ist, aber in andern Beziehungen gleichfalls dem Wallenstein nachsteht.

Was die Religionsansichten Schiller's betrifft, so ist auch er ein Kind seiner Zeit, die dem positiven Christenthum abgewendet war. So wie durch Göthe's Religion ein pantheistischer, die Natur vergötternder Zug geht, so durch Schiller's Religion ein rationalistischer, den Menschen vergötternder Zug. Abgesehen von dieser schiefen Stellung beider Genien zu dem tiefsten Lebensmittelpunct (eine Stellung, die bei Schiller sogar noch schroffer ist, als bei Göthe) haben wir jedenfalls in Göthe und Schiller die beiden größten Dichter unserer zweiten klassischen Literaturperiode zu achten. Obwohl beide als Repräsentanten zweier Klassen von Menschennaturen, von einander sehr verschieden, gehören sie doch beide so zusammen, daß man über den Vorzug des Einen vor dem Andern schon darum, weil jeder die ihm verliehene Natur in vollem Maaße darstellt, gar nicht streiten, sondern sich bei der Frage über den Vorzug an Göthe's eigenes Wort erinnern sollte, der sagte: „Bleibt mir vom Leibe mit den nergelnden Vergleichungen zwischen mir und Schiller; freut euch lieber, daß die Natur zwei solche Kerle hervorgebracht hat!"

Da Schiller und Göthe noch in die folgende Geschichtsperiode hinüberragen, so werden wir ihnen, besonders Göthe'n, dessen dritte Entwicklungsperiode ganz dahin gehört, wieder begegnen.

6. Die bildende Kunst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Malerei: Murillo, Rembrandt. — Bildhauerkunst: Schadow, Canova etc. Musik: Bach, Händel, Haydn, Mozart.

Von dem Garten der Poesie aus gehen wir noch in die Hallen der bildenden Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts und werfen einen Blick auf die hervorragendsten Künstler darin.

In der Malerei haben wir bereits in XXII. 7, 2. der Franzosen erwähnt. Zu den dort angegebenen Malern tritt im 18. Jahrhundert noch J. L. David (1748—1825), der aber von Manirirtheit und französisch-theatralischer Auffassung nicht frei ist. (In der französischen Revolution spielte er auch eine Blutrolle.) Unter den spanischen Malern war Murillo 1618—1682 der ausgezeichnetste, indem er in seinen Bildern Holdseligkeit und Anmuth mit religiösbegeisterter Empfindung vereinigt. Von den Engländern kann William Hogarth genannt werden, dessen psychologisch-satirische Compositionen von dem deutschen Humoristen Lichtenberg (großbrit. Hofrath in Göttingen) so meisterhaft erklärt sind. Unter den deutschen Malern des 17. Jahrhunderts lassen sich nur Joachim von Sandrart † 1688, unter denen des 18. Jahrhunderts Ant. Raphael Mengs (1728—1779), der mit seiner Thätigkeit auch Italien und Spanien angehört, aber nie über einen einseitigen Eklecticismus hinauskam, — ferner A. J. Carstens († 1795), der Landschaftsmaler Hackert und die Malerin Angelica Kaufmann nennen. — Von den Holländern sind im 17. Jahrhundert hervorzuheben Paul Rembrandt van Ryn († 1674), der Meister im Helldunkel, bei dem nicht, wie bei Correggio, das Licht in den Schatten, sondern „der Schatten in das Licht hineinspielt;" ferner der tiefsinnig-poetische Landschaftsmaler Jacob Ruysdael (1681); — von den Niederländern der Idyllenmaler Adrian van de Velde, der naturwahre Paul Potter († 1654), der Jagdzüge zierlich und glänzend darstellende Ph. Wouvermann († 1668) und der Blumenmaler Johann van Huysum.

In der Bildhauerkunst zeichnet sich in Deutschland Andreas Schlüter † 1714 aus, von dem unter andern die Reiterstatue des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm in Berlin herrührt;

ferner J. G. Schadow geb. 1764 mit seinen Bildnißstatuen. — In Italien trat A. Canova (1757—1822) mit Werken von vorwiegend classischer Behandlungsweise auf; doch steht er noch auf der Grenzscheide zwischen der Manierirtheit des 18. Jahrhunderts und „dem Streben nach edlerer Gestaltung", die wir an den Werken des 19. Jahrhunderts bewundern.

In der **Musik** drängten sich im 18. Jahrhundert zwar die Italiener noch vor, fielen aber mehr und mehr in das Sinnliche und süßlich-Manierirte, konnten also nur da gefallen, wo Entartung und Schlaffheit des Geistes und Characters waltete. Höher entwickelte sich nun diese Kunst, unabhängig von den Italienern, vorzüglich durch Deutsche, von denen sie im Geistlichen, wie im Weltlichen zu hoher Vollendung gebracht wurde. Dieß geschah zunächst durch die Familie Bach, besonders durch den unsterblichen Joh. Sebastian Bach, den Meister in der Orgeltonkunst; durch den erhabenen Händel in seinen großartigen Oratorien; durch den lieblichen Haydn in seinen anmuthigen Symphonieen und Oratorien; durch den tiefdenkenden Gluck in seinen plastisch-gestalteten Opern, worin er zuerst Dichtkunst und Musik zu einem Ganzen vereinigte und die Herrschaft der französischen Musik brach; durch den melodieenreichen Mozart in seinen die Gefühlsseiten allgemein anregenden Opern und Sonaten.

Joh. **Sebastian Bach**, geb. zu Eisenach den 21. März 1685, das größte und berühmteste Glied der großen musikalischen Familie Bach (deren Stammherr um des protestantischen Glaubens willen aus Ungarn vertrieben worden war), Sohn des Cantors Joh. Christoph Bach in Ohrdruff, von Jugend an in musikalische Studien vertieft, so daß er sich oft des Nachts aus Mangel an Licht beim Mondschein Musikalien abschrieb, war zuerst Organist in Arnstadt, dann in Mühlhausen, in Weimar, wo er 1714 Concertmeister wurde, erhielt dann eine Stelle als Kapellmeister des Fürsten von Anhalt-Köthen und wurde zuletzt 1723 Cantor an der Thomasschule zu Leipzig. Hier lebte er „seiner Kunst und seinem Amt als frommer, treuer Diener der Kirche, als strenger und doch geliebter Vorsteher seines Chors, als gesuchter und fleißiger Lehrer und ehrenfester Bürger und Hausvater einer zahlreichen Familie", worunter zehn Söhne, die nachher der Welt als tüchtige, zum Theil berühmte Musiker dienten. Von Jedermann um Rath und That angegangen, von Fürsten geehrt, selbst von seinem der gedankenlosen italienischen Musik hingegebenen Kurfürsten bewundert und zum Hof-

compositeur ernannt, auch von Friedrich dem Großen beschenkt, — führte er das Orgelspiel weiter als je zuvor und nachher, und wird von den größten Kunstkennern als der Begründer und Vater der deutschen Tonkunst angesehen. Der Grundzug aller seiner Compositionen, auch seiner kleinsten, ist die „Macht", welche ebensowohl „Sicherheit und Leichtigkeit im Innern (auch beim reichgerüstetsten Einherschritt), als auch Würde und Erhabenheit" in ihrem Gefolge hat. Alle seine Werke, auch das geringste, hat er „zur Ehre Gottes" geschaffen und um dieses zu vermögen, „hat er sich aller Gestaltungen und Bewegungen des Tonreichs bemeistert." Unvergleichlicher Meister im Contrapunct und besonders in der Fuge, sah er doch nie das Kunstreiche (niemals die eitle Künstlichkeit) als Zweck an, sondern jede Form ist ihm bloß Mittel zum Zweck. Sein Zweck ist aber die Verherrlichung Gottes. In seiner Kunst versinnlicht sich ein „heiliges Spiel Gottes", worin die volle reiche Gottesfreude, „nicht aus einer bestimmten Anschauung entsprungen, sondern als erhöhtes Seelenleben" liegt — seine ganze Kunst somit als „ein himmlisches Freudenreich" erscheint. Das allein ist der „Grund einerseits seiner leichter geführten, zarter gebildeten, bald innigeren, bald in leichtem und doch stets würdigem Scherze dahin spielenden Clavierstücke, anderseits seiner glanzvollen, oft fürstlich prunkenden Orchestersätze und seiner jetzt stillfrommen, jetzt majestätisch erbrausenden Orgelcompositionen." — Im Orgelspiel ist bis jetzt „noch nichts vollendet worden, das uns nicht Seb. Bach unendlich größer und reicher hinterlassen hätte." — „Die Kirche war es, der er angehörte; das Wort der Schrift war es, auf das er unverwandt schaute, an dem er festhielt. Und eben hierin hat ein volles Jahrhundert ihn versäumt!" — „Wenn wir bedenken, daß der Glaube selbst im Scheidewasser voltairischer Afterphilosophie und der gefühlsleeren, sogenannten Vernunftreligion geprüft werden mußte, so werden wir inne, daß jener Zeit die evangelischen Gesänge Bach's verhallen, ja widerwärtig seyn mußten, daß sie erst wiedertönten, als über Zweifel und Kaltsinn hinweg das Wort der Wahrheit wieder vernommen und beherzigt werden konnte." (A. B. M. in Schilling's Universal-Lex. d. Tonkunst.) — Im Alter erblindete er, da er seine Compositionen, um sie herausgeben zu können, selbst in Kupfer stechen mußte; er starb d. 28. Jul. 1750. — Unter seinen zehn musikverständigen Söhnen kommt Friedemann seinem Vater am nächsten; Emanuel ist der weltlich-elegantere.

Joh. Friedrich **Händel**, geb. d. 24. Febr. 1684 zu Halle an d. S., wo sein Vater Bader war, der sich vorgenommen hatte, seinen Sohn einen Juristen werden zu lassen, und ihm daher, als er frühe große Neigung zur Musik zeigte, jedes musikalische Instrument entzog. Dieser aber kam hinter ein altes Clavier in der Bodenkammer und spielte insgeheim nach Herzenslust. Er war 7 Jahre alt, als einst sein Vater zu seinem Bruder, einem herzoglichen Kammerdiener nach Weißenfels fuhr, aber den Knaben, ungeachtet seiner Bitten, nicht mitnahm, weil er fürchtete, er möchte von der dortigen Hofmusik zu sehr ange-

zogen werden. Unterwegs traf er aber auf den Knaben, der auf einem andern Weg vorausgelaufen war und ihn nun durch Flehen zur Mitnahme erweichte. In Weißenfels schlich er sich nach dem Gottesdienst an die Orgel und spielte für sich so geläufig, daß der Herzog ihn beschenkte und seinen Vater bestimmte, ihn der Musik zu überlassen. Nach siebenjähriger Lehre, während welcher er im 10. Jahr schon drei Sonaten schrieb, erregte er bei einem Besuch in Berlin die Aufmerksamkeit des Kurfürsten, bekam später in Hamburg die Direction der Oper und trat schon als Operncomponist auf. Dann gieng er nach Italien, wo ihm mehrere Opern und ein geistliches Oratorium (die Auferstehung) zu Florenz, Rom und Neapel reiche Gunst und Bewunderung eintrugen. — Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er Kapellmeister in Hannover und besuchte 1710 England, wo sein Talent sich vollends ausbildete, indem er von Seite des Hofs und Adels die ehrenvollste Aufnahme fand. Von 1712 an blieb er ganz daselbst und gab zunächst der Londner Oper eine neue glänzende Gestalt, wie er auch die Kammer- und Kirchenmusik zu einer noch ungekannten Ausbildung erhob, die ihm große Bewunderung und Gunst beim Volk erwarb. Wegen eines Streits mit einem italienischen Castratensänger und mit dem die flache italienische Musik begünstigenden Adel zog er sich auf sein Haymarkettheater zurück, konnte sich aber, mit seinen tiefen, ideenvollen Tongebilden von Wenigen mehr verstanden und erkannt, im Operngebiet gegen die einschmeichelnde italienische Manier nicht halten, zumal seit Gluck (der damals auch nach London kam) ihn wirklich in der Oper überbot. Er ließ daher, zum Glück für die höhere Kunst die Bühne fahren und betrat die Bahn, die ihm „die höchste Palme" bieten sollte, das Oratorium. Schon früher (1720) war er mit dem Oratorium „Esther" aufgetreten, 1733 erschien Athalia, 1736 das geistreiche Alexandersfest, 1738—1740 Israel in Aegypten und Saul 1741 sein herrlicher Messias. Weil aber letzterer kalt behandelt wurde, gieng er nach Irland, wo er mit Bewunderung und Liebe aufgenommen wurde. Nach 8 Monaten kehrte er nach London zurück und brachte noch 17 Oratorien und Cantaten zur Aufführung, darunter den freiheitsglühenden Judas Maccabäus, den Josua, den Jephta. Dazwischen fand nun auch sein Messias den verdienten Beifall, so daß er alle Jahre zum Besten des Findlingshospitals aufgeführt wurde. Mit ununterbrochenem Beifall und einem Ruhm, der keinen Nebenbuhler zuließ, setzte er die Pflege seiner Oratorien, ungeachtet seiner 1751 erfolgten Blindheit, bis zu seinem Tode fort, der am 14. April 1759 erfolgte. Er wurde in Westminster unter den Großen der Nation prachtvoll beigesetzt, und stets wurde sein Andenken durch colossale Aufführung seiner Werke lebendig erhalten. — („Seinem deutschen Vaterlande aber wurde Händel wiedergegeben, als französische Aufklärerei und italienisch-süßliche Mode Kirche und Kirchengesang tief herabgebracht hatten und nur in einzelnen Kirchen ein besserer, obwohl schwächerer Nachklang Bachischen Gesanges forthallte. — Als dann neu erstarkter Volksgeist und Glaube auch die

Kirche wieder höherer Weihe geöffnet, da hatte uns auch Händel vorbereitet und erzogen für Sebastian Bach, daß sie fortan vereint stehen, der Sänger des Volks und der Weihepriester vor dem Volke, das sie geboren und sich zu ihnen erhoben hatte." (A. B. M. in Schilling's Universſ.-Lex. d. Tonkunst. — Friedrich Rochlitz sagt bezeichnend, daß in Bach's Leben etwas durchaus Patriarchalisches und in Händels Leben etwas durchaus Heroisches liege und führt dieß in einer geistvollen und schlagenden Vergleichung beider Genien durch, im IV. B. seiner Grundlinien der Gesch. der „Tonkunst." — Vergleiche auch Thibaut üb. Reinheit d. Tonkunst.)

Joseph Haydn, geb. den 31. März 1732 zu Rohrau im Niederösterreichischen an der ungarischen Gränze, das älteste von 20 Kindern seines Vaters, eines armen Stellmachers, wurde in seinem 8. Jahre Chorknabe an der Stephanskirche zu Wien, wo er bis zu seinem 16. Jahre Unterricht im Singen und auf Instrumenten (nicht aber im Componiren) erhielt. Als sich seine Stimme brach, wurde er entlassen und erhielt sich durch Unterrichtgeben und Orchesterspiel, wobei er Emanuel Bach studirte und Quartetten, Sonaten und eine Operette componirte, bis er 1759 Musikdirector bei einem Grafen und 1760 Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy wurde und Oper, Concert und Kirchenmusik zu dirigiren bekam, wobei sich Aufmunterung genug fand, unzählige Musikstücke zu schreiben (an 140 Symphonieen, 83 Quartetten, 163 Compositionen für das Baryton, 19 Opern, 15 Messen, die 7 Worte am Kreuz und viele andere Sachen). Nach dem Tode seines Herrn, 1790, wurde er für London geworben, wo er im Ganzen drei Jahre lebte und während dieser Zeit viel Geistliches und Weltliches schrieb, das ihm reiche Anerkennung und Belohnung erwarb. Zurückgekehrt schrieb er in seinem 65. Jahre sein Oratorinm „die Schöpfung," welches die Runde durch alle Welt machte und ihm viele Titel, Medaillen nud Geschenke eintrug. Bald erschienen auch „die Jahreszeiten," die Jedermann erfreuten. Noch im 69. Lebensjahre gab er Beweise seines unerschöpflichen Geistes. Allgeliebt, allverehrt und allbewundert, starb der stets heitere, zufriedene und friedliche, naiv-kindliche und darum liebenswürdige Künstler am 31. Mai 1808. — „Freude, Anmuth, Zartheit, natürliche Innigkeit und Tiefsinnigkeit, die ganze Scala der Empfindungen vom hellsten Jubel bis zu den Schauern des Geheimnisses — — durchlief er (in seiner Kunst); aber Maaß und Anmuth blieb ihm stets zur Seite, stets sein freundlicher Sinn gegenwärtig." (A. B. M. im a. Univ. d. Tonk.)

Christoph, Ritter von Gluck, geb. den 4. Juli 1714 in der Oberpfalz an der böhmischen Gränze, Sohn eines Fürstlich-Lobkowitzischen Jägermeisters, erlernte und übte die Musik in Prag. Als 17jähriger Jüngling gieng er nach Italien, wo er zu Mailand im Dienst eines Prinzen die Composition studirte und anfieng Opern zu schreiben. Im J. 1745 gieng er nach London und schrieb im Laufe von 18 Jahren 40 Opern, wobei er aber, noch an die-

aller Wahrheit widerstrebenden Formen der italienischen Musik gebunden, sich selbst am Ende so unbefriedigt fühlte, daß er die bis dahin verlebten 30 Jahre seines Lebens für verloren hielt. Mit tiefern Entwürfen in sein Vaterland zurückgekehrt, lebte er zu Wien, wo den nun Gereiftern das auch dort herrschende musikalische Treiben anwiderte, bis in ihm der Gedanke Klarheit gewann, daß sich ein Weg zur Vereinigung der vom Publikum gewünschten Annehmlichkeit des Tonspiels mit den tiefern und wahrern Ansichten des Componisten finden lassen müsse. Nun schrieb er die Oper „Orpheus und Eurydice" mit ihren feierlichernsten Trauerchören; aber bald fühlte er, daß es zwischen dem sinnenreizenden Trug und der Wahrheit eigentlich keine Vermittlung gebe, und so schrieb er mit Verbannung der herkömmlichen Mißbräuche seine „Alceste;" allein das damalige musikalische Deutschland verstand ihn nicht, am wenigsten das sinnenhafte Wien. Er gieng daher nach Paris, wo damals die Oper zu einem Drama mit ernstern Tendenzen erhoben war, und schon nach zwei Jahren rief daselbst seine „Iphigenie auf Aulis" mit jeder neuen Aufführung einen hohen Enthusiasmus hervor. Der daraus entstandene musikalische Streit verschaffte ihm fortwährend den Sieg über die Italiener, den seine „Armida" und vollends seine „Iphigenie auf Tauris" neu befestigte. Im Jahr 1784 kehrte er nach Wien in die Stille zurück und starb am 17. Nov. 1787. In seinen Werken ist jeder Ton mit dem Sinne des Wortes innigst verschmolzen; weil seine Gestalten aber einem entlegenen Vorstellungskreise (dem der griechischen Heroen- und Götterwelt mit darunter vorkommenden allegorischen Figuren) angehören, die mit unserer Sinnesart contrastiren, so fanden seine Werke in Deutschland keine eigentliche Stätte. Kenner behaupten, daß in seinem über die Gemeinheit einer verdorbenen Bühnenwelt sich hoch erhebenden „plastisch vollendeten und in ihrer Art unerreichbaren" Tongestalten die griechische Tragödie gleichsam wiedererweckt sey.

Wolfgang Amadeus Mozart, geb. den 27. Januar 1756 in Salzburg, Sohn des erzbischöflichen Vicekapellmeisters daselbst, war in seiner frühesten Jugend ein musikalisches Wunderkind. Schon in seinem 4. Lebensjahre spielte er größere Clavierstücke, im 5. componirte er schon kleine Stücke, die sein Vater zu Papier brachte. Er hatte ein zärtliches, gefühlvolles Gemüth, das immer Gegenliebe heischte. Da er ein so frühzeitiges Genie war, so machte sein Vater Reisen mit ihm, um dadurch seine Umstände zu verbessern. In seinem 5. Jahre erregte er die Bewunderung des Kurfürsten in München und der Kaiserin Maria Theresia in Wien. Auch in London, wo er in seinem 8. Jahre seine ersten Sonaten, und in Paris, wo er seine erste Symphonie für ein volles Orchester componirte, wurde er vom Hofe bewundert und beschenkt. In seinem 10. Jahre machte er in Salzburg strengere Studien und schrieb als 12jähriger Knabe eine komische Oper, die aber der Neid nicht zur Aufführung kommen ließ. Im 13. Jahre wurde er Concertmeister in

Salzburg und gieng dann nach Italien, wo er für Mailand eine Oper schrieb, die ihm allgemeinen Beifall und Bestellungen auf Compositionen aller Art zu Wege brachte. Nach Salzburg zurückgekehrt, erfuhr er dort eine seinem Talent und Character so unangemessene Behandlung, daß er eine andere Anstellung suchte, aber auffallender Weise aller Mühe ungeachtet keine fand. Er lebte daher in Wien von dem geringen Ertrag seiner Concerte, Lectionen und Compositionen, bis Friedrich der Große ihm eine Stelle von 3000 Thlr. antrug, was den Kaiser Joseph II bewog, ihm auch eine mit 800 fl. anzubieten. Er nahm lieber letztere an und schrieb, vom Kaiser beauftragt, „die Entführung aus dem Serail," eine Oper, die trotz italienischer Kabalen allgemein gefiel. Dann folgten „Figaro" und „Don Juan"; er konnte es aber damit anfangs den Wienern nicht recht machen. So kam unter vielen Unruhen, Sorgen und Arbeiten auf tausendfache Bestellungen sein letztes Lebensjahr herbei, in welchem er noch rasch „die Zauberflöte," den „Titus" und ein „Requiem" schrieb (welches letztere, wenn es von ihm ist, allerdings ohne Bach'sche und Händel'sche Tiefe und Weihe ist). Er starb erschöpft den 5. Dez. 1791. Erst nach seinem Tode wurden seine größeren Werke anerkannt und zwar in einer Weise, daß Viele von ihm sogar den Maaßstab selbst für solche Tongeister hernehmen wollten, die ihm in andern Beziehungen überlegen sind. Uebrigens erinnert jedes seiner Werke an „sein zärtliches, nur Liebe athmendes Gemüth," womit er unter einer Bevölkerung, die mehr ein Gefühlsleben führte, sich einer musikalischen Form — „der Oper in deutsch-idealer Weise" — widmete, die am geeignetsten war, jenen Inhalt seines von Liebe und Musik überfließenden Herzens auf die Gemüthswelt „der Masse der Nation" überzutragen.

---

7. Kapitel.

Stand der Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

1. Die Mathematiker und Astronomen: Huygens, Newton, Laplace, Euler, Herschel; Naturwissenschaften: die Botaniker Linné, Jussieu; die Mineralogen: Haug, Werner etc.; die Physiker: Galvani, Volta; die Aerzte: Stahl, Boerhave, A. v. Haller, Brown etc.; die Philologen: Bentley, Hemsterhuys, Ruhnken, Wyttenbach, Gesner, Heyne, Ernesti etc.; die Geschichtschreiber: Hume, Gibbon, Möser, Spittler, J. v. Müller.

Die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts bewies in allen ihren Zweigen eine große von Stufe zu Stufe steigende Regsamkeit.

Lassen wir in den hauptsächlichsten Zweigen die vorzüglichsten Bearbeiter und Fortbildner derselben vor uns kurz vorübergehen.

Beginnen wir mit der Mathematik; hier begegnen uns: Christ. Huygens, geb. 1629 im Haag, gest. 1695 daselbst, der aus der Beobachtung des Uhrpendels die Gesetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß entdeckte und die Gesetze der Centralkräfte vervollkommnete, auch eine neue Theorie der Bewegung des Lichts aufstellte, so wie den sechsten Trabanten des Saturn entdeckte; — Gabr. Ph. de Lahire, geb. zu Paris, † 1718, der zuerst die Kegelschnitte mittels eines Kreises beschreiben lehrte; — Isaac Newton, geb. in Lincolnshire 1642, Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften zu London, † 1726, der die Eigenschaften der geometrischen Curven entwickelte und durch seine Untersuchungen über den Kegelschnitt das von ihm aufgefundene Gravitationsgesetz vorbereitete, wodurch er die durch Kopernikus begonnene neue Epoche der Astronomie bis auf einige wenige Seiten derselben abschloß; auch leitete er aus der Brechung der Lichtstrahlen die Entstehung der Farben ab. Seine tiefe Achtung vor der heil. Schrift und sein durchaus sittlichreiner edler Character erhob diesen scharfsinnigen Denker hoch über seine Wissenschaftsgenossen. — Matthew Stewart, geb. zu Edinburg, † 1785, der die Centripetalkraft entdeckte und die Entfernung der Sonne von der Erde berechnete; — John Napier (Neper), geb. in Schottland, † 1617, der die Logarithmen entdeckte; — G. v. Vega, geb. in Krain 1754, † 1802, der die Wissenschaft der Trigonometrie vollendete; — die Franzosen Lagrange und de Laplace, welche die neuentdeckten Gesetze der Mechanik auf die Himmelskörper anwandten; — Leonhard Euler aus Basel, † 1783, der zuerst die Differenzialrechnung auf die Lösungen von Gleichungen anwandte; — E. Fr. Chladni aus Wittenberg, geb. 1756, der Erfinder der Harmonika und durch seine Theorie des Klangs Schöpfer der eigentlichen musikalischen Akustik. — Außer Newton hat auch William Herschel, geb. 1738 zu Hannover und in England lebend, die Astronomie bereichert, indem er die Nebelflecke und Doppelsterne entdeckte.

Von den Naturwissenschaften in dieser Periode hat die Botanik folgende Vertreter gehabt: Karl von Linné, geb. zu

Räshüllt in Smaland 1707 († 1778), welcher der Reformator derselben wurde, indem er die Eintheilung in drei Naturreiche aufstellte, das System der Kunstausdrücke (der Terminologie) und die Sammlung der Namen der Species (die Nomenclatur) umgestaltete und mittels Durchführung des vor ihm schon vorhandenen Sexualsystems ein regelmäßiges Pflanzensystem von 24 Klassen mit detaillirter Angabe der characteristischen Kennzeichen zur Unterscheidung der Arten und Abarten entwickelte; — die Gebrüder Jussieu (Antoine † 1758 und Bernard † 1776) aus Lyon, welche ein anderes Pflanzensystem aufstellten, das dann ihr Neffe Laurent Jussieu († 1743) weiter ausbildete.

In der Mineralogie sind hervorzuheben: Réné Just Hauy, geb. zu St. Just in Frankreich 1743, der die Entstehung der secundären Gebirgsformen ins Licht setzte, worauf Bergmann, Prof. der Chemie zu Upsala, seine chemische Classification begründete; — Abr. Gottl. Werner, geb. in der Niederlausitz 1750, der ein anderes mineralogisches System aufstellte und die Oryktognosie von der Geologie unterschied, welche letztere Wissenschaft er zur empirischen erhob.

In der Chemie stellte der Irländer Robert Boyle († 1691) zuerst das Experiment als Prüfstein aller chemischen Theorieen auf und gab durch seine Verbrennungstheorie Anlaß zu der von den berühmten Aerzten G. E. Stahl, geb. zu Ansbach 1734, Fr. Hoffmann, geb. zu Halle 1742 und Herrm. Boerhave, geb. bei Leyden † 1738 aufgestellten Lehre vom Phlogiston. Dieser phlogistischen Schule stellte sich nachher die antiphlogistische entgegen mit der Behauptung, daß die Verbrennung nicht eine Zerstörung sey, sondern eine Vereinigung der Bestandtheile des verbrannten Körpers mit dem Sauerstoff.

In der Physik sind zu nennen: Otto v. Guerike aus Magdeburg, † 1686, der die Luftpumpe erfand und die Verschiedenheit der Electricität in ihrer Attraction und Repulsion beobachtete; — de Dufay, † 1739, der alle Körper in electrische und nicht electrische eintheilte und die positive und negative Electricität entdeckte; — Benjamin Franklin, † 1790, der den Blitzableiter erfand; — Edmund Halley aus St. Leonhard

bei London, † 1742, wies nach, daß die Declination und Inclination der Magnetnadel (d. h. ihre Abweichung vom Meridian und ihre Neigung gegen den Horizont) für verschiedene Orte der Erdoberfläche eine verschiedene sey; — Aloys Galvani aus Boulogne, † 1798 und Alessandro Volta (geb. zu Como 1745) stellten durch ihre Versuche mit der animalischen Electricität eine neue Wissenschaft, den Galvanismus, auf.

In der Medicin verband Abr. Kaauw Boerhaave aus Voorhut bei Leyden, † 1753, das sog. physische mit dem mechanischen System; — Albrecht v. Haller, der oben in der Dichtkunst erwähnt wurde, stellte die Irritabilitätslehre auf, deren Sitz er im Nervensystem suchte; — John Brown, ein Schotte, † 1788, sah die Reizbarkeit für die Ursache des Lebens überhaupt an und theilte alle Krankheiten in sthenische, d. i. in solche, die von zu starken — und asthenische, d. i. in solche, die von zu geringen Reizungen herrührten; — Ant. Mesmer aus Weilen b. Stein am Rhein (geb. 1734), der Entdecker des thierischen Magnetismus; — P. Jos. Desault, † 1795, der Gründer der chirurgischen Anatomie in Paris; — Frz. Jos. Gall, geb. bei Pforzheim 1758, der Erfinder der Phrenologie oder Schädellehre.

Die Philologie und Archäologie, oder Sprach- und Alterthumskunde, zählte in dieser Periode ihre vorzüglichsten Meister unter den Holländern und Deutschen. Während in England Richard Bentley († 1742) als scharfsinniger und kühner Kritiker auftrat, und Samuel Musgrave († 1780) ihm nachstrebte, weist Holland in Arnold Drakenborch aus Utrecht († 1748), P. Burmann d. Aelt. aus Utrecht († 1741) und Burmann d. J. aus Amsterdam († 1773), Franz v. Oudendorp aus Leyden († 1761), Tiberius Hemstherhuys aus Gröningen († 1766), L. Casp. Valkenaer aus Leuwarden († 1735), David Ruhnken aus Stolpe, Prof. in Leyden († 1798), Daniel Wyttenbach aus Bern (1746—1820 zuerst Prof. in Leyden, seit 1816 in Heidelberg privatisirend) eine Reihe der gründlichsten Philologen auf. — In Deutschland, wo die Philologie im 17. Jahrhundert im Verfall war, brachten Matthias Gesner aus Roth bei Nürnberg († 1761), J. J. Reiske aus Zörbig († 1774) und vorzüg-

lich Chr. Gottl. Heyne aus Chemnitz (1729—1812), J. Aug. Ernesti aus Tennstädt († 1781) durch gründliche Gelehrsamkeit und scharfsinnige Exegese die deutsche Philologie wieder empor, so daß sie in der folgenden Periode eine anerkannt hohe Bedeutung gewinnen konnte. Einen wesentlichen Einfluß auf ihren lebendigen Betrieb hatten die archäologischen Forschungen J. Joachim Winckelmann's, dessen schon oben (K. 6, 3.) gedacht wurde.

Die Geschichtschreibung fand in England und in Deutschland die regste Theilnahme. In England hat sie damals eine mehr kritisch-skeptische Richtung genommen, namentlich durch David Hume aus Edinburg († 1776) in seiner Geschichte Englands, durch William Robertson, gleichfalls aus Schottland († 1793) in seiner Geschichte Karl's V, und seine Darstellung der Entdeckung Amerika's und des alten Indiens, und durch Edward Gibbon (1737—1794) in seiner im atheistischen Geiste geschriebenen Geschichte des Emporblühens und Verfalls des römischen Staates. — In Deutschland war es zuerst Samuel von Pufendorf, aus dem Dorfe Chemnitz († 1694), der die Statistik mit der Staatengeschichte verband und der Geschichtskunde eine practisch-politische Richtung gab. Heinrich, Graf von Bünau († 1762) schrieb zuerst die deutsche Reichsgeschichte mit Kritik, staatsmännischer Gründlichkeit und besserem Geschmack. Dann gab Justus Möser aus Osnabrück (1720—1794) in seinen durch Styl, historische Gründlichkeit, Witz und Laune ausgezeichneten patriotischen Phantasieen ein kräftiges Beispiel der Verbindung von Geist und Gemüth im Dienste der Wahrheit. Ein weiteres Feld der Geschichte bearbeiteten J. Chr. Gatterer († 1799), A. L. von Schlözer (1757—1809), der auch Verfasser einer Weltgeschichte ist, L. Tim. v. Spittler († 1810), der auch eine Kirchengeschichte schrieb, und vorzüglich Johannes von Müller aus Schaffhausen (1752—1809), der mit eigenthümlicher Lebendigkeit und dem Tacitus nachgeahmter Kürze und Gedrängtheit eine Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft und eine Universalgeschichte schrieb. (Seine Verdienste und Mängel hat Heeren, dessen die folgende Periode gedenken wird, am gerechtesten gewürdigt. Von seiner staatsmännischen Schwäche s. unten XXVI. 3, 3.)

Die Staatswissenschaftslehre fand zwei in ihren Grundsätzen einander entgegenstehende Bearbeiter: Franz Quesnay († 1774) einen französischen Physiokraten und Encyclopädisten, der als Grundbedingung des bürgerlichen Wohlstandes die Handels- und Gewerbefreiheit aufstellt und nur eine einzige Abgabe, nämlich die Grundsteuer, zuläßt; und seinen Gegner, den Schotten Adam Smith († 1790), der die Grundlage des Staatswohlstandes in der möglichst gleichen Vertheilung und möglichst größten Freiheit der Arbeit suchte und eine allgemeine gleiche Besteuerung des Grundeigenthums und der Gewerbe forderte, — ein System, das bald fast allgemein angenommen wurde.

2. Die deutsche Philosophie in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Wolf. Die Aufklärer. Der Kriticismus: Kant, Reinhold etc. Fichte. Schelling's frühere Periode. J. Heinr. Jacobi.

Auf die meisten der hier aufgeführten Zweige der Wissenschaft hatte die Philosophie jener Zeit den Haupteinfluß. Sie war das Hauptfeld, auf dem die verschiedensten Geister nach einem Halt und Leitstern suchten, nachdem ihnen die im Christglauben sich offenbarende Wahrheit zweifelhaft geworden war oder sie dieselbe ganz verloren hatten. Welch einen schlimmen, Religion und Moral untergrabenden Einfluß die atheistischen und materialistischen Lehren der englischen Freidenker Hobbes, Locke, Shaftesbury auf ihre Zeit und in der Folge auf die französischen Encyclopädisten hatten, ist oben des Näheren dargethan worden (XIX. 9, 5.). Einen bessern Geist athmete die deutsche Philosophie noch in Leibnitz, dessen Bestrebungen gleichfalls (XXIII. 5, 2) schon bezeichnet wurden. Späterhin nahm sie in Christian Freiherrn von Wolf (geb. 1679 zu Breslau und gest. 1754 als Kanzler der Universität Halle) eine dem positiven Christenthum abgewandte Richtung; indeß hat seine Verarbeitung der Leibnitzischen Lehrbegriffe (mittels Anwendung einer streng synthetischen Methode) zu einem vollständigen System der theoretischen und practischen Philosophie wenigstens ein formelles Verdienst, indem er alle philosophischen Begriffe, so weit er sie anerkannte, genau zergliederte, eine regelmäßige Beweisführung ver-

suchte, bei der Aufstellung einer festen Terminologie sich der deutschen Sprache bediente und einer faßlichen Darstellung befleißigte.

Doch faßte er den Unterschied zwischen empirischem und rationalem Erkennen ungenügend auf. — Die Formel im practischen Theil seiner Philosophie lautet für die Moral: „Thue, was dich oder deinen und Anderer Zustand vollkommener macht; unterlaß dagegen, was ihn unvollkommener macht!“ — und für die Politik: „Thue, was die Wohlfahrt des Vereins (Staates) befördert und die Sicherheit desselben erheischt, und unterlaß, was jener und dieser nachtheilig ist!“ — Die Wolfische Philosophie mit ihrer streng systematischen Form und syllogistischen Methode wurde sogleich auch auf Theologie und Jurisprudenz angewendet, und ihr Einfluß dauerte lange fort, selbst als schon die französische Encyclopädistenphilosophie in Deutschland Eingang gefunden hatte.

Als die englisch-französische Philosophie in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland eindrang, trachtete man daselbst gleichfalls die Philosophie aus den Schranken der Schule in's Leben zu führen, und so die „Aufklärung“ (das Schlagwort jener Zeit) zu befördern, an welcher Thätigkeit sich besonders die Eklectiker Reimarus, Eberhard, Platner, Sulzer (in Anwendung auf die Theorie des Schönen), Basedow (in Anwendung auf die Pädagogik), Moses Mendelssohn, Garve und Feder betheiligten.

Mit Imanuel **Kant** trat die Philosophie in eine neue Entwicklungsstufe, in sofern er zuerst es unternahm, „den Ursprung, Grund und Charakter des Wesentlichen und Nothwendigen in der menschlichen Erkenntniß in einem bestimmt aufgefaßten Unterschied des Außerwesentlichen und Zufälligen vermittelst einer eben so fleißig und sorgfältig, als originell und scharfsinnig durchgeführten Zergliederung des Erkenntnißvermögens zu erforschen.“

Kant, eines Sattlers Sohn, geb. 1724 zu Königsberg, widmete sich anfangs der Theologie, hatte aber mehr Neigung zu mathematischen und philosophischen Studien und wurde 1773 Prof. der Philosophie an der Universität Königsberg. Er gab sich diesem seinem Berufe so hin, daß er sich nie verheirathete, auch nie 7 Meilen über Königsberg hinauskam. — Die Frage, was durch die reine Vernunft erkennbar sey und ob insbesondere die Metaphysik möglich sey, beantwortete er in seinem Hauptwerk: „Kritik der reinen Vernunft“, auf die er später die „Kritik der practischen Vernunft“ und die „Kritik der Urtheilskraft“ folgen ließ. Dadurch legte er das Fundament zu einem philosophischen System, dessen einzelne Disciplinen er später noch selbst bearbeitete.

Das Ergebniß seines Forschens war: der Mensch könne über die unsichtbaren Dinge nichts wissen; eben so wenig könne er wissen, ob die biblische Offenbarung etwas Gewisses darüber enthalte. Das einzig Gewisse sage uns das in uns liegende Sittengesetz, daß man das Gute thun und das Böse lassen solle, und dieses Gesetz müsse erfüllt werden, wenn es auch keinen Gott, keine Unsterblichkeit, keine ewige Vergeltung gebe. Die Begriffe Gott und Unsterblichkeit fallen ihm nicht in den Bereich der reinen Vernunft, sondern liegen ihm in der Sittlichkeitsidee der practischen Vernunft, welche drei Postulate voraussetzt, nämlich 1. ein höchstes Wesen, in welchem die Einheit des Sittengesetzes (als des Guten im Menschen) und des höchsten Guts wirklich ist, 2. die Willensfreiheit und 3. die Fortdauer des Geistes. Auf diese drei Ideen gründet sich nach ihm die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. Seine Religion ist also eine auf Moral allein (ohne Metaphysik) gegründete Religionsphilosophie, die man alsdann auf Christenthum und Kirche anwandte.

Da somit durch die kantische Lehre das tiefinnerste Band zwischen Religion und Moral aufgehoben erscheint und die auf die bloße Moral aufgebaute Religion, bei welcher der Mensch zur Tugend ganz aus eigner Kraft gelangen will, keinen Erlöser nöthig hat, so trug diese Philosophie ebenfalls das Ihre zum Abfall vom Christenthum bei, wie sie denn auch von jener ganzen Zeit mit Begeisterung aufgenommen wurde, da sie dem natürlichen Stolz des Menschen, der durch sie zu seinem eigenen Gesetzgeber und Richter erhoben wird, ungemein schmeichelt. — Viele Kantianer giengen sogar noch über Kant hinaus, so daß Herder über die der kantischen Philosophie ergebenen Candidaten der Theologie, die sich bei ihm zum Examen stellten, also klagte: „Eine zügellose Arroganz mit höhnender Verachtung alles Ehrwürdigen verbreitete sich unter den Jünglingen; die heiligsten Bande der Natur galten ihnen nichts mehr; Aelternliebe, Kindesliebe, Liebe der Gatten war ihnen Spott; Treue und Glaube zu halten sey man nicht verbunden; Religion, zumal christliche Religion, sey Aberglaube.“ — An ein solches Extrem dachte nun freilich der ernstsittliche Kant nicht von ferne. Jedenfalls hatte bei ernsten Gemüthern die kantische Philosophie wenigstens die gute Wirkung, daß sie durch den Nachweis der Gränzen des Wissens den Wissensstolz minderte und den sittlichen Ernst gegenüber der einbrechenden Frivolität der französischen Philosophie unterstützte, freilich nur in so weit, als derselbe ohne den christlichen Glauben nachhalten kann!

Die kantische Lehre belebte wegen ihrer Neuheit und Kühnheit ihres, der Kirche gegenüber, so freien Standpunctes, so wie durch die deutsche Gründlichkeit ihrer Methode bei allen gebildeten Ständen eine ungemein rege Theilnahme an philosophischen Forschungen. Man baute so sehr auf die Gültigkeit des in ihr liegenden subjectiven Idealismus, daß man es lange unterließ, von Kant's sogenannter transcendentalen Richtung abzugehen und eine richtigere Vermittlung des Idealismus und Realismus zu unternehmen. Die kantische Schule begnügte sich, die empfangenen Lehrbegriffe theils näher zu erläutern und auf verschiedene Zweige der Wissenschaft anzuwenden, theils einzelne anerkannte Lücken und Mängel in Kant's analytischer Entwicklung der Geistesthätigkeiten" auszufüllen oder zu heben und so „den transcendentalen Idealismus durchzuführen."

Den ersten Versuch, die kantischen Lehrbegriffe „tiefer zu begründen und aus den höchsten Principien der philosophischen Selbsterkenntniß in strenger Folgerichtigkeit abzuleiten", machte K. Leonh. Reinhold, indem er als obersten Grundsatz aussprach, daß der Begriff der „Vorstellung" im Bewußtseyn „durch das vorstellende Subject von dem Object und von dem Subject unterschieden und auf beide bezogen werden müsse. — In entgegengesetzter Weise suchte Jak. Sigism. Beck den „einzig gültigen" Standpunct festzustellen, von welchem aus die kritische Philosophie erfaßt werden könne, welche, zurückgeführt auf den Verstand, „sich als die Kunst erweise, uns selbst zu verstehen." — Einen andern Versuch, die kantische Lehre zu vervollkommnen, machte in dieser Periode J. Fr. Fries, Prof. in Jena.

Der kantische Kriticismus fand einen selbständigen Weiterbildner in **Fichte**, der zuerst mit einer Darstellung des Fundaments der theoretischen und practischen Philosophie hervortrat, auf die er nachher ein System der philosophischen Rechtslehre und ein System der Sittenlehre baute und dieser seiner ganzen Philosophie den Namen Wissenschaftslehre gab, die er für den echt durchgeführten Kriticismus erklärte. Er unternahm darin den Erweis, daß die Idee einer sittlichen Geisterwelt etwas Reales und das Ich die einzige Existenzform des Göttlichen sey. Späterhin aber setzte er an die Stelle des Ich's die Idee „Gottes im Ich" oder das Gottesbewußtseyn, dem er eine Unmittelbarkeit der Realität zuschreibt, die sich „nicht erst durch das Denken oder durch eine Wirklichkeit des Ideals in der Geschichte" zu bewähren nöthig habe.

Johann Gottlieb **Fichte**, geb. 1762 im Dorfe Rammerau in der Oberlausitz, eines Leinwandwebers Sohn, erhielt seine erste höhere Bildung in der Schulpforte, widmete sich dann in Leipzig der Theologie und wurde nachher Hauslehrer in der Schweiz, wo er Lavatern kennen lernte. Nachdem er sich durch den Versuch einer „Kritik aller Offenbarung" als Denker bekannt gemacht hatte, wurde er Professor in Jena, wo er mit Schiller in Verbindung trat. Sein kräftiger, frischer Vortrag lockte Zuhörer aus allen Ländern an. Indeß zog ihm seine „Lehre vom Ich", welche der Lehre des Christenthums von einem persönlich-gegenständlichen Gott, der sich nur der demüthigen Selbstverläugnung kund giebt, geradezu entgegenstand, den Vorwurf des Atheismus zu, zumal er seine moralischen Vorlesungen am Sonntag hielt, gleich als wolle er damit den öffentlichen Gottesdienst ersetzen. Als man in Weimar auf Andringen mehrerer Staaten seine Entfernung vom Lehrstuhl beschloß, so kam er derselben durch freiwilliges Abtreten zuvor. Deßungeachtet erhielt Fichte bald darauf einen Ruf nach Preußen an die damals neu errichtete Universität Berlin. Von da an gab er aber seinem frühern Idealismus in seiner „Anweisung zum seligen Leben" wenigstens die obenbezeichnete monotheistische und gewissermaßen dem Christenthum sich annähernde Umgestaltung, indem er eine innere Vereinigung des Menschen mit der Gottheit heischte. Er wähnte darin in besonderer Uebereinstimmung mit dem Apostel Johannes zu stehen, übersah aber dabei nur, daß nach Johannes diese Vermittlung nur durch Christus möglich ist, während Fichte Christum nur als das beste Vorbild dieser Vereinigung, nicht aber als den Mittler selbst, nicht als den Weg, das Leben und die Wahrheit selbst ansieht.

Von Fichte, dem freiheitsbegeisterten Vaterlandsfreund, wird im folgenden Buch noch die Rede seyn.

Da Kant, der die Moral, und Fichte, der das Ich zum Lebensprinzip gemacht hat, die Realität des Göttlichen bloß subjectiv, und zwar Kant durch den Verstandesschluß, Fichte aber im unvermittelten Gottesbewußtseyn erfaßt, und die Realität der Natur oder Außenwelt wenig berücksichtigt hatten: so suchte die nun aufkommende Philosophie **Schellings** in ihrer frühern Periode die Realität der Idee des Göttlichen mehr objectiv zu fassen durch die Annahme, daß sich das Absolute in der Einheit des Idealen und Realen oder Gott als Allgeist in dem Leben der äußern Natur wirklich selbst geoffenbart habe. Seinem „absoluten Identitätssystem" nach war also die Sinnenwelt das eigentlich Reale, in welchem sich der Geist Gottes zu immer vollkommeneren Gestaltungen entwickelt, bis er sich im Geist des Menschen selbst erkennt.

Demnach erkannte (der frühere) Schelling nur ein Naturgöttliches, und seine „Naturphilosophie" war nichts, als ein vom Christenthum mehr abführender Pantheismus, wie sehr er sich auch bemühte, diese seine Ideen in eine christliche Ausdrucksweise einzukleiden.

Von Schelling's späterer, wieder zum Christenthum zurückführender Philosophie wird in der folgenden Periode die Rede seyn.

Ein eigentlicher Gegner alles speculativen, auf eine Wissenschaft des Uebersinnlichen gerichteten Forschens war der geist- und gemüthvolle Friedrich Heinrich Jacobi, der, allerdings unfähig zur Aufstellung einer wissenschaftlichen Philosophie, seine Lehre selbst als eine „Unphilosophie" bezeichnet, welche „im Nichtwissen ihr Wesen" habe: denn er erkannte die Schranke des menschlichen Erkennens und behauptete die Unmittelbarkeit des religiösen und sittlichen Bewußtseyns.

F. H. Jacobi, geb. 1743 zu Düsseldorf, erlernte und betrieb zuerst die Kaufmannschaft und legte zu Pempelfort eine Zuckerfabrik an. Da ihn aber wissenschaftliche Beschäftigungen mehr anzogen, legte er sein Geschäft nieder, wurde Hofkammerrath in Düsseldorf und trat mit Wieland und Göthe in freundschaftlichen Verkehr. Im Jahr 1779 wurde er als Geheimerrath nach München berufen, stieß aber mit seiner Freimüthigkeit an und und kehrte in seine Heimath zurück, wo er zu Pempelfort im Schooße seiner Familie und im brieflichen und persönlichen Umgang mit Herder, Hamann, Göthe und andern angesehenen Geistern seiner Zeit in den angenehmsten Verhältnissen bis zum Tode seiner Gattin lebte. Dann verließ er, zumal bei der Annäherung des Kriegs, 1794 seine Heimath und bereis'te den deutschen Norden. Im Jahr 1807 übernahm er an der neuerrichteten Universität München die Präsidentenstelle und bekleidete sie bis an seinen Tod 1819. (Vergl. Jacobi nach seinem Leben, Lehren und Wirken von Schlichtegroll, Weiler und Fr. Thiersch.)

Nach Jacobi's Lehre kann an Tugend, Freiheit, Geist, Gott nur geglaubt werden: nur im Gefühl offenbare sich ohne Vermittlung, ohne Begriff, das in sich Wahre, Gute und Schöne. Mit der Vernunft sey dem Menschen „kein Vermögen einer Wissenschaft des Wahren, sondern bloß das Gefühl und Bewußtseyn seiner Unwissenheit (in göttlichen Dingen), mithin bloß eine Ahnung des Wahren gegeben. Die Anknüpfung des Menschlichen an das Göttliche, setzte er mit Kant in das Wollen, während Fichte und die Naturphilosophie dieselbe in das Wissen und Wollen setzten.

3. Die deutsche Theologie in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts: Fortwirkung der hallischen Schule: Freilinghausen rc. Rambach; Rieger, Starke. Zinzendorf und die Brüdergemeinde. Verbindung der Objectivität der orthodoxen Theorie mit der Subjectivität des Praktisch-christlichen der Spener'schen Schule. Pfaff; Bengel.

Um endlich den Standpunct der Theologie dieser Periode näher zu bestimmen, müssen wir an die Zeit der Spener-Franke'schen Richtung anknüpfen, die wir XXIII. 5, 3. näher betrachtet haben. Es ist dort nicht verhehlt worden, daß die kirchliche Orthodoxie, so berechtigt sie war, sich gegen die in dem Pietismus jener Schule vorgekommenen schwämerischen Auswüchse zu verwahren, doch darin fehlte, daß sie versäumte, das wahre lebendige Glaubensleben das jene beiden edlen Geister entzündeten, in ihren Nutzen zu verwenden, und lieber jene Auswüchse zum Vorwand nahmen, die ganz hallische Schule in das schlimmste, ketzerischeste Licht zu stellen, und Spener'n und Franke mit den verkehrtesten Schwärmern, wie Petersen und Dippel, in eine und dieselbe Klasse zu werfen.

Die Folge war, daß sich die orthodoxe Partei in ihrer eigenen kleinen Leidenschaftlichkeit selbst verzehrte und sich um alle geistliche Zeugungskraft brachte, während das lebendig-practische Christenthum der hallischen Schule in ihrer ersten Zeit auf weit und breit ein guter Sauerteig selbst für die abgestandne Kirche wurde.

Die vielen Tausende von Theologen und Lehrern, welche aus dem damaligen Halle hervorgiengen, trugen in viele Orte und Länder hin den Samen des evangelischen Lebens und ließen von unzähligen Kanzeln und Kathedern das Wort des Lebens erschallen. Die ausgezeichnetsten Prediger und practischen Theologen dieser Schule waren: J. Anast. Freilinghausen in Halle, † 1738; Benj. Schmolke in Schweidnitz, † 1737; der gelehrte Theologe J. J. Rambach zu Halle und Gießen † 1735, berühmt durch seine Moraltheologie und seine Passionsbetrachtungen; der treffliche G. Konr. Rieger in Stuttgart, † 1743; der durch seine bibl. Synopsis bekannte Chr. Starke † 1745; Fr. Gottl. Woltersdorf in Bunzlau † 1761; der gelehrte J. Ph. Fresenius, Senior in Frankfurt a. M. † 1761; der Oberconsistorialrath J. Fr. Burg, Mitherausgeber der Hirschberger Bibel, † 1766, u. v. A. Auch viele practisch-theologisch gebildete Laien, wie der Arzt Chr. Fr. Richter, der niederschlesische Edelmann Heinrich v. Bogatzky u. a. machten dem Evangelium Ehre und Bahn.

Selbst in die theilweise aus dem Spener'schen Pietismus hervorgegangene, von der lutherischen Kirche separirte Gemeinde der Herrnhuter, die der Graf von Zinzendorf 1727 stiftete, war ein frisches Ferment mit hinübergegangen, das in der bald darauf einfallenden Zeit des Unglaubens vieles Ersterbende neubeleben und selbst auf die Kirche wohlthätig rückwirken sollte, — wenn sie auch in mehrern Stücken von dieser durch den Mangel einer Vermittlung der Frömmigkeit mit dem Wissen und Leben, und — was die Lehre betrifft — durch die einseitige Hervorhebung des Versöhnungstodes Jesu abwich.

Nicolaus Ludwig, Graf von **Zinzendorf**, geb. d. 26. Mai 1700 zu Dresden, ein durch körperliche und geistige Vorzüge vielbegabter Mann, dessen Kraft und Lebendigkeit innig-frommen Gefühls und starker Phantasie sich schon in seiner Jugend auf mannichfache Weise kund gab, so daß er in dem Pädagogium zu Halle von weltlichgesinnten Mitschülern öfters zu leiden hatte. Ergriffen von dem Spener'schen Gedanken, daß die Erbauung und Belebung der Kirche vorzüglich von kleinen, sich freiwillig bildenden Vereinen ausgehen müsse, dachte er schon frühe daran, diese Idee in das Volk einzuführen. Nachdem er in Wittenberg, wo er im Umgang mit orthodoxen Lutheranern die objectivere Seite des Christenthums kennen und große „Billigkeit" üben lernte, seine Studien vollendet hatte, machte er Reisen durch Holland, Frankreich und die Schweiz, wobei er durch die Berührung mit frommen Christen und Theologen verschiedener (prot.) Confessionen, auf den Gedanken kam, daß man das Wesentliche der christlichen Dogmen auf das zurückführen müsse, „worüber allein volle Bestimmtheit und Einigkeit nöthig sei", nämlich auf die Thatsache der Menschwerdung Gottes und des aus Liebe geschehenen und zur Gegenliebe weckenden Versöhnungstodes Christi. — Nachdem er kurze Zeit bei der Landesregierung in Dresden als Rath gearbeitet hatte, widmete er sich der kleinen Gemeinde, die sich aus verfolgten böhmischen und mährischen Brüdern bildete, denen er auf seinen Gütern in der Oberlausitz eine Zuflucht gewährt hatte. Sie hatten sich am 17. Juni 1722 in der Nähe des Hutbergs an der Straße von Löbau nach Zittau angebaut und dem Orte, als Sitze der „Erneuerten Brüderkirche", den Namen Herrnhut gegeben. Allmählig schloßen sich auch andere aus der lutherischen und reformirten Kirche der Gemeinde an, und durch Zinzendorf's Bemühung kam es am 13. Aug. 1727 zur Stiftung der „Brüdergemeinde", die auf den Grund des obenbezeichneten Glaubens, als des practischen Einheitsbandes, sich eine Verfassung mit vorherrschend böhmisch-mährischer Kirchenordnung gab, innerhalb welcher lutherische, reformirte und böhmisch-mährische Lehre fortbestehen —, der Zutritt zur Brüdergemeinde also keinen förm-

lichen Austritt aus jenen Kirchen in sich schließen sollte. Allmählig jedoch, bei der Weiterentwicklung der Gemeinde, indifferenzirten sich diese Lehrtropen zu einem gemeinsamen, auf jener von ihnen angenommenen Wesenslehre beruhenden Glauben. — Diese Lehre fand in Freilinghausen, Baumgarten, Fresenius, Walch und besonders Bengel strenge Gegner, welche alle sie nicht — auch nicht im Spener'schen Sinn — als eine Verbesserung der lutherischen Kirche anerkennen konnten. Diese Bekämpfung hatte wenigstens das Gute, daß die Gemeinde, welche sich in ihrer ersten Periode (großentheils von ihrem Stifter selbst veranlaßt) einer ausschweifenden Gefühlsmystik hingegeben hatte, sich ernüchterte und — um sich die obrigkeitlich beanstandete Duldung in Kursachsen zu verschaffen, — an die lutherische Confession sich anschloß, deren Gedenktag (31. Oct. 1517) sie alljährlich begeht. Doch ist diese Anschließung keine Einverleibung, und Reformirten, wie Lutheranern steht der Zugang offen. Die Brüderunität ist also im Grunde die älteste Unionskirche. — Zinzendorf selbst ließ sich 1734 in Tübingen prüfen und trat in den geistlichen Stand ein.

An der Spitze der Gemeindeverfassung stand ein Bischoff und neben ihm Presbyter, Diakonen, Diakonissen und Akoluthen. Das Collegium der Presbyter oder Aeltesten besteht aus dem Gemeinhelfer, dem Prediger, dem Gemeindevorsteher, und den Pflegern der Chöre. Die Gemeinde- und Kirchenzucht beruht auf der genauen Kenntniß der einzelnen Glieder, die unter sich gegenseitig religiös-moralische Erziehung und Bildung üben. — So lange Zinzendorf lebte und nicht gerade auf Reisen war, besorgte und ordnete er selbst die wichtigeren Vereinsangelegenheiten mit der ganzen Kraft seines übervollen christlichen Gefühls. (S. sein Leben und Wirken beschrieben von Albert Knapp in der Einleitung zu Zinzendorfs Gedichten.) Nach seinem Tode 1760 gieng die Leitung auf die Aeltestenconferenz über, von der nach einer gewissen Reihe von Jahren eine mit der höchsten Kirchengewalt bekleidete Synode ausgeschrieben wird, die eine neue Direction wählt. — Hatte schon Zinzendorf selbst manche seine „Extravaganzen" (wie er seine Irrthümer selbst nannte) erkannt und gemieden, so hat in der Folge die Besonnenheit des Bischoffs Spangenberg in richtiger Würdigung der Anklagen von Seiten glaubensfester Lutheraner, die Gemeinde von vielen Auswüchsen gereinigt und auch eine genauere Fassung ihres Lehrbegriffs angestrebt, indem er ihn in seiner Idea fidei fratrum in eine nähere practische Uebereinstimmung mit dem lutherischen zu bringen suchte.

Die Brüdergemeinde breitete sich außer in Deutschland, auch in Holland, England, Irland, Schweden, Rußland, Dänemark, Norwegen, Grönland, Labrador, Nord- und Südamerika und Südafrika aus, wo sie überall Gemeinden hat, die unter der Direction zu Berthelsdorf stehen und auch das Missionswerk unter den Heiden auf etwa 60 Stationen mit aufopfernder und erfolgreicher Thätigkeit treiben.

Der Streit der Orthodoxen gegen die Pietisten währte fort. Erst als die Wolfische Philosophie sich auch in die Theologie einzudrängen und den Grund des Glaubens zu untergraben begann, fiengen die Strengorthodoxen an, mit der hallischen Richtung (selbst auch mit den Herrnhutern) Friede zu halten, ja sich an deren Leben zu erwärmen, um dem einreißenden Indifferentismus einen Damm entgegenzusetzen. Aus der Verbindung der Objectivität der orthodoxen Theorie mit der Subjectivität des Practischchristlichen der Spener'schen Schule giengen dann eben so practisch-thätige, als wissenschaftlich gebildete Theologen hervor.

Zu diesen gehören J. Frz. Buddeus in Halle † 1729; Chr. Eberh. Weismann in Tübingen, † 1747; Chrstph. Matth. Pfaff in Tübingen und Gießen, Verfasser eines Kirchenrechts und einer Kirchengeschichte, † 1760; J. Albr. Bengel, zuletzt Prälat in Stuttgart, der scharfsinnige, tiefforschende Verfasser des Gnomon, das 1853 C. F. Werner zum erstenmale aus dem Lat. übersetzt und allgemein zugänglich gemacht hat, u. a.

4. Die aufklärerischen Bestrebungen der Deisten, Freimaurer, Illuminaten. Der Rationalismus: Semmler. Religiössittliche Gnosis dagegen. Der Supranaturalismus. — Stand der kath. Kirche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Schisma zwischen katholischer Welt und katholischer Kirche. Schwache Widerstandskraft im Katholicismus und Protestantismus jener Zeit gegen den eingebrochenen Unglauben.

Die todte Orthodoxie war aber doch verbreiteter und bot im Ganzen keine ausreichende Schutzwehr mehr gegen den aus dem Indifferentismus nach der Mitte des 18. Jahrhunderts hervorgehenden Unglauben, welchen die durch Wolf und Kant emporkommende Philosophie, und durch die schon erwähnten seichten Versuche, sie zu populärisiren, in Verbindung mit den geistlos und plattaufklärenden Bestrebungen der „allgemeinen deutschen Bibliothek" Nicolai's, die deistischen Grundsätze der Freimaurer und anderer auf Untergrabung der positiven Religion und des Kirchlichen ausgehender Gesellschaften beförderten und die Religionsspöttereien der schon oben (XXIII. 6, 3) geschilderten französischen Philosophie vollendeten.

Während Wolf für seine Person doch nicht alle Wahrheit des Christenthums verwarf und noch mit den Worten: „Nun, mein Erlöser, stärke mich in dieser Stunde!" starb, entkleideten viele seiner Schüler das Christenthum allen Gehalts

und wandten in ihrer Wissensaufgeblasenheit bei ihren Predigten und Bibelerklärungen die Methode ihres Meisters auf die lächerlichste Weise an, indem sie z. B. bei Matth. 18, 1 erklärten, was ein Berg sey, bei 18, 3 was eine Hand sey, bei 3 Mos. 18, 7, was man unter dem Ausdruck Mutter verstehe ꝛc. — „das hieß dann philosophische Klarheit!" — Propst Teller in Berlin erklärte die Wiedergeburt als den Vorsatz, ein besseres Leben zu führen, machte die Heiligung zur Ausbesserung, den heiligen Geist zur Vernunft und Vernunftmäßigkeit ꝛc. Es bildeten sich förmliche Vereine für solche Aufklärung, wie z. B. in Berlin. Die dem Deismus verwandte Freimaurerei erstrebte eine Art indifferentistische Union des Katholicismus und Protestantismus, und „ihre Wirksamkeit auf Staat und Religion — jedoch weniger auf die Wissenschaft — ist größer gewesen, als die meisten Glieder gewußt und die Gegner gemeint haben." (Niedner.) Auch die aufklärerischen Zwecke des von Weishaupt in Bayern 1776 gestifteten, aber seiner Staatsgefährlichkeit wegen 1784 aufgehobenen Illuminatenordens gehören hierher.

Innerhalb der Kirche suchten zwar Viele noch wenigstens die Hauptlehrbegriffe, wenn auch zum Theil schon sehr mangelhaft, festzuhalten, als Semmler durch seine falschgrammatische Bibelerklärung, durch seine Accommodationstheorie und seine skeptische Kritik der Kirchen- und Dogmengeschichte der Vater des in der Folge den Pelagianismus auf die Spitze treibenden und die Lehren des Christenthums in ein System leerer Abstractionen verwandelnden Rationalismus wurde, der von der kantischen Philosophie gestützt und von der allgemeinen zur mitbestimmenden Macht gewordenen Weltbildung getragen, zur Herrschaft gelangte und — eben wegen Mangels an positiv-christlichem Gehalt — dem in den Stürmen der folgenden Periode von Westen her einbrechenden Atheismus keinen Damm mehr entgegensetzen konnte, vielmehr selbst durch den in ihm liegenden deistischen Grundkeim das Eindringen der allgemeinen Glaubensverwüstung wesentlich befördern half.

Semmler, Prof. in Halle, † 1791, hatte übrigens noch so viel positiv-religiöses Gewissen, daß er gegen die schon obgenannten, den baarsten Unglauben verbreitenden Wolffenbüttler Fragmente, die Reimarus verfaßt und Lessing herausgegeben hatte, schrieb, auch sich streng und fest der beabsichteten Anstellung des frechen Bahrdt an die Universität Halle widersetzte und mit Kummer über das, was er aus der Saat seiner Lehren entstehen sah, die Welt verließ.

Die religiös-sittliche Gnosis eines Spalding, Zollikofer, Gellert, Klopstock, Herder und die religiössittliche Mystik eines Lavater, Hamann, Claudius, Jung-Stilling bildete noch einiges (wenn auch wegen mancher Einseitigkeiten, Unzulänglichkeiten oder Unklarheiten unzureichendes) Gegengewicht gegen die alles überfluthende seichte Aufklärerei sowohl, als gegen den todten Schulorthodoxismus. Im Grunde gehörten diese ebengenannten edlen Geister, welche „Tiefe sittlichen Gemüths mit christlicher Weihe geistiger Kraft," wissenschaftliche Bildung mit künstlerischer Bildung vereinigten, weder einer Schulpartei, noch auch einer Kirchenpartei an, und konnten doch auch nicht unkirchlich genannt werden: sie schöpften ihre religiöse Erkenntniß allerdings weder aus der Weltbildung, noch aus der Staatskirche, noch auch aus der „exegetisch oder historisch-positiv sich begründenden" Wissenschaft, sondern mehr aus ihrem durch das Christenthum theilweise erleuchteten, theilweise mehr nur angeleuchteten religiösen Sinn und Bewußtseyn.

Im ganzen Umfang der übrigen theologischen Welt war aber die, aus den verschiedenen neuen Philosophieen sowohl, als auch aus der neuen, von Schule und Kirche unabhängigen „allgemeinen Bildung" hervorgegangene „Neologie" in ihren verschiedenen Formen nunmehr die allgemeine geistige Luft, in der weitaus die Mehrheit des gebildeten Standes — denn die Volksmasse war von ihrem Einfluß, wenn auch zum Theil schon berührt, doch noch keineswegs beherrscht, — seinen Lebensathem zog. In allen Gebieten des Wissens und Glaubens wurde, was auf irgend einen Zusammenhang mit dem Uebernatürlichen (einem concursus divinus) beruhte, durch den aufkommenden Rationalismus verdrängt und der natürlichen Vernunft das unbedingte Richteramt über den Offenbarungsglauben übergeben; und da sich die Zeitphilosophie in einer Doppelform, der monotheistischen und pantheistischen darstellte, so hatte auch die von der Philosophie beherrschte Theologie diese zwei Richtungen. Der philosophische Rationalismus betrachtete zwar das Christenthum nicht als eine bloße Lehranstalt, sondern auch als eine Besserungsanstalt, erklärte aber, daß in letzterer Be-

ziehung das specifisch Christliche im Grunde überflüssig, ja für theoretische und practische Zwecke unbrauchbar sey.

Der rationalistischen Theologie gegenüber bildete sich daher eine supranaturalistische, welche das geoffenbarte Christenthum dadurch zu retten suchte, daß sie die Kirchenlehre aufgab und sich auf die heilige Schrift in ihrer Allgemeinheit zurückziehend auf die Erforschung derselben großen Fleiß wandte, dabei aber unvermerkt bald da, bald dort mit dem Rationalismus zusammenfloß und den eigenen Geist in die Lehre der Schrift hineintrug.

Was dann weiter auf protestantisch-evangelischem Gebiete zu Gunsten oder Ungunsten der Kirche und des Glaubens sich entwickelte, wird die folgende Periode aufzeigen.

Hier ist nur noch zu erwähnen, wie sich auch in der katholischen Kirche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts so Vieles umgestaltet hatte.

Die „katholische Reformation", welche das Tridentinum aufgestellt hatte, war nicht im Sinn aller Reformgesinnten ausgefallen und daher hatte sich eine da und dort mehr oder weniger klar hervortretende Unterscheidung unter den Katholiken gebildet, welche in zwei Formen vorkam und noch besteht, von denen die eine als römischkatholischer oder ultramontaner Katholicismus, die andere, als allgemeinkirchlicher, dem vortridentinischen Katholicismus nahe kommender bezeichnet werden kann.

Die Umgestaltung, welche der allgemeinkirchliche Katholicismus erfuhr, geschah theils in Folge des Bestrebens katholischer Staaten, eine Staatskirche aufzustellen, so wie in Folge der in allen Staaten (katholischen, wie protestantischen) eingetretenen Ablösung des Politischen vom Kirchlichen, theils auch durch einzelne Fürsten und Staatsmänner unter Theilnahme der höhern Stände mit der Absicht, eine verbesserte Religion für die aufgeklärte Weltansicht der Gebildeten neben der herkömmlichen, dem gemeinen Volk angemessenen Religionsstufe zu geben.

Dieser vorzüglich einer sog. verständigen Weltansicht zugeneigte, dem tiefern Katholicismus entfremdete Neukatholicismus hatte also weder mit dem Geist des evangelischprotestantischen Christenthums, noch mit dem Geist des Jansenismus etwas gemein. Die

Versuche des Episcopats und der theoretischen Theologie, gegen jenen neureformirenden Katholicismus eine Gegenreform tion zu beginnen, waren zu schwach. Um daher die Landeskirchen, so viel es eben möglich war, zu halten, hielt sich der Episcopat, so weit es der Staat oder die Weltbildung zuließ, an den römischen Stuhl, die Schultheologie aber suchte auf religiösem und wissenschaftlichem Wege einen künftigen bessern Zustand vorzubereiten.

So war seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, — vorzüglich durch die französische Philosophie des Esprit, die oben schon gekennzeichnet worden ist, — eine Art „Schisma zwischen katholischer Welt und katholischer Kirche", zwischen der Weltbildung eines Theiles der Laienschaft und des Klerus und der Gewohnheitskirchlichkeit der großentheils auch abergläubischen Menge eingetreten, wobei einzelne Tieferreligiösgesinnte vor jener Unkirchlichkeit einerseits, und vor jenem Kirchenmechanismus anderseits sich in den Schooß noch vorhandener oder neuaufgekommener mystischer Vereine flüchteten.

Der Versuch, welchen die drei freigesinnten geistlichen Kurfürsten am Rhein und der Erzbischoff von Salzburg, als damaliger Primas von Deutschland, in den Emser Punctationen von 1786 machten, um einen deutschen Katholicismus in einer besondern Nationalkirche aufzurichten, fand keine allgemeine Unterstützung und wurde durch den Repuls des Papstes Pius VI niedergeschlagen. — Wie tief einschneidend die kirchlichen Reformen Kaisers Joseph's II waren, und welchen Ausgang seine Kirchenverbesserungsplane nahmen, wurde oben K. 2, 3. näher dargelegt. Daß sie aber in einigen wesentlichen Beziehungen nicht ganz untergegangen sind, bezeugt unter Andern die Fortdauer seines Toleranzedicts.

So war denn allenthalben auf protestantischem, wie auf katholischem Kirchen- und Religionsgebiete die Widerstandskraft gegen einen allen positiven Bestand in Staat und Kirche bedrohenden Sturm bis in's Mark geschwächt, und als der in Frankreich für nordamerikanische Freiheit entglommene Enthusiasmus auch in dem eigenen Lande die neue Staatstheorie der Philosophen „von den Menschenrechten" gereift hatte und diese nun dem bis dahin in der dumpfen Gleichgültigkeit eines todten Gewohnheitsglaubens lebenden Volke nahe gebracht wurde, so fand die von einigen ahnenden Geistern schon lange geweissagte Revolution bei ihrem orkangleichen Hintoben über die in allen ihren Theilen morsche Welt kein Hinderniß, bis das

im Fortgang dieser bürgerlichen und kirchlichen Bewegung hervortretende böse Prinzip theoretisch und practisch zu der Gränze vorgedrungen war, wo der nahe Untergang des Staats und der Kirche die Nothwendigkeit sowohl des Bestandes beider, als auch ihrer Besserung selbst dem Blinden klar vor die Seele rückte.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Die französische Revolution.

1. Kapitel.

Frankreich im Anfang der Regierung Ludwigs XVI.

1. Zustand der französischen Institutionen vor der Revolution: Das Königthum; die Geistlichkeit; der Adel; die Parlamente. Lage des dritten Standes. Die Mängel der Verwaltung, insbesondere des Besteuerungssystems. Schuldenlast und Finanzverwirrung.

Allenthalben in der Christenheit lag gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der durch die Zeitphilosophie gelegte Zunder, um den Funken aufzufangen, aus dem die Flamme der Revolution hervorbrechen sollte, die in ihrem raschen Umsichgreifen die ganze Welt verzehren zu wollen schien, um eine neue in's Daseyn zu rufen, in welcher einzig die Menschenvernunft das völkerbeglückende Scepter führen und Wohlstand und Macht, Ehre und Recht, Sitte und Gewohnheit auf einem vom Christenthum emancipirten Boden neu aufrichten wollte. Freiheit für die Menschheit, Freiheit für die Völker, Freiheit für die Individuen wurde die vorherrschende, auch viele der edelsten Gemüther erfüllende Idee, welche die Welt in ihrem tiefsten Innern in fieberhafte Bewegung setzte, bis nach Zerstörung der alten, allerdings zum Theil durch grobe Mißbräuche entstellten Ordnung der Dinge die alle Schranken des Maaßes und der Möglichkeit überschreitenden Kräfte von einem aus ihnen selbst hervorgehenden Riesengeist zum Stillstand gebracht und zu einer neuen Ordnung verwendet wurde, die aber seinen persönlichen Zwecken dienen sollte, und die, weil er gleichfalls dabei alle Schranken

des Maaßes überschritt, mit ihm zusammenbrach, ohne einem dauerhaften Bessern den Platz zu räumen, wenigstens da nicht, von wo aus diese Weltbewegung, deren Ende noch nicht vorhanden, ausgegangen ist.

So mächtig und gewaltig die Erschütterung war, die Alles in ihren Abgrund zu stürzen drohte, ja des Gesunden wie des Faulen viel verschlang, — so ursprünglich und unvorausberechnet, ja so großartig nach allen Seiten hin war sie im Anfang und Fortgang ihrer ersten Erscheinung, und alle spätern künstlichen Versuche, die Revolution zu wiederholen und sie wo möglich permanent zu machen, litten an der Kleinlichkeit und Unwahrheit kläglicher Nachahmung.

Die Bildung des 18. Jahrhunderts, wie sie sich in den höhern Schichten der Gesellschaft darstellte, hatte den Grund verlassen, auf dem allein das Heil der Völker aufzurichten ist. Ihre Leiter wollten, zum Theil in der besten Absicht, den Völkern Glück und nur Glück bereiten: diese aber hatten, weil sie der einfachen Natur im Ganzen doch noch näher standen, nicht die von ihren Führern vorausgesetzte Empfänglichkeit. Als daher der Umwälzungsprozeß die tiefern Schichten der Nation und besonders ihren Kern ergriff, stieß dieser, ungeachtet des Taumels, in den auch er großentheils hineingerissen wurde, zuletzt doch das Gift quacksalbernder Heilkünstler mehr oder oder weniger wieder von sich und zwang manchen ihrer Führer und Lenker zu der Anerkennung, daß allein der verlassene Weg christlichen Glaubens und christlicher Sitte zum gesuchten Glück führe, wenn auch die eigene Erkenntniß und jene Anerkennung fortwährend noch schwankend und keineswegs so allgemein ist, daß man über alle Gefahr des Weltbankerotts hinweg wäre.

Ob sich gleich nun in der Revolution die tiefsten Tiefen dämonischer Gewalt aufthaten, deren Losbruch den Betrachter oft mit Schauder erfüllt, so fehlt es doch bei dem Anblick des schwarzen Weltgrundes auch nicht an zwischen durchblickenden Lichtstrahlen sittlicher Größe, die das Grauen mindert und mit der Menschheit wieder versöhnt. Und obgleich in diesem grandiosen Weltdrama menschliche Willkühr und menschliche Verblendung die Fäden zu dem düstern Gewebe spannen, so sind doch überall auch die Spuren

höherer Hand nicht zu verkennen, die sonst auch in den frühern Katastrophen der Weltgeschichte hemmend und fördernd, zu- oder ablenkend die Geschicke der Individuen, wie der Nationen zu überwachen und Alles dem Ziele seiner Bestimmung zuzuführen stets thätig ist.

Das Land, von welchem die große, Staat und Kirche im tiefsten Grund erschütternde Bewegung ausgieng, um die völligste Umkehr alles Bestehenden zu bewirken, war Frankreich, wo die heuchlerischeste Bigotterie, womit das oberste Regiment so oft seine greuelhafte Unsittlichkeit hatte zu verdecken gestrebt, den von der Philosophie erzeugten Unglauben stärkte, welchen die entartete Kirche zu bekämpfen keine Macht mehr hatte; — wo das in absolute Despotie ausgeartete Königthum, welches mit dem Gut und Blut der Nation nach Willkühr geschaltet hatte, die Rache des zertretenen Rechts weckte, die Sehnsucht nach Befreiung aus allen drückenden Banden in's Ungemessene steigerte und den philosophischen Theorieen von einer falschen Freiheit willkommenen Vorschub that; — wo die bevorrechteten Klassen, besonders die Aristokratie, theils durch offenen Lasterdienst und unsinnige Verschwendung, theils durch herrische Laune den bittern Haß des überbürdeten und gedrückten Volkes erregte.

Alle Institutionen, welche in früheren Perioden Frankreichs Macht befördert hatten, die Monarchie, die Geistlichkeit, der Adel und die Parlamente waren im Laufe des 18. Jahrhunderts in sich aller Kraft baar und ledig geworden.

Das französische Königthum war unumschränkt und keiner andern Macht, als seinem eigenen Gewissen verantwortlich geworden, so daß es nur von ihm abhieng, ob es herkömmliche oder garantirte Rechte beachten wollte. In der That stand es am Ende nur auf dem von früheren Legisten ausgesprochenen Axiom: si veut le roi, si veut la loi (wie der König will, will das Gesetz). Versuche zur Machtbeschränkung waren früherhin im Grunde nie vom eigentlichen Volke, das seine Könige, so lange sie (wie Franz I und Heinrich IV) im Rath und Feld und Land persönlich voranleuchteten, gerne mächtig sah, sondern nur von einzelnen Großen und ihren Anhänge n ausgegangen. Seit aber die Könige mehr hinter die stellvertretenden Gewalten (hinter einen Richelieu und Mazarin) zurücktraten, oder

seit Ludwig XIV durch eine orientalisch=abgestufte Hofhaltung wie durch eine Scheidewand von dem Volke getrennt erschienen, so daß der König des Volkes Wünsche und Bedürfnisse nie mit eignen Sinnen, sondern nur durch eine oft sehr entstellende Vermittlung kennen lernte, — war das Königthum dem Volke etwas Fernliegendes geworden, zumal es auch nicht mehr, wie früher, nationale sondern bloß dynastische Zwecke verfogte. Als nun vollends die Regentschaft des Herzogs von Orleans und die Regierung Ludwigs XV durch eine — alles äußeren Anstandes und selbst jedes verhüllenden Scheines entbehrende — Scham und Scheu verletzende Sittenlosigkeit das Königthum schändete, verschwand der Rest des die Krone umgebenden Nimbus vollends.

Die dem Königthum nächste hohe Stellung nahm in Frankreich die zahlreiche, aus allen Klassen der Gesellschaft hervorgegangene und durch großen Grundbesitz vom Staat unabhängige Geistlichkeit ein, welche, ehehin stark durch ihre hierarchische Ordnung und Disciplin, unter den bevorrechteten Ständen den mächtigsten Einfluß im Staate hatte und lange des Königs größte Stütze war. Auch sie aber war im Laufe des 18. Jahrhunderts durch eigene Schuld in den Augen des Volkes gesunken, theils durch die äußerste Verweltlichung ihrer höhern Glieder, die nicht durch Talent und Verdienst, sondern bloß durch Geburt zu jenen Würden gelangten; — ein Umstand, der zwischen der höhern und niedern Geistlichkeit eine Spaltung hervorbrachte, welche das in dem geistlichen Stande einst so starke Gefühl der Einheit schwächte; — theils durch die Unsittlichkeit vieler besonders der höhern Würdenträger, von denen (wie wir sehen werden) einer sogar die Gemahlin seines Königs zu verführen suchte; theils durch die zunehmende geistige Trägheit und wissenschaftliche Unthätigkeit des ganzen Standes, der doch noch unter Ludwig XIV so manche gelehrte und hochgebildete Glieder hatte aufweisen können, insbesondere durch die Gleichgültigkeit der kirchlichen Corporationen gegenüber der allgemeingewordenen Thätigkeit der Laien in fast allen Zweigen des Wissens; — theils auch durch die noch fortwirkenden Folgen der Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und Jansenisten, insofern

dadurch auch die Geistlichkeit der herrschenden Kirche in Frankreich in Bezug auf kirchliche Anschauung innerlich getheilt war.

Nach der Geistlichkeit kam dem Range nach der Adel, wie es denn in Frankreich Grundsatz war, daß „der Kleriker der ältere Bruder des Adels" sey. Dieser Stand konnte längst seinem historischen Ursprung nicht mehr nachrechnen. Stark zusammengeschmolzen in seinen alten Geschlechtern durch die früheren langen Kriege mit England, und dann wieder ergänzt durch ein aus dem Kriegerstand des 14. und 15. Jahrhunderts hervorgegangenen neuen Adel, so wie durch einen aus dem Bürgerstand erwachsenen Amts- und Diplom-Adel, konnten die vornehmsten Adelsgeschlechter ihren Stammbaum nicht über das 11. Jahrhundert hinaufführen.

Den höchsten Adel bildete die Pairschaft, die zuletzt 7 geistliche und 38 weltliche Glieder zählte und nur gewisse Ehrenvorzüge in Anspruch nehmen konnte. Doch gab es auch hohe Adelsfamilien (wie die Montmorency), welche nicht zur Pairschaft gehörten. Das Herkommen unterschied 1. solche Adelige, welche von mittelalterlichen Dynastieen, die in ihrem Gebiete Souverainetätsrechte gehabt hatten, abstammten und den Titel Seigneurs führten; 2. solche, welche ihren Adel auf 400 Jahre zurückführen konnten und durch kriegerisches Verdienst und Lehnbesitz in diesen Stand gekommen waren und Gentilshommes hießen; 3. solche, welche den Adel gekauft oder auf andere Weise erworben hatten und die man Nobles nannte. Dieser letztere Adel, zu dem auch der gesammte Parlamentsadel gehörte, war nicht hoffähig. Viele nahmen das Adelsprädicat ohne hinreichende Berechtigung an. In keinem andern Lande machte selbst der besitzlose Adel so viel Ansprüche, als in Frankreich; auch der geringste Adelige stellte sich hoch über das Volk.

Während der Adel dem König gegenüber der unbedingten Herrschergewalt unterworfen war, galt er als bevorzugter und von Andern beneideter Diener des Königthums, und die ihm untergebenen Landleute hatten so viele Abgaben und zum Theil selbst Frohndienste zu leisten, daß er sich, ihnen gegenüber, noch immer als den eigentlichen Herrenstand ansehen konnte, obgleich er diese Eigenschaft dem Staate gegenüber längst verloren hatte. Da der höhere Adel alle höheren Aemter am Hof, in der Kirche und im Heere inne hatte, so erschien der Bürger und Landmann weit zurückgesetzt. Nichts desto weniger war die Stellung des Adels eine unsichere und gefährliche: denn nach Oben war er der Willkühr der

Machthaber, nach Unten dem Neid der Bürger und dem Hasse der Bauern ausgesetzt, welche letztere in einigen Provinzen (namentlich in Poitou, in der Bretagne und einem Theile der Normandie) anfiengen, ihre Abhängigkeit vom Adel als ein Joch zu betrachten und sich nach Befreiung davon zu sehnen. Dazu kam, daß der Adel größtentheils durch Uebermuth und Leichtsinn, Stolz und Eitelkeit, insbesondere der Hofadel durch seine Theilnahme an der Verschwendung und den Ausschweifungen des Königthums, gegen die er nie eine tadelnde Stimme erhob, so wie durch sein Gefallen an den von der Aufklärungsphilosophie aufgestellten irreligiösen und antimonarchischen Ideen, deren Gefahr für ihn er nicht ahnete, selbst das Strafgericht über sich herausforderte.

Unter dem Adel gab es übrigens viele Abstufungen, wenn gleich jeder Edelmann auf Standesgleichheit Anspruch machte und gern Heinrich's IV Wort: „Mein schönster Titel ist, der erste Edelmann des Königreichs zu seyn!" stolz auf sich anwendete. So z. B. war eine starke Trennungslinie zwischen dem Adel im Militär und dem Adel in der Magistratur, dessen Ursprung nicht alt war. Jener, auf sein für den Staat vergossenes Blut stolz, mißachtete diesen seiner friedlichen Verrichtungen wegen, und dieser, sich für unabhängiger, unterrichteter und uneigennütziger haltend, betrachtete jenen nur als Werkzeug des königlichen Willens. Der Militäradel lebte lockerer und sittenloser, der Beamtenadel führte achtbarere Sitten und beide mißachteten auch aus diesem entgegengesetzten Grunde einander. — Eine weitere Trennung fand zwischen dem Hofadel und dem Land- oder Provinzialadel Statt, indem letzterer sich seiner Unabhängigkeit rühmte und theils mit Unwillen, theils mit Neid auf den Hofadel hinblickte. — Eben so sprach der Hofmann mit dem Bürgerlichen, mit dem er gleichgestellt zu werden nicht fürchtete, höflicher, als mit dem Edelmann aus der Provinz, dem er stets seine Superiorität fühlen ließ. Selbst unter den Hofleuten gab es Schattirungen, indem sich die grands Seigneurs von den hommes de qualité wohl unterschieden wissen wollten. Alle diese Abstufungen brachten in die Stellung des Adels etwas Unsicheres und Zweideutiges, dessen Nachtheil bald empfindlich hervortreten sollte. (S. Droz Gesch. d. Reg. Ludwigs XVI die Einleit.)

Was endlich die Parlamente betrifft, deren es 13 im Reiche gab, so sind dieselben bereits oben (XXIV. 2, 5.) von Seite ihrer Bedeutung und ihres Wirkungskreises geschildert worden. Ursprünglich war das Parlament nur eine aus Geistlichen und Advocaten zusammengesetzte Behörde, die in Verbindung mit dem Könige über alle Lehensangelegenheiten entschied, bis

im 12. Jahrhundert bürgerliche Rechtsgelehrte (die Legisten s. XVII. 2, 1.) darein berufen wurden, und mit der Vermehrung derselben sich nun der eigentliche Adel und selbst auch die Geistlichkeit aus den Parlamenten zurückzog und dieses Institut dem höhern Bürgerstande überließ, aus dem sich fortan das Parlament selbst ergänzte: doch blieben die Pairs geistlichen und weltlichen Standes stets Mitglieder der Parlamente. Diese Parlamente, deren sämmtliche Mitglieder gelehrte Studien und einen academischen Grad nachweisen mußten und dem Adel gleich geachtet wurden, waren alsdann die „Pflanzschule", aus welcher die Könige ihre fähigsten Räthe nahmen. Die Parlamentsstellen wurden allenthalben erblich und besaßen bedeutende Rechte. Keine königliche Verordnung hatte eher eine gesetzliche Gültigkeit, als bis sie von den Parlamenten in ihr Protokoll eingetragen worden war. In welchem Verhältnisse sie zum Könige standen und was ihre Aufhebung unter Ludwig XV herbeiführte, davon wurde oben (XXIV. 2, 5.) gehandelt.

Der dritte Stand (tiers-état) oder die Bourgeoisie, bestehend aus den Bürgern der Städte und aus demjenigen Theile der Landleute, der allmählig selbständig geworden und mit politischen Rechten war begabt worden, war schon seit Philipp dem Schönen neben der Geistlichkeit und dem Adel zu den Reichsversammlungen zugelassen worden (XVII. 2, 1.). Er enthielt den größten Theil der geistigen und materiellen Kraft des französischen Volks: Advocaten, Aerzte, Kaufleute, selbständige Handwerker, niedere Beamte, auch diejenigen höhern Beamten, die keine Parlamentsräthe waren. Unter ihnen lebten die reichen Grundbesitzer, ohne Adelsrechte zu haben, auf einem ähnlichen Fuß, wie der Adel. — Obgleich die Bourgeoisie im Genusse großer Vortheile war, indem der ganze Handel und Geldverkehr, der Besitz der Civil- und Finanzämter (mit Ausnahme des Parlaments) in ihren Händen lag, so galt der reichste Bürger doch im Staate weniger als der ärmste Adelige, und wenn der Bürger sich auch in den Adelstand kaufen durfte, so vermochten oder wollten das doch sehr Viele nicht, und solche besonders sahen mit Mißgunst und Eifersucht die Bewegungen des Adels an.

Auf der untersten Stufe der französischen Gesellschaft stunden die Bauern, welche theils aus lehentragenden Kleinbesitzern, theils aus Pächtern und Taglöhnern bestanden. Auf dem Bauernstande ruhte der ganze Druck der Abgaben und Lasten aller Art, die er dem Gutsherrn zu entrichten hatte; ja er hatte noch an die Regierung eine Vermögenssteuer (la taille) und den Zehnten an die Geistlichkeit zu entrichten.

Kein Wunder, daß der Bürger- und der Bauernstand, theils durch ihre beiderseitige Stellung zum Adel, theils durch die von der Encyclopädistenphilosophie ausgegangenen Ideen von den angestammten Menschenrechten, mit einer tiefen Abneigung gegen die bevorzugten Stände erfüllt und beide niedere Stände in diesem Gefühle einig waren, während jene beiden privilegirten Klassen nach Interessen und Meinungen in sich gespalten waren.

Die Verwaltung des vorrevolutionären Frankreichs litt gleichfalls an den größten Mängeln, die in der Verschiedenheit der Grundsätze lagen, nach welchen die verschiedenen Provinzen behandelt wurden. Einige Provinzen (wie die Bretagne, Artois, Burgund und Languedʼoc) hatten stets Ständeversammlungen gehabt, welche, wie die ganze Landesverfassung, die drei Hauptstände in sich faßten; auch eine Anzahl kleinere Provinzen hatten eine ständeähnliche Einrichtung; die meisten Provinzen hatten aber gar keine Stände. Jene Provinzialstände hatten das Steuerbewilligungsrecht, das aber längst zur leeren Form geworden war, ferner das Recht, die bewilligte Steuer selber nach dem ihnen passendsten Modus zu erheben, was jedenfalls dem Provincialgeist eine Art Selbständigkeit verlieh. Dieses Recht der Selbstbesteuerung half aber dem dritten Stand der Provinz wenig, da gerade die ärmere Bevölkerung verhältnißmäßig am meisten tragen mußte. Doch hatten die sich selbst besteuernden Provinzen am meisten Sinn für gemeinnützige Unternehmungen, während in den übrigen Provinzen, wo königliche Beamte ohne Zuziehung der Bevölkerung die Steuern erhoben, (wobei sie nur ihr eigenes und des Hofes Interessen vor Augen hatten und nach willkührlich wechselnden Grundsätzen verwalteten,) nichts für das Beste der Provinz geschah, wie denn überhaupt gerade in solchen

Provinzen die größte Verwirrung herrschte und die Unzufriedenheit mit der Regierung am größten war.

In administrativer und finanzieller Beziehung war ganz Frankreich in 32 Bezirke (Generalitäten) eingetheilt; über jeden derselben war ein Intendant gesetzt, der, aus der Klasse des Neuadels, nur dem Könige verantwortlich war. War ein solcher Mann billiggesinnt, so konnte er ein großer Wohlthäter der Provinz werden; außerdem glich er einem Satrapen, der nur darauf ausgieng, sich zu bereichern.

Eine Hauptursache des Drucks lag in der Ungleichheit des Besteuerungssystems. Der Adel zahlte keine Grundsteuer, sondern nur den Zwanzigsten des jährlichen Einkommens von seinen Ländereien und eine kleine Kopfsteuer. Die Geistlichkeit, obwohl sie die größten Einkünfte hatte, zahlte keine directe Steuer irgend einer Art, sondern votirte in einer alle 5 Jahre von ihm gewählten Versammlung ein verhältnißmäßig geringes Geschenk, als einen Beitrag zur Bestreitung der Staatsausgaben; nur die Geistlichkeit der seit dem 16. Jahrhundert dem Staate einverleibten Provinzen entrichtete so viel als der Adel. Der Bürger war der Grundsteuer, dem Zwanzigsten, der Kopfsteuer und noch besondern Gemeindelasten unterworfen. — Auf dem Bauernstande lagen alle möglichen Lasten, unter welchen eine besonders drückende, die Salzsteuer (la gabelle), sich befand, die noch dazu in verschiedenen Provinzen und Orten wieder gar verschieden war. — Dieselbe Ungleichheit zeigte sich beim Zollwesen. Dazu kamen die zahlreichen Local-Abgaben an den Grundherrn und an die Gemeinden; ferner die Verschiedenheiten des Maaßes und Gewichts, das in jeder Provinz, ja fast in jeder Stadt ein anderes war.

Der Engländer Wraal, der 1776 Frankreich bereis'te, schrieb in Bezug auf die Loiregegenden: „Die äußerste Armuth und das äußerste Elend der Bauern, in der Mitte eines Paradieses, das alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens in größtem Ueberfluß hervorbringt, erfüllt mich mit Erstaunen, Mitleid und Zorn. Ich sehe viel Pracht, aber noch mehr Noth, ein fürstliches Schloß umgeben mit tausend erbärmlichen Hütten, den erkünstelten und entnervenden Aufwand, im Gegensatz zu der Bettelhaftigkeit und Nacktheit des Volks."

2. Ludwig's XIV Character. Marie Antoinette. Die übrigen Glieder kön. Familie. Wiederherstellung der Parlamente. Turgot's und Neckers Reformversuche. Calonne's verderbliches Finanzsystem. Unzufriedenheit des Volks. Der Halsbandprozeß. Die Notabelnversammlung. Brienne. Entlassung der Notabeln

Hatte schon Ludwig's XIV großer Irrthum, Land und Volk für eine „unversiegliche Quelle" des Staatseinkommens anzusehen, zu der großen Schuldenlast und Finanzverwirrung, die er seinem Nachfolger hinterließ, den Grund gelegt, so war dieselbe durch Ludwig's XV zügellose Verschwendung auf den höchsten Grad gebracht worden, den das Volk mit um so größerem Widerwillen ertrug, als man die Vergeudung der Nationalkraft nicht einmal durch den äußeren Schein nützlicher und großartiger Unternehmungen (wie zur Zeit Ludwig's XIV) zu rechtfertigen der Mühe werth hielt.

Es athmeten daher alle, welche sich durch diese Mißregierung gedrückt fühlten, nach Ludwig's XV Tod freier auf und begrüßten den damals 20jährigen Enkel desselben mit dem Namen des Ersehnten (le desiré). Mit welchen Empfindungen Ludwig XVI den Thron bestieg, haben wir oben (XXIV. 2, 5.) angedeutet, und nicht ungegründet war sein Mißtrauen in sich selbst. Früher oft von den Ministern, von der Dubarry und den Hofleuten zurückgesetzt, nicht selten sogar lächerlich gemacht, konnte Zuversicht, Gewandtheit und Entschlossenheit bei ihm nicht aufkommen. Wiewohl er Lateinisch und Englisch verstand und sonst mehrere gute Kenntnisse besaß, die er in seiner Zurückgezogenheit sich gesammelt, verlieh ihm doch sein Wissen keine feste Ueberzeugung und thatkräftige Entschiedenheit, daher er aus Unentschlossenheit gern der Mehrheit der Meinungen beitrat und überlegenen Geistern und Characteren gegenüber (aus Furcht, von ihnen zurückgedrängt oder mit fortgerissen zu werden) sich mit Scheu benahm, und nicht den Tact gewann, die besten darunter auszuwählen und an die rechte Stelle zu setzen. Uebrigens war er gutmüthig, sittenrein, wahrheitsliebend, gerecht, einfach in seinen Bedürfnissen, leutselig und voll guten Willens, sich durch Verbesserung in der Regierung und Verwaltung die Liebe des Volkes zu erwerben und das Wohl des Landes zu fördern. In andern Zeiten und unter andern Umständen wäre er ein glücklicher und geachteter

Regent geworden. Einer Zeit aber, in der sich eine Zornschale Gottes über eine schuldvolle Welt ausgießen sollte, war er nicht gewachsen, auch wenn er noch so große Kraft besessen hätte, und obwohl ohne persönliche Schuld, schien er doch ersehen, die Schuld seiner Vorfahren zu büßen, die dieses Gericht herausgefordert hatten.

Seine Gemahlin Marie Antoinette, der großen Maria Theresia an Schönheit und geistiger Lebendigkeit, an Freundlichkeit und späterhin auch an königlicher Haltung ähnliche Tochter, war nur zu unreif (im 15. Lebensjahre) in diese verhängnißvolle, durch die Pompadour vermittelte Ehe gekommen, als daß sie, ungeachtet ihrer leichten Lern- und Auffassungsgabe von vorne herein eine ihre Umgebung mit Erfahrung und Umsicht beherrschende Stellung hätte einnehmen können. Heiter und sorglos gab sie sich ihrer neuen Umgebung hin und setzte sich über viele lächerliche Gebräuche der Etikette hinweg oder unterwarf sich ihr, wo es seyn mußte, nur mit Scherz. Anfangs gefiel dem Hof und den Parisern Alles an ihr; bald aber, als die Eigennützigen und Boshaften der Hofumgebung ihre Rechnung nicht fanden, als Manche sich durch ihre unbesonnenen Scherze beleidigt fanden, oder sich, weil sie nichts Unsittliches in ihrer Nähe dulden wollte, genirt fühlten, wurden ihre Tugenden leichtsinnig verkleinert und ihre Schwächen und Jugendfehler übertrieben. Nie aber befleckte eines der Vergehen und Verbrechen, deren die Parteileidenschaft sie nachher beschuldigte, ihr edles Gemüth, dessen Stärke und Gediegenheit sich erst im Unglück zeigen sollte.

Bei ihrer Hochzeitsfeier war ein Gedränge entstanden, in welchem, da es durch eine Feuersbrunst vermehrt wurde, an 300 Menschen um's Leben kamen, was als ein böses Vorzeichen vom Volke angesehen wurde, das überhaupt mit der österreichischen Heirath nicht zufrieden war und stets gegen die Königin ein schlimmes Vorurtheil hegte. — Von dem jugendlichen Leichtsinn der Königin stehe hier nur ein Beispiel aus dem angeführten Werke des franz. Historikers Droz: „Die junge Königin suchte gern Vergnügungen, die mit ihrem Rang im Widerspruch standen: die Bälle der Oper entzückten sie und sie besuchte dieselben oft. Als sie sich einst, nur von einer Hofdame begleitet, dahin begab, zerbrach ihr Wagen und sie vollendete die Fahrt in einer Miethkutsche. Dieses Abenteuer schien ihr so ergötzlich, daß sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als dasselbe den Personen ihrer Bekanntschaft zu erzählen, die sie zuerst auf dem Balle

traf. Die Naivetät und Bereitwilligkeit, mit welcher die Königin selber das sonderbare Ereigniß, das ihr zugestoßen war, erzählte, bewies, daß nichts Strafbares vorgefallen war; aber die Anecdote lief, von der Verläumdung erklärt, umher: die Königin in den Straßen von Paris, in einem Miethwagen, in der Nacht, mit einer einzigen Frau! Auf diesen Grund machte man zwanzig scandalöse und romanhafte Geschichten." Durch solche Thorheiten schadete sie ihrem Ruf, und leider machte Niemand sie auf die Gefahren derselben aufmerksam. Als dem Könige dergleichen schlimme Gerüchte über die Königin zukamen, fürchtete er, sie zu betrüben, wenn er ihr darüber Vorstellungen machen würde, und als er deßhalb den Maurepas um Rath fragte, meinte dieser, man müsse die Königin nicht beunruhigen: dem ehrgeizigen Minister waren nämlich dergleichen Zerstreuungen für die Königin recht, weil er sie um jeden Preis von den Staatsgeschäften entfernt halten wollte. Aber auch ganz unschuldige Freuden, wie z. B. „eine Morgenpartie, um den Sonnenaufgang zu sehen, einige nächtliche Spaziergänge auf den Terrassen von Versailles, wo sich die Königin den Genuß einer angenehmen Musik in einer schönen Sommernacht verschaffen wollte," gaben den Parisern reichen Stoff zur Verläumdung. Als sie vollends das der Stadt Paris nahegelegene Schloß St. Cloud gekauft hatte, um der Langweile ihrer Hofumgebung auf entferntern Schlössern zu entgehen, war sie erst recht dem Geklatsche des Volks ausgesetzt, das zu sagen pflegte: Wir gehen nach St. Cloud, um die Wasserwerke und die Oesterreicherin zu sehen! Denn da sie auch den Putz und Modewechsel kindisch liebte, so sah man sie bald als die Urheberin der Finanznoth an und „die Worte: Hier ist Madame Deficit! waren ein trauriges Vorspiel des giftigen Hasses und der schimpflichen Reden, mit welchen der Pariser Pöbel sie späterhin verfolgte." (Lochner: die franz. Revol.)

Unter den Tanten des Königs hatte vorzüglich Madame Adelaide Einfluß, war aber „ohne politischen Blick." Des Königs edle Schwester, Prinzessin Elisabeth, hatte schon am vorigen Hofe stets der Mäßigung und Sitte das Wort geredet und, da sie nicht durchdrang, sich strenger Beobachtung der Religion zugewendet. — Die zwei Brüder des Königs waren von entgegengesetztem Character: der Aeltere, betitelt Monsieur (der nachmalige Ludwig XVIII), strebte nach Einsicht und war Verbesserungen geneigt; der jüngere, Artois, ergab sich leichtsinniger Verschwendung und hielt viel auf die Vorrechte des Adels. Beide dünkten sich des Thrones würdiger, als der König, und mischten sich oft in die Regierung. — Unter den übrigen Prinzen der königlichen Familie hatte der Herzog von Orleans frühe sein schönes Aeußere durch Ausschweifungen zerstört und zeigte bei vielen Geistesanlagen große Widersprüche in seinem Character. „Zugleich geizig und verschwenderisch, stolz und sich wegwerfend, übereilt und eitel auf kühne Pläne eingehend und zu feige etwas durchzuführen. Von vielen Seiten geschmeichelt, vorgeschoben, benutzt, getäuscht; — Bezahler, Mitschul-

diger und Opfer der Revolution, aber nie das wahre leitende Haupt irgend einer Partei, nicht einmal der seinigen." (Fr. v. Raumer.)

Kaum hatte Ludwig XVI den Thron bestiegen, so forderten die Gegner des alten Regiments und des Ministers Maupeou die Wiederherstellung der vom vorigen Könige abgeschafften Parlamente: selbst die Königin und einige Prinzen, so wie der Minister Graf Maurepas waren dafür; doch die Tanten des Königs, der Monsieur, der Klerus und einige der Minister waren dagegen. Alle Parteien des Landes waren in großer Aufregung und die Freunde des Königthums prophezeiten aus der Wiederherstellung des Parlaments das Schlimmste. Der König aber, von Maurepas bestimmt, wünschte sich die Liebe des Volkes zu gewinnen, entließ den widerstrebenden Premier Maupeou und sprach feierlich die Wiederherstellung der alten Parlamente aus. Darüber war das Volk außer sich vor Jubel und die Fischweiber in Paris tanzten vor dem Hause eines jeden der ehemaligen Parlamentsglieder.

Zwar erhielt das wiederhergestellte Parlament eine neue Dienstordnung, die seine Befugnisse beschränkte; damit aber unzufrieden, stellte das Parlament keck den Grundsatz auf, sein Bestand sey eigentlich nie unterbrochen gewesen und durch ein lit de justice, das eigentlich eine gesetzwidrige Handlung sey, habe es gar nicht aufgehoben werden können.

Damals schon weissagte der englische Gesandte, daß la volonté générale, d. i. der Volkswille, dem zu Liebe der König die Parlamente wiederhergestellt habe, spitze Dornen in sein Polster treiben werde, und daß sich der König in seiner Meinung, seine Autorität dadurch gesichert zu haben, vor dem Ende seiner Regierung getäuscht sehen werde.

Nach Maupeou's Entfernung machte der König auf den Rath seiner Tanten den alten Grafen Maurepas zum Premier, einen höchst witzigen und gewandten, aber listigen und ränkevollen Mann, der mit der frivolen Leichtfertigkeit und Uebereilung eines Jünglings „den Eigensinn und die Schwäche eines Greisen" verband. Um allein zu herrschen, suchte er den König durch Zerstreuungen möglichst fern zu halten, die Königin aber durch eine leichtsinnige Hofumgebung abzuziehen, und die Brüder des Königs in ihrer Verschwendung zu bestärken. Besser waren die übrigen Minister: Vergennes, der

Minister des Aeußern, ein gemäßigter und verständiger Mann, war nur oft zu sehr durch Rücksichten gebunden; — Malesherbes, der Justizminister, human und gemäßigt, war auf Verbesserung der Rechtspflege durch Abschaffung der lettres de cachets und der Folter, auf Befreiung der Presse, Gewährung der Toleranz und Wiederherstellung der Religionsrechte der Protestanten bedacht; endlich Turgot, der Finanzminister, ein Mann von strengen Sitten und unabhängigem Geiste, voll edlen Eifers, die Ordnung der zerrütteten Finanzen durch Abschaffung der Steuerungleichheit, Ablösung der Feudallasten, Minderung der Ausgaben, Befreiung des Handels rc. herzustellen. Sie hatten alle den König auf ihrer Seite; nur Maurepas war gegen die Ausführung so durchgreifender Verbesserungsmaßregeln und drang in den König, die beiden letztgenannten Minister zu entfernen, und der König — war so schwach, darein zu willigen.

Die Abschaffung so lange bestandener Mißbräuche fand nämlich bei allen denen, welche aus der Unordnung und Verschwendung Vortheil gezogen hatten, den heftigsten Widerstand. Um Turgot zu stürzen, stifteten seine Gegner sogar einen Brotaufstand an. Das ihm feindlich gesinnte Parlament erklärte bei Gelegenheit einiger neuen ihm zur Einregistrirung vorgelegten Gesetze nicht bloß diese, sondern auch alle künftigen Reform-Gesetze nicht anerkennen zu wollen, und Adel, Geistlichkeit und Hof schloßen sich dann dem Unsinn an und waren somit auch dadurch, daß sie keine Veränderung des vielen unhaltbaren Alten auf dem Gesetzwege zugeben wollten, im Grunde die eigentlichen Veranlasser der Revolution. Eine Einsicht, daß die Regierung für das Volk wirken wolle, war in der Masse nicht vorhanden. „Die langen Mißbräuche des Absolutismus hatten den Wahn erzeugt, nur durch Widerstand gegen die Regierung mehre sich die Freiheit, und der Tüchtigste müsse immer in der Opposition seyn. Mit schwerem Herzen entließ der schwache König (1776) den Mann, der über seinem Jahrhundert stand, mit den Worten: „Sie sind glücklicher als ich, denn Sie können abdanken," und Turgot antwortete: „Möchten Sie immer glauben können, daß ich Ihnen nur chimärische Gefahren gezeigt habe, und möchte Ihre Regierung für Ihre Völker so glücklich seyn, als diese es von Ihren wohlwollenden Grundsätzen erwarten." — Oft äußerte der König nachher: „Nur ich und Turgot meinten es gut mit dem Volke!" — Turgot, fortan nur den Wissenschaften lebend, starb vier Jahre darnach 1781. Wie schwer mußten die Franzosen ihre Verachtung der Tugenden und Einsichten dieses Staatsmanns büßen!

Eine Zeit lang trieben Andere das Wesen fort. Bald aber zwang die steigende Finanznoth den König, den Genfer Necker, Geschäftsträger seiner Vaterstadt bei dem Cabinet von Versailles, einen Protestanten bürgerlicher Herkunft, geschickt in Handels- und Bankgeschäften, zur Leitung der Finanzen zu berufen. Dieser legte nun in seinem Compte rendu zwar den ganzen traurigen Zustand des Staatshaushalts ganz offen dar und machte die Nothwendigkeit der Abhülfe klar, aber unterließ es, um nicht Turgots Schicksal zu theilen, energische Mittel zur Deckung des Ausfalls vorzuschlagen. Er war zwar ein wohlgesinnter und völlig uneigennütziger Mann, hatte aber keine höhere staatsmännische Kraft; er zeigte in seiner Verwaltung mehr den „gewandten Wechsler, als einen wirklichen Finanzminister," und glaubte nur mit gelinden Mitteln (z. B. Anleihen ohne Steuerauflagen) dem kranken Staate beikommen zu dürfen. Jene seine öffentliche Bloslegung der innern Schäden, deren Aufrichtigkeit von Redlichen bewundert wurde, gab übrigens der Menge neuen Stoff zur Opposition, welche ohnedieß durch den Ausbruch des amerikanischen Kriegs und Frankreichs Theilnahme daran (XXIV. 5, 4.) außerordentlich gesteigert wurde. Da ihm auch Maurepas entgegen war und man ihm die Staatsrathsstelle, die er als Zeichen königlichen Vertrauens zur Befestigung seines schwierigen Standes seinen Feinden gegenüber verlangen zu müssen glaubte, als einem Bürgerlichen und Protestanten verweigerte, so nahm er seine Entlassung (im Mai 1781). Diesen Rücktritt sah das Volk als ein Unglück an und in den Provinzen klagte man laut über Hofintriguen.

Zwischen Turgot und Necker findet nach Droz folgender Unterschied statt: „Beide liebten das öffentliche Wohl und verfolgten die Mißbräuche. Aber Turgot hatte die Uneigennützigkeit eines Weisen, der sich selbst vergißt und allein an die Interessen des Staats und der Menschheit denkt. Necker war nur in Hinsicht des Geldes uninteressirt, das Bedürfniß des Ruhms quälte ihn ohne Unterlaß. Turgot hatte Glauben an seine Grundsätze, Necker an sich selbst."

Necker's beide in kurzer Frist sich folgende Nachfolger waren unbedeutend. Als sodann (nach Maurepas' Tode) die junge Königin, die nunmehr gewissermaßen ihrer Mutter, jedoch ohne deren Tact und Ernst, nacheifern wollte, mehr Einfluß auf die Re=

gierung gewann und sich um sie ein Hofkreis bildete, in welchem die Familie Polignac und der Herzog von Artois sich besonders geltend machten, wurde von den letzteren der zwar höfisch gewandte, mit glänzendem ésprit begabte, in alle Ideen leicht eingehende, aber eitle, unbesonnene und den Wünschen seiner Gönner stets schmeichelnde Calonne, Sohn eines Parlamentspräsidenten, zum Finanzminister erhoben.

Dieser, unbesorgt um die Zukunft, betrat den von Turgot stets vermiedenen, von Necker nur versuchsweise eingeschlagenen Weg der Anleihen auf das zuversichtlichste und blindeste, und schläferte durch das also aufgebrachte Geld, womit er Aller Wünsche am Hofe zu befriedigen suchte, den König mit dem Wahn, als stehe es mit den Finanzen doch nicht so schlimm, in Sicherheit ein.

So verschaffte er dem Könige durch Kauf das Schloß Rambouillet, der Königin das schöne St. Cloud, schenkte dem verschwenderischen Artois Unsummen zur Bezahlung seiner Schulden und zur Befriedigung seiner Ausschweifungen und spendete mit vollen Händen Allen, die sich irgend die Protection der Königin oder der Gräfin Polignac, oder eines königlichen Prinzen zu verschaffen wußten: denn es war ihm besonders darum zu thun, sich den Hof günstig zu stimmen. In seinen Reden an den König, an das Publikum oder an das Parlament sprach er zwar stets von Sparsamkeit, aber in seiner Unterhaltung erklärte er sich mit dem größten Leichtsinn für das Gegentheil. „Ein Mann, der leihen will," sagte er, „muß reich erscheinen, und um reich zu erscheinen, muß man durch seinen Aufwand täuschen. Und so laßt uns auch in der öffentlichen Verwaltung verfahren! Die Sparsamkeit ist hier doppelt verderblich: sie räth den Capitalisten, der verschuldeten Schatzkammer nichts zu leihen; sie läßt die Künste, die von der Verschwendung belebt werden, erschlaffen." —

So ging's eine Zeit lang fort, und als vollends der Versailler Friede (1783. XXIV. 5, 6) dem amerikanischen Krieg ein Ende machte und man in Frankreich über den Jubel, England gedemüthigt zu sehen, die dabei untergelaufenen Unfälle und aufgewandten Kriegskosten vergaß, da schien die Finanz- und Landesnoth ungefährlich vorüberzugehen.

Als aber die Nachwehen der vermehrten Schuldenlast nur um so schneller und greller zu Tage traten, so offenbarte sich auch die — durch das im amerikanischen Krieg bei den meisten Franzosen rege gewordene Freiheitsstreben — wachsende Unzu-

friedenheit mit den zerrütteten Landeszuständen, und der Fluch über die Verschwendung des Hofs trat immer offener auf die Lippen des Volks, das durch jede neue Veranlassung von jener Seite her in eine immer tiefer gehende feindselige Richtung getrieben wurde. Dieß war besonders der Fall bei der berüchtigten Halsbandgeschichte, durch welche die dabei unschuldige Königin den ersten bittern Vorschmack ihres künftigen Looses kosten mußte.

Der durch Ausschweifungen und Verschwendung berüchtigte Cardinal Ludwig von Rohan hatte früherhin, als er noch Gesandter in Wien war, durch unwürdige Verläumdungen sich die Ungnade der damaligen Dauphine, jetzigen Königin, zugezogen und auch nach seiner Abberufung nicht wieder gewinnen können; und doch bedurfte er dieser Gunst, da er gar zu gern Minister geworden wäre. Dieses Verhältniß benützte eine Betrügerin, die junge, ränkevolle Gräfin de la Motte; sie setzte sich durch den sog. Grafen Cagliostro (eig. Jos. Balsamo aus Palermo), der als Wunderthäter die vornehme atheistische und darum besonders abergläubische Welt eine Zeit lang täuschte, mit dem Cardinal in Verbindung und versprach ihm die Gunst der Königin zu verschaffen, wenn er ein prächtiges Halsband im Werth von 1,600,000 Livr., das der König für seine Gemahlin zu theuer gefunden hatte, kaufen und es ihr, der Gräfin, zur Ueberreichung an die Königin geben werde, die das Band wünsche, aber nicht kaufen könne. Um den Cardinal leichter dahin zu bringen, in die Sache einzugehen, steckte sie ihm einige, angeblich von der Königin, in der That aber von einem gewissen Villete, der das Talent fremde Handschriften nachzuahmen, besaß, geschriebene Billets zu und bestellte ihn in ein Lustwäldchen zu Versailles zu einer nächtlichen Zusammenkunft mit der Königin, deren Rolle ein bestochenes, der Königin an Gestalt ähnliches junges Weib, Namens Olivia, spielte. Das Weib mußte nämlich halblaut sagen: „Das Geschehene ist vergessen!“ und eine Rose fallen lassen, die der überglückliche Cardinal aufhob. In diesem Augenblicke entstund ein Geräusch; Frau von La Motte that, als ob sie nachsähe und sagte: „Madame mit der Frau Gräfin Artois kommt!“ worauf sich alles schnell entfernte. Von da an war der Cardinal dem Willen der La Motte unterworfen. Das Halsband behielt sie für sich, zerschlug es und machte es durch ihren Mann in London zu Geld. Doch wurde der Cardinal nach und nach inne, daß die Königin nichts davon wußte. Die Sache kam endlich durch die Goldschmiede, die ihr Geld verlangten, auch vor den König, der, um den Ruf der Königin zu retten, den Cardinal verhaften und ihm die Wahl ließ, um Gnade anzusuchen oder sich vor dem Parlament zu vertheidigen. Da Rohan, in seinem Stolz gekränkt, das letztere wählte, so benützte der Neid und die Verläumdung diesen Prozeß, die unschuldige Königin in den Augen des Volkes herabzusetzen und selbst den Pöbel gegen sie aufzuhetzen. Der erbärmliche Rohan wurde freigesprochen

und die la Motte zwar als Betrügerin erklärt und zu ewigem Gefängniß mit Brandmarkung verurtheilt; aber böse Mäuler wurden nicht müde, die Königin zu lästern, zumal als die la Motte, ihrem Gefängniß entsprungen und nach England geflüchtet, von dort aus Schriften ausgehen ließ, die den Verdacht und Haß gegen sie nährten. — Doch fand die La Motte ein Ende, wie sie's verdiente: als ihre Gläubiger ihr dort zu Leibe rückten und sie sich vor ihnen verstecken wollte, stürzte sie aus dem Fenster hinab.

Nachdem Calonne noch eine Zeitlang mit unglaublicher Verschwendung (von der das sog. rothe Buch oder Buch der geheimen Ausgaben die auffallendsten Beweise gab) fortgewirthschaftet hatte und kein Anleihen mehr aufbringen konnte, sah er selbst ein, daß ohne durchgreifende Maaßregeln nicht mehr zu helfen sey. Er hatte sich auch unterdeß einen Plan erdacht, von dem er dem Könige, wenn dieser mit der Königin und den Prinzen beistimmen würde, das Heil Frankreichs versprach. Nur dem Parlament traute er nicht, und weil er dessen Veto fürchtete, schlug er vor (wie es zum letztenmal unter Richelieu geschehen war), die Notabeln d. i. alle ausgezeichneten, in irgend einer öffentlichen Wirksamkeit stehenden Männer als Vertrauenspersonen zu berufen, um ihnen seine Entwürfe vorzulegen und durch deren Gutheißung das Parlament moralisch zur Annahme derselben zu nöthigen. Da diese Notabeln keine gesetzgebende Gewalt hatten und jedenfalls ihre Ernennung in der Hand der Regierung lag, so willigte der König ein und am 22. Febr. 1787 wurde die Notabelnversammlung von Ludwig XVI im Schlosse zu Versailles eröffnet.

Der Gedanke, die Notabeln zu berufen, gieng eigentlich von dem Grafen Mirabeau aus, der vielen Einfluß auf Calonne hatte, und den wir späterhin noch werden in den Vordergrund treten sehen. — Die Versammlung bestand aus 144 Personen, darunter sich 7 Prinzen, 14 der höchsten Prälaten, 36 vom hohen Adel, 17 der höchsten Staatsbeamten, 12 ständische Landtagsabgeordnete, 25 städtische Abgeordnete, 33 Parlamentspräsidenten und Oberprocuratoren befanden: also lauter Individuen, auf deren Kosten die Neuerungen durchgeführt werden sollten: denn sie waren es ja, in deren Vorrechten und deren Mißbrauch die Hauptübel lagen.

Als Calonne der Versammlung den Staatsbankerott erklärte, indem bei 1646 Mill. Schulden ein jährliches Deficit von 140 Mill. bestehe, erschracken Alle, und als er nachwies, daß nur

zu helfen sey durch Errichtung von Provinzialständen, durch eine allgemeine Grundsteuer, durch eine Veränderung der Taille unter Berücksichtigung der ärmeren Klasse, durch Abschaffung der Frohnden, durch Freigebung des Getreidehandels im Innern, durch Loskauf aller an die Geistlichen zu entrichtenden Grundzinsen, durch eine den Geistlichen zu gewährende Befugniß, ihr Schuldwesen mittels Veräußerung der Gerichtsbarkeit, des Jagdrechts und anderer Rechte zu ordnen: da verwarf die Versammlung nicht nur alle diese Vorschläge, sondern griff sogar Calonne's Verwaltung durch die Beschuldigung des Leichtsinns und der Untreue an. Als er dann weitere Vorschläge machte und mit Auflösung der Versammlung drohte, wuchs das Mißfallen und gieng sogar in Hohn über, so daß der schwankende König, der ihn von Anfang an mit der versprochenen Unterstützung im Stiche gelassen, ihn fallen ließ und auf seine Güter verwies, von wo er dann, um den Verfolgungen des Parlaments zu entgehen, nach England floh.

Der **König** sprach sich nun für die Nothwendigkeit einer Grundsteuer aus und überließ den Notabeln die Prüfung des Deficits. Diese forderten dagegen Verminderung der Kosten des Hofhalts und des Staatsdienstes und drangen ihm den **Grafen von Brienne**, Erzbischoff von Toulouse, zum Finanzminister auf, einen niedrigehrgeizigen, habgierigen und dabei leichtsinnigen Mann, der nach dem Ministerium strebte, ohne irgend einen Plan zur Abhülfe der Noth in Bereitschaft zu haben. Weil nun Adel und Klerus fortwährend jedes ihnen zugemuthete Opfer ohne Scheu verweigerten, so sah sich der König genöthigt, die ihm verdrießlich gewordenen **Notabeln zu entlassen** (d. 25. Mai). Dieß that er aber — anstatt mit verdienter Mißbilligung ihres Mangels an Liebe zum Gemeinwohl — mit großen Lobspendungen, die seine **Characterschwäche** zum erstenmal vor dem größern Publicum an den Tag legten, wie denn anderseits dem Volke auch klar wurde, daß es von den bevorrechteten Ständen keine Hülfe zu erwarten habe, sondern diese wo anders gesucht werden müsse.

3. Berufung des Parlaments. Widerstand desselben. Lettres de cachet. Die Bastille. Cour plenière. Necker's Wiederberufung. Berufung der Reichsstände. Wahlbewegungen.

Brienne behalf sich zwar durch neue Auflagen, aber das Parlament verweigerte deren Einregistrirung und wurde dabei von der öffentlichen Meinung unterstützt. Viele vom Adel, darunter selbst Lafayette (dieser allerdings aus Liebe zum dritten Stand) traten nun auch zur allgemeinen Opposition. Als das Parlament die königlichen Edicte auf das heftigste angriff, sich wie ein Richter über die Krone stellte und auf Einberufung der Reichsstände drang, so setzte der König seinen Willen durch ein lit de justice durch, ließ die Steuern ausschreiben und verwies das Parlament auf unbestimmte Zeit nach Troyes.

Aber das Parlament setzte auch dort seinen Widerstand fort und alle Parlamente Frankreichs erließen Protestationen, welche die Spannung des Volks erhöhten; ja in manchen Gegenden (in der Provence, in Langued'oc &c.) brachen bedenkliche Unruhen aus.

Auf Brienne's Rath zog nun der schwache König das Steuer- und Stempelgesetz zurück, restituirte das Parlament und stellte eine Versammlung der Reichsstände nach fünf Jahren in Aussicht, mit der Erklärung, unterdeß wieder eine Anleihe (von 420 Mill.) machen zu müssen. Doch das Parlament verwarf auch diese Anleihe. Endlich erklärte der König seinen Willen auf das bestimmteste und befahl die Einregistrirung. Den Einwand des Herzogs von Orleans, daß diese Entscheidung ungesetzlich sey, beantwortete der König mit der Verweisung des Herzogs auf seine Güter, und ließ zugleich zwei der lautesten Opponenten in die Bastille sperren.

Durch jenen Widerstandsversuch stieg der Herzog von Orleans, obgleich vorher im Grunde von Jedermann verachtet, plötzlich in der öffentlichen Meinung, was späterhin von Folgen war. Das Parlament aber erklärte sich nun auch gegen die geheimen Haftsbefehle (lettres de cachet), was ganz gut war, wobei aber nur auffiel, daß es nie zuvor sich gegen diesen alterthümlichen Act der Despotie rügend hatte vernehmen lassen. Despotisch aber war es gewiß, daß auf ein bloßes Billet des Königs hin jeder, der von ihm bezeichnet wurde, verhaftet werden konnte, ohne daß ein Gericht etwas darein zu sprechen hatte. Die Verhafteten wurden in der Bastille verwahrt, einem mit Graben und Befestigungen umgebenen alten Schlosse in Paris, worein sowohl

gewisse vom Gerichte verurtheilte Verbrecher, als auch wegen Politik und Religion Verfolgte und überhaupt alle gesetzt wurden, die von den Ministern oder ihren Günstlingen aus irgend einem Grund, oft aus Privatrache, dahin geschickt wurden.

Indeß waren alle diese Verhandlungen vergebens, weil die Anleihe doch nicht zu Stande kam. Erschreckt über die Hartnäckigkeit des Parlaments, das alle Maaßregeln der Regierung, zweckmäßige, wie schlecht berechnete, gleichmäßig zurückwies und dem Königthum, von dem es doch nur ein Ausfluß war, ohne ein Theil der Verfassung zu seyn, alle Macht nahm, schlug Brienne eine Umwandlung des Parlaments in einen Staatshof (cour pleniére) vor, d. i. in eine neue Oberbehörde, der alle königlichen Verwaltungsedicte zur Begutachtung und Eintragung vorgelegt werden sollten.

Diese Cour pleniére, welche die Bestimmung hatte, die Einführung volksthümlicher Verbesserungen zu erleichtern, enthielt aber 70 Mitglieder des wiederabgeschafften Parlaments und war im Grunde nur eine Art Notabelnversammlung, worin die Privilegirten keines von ihren alten Vorrechten fahren lassen wollten.

Da sich gegen diesen Staatshof allenthalben Widerspruch erhob, so berief Brienne eine Versammlung der hohen Geistlichkeit und forderte von ihnen einen freiwilligen Beitrag von acht Millionen und hätte nach langem Handeln auch mit zwei vorlieb genommen; allein die Geistlichkeit wollte nichts opfern. (Drei Jahre später bot sie 400 Mill., um sich zu retten, aber da war's zu spät!)

Als nun Brienne zu den verkehrtesten und willkührlichsten Maaßregeln griff und die Klagen gegen ihn auf's Höchste stiegen, sah sich der König genöthigt, auch ihn zu entlassen (1788) und dem allgemeinen Wunsche gemäß den Necker wieder zu berufen, auch die Einberufung der Reichsstände schon für das folgende Jahr zu versprechen. Necker kehrte unter dem Jubel des Volkes zurück und Alles gab sich den besten Hoffnungen hin. Auch in den Provinzen war man wie närrisch vor Freude, indem man z. B. in Grenoble gleich nach dem Eintreffen dieser Nachricht am hellen Tag die Häuser illuminirte, ohne den Abend zu erwarten.

Das Parlament forderte nun aber die Berufung der Reichsstände nach den Formen des Jahres 1614, zu welcher Zeit

der dritte Stand nur ein Drittheil der Versammlung ausgemacht hatte. Durch diese Clausel entzog sich das Parlament die Sympathie des Tiers-état, der schon an eine Vertretung und Abstimmung nach der Kopfzahl dachte.

Ueber diese feindliche Stimmung des dritten Standes gegen das Parlament freute sich der Hof, ohne zu bedenken, daß dieselbe überhaupt schon gegen alle Autorität gerichtet war, und verwarf jene Clausel. Darauf berief Necker, um den Privilegirten zu genügen, zum zweitenmal die erste Notabelnversammlung, um mit ihr den Wahlmodus für die Reichsstände festzusetzen. Während in der Dauphiné die Provinzialstände keck verlangten, daß die Reichsständeversammlung zur Hälfte aus Abgeordneten des dritten Standes bestehen sollte, stimmte die Notabelnversammlung gegen die doppelte Vertretung desselben. Doch der König, von Necker bestimmt, erklärte, daß von den 1000 Abgeordneten, aus denen die Reichsstände zu bestehen hätten, die Hälfte dem dritten Stand angehören, daß aber jeder Stand abgesondert berathen solle.

Dabei hoffte man, einerseits die beiden höhern Stände, welche bisher keinerlei Opfer bringen wollten, zur Nachgiebigkeit zu bringen und umgekehrt den dritten Stand durch die beiden andern Stände im Zaum zu halten. Allein bereits war das Publikum durch tausend Schriften, darunter besonders durch eine Schrift des Abbé Siéyes, eines in philosophischen Abstractionen sich ergehenden Mannes, in einseitiger Weise aufgeklärt worden, indem er die Frage: Was ist der dritte Stand? so beantwortete: „Er ist Alles! — Was ist er bis jetzt? — Nichts! Was verlangt er? — Etwas zu werden! In keinem Volke soll es Stände von Geburts wegen geben; also wird das Volk ohne bevorrechtete Stände nicht weniger, sondern mehr seyn. Der Adel kann wohl eine Last für ein Volk, aber nie ein Theil desselben seyn; er bildet einen Staat im Staate. Was nicht zum dritten Stand gehört, kann man nicht als Bestandtheil des Volkes ansehen: also ist der dritte Stand — Alles!" (v. Raumer Gesch. d. fr. Revolution S. 224. — Siéyes bedachte nicht, daß selbst die Bourgeoisie, die er allein Nation nannte, außer den Bürgern noch zwei Elemente in sich hatte — das Proletariat, das zur Anarchie neigte, und einen Bauernbestandtheil, der sich noch an die Kirche hielt. (Wolfg. Menzel's Gesch. Europ. I, 1.)

Die Anhänger des Alten bargen ihren Unwillen über die Verdopplung der Abgeordnetenzahl des dritten Standes nicht und beschuldigten den König der Schwäche, den Necker des Verraths an der Monarchie. Doch gab es auch einige Glieder des Adels und

der Geistlichkeit, die den Wünschen des Volks geneigter waren; indeß waren dieß meist solche, welche entweder mit ihrem Stande zerfallen waren, oder deren Ehrgeiz in der altgewohnten Bahn keine Befriedigung fand. So wie sich schon längst in der Dauphiné der Grundsatz der gleichen Vertretung des Tiers-état und der Abstimmung nach Kopfzahl festgesetzt hatte, so bildeten sich nun in den bedeutenderen Städten politische Vereine gegen die „privilegirten" Klassen. Allenthalben that sich „für und gegen" eine heftige, zum Theil sogar schon gewaltsame Bewegung kund.

Necker bemerkte es wohl, glaubte aber an keine Gefahr: denn „noch war das Königthum nicht angegriffen; noch bestand ja ein glänzender Hof und ein großes Heer," und da ungeachtet aller Aufregung die Wahlen nach dem königlichen Reglement vollzogen wurden, so gab er sich mit dem Hof einer bessern Hoffnung hin. Am ruhigsten war der König, der bei seiner beschränkten Einsicht und seiner großen Liebe zum Guten nirgends etwas Arges vermuthete, und in seiner Einberufung der Stände seine wohlwollenden Absichten vor aller Welt dargelegt hatte.

---

2. Kapitel.

Die constituirende Nationalversammlung in Versailles.

1. Eröffnung der Reichsstände in Versailles. Mirabeau. Spaltung der Stände. Der dritte Stand als Nationalversammlung. Der Schwur im Ballhaus. Die Constituante. Sitzung des Königs. Vereinigung der drei Stände.

So wurden denn seit 175 Jahren zum erstenmal wieder die **Reichsstände** (états généraux) am 5. Mai 1789 von Ludwig XVI zu Versailles eröffnet und mit dieser denkwürdigen Einführung der Volksvertretung der Anfang zu einer Bewegung gemacht, welche einerseits aus dem Drang nach allgemeiner und besonderer Vervollkommnung hervorgehend, sich insbesondere die Aufgabe stellte, die Formen des Staatslebens mit den Forderungen der Natur und Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen und das Volk aus einer

nach Belieben zu behandelnden Maschine zu einem lebendigfreien Organismus zu erheben, — anderseits aber im Laufe ihrer Entwicklung durch das Aufgeben aller historisch-positiven, in einer höhern Ordnung der Dinge wurzelnden Axiome mittels wesenloser Abstractionen des sich selbst genügenden Menschengeistes zuletzt in das Gegentheil ihres Zwecks umschlug, mit Ausnahme dessen, was eine höhere Waltung aus dem entstandenen Chaos neugestaltend hervorzuheben und zur Weiterführung ihres Weltplans zu verwenden für gut fand.

Schon als die Abgeordneten der drei Stände noch vor der Eröffnung der Versammlung sich dem Könige vorstellten, hatte man durch ein aus der alten Zeit hervorgeholtes Hofceremoniel den dritten Stand verletzt, indem der Klerus und der Adel im glänzenden Costüm des Mittelalters, der dritte Stand nur in schwarzem Frack und weißer Halsbinde erscheinen und jenem beim Eintritt in das Königsgemach das Thürflügelpaar, diesem nur der eine Thürflügel sich öffnen sollte. Dagegen wurde der dritte Stand beim feierlichen Kirchenzug, in welchem auch der König und der Hof mitgiengen, vom Volke mit unermeßlichem Beifall begrüßt unter dem oft vernehmlichen Ruf: Es lebe der König, es lebe der dritte Stand!

Nach der rührend-wohlwollenden Eröffnungsrede des Königs und der im Wesentlichen nichts Anderes sagenden Rede des Großsiegelbewahrers legte Necker in einer dreistündigen Rede den Zustand der Finanzen dar, wobei er gleich darin fehlte, daß er keinen Plan zur Abhülfe vorzuschlagen, ja nicht einmal die Grundbestimmungen der Berathungs- und Abstimmungsart, noch auch das Verhältniß der Versammlung zum Könige festzustellen wagte, sondern sich in Allgemeinheiten und Unbestimmtheiten, in Voraussetzungen und Möglichkeiten, in Halbheiten und Warnungen vor Abwegen ergieng und die ganze Berathungsordnung sich erst durch die Erfahrung, somit gleichsam durch den Zufall bilden lassen wollte, während doch auf's bestimmteste vorauszusehen war, daß selbst über die nöthigsten und natürlichsten Formen Streit unter den Parteien entstehen und jeder Parteisieg die Schwächung der königlichen Gewalt zur Folge haben mußte. Er irrte gewaltig, wann er sagte, er wisse von keiner andern Partei, als von der der Wahrheit und Ge-

rechtigkeit, und verrechnete sich sehr, wenn er dachte, alle Parteien würden in ihrer Rathlosigkeit „bei ihm Rath" holen.

Die Folgen dieses Mangels an staatsmännischer Voraussicht zeigte sich gleich bei der Wahlprüfung. Adel und Geistlichkeit (zusammen aus 400 Abgeordneten bestehend) nahmen dieselbe in abgesonderten Kammern vor; der dritte Stand (bestehend aus 800 zum Volke gehörenden Gliedern) bestund auf gemeinsamer Vornahme der Verification und wollte sich vor einer solchen nicht als constituirt ansehen, indem er erklärte, daß er kein Stand, sondern nur eine rechtmäßig berufene Versammlung von Staatsbürgern sey, die jetzt nur warte, bis jene andern Staatsbürger sich mit ihm zu einem politischen Zweck vereinigen würden. Den größten Einfluß auf diese Haltung des dritten Standes hatte der vom Adel ausgestoßene, kühne und ungestümme, dabei aber höchst geniale Graf Mirabeau und der durch Schärfe des methodisch berechnenden Verstandes ausgezeichnete Abbé Sièyes.

Gabriel Honoré Riquetti, Graf von **Mirabeau**, geb. 1749 zu Bignon bei Nemours, aus einer ursprünglich neapolitanischen, aber schon seit Jahrhunderten in der Provençe ansäßigen Familie, besaß von Natur ein ungewöhnliches Feuer des Geistes, Witz und Schärfe des Urtheils, dabei aber auch einen starken Hang zur Unruhe und Auflehnung wider die bestehende Ordnung. Seine Jugend brachte er beim Militärdienst in allerlei Händeln und Unordnungen hin, um derentwillen er von seinem Vater mit Hülfe der Behörden mehrmals in's Gefängniß gesetzt wurde. Es kam sogar so weit, daß er wegen Entführung der Gattin eines Parlamentspräsidenten vom Gerichtshof zu Besançon zum Tode verurtheilt wurde. Er entkam jedesmal, versöhnte sich zuletzt mit seinem Vater und trieb Schriftstellerei. In seinen, von den Zeitideen erfüllten Schriften legte er einen tiefen Haß gegen den Despotismus an den Tag. Nachdem er sich auch in London und Berlin in Abenteuern herumgetrieben hatte, machte er sich in Paris an den Finanzminister Calonne, um durch ihn emporzusteigen. Es wurde schon oben erwähnt, daß er es war, der dem Calonne den Rath gab, die erste Notabelnversammlung zu berufen. Als sodann die Reichsstände einberufen werden sollten, gieng er in die Provençe, um sich wählen zu lassen. Da ihn aber der Adel verschmähte, so soll er sich zu Aix einen Tuchladen gekauft haben, um sich vom Tiers-état wählen lassen zu können: doch wird dieß von Andern (z. B. von Dahlmann in s. Gesch. d. franz. Rev.) für eine Fabel erklärt. In der Reichsversammlung war es Mirabeau, der, obgleich Royalist und Aristokrat aus Neigung und Erziehung, doch durch seine demokratische Kühnheit, durch

seine zwar nicht immer correcte, aber stets schlagende und originelle, ja gewaltige Beredtsamkeit, und durch seinen überaus feurigen und stürmischen Geist, ohne es zu beabsichtigen, dem Königthum den größten Stoß gab. Daß er übrigens einer der merkwürdigsten, großartigsten politischen Charactere der Neuzeit war, wird sich im weiteren Verlauf der Geschichte dieser Revolution zeigen. Sein Aeußeres war abschreckend-häßlich; sein Kopf, wie seine Stimme löwenartig; seine ganze Persönlichkeit so imponirend, daß sie sich vor allen Andern in der Erinnerung der Nachwelt erhalten hat.

Bei dieser drohenden Spaltung schien ein Ausweg, an den auch Necker in seiner Vorliebe für die englische Verfassung dachte, nahe zu liegen, der nämlich, aus den beiden ersten Ständen ein Oberhaus und aus dem dritten Stand ein Unterhaus zu bilden; allein zu einer Pairskammer, wie die englische, waren in Frankreich die Bedingungen nicht gegeben: denn — um nur einen Grund anzuführen — der hohe Adel hätte bei der Unterwerfung unter eine Wahl seinen Begriff als aristokratische Corporation aufgeben müssen, und der zahlreiche niedere Adel wäre nie in einer Pairskammer zugelassen worden, und mit dem dritten Stand zusammen im Unterhaus zu sitzen, hätte sich auch der ärmste Edelmann nicht gefallen lassen: den Weiterstrebenden im dritten Stand aber schwebte, nach dem Vorbild amerikanischer Zustände, eine ganz andere Stellung, nämlich die mehr oder weniger unbedingte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten vor; ja in Vielen regten sich schon, wenn auch noch unklar, republikanische Tendenzen, wiewohl Mirabeau und Sièyes bei ihrem Streben, die Gliederungen und Privilegien der Stände zu stürzen, noch nicht an eine Zerstörung des Königthums, sondern nur an eine Reform desselben dachten.

Zwar erkannten Adel und Klerus, daß sie am Ende doch gewisse Opfer bringen müßten, und gedachten ihre Standesrechte durch den Verzicht auf ihre Steuerfreiheit zu retten. Allein dieß Erbieten machte keinen Eindruck mehr, und da sie fortfuhren, auf gesonderter Berathung zu bestehen, so machte Sièyes in der Versammlung des dritten Standes den Vorschlag, jene beiden Stände als nicht vorhanden zu betrachten, die Verhandlungen zu beginnen und damit fortzufahren, bis jene von selbst sich einfinden würden. Der Vorschlag fand Beifall, und es sollte nun eine Benen-

nung für die also constituirte Versammlung gefunden werden. Auf den Vorschlag des Abgeordneten Legrand nahm man den Namen „Nationalversammlung" an, der den Klügsten darum besonders recht war, weil er der Versammlung das Ansehen einer neuen Institution gab, durch welche die beiden andern Stände aufgehoben erschienen und die Vereinigung derselben mit dem dritten Stand sich als Nothwendigkeit ergeben werde. Zugleich erklärte man, um dem Volke die Furcht vor einem Staatsbankerott zu benehmen, die bisherigen Abgaben auf so lange gültig, als die Nationalversammlung bestehe. Nach ihrer Auflösung sollten nur diejenigen Abgaben gelten, die sie selbst vorher bewilligt hätte. Auch stellte man die Staatsgläubiger unter den Schutz der französischen Ehre und stellte Maaßregeln zur Minderung der Theuerung in Aussicht.

Ueber solchen anmaßlichen Eingriff des dritten Standes in die Rechte der Regierungsgewalt erschrack der ganze Hof; selbst die Parlamente erboten sich zum künftigen Gehorsam, wenn der König sie wiederherstellen und die Nationalversammlung auflösen werde; der Adel blieb standhaft und beschloß, den dritten Stand bei dem Könige anzuklagen; nur die Kammer des Klerus, in der die meisten Glieder der niedern Geistlichkeit angehörten, also aus niedrigem Stande hervorgegangen waren, fühlte die Nothwendigkeit nachzugeben, und beschloß, sich mit dem dritten Stand zu vereinigen. Um dieß zu verhindern, ließ der König, vom Adel bestimmt, durch Wappenherolde eine königliche Sitzung im Ständesaal ansagen und diesen bis dahin schließen. Allein Bailly, ein gelehrter Astronom und damals Präsident der Nationalversammlung, stellte seine schon auf den 20. bestimmte Sitzung nicht zurück, und als man den Ständesaal verschlossen fand, zog man auf den Vorschlag Mounier's nach dem von Tischen und Stühlen leeren Ballspielhause, wo alle — unter dem Grollen eines Donnerwetters und dem Rauschen heftigen Regengusses — auf Bailly's Vorgang feierlich schwuren, nicht eher auseinander gehen zu wollen, als bis man eine neue Verfassung zu Stande gebracht hätte: daher nachher die Nationalversammlung den Namen constituirende Versammlung, assemblée constituante, bekam.

Als sie am 22. wieder eine Sitzung halten wollte und auch das Ballhaus verschlossen fand, hielt sie dieselbe in der Kirche des heil. Ludwig, wo sodann die Mehrheit der Geistlichkeit sich mit dem darüber jubelnden dritten Stande vereinigte.

Am 23. Juni hielt der König die angekündigte öffentliche Sitzung, erklärte darin alle bisherigen Schritte der Nationalversammlung für ungültig und befahl (was er gleich anfangs hätte thun sollen, wenn Necker staatsmännische Voraussicht gehabt hätte), daß jeder Stand getrennt, und nur nach vorher eingeholter königlicher Bewilligung gemeinsam berathen solle. Darauf gab er mehrere Grundbestimmungen und die heiligsten Zusagen, daß er zeitgemäße Reformen wolle, aber seine Souverainetät nicht antasten lassen werde. Mit dem Befehl, nun auseinanderzugehen und, vom folgenden Tag an, sich in ihren besondern Kammern zu berathen, entfernte sich der König.

Fast der ganze Adel und die Bischöffe, auch mehrere andere Geistliche gehorchten sogleich; die übrigen Geistlichen und der dritte Stand blieben aber beisammen und protestirten gegen des Königs Bestimmungen; auch erklärten sie auf Mirabeau's Vorschlag die Unverletzlichkeit ihrer Personen, sowie die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen.

Die Bestimmungen und Concessionen, welche der König in dieser Sitzung gemacht hatte (S. v. Raumer a. a. O. p. 281), rührten eigentlich von Necker her; doch hatte der König einige Abänderungen gemacht, und deswegen war Necker, der den Ruf der Liberalität nicht verlieren wollte, aus jener königlichen Sitzung weggeblieben. Für dieses Wegbleiben empfieng er die auffallendsten Huldigungen vom Volk, die er mit der ihm eigenthümlichen Selbstgefälligkeit hinnahm. — Wichtig ist das Urtheil des damals in Paris anwesenden nordamerikanischen Gesandten Jefferson, eines echten Republikaners, der jene königlichen Bewilligungen zur Gründung wahrer Freiheit in Frankreich für völlig hinreichend hielt und in diesem Sinne jedem rieth, sie anzunehmen und mit dem Könige sich zu verständigen.

Was that nun der König auf jene trotzige Protestation? Er hatte die Schwäche, seinen so feierlich gegebenen Befehlen keinen Nachdruck durch Anwendung rechtmäßiger Gewalt zu geben. Die Folge war, daß sich am 24. der Rest des Klerus und am 26. ein Theil des Adels unter Anführung des Herzogs von Orleans mit der Nationalversammlung unter großem Beifall der Menge ver-

einigte. Erschreckt darüber gab nun der König, auf Necker's Rath, die Vereinigung zu, ja gebot dieselbe sogar dem noch widerstrebenden Theile des Adels, der nun am 27. schweren Herzens in die Nationalversammlung, wie „in seinen unausweichlichen Untergang" gieng.

Die Nachricht von der Vereinigung der drei Stände erregte bei dem durch alle bisherigen Vorgänge in die höchste Spannung versetzten Volke zu Versailles und zu Paris den größten Jubel: „die goldne Zeit schien angebrochen" und Bailly schrieb: „Die Freiheit ist begründet nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa!"

2. Bewegungen in Paris. Die Partei des Palais Royal. Der Herzog von Orleans. Die Clubs. Parteien im Heere. Zusammenziehung der Truppenmacht. Abgang Necker's. Camille Desmoulins. Die k. Truppen in Paris. Plünderung des Zeughauses. Die Bürgergarde. Erstürmung der Bastille.

Eine Zeitlang hatte sich das Volk in Paris, aller politischen Spannung ungeachtet, im Ganzen ruhig verhalten: die Vornehmen freuten sich der Aussicht auf einen freiern und bessern Zustand, wie ihn die Philosophen gemalt hatten und Necker in's Werk setzen wollte; der Mittelstand, damals noch im Ganzen arbeitsam und mäßig, aber auf die obern Stände mit Mißachtung und Neid sehend, übrigens ohne politische Einsicht, dabei neugierig und schaulustig, erschien den Demagogen als ein taugliches Material zur Erreichung ihrer Zwecke.

Der Sammelplatz der Neugierigen und Unzufriedenen war der Garten und die untern Räume des dem Herzog von Orleans gehörigen Palais Royal: von dort giengen die Hauptumtriebe aus, welche theils auf Bearbeitung des Pöbels, theils auf Verführung des Heeres abzielten, zu der man sich besonders der sogenannten „Damen des Palais Royal" bediente d. i. jener berüchtigten Weiber und Mädchen, die sich in dem Bazar, der den Untergeschoß jenes Palastes einnahm, schaarenweise mit Gaunern, Spielern und andern verrufenen Leuten, die man brigands nannte, zusammenfand.

Schon vor der Eröffnung der Reichsstände hatten Fabrikarbeiter in Verbindung mit solchen Brigands gegen ihre Herren einen Aufstand erregt und die Fabrik zerstört. Er konnte nur durch das Militär gedämpft werden und kostete 500 Aufrührern das Leben. Da man bei denen, welche gefangen wurden, viel Geld fand, so lag der Schluß nahe, daß der Tumult durch künstliche Mittel erregt worden war, und da der Herzog von Orleans als Feind der königlichen Interessen bekannt war, so wurde ihm und seinen Agenten die Schuld beigemessen.

Die Clubs, die von einzelnen Mitgliedern der Nationalversammlung zur Berathung über parlementarische Maaßregeln in Versailles gestiftet worden waren, standen mit ähnlichen Vereinen in Paris, so wie mit den dortigen Wählerversammlungen und deren Ausschüssen in den 50 Wählerdistricten in Verbindung. Allenthalben in den Kaffee- und Wirthshäusern fanden sich Sprecher, welche die Noth des Volkes und die Verschwendung des Hofes im grellsten Lichte darstellten und besonders auf die Königin und den Grafen Artois loszogen. Sie predigten Freiheit und Gleichheit, machten Staatsverbesserungs- und Volksbeglückungsvorschläge, welche von den Zuhörern (Studenten, jungen Kaufleuten, Advocaten, Notärs, Schreibern) mit Begierde aufgefaßt und mit der den Parisern eigenthümlichen, gleich die Extreme ergreifenden Einbildungskraft und keine Folgen erwägenden Leichtsinnigkeit weiter verbreitet wurden. Mit dem kecken Vorgehen der Nationalversammlung in Versailles nahmen die Volksversammlungen, besonders die im Palais Royal, einen stürmischeren, dem Hofe feindseligeren Character an, und schon wurden diese und jene Personen bezeichnet, die als volksverderblich zu sterben verdienten.

Da man fürchtete, der Hof möchte sich der Truppen zur Herstellung der Autorität und Ordnung bedienen, so wurde deren Verführung mit Eifer betrieben. Weil sich nun schon viele Soldaten des französischen Garderegiments zum Volke neigten, so verboten ihnen ihre Offiziere, die Caserne zu verlassen; allein einige hundert Gardisten gehorchten nicht und zogen, um an den Lustbarkeiten zur Feier der Vereinigung der drei Stände Theil zu nehmen, nach dem Palais Royal, wo sie vom Volke reichlich beschenkt wurden. Als, dadurch ermuthigt, die Soldaten in der Umgebung von Paris

das Gleiche thaten, ließ der König eilf Gardisten ins Gefängniß abführen; aber die Brigands erbrachen dasselbe und befreiten die Gefangenen, die nun vom Volke festlich bewirthet wurden. Alle Verführten erklärten, nie auf das Volk schießen zu wollen, wenn sie es etwa geheißen würden. Durch alle diese Vorgänge wurden die Gemüther in ihrem Widerstand gegen die bestehende Ordnung der Dinge bestärkt und auf eine — wenn auch Keinem noch klare — Katastrophe vorbereitet.

Die Schwäche des Königs zeigte sich auch darin, daß er, als jene eilf Gardisten doch noch bestraft werden sollten und die Nationalversammlung sich für sie bei dem König verwendete, dieselben ungestraft losließ. Zu dieser Fürbitte hatte sich die Nationalversammlung durch eine Volksadresse bestimmen lassen; aber von diesem Augenblick an verfiel die Versammlung mehr und mehr in Abhängigkeit von dem Pöbel, der ohnedieß schon länger her auch auf den Gallerien durch seine tobenden Beifalls- und höhnenden und drehenden Mißfallensbezeugungen die Berathungen der Versammlung zu beherrschen angefangen hatte. — Im Heere selbst, das zum geringern Theil aus nationalen Truppen, zum größern Theil aus fremden Söldnern, besonders Schweizern und Deutschen, bestand, hatte sich bereits eine royalistische und eine patriotische Partei gebildet: die letztere hegte besonders gegen die Offiziere, welche alle dem Adel angehörten und sich die Gemeinen durch stolze Fernhaltung, durch Härte in der Disciplin und Verkümmerung in der Pflege entfremdet hatten, einen heftigen Groll.

So stund es mit der allgemeinen Stimmung des Volks und Heers, als der Hof, durch die steigende Anmaßung der Nationalversammlung bestimmt, die Zusammenziehung der Truppenmacht beschloß, die der alte Marschall Herzog von Broglie (Broglio) in einer Stärke von 30000 M. um Versailles und Paris aufstellte. Dagegen nun protestirte die Nationalversammlung, die blind genug war, darin nicht zugleich einen Schutz für sich gegen die wachsende Anarchie zu sehen.

Anstatt aber energisch vorzugehen und gleich Paris besetzen zu lassen (was schon längst hätte geschehen sollen), ließ der König die Truppen ruhig stehen und „sich langweilen," und anstatt den Hof aus der Nähe des Einflusses von Paris etwa nach Compiegne zu verlegen (was man gleich bei der Entstehung der Nationalversammlung) hätte anordnen sollen, wohin ihm dann die Nationalversamm-

lung hätte folgen müssen), blieb er in sorgloser Gewohnheit zu Versailles.

Unterdeß hatte Necker, auf den der König schon länger her nicht mehr vertraute, weil derselbe sich zur Vermittlung zwischen ihm und der Nationalversammlung so wenig geeignet erwiesen hatte, seine Entlassung genommen und sich, gemäß dem ihm ungeschickter Weise abgenommenen Versprechen, heimlich und schnell (Sonnabends den 11. Juli) nach Brüssel entfernt, worauf ein neues, jedoch unfähiges Ministerium aus der Adelspartei — Breteuil, Broglie und Foulon — an die Stelle des abgedankten trat. Als am andern Tag (Sonntags) die Entfernung Necker's in Paris bekannt wurde, versammelte man sich auf allen Plätzen und bald gieng die anfängliche Bestürzung in Wuth und diese auf Camille Desmoulin's Ruf zu den Waffen in Aufruhr über.

Dieser exaltirte junge Literat sprang wüthend mit einer Pistole in der Hand auf einen Tisch und rief: „die Verbannung Neckers ist die Sturmglocke der Bartholomäusnacht der Patrioten!" Er bedrohte jeden, der die Partei des Hofes nehmen würde, mit dem Tode und mit dem Ruf: „Zu den Waffen! steckt eine Kokarde auf!" riß er von einem Baum ein Blatt und es auf seinen Hut steckend lud er alle Patrioten ein, das Gleiche zu thun, um sich an diesem Zeichen zu erkennen. In einem Nu stunden alle Bäume entblättert und Jedermann hatte das grüne Feldzeichen aufgesteckt. (Dieses vertauschte man kurz darauf mit einer Kokarde von Roth und Blau, den Farben der Stadt Paris, denen später, auf Lafayette's Rath, noch Weiß, des Königs Farbe, hinzugefügt wurde.) Darauf stürmte man in das Palais Royal, holte aus einem dortigen Wachsfigurenkabinet die Büsten des Herzogs von Orleans und Neckers, trug sie, mit Flor umhängt, mehrere Stunden lang in Procession umher und nöthigte alle Vorübergehenden, den Hut vor den Büsten abzunehmen.

Nun erst rückten die königlichen Truppen in Paris ein und General von Bezenval, ein Schweizer, besetzte mit Deutschen und Schweizern den Platz Ludwigs XV. Das Volk aber höhnte die Soldaten und schleuderte Steine nach ihnen; mit Mühe hielt Bezenval seine Soldaten zurück, da er den Befehl hatte, kein Blut zu vergießen. Nun suchte das Volk den Truppen die Verbindung mit den Tuilerien abzuschneiden, und als der Befehlshaber eines Regiments, Fürst Lambesc, dieß zu verhindern suchte, wurde er mit einem Steinhagel empfangen; als er sodann mit der

Reiterei die Menge zersprengte, stellte sich die französische Garde in ihrer Patrioten=Gesinnung den fremden Truppen entgegen und gab auf sie Feuer, das jedoch nicht erwiedert wurde; vielmehr verließ Bezenval, durch die Schwäche der Regierung gelähmt, aus Verdruß um Mitternacht mit den Haupttruppen Paris und ließ nur eine Abtheilung auf dem Marsfelde stehen.

Ungehindert vereinigten sich nun 1200 M. der französischen Garde mit dem Volke, das die Läden der Waffenschmiede und das Zeughaus (Garde meuble mit seinem Vorrath an geschichtlich merkwürdigen Waffen) plünderte, das Schuldgefängniß erbrach und andern schweren Unfug begieng. Jetzt erkannte der Magistrat mit dem ordentlicheren Theile der Bürgerschaft die weit größere Gefahr, die ihm vom Pöbel drohte, und erließ daher einen Aufruf zur Bildung einer bewaffneten Bürgergarde, von der sodann jene königliche Garde einen Bestandtheil ausmachen sollte. Hierauf rief Alles, was wohl= und was übelgesinnt war, nach Waffen: ein Mitglied der Stadtbehörde, Herr von Flesselles, versprach 12000 Flinten herbeizuschaffen; weil er aber, in der Meinung, die Hitze der Masse werde sich legen, mit der Ablieferung zögerte, stürmte der aus 30= bis 40,000 Köpfen bestehende Volkshaufe das Hotel der Invaliden und nahm aus dem dortigen Waffendepot an 28,000 Flinten und 28 Kanonen (wozu sie sich aus einem Schiffe auf der Seine an 5000 Pfund Pulver verschafften), während die Truppen auf dem Marsfeld sich gleichgültig dabei verhielten. Der Anblick dieser Waffenmasse erregte die Kampflust: Einige riefen: Nach der Bastille! und während die Sturmglocken erschollen, zog die Menge unter der Anführung des Gardelieutenants Elie und eines Uhrmachergesellen aus Genf, Namens Hullin, nach dieser dem Volke verhaßten Zwingburg, nahm sie ein, obwohl der Stadtrath es zu verhindern suchte, und ermordete den Gouverneur, ungeachtet der ihm gewährten Capitulation.

Die Bastille hatte hinreichendes Geschütz, aber zur Besatzung nur 80 Invaliden und 32 Schweizer. Commandant war de Launay, ein dem Könige treuer, aber dem furchtbaren Augenblick nicht gewachsener Mann. Von Stadthausabgeordneten aufgefordert, seine Kanonen auszuliefern, verweigerte er dieß zwar, hatte aber die Unvorsichtigkeit, zu zeigen, daß sie nicht geladen seyen! Diese

Gewißheit vermehrte die Kühnheit der Menge. Während nun auch Volksabgeordnete kamen und von ihm Waffen verlangten, erklomm ein Theil des Volks die Mauern, um die Kette der ersten Zugbrücke zu sprengen. Als er nun unter Letztere feuern ließ, pflanzte eine Gardenabtheilung Kanonen auf, und die Zugbrücke fiel, wahrscheinlich durch Verrath von Innen. Als hierauf das Volk in den Vorhof drang, wollte Launay mit einer brennenden Lunte die Pulverkammer anzünden, um die Citadelle in die Luft zu sprengen; aber seine eigenen Soldaten hinderten ihn daran, und zwangen ihn, sich zu ergeben. Er erhielt mit seiner Besatzung freien Abzug. Als aber nach der Oeffnung der zweiten Zugbrücke und aller Thore die Volksmenge von allen Seiten eindrang, wurde Launay mit fünf seiner Offiziere ungeachtet aller Bemühungen der französischen Garde und namentlich Hullin's, ihm die Capitulation zu halten, jämmerlich erschlagen und eines jeden Kopf auf einer Pike im Triumph umhergetragen. Dabei schoß das Volk von Außen mit den Kanonen unaufhörlich nach der Festung, so daß darin selbst Viele ihrer eigenen Vorkämpfer fielen. — Die Volksphantasie hatte sich Jahre lang mit den jetzt durch die Demagogen erneuerten Schreckvorstellungen von der Menge unschuldiger Opfer des königlichen Despotismus, die in der Bastille säßen, getragen; als man aber nach der Einnahme der Bastille die Gefängnisse untersuchte, fanden sich zu Ehren der Regierung Ludwigs XVI anstatt der Hunderte, von denen man träumte, nur sieben Gefangene, nämlich vier Wechselfälscher, zwei von ihren Familien dort in Verwahrung gebrachte Wahnsinnige und ein Graf, der einen Bauern ermordet hatte. Allerdings waren unter Ludwig's XIV und XV Mätressenwirthschaft jene Schreckbilder nicht leer gewesen und was jetzt an der Bastille geschah, erschien Jedermann in Frankreich, ja in ganz Europa, als ein Gericht göttlicher Vergeltung. — Es war Abend geworden, als das Volk unter Siegesgeschrei nach dem Stadthause zurückkehrte und den dort versammelten Wählern die Schlüssel der Bastille auf der Spitze eines Bajonetts überreichte. Dabei wurde Flesselles, der das Volk mit den Waffen hingehalten hatte, ein Opfer des Volkshasses: ein Rasender streckte ihn mit einem Pistolenschuß nieder und der Pöbel zerriß seinen Leichnam.

Die Zerstörung der Bastille versetzte Paris, ja ganz Frankreich in die trunkenste Freude: sie gab dem Volk ein unbegränztes Kraftgefühl und wurde der mächtigste Anstoß zu allen nun folgenden Revolutionsstürmen. In fast jeder Stadt steigerte sich die Wuth gegen die Königlichgesinnten, und von dem Tage jener Zerstörung an füllten sich in Frankreich „mehr Gefängnisse mit Unschuldigen, denn je zuvor.“

3. Der König in der Nationalversammlung. Bailly Maire; Lafayette. Der König im Stadthaus zu Paris. Die ersten Emigranten. Ermordung Foulon's. Ça ira. Pöbelausschweifungen. Rückkehr Necker's.

Bis daher hatte Ludwig XVI noch immer theils aus Arglosigkeit, theils durch seine Hofumgebung getäuscht, bei allen bedenklichen Zeichen überhandnehmender Verwirrung in einer gewissen Sicherheit und Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern dahin gelebt: die Einnahme der Bastille schreckte ihn zum erstenmal aus seinem Wahn auf. Der Herzog von Liancourt weckte ihn noch in jener Nacht mit dieser Schreckenspost. Mein Gott, rief der König, das ist ja eine Revolte! — Nein entgegnete jener, das ist mehr, das ist eine Revolution! Da der König bemerkte, daß er sich nun selbst nicht mehr auf sein Heer verlassen könnte, riethen ihm Einige, sich nach Metz zu der dort stehenden noch treuen Armee zu begeben, wo er zugleich durch die Nähe Deutschlands gesichert sey; allein er befürchtete, daß dadurch dem Herzog von Orleans das Feld möchte eingeräumt und ein Bürgerkrieg veranlaßt werden, und beschloß daher, lieber den Rath Liancourt's zu befolgen und sich der Nationalversammlung anzuvertrauen.

Es war der 15. Juli, als sich der König ohne Gepränge, bloß von seinen beiden Brüdern begleitet, in die Nationalversammlung begab. Obgleich Mirabeau zwar gerathen hatte, ihn ohne alle äußere Zeichen zu empfangen, denn „das Schweigen der Völker sei eine Lehre für die Könige“, so wurde der König doch von der menschlicher fühlenden Mehrheit mit Achtung durch Aufstehen empfangen. Er erklärte der Versammlung, daß er Necker zurückberufen wolle, und in die Entfernung der Truppen von Versailles und Paris (um welche die Nationalversammlung ihn früher ersucht hatte) willige, und erhielt dafür Zeichen der Zufriedenheit. Auch wurde er durch eine Deputation nach dem Schlosse zurückbegleitet, wo die Königin mit ihrem Sohn auf dem Arm sie empfieng und dadurch sich und dem Könige neue Theilnahme gewann.

Darauf sandte die Nationalversammlung eine ansehnliche Deputation nach Paris, um den Entschluß des Königs den Wählern im Stadthause mitzutheilen und der Pariser Bürgerschaft den bisherigen Nationalversammlungspräsidenten Bailly zum Maire — und

der Nationalgarde den durch seine Theilnahme am nordamerikanischen Freiheitskrieg und durch seine freisinnigen Grundsätze berühmten Marquis de Lafayette zum Commandanten der Nationalgarde zu empfehlen, — wodurch die Civil- und Militärgewalt gewissermaßen in die Hände der Nationalversammlung übergieng.

Inzwischen verlangte das außenstehende Volk, daß der König, und zwar ohne seine Garde, nach Paris kommen und sein Ministerium entlassen solle. Gerne hätten die Deputirten diese Demüthigung dem Könige erspart; aber die Nationalversammlung stund im Grunde unter dem Einfluß der Masse und theilte daher das Ansinnen dem Könige mit, der ohne Verzug einwilligte und sich nach einem gerührten Abschied von der Königin in Begleitung von 200 Deputirten nach Paris begab.

Die Königin hatte ihren Gemahl mit den rührendsten Bitten zurückzuhalten versucht, denn sie sah ihn im Geiste ermordet oder als Gefangenen zurückgehalten. Allein er wollte sein gegebenes Versprechen halten, und widerstand ihren Bitten standhaft. War er aus Mangel an Einsicht zu nachgiebig gewesen, als er die Regierung des Staats aus den Händen gab, so wußte er fest zu widerstehen, wenn man ihm seine persönliche Gefahr vorstellen wollte.

Am Thore von Paris wurde er von dem neuen Maire, Bailly, der ihm die Schlüssel der Stadt überreichte, mit einer Rede begrüßt, die eben keine Schmeichelei enthielt, indem er sagte: diese Schlüssel seyen dieselben, welche man Heinrich IV überreicht habe; derselbe habe damals sein Volk wieder erobert, jetzt habe das Volk seinen König wieder erobert. Hierauf wurde der König durch die Reihen der düster schweigenden Nationalgarden nach dem Stadthause begleitet, wo ihn übrigens die Wähler (welche größtentheils der höhern, ihm nicht abgeneigten Bürgerschaft angehörten) mit lautem Zuruf und ehrenden Reden begrüßten, die er mit Thränen in den Augen und mit den vor Rührung kaum hervorgebrachten Worten erwiederte: „Mein Volk kann stets auf meine Liebe rechnen!“ — Aber eine neue Demüthigung lag für ihn darin, daß er die Kokarde mit den zwei Stadtfarben (nicht die dreifarbige: denn diese kam erst am 31. Juli auf) aus den Händen des Maire's annehmen und die Schleifung der Bastille,

sowie den Uebertritt der französischen Garde zur Nationalgarde genehmigen mußte.

An demselben Tage, da der König in Paris durch diese Einigung mit dem Volke in Vieler Augen gewann, entfernten sich viele der einflußreichsten Hofglieder, die sich mit dem besondern Hasse des Volks beladen wußten und sich nach der Einnahme der Bastille in Frankreich nicht mehr sicher hielten, aus Versailles und giengen außer Landes. Darunter waren der Graf Artois, die Prinzen Condè, Conti, Bourbon, Enghien, die Minister Broglie, Breteuil, Barantin, die Polignac's u. a. Es waren dieß also die ersten Emigranten, die das Zeichen zu der spätern so verhängnißvollen großen Emigration gaben.

Zurückgekehrt nach Versailles, wo sich das königliche Paar unter Thränen wieder begrüßte, fühlte der König nur zu sehr die schwere Erniedrigung, die an jenem Tage die königliche Würde erlitten hatte und die nicht ohne weitere Folge bleiben konnte. Er sah sich ohne politische, administrative und militärische Macht und keiner seiner Befehle hätte auf Ausführung rechnen können! Alle Gewalt lag jetzt in der Nationalversammlung. Zwar war in derselben eine kleine Partei (darunter Lally de Tolendal, Mounier, Malouet, Clermont=Tonère 2c.), welche noch an der Monarchie, wenn auch an einer beschränkten (constitutionellen), hiengen; allein die Majorität im Gefühl ihrer Machtfülle gedachte weiter zu gehen.

Indessen war in Paris im Grunde genommen der Pöbel souverain, und erneuerte, von geheimen Agenten aufgereizt, schon acht Tage nach dem Bastillensturm die Blutauftritte durch die Ermordung des Ministers Foulon und seines Schwiegersohns Berthier de Sauvigny, und weder Bailly, noch Lafayette konnten die Greuelscenen verhindern.

Foulon, vom Könige wieder in's neue Ministerium berufen, hatte sich, im Bewußtseyn, längst ein Gegenstand des Pöbelhasses zu seyn (der ihm nachsagte, er habe geäußert, das Volk müsse noch Gras fressen lernen), heimlich von Paris entfernt und sich auf einem seiner Landgüter versteckt, ja die Nachricht von seinem Tode verbreiten lassen. Er wurde aber von Bauern entdeckt, die, durch geheime Agenten verleitet, den 74jährigen Greis mit einem Kranz von Nesseln um den Hals, einem Büschel Disteln in der Hand und einem Bund Heu auf dem Rücken nach Paris schleppten, wo ihn der Pöbel vor dem Stadthaus an einen Laternenpfahl

aufhängte. Dann trugen sie seinen Kopf, den Mund mit Heu gestopft, auf einer Picke seinem Schwiegersohn Berthier entgegen, der als ehemaliger Intendant der Truppen auch verhaßt war und den man durch falsche Zuschriften um die gleiche Zeit nach Paris gelockt hatte. Gleichfalls vom Pöbel angegriffen, wehrte sich Berthier tapfer mit einem Gewehr: er wurde aber getödtet und sein noch zuckendes Herz von einem Dragoner in den Stadthaussaal getragen und auf den Tisch der Beamten geworfen, dann auf den Säbel gespief't und unter dem Kannibalengesang des mordgierigen Pöbels in ein Kaffeehaus getragen und soll dort im Branntwein verzehrt worden seyn. Dieß geschah an dem Tage, an welchem die Kinder des Herzogs von Orleans mit den Siegern der Bastille tanzten. Gleich darauf wurde es in Paris Mode, Tücher von der couleur de sang de Foulon zu tragen. Auch entstand in dieser Zeit das Mordlied „Ça ira, ça ira!" — Lafayette, diese Gräuel verabscheuend, legte sogleich sein Amt nieder, nahm es aber am folgenden Tag wieder an, wohl in der Hoffnung, doch noch Manches verhüten zu können!

Die Wirkung solcher Mordscenen auf das übrige Frankreich blieben nicht aus, zumal Gerüchte und Lügen alle Vorfälle und Thatsachen übertrieben oder fälschten. Allenthalben kam es zu Pöbelausschweifungen, die man durch Errichtung von Bürgergarden verhindern zu können hoffte, bei denen es aber gleichfalls nicht an revolutionären Bestandtheilen fehlte. Ueberall gieng das Militär zum Volk über, zumal des sonst gemäßigten Lafayette's unbedachte Aeußerung, daß eigentlich diejenigen Soldaten die Ausreißer seyen, welche nicht zum Volk übergiengen, dazu aufzufordern schien. Keine Behörde wagte es, der Menge strafend entgegenzutreten; selbst als in der Nationalversammlung die gemäßigtere Partei durch Lally-Tolendal darauf antrug, die anarchischen Pariser an Gesetzlichkeit mahnen zu lassen, trat dagegen die fanatischere Partei auf (darunter sich schon der Advocat Robespierre und der Advocat Barnave bemerklich machten) und nahm gewissermaßen die Ermordung Foulon's und Berthier's in Schutz! Und als die Municipalität zu Paris den unterdeß auch gefangenen Bezenval auf die Fürbitte des nun zurückgekehrten und in Paris mit Jubel empfangenen Necker frei ließ, erklärte die Nationalversammlung auf Mirabeau's Antrag diesen humanen Act der Municipalität für nichtig und beantragte die Aufstellung eines Comité's zur Untersuchung der Bedrückung des Volks durch Beamte und eines Comité's zur Auffindung der Mittel gegen diese Bedrückung.

Solche Kundgebungen mußten nothwendig eben so viele Aufmunterungen für das Volk seyn, in seinem mordsinnigen Treiben fortzufahren. Von Paris aus, als dem Mittelpuncte der anarchischen Bewegung, fand jeder Stoß derselben seinen Widerhall in den Provinzen, und bewies, welche Verwilderung und Rohheit unter den gefälligen Formen des französischen Wesens, sogar auch bei den mittleren Ständen, verborgen lag. An vielen Orten, sogar in der Nähe der Nationalversammlung wurden Personen, die dem Volke mißfällig waren, umgebracht. In fast allen Provinzen, im Süden wie im Norden, stunden die Bauern gegen ihre Gutsherren auf, ermordeten viele derselben, oft unter ausgesuchten Martern, und steckten die Schlösser in Brand, so daß nur allein in der Dauphiné 36, in Burgund 72 Schlösser in Flammen aufgiengen. Ein gleiches Loos traf die Klöster und ihre Bewohner. Dabei allenthalben Plünderung und Unsicherheit. Wo die Behörden nicht schützen konnten, bildeten die rechtlichen Bürger Compagnieen, um dem Raub- und Mordwesen zu steuern, hier mit, dort ohne Erfolg. Das Gesetz war ohne Kraft, der Frevel ohne Ziel, das Heilige verachtet, Handel und Gewerbe im Stocken, Elend und Fäulniß im Land und Volk — zum Beweis des Mangels an aller politischen, moralischen und religiösen Erziehung.

4. Die Parteien in der Nationalversammlung. Declaration der Menschenrechte. Der 4. August. Abschaffung aller Feudalrechte etc. Permanenz der Volksvertretung. Das suspensive Veto.

Bei solchem raschen Zerfall der alten Zustände fühlte die Nationalversammlung die dringende Nothwendigkeit einer neuen Verfassung, und die Berathung darüber begann am 1. August. Sie wurde aber gleich in ihrem Beginne unterbrochen erstlich durch eine sich dabei ergebende Spaltung der Glieder in zwei Hauptparteien: in die Rechte, welche aus den Conservativ-gesinnten bestund, und in die wieder in mehrere Fractionen zerfallende Linke, welche erst alles ihren Absichten noch entgegengesetzte Bestehende wegzuräumen und dann die Revolution weiterzuführen bestrebt war; — zweitens durch die vorausgehende Festsetzung der nach dem Beispiele nordamerikanischer Vorgänge von Lafayette schon früher bean-

tragten sogenannten „Bürger- und Menschenrechte", welche von der falschen und gefährlichen Voraussetzung ausgehend, daß alle Menschen, von Natur frei und gleich seyen, in Folge dieses Mißverstandes die Mutter grober und verhängnißvoller Verirrungen wurde, zumal da man jenen Rechten die Pflichten gegenüber zu stellen unterlassen hatte; endlich drittens durch die zwischeneinfallende Berathung über Abhülfe der Finanznoth, zu deren Abstellung Necker jetzt so wenig, wie früher, guten Rath wußte.

Was den Act der „Declaration der Bürger- und Menschenrechte" betrifft, so wollte man dadurch erst das Prinzip der zu entwerfenden Constitution aufstellen. Die Voraussetzung einer in allen Beziehungen vollkommenen Gleichheit der Menschen, welche dieses Prinzip enthielt, beruhte auf einer zum Theil gutgemeinten, aber aller Erfahrung und Wirklichkeit widersprechenden Selbst-Täuschung, die von den unabänderlichen Unterschieden absieht, welche Raçe, Clima, Lebensart, Bildungsstufe, Geistes- und Characteranlagen begründen. Jener idealen Masse sprach man sodann das Recht zu, sich selbst durch aus sich gewählte, ihren Willen vollziehende Organe zu regieren, und machte so den Volkswillen zum Souverain, setzte sich also der Möglichkeit aus, der jeweiligen Laune eines von Demagogen gelenkten Pöbels unterworfen zu seyn. — Auch Dahlmann a. a. O. zeigt unverholen, daß dem Prinzip derselben, aus welchem in weiterer Schlußfolge die Volkssouverainetät, aus dieser dann das Recht künftiger Geschlechter, die früher beschlossene Staatsverfassung nach der Ansicht der Mehrheit von Zeit zu Zeit zu ändern und neu zu bestimmen, hergeleitet wurde, ein doppeltes Gebrechen anklebe. Denn, sagt er mit Recht, „weder sind die Menschen von Natur frei und gleich, noch ist der Staat als eine künstliche Einrichtung zu begreifen, welcher ein staatloser Naturzustand vorangegangen wäre. Jeder Mensch erwächst hülfsbedürftig und beherrscht, und ist er erwachsen, so sieht er sich von Menschen umgeben, ihm ungleich an Gestalt, Fähigkeiten, Stand, Vermögen. Auch ist durchaus kein Grund anzunehmen, dieß sei jemals anders gewesen: der Staat ist so alt, als die Menschheit. Gieng man einmal darauf aus, das französische Volk auf eine belehrende Weise in die Wohlthaten seiner neuen Verfassung vorredend einzuleiten, so mußte das auf dem gerade entgegengesetzten Wege geschehen, indem man jene Ungleichheiten anerkannte, als durch Gott und Natur und die Macht der Geschichte begründet, allein zu gleicher Zeit darthat, das Ziel einer guten Staatsverfassung sey, das schädliche Uebermaaß solcher Unterschiede zu beseitigen und Allem, was billig unter den Menschen, gleich und frei ist, gerechte Geltung zu verschaffen." —

Aber jenes Ziel läßt sich eben durch keine anderen Mittel erreichen, als durch die, welche eine gründliche Erkenntniß des im Buch der Bücher (als der einzig wahren magna charta der Rechte und Pflichten der Menschen) klar ausgesprochenen Willens Gottes an die Hand giebt. So schön und edel jenes politische Glaubensbekenntniß lautet, so verdankt es doch nur dem Abfall von den göttlichen Institutionen des Staates und der Kirche seine Entstehung. Indem es unter dem Schein des Rechts zum Unrecht führt, durch Ungerechtigkeit Rechte zu gründen vorgiebt, ward es zum Pseudo-Evangelium des Versuchers, der fort und fort die Menschen zum Ungehorsam nicht bloß gegen den irdischen, sondern auch gegen den himmlischen König verführt, da sie bald in jedem Paragraphen des neuen Codex eine mit Ps. 2, 3, übereinstimmende Auslegung und Aufforderung erkennen und letztere nur zu schnell und genau befolgen!

Die Fractionen der Linken unterschieden sich vorzüglich durch das größere oder geringere Maaß der Freiheit, das jede erstrebte. Am weitesten gieng hierin der radicale „Clubb Breton", (so benannt, weil anfangs die meisten Mitglieder aus der Bretagne waren) an den sich Mirabeau und Siéyes anschloßen, ohne sich jedoch von ihm beherrschen zu lassen, noch auch ihn ganz beherrschen zu können. — In Betreff der Finanznoth konnte Necker jetzt um so weniger helfen, als er bei der Versammlung kein Gewicht mehr hatte, und ihm namentlich Mirabeau entgegen war, der selbst gern Minister geworden wäre.

Und diese Finanznoth sollte jetzt noch in's Unermeßliche durch den Begeisterungssturm vermehrt werden, mit dem die Versammlung in der denkwürdigen Nachtsitzung vom 4. August die Ablösbarkeit aller dinglichen Lehnrechte (also der Grundsteuern, der Gerichtsbarkeit 2c.), die Vernichtung aller persönlichen Lehenrechte ohne Entschädigung, die Aufhebung des Jagdrechts und der Leibeigenschaft, die Abschaffung aller besondern landschaftlichen und städtischen Rechte, sowie der Zünfte, die Abstellung des Aemterverkaufs, die Abschaffung der Annaten, der Stolgebühren, der Pfründenhäufung, der Zehnten, die Gleichheit der Strafe für Alle, die Zulassung der Bürgerlichen zu allen Aemtern, die Gleichheit der Steuern, die unentgeldliche Verwaltung der Rechtspflege — Alles, Gutes und Schlimmes, fast in Einem Odem decretirte und den Schluß dieser „Bartholomäusnacht des Eigenthums" mit dem Ruf: Es lebe der König! der Hersteller der französischen Freiheit! und mit der Anordnung eines Tedeum's machte.

Die Versammlung war nämlich nach einem schwelgerischen Mahle Abends um 8 Uhr eröffnet worden. Die ersten Anträge dieser Art machte ein armer Vicomte de Noailles, und der reiche Herzog von Aiguillon erweiterte sie; darauf trat ein Deputirter aus der Bretagne, der wie ein Pächter gekleidet war, auf und schilderte die Leiden des Volks und die Mißbräuche des Lehenwesens, wobei er Vergangenheit und Gegenwart untereinander mengte, mit so stark aufgetragnen Farben, daß viele zu Thränen gerührt wurden. Und nun erhob sich ein Wettstreit der Großmuth: es folgten von Moment zu Moment sich steigernde Opferanerbietungen zuerst von Seiten des Adels, nachher von der Geistlichkeit. Zum Theil giengen sie hervor aus dem Bestreben, sich beim Volke beliebt zu machen, bei einem Theile auch aus der Betrachtung, daß ohnedieß ihre Güter durch den Aufstand schon ruinirt waren. An der Annahme dieser Erbietungen und an Weiterforderungen ließen es dann diejenigen nicht fehlen, die in ihrer Neuerungssucht mit den Mißbräuchen auch jeden scheinbaren Anlaß zu denselben wegräumen wollten. In dieser Sitzung zeigte sich ganz der französische Character in seiner Reizbarkeit, seiner Uneigennützigkeit und in seinem Leichtsinn. „Es gab dabei großmüthige Ausforderungen und kleinliche Rache. Aufhebungen wurden mit einer tugendhaften Selbstverläugnung, wie auch aus ganz geringfügigen Gründen ausgesprochen. Während z. B. der Bischoff von Chartres redete, sagte der Herzog von Châtelet lachend zu seinem Nachbarn: Ah! er nimmt uns die Jagd, ich will ihm seinen Zehnten nehmen!" und schlug die Ablösbarkeit des Naturalzehnten vor. — Am Ende entsagte man den Privilegien der Provinzen und wetteiferte in Aufgebung von Stände-, Aemter und Personen-Rechten! Mirabeau, der in dieser Sitzung fehlte, weil sein Vater gestorben war, sagte daher: „Einen Monat lang haben sie über Silben gestritten und in Einer Nacht stürzen sie die ganze Monarchie!" und vergebens trug er nachher auf eine ruhige Prüfung dieser übereilten Beschlüsse und auf eine größere Berücksichtigung des Eigenthums und der Steuerbedürfnisse an. — Auch Siéyes, welcher berechnete, daß man nur allein in Bezug auf den Zehnten mehr als 70 Mill. unrechtmäßig verschenke, weil die Güter ja mit dem Zehnten gekauft worden seyen, sagte im Unwillen: „Sie wollen frei seyn und verstehen nicht, gerecht zu seyn!" Und als er nachher äußerte: „Hätte ich diese Wendung der Revolution vorausgesehen, so würde ich mich nie darein gemischt haben!", antwortete ihm Mirabeau mit dem Vorwurf: „Sie haben den Stier entfesselt und beklagen sich, daß er mit den Hörnern stößt!"

Da diese gewaltsamen Aenderungen nicht geeignet waren, den gegen die Güter des Adels gerichteten Verwüstungen Einhalt zu thun, verbreitete ein Theil der Deputirten, um die Verantwortung

von sich und ihren Maaßregeln abzuwälzen, die Meinung, als giengen jene Frevel von den Feinden der Revolution aus, und verursachte dadurch, daß der Haß des Volks gegen den dadurch falsch beschuldigten Adel noch vermehrt wurde.

Im weitern Verlauf der Berathung über die Verfassung wurde die Permanenz der Volksvertretung, eine zweijährige Dauer der Legislatur und die Annahme des Einkammersystems beschlossen. Bei der Frage, ob der König ein unbedingtes oder nur ein suspensives (aufschiebendes) Veto bekommen solle, war selbst die Bewegungspartei uneinig: daher auch das Volk allenthalben diesen Gegenstand mit der größten Leidenschaftlichkeit besprach, bis sich die Versammlung für das aufschiebende Veto entschied. Der König aber kam auf Neckar's Rath der Vorlage dieses Antrags an ihn mit der Erklärung zuvor, daß er selbst nur ein suspensives Veto wünsche. Dennoch beschränkte die Versammlung auch dieses noch dadurch, daß sie erklärte, der König dürfe es nur bei legislatorischen Acten, nicht aber bei constitutionellen d. i. das Verfassungswerk selbst betreffenden Anordnungen anwenden: denn die constituirende Gewalt stehe über der constituirten. Auf diese Weise sank das Königthum zu einer abhängigen Magistratur herab!

Für das suspensive Veto war auch Siéyes; Mirabeau aber sagte, er halte das unbedingte Veto für so unentbehrlich, daß er lieber in Constantinopel, als in Frankreich leben möchte, wenn man es dem Könige nicht gewähre; aus der Vorenthaltung dieses Königsrechts folge die Entfesselung jeder Leidenschaft und dadurch die Anarchie, die dann nur wieder in Despotismus ende. — Der Beschluß der Versammlung erfolgte zum Theil unter dem Eindruck drohender Sturmpetitionen, die vom Palais Royal gegen das „infame Veto" ausgiengen. — Mirabeau's Votum aber brachte ihn bei der Volkspartei um seine Popularität, und kurze Zeit darnach schlugen seine Gegner, welche schon längst fürchteten, er möchte in's Ministerium berufen werden, ein Gesetz vor, daß künftig jeder Deputirte vom Ministerium ausgeschlossen seyn solle. Kühn erhob sich Mirabeau und sagte: Anstatt eines solchen, die königliche Autorität nur noch mehr schwächenden Gesetzes solle man lieber die Ausschließung bloß auf den „Grafen von Mirabeau, Deputirten der Senechaussée von Aix" beschränken. Da ließ man für diesmal den Antrag fallen, setzte ihn aber doch sechs Wochen darauf durch.

3. Das Gardefest in Versailles. Volksaufregung. Der 4. October. Der Zug der Weiber nach Versailles. Sturm auf das Schloß. Lafayette. Uebersiedlung des Königs und der Nationalversammlung nach Paris.

Als nun der König alle seit dem 4. Aug. gefaßten Beschlüsse genehmigen sollte, nahm er sie keineswegs unbedingt an, so daß die Nationalversammlung ihr ganzes Werk bedroht sah und die Volkspartei in Paris fürchtete, er möchte mit der ihm noch gebliebenen Macht sich wieder eine stärkere Stellung erringen: daher bereitete die sogenannte Orleans'sche Partei einen Schlag auf die Person des Königs vor.

Schon länger her wirkten die zahllosen Störungen des öffentlichen Friedens und das Stocken des Handels und Verkehrs hemmend auf die der Stadt Paris zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse nöthigen Zufuhren, die oft selbst vor den Thoren der Stadt geplündert oder muthwillig vernichtet wurden. Diese Hemmungen suchten besonders die Orleanisten absichtlich zu mehren, um das Volk durch Mangel in steter Unzufriedenheit und Aufregung zu erhalten. Auch öfters schon hatten die Aufwiegler, welche (wie Desmoulins, Danton, Marat u. a.) im Palais Royal ihr Wesen trieben und zündende Reden und Flugschriften unter die Menge schleuderten, das über Mangel klagende Volk zu einem Zug nach Versailles aufgefordert. Daher ließ der König zu seiner Sicherung mit Bewilligung der Nationalversammlung, die nun selbst auf ihren eigenen Schutz bedacht war, zur Verstärkung seines kleinen Gardecorps das Linienregiment Flandern nach Versailles kommen. Als er bei einem Feste, das seine Garde den Neuangekommenen gab, in eigner Person mit seiner Familie erschien, wurden alle Garden von dem Wohlwollen des Königs und der Würde der schönen Königin so begeistert, daß sie schwuren, im Nothfall für ihren König zu sterben.

Diesen Vorfall ergriff der Parteigeist und deutete ihn als eine Verschwörung aus, die es darauf abgesehen habe, den König aus der Nähe der Hauptstadt nach der östlichen Gränze zu entfernen, wo die Truppen noch nicht ganz abgefallen waren.

Die Aufwieglerpartei, geschäftiger als je, benützte daher einen neuen Brotmangel und gab ihn, wie gewöhnlich, dem Hofe Schuld. Am 4. October war die Aufregung besonders groß uud die Nationalgarde nicht im Stande, die Ruhe zu erhalten. Des folgenden Tags am frühen Morgen zogen große Weiberhaufen nach Brot schreiend vor das Stadthaus. Ein Bastillenkämpfer, der Gerichtsbote Maillard, stellte sich an ihre Spitze und beredete sie, nach Versailles zu ziehen, um dem Könige ihre Noth zu klagen. Indessen wuchs die Volksmasse an und trieb mit wildem Geschrei zur Ausführung des Zugs. Sieben Stunden lang gab sich Lafayette alle Mühe, die tobende Menge von diesem Vorhaben abzubringen. Er mußte nachgeben, und der aufrührerische Zug hatte den Erfolg, daß sowohl der König und seine Familie, als auch die Nationalversammlung nach Paris übersiedelte, wo beide fortan von dem Pariser Pöbel beherrscht werden sollten.

Als nämlich der Zug der 6000 Weiber, umgeben von Bastillenkämpfern und anderem Gesindel, um 3 Uhr Nachmittags in Versailles angekommen war, stürzte Maillard mit einem Haufen Weiber in die Nationalversammlung und forderte, unter Rachedrohungen gegen Volksverräther, Abhülfe. Nach einer stundenlangen lärmenden Debatte, in die sich auch die Weiber mischten, beschloß man, den Präsidenten Mounier mit zwölf Weibern an den König zu schicken. Der König nahm die Weiber mit so freundlicher Herablassung an, daß sie gerührt und wie umgewandelt zu den andern zurückkehrten, aber von diesen deßhalb fast zerrissen wurden und von deu Garden in Schutz genommen werden mußten. Ein wildes blutdürstiges Geschrei erfüllte die Luft; viele Stimmen verlangten sogar den Tod der Königin. Man suchte die vor dem Schloß aufgestellten Garden zu durchbrechen: mehrere Soldaten im Regiment Flandern, in ihrer Treue wankend, fiengen schon an, die Weiber in ihre Reihen zu lassen, und die Versailler Nationalgarde feuerte auf die königliche Garde. Diese zog sich nun nach dem Eingang des Schlosses znrück, wohin das Volk sie mit Steinwürfen und Schüssen verfolgte; ja man schoß sogar nach den Fenstern der Königin. — Erschreckt durch diesen Aufstand, befolgte nun der König Mounier's Rath, das Volk durch Annahme der bis jetzt von ihm zurückgewiesenen Beschlüsse der Nationalversammlung zu beruhigen. — Allein das Toben des Pöbels, das Mirabeau selbst nicht durch Schmeicheleien zu stillen wußte, dauerte fort, bis in der Nacht um 11 Uhr Lafayette mit ohngefähr 20000 M. der Pariser Nationalgarde ankam, um die Ruhe herzustellen. Dieser Umstand, dazu Erschöpfung und Regen, brachte einige Stunden Ruhe hervor;

aber schon um 5 Uhr des andern Morgens drang der von Paris aus sich mehrende Pöbel in das Schloß, um die Königin in ihren Gemächern zu überfallen. Die treuen Garden leisteten den angestrengtesten Widerstand und machten es der Königin möglich, sich in die Gemächer ihres Gemahls zu retten. Da erschien Lafayette selbst und befreite die königliche Familie; er bewog sie, sich dem Volke auf dem Balkon zu zeigen und suchte durch das öffentliche Bezeugen seines ehrerbietigen Benehmens gegen sie das Volk zu besänftigen. Als nun das Volk rief, der König solle sich mit seiner Familie nach Paris begeben, willigte der König auf Lafayette's Rath ein, um weiteres Blutvergießen zu verhüten. Sogleich beschloß auch die Nationalversammlung, die den König nicht ihrem Einflusse entziehen lassen wollte, sich nach Paris überzusiedeln. Am 6. Oct. brach der König mit der königlichen Familie auf und zog, dicht umdrängt von der rohen wilden Horde, welche die Köpfe der ermordeten Gardisten auf Piken vorantrug, nach der Hauptstadt, wo er die Wandelbarkeit des Volkscharacters an der plötzlich ausbrechenden Freude gewahren konnte, mit der er dort empfangen wurde, so daß der König, über diese vorübergehende Stimmung sich täuschend, beschloß, fortan in den Tuillerien, wo seit 100 Jahren kein König gewohnt hatte, zu residiren und sogar seine tapfern Garden zu verabschieden, um das Volk durch deren Anblick nicht zu reizen. Die Nationalversammlung fand im Reithaus ihre Unterkunft. — Diese unerwartete Wendung des Versailler Zugs bestimmte den Herzog von Orleans, der sich einen ganz andern Ausgang gedacht hatte, Paris zu verlassen und sich unter dem Vorwand einer diplomatischen Sendung nach England zu begeben. — Auch ein großer Theil des Adels, erschreckt über diese Katastrophe, emigrirte. An 300 Deputirte, unzufrieden mit dem Sieg der Demokratie über die Constituionellen (darunter auch Mounier), traten aus der Nationalversammlung.

---

3. Kapitel.

Die Nationalversammlung in Paris und die Constitution.

1. Das Martialgesetz. Departementseintheilung Abschaffung des Adels. Die Assignaten. Verkauf der geistlichen Güter. Der Verfassungseid der Geistlichen. (Kirchlicher Zwiespalt.) Das Conföderationsfest.

Diese Octoberereignisse veranlaßten zunächst ein kräftigeres Zusammenwirken der Staatsgewalten zur Unterdrückung der von Zeit

zu Zeit wieder ausbrechenden Unordnungen. So erließ die Nationalversammlung das Martialgesetz, das der bewaffneten Macht erlaubte, nach vorhergehender dreimaliger vergeblicher Aufforderung der Behörden von den Waffen Gebrauch zu machen; so ließ das Criminalgericht an den Mördern eines Bäckers die Hinrichtung vollziehen; so unterdrückte Lafayette mit der Nationalgarde eine Meuterei, die den Tod des in gerichtlicher Untersuchung stehenden Generals Bezenval und des Großsiegelbewahrers Barentin verlangte.

Aber auch der Versuch des Marquis von Favras, den König aus seiner schmählichen Abhängigkeit zu befreien, wurde schwer bestraft. Nur die Standhaftigkeit, womit der Marquis seine Mitschuldigen verschwieg, rettete den Bruder des Königs, den Grafen von Provençe, der darum wußte. Favras wurde mit dem Strang hingerichtet (19. Febr. 1790).

Unterdessen hatte sich die Nationalversammlung, nachdem sie sich wieder ergänzt hatte, mit dem weitern Ausbau der Constitution beschäftigt. Schon längst hatten Sièyes und andere Idealisten an der alten Eintheilung des Reichs in Provinzen, die auf geschichtlichem und volksthümlichem Grund ruhte, Anstoß genommen. Als nun die Aufstände in den Provinzen sich mehrten und der König dagegen Abhülfe begehrte, sah die Nationalversammlung den Grund der Aufstände in der großen Selbständigkeit jener, auf Stammeseinheit gegründeten Provinzen und glaubte durch eine nach sogenannten ideellen, mathematisch unfehlbaren Grundsätzen vorgenommene Eintheilung des Reichs in 83 Departemente am besten allen Widerstand brechen und zugleich die Centralisation der Regierung fördern zu können. Jede Protestation der Provinzialstände dawider war vergeblich.

Bei der Frage des Rechts über Krieg und Frieden wurde dem Könige nur das Recht, den Kriege zu beantragen, ertheilt, der Versammlung aber die Entscheidung über den Krieg und der Antrag auf Frieden (während des Kriegs) vorbehalten. — Rücksichtlich der Rechtspflege wurden die Parlamente und andere Gerichtshöfe förmlich aufgehoben, ohne daß man für Einsetzung neuer Organe vorgesorgt hatte.

Hierauf gieng man an die Aufhebung der Stände: denn es sollte nur Bürger geben, zu denen alle Franzosen, mit Ausnahme der Domestiken, gehörten. Zunächst wurde des Adels rechtliche Stellung für abgeschafft erklärt, worauf am 19. Juni auf Antrag der Brüder Lameth auch alle äußern Ehrenrechte dieses Standes (Titel, Wappen 2c.) aufgehoben wurden.

Ein Deputirter, eines Schusters Sohn, vertheidigte die Rechte des Adels gegen Frankreichs ältesten Edelmann, den Grafen von Montmorency, mit den Worten; „Ihr bekämpft den Stolz mit doppeltem Stolz!" — An dem Tag dieser folgenreichen Debatte erschien in der Nationalversammlung ein angeblich preußischer Baron, Anacharsis Cloots (Klotz), ein atheistischer Abenteurer, an der Spitze einer sogenannten Gesandtschaft aus 60 eben so viele Nationen darstellenden Volksvertretern (welches verkleidete Vagabunden waren), um der Nationalversammlung, als der Herstellerin der Freiheit und der Menschenrechte, ihre Huldigung darzubringen. Und die Nationalversammlung, anstatt diese Farce lächerlich zu finden, sah darin einen Triumph ihrer Staatsweisheitslehren!

Nach dem Adel kam die Reihe an die Geistlichkeit. Schon im Nov. 1789 war Talleyrand's (des Bischoffs von Autun) Antrag auf Einziehung der geistlichen Güter und Bestellung des Cultus durch den Staat angenommen worden. Jetzt, da die Staatsausgaben ungeachtet der hohen Einkommensteuer, die man dem Necker zugestanden hatte, die Staatseinnahmen zu übersteigen fortfuhren, schritt man zur Ausführung jenes Antrags und schuf Anweisungen, genannt Assignaten, auf die geistlichen Güter mit gezwungenem Curs, und als das nicht viel half, beschloß man am 19. Apr. 1790 den Verkauf der Güter (den der König am 26. Dec. genehmigte). Die Geistlichkeit bot auf einen Wink des Papstes 400 Millionen, um diesen „Kirchenraub" abzuwenden, wurde aber damit zurückgewiesen. Die Folge war, daß ganz Frankreich kirchlich zwiespältig wurde: ein Theil der Geistlichkeit weigerte sich, den neuen Verfassungseid zu schwören und mußte vom Amt treten; bei constitutionellen Geistlichen aber weigerte sich der kirchlichere Theil der Nation zur Beichte und Messe zu gehen. Die Aufregung war tief und steigerte sich einerseits zum höchsten Fanatismus, anderseits zur unglaubigsten Verachtung der Kirche und aller ihrer Institutionen und Diener.

Schon am 18. Febr. hatte man alle Klöster, geistliche Orden und Brüderschaften aufgehoben und nur die auf Krankenpflege und Jugendunterricht angewiesenen belassen. Am 12. Juni wurde die Anstellung und Besoldung des Klerus durch den Staat beschlossen, und so durch diesen gewaltsamen Eingriff in den innern Organismus der katholischen Kirche dem mehr und mehr hervortretenden Despotismus des Staats über jede christliche Kirchengemeinschaft der stärkste Vorschub geleistet.

Als hiermit das Verfassungswerk, das fast allen Franzosen die politische Mündigkeit zusprach, beendet war, feierte man am ersten Jahrestage des Bastillensturms, den 14. Juli 1790, das große Conföderationsfest, bei welchem das Conföderationsbanner eingeweiht und von dem Könige, dem Heere und der Nationalversammlung der feierliche Schwur auf die Verfassung vor dem freudeberauschten Volke geleistet wurde.

Auf dem Marsfelde waren stufenweis erhöhte Rasensitze angebracht: in der Mitte der Erhöhung stand ein Altar, dabei die Bühne für den König und seine Familie, so wie für die Nationalversammlung, den Gemeinderath und die Föderirten oder Departementsabgeordneten. Selbst der stark herabströmende Regen, mit welchem der Tag begann, konnte die Begeisterung für das ersehnte Fest nicht schwächen. Von dem Bastilleplatze aus setzte sich der ungeheure Zug in Bewegung, und als sich Alles um den Vaterlandsaltar in Ordnung gestellt hatte, verrichtete der Bischoff Talleyrand, umgeben von 300 Priestern und 400 Chorknaben, das Hochamt: und während er die Oriflamme und die 83 Departementsfahnen weihte, hörte der Regen auf. Hierauf stieg Lafayette, der die 8000 Föderirten befehligte, vom Pferd, schritt die Stufen zum Thron hinauf und empfieng vom König die für Alle vorgeschriebene Eidesformel. In diesem Augenblick brach die Sonne aus dem Gewölk und erheiterte alle Gemüther. Alsdann schwur Lafayette im Namen der Föderirten und der Präsident der Nationalversammlung „Gehorsam und Treue der Nation, dem Gesetze und dem Könige!“ Da erhob sich der König von seinem mit Lilien gestickten Thronsessel und schwur mit gegen den Altar ausgestreckten Händen, als „König der Franzosen“, die vom Volk beschlossene und von ihm angenommene Constitution beobachten und anwenden zu wollen. Darauf Geschützdonner, Fahnenschwenken und so anhaltender Begeisterungsruf der Menge, daß die Königin, vom Gefühl hingerissen, den Dauphin emporhob und ihn dem Volke mit den Worten zeigte: „Hier ist mein Sohn, er hegt die gleiche Gesinnung!“ Da erst war Alles vor Freuden außer sich: Tausende weinten Freudenthränen, fielen einander in die Arme und gelobten ihr Leben zu lassen für Freiheit, Verfassung und Vaterland. Viele in der Nationalgarde warfen die Waffen weg, um sich besser umarmen zu können.

Tausenden allerdings war es heiliger Ernst, aber der Rausch verschwand gar schnell! Es war das letztemal, daß Ludwig XVI seinem Volke gegenüber als König auftrat!

2. Der Jacobinerclub. Die Cordeliers. (Danton, Marat.) Die zügellose Presse. Rücktritt Necker's. Vermehrung der Assignaten. Eidesverweigerung der kirchentreuen Geistlichen. Gesetz gegen die Emigration.

Das finstere und gewaltherrische Treiben derer aber, welche theils im thörichten Freiheitsschwindel, theils aus Furcht, bei einem Rückschlag für ihre Verbrechen büßen zu müssen, die Revolution fortsetzten, ließ das Volk zu keiner Ruhe kommen. Unablässig agitirten die politischen Clubs, und unter diesen am leidenschaftlichsten der Jacobinerclub, welcher, geleitet von den hervorragendsten Mitgliedern der Linken, einem Barnave, Brissot, den beiden Lameth, Robespierre u. A. durch Affiliationen in allen Städten über ganz Frankreich sich ausbreitete und nebst dem aus ihm hervorgegangenen und anfangs noch mit ihm verbundenen Club der rasenden Cordeliers, dem ein Danton, Marat, Desmoulins, Legendre, Santerre u. A. angehörten, zu einer furchtbaren Macht heranwuchs, die auf noch weitern Umsturz ausgieng.

Aus dem frühsten von Armand Barrère und Lepelletier mit 40 Deputirten aus der Bretagne gestifteten Club Breton, dessen Parole „Vorwärts!" war, gieng bald der noch mehr revolutionaire Club der **Jacobiner** hervor, die sich zuerst Freunde der Revolution, nachher Freunde der Constitution nannten, vom Volk aber den Namen Jacobins bekamen, weil sie ihre Versammlungen in dem aufgehobenen Jacobiner- (Dominicaner-) Kloster hielten. Der Club wurde von Düport, Barnave und Alexander de Lameth (dem von Mirabeau sogenannten Triumvirat) gestiftet und nahm nicht bloß Deputirte, sondern auch Fremde auf, deren er bald an 1200 nur allein in Paris zählte. Seine innere Einrichtung war der Nationalversammlung nachgebildet, indem er eine Linke und eine Rechte, ein linkes nnd ein rechtes Centrum hatte. Er enthielt anfangs die bedeutendsten Talente, die noch an keinen Umsturz des Königsthums dachten. — Als allmählig die Mehrheit excentrischer wurde, trennten sich Bailly, Mirabeau, Lafayette, Condorcet, Siéyes, Talleyrand 2c. davon und traten in einen gemäßigteren Club zusammen, der sich aber bald auflöste, da alle diese Männer ihre Kraft zu gut fühlten, um sich Andern unterzuordnen. Einige, wie Lafayette und Mirabeau,

näherten sich zwar wieder den Jacobinern, um durch sie ihre Plane durchzusetzen, schieden dann aber doch wieder aus, während die Orleanisten (die nach der Entfernung des Herzogs von Orleans den Schein der Mäßigung annahmen) in den Jacobiner-Club traten und ihm, der bis dahin zumeist bloße Enthusiasten enthalten hatte, einen rohen, gemein-revolutionären Ton gaben. Die Aergsten darunter, die auf Anarchie ausgiengen, bildeten nebenher noch einen eigenen Club der im Arrondissement des Cordeliers (so benannt von der Barfüßerkirche) zusammenkam. Dort bekamen die Creaturen des Herzogs von Orleans die Oberhand; dort trieb der gigantische George Danton, ausgezeichnet durch Körpergröße, heftige Beredtsamkeit und furchtbare Energie, seine Demagogenkünste; dort predigte der wüthende Marat, der „Bürger Nero", der Abgott des niedrigsten Pöbels, seinen Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel; dort trugen Chabert, Cloots, Collot d'Herbois u. A. ohne Scheu ihre Frechheiten zur Schau.

In diesen Clubs, wie in der zügellosen Presse, die von Marat, Desmoulins, Freron und ähnlichen Geistern geleitet wurde, gab sich der schmutzige und niedrige Sanscülottismus im Hasse gegen Religion und Moral, Ordnung und Königthum ungehemmt kund, und wenn auch ein Marat ein paarmal zur Verantwortung gezogen wurde, so fand doch jedesmal der Verhaftsbefehl keine Vollziehung. Nicht minder trugen Theaterstücke, öffentliche Feste, Aufzüge und Schaustellungen zur allgemeinen Verkehrung der Geister und Bethörung der Gemüther ihr wesentliches Theil bei.

Noch aber hatte die Partei der Ordnung das Uebergewicht: denn als in Nancy das Unwesen der Club's zu weit gieng, erließ man am 9. Aug. ein Verbot gegen den Clubbesuch, und als deßhalb, sowie wegen einer Disciplinarbeschränkung, die Garnison daselbst einen Aufstand machte, so wurde derselbe, wiewohl mit Mühe, durch Bouillé, den Befehlshaber in Lothringen, mit Waffengewalt unterdrückt. Darauf erließ man am 22. Sept. eine strenge Verordnung in Betreff der Kriegszucht, sowie auch ein neues Kriegsgesetz.

Die wandelbare Gunst der Menge und ihrer Organe, der Presse, erfuhr nun auch Necker, der noch ein Jahr zuvor als der Retter des Volks gepriesen worden war. Schon länger her hatte er, da er zur Verbesserung des Staatshaushalts, dem er von seinem eigenen Vermögen 2 Mill. L. ohne Zinsen vorgeschossen hatte, keinen Rath wußte, von seinem Rücktritt gesprochen, aber immer damit gezögert, bis ein aufrührerischer Volkshaufe seine Entfernung verlangte,

die ihm die Nationalversammlung mit großer Kälte ertheilte (4. Sept.). Er zog sich in die Schweiz zurück. Auch das übrige Ministerium mußte bald abtreten und ein schwächeres kam an seine Stelle.

Die steigende Finanznoth trieb zu neuer Vermehrung der Assignaten um 800 Mill. und zu immer eiligerer Verschleuderung der Kirchengüter. Zugleich wollte man an der Staatsbesoldung der Geistlichen etwas sparen, und drang, wiewohl im Grunde mehr, um treuen Priestern den Einfluß auf das Volk zu entziehen, nachdrücklich auf die Eidesleistung der Geistlichen: denn die sich derselben weigerten, sollten von ihren Stellen abtreten, welche man dann theils mit geringer Besoldung, theils gar nicht wiederzubesetzen gedachte.

Lange zögerte der König, von seinem Gewissen abgehalten, diesen Beschluß zu bestätigen, doch am 26. Dez. gab er nach. Tausende von Geistlichen verweigerten standhaft den Eid und verloren ihre Aemter und Pfründen; über diejenigen aber, welche den Eid leisteten, sprach der Papst den Bann aus. Aus Rache verbrannte das Volk im Palais Royal die Bannbulle und allenthalben im Lande häuften sich die Frevel gegen die Kirche und ihre Heiligthümer.

Von nun an faßte der König, der sah, daß das Volk auch keine göttliche Ordnung mehr achten wolle, fester als je den Gedanken, sich der entwürdigenden Abhängigkeit, die einer Gefangenschaft gleich kam, zu entziehen und Paris zu verlassen. Seinen beiden frommen Tanten konnten es in Paris nicht mehr aushalten und wollten in Rom ihre letzten Tage zubringen. Sie reis'ten ab, wurden aber unterwegs aufgehalten und nur Mirabeau's kräftiges Wort bestimmte die Nationalversammlung, ihnen die Weiterreise zu gestatten. Doch ward ein Gesetz erlassen, das allen Beamten, auch dem Könige, der als erster Beamter galt, bei Strafe der Absetzung verbot, sich aus dem Lande zu entfernen. Gegen die Emigration wurde ein eigenes Gesetz vorbereitet.

3. Mirabeau's Plan zur Rettung des Königs. Sein Tod. Des Königs Flucht und Gefangennehmung. Die Feuillans. Barnave. Aufstand auf dem Marsfeld. Mehrung der Emigration. Schluß der Constituante. Das Constitutionsfest. (Avignon. St. Domingo.)

Mirabeau hatte bereits länger her über die Mittel nachgedacht, die Revolution zum Stillstand zu bringen: denn er wollte, wie er sagte, nicht bloß an einer ungeheuern Zerstörung gearbeitet haben. Sein Hauptziel war es von nun an, zwischen dem König und dem Volk eine Vermittlung zu Stande zu bringen. Daher bot er bereits seit dem Januar (nicht erst seit dem Juni) dem Könige seine treuen Dienste unter der Bedingung an, daß die Grundlagen der Freiheit nicht darunter leiden dürften. Er hatte eine geheime Zusammenkunft mit dem König und der Königin, welche beide zu dem sonst so gefürchteten Manne Zutrauen faßten. Bald darauf wurde Mirabeau Präsident der Nationalversammlung und widerstand als solcher mit großer Würde, Klugheit und Beredtsamkeit den Fortschritten der revolutionären Ideen und Maaßnahmen.

Sein Plan war, den König nach Compiegne oder Fontainebleau zu bringen und ihn dort durch General Bouillé mit einigen noch treuen Regimentern zu umgeben. Wenn sich dann die Royalisten des Inlands und auch wohl viele der Emigrirten um den König versammelt hätten, sollte er eine andere mit den Rechten der Krone und den Freiheiten der Nation verträglichere Gesetzgebung vorschlagen. Mirabeau wollte in der Nationalversammlung die Ansprüche der einen Partei und die Besorgnisse der andern mäßigen und, an die Spitze des Ministeriums getreten, die alte und die neue Ordnung der Dinge miteinander ausgleichen. Wollte diese Versammlung diesen Vergleich verweigern, dann sollte der König sie auflösen, an die Wähler appelliren und der neuen Versammlung eine neue Constitution vorlegen. Bereits hatte Mirabeau viele Schriftsteller, Volksredner, Clubisten und die Abgeordneten von 35 Departementen für seinen Plan gewonnen. Er fürchtete nichts, als die Unentschlossenheit des Königs. Doch dieser gieng darauf ein und Graf de la Mark war der Unterhändler zwischen dem König, Mirabeau und Bouillé. Lafayette wurde aus dem Spiel gelassen, weil der König ihm nicht traute und Mirabeau's Ehrgeiz ihn fern halten wollte. Lafayette war übrigens zu sehr mit der vorhandenen Constitution verwachsen, als daß er die Hand zu ihrer Umänderung geboten hätte: dies bewies er, als er zwar den Pöbel der Vorstadt St. Antoine, der unter dem Demagogen Santerre (einem Brauer) einen Angriff auf das alte Schloß Vincennes machte, auseinander sprengte, aber auch den vom

Volke sogenannten „Dolchrittern" d. i. den dem Hofe näherstehenden Royalisten, die, erschreckt durch diesen Aufstand, bewaffnet zum Schutze des Königs im Schlosse sich einfanden, die Waffen abnehmen ließ.

Da, als der Plan zur Rettung des Königs und des monarchischen Princips seiner Ausführung näher rückte, (wiewohl den Gang der Revolution aufzuhalten wohl nichts mehr im Stande gewesen wäre) erkrankte Mirabeau und starb den 2. April 1791. Und so stark war der Eindruck seines Todes auch auf seine Feinde, daß der eben so gefürchtete, als bewunderte Mann mit den höchsten Ehren bestattet und nachher in das Pantheon versetzt wurde.

Er starb nicht an Gift, wie Manche geglaubt, sondern an einer kolikartigen Krankheit. Als ihm auf sein Befragen, wie es mit ihm stehe, der Arzt die Gefahr nicht verhehlte und seine Freunde in Klagen ausbrachen, sagte er: „Beklagt vielmehr die Monarchie; sie stürzt mit mir in's Grab, und nach meinem Tode wird die Parteiwuth sich in ihr Gewand theilen. Frankreich stirbt an innerer Fäulniß!" — Freilich hatte er selbst den Zersetzungsprozeß beschleunigen helfen. — Als späterhin seine genaue Verbindung mit dem Hofe bekannt wurde, wurde er der Ehre des Pantheons für unwürdig erklärt und seine Büste zerschlagen.

Mit ihm verlor das Centrum der Nationalversammlung den Halt und der König seine Hauptstütze. Des Volkes Argwohn gegen den König, von der Frechheit der Presse genährt, stieg immer höher, und als der König, um das österliche Abendmahl in der Stille bei einem unvereideten Priester nehmen zu können, am 17. April nach St. Cloud fuhr, ward er vom Pöbel angehalten und zur Umkehr gezwungen. Er mußte die eidverweigernden Priester aus seiner Umgebung entfernen, und seinem persönlichen Ersuchen in der Nationalversammlung um Maaßregeln gegen solche Beeinträchtigung seiner Freiheit wurde keine Folge gegeben. Dazumal sprach Desmoulins in dem Club der Cordeliers bereits von Abschaffung der Königswürde, und Robespierre, stets die Tugend und Gerechtigkeit im Munde, machte, gleichfalls auf die Republik lossteuernd, in der Nationalversammlung den Vorschlag, daß keiner der jetzigen Abgeordneten bei der folgenden Nationalversammlung solle gewählt werden dürfen, und drang damit durch.

Aller Schwankungen ungeachtet, kam der König, besonders auf das Drängen seiner Gemahlin, doch wieder auf den Gedanken an

eine Flucht aus Paris zurück. Endlich in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni wurde sie in's Werk gesetzt. Allein die königliche Familie wurde zu Varennes angehalten und wieder nach Paris zurückgebracht.

Die Abreise hatte schon in der vorhergehenden Nacht Statt finden sollen; aber die Erzieherin der königlichen Familie, welche Platzes halber zurück hatte bleiben müssen, bat fußfällig um Mitnahme, und da man ihr erst einen Reisepaß verschaffen mußte, so wurde die Abreise um einen Tag verschoben, was den Nachtheil hatte, daß die von Bouillé auf der Reiseroute vertheilte Mannschaft sorglos wurde und zum Theil sich zerstreute. — Als in der folgenden Nacht die Abreise vor sich gehen sollte und der mit 8 Pferden bespannte Reisewagen vor dem St. Martinsthore bereit stand, fuhren die königlichen Kinder in einer besondern Chaise vom Schloß aus dahin. Der König, verkleidet, gieng zu Fuß und hatte schon das Thor der Tuilerien passirt, als er wieder in sein Zimmer zurückgieng, um an die Nationalversammlung zu schreiben, daß sein Kammerdiener nur auf seinen Befehl ihm zur Verkleidung behülflich gewesen wäre. Keine Vorstellungen konnten ihn davon ab- und zur Eile bringen: „Ich bin das meinem Gewissen schuldig," sagte er, „sonst würde der Mann in's Gefängniß geworfen werden." Darauf erst gieng er wieder fort und erreichte seine Kinder am Reisewagen. Unterdeß war die Königin mit der Prinzessin Elisabeth, auch zu Fuß fortgegangen, von einem Gardisten begleitet, der aber der Straßen nicht recht kundig war, so daß sie erst eine ganze Stunde später zum Reisewagen gelangten und daß bereits der Tag dämmerte, als die ganze Familie im Reisewagen war und abfuhr. — Als nun am Morgen die Entfernung des Königs herauskam, entstand die größte Aufregung und die Nationalversammlung erließ sogleich den Befehl, des Königs Weiterreise zu verhindern. Der König war unterdeß, da Bouillé durch ausgestellte Mannschaften Sicherheitsfürsorge getroffen hatte, bis St. Menehould gekommen, wo er sich aber unvorsichtig sehen ließ und von dem eifrig demokratischen Sohn des Postmeisters Drouet erkannt wurde, der sogleich zu Pferd nach Varennes vorausjagte und dort bei der Ankunft des Königs dessen Anhaltung bewerkstelligte. Die königlichen Truppen waren theils nicht gleich zur Hand, theils ließen sie sich vom Volk in ihrer Treue wankend machen.

Nach Paris zurückgekommen, wurden der König und die Königin in den Tuilerien bewacht, und zwar besonders die letztere auf Lafayette's Anordnung in den ersten Tagen so streng, daß die Wachen auch des Nachts nicht von der geöffneten Thüre ihres Zimmers weggehen durften. Kein Wunder, daß die Angst dieser Tage der Königin das Haar bleichte, und daß ihre Abneigung

gegen Lafayette wegen jener übertriebenen Strenge sich steigerte. — Jetzt glaubten die Umsturzmänner durch keine Rücksicht mehr gebunden zu seyn, und die Clubs forderten laut die Absetzung des Königs, ja die Cordeliers unter den cynischesten Aeußerungen die Abschaffung des Königthums.

Allein Royalisten und Constitutionelle schloßen sich nun zur Abwehr dieser Tendenzen näher an einander, und selbst die Gebrüder Lameth, Barnave und Düport traten mit ihrem Anhang aus dem jetzt von Condorcet und Brissot geleiteten Jacobiner-Club und bildeten den gemäßigteren Club der Feuillans (so benannt von ihrem Versammlungsort, dem Kloster des Feuillans), durch deren Bemühung es dahin kam, daß in der Nationalversammlung am 15. Juli die Unverletzlichkeit der Person des Königs von Neuem als Grundsatz angenommen und eine von Robespierre und seiner Partei geforderte Anklage gegen den König abgewendet wurde, und zwar vorzüglich durch die warme, die Gefahren einer zu weit gehenden Revolution schildernde Beredtsamkeit Barnave's, der als Commissär die königliche Familie nach Paris zurückgebracht und dabei sie so schätzen gelernt hatte, daß er den Entschluß faßte, sie zu schützen und die Revolution wo möglich zum Stillstand zu bringen.

Zwar erhoben nun die Cordeliers und Jacobiner einen wilden Aufstand auf dem Marsfeld und brachten eine Petition zur Absetzung des Königs zu Stande; allein Lafayette und Bailly schritten mit der Nationalgarde scharf ein und zerstreuten die Masse, deren Führer sich eine Zeit lang versteckten. Hierauf erließ die Nationalversammlung ein Strafgesetz gegen Ungehorsam und Auflauf, hatte aber nicht den Muth gegen die Clubs einzuschreiten. Daher steigerte sich die Keckheit der letztern nur desto mehr, und Desmoulins scheute sich nicht, zu sagen, nur wo Robespierre, Pethion und ihres Gleichen seyen, da sey die Nationalversammlung; alle Andern seyen nichts als ein freiheitsfeindlicher Haufen von Ränkeschmieden und Dummköpfen. — Um diese Zeit nahmen nahe an 300 Abgeordnete ihren Austritt, darunter auch Maury und Cazalès; auch die Emigration vermehrte sich von Tag zu Tag.

Da unter den Constitutionellen der Glaube herrschte, die neue Verfassung sey hinreichend gegen alle Gefahren, so drangen die Feuillans auf eine Revision derselben, in der Absicht ihre Auswüchse zu entfernen. Weil aber die Rechte, im Wahn, die Verfassung werde sich in ihrer jetzigen Gestalt schon von selbst zerstören, mit den Jacobinern für Beibehaltung aller bisherigen Beschlüsse stimmte, so gieng die Annahme ohne Aenderung durch! Darauf legte man die Verfassung dem Könige vor, der sie am 13. Sept. unbedingt annahm.

Malouet, Clermont-Tonnère, Barnave, Düport, Lameth u. A. hatten dem Könige gerathen, manche die königliche Autorität allzubeschränkende und die Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung allzuerschwerende Artikel zur Abänderung zurückzuweisen, und hofften dadurch noch die Verfassung zu verbessern. Allein Lafayette, der diese demokratische Constitution nach der nordamerikanischen, die sein Ideal blieb, für die beste hielt, bestand auf der Annahme und drohte, im Weigerungsfalle dem Könige seine Unterstützung zu entziehen. — Der König erschien selbst in der Versammlung, um die Verfassung zu unterschreiben.

Hierauf wurde ein Verfassungsfest, das der König mit der ihm bewilligten Civilliste bestritt, mit großem Glanz gefeiert, und alle weniger tief Schauenden wiegten sich in dem Glauben, daß nun damit die Revolution geschlossen sey. Nach dem Feste schloß der König am 30. Sept. 1791 die Sitzungen der Assemblée constituante, und dabei zeigte sich auf das deutlichste, wie tief unterwühlt das Volk durch die Clubs und die Presse war, indem es weder dem Könige, noch der Nationalversammlung ein Zeichen der Theilnahme und Achtung gab, dagegen nicht lange darauf den Robespierre und Pethion, als die allein „Unbestechlichen und Tugendhaften" unter unermeßlichem Beifall bekränzte und im Triumph umhertrug.

Also gieng die Constituante auseinander, deren meiste Glieder das Princip des Umsturzes alles Bestehenden mit dem größten Eifer ausgebildet hatten, um nun dasselbe gar bald gegen sich selbst angewendet zu sehen und größtentheils von dem Abgrund verschlungen zu werden, dessen dämonische Gewalten sie entfesselt hatten.

Noch vor der Schließung der Constituante, als bereits der größte Theil der Rechten freiwillig ausgeschieden war, brachte es die Linke dahin, daß der frühere Beschluß der Nichtwählbarkeit der Glieder dieser ersten Versammlung wieder aufgehoben und nur an die Bedingung des activen Staatsbürgerrechts geknüpft wurde. Dadurch ermöglichten die Demokraten der Versammlung ihre Wiederwählung. — Zu den letzten Beschlüssen dieser Versammlung gehörte auch die Einverleibung des päpstlichen Districts von Avignon (14. Sept.). Dort hatten schon längst die Jacobiner das Volk zur Vertreibung des Adels und der Priester aufgestiftet, und als die französische Regierung Militär dahin sandte, wurde dieses abtrünnig gemacht, und die Volkspartei unter der Anführung Jourdan's begieng die haarsträubendsten Grausamkeiten. Die Provinz, nunmehr ganz von den Demokraten beherrscht, verlangte ihren Anschluß an Frankreich und wurde zum 84. Departement (Vaucluse) gemacht. — Noch am 24. Sept. setzten auch die Feuillans die Wiederaufhebung eines frühern Beschlusses vom 15. Mai durch, der den Mulatten in den Colonieen die Freiheit gegeben hatte. Denn da nun auch die Neger an dieser Freiheit Theil haben wollten, die Weißen aber dadurch über großen Verlust klagten, so wollte man durch Zurücknahme jenes Beschlusses die Sache wieder in den vorigen Stand versetzen; allein zu spät: Neger und Mulatten auf St. Domingo standen nun gemeinsam auf und ermordeten die Weißen.

---

4. Kapitel.

Die gesetzgebende Versammlung. Umsturz des französischen Throns.

1. Die Emigranten in Coblenz. Monsieur und Graf Artois. Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung. Die constitutionell-Monarchischen; die Girondisten. Der Berg. Die Ebene. Robespierre, Pethion, Danton. Lafayette Ex-Commandant.

Längst hatte das ganze Ausland seine gespannteste Aufmerksamkeit auf die verhängnißvollen Vorgänge in Frankreich gerichtet. In der ersten Zeit hatten dort alle für die neue Freiheit begeisterten Gemüther die Abschaffung aller Mißbräuche und den Fall der drückendsten Feudaleinrichtungen mit überschwänglicher Freude begrüßt. Allmählig aber, als die Revolution auf zum Theil schon blutiger Spur weiter schritt, erschracken die Besonnenen und waren für den Ausgang bange.

Die Emigranten, meist dem Adelstand angehörig, der, anstatt im Lande zu bleiben und sich in Masse aus dem ganzen Land um seinen König zu schaaren, geschwächt durch den Einfluß des frühern Despotismus, zertheilt durch locale Interessen und geblendet von Egoismus und Leichtsinn, sich stracks in's Ausland geflüchtet hatte, — hielten sich in großer Zahl am Rhein auf und hatten in Coblenz einen Mittelpunct, von dem aus sie Alles aufboten, den Beistand der fremden Mächte zu gewinnen, um durch denselben das Königthum zu erhalten und sich wieder in ihre Rechte einsetzen zu lassen.

In derselben Nacht, da der König aus Paris entfloh, hatte sich auch Monsieur, sein Bruder, aus Paris entfernt und glücklich die belgische Gränze erreicht, von wo er an den Rhein gieng und in die dort sich aufhaltende Emigration eine gewisse Organisation brachte, indem er sie insbesondere zu einer gewissen Unterordnung vermochte. Denn sie waren meist uneinig, hatten sich auch dort manche Ungebühr erlaubt und sich den Deutschen dadurch lästig gemacht. Er bildete unter ihnen einen Ausschuß aus den Vornehmsten, der die Verbindung zwischen den Emigranten und den Prinzen, so wie mit den Herren der Länder, in denen sie Schutz genoßen, unterhalten sollte. Als nachher der König in eine immer abhängigere Lage kam, nahm Monsieur den Titel eines Regenten über das auswärtige Frankreich an.

Der andere Bruder des Königs, der gleich anfangs ausgewanderte Graf Artois, hatte sich unverweilt an die europäischen Mächte, insbesondere an den Kaiser Leopold II und an den König Friedrich Wilhelm II von Preußen gewandt und beide nun zu einer Zusammenkunft mit ihm in Pilnitz (den 27. Aug. 1791) bewogen, bei welcher ihm allerdings Hülfe in Aussicht gestellt wurde; aber es kam zu keinem rechten Ernst, da Leopold immer hoffte, die Wirren in Frankreich würden sich durch eine friedliche Ausgleichung lösen.

Während England, von William Pitt d. j. geleitet, sich zuwartend verhielt, ließ sich Kaiserin Katharina II von Rußland drohend gegen die Revolution aus und schloß einstweilen Frieden mit den Türken.

Alles dieß erhöhte die Hoffnungen der Emigrirten am Rhein, steigerte aber auch zusehends die revolutionären Bewegungen in Frankreich. Eine von den beiden Brüdern des Königs veröffentlichte Denkschrift, worin sie gegen die Annahme der Constitution protestirten und mit der Intervention des Auslands drohten, reizte nur die Demokraten zu rascherem Vorgehen und zu giftigerem Haß gegen den König, von dem man annahm, daß er mit dem Ausland zur Ausführung der gedrohten Einschreitung in Verbindung stehe. Von da an wurde es den Anarchisten noch leichter, den völligen Umsturz des Thrones vorzubereiten.

Inzwischen trat am 1. Oct. 1791 die zweite Nationalversammlung zusammen, die sich die gesetzgebende (legislative) nannte und einen von der ersten sehr verschiedenen Character hatte, da ihre Mitglieder nach einem durchaus demokratischen Wahlgesetz ernannt waren, also keine eigentlichen Aristokraten unter sich hatten. Die Rechte dieser Versammlung bestand indeß aus Constitutionellmonarchischgesinnten und wurde von Beugnot, de Vaublan, Pastoret u. a. geleitet, die aber mit großer Vorsicht auftreten mußten, wenn sie ihrer Sache nicht schaden wollten. Sie stützte sich auf den Club der Feuillans, in denen nun Lafayette, Düport, Barnave, Lameth &c. den Haupteinfluß hatten.

Die Linke war in zwei scharf getrennte Fractionen getheilt, in die Girondins und Montaignards oder in die Girondisten und in die Männer des Bergs. — Die Girondisten (so genannt, weil ihre vorzüglichsten Glieder dem südwestlichen Departement der Gironde angehörten, denen sich aber auch andere Gleichgesinnte aus allen Theilen Frankreichs anschloßen) ließen sich wohl das Königthum gefallen, „wenn es ihrer demokratischen Leitung vertraute", waren aber im Fall seines Widerstands bereit, es zu stürzen. Diese Partei, meist aus jungen, wohlgesinnten Provinçalen bestehend, hatte ausgezeichnete Talente und wurde von Vergniaud (dem „Barnave" der zweiten Nationalversammlung) und Condorcet (den man den „Sièyes der Legislation nennt) geleitet. Die Girondistenpartei stützte sich anfangs auf den Club der Jacobiner, in welchem Robespierre den Ton angab.

Die Montaignards oder Männer des Bergs, geleitet von Chabot, Couthon, Merlin von Thionville ꝛc. giengen auf Vernichtung aller bürgerlichen Unterschiede, also auf eine Republik los. Die Bergpartei hatte keine bedeutenden Talente und Redner, und stützte sich theils auf den Club der Cordeliers, in welchem der verwegene Danton das Wort führte, theils auf die rohe, anarchische Volksmasse.

Zwischen den extremen Parteien stand das Centrum, das man — dem Berg gegenüber — das Thal oder die Ebene (la plaine) nannte. Dieses ließ sich aber bald theils aus Gleichgültigkeit, theils aus Schwäche von der Linken mit fortziehen.

Unter den Clubs stiegen die Jacobiner zu größerer Macht, seit Robespierre's systematischer Kopf ihnen mehr Einheit gab, besonders aber seit an Bailly's Stelle Pethion zum Maire der Stadt, Manuel zum Generalprocurator (procureur syndic) und Danton zu dessen Substitut ernannt wurde, Lafayette aber das Obercommando der Nationalgarde niederlegte und nun die bewaffnete Macht aus den Händen der Constitutionellmonarchischen in die der Demokraten übergieng.

Lafayette, stets Alles nach nordamerikanischen Zuständen bemessend, wollte Washington nachahmen und legte, weil sich ein Obercommando nicht mit der Freiheit vertrage, dasselbe nieder, so daß nun die Befehlshaber der sechs Legionen der Nationalgarde im Commando abwechselten. Die Folge war, daß diese sechs Stellen bald von Jacobinern besetzt wurden. Lafayette hatte bei seinem Abtreten zugleich noch einen andern Grund: er hoffte das einflußreichere Maire'samt, das Bailly, um sich in's Privatleben zurückzuziehen, niedergelegt hatte, zu bekommen. Allein der König, der ihm nie recht traute, und die Königin, die ihm, wie schon erwähnt, abgeneigt war, begünstigten unbegreiflicher Weise die Wahl des unedlen Pethion. — Allerdings hatte Lafayette, obgleich jetzt die letzte Stütze der constitutionellen Monarchie, einen unfesten Character. „Er besaß bei dem größten persönlichen Muth und einem hohen Ehr- und Selbstgefühl, keine Energie des Verstandes, keine tiefe und klare Einsicht in die obwaltenden Verhältnisse, weßhalb er auch zu keiner außerordentlichen Anstrengung, zu keinem extremen Mittel, seine Ueberzeugungen zu vertheidigen, gebracht werden konnte. Es lag in seinem ganzen Wesen etwas Starres und zugleich Schwankendes. — Er verstand es nie, den Augenblick zu ergreifen, oder wenn er denselben ergriff, ihn zu erschöpfen, und eben so wenig sah er etwas voraus, noch vermochte er aus den gegebenen Umständen ein Bild der Zukunft aufzufassen. — Man kann

von ihm ohne Uebertreibung behaupten, daß er in der französischen Revolution fast eben so wenig an seinem Platz, wie in der alten Monarchie gewesen." (Arnd.)

2. Die Republikaner gegen die Emigranten und das Ausland. Uebergewicht der Girondisten über die Constitutionellen. Die Girondisten-Minister Dumouriez und Roland. Kriegsbeschluß gegen Oesterreich. Pöbelhaß gegen den König.

Die republicanische Partei in der legislativen Versammlung enthielt sich anfangs noch, den Thron direct anzugreifen, sondern gieng zunächst nur darauf aus, ihn auf alle Weise in Mißachtung zu bringen und ihm seine noch übrigen Stützen zu nehmen. Nachdem sie vor Allem das Gesetz gegen die Clubs zurückgenommen, richtete sie sich sowohl gegen die Emigration, die sich am Rhein bereits militärisch organisirte, als auch gegen die auswärtigen Mächte, die im Begriff waren, die Emigranten zu unterstützen. Dieser Angriff gieng von den Girondisten aus, besonders von Vergniaud und Brissot. Am 13. und 14. Oct. erschienen zuerst Verordnungen gegen die Auswanderung überhaupt. Am 9. Nov. stellte man den Ausgewanderten einen Termin zur Rückkehr bis zum Neujahr; im Fall des Ungehorsams sollten sie als Verschwörer des Todes schuldig erklärt werden. Allein der König wich der Unterzeichnung dadurch aus, daß er am 11. Nov. seine Brüder und die Prinzen zur Rückkehr aufforderte, denn ihre Abwesenheit erhalte Frankreich in steter Unruhe und Aufregung. Allein die Prinzen weigerten sich der Rückkehr und fuhren fort, den König als unfrei, weil in Gefangenschaft, darzustellen.

Als die Legislative wiederholt in den König drang, Maaßregeln gegen die auswärtigen Mächte zu ergreifen, erklärte er, um dieser Forderung auszuweichen, am 16. Dec. der Versammlung, daß er die auswärtigen Fürsten, in deren Gebiet sich die Emigranten aufhielten, aufgefordert habe, dieselben binnen einer gewissen Frist auszuweisen und daß er befohlen habe, an den Ostgränzen des Reichs drei Armeen aufzustellen.

Die Feuillans waren für den Krieg, weil sie glaubten, der Krieg werde für die revolutionären Leidenschaften eine Ableitung seyn, und die im Heere nöthige Disciplin werde auch auf eine bessere constitutionelle Ordnung im Volke zurück-

wirken und sich so die Verfassung mit dem Thron erhalten lassen. Auch hofften mehrere ihrer Führer, die schon im Felde gedient und zum Theil, wie Lafayette, Lameth, in Nordamerika mitgefochten hatten, an die Spitze der Heere gestellt zu werden und dadurch die bewaffnete Macht in die Hand zu bekommen. — Die Girondisten aber wünschten wohl auch den Krieg, aber nicht, weil ihnen so viel an der Constitution und am Thron wäre gelegen gewesen: denn sie wollten im Grunde noch weiter gehen. Dagegen wollte Robespierre, der die Siege der Constitutionellen fürchtete, die Erhaltung des Friedens mit dem Ausland, weil er durch innere Aufregungen und Aufstände den König sicherer zu stürzen hoffen konnte. Er gieng gleichmäßig darauf aus, „die constitutionellen Royalisten und die republikanischen Girondisten verdächtig und verhaßt zu machen und sich der Menge als den Einzigen zu empfehlen, der sich unausgesetzt mit der Rettung der Freiheit und des Vaterlandes beschäftige."

In derselben Zeit griffen die Girondisten und Jacobiner auch die eidverweigernden Priester an und bewirkten, daß ihnen die bewilligte Pension entzogen, die Ausübung des Cultus ihnen verboten und, im Fall sie Unruhen veranlassen würden, mit Deportation gedroht wurde. Doch der König, in Bezug auf Religion und Kirche fest, verweigerte diesen Beschlüssen standhaft seine Bestätigung.

Weil die deutschen Fürsten in ihren Territorien jenseits des Rheins durch die Eingriffe der Revolution Schaden gelitten hatten und ihnen die dafür geforderte Entschädigung von der Legislative abgeschlagen wurde, so schloßen Oesterreich und Preußen einen Bund gegen Frankreich, fuhren aber noch fort mit dem französischen Ministerium zu unterhandeln, um Zeit zu desto kräftigerer Rüstung zu gewinnen. Anderseits hielt auch die republikanische Partei, darunter vorzüglich die Girondisten, die unterdessen in der Versammlung ihr Uebergewicht über die Constitutionellen kennen gelernt hatten, zum Umsturz des Throns einen Krieg mit dem Ausland dienlich, zumal drei Männer aus ihrer Mitte, Rochambeau, Luckner und Lafayette an die Spitze der drei Armeen gestellt worden waren. Sie verlangte daher vom Minister des Auswärtigen, de Lassart, die Vorlage der Verhandlungen der Regierung mit den fremden Höfen, und entnahm daraus Stoff zu einer Anklage gegen diesen treuen Royalisten, um nach seinem Sturz einen Republikanischgesinnten an seine Stelle zu bringen. Die Abstimmung über die Absetzung und Einkerkerung dieses Ministers war mit drohenden und

gottentfremdeten Aeußerungen verbunden, die eine spätere Gewaltperiode ahnen ließen.

Darauf drangen die Girondisten auf Entlassung des ganzen Ministeriums und brachten den König dahin, ein neues aus ihrer Mitte zu wählen (d. 10. März 1792). Unter diesen Ministern waren nur Dumouriez und Roland von Bedeutung.

Dumouriez, der Minister des Auswärtigen, hatte sich früherhin an der Spitze eines französischen Corps, das Ludwig XV den Polen gegen Rußland zu Hülfe geschickt hatte, bemerklich gemacht, und nachher beim Ausbruch der französischen Revolution dem König Ludwig XVI seine Dienste angeboten, dann aber, als dieser ihn nicht berücksichtigte, sich der Revolutionspartei angeschlossen. Er war ein Mann von Talent und feurigem Geist, aber ohne feste Grundsätze, leichtgläubig auf seine Gaben vertrauend, leichtsinnig jeder Gefahr und jedem Unternehmen sich darbietend, ohne Mittel und Folgen zu bemessen, rasch etwas ergreifend, aber bei unerwarteten Hindernissen bald zurücktretend. Er suchte übrigens die Jacobiner zu benützen, um sie wo möglich zu zügeln. Am Tage seiner Ernennung zum Minister gieng er in ihren Club und ließ sich die rothe phrygische Mütze aufsetzen, die sie zum Symbol der Freiheit gemacht hatten. — Roland, der Minister des Innern, war ein Mann von strengen Sitten und Grundsätzen, der die Rousseau'schen Ideen mit einer großen Pedanterie erfaßte und in seinem Republicanismus vorwärtsgetrieben wurde von seiner geistreichen, aber leidenschaftlich republikanischgesinnten Gattin, der berühmten Madame Roland, deren Salon der Mittelpunct der gebildetsten Republicaner war, unter denen sie besonders auf die talentvollen Girondisten einen unwiderstehlichen Einfluß übte, so daß man sie die „Circe der Gironde" nannte.

Da mit dem unterdeß eingetretenen Tode des vorsichtigen Kaisers Leopold II das Kabinet des neuen Kaisers Franz II eine entschlossenere Haltung gegen Frankreich annahm, so wurde der König sowohl von den Royalisten des In- und Auslands, die bei einem Krieg sicher auf Besiegung der Revolution rechneten, als auch von den Republikanern, die durch einen Krieg ihrem Ziele näher zu kommen hofften, dahin gedrängt, der Nationalversammlung den Krieg gegen Oesterreich vorzuschlagen, der von ihr am 20. April einmüthig beschlossen wurde.

Zu gleicher Zeit boten die Republikaner alle Mittel auf, um bei dem Volke den König um den letzten Rest seines Ansehens zu bringen. Der König und die Königin konnten sich nirgends sehen lassen, ohne von dem Pöbel auf

die schmählichste Weise verhöhnt und beleidigt zu werden. Am meisten litt die Königin, die sich kaum an einem offenen Fenster des Schlosses sehen lassen durfte. — Auch wurde das Volk um diese Zeit durch die schreiend ungerechte Amnestie des Avignoner Kopfabschneiders Jourdan und seiner Mörderrotte und durch den rohen, theatralisch-verherrlichten Aufzug dieser Begnadigten, den Collot d'Herbois, der Freund Robespierre's, durch alle Straßen leitete, vollends um alles sittliche Urtheil und Gefühl gebracht.

3. Nachtheile der Armee an der niederländischen Gränze. Auflösung der Garde. Das Ministerium der Feuillans. Sturm auf die Tuilerien. Schwankende Haltung der Girondisten. Danton's Doppelspiel. Die Marseiller. Der 10. August. Des Königs Zuflucht zur Nationalversammlung. Seine Absetzung.

Unterdeß hatte Dumouriez die Armeen an die östliche Gränze der Niederlande beordert; aber die durch den Besuch der Clubs um allen Sinn für Disciplin gebrachten Truppen gehorchten ihren Führern nicht, und als sie endlich mit zügellosem Leichtsinn ausrückten, wurden sie in zwei Gränztreffen geschlagen. Um ihre Feigheit zu verdecken, erschlugen die Soldaten des aus Lille ausgerückten Armeecorps ihren Befehlshaber Dillon.

Diese Nachtheile schrieben nun die Republikaner absichtlich dem Umstand zu, daß einem Könige die Armee untergeordnet sey und giengen darauf aus, seine Stellung immer unhaltbarer zu machen. Zunächst brachten sie es durch eine ungerechte Anklage dahin, daß die constitutionelle Garde des Königs aufgelöst wurde, um ihn auch dieser letzten Stütze zu berauben. Darauf schlugen sie die Bildung eines Lagers von 20000 M. Linientruppen bei Paris vor, unter dem Vorwand eines Schutzes der Hauptstadt gegen den auswärtigen Feind, in der That aber, um ein Revolutionsheer zur Hand zu haben.

Der König versagte seine Einwilligung und auch Lafayette, der auf sein Armeecorps zählen konnte, suchte die Jacobiner durch Hinweisung auf die constitutionellen Pflichten davon abzubringen. Doch diese verhöhnten ihn und ließen sich nicht irre machen. Roland und zwei andere Minister forderten den König im Staatsrath unter unbescheidenen Vorwürfen auf, die Decrete zu unterzeichnen. Auf der Stelle aber entließ der König diese drei Minister,

und als Dumouriez in den Schranken der Nationalversammlung den König vertheidigen wollte, wurde er mit solchen Zornausbrüchen empfangen, daß er erschrocken — die Sache des Königs aufgab, sich wieder den Jacobinern ganz in die Arme warf und nach seinem freiwilligen Austritt aus dem Ministerium von ihnen eine Befehlshaberstelle an den Gränzen bekam, wo er hoffte auf die Armee Einfluß zu gewinnen.

Als hierauf der König ein neues Ministerium aus den Feuillans nahm, zogen sich die Girondisten von ihm ganz zurück und ergriffen seitdem entschieden die Partei der Republik. Aus Königshaß machten sie nun Vorbereitungen zu einem Aufstand, die Pethion als Maire begünstigte. Kaum hatte der König am 19. Juni sein förmliches Veto gegen die Deportation der eidverweigernden Priester und gegen die Bildung eines Lagers bei Paris eingelegt, als am 20. Juni 1792 ein Haufen Pikenmänner aus den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau hervorbrach und sich, ehe man sich's versah, unter tumultuarischem Lärm ein Massenzug von 30000 mit Piken bewaffneten Männern und Frauen sammelte, der, von Santerre geführt, mit zwei Kanonen voran, nach der Nationalversammlung und von da gegen die Tuilerien zog, um eine von Girondisten verfaßte Petition für Annahme der verweigerten Decrete zu übergeben.

Als die bloß von einigen Nationalgarden bewachten Thore und Gitter auf den Befehl des souverainen Volks nicht sogleich geöffnet wurden, hieben die Rasendsten sie mit Aexten ein und richteten eine Kanone auf die Gemächer des Königs. Nur die ungewöhnlich feste und würdige Haltung des Königs verhinderte das Aeußerste und lenkte den Sturm ab, der übrigens die völlige Schutzlosigkeit des Königs vor aller Augen darlegte.

Der König ließ nämlich den Andringenden seine Gemächer öffnen und trat ihnen mit den Worten entgegen: „Was wollt Ihr von mir?" Auf die Forderung, er solle die Decrete unterzeichnen, entgegnete er mit großer Geistesgegenwart und Würde, daß er eher sterben, als sich dazu hergeben wolle. Während die Königin, die zu ihrem Gemahl eilen wollte, von ihren Treuen in ihrem Gemach zurückgehalten wurde, damit sie nicht vom Pöbel mißhandelt werde, boten die Gemächer des Königs das betrübteste Bild gewaltthätiger Unordnung. Man

hatte sogar eine Kanone die Treppe hinaufgezogen und im Hof einen Laternenpfahl und eine Guillotine aufgepflanzt, worauf die Worte standen: „Gerechtigkeit, welche die Nation an Tyrannen übt!“ Einer aus dem Pöbel setzte dem König eine Jacobinermütze auf und ein Andrer reichte ihm seine Flasche zum Trinken. Als ein treuer Grenadier der Nationalgarde (die zum Theil selbst über die der königlichen Familie zugefügten Beleidigungen empört war) zum König sagte: „Fürchtet nichts, Sire, wir vertheidigen Euch!“ nahm der König die Hand des Grenadiers, führte sie an seine Brust und sagte: „Fühlt! ein Herz, das so ruhig schlägt, ist nicht mit Furcht erfüllt!“ — Eine von der Nationalversammlung zum Schutze des Königs abgesandte Deputation suchte vergebens das Volk zur Entfernung zu bewegen. Endlich erst um 8 Uhr Abends kam Pethion, der eigentlich als Maire gleich anfangs hätte einschreiten sollen, und bewog das Volk mit schmeichelnden Belobungen zum Abzug.

Der Aufstand war sonach mißlungen, weil die Parteiführer uneinig waren, indem Robespierre und Danton, als innerliche Feinde der Girondisten, sich fern gehalten hatten. Der bessere Theil der Bürgerschaft gab dem König in einer Adresse sein Bedauern über diese Ausschweifungen zu erkennen und die Departementalbehörde entsetzte mit Bewilligung des Königs den Pethion seines Amtes. Lafayette verließ sein Heer und eilte nach Paris, um die Nationalversammlung zur Bestrafung der Aufrührer aufzufordern. Er wurde auch von der Rechten und vom Centrum unterstützt, aber da er seinen Forderungen nicht durch ein bestimmtes entschlossenes Handeln Nachdruck gab, so erkaltete allenthalben der kaum erwachte Ordnungseifer, und als er das fühlte, kehrte er wieder zu seinem Heere zurück.

Kurz vor seinem Weggang bot er dem König einen Zufluchtsort bei dem Heere an; allein der König, im Gefühl, daß ihm ein Lafayette nicht helfen könne, schlug das Anerbieten aus. Ohnedieß hatte sich Ludwig schon an den Gedanken gewöhnt, daß ihm ein gewaltsamer Tod aufbehalten sey, den er aber durch einen Fehltritt, der eine Anklage hätte begründen können, nicht selbst herbeiziehen wollte.

Der schnelle Rückschwung in die alte Stimmung führte sogleich den Pethion wieder in das Amt zurück, und offenbarte sich bei dem Feste, das am andern Tag auf dem Marsfelde zur Feier des Jahrestags der Bastillenerstürmung gegeben wurde, in einer für das Leben des Königs bedrohlichen Gestalt.

Auch eine plötzliche theatralische Versöhnung der Parteien in der legislativen Versammlung hatte nicht einmal auf den andern Tag eine Nachwirkung, da der Parteihaß nicht schlief. Bald bewogen Jacobiner und Girondisten auf die Nachricht, daß ein österreichisches Heer die Ostgränze bedrohe, die Nationalversammlung zum Erlaß eines Decrets, worin das Vaterland in Gefahr erklärt wurde. Das war im Grund eine versteckte Aufforderung zu jeglicher Gewaltthat und brachte eine so große Aufregung im Volke hervor, daß die meisten der noch übrigen constitutionellen Glieder vor Furcht aus der Nationalversammlung traten.

Die Girondisten beobachteten mitten unter diesen Bewegungen eine schwankende, zweideutige Haltung: denn während sie durch einen neuen Volksaufstand die Absetzung des Königs herbeiführen wollten, machten sie dem Könige heimliche Anerbietungen ihrer Dienste, wenn er die drei entlassenen Minister wieder einsetzen wollte! — Anderseits ließ Danton dem Könige den Schutz der Jacobiner gegen die Girondisten anbieten: in seiner Treulosigkeit und Habsucht nahm er sogar Geld vom Hof, während in den Clubs der Cordeliers und Jacobiner an des Königs Untergang gearbeitet wurde.

Die Unruhe im Volk nahm täglich einen drohenderen Character an, der am 30. Juli durch die Ankunft von 700 Freiwilligen aus Marseille, dem Herd des wildesten Sanscülottismus, noch gefährlicher wurde. Denn diesen braunen, gelenken, zügellos frechen, zum Aeußersten entschlossenen Südländern war Paris noch nicht revolutionär genug, und bald bemerkten sie, daß ihnen nicht leicht Jemand zu widerstehen wagte.

Ihr Führer Barbaroux, wegen seiner Schönheit „Antinous" genannt, schloß sich übrigens bald an die Girondisten an. Durch sie kam das Hauptrevolutionslied, die sog. Marseillaise auf, deren Verfasser der Ingenieurhauptmann Rouget de l'Isle war und die L' Allemand in Musik gesetzt hatte. Nach ihrer Ankunft in Paris wurden sie unter Danton's Leitung gestellt. Bald gesellten sich auch noch Föderirte aus andern Städten zu ihnen, so daß ihre Gesammtzahl 1500 betrug.

Am 9. August hielt Danton im Club der Cordeliers mit seiner Donnerstimme eine fanatische Rede und endete mit dem Ruf: Zu den Waffen! Signalschüsse erfolgten und eine Stunde vor Mitternacht erklärten die Cordeliers, die bestehende Constitution nicht mehr anerkennen zu wollen. Um Mitternacht, als der verab-

redete 10. August begann, ertönten die Sturmglocken und gaben der bearbeiteten Volksmasse das Zeichen zur Erhebung.

Während ein neuer Gemeinderath aus lauter Cordeliers eingesetzt wurde, sammelten sich die bewaffneten Massen, um die Tuilerien zu erstürmen, die mit Schweizern und einem kleinen Theil der Nationalgarde besetzt waren.

Die Schweizer, nur 950 M. stark und bloß mit zwei Kanonen versehen, aber alle mit Muth und Pflichttreue erfüllt, dazu etwa 400 dem König treue Nationalgarden unter dem General Mandat, und an 300 herbeigeeilte royalistische Edelleute, wollten dem Angriff der Insurgenten, noch ehe sich die Massen angehäuft hatten, zuvorkommen, wurden aber vom Könige, der keinen inconstitutionellen Schritt thun wollte, zurückgehalten, zum Leidwesen der Königin, die einen Kampf auf Leben und Tod vorgezogen hätte.

Um sich den Angriff auf das Schloß zu erleichtern, ließ der neueingesetzte Municipalrath den General Mandat vor sich laden, und als er ihnen die Anordnungen, die man im Schlosse zur Vertheidigung getroffen hatte, nicht verrathen wollte, wurde er in ein Gefängniß abgeführt und unterwegs niedergeschossen. Sein Tod benahm der Schloßvertheidigung die nöthige Einheit.

Bei der mit Anbruch des Tags von Stunde zu Stunde wachsenden Gefahr entschloß sich der König, dem Rathe des Syndicus Röderer zu folgen und sich mit den Seinigen in den Schutz der Nationalversammlung zu begeben. Vergebens widerstrebte die Königin mit den Worten: „Wenn wir unser Leben nicht retten können, retten wir wenigstens unsere Ehre!“ — vergebens rieth ein Nationalgardeoffizier dem König, er solle, umgeben von seinen Treuen, Paris verlassen und sich nach Rouen begeben: der König wollte kein Blutvergießen veranlassen. Mit Schmerz verließ er mit seiner ganzen Familie den Sitz der alten Könige Frankreichs, — um ihn erst wieder im letzten Augenblick seines Lebens — aus der Ferne zu sehen.

Eingetreten in den Sitzungssaal der Versammlung, wo seine Erscheinung einen kurzvorübergehenden Eindruck machte, erhielt der König die Weisung, sich mit seiner Familie in die Loge des Schnellschreibers hinter dem Präsidentenstuhl zu begeben, weil seine Anwesenheit die Freiheit der Berathungen beschränken würde. Von hier aus mußte er 16 Stunden lang mit den Seinigen Alles mit anhören, was zu seinem Sturze berathen wurde. Das Ergebniß der Ver-

handlungen war, daß die Absetzung des Königs und die Einberufung eines von Robespierre vorbereiteten und beantragten Nationalconvents decretirt und der königlichen Familie zum Aufenthalt der Palast Luxenburg angewiesen wurde, wogegen aber der Gemeinderath, der jetzt alle öffentliche Gewalt an sich riß, den Temple bestimmte, in dessen engem Raum die königliche Familie aller Bequemlichkeit entbehrte.

In der ersten Nacht nach diesem Schreckenstag mußte die königliche Familie im Bernhardinerkloster übernachten. Als der König darin ankam, warf er sich in seinem Zimmer mit den Seinigen auf die Kniee und betete: „Herr! Deine Prüfungen sind furchtbar! Verleihe uns den Muth, sie zu ertragen. Wir verehren Dich in unserm Elend, wie wir es in unserm Glücke gethan haben. Empfange in Deiner Barmherzigkeit die, welche für die gerechte Sache gekämpft haben und für sie gestorben sind!" Diese Stimmung eines Märtyrers blieb ihm bis an sein Ende. — Im Temple wurde Niemand zur königlichen Familie gelassen, und mit Schmerz hörte der König, daß viele seiner treuen Freunde und Anhänger angeklagt und verhaftet worden. Auch Barnave, Duport und Karl von Lameth, die ersten Urheber der Revolution, wurden von ihren Feinden, den Girondisten verhaftet.

Unterdeß hatte noch an dem Tage, da der König in der Nationalversammlung war, die tobende Volksmasse unter dem Vorgang der Marseiller den Angriff auf die Tuilerien begonnen. Die treuen Schweizer wehrten sich heldenmüthig; ein Theil derselben machte einen Ausfall und jagte die Menge bis auf den Carousselplatz zurück, wurde dann aber durch einen schriftlichen Befehl des Königs, den man ihm in der Nationalversammlung abgenöthigt hatte, von weiterer Vertheidigung abgehalten. Die übrigen Schweizer, 300 an der Zahl, vertheidigten im Innern das Schloß mit dem Muth der Verzweiflung, bis sie überwältigt und zum Theil mit vielen dem Könige treuen Edelleuten niedergemacht und gräßlich verstümmelt wurden; die übriggebliebenen wurden zu anderm Schicksal aufbewahrt. Die königlichen Gemächer wurden ausgeplündert und Alles darin zerschlagen und zerstört. Dem blutigen Siege folgten in der darauffolgenden Nacht und an den nächsten Tagen die wildesten Orgien des rohesten Sanscülottismus.

Von Paris aus setzte sich der Stoß durch das ganze Land fort und alle Departements nahmen die neue Ordnung der Dinge an. Als Lafayette von

der Absetzung des Königs erfuhr, hielt er sogleich eine Musterung seiner Truppen und ließ sie die Constitution von 1791 beschwören: sie gehorchten unbedenklich. Als nun die Nationalversammlung Commissäre an ihn absandte, um ihn nach Paris zur Verantwortung zu führen, ließ er sie als Geißeln für das Leben des Königs festnehmen. Allein weil Dumouriez, der nach dem Oberbefehl strebte, die Decrete vom 10. Aug. anerkannte, so wurden auch Lafayette's Truppen abfällig, so daß dieser mit Alexander v. Lameth und zwei andern Offizieren sich über die Gränze flüchtete, wo ihn aber die Preußen als einen Demokraten festnahmen. Er wurde nun von Festung zu Festung gebracht, bis er zuletzt von den Oesterreichern in Olmütz verwahrt wurde, wo er fünf Jahre lebte, ohne seinen Grundsätzen untreu zu werden. Erst nach dem Frieden durfte er wieder in sein Vaterland zurückkehren, das er dann freilich sehr verändert fand.

4. Die Gewalt in den Händen des Gemeinderaths. Das Revolutionstribunal. Die erste Coalition. Das Kriegsmanifest. Beginn des Kriegs an der niederländischen Gränze. Danton. Der Septembermord. Ende der Legislative.

Von nun an war die oberste Gewalt in den Händen des von den Clubs und dem bewaffneten Pöbel unterstützten Gemeinderaths, der die Nationalversammlung beherrschte und auf ihre Beschlüsse Einfluß übte. An der Spitze desselben standen Danton, Robespierre und Marat, welche beide letztere beim Ausbruch des Aufstandes sich versteckt gehabt hatten, nun aber, da er gelungen war, die Aernte mit antraten. Dem verwegenen Danton und dem blutdürstigen Marat durch Heuchelei, Arglist und systematische Berechnung überlegen, wußte Robespierre durch Petitionen und absichtlich übertriebene Forderungen bei der Nationalversammlung, in der noch die Girondisten den Jacobinern die Wage zu halten suchten, stets so viel durchzusetzen, als er wollte. Auf seinen Betrieb wurde wider den Einspruch der Girondisten gleich am 17. August ein Revolutionstribunal zur Bestrafung aller seit 1789 begangenen Verbrechen wider die Freiheit, insbesondere zur Bestrafung der Verschwörer des 10. August, wie er die Royalisten nannte, niedergesetzt. Als man ihm das Präsidium dieses Tribunals anbot, schlug er es aus mit den heuchlerischen Worten, ein so strenges Richteramt sey gegen seine philanthropischen Grundsätze. Er erreichte damit einen gedoppelten Zweck, indem er einerseits den Ruhm der

Unbestechlichkeit und Menschenfreundlichkeit erhielt, anderseits unter diesem Deckmantel alle, die seinen jacobinischen Grundsätzen widerstanden, durch dieses Tribunal zum Tode bringen lassen konnte. In Kurzem füllten sich die Gefängnisse mit Royalisten, besonders mit solchen, zu deren Verhaftung und Verurtheilung die in den Tuilerien aufgefundenen Papiere Veranlassung gaben. — Auch erfolgten Decrete zur Einziehung der Güter der Emigranten sowohl, als auch der eidverweigernden Priester.

Der Aufstand vom 10. August und die ihm folgenden Gewalthandlungen waren durch den unterdeß erfolgten Angriff der fremden Mächte beschleunigt worden. Denn schon am 25. Juli 1792 hatte der regierende Herzog von Braunschweig, als Bundesfeldherr der ersten Coalition, die zwischen Oesterreich, Preußen und Sardinien zu Stande gekommen war, ein Kriegsmanifest an das französische Volk erlassen, worin er die Freilassung des Königs und seiner Familie verlangte und im Weigerungsfall dem Lande und seiner Hauptstadt mit der strengsten Strafe drohte. Diese hohe Sprache, der die von den Verbündeten aufgebotenen Streitkräfte und Anordnungen wenig entsprachen, reizte das revolutionsbegeisterte Volk und seine Regierung zum äußersten Widerstand; ja selbst die Emigranten fühlten sich durch den Ton dieser Erklärung verletzt.

Der Anfang des Krieges schien jedoch Erfolg zu versprechen. Denn bald nachdem die verbündeten Heere die österreichisch-niederländische Gränze überschritten hatten, ergab sich ihnen nach kurzer Vertheidigung die Gränzfestung Longwy, worauf der österreichische General Clairfait die Festung Stenway und die Preußen nach kurzer Belagerung Verdun einnahmen.

Diese Fortschritte des Feindes benützten die Jacobiner in Paris, durch Schrecken ihre Herrschaft zu befestigen. Sie beschuldigten die Girondisten der Lauheit und verdächtigten sie durch die falsche Behauptung, sie hätten den Plan, man solle Paris aufgeben und sich hinter die Loire zurückziehen. Die Girondisten, deren Einfluß ohnedieß schon im Sinken war, sahen sich von ihren bisherigen Anhängern in der Nationalversammlung aus Furcht vor den Jacobinern verlassen. Plötzlich ließ Danton unter dem Schein

einer allgemeinen Sicherheitsmaßregel am 28. Aug. die Thore schließen und eine Haussuchung nach Waffen vornehmen, wobei es aber vorzüglich auf die Verhaftung einer Menge angesehener, von den Jacobinern als verdächtig bezeichneter Personen abgesehen war, so daß nur allein in der Nacht vom 29. auf den 30. Aug. 4000 den Gefängnissen überliefert wurden.

Als die Nationalversammlung diesen Gewaltschritt nicht billigen wollte, schreckte Danton sie durch noch energischere Beschlüsse des Gemeinderaths, und der gleich darauffolgende gräuliche Septembermord in Paris, den die Versammlung zu verhindern keine Kraft hatte, gab das Signal zu den gleichen Mordscenen in den Provinzen, in denen auch überall die Jacobiner die Oberhand hatten.

Schon mehrere Tage vorher merkten die in den verschiedenenen Gefängnissen der Stadt zusammengepfergten Gefangenen, welche meist aus Adeligen, Militärs und Geistlichen bestanden, daß ihr Leben in Gefahr schwebe, und ihre Freunde und Verwandte gaben sich alle Mühe, sie von ihnen abzuwenden. Unter denen, die auf diese Weise losgebeten wurden, befanden sich auch Lally-Tolendal, der berühmte Mineralog Hauy, der Dramatiker Beaumarchais. Am 2. Sept. um 2 Uhr Nachmittags überfielen die wilden Marseiller einen Transport von Geistlichen, die nach einem Gefängniß gebracht wurden, und tödteten sie alle; gleich darauf wurden 200 Geistliche, die im Carmeliterkloster eingesperrt waren (darunter Peter Hebert, der Beichtvater der Königin und mehrere Bischöffe) von Banditen niedergestoßen und nur 30 gerettet. Am ersten Abend hatten schon 250 Geistliche mit bewunderswerther Seelenstärke den Todesstoß empfangen und dabei den Beweis gegeben, daß sie eher ihr Leben, als ihre christliche Ueberzeugung opfern wollten. Auch in den andern Gefängnissen ereigneten sich ähnliche Scenen, nur daß man das Morden wie zum Hohn mit einem Schein von Gerechtigkeit umkleidete, indem man Tribunale für die verschiedenen Gefängnisse improvisirte, bei denen dort Maillard, hier Hebert und Andere anderswo präsidirten. Diese Metzeleien — eine wahre „Bartholomäusnacht der Revolution" — dauerten fünf Tage und fünf Nächte fort, während welcher mehrere Tausend — nach Einigen an 12000 — Gefangene hingeschlachtet wurden. Am grausamsten und härtesten zeigten sich Billaud-Varennes und Manuel; Danton und Tallien retteten doch Manchen das Leben. Robespierre hielt sich in dieser Zeit zurück, billigte aber das Geschehene und belobte das Volk wegen seiner Gerechtigkeit.

Unter allen Gemordeten befand sich nur eine einzige Frau, die durch hohe Abkunft, so wie durch Schönheit und Adel der Seele ausgezeichnete Prinzessin von Lamballe, aus dem Hause Savoyen-Carignan, Schwiegertochter des Herzogs von Penthièvre, Oberhofmeisterin und bewährte Freundin der Königin Marie Antoinette. Auch sie wurde aus ihrem Gefängnisse vor das blutige Tribunal geschleppt, wo sie mit Würde ihr Urtheil empfieng. Kaum war sie abgetreten, so umgaben die Mörder sie, und einige riefen ihr zu, wenn sie dem König und der Königin ewigen Haß schwöre, könne sie sich retten. Allein sie erwiederte fest: „Ich kann nicht die hassen, die ich ewig lieben werde". Nun drang man mit Piken auf sie ein und tödtete sie aufs gräßlichste, steckte ihr blondgelocktes Haupt auf eine Pike, und trug es vor den Fenstern ihres Verwandten, des Herzogs von Orleans im Palais Royal, um diesen ihren Gegner zu erfreuen, so wie vor den Fenstern des Temple vorbei, um die Königin zu kränken, die bei diesem Anblick in Ohnmacht fiel. Der übrige Körper der Gemordeten erfuhr die schrecklichsten und schändlichsten Verstümmlungen. Das Morden überhaupt endete damit, daß man, um die noch unbefriedigte Blutgier der Mordgesellen (von denen einer sich rühmte, 60 Menschen allein hingeschlachtet zu haben, ein Neger aber 200 getödtet haben soll) zu sättigen, noch 3000 Galeerensträflinge im Biçêtre von besoldeten Mördern mit Kanonen zusammenschießen ließ.

Neuanbefohlene Haussuchungen, bezahlte Angebereien und andere künstliche Mittel, wodurch der Gemeinderath seine Gegner einschrecken wollte, hatten bald wieder die entleerten Gefängnisse gefüllt. Da versuchten die Girondisten, angefeuert durch die flammenden Worte der Madame Roland, noch einmal sich aufzuraffen, und Vargniaud's mächtige Beredtsamkeit, sowie Roland's warnender Bericht über die neuen Mordplane des Gemeinderaths bestimmten die Nationalversammlung zu dem Beschluß, den Gemeinderath für das Leben der Gefangenen verantwortlich zu machen. Allein das war der letzte ohnmächtige Versuch der Legislative, die noch in diesem September dem neuen Nationalconvent ihre Stelle einräumen mußte. Sie trat ab, beladen mit dem Fluch, der Ruchlosigkeit den Sieg über Recht und Gesetz verschafft zu haben."

5. Kapitel.

Der Nationalconvent bis zum Sturz der Gironde.

1. Eröffnung des Convents. Matte Kriegführung der Verbündeten. Waffenstillstand mit Dumouriez. Cüstine in Mainz. Dumouriez in den Niederlanden. Das Treffen bei Jemappes. Republicanisirung der Niederlande. Der Krieg im Süden.

Zur Beschleunigung der Einberufung des Convents und zu dessen energischem Vorgehen auf der Bahn der Revolution trugen die bisherigen Fortschritte der Coalirten wesentlich bei, und zum Theil war hinwiederum die Energie, mit welcher der Convent, gleich bei seinem Auftreten zur Vertheidigung nach Außen alle Mittel in Bewegung setzte, einer der Gründe, aus denen sich die von den Preußen und Oesterreichern drohende Gefahr wieder verzog. Denn nach der Capitulation von Verdun, die auf den ersten Tag des Septembermords fiel, ermatteten die Bewegungen der Verbündeten. Ein rascher Zug auf Paris hätte, wenn nicht den König, doch das Königthum noch retten können: so aber bezeugten der Herzog von Braunschweig und das ohnedieß kleine Heer der Oesterreicher keinen Eifer, und daher konnten auch die Preußen, obwohl der Zahl nach die stärkeren, nichts weiter ausrichten. Der Herzog wagte es nicht, mit 90000 M. den nur 50000 M. starken Dumouriez, der an Lafayette's Stelle den Oberbefehl bekommen und den Verbündeten bei Valmy den Weg nach Paris verlegt hatte, ernstlich anzugreifen: es blieb bei einer bloßen Kanonade (20. September). Schlechte Witterung und Krankheiten im deutschen Heere, zum Theil auch Furcht vor dem täglich wachsenden Revolutionsgeist in Paris und auf dem Lande, bewogen den Herzog, einen Waffenstillstand mit Dumouriez zu schließen und die unfruchtbare Champagne zu verlassen, während zugleich Longwy und Verdun den Franzosen zurückgegeben wurden. Auch das bei Thionville stehende österreichische Corps, bei dem sich die kampfbegierigen Emigranten befanden, zog sich zurück, da auch der Herzog Albert von Sachsen-Teschen das feste Lille nicht

erobern konnte. Da sonach die Rheinseite ganz entblößt war, so drang General Cüstine an der Spitze eines zweiten französischen Armeecorps, das er im Elsaß gesammelt hatte, rheinaufwärts über Speyer und Worms nach Mainz, und brachte diese Stadt im Einverständniß mit den darin befindlichen Freiheitsmännern in Kurzem zur Uebergabe.

In Mainz hielt der Erzbischoff-Kurfürst Friedrich Karl von Erthal einen Hof, der dem frühern Pariser Hof an Ueppigkeit wenig nachgab. Sein Coadjutor Freiherr von Dalberg hatte die Mainzer Universität, an welcher der freiheitsbegeisterte Naturforscher Georg Forster und der schweizerische Geschichtschreiber Johannes Müller lehrte, zum „Mittelpunct der Aufklärung am Rhein" gemacht. Bei Cüstine's Annäherung entfloh der Hof; die aufgeklärten, für die französische Republik schwärmenden Gelehrten aber blieben und bewogen in Verbindung mit einem illuminatistischen Anhang den schwachen Festungscommandanten zur Uebergabe. Nach Cüstine's Einzug (20. Oct.) wurde sogleich ein Jacobinerclub errichtet, und nicht lange, so war das ganze Kurfürstenthum republicanisirt und jeder „aufgeklärte" Deutsche darin fraternisirte mit den Franzosen. Cüstine äußerte selbst: „Kaum hatte ich den Fuß nach Deutschland gesetzt, so kamen alle Narren des Landes, sich bei mir einzufinden!" — Von Mainz aus besetzte er auch Frankfurt am Main und legte der Stadt eine starke Schatzung auf.

Bald darauf wandte sich Dumouriez, der sich in Paris neue Verhaltungsbefehle geholt hatte, mit seinem auf 86000 M. verstärkten Heere, begleitet von dem Herzog von Orleans und dessen beiden Söhnen, (dem Herzog Louis Philipp von Chartres und dem Herzog von Montpensier) nach den Niederlanden, griff den 6. Nov. den österreichischen General Clairfait an und besiegte ihn bei Jemappes vorzüglich durch die Tapferkeit des jungen Louis Philipp und durch den begeisterten Gesang der Marseillaise.

Dieser Sieg öffnete ihm den Weg nach Brüssel, wo er am 14. Nov. einzog und nach der Besitznahme von Aachen und dem völligen Rückzug der Oesterreicher die Winterquartiere nahm, worauf Danton herbeieilte und die österreichischen Niederlande durch jacobin'sche Einrichtungen republicanisirte. Anfangs begrüßten die Niederländer — dieselben, die nicht lange zuvor sich gegen Joseph's II Reform so standhaft gewehrt hatten, — die

Franzosen als Befreier, lernten sie aber gar bald als Brandschatzer, Kirchenräuber, Rechtszertreter und Sittenverhöhner kennen und verwünschen. Die Summen, welche Danton dem Lande abpreßte, deckten die Kosten der Kriegsrüstung und halfen den entwertheten Assignaten eine Zeit lang wieder auf.

Auch gegen Sardinien waren die neuen Republicaner glücklich: sie eroberten Savoyen und Nizza und schlugen in der Folge ersteres als Departement Montblanc, letzteres als Departement der Seealpen zu Frankreich. Ueberall, wo die Franzosen hinkamen, kündigten sie sich als Kämpfer für die Völkerfreiheit an, und Freiheitsbäume und Jacobinerclubs halfen ihnen den Geist der Bevölkerungen in Schwindel versetzen.

2. Die Parteien im Convent. Robespierre. Erklärung der Republik: ihr Schiboleth. Bruch zwischen den Girondisten und Jakobinern. Anklageact gegen den König. Sein Prozeß. Leben der königlichen Familie im Temple. Verurtheilung und Tod des Königs.

Der aus den Wahlen aller Feinde des monarchischen Prinzips hervorgegangene Nationalconvent hatte die Bestimmung, das Werk der Zerstörung alles Bestehenden zu vollenden und während seiner dreijährigen Dauer den Grundsätzen der Revolution nach Innen unbedingte Geltung, nach Außen durch Waffengewalt Ausbreitung über andere Theile Europa's zu verschaffen. Der in dem Convent vorherrschende Fanatismus, die aus diesem hervorgehenden mannigfachen Gräuel, die vulkanartige Gewalt der von ihm nach allen Seiten hin sich fortpflanzenden Erschütterung macht ihn zu einer gigantischen Erscheinung, die in der Geschichte kaum ihres Gleichen hat. Doch hat er wie ein über das Land hinfahrender, Alles niederwerfender Orkan „nichts Neues geschaffen, auch keine neuen Ideen hervorgebracht", sondern im Grunde, ohne es zu wollen, nur dazu gedient, den von der Constituante, wenn auch nur von Ferne angedeuteten Ideen eine spätere Aufnahme zur theilweisen Verwirklichung zu verschaffen.

In der ersten Zeit hatte der Convent eine mehr girondistische Physiognomie, wie denn auch zuerst Pethion Präsident war und Vergniaud, Condorcet, Brissot und andere Girondisten die andern Aemter in der Leitung desselben einnahmen. Sie stellten

in der Versammlung die Rechte dar; auf der Linken saßen die Jacobiner, Cordeliers und Anarchisten, deren Häupter den Berg oder die höchsten Bänke der Linken einnahmen.

Hier saß Robespierre, der ehemalige Advocat von Arras, fein und zierlich gekleidet, in gewöhnlich beobachtender, sich fast absondernder Zurückhaltung, den glühenden Ehrgeiz unter kalter Bemessenheit verbergend, weniger besorgt den Beifall der Versammlung, als den des Volkes zu gewinnen, dem er als Abgott der Tugend und aufopfernden Vaterlandsliebe zu erscheinen beflissen war; — hier saß der löwenartige Danton in gebieterischer Haltung, mit drohendem Blick und donnernder Stimme, doch anständig gekleidet; — hier der blutige Marat, der Abscheu der Meisten, mit seinem häßlichen Gesicht und dem stieren Blick des kalten, grauen Auges, in schmutzigem, vernachlässigtem Anzuge; — hier der Herzog von Orleans, unter dem Namen Egalité, mit dem aufgedunsenen, rothen Gesicht eines Wüstlings in scheinbarer Ruhe, mit der geheimen Hoffnung, vielleicht noch an das Staatsruder zu kommen; hier der theatralische Collot d'Herbois (ein ehemaliger Theaterbilletsverkäufer), hier St. Just, der Schatten Robespierre's, hier Desmoulins, Tallien, Legendre, Fréron, Manuel, Billaud-Varennes, Barbaroux, Lepelletier, Carrier rc. — Im Centrum saßen Siéyes, La Reveillère-Lepeaux, Rewbel, Barrère u. A. Im Ministerium befand sich der Girondist Roland, aber auch sein Feind, der zum Berg gehörende Pache. — Der Jacobinerclub, in Paris damals von etwa 4000 besucht, war es, der mit dem Geist der Gewalt und des Schreckens in Verbindung mit dem Geist der Lüge und der Heuchelei die Unentschiedenen und Gemäßigten in beständiger Furcht und Bangigkeit erhielt.

Eine der ersten Handlungen des Convents war die, daß auf den Antrag Collot d'Herbois' die Abschaffung des Königthums mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde und zwar ohne Discussion, da die Menge der Verbrechen Ludwig's XVI jede Angabe von Gründen überflüssig mache. Hiemit fiel auch die Hoffnung des Herzogs von Orleans zu Boden und er warf sich nun um so eifriger in die Rolle eines Republikaners. Nach einem heftigen, aber vergeblichen Angriff auf die weitergehenden Mordabsichten ihrer Gegner, den die Bergpartei mit Hülfe des Centrums zurückschlug, wurde auf Tallien's Antrag die Einheit und Untheilbarkeit der Republik erklärt (mit der daraus folgenden Bestimmung, daß Paris der Centralpunkt bleiben müsse).

Fortan fieng diese Idee an, ihre Gewalt zu entfalten, und die obenerwähnten Erstlingssiege der Republikaner herbeizuführen.

Freiheit und Gleichheit ward nun allenthalben die Losung und um an diesen (mißverstandenen) Gütern alle Welt Theil nehmen zu lassen, erklärte man am 19. Nov. allen Nationen die Brüderlichkeit. Und um die Sympathieen, welche die Freiheitsbewegung in Frankreich auch in andern Ländern angeregt hatte, zu stärken, wurde verschiedenen Männern im Ausland, die sich hierin bemerklich gemacht hatten, das französische Bürgerrecht ertheilt. Unter diesen befanden sich auch die deutschen Dichter Klopstock und Schiller (Mr. Gileers) die jedoch gar bald, als die Revolution eine verbrecherische Wendung nahm, von ihrer idealistischen Verirrung zurückkamen.

Der Bruch zwischen den Girondisten und Jacobinern war unheilbar und beide Theile bekämpften sich nun in ihrer Existenz. Da die Girondisten eben so streng gegen die Royalisten, wie gegen die Jacobiner waren, so fanden sie in beiden keinen Halt. Gegen die erstern stimmten sie vielmehr mit den letztern für das harte Gesetz, das die Güter aller Emigrirten überhaupt unter Sequester stellte, die Güter der Volljährigen und Selbständigen aber confiscirte und die Todesstrafe auf alle Diejenigen aussprach, welche einen Emigrirten beherbergen oder unterstützen würden.

Ein neuer verfehlter Angriff der Girondisten gegen Robespierre, den sie als den Gefährlichsten erkannten, diente nur dazu, denselben zu der hohen Stellung emporzuheben, die er erstrebte. Er und seine Parteigenossen hielten sich seit der Eroberung Belgiens für mächtig genug, um auch den letzten entscheidenden Schritt zu thun, damit eine Reaction im royalistischen Sinn unmöglich gemacht werde. Robespierre insbesondere wurde seitdem nicht müde, im Jacobinerclub den Tod des Königs als die Bedingung der Erhaltung der Republik darzustellen, und Tausende seiner Bewunderer waren in Journalen und Versammlungen geschäftig, die Volksmenge für diesen blutigen Gedanken zu exaltiren. Um das Volk dafür zu gewinnen, stützte man den Antrag auf des Königs Tod weniger auf das „Sophisma der politischen Nothwendigkeit", als vielmehr mit diabolischer Berechnung auf die dem Volk als Glaubensartikel vorgesagte Behauptung, die Vertilgung der Könige sei eine Wohlthat für das Menschengeschlecht, weil dieselben in der bürgerlichen Ordnung das seyen, was Raubthiere in der natürlichen Ordnung.

So brachte man es dahin, daß der schlechte Theil des Volks durch Deputationen auf den Tod des Königs drang und daß die monatlange, über die Frage von dem Recht, den König zu richten, mit allen Künsten der Sophistik und Bosheit geführte Debatte endlich zum Schluß kam, den die Jacobiner zugleich zum Probirstein für die Girondisten machen wollten, um diese, falls sie sich der Anklage widersetzen würden, als Königsfreunde und mit dem Ausland Verschworne darstellen zu können.

Obwohl die Girondisten des Königs Tod nicht wünschten, so hatten sie doch nicht den Muth, kräftig zu widerstehen, und wie gelähmt stimmten sie für Niedersetzung einer Commission, welche — auf den Grund verschiedener nach dem 10. Aug. im Schlosse aufgefundener Papiere des Königs — die meist auf listigen Verdrehungen und Verfälschungen der bekanntesten Thatsachen beruhende, alles Recht und alle Sitte bei Seite setzende Anklage-Acte entwarf, und sie mit einem begleitenden Berichte dem Convent vorlegte. Dieser entschied, daß der König nicht vor einem gewöhnlichen Tribunal, sondern vor dem Convent selbst nach keinen andern prozessualischen Formen, als nach einem Verhör und einer Vertheidigung gerichtet werden solle. Denn mit Mühe hatten es die Girondisten wenigstens dahin gebracht, daß man dem König einen Rechtsbeistand gewähren wollte.

Seit vier Monaten war Ludwig XVI im Temple gefangen, wo er mit den Seinen in den düstern und feuchten Zimmern des zweiten und dritten Stocks fast aller Bequemlichkeit entbehrte. Die Härte der abwechselnd die Aufsicht führenden Gemeinderathsglieder gieng so weit, daß der königlichen Familie fast keine Kleider zum Wechseln gegeben wurden, sondern die Königin und Prinzessin Elisabeth oft die Nächte zum Ausbessern der Kleider verwenden mußten. Die ihnen beigegebenen Diener und Wächter waren rohe Menschen, die sich auf's gemeinste und beleidigendste betrugen; selbst bei den kleinen Spaziergängen im Hausgarten wurden sie von Bewaffneten begleitet, die gewöhnlich Santerre anführte. Alle diese Drangsale ertrug die königliche Familie mit bewundernswerther Standhaftigkeit. Mehrere Stunden des Tags verwendete der König auf den Unterricht seines Sohnes, eines liebenswürdigen Knaben, dem das Unglück seiner Aeltern eine große Festigkeit verlieh. Die 14jährige Prinzessin, welche die traurige Lage der Ihrigen tief empfand, schloß sich besonders an ihre edle Tante Elisabeth an, die ihrerseits der Königin den liebevollsten Trost ge-

währte. Marie Antoinette selbst, obwohl am schmerzlichsten betroffen von dem furchtbaren Geschicke, ertrug es doch mit Kraft und Resignation.

Gleich als ob aber den Quälteufeln diese duldende Ruhe der königlichen Familie zum Vorwurf gewesen wäre, beschloßen die Commissäre, den König von seiner Familie zu trennen, und wiesen ihm ein besonderes Gemach an. Nur der übergroße Schmerz, den die Frauen empfanden, bewog die Grausamen, dem Könige die Mahlzeiten gemeinschaftlich mit den Seinen einnehmen zu lassen. — So voll Ergebenheit in den Willen Gottes lebten sie bis zum 11. December, als am Morgen dieses Tages, während der König seinem Sohne Unterricht ertheilte, die Commissäre ihn vor den Convent luden und seinen Sohn vor seinen Augen wegführten. Es war Nachmittags 1 Uhr, als er nach dem Sitzungssaal geführt wurde. Selbst bei diesem schweren Gang enthielt sich das Volk nicht, ihm seinen Haß und seine Verachtung zu erkennen zu geben. Im Convent eingetreten, wo man ihn absichtlich mit schauerlichem Schweigen empfieng, „warf er einen langen festen Blick auf die Reihen seiner Richter" und äußerte nicht das mindeste Zeichen von Furcht. Nachdem ihm Barère, der gerade präsidirte, den Anklageact, worin der König nur mit dem Namen Louis Capet bezeichnet war, hatte vorlesen lassen, wurden Fragen darüber an ihn gestellt, die er kurz und bestimmt beantwortete, das Falsche darin ruhig abweisend. Einige Stunden nach seinem Abtreten erhielt er ein Decret, worin ihm die Wahl zweier Rechtsbeistände frei gestellt wurde. Er wählte zwei ehemalige Parlamentsadvocaten Tronchet und Target, von welchen aber der letztere aus Feigheit die Vertheidigung ausschlug. An seiner Stelle erbot sich der ehrwürdige Lemoignon de Malesherbes, ehemaliger Siegelbewahrer unter Turgot's Verwaltung, freiwillig zur Annahme der Vertheidigung, obwohl nicht geringe Gefahr damit verbunden war. Während diese würdigen Männer, die noch den jüngern vorzüglich geschickten und royalistisch gesinnten Advocaten de Sèze zuziehen durften, die Vertheidigungsschrift abfaßten, bewies der König, der sich keine täuschende Hoffnung machte, im Vergleich mit seiner ehemaligen Schwäche die größte Klarheit des Urtheils und Festigkeit des Characters und einen bewunderswürdigen Adel der Gesinnung.

Am 26. Dez. wurde der König vor seine Richter geführt, um sich zu vertheidigen. Die Vertheidigung, welche de Sèze in einem fünf Stunden langen Vortrag führte, einem Meisterstück der Beredtsamkeit und Wahrheit, enthielt die schlagendste Darlegung der Ungerechtigkeit und der Widersprüche des ganzen Prozeßverfahrens, worauf der König einige einfache, würdevolle Worte der Bestätigung hinzufügte. Als sich der König entfernt hatte, verlangte der Berg die Aburtheilung. Nur ein Conventsglied, Lanjui-

nais, hatte den Muth, das Verfahren des Convents für ein Verbrechen gegen Vernunft und Natur zu erklären, mußte aber die ganze Wuth der Gegner erfahren. Vorzüglich war es die dämonische Gewandtheit Robespierre's, welcher den Eindruck der Vertheigung entkräftete und die Angriffe der Girondisten zurückwies. Diese hatten dann nur den Muth, eine Appellation an die Urwahlversammlungen vorzuschlagen, die aber verworfen wurde.

Das Endurtheil zog sich noch bis zum 15. Jan. 1793 hin, an welchem Tage von 721 anwesenden Conventsgliedern 683 das Schuldig aussprachen, worauf bei der Frage über die Strafart 361 für den Tod, 72 für den Tod mit Aufschub, 286 für lebenslängliches Gefängniß und 2 für Galeerenstrafe stimmten. Am 19. Jan. wurde der Aufschub berathen und verworfen und am 21. Jan. erlitt der König durch das Fallbeil oder die Guillotine den Tod, den er mit standhafter Ergebung ertrug.

Am Nachmittag des Todestages trat die Blutbehörde in sein Zimmer und verkündete ihm das Todesurtheil. Er hörte es ruhig an und bat nur noch um einen Geistlichen zum Beistand, um eine letzte Zusammenkunft mit seiner Familie, so wie um Entschädigungen für seine treuen Diener. Nach der Beichte, die er bei dem ihm zugeführten Priester hörte, hatte er am Abend eine zweistündige Zusammenkunft mit den Seinen, die hiebei durch seinen Mund erst seine Verurtheilung erfuhren. Der Abschied war für alle ergreifend; doch der König blieb standhaft. Am andern Morgen empfieng er das h. Abendmahl, während schon die bewaffnete Macht zur Hinrichtung ausrückte und das Getümmel des Volks durch die Straßen lärmte. Dann bestieg er mit dem Priester den Wagen, der sich langsam durch die gedrängte, aber schweigende Menge nach dem sog. Revolutionsplatz bewegte. Nach dem Aussteigen ließ er sich von dem Priester den Segen ertheilen, den ihm derselbe mit den Worten gab: „Sohn des heiligen Ludwig, erhebe dich zum Himmel!“ Als er das Schaffot bestiegen hatte und ihm die Hände auf den Rücken gebunden waren, sprach er mit lauter Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig; ich vergebe meinen Feinden! Möge mein Blut nicht auf Frankreich zurückfallen!“ Da fielen auf Santerre's Wink alle Trommeln ein, um seine weitern Worte zu übertäuben, und in wenig Minuten fiel sein Haupt unter dem Beile. Ein rasendes Freudengeschrei, vermischt mit dem Ruf Vive la Republique! erhob sich aus dem Munde des zahllosen Pöbels und setzte sich fort bis hin zum Gefängniß, wo die königliche Familie im Gebete für ihr sterbendes Haupt auf den Knieen lag. Doch bald verbreitete sich eine gewisse Stille in der Stadt; die Läden schloßen sich und

alle Wohlgesinnten ahneten, daß der Tod des Königs nur ein Vorspiel zum baldigen Untergang von Tausenden war. Selbst Viele, die Theil an der Verurtheilung hatten, fühlten sich nicht mehr sicher. Einige Girondisten, darunter Manuel, traten, von Reue ergriffen, aus dem Convent; auch Roland legte seine Ministerstelle nieder. — Wer irgend noch ein Gewissen hatte, ahnete, welch einen Bann Frankreich durch diesen Königsmord auf sich geladen hatte.

3. Die große Coalition. Kriegserklärung gegen England und Spanien. Vergeblicher Einfall in Holland; der Verlust Belgiens. Dumouriez's Verrath und Flucht. Permanenz des Revolutionstribunals. Der Sicherheits- und der Wohlfahrtsausschuß. Verhaftung des Herzogs von Orleans. Marat.

Ganz Europa durchzuckte das Entsetzen vor diesem Königsmord, der eine Drohung gegen alle Throne zu enthalten schien. Das erkannten alle Mächte und besonders bot England alle Kräfte auf, Europa in die Waffen gegen Frankreich zu bringen. Alle Monarchen fühlten sich solidarisch verbunden: sie verständigten sich durch Ausgleichung aller Differenzen, und leichter überließen nun Oesterreich und Rußland in einer neuen Theilung Polens an Preußen den bessern Theil Polen's mit Warschau. So kam die erste große Coalition gegen Frankreich zwischen England, Oesterreich, Preußen, Holland, dem deutschen Reiche, Dänemark, Schweden, Rußland, Sardinien, dem Papst, Spanien und Portugal zu Stande, und selbst der Türke kündigte der französischen Republik den Frieden auf.

Auch der Convent hatte gleich nach jener Katastrophe gefühlt, daß die Republik einen gewaltigen Kampf um ihr Bestehen werde zu kämpfen haben, und suchte sogleich (d. 1. Febr.) durch eine Kriegserklärung gegen England — nachher (am 7. März) auch gegen Spanien — zuvorzukommen, und am 24. Febr. befahl ein Decret die Aushebung von 300000 M. und eine neue Creirung von 800 Mill. Assignaten. Um allen Gewaltmaßregeln, welche die Jacobiner noch im Sinne hatten, mehr Nachdruck zu geben, verfuhren sie gegen alle ihnen Verdächtigscheinenden mit der größten Strenge, und wer sich nicht an ihren öffentlichen Gesinnungsbezeugungen, an Festen, Aufzügen, Versammlungen, betheiligte, war

ihren Verfolgungen ausgesetzt, so daß selbst die „Charte des Civismus“ d. i. die Sicherheitskarte, die sich alle geben ließen, welche gutpatriotisch erscheinen wollten, ihren Inhabern kaum hinreichenden Schutz gewährte. Besonders beobachteten die Gewalthaber jeden Schritt der Girondisten, die ihnen mit ihren Scrupeln und Bedenken, Kritiken und Widersprüchen längst im Wege waren und die weichen mußten, wenn die gotteslästerlichen Grundsätze des Bergs zur vollen Herrschaft kommen sollten. Zunächst aber nahm der Krieg alle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Schon am 17. Febr. war Dumouriez — obwohl innerlich den Jacobinern tief abgeneigt, doch dem Convent noch gehorchend, da er zu seinen politischen Zwecken des militärischen Ruhmes bedurfte, — von Belgien aus in Holland eingedrungen und hatte Breda mit einigen kleineren Festungen eingenommen. Während ihm aber die kleine Feste Wilhelmstadt zu schaffen machte, wurde sein Untergeneral Miranda genöthigt, die Belagerung der von einem Emigranten tapfer vertheidigten Festung Maestricht aufzugeben. Und als die Oesterreicher, welche Belgien nie ganz verlassen, sondern den Winter hindurch eine feste Stellung hinter der Ruhr genommen hatten, gegen Dumouriez anrückten, wurde er von ihnen bei Aldenhoven (d. 1. März) geschlagen und zum Rückzug aus Holland gezwungen. Zugleich gelang es auch dem kriegserfahrenen österreichischen Feldherrn Prinzen von Sachsen-Coburg durch den General Clairfait die Franzosen bei Aachen zu zerstreuen.

Da Dumouriez auf seinem Rückzug durch Belgien von der Gefahr hörte, in welcher um diese Zeit die Girondisten schwebten (weil sie sich der Absendung von Nationalgarden auf den Kriegsschauplatz widersetzten), so drohte er, nicht aus Vorliebe für die Girondisten, sondern weil er ihrer zu seinen politischen Planen noch bedurfte, in einem unbesonnenen Schreiben dem Convent mit der Rache seiner Armee, wenn die Jacobiner nicht mit ihren Collegen, den Girondisten, Friede hielten. In Paris hatten ihm ohnedieß schon seine Kriegsunfälle den Verdacht des Verraths zugezogen: dieses Schreiben zeigte den Jacobinern, wie sie mit ihm daran waren und

Danton übernahm den Auftrag, ihn, wenn er dieß Schreiben nicht zurücknähme, gefangen nach Paris bringen zu wollen.

Bereits aber hatte Dumouriez gefühlt, wie übereilt er gehandelt, und zu seiner Sicherheit, wie zur Ermuthigung seiner Truppen beschlossen, eine neue Schlacht zu wagen. Er griff am 18. März den Prinzen von Koburg bei Neerwinden an und hatte schon auf dem von ihm geführten rechten Flügel den Feind völlig geschlagen, als die gleichzeitige Niederlage seines linken Flügels den Verlust der ganzen Schlacht und dieser den Verlust Belgiens nach sich zog.

Um nun der Verantwortung auszuweichen und dennoch seine Feinde, die Jacobiner, sammt der Republik zu stürzen, knüpfte Dumouriez, während er sich zurückzog (wobei er noch einige Nachtheile erlitt) Unterhandlungen mit dem Prinzen von Koburg an. Dieser gieng auf den Plan Dumouriez's ein, der den Oesterreichern die Festung Condé als Pfand anbot, wenn sie mit ihm auf Paris losgehen und ihm nach Sprengung des Convents und der Clubs das Königthum wieder herzustellen behülflich wären. Er hatte im Sinne, den Herzog von Chartres auf den Thron zu setzen, verschwieg aber diesen Namen, weil er dachte, der Prinz von Koburg möchte auf die Usurpation eines Orleans nicht eingehen. Auf dem Marsch nach Tournay traf ihn Danton, der sich mit einem versöhnlichen Schreiben Dumouriez's an den Convent begnügte und wieder nach Paris zurückkehrte. In Tournay fand sich der Herzog von Chartres mit der Prinzessin Adelaide, seiner Schwester, mit ihm zusammen, was natürlich nicht als ein Zufall angesehen wurde.

Indeß kamen in Tournay auch drei Commissäre an, welche der Convent als politische Kundschafter an ihn abgeschickt hatte, und Dumouriez war in seinem Leichtsinn, womit er am Gelingen seines Plans nicht zweifelte, so unüberlegt, dieselben mit seinen Absichten bekannt zu machen. Sie stellten sich, als ob sie mit ihm einverstanden wären, machten aber nach ihrer Rückkehr dem Convent die Anzeige und schnell war ganz Frankreich von Dumouriez's Verrath unterrichtet.

Als nun vier neue Conventsglieder bei ihm anlangten und ihn vor die Schranken des Convents luden, ließ er sie verhaften und übersandte sie als Geißeln dem General Clairfait. Darauf erließ er mit dem Prinzen von Koburg eine Proclamation an die Franzosen, worin die Herstellung des Königthums für den Sohn Ludwig's XVI ausgesprochen und die Versicherung gegeben wurde, daß die Fremdmächte auf keine Eroberung dächten.

Inzwischen aber machte Dumouriez die Erfahrung, daß er sich in der Treue seiner Truppen getäuscht hatte: ein Theil derselben unter Dampièrre und Miranda versagten ihm den Gehorsam, und als ihm auch die Festung Condé die Aufnahme verweigerte und er auch an dem übrigen Theile seines Heeres eine abfällige und gefährliche Stimmung gewahrte, so sah er Alles verloren und begab sich mit dem Herzog von Chartres, dessen Bruder und noch einigen Offizieren in das österreichische Lager. Von diesem Augenblick an aber erschien er nie wieder auf dem politischen Schauplatz und lebte von fremder Unterstützung. (Er starb in einem hohen Alter zu London.)

Dieser Verrath Dumouriez's und eine neue Proclamation des Prinzen von Koburg, worin dieser unklugerweise sich nicht mehr als Befreier, sondern als Feind darstellte, der es auf Eroberung abgesehen, gab den Revolutionsmännern Veranlassung, den Fanatismus der Masse sowohl gegen die Royalisten, als auch gegen die Gemäßigten, unter denen ihnen die Girondisten obenan stunden, zu steigern und sich durch die einschneidendsten Maßregeln in ihrer Gewalt zu behaupten.

Schon vor Dumouriez's Abfall hatten die Jacobiner zunächst auf die Errichtung eines neuen und permanenten Revolutionstribunals angetragen, bei welchem durch Unterlassung aller ordentlichen Prozeßformen „die Vertheidigung erschwert und die Verurtheilung erleichtert" werden sollte. Da nun die Girondisten die auch für sie darin liegende furchtbare Gefahr erkannten, so widersetzten sie sich mit solcher Kraft, daß der Berg in Verbindung mit dem Gemeinderath in seiner Wuth beschloß, in der nächsten Sitzung (am 10. März) die Girondisten durch gedungene Mörder niederstoßen zu lassen. Allein das Ausbleiben der meisten Girondisten,

die davon Wind bekommen hatten, vereitelte den Mordplan. Vergebens schilderte in der darauffolgenden Sitzung Vergniaud die Folgen solchen Treibens, indem er dabei vorhersagte, daß die Revolution, wie Saturn, ihre eigenen Kinder verschlingen werde. Das Tribunal war an demselben 10. März in der Abwesenheit der Gironde decretirt worden sammt einem Sicherheitsausschuß (comite de surveillance) zur Ueberwachung und Einziehung der Verdächtigen. Zwar wurde nachher auf den Antrag der Gironde auch ein Wohlfahrtsausschuß (comité du salut public) zur Controlle des Gemeinderaths aufgestellt; da derselbe aber mit lauter Jacobinern besetzt wurde, so hatte diese Maaßregel eine gegentheilige Wirkung.

Als sodann nach dem Abfall Dumouriez's die Jacobiner die Wuth des Volks gegen die Gironde, aus der er ursprünglich hervorgegangen war, zu richten suchten, stellten umgekehrt die Girondisten ihre Gegner als Mitschuldige Dumouriez's dar, weil Robespierre die Verbannung der Bourbonen, aber nicht der Familie Orleans beantragt hatte, Danton aber ein Freund Orleans sey. Danton warf diese Beschuldigung den Girondisten zurück, fand aber für gut, auf Vergessen alles Geschehenen zu dringen, weil er bereits selbst anfieng, sich vor Robespierre zu fürchten, dessen versteckter Ehrgeiz und finstere Selbstsucht die Grundsätze der Revolution auf die Spitze zu treiben suchte, um nach der Vernichtung aller Nebenbuhler und aller Talente, die mit ihm hätten wetteifern können, sich zum Herrn der Revolution zu machen. Da indeß die Girondisten keinen Halt im Volke hatten, so schloß sich Danton zu seiner eigenen Sicherheit wieder mehr an den Gemeinderath an, um an dem Kampf gegen die Gironde Theil zu nehmen.

Für den Herzog von Orleans hatte die Flucht seiner beiden ältern Söhne mit Dumouriez die Folge gehabt, daß er, der seit dem Sturz des Königthums den Jacobinern ohnedieß unbrauchbar erschien, sammt seinen zwei jüngern Söhnen verhaftet und nach Marseille gebracht wurde. — Ein von Marat vorgeschlagenes Gesetz, daß ein Conventsglied, wenn es des Einverständnisses mit dem Feind gegen die Republik verdächtig wäre, den Character der Unverletzlichkeit verlieren solle, wurde angenommen, um bald auch gegen die Gironde angewendet zu werden. — Marat gab übrigens selbst bald der Gironde eine Blöße zum Angriff. Er hatte in seiner Zeitschrift Ami du peuple das Volk zu

einer Erhebung gegen den Convent aufgefordert (ein Plan, den wirklich der Gemeinderath und der Berg hegten, weil ersterer an die Stelle des Convents und an die Spitze der Republik treten wollte). Deßhalb setzten ihn die Girondisten in Anklagestand und drangen gegen ihn durch, so daß Marat sich auf kurze Zeit verbergen mußte. Indeß schlug der Angriff fehl: denn das Revolutionstribunal, von seines Gleichen besetzt, sprach ihn frei. Als Marat wieder im Convent erschien, sprach er viel von seinem reinen Herzen: denn dergleichen Phrasen waren bei den Jacobinern gang und gäbe, wie denn Robespierre stets die „Tugend," St. Just die „Weisheit," Danton „Blut und Vernichtung" und Andere andere Schlagwörter immer im Munde führten.

4. Mordplan gegen die Girondisten. Die Zwölfercommission. Pöbelaufstand. Sturz der Gironde. Herrschaft der Jacobiner.

Längst schon wurde in diesem Kampfe von den Jacobinern insgeheim ein Volksaufstand gegen die Gironde vorbereitet: Petitionen auf Petitionen liefen gegen sie ein und forderten geradezu den Tod von 22 Girondisten, so daß diese es kaum wagten, sich außer dem Convent sehen zu lassen. Da aber das Centrum, wenn es irgend seine Furchtsamkeit zuließ, lieber mit den Girondisten stimmte und die Mehrheit des Convents einsah, daß sie sich gegen die Gewaltthätigkeit des Gemeinderaths schützen müsse, so gieng ein Antrag der Gironde auf Niedersetzung einer Commission von zwölf „guten" Männern durch, welche den gegen sie beabsichtigten Aufstands- und Mordplan untersuchen sollte. Diese Commission ließ hierauf den frechen Hebert, ein Mitglied des Gemeinderaths, verhaften; allein das Andringen Marat's mit 2000 Pikenmännern erzwang die Freigebung desselben. Als man nun aber dennoch das Fortbestehen der Zwölfercommission und die abermalige Verhaftung Hebert's durchsetzte, stunden die Bergmänner nicht länger an und ließen den Aufstand des Pöbels los, der sich am 31. Mai gegen den Convent in Bewegung setzte, worauf Robespierre sogleich beantragte, daß man die bezeichneten Zweiundzwanzig in Anklagestand setze.

Dennoch wurde das Volk, dem es an Einheit fehlte, für dießmal noch begütigt und die Arbeiter darunter mit einem Taglohn von 2 Franken abgefunden. Hatte man doch durch die Festsetzung eines

Getreidepreise-Maximums und durch ein gezwungenes Anlehen von einer Milliarde sich von den Reichen Geld zu erpressen gewußt!

Mit diesem halben Erfolg unzufrieden, reizten Marat, Collot d'Herbois u. A. die Arbeiter von St. Antoine und St. Marceau auf's Neue an, und am 2. Juni riefen die Sturmglocken und Lärmkanonen die Masse zusammen, welche, 5000 an der Zahl, mit Piken und Kanonen versehen und von dem Septembermörder Henriot geführt, vor die Tuilerien zog (wo der Convent seit dem Tode des Königs seine Sitzungen hielt) und die Verhaftung der 22 Girondisten, der Zwölfmänner-Commission und der ehemaligen Minister Lebrun und Claviere erzwang.

Als das Volk ihre Auslieferung verlangte, hatte wieder nur Lanjuinais allein den Muth, den Insurgenten nicht das geringste Zugeständniß zu machen, und trug auf Absetzung aller städtischen Behörden und Bestrafung der Aufwiegler an, so daß die Versammlung wenigstens beschloß, zur Tagesordnung überzugehen. Aber der Pöbel erhob fortwährend den Ruf nach dem Tod der Zweiundzwanzig. Nun rieth Barrère, die Angeklagten sollten freiwillig ihren Austritt nehmen. Das thaten auch Einige, schwächten aber dadurch ihre Partei. Als Lanjuinais auf seinen Antrag zurückkam, riß man ihn mit Schlägen von der Tribune. Da in diesem Augenblick ein hereinkommendes Conventsglied, ein Freund Danton's, vom Pöbel mißhandelt worden war, schlug Danton vor, der ganze Convent solle sich in Masse hinausbegeben und sich der bewaffneten Menge zeigen, um zu sehen, ob der Convent noch Freiheit zum Discutiren besitze. Dieß geschah und der Präsident befahl dem Volk, sich zurückzuziehen. Allein Henriot ließ die Kanonen auf sie richten und zwang so den Convent, sich wieder in den Sitzungssaal zurückzubegeben. Und nun wurde auf Couthon's Antrag über die Auslieferung der Proscribirten gerathschlagt und ihre Verhaftung beschlossen. Unter den Verhafteten, die vergebens protestirten, befanden sich Lanjuinais, Vergniaud, Pethion, Barbaroux, Condorcet, Brissot, Roland u. a. Auch Madame Roland wurde an diesem Tag verhaftet. — Darauf belobte man sich selbst und das Volk, daß bei diesem Gewaltstreich kein Blut vergossen worden!

Also gieng eine exaltirte Partei von übrigens meist besser gesinnten Männern durch eine exaltirtere Partei von weitaus Schlimmeren zu Grunde, um das gleiche Loos zu leiden, das sie früherhin Anderen hatten bereiten helfen. Fortan herrschten die Jacobiner

allein und unumschränkt, um die Bande der Ordnung und Gerechtigkeit vollends zu lösen und ein Chaos zu bereiten, aus dem Niemand wußte, welch ein Neues sich daraus entwickeln werde.

---

6. Kapitel.

Die Schreckenszeit des Convents.

1. Nachtheile der Coalirten in Belgien. Die Preußen in Mainz. Allgemeine Volksbewaffnung. Carnot. Die Oesterreicher in Landau. Die Preußen bei Kaiserslautern. York in den Niederlanden. Jourdan. Rückzug der Engländer und Oesterreicher. Der Krieg an den Pyrenäen.

Während dieses Parteikampfes in Paris hatte der Krieg gegen die Coalirten in Belgien und am Rhein keinen günstigen Fortgang gehabt. Obgleich die Oesterreicher, zu denen nun auch Engländer und Holländer stießen, sich bloß mit Besetzung von Gränzfestungen aufhielten und kräftig vorzugehen versäumten, so wurden doch zwei französische Heere, welche der von dem Prinzen von Koburg belagerten Festung Condé zu Hülfe kommen wollten, geschlagen und nicht nur Condé, sondern auch das wichtige Valenciennes erobert und diese beiden Plätze für den — Kaiser in Besitz genommen. Da sich die Engländer und Hannoveraner unter dem Herzog von York von den Oesterreichern trennten, um Dünkirchen für sich zu erobern, so wurde der Prinz von Koburg an entscheidenderem Vorgehen gehindert, bekam aber doch Quesnoy in seine Gewalt.

Am Rhein waren die Preußen und Hessen unter dem Herzog von Braunschweig thätig: sie zwangen den General Cüstine zum Rückzug und schloßen (d. 14. Apr.) Mainz ein, wo er 20000 M. Besatzung zurückgelassen hatte. In dieser Stadt hatten unterdeß die deutschen Revolutionsmänner es in allen Stücken denen in Paris gleich zu thun gesucht: sie hatten einen deutschen Nationalconvent errichtet und Deputirte nach Paris geschickt, um die Vereinigung mit Frankreich zu verlangen!! Um bei der Vertheidigung der Stadt die Truppen zu befeuern und den ver-

dächtigen Theil der Einwohner zu überwachen, waren drei Conventsglieder, Merlin von Thionville, Rewbel und Hausmann dahin gesandt worden, welche nun ein wahres Schreckensregiment in der Stadt führten. Die Stadt hielt sich daher bis zum 22. Juli (1793), wo sich die Besatzung, durch Hunger und durch eine Empörung der Einwohner gedrängt, den Preußen unter der Bedingung des freien Abzugs ergab.

Unter der Mainzer Deputation, die um Vereinigung mit Frankreich bat, befand sich auch der oben erwähnte Naturforscher Georg Forster, der, als er in Paris Zeuge so unmenschlicher Greuel war, den Abgrund, an den ihn seine politische Schwärmerei geführt, zwar erkannte, aber weil er nun den Glauben an die Menschheit aufgab und den an den Erlöser nicht hatte, sich durch Scheidewasser das Leben nahm. — Die technische Vertheidigung von Mainz leitete Meunier, der tüchtigste Ingenieur Frankreichs; er fiel aber während der Belagerung, und auch die Preußen hatten so große Achtung vor ihm, daß sie während seiner Bestattung Waffenruhe hielten. — Hätten die Preußen die Capitulation nicht angenommen, so hätte sich die Besatzung in kurzer Zeit kriegsgefangen ergeben müssen und hätte nicht nachher der Revolution (in der Vendée K. 6, 2.) noch so wichtige Dienste leisten können. Mit der abziehenden Besatzung durften sich viele Clubisten entfernen; die nicht mit in die Capitulation eingeschlossenen wurden streng gestraft. Merlin war schon vorher entkommen. — Weil sich Cüstine zu schwach gefühlt hatte, die Stadt zu entsetzen, wurde er, wie auch sein Nachfolger Beauharnais, dem dieß gleichfalls nicht geglückt war, des Commando's entsetzt und beide verloren dafür in der Folge ihre Köpfe.

Nun aber bot der Convent alle seine Energie auf, um es mit seinen innern und äußern Feinden besser aufnehmen zu können. Am 22. Aug. faßte er (auf Barrère's Betrieb) den Beschluß einer allgemeinen Volksbewaffnung, zu welchem Ende alle jungen Leute ins Heer treten, alle Männer Waffen und Munition fertigen und alle Weiber für Bekleidungs- und Verpflegungsbedürfnisse der Heere sorgen mußten. Ganz Paris verwandelte sich in eine Waffenschmiede; alle Glocken wurden in Kanonen umgeschmolzen; alle Pferde für den Heerdienst weggenommen, alle 14 Armeen der Republik mit jungen kräftigen Anführern versehen und alle Generale angewiesen, entweder zu siegen oder der Guillotine gewärtig zu seyn. Die Leitung der ganzen Bewaffnung

und der daraus hervorgehenden energischeren Kriegsführung hatte Carnot, dessen strategisches Talent den seit Dumouriez's Flucht schlecht geführten Revolutionskriegen den günstigsten Umschwung gab.

Gleich am 12. Sept. drängten die Franzosen unter Desaix und andern Generalen den österreichischen General Wurmser am Rhein zurück; doch wurden sie am 14. und 15. Sept. von den Preußen bei Pirmasenz geschlagen, die nun mit Wurmser vereinigt am 23. Oct. die berühmten Weißenburger Linien durchbrachen und Landau besetzten. Um diese Festung zu entsetzen, stürmte ein französisches Volksheer unter Pichegrü und Hoche heran: seinem Ungestüm widerstanden zwar die Preußen in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern (d. 26.—28. Nov.), verloren aber gegen Hoche d. 22. Dez. die Weißenburger Linien wieder und mußten sich zurückziehen. Der tapfere Hoche aber mußte seinen Sieg mit Gefängniß büßen, weil er seinen Angriffsplan nicht zuvor dem Commissär St. Just vorgelegt hatte.

Unterdeß hatte in den Niederlanden der martiale Houchard mit einem neuen fanatisirten Volksheer das von den Engländern belägerte Dünkirchen entsetzt und den Herzog von York am 8. Sept. bei Hondscoten geschlagen, mußte sich aber nach einem Verluste bei Courtrai zurückziehen und dafür späterhin unter der Guillotine büßen. Sein Nachfolger Jourdan schlug dagegen am 16. Oct. den Herzog von Koburg bei Watignies und verursachte dadurch den Rückzug der Engländer und Oesterreicher; ja ein französisches Corps drang sogar bis Aachen vor und setzte dort der Bildsäule Karl's des Großen die rothe Jacobinermütze auf!

Der Krieg an der spanischen und savoyischen Gränze schleppte sich langsam hin. Die Spanier, welche sich an den Pyrenäen Perpignan und Bayonne zu Angriffspuncten ersahen, konnten weder den einen, noch den andern gewinnen, sondern mußten sich mit Eroberung kleinerer Grenzfestungen begnügen.

Ueberhaupt hielten sich die Verbündeten zu viel mit dergleichen Festungen auf und sahen nicht ein, daß nur ein gemeinsamer Operations-Angriff auf Paris, als den Herd aller Revolutionsbewegungen, zum Ziel führen konnte. Daß man

mit kleinlichen Operationen die Zeit verlor, die Kräfte zu viel schonte und sich zu sehr vereinzelte, war ein Fehler des ganzen damals in Europa noch geltenden Kriegssystems, das erst durch die französische Revolution selbst sich reformiren lernen sollte.

2. Aufstand der Vendée. Niederlagen der Conventsheere in der Vendée Theilnahme der Chouans am Aufstand. Scheinbares Erliegen der Vendée.

In keiner Provinz Frankreichs hatte unter den Royalisten der Tod des Königs, die Abschaffung des Königthums und die Verstörung der Kirche einen so tiefen Abscheu vor der Revolution erzeugt, als in dem Departement der Vendée und in den sie umgebenden Departements der untern Loire, der Maine und Loire und Deux Sevres (also in den ehemaligen Grafschaften Nieder- und Ober-Poitou und Anjou), wo in einem von Gebüsch und Bächen durchzogenen und an Fruchtbäumen und Wiesen reichen, vorzugsweise zu Jagd und Viehzucht geeigneten Lande noch eine friedliche, sittliche, am Alten treu hängende Bevölkerung lebte, deren Stände nicht kastenartig geschieden waren, sondern zu einander in traulichen Verhältnissen standen. Dort gab es noch einen zwar nicht reichen, aber wohlhabenden, meist auf seinen Gütern gebliebenen, daher von der Verderbniß des Hoflebens nicht angesteckten, patriarchalisch mit seinen Unterthanen lebenden Adel, — ein fleißiges und genügsames, persönlich freies, seine Grundherren als Wohlthäter und gütige Herren ehrendes Landvolk, und eine im Lande geborene, vom Adel und Landvolk geehrte Geistlichkeit — zusammen eine Bevölkerung, welche sich von den ihnen durch die Republik aufgedrungenen, ihre ganze Denk- und Lebensweise tief verletzenden Neuerungen im Innersten abgestoßen fühlte.

Die Abschaffung der Adelsvorrechte kränkte den Landmann und Priester so sehr, als den Edelmann; die Angriffe auf den Klerus und die Kirche empörte auch den Edelmann und Landmann so tief, wie den Priester. Ihrer Kirche treu, verweigerten die meisten Geistlichen den Eid auf die Constitution, und als deßhalb Andere an ihre Stelle gesetzt wurden, sah das Volk die letztern als Abtrünnige und Verräther an und mied sie. Schon die Gefangennehmung des

Königs trieb viele Vendéer zu einer ersten Waffenerhebung, die aber von den Nationalgarden der nächsten Städte unterdrückt wurde. Der Winter von 1792 auf 1793 hemmte dann weitere Unternehmungen.

Als aber der Conventsbeschluß vom 24. Febr. 1793 jene Aushebung durch ganz Frankreich befahl, erhoben sich die Vendéer in einem furchtbaren Aufstand, der den Republikanern viele Heere und Generale kostete. Zwar hemmte der Widerstand der Stadt Nantes und der Tod ihres tüchtigen Führers Cathelineau auf eine Zeit lang wenigstens die Bewegung im Westen des Landes; nichts desto weniger aber trat der Krieg in der Vendée in immer furchtbarerer Gestalt auf, weil der Fanatismus auf beiden Seiten es auch nicht an Grausamkeiten fehlen ließ, die diesen Bürgerkrieg zu einem der hartnäckigsten machten.

Zuerst erhob sich nur das Landvolk der Vendée unter dem Fuhrmann Cathelineau, einem frommen Mann von bedeutendem militärischen Talent und hinreißender Beredtsamkeit, der ein gegen ihn ausgesandtes Republikanerheer schlug, und unter dem riesenhaften Jäger Stofflet, einem Elsäßer, der sich einer Stadt (Cholet) bemächtigte. Darauf übernahmen drei Edelleute de la Charette, d'Elbée und Graf Bonchamps die Leitung des Aufstandes. Während sich auch die Landleute in der Bretagne erhoben, aber, weil schlecht geleitet, gegen die Nationalgarden und Linientruppen Verluste erlitten, schlugen die Vendéer unter dem jungen muthigen Edelmann de Larochejacquelin mehrere Generale der Republik. Als sich sodann auch Heinrich de Lescure, der angesehenste Edelmann der Vendée, für den Aufstand erklärte, griff Alles im Adel und Landvolk zu den Waffen; auch viele royalistische Flüchtlinge anderer Provinzen gesellten sich denselben zu. Bald wurden mehrere Städte, darunter Thouars, erstürmt und 5000 Republikaner gefangen. Ein Verlust bei Fontenay erhöhte nur ihre Anstrengung, durch die sie sich doch noch dieser Hauptstadt des Landes bemächtigten. — Da auch in andern Theilen des Landes die verschiedenen Führer glücklich waren, so entsandte der Convent 10000 Pariser Nationalgarden unter Santerre, Ronsin, Westermann u. a., die, obgleich sie allenthalben über die Arsenale und Kassen verfügen konnten, doch den für ihre Religion und Sitte begeisterten Vendéern nicht gewachsen waren. Von Larochejacquelin, Stofflet, Lescure geführt, eroberten die Vendéer am 10. Juni 1793 Saumur, den Hauptwaffenplatz der Republikaner, und bekamen 11000 Gefangene in ihre Hände. Anstatt sie, wie es die Sansculotten ihrerseits zu thun pflegten, niederzuschießen,

ließen sie die Gefangenen mit geschornen Köpfen und dem Ehrenwort, nicht mehr wider die Vendée zu dienen, frei; der Convent aber entband dieselben späterhin dieses Ehrenworts und so ließen sie sich doch wieder gegen die Vendéer brauchen, weßhalb diese sie dann mit desto mehr Erbitterung behandelten. — Auch in der westlichen Vendée (dem sog. Marais) war Charette siegreich. Hierauf vereinigten sich Cathelineau, der in Saumur zum Oberbefehlshaber gewählt worden war, mit Charette und wendete sich gegen Nantes, um diese große Stadt zu erobern. Schon drang Cathelineau während des Sturms durch ein Thor in die Stadt ein, als eine Kugel ihn niederstreckte. Dadurch entmuthigt, trat das Heer den Rückzug an und zerstreute sich für eine Zeit lang in die Heimath. Die übrigen Führer aber setzten den Widerstand fort.

Da die republikanischen (meist aus dem Stegreif gemachten) Generale in der Vendée fortwährend viele Niederlagen erlitten, so erließ der Convent den Befehl, alle männlichen Vendéer auszurotten, die Weiber und Kinder wegzuschaffen und alle Wälder und Gebüsche wegzuhauen, damit sie denselben nicht mehr zur Bergung dienen könnten. Schon rückten die 10000 Mainzer, welchen die Preußen freien Abzug gewährt hatten (K. 6, 1.), heran, um den Befehl zu vollziehen, als Santerre mit dem Hauptheere von den Vendéern in die Flucht geschlagen wurde und am andern Tag auch die Vorhut der Mainzer einen Nachtheil erlitt. Doch am 16. Oct. siegten die Mainzer bei Cholet über die Vendéer, deren Führer Bonchamps fiel. Sterbend nahm der edle Mann den Seinen das Versprechen ab, den Gefangenen, die sie, 6000 an der Zahl, hatten und ihrer Rache opfern wollten, das Leben zu schenken. Deßungeachtet wütheten die Mainzer gegen die Weiber und Kinder der Besiegten auf das unmenschlichste.

Ein Theil der Vendéer, die sich im eigenen Lande nicht mehr halten zu können glaubten, zogen mit ihren Weibern und Kindern in die Bretagne, in der Hoffnung dort Unterstützung zu finden. Allein die Bretagner, mit Ausnahme weniger Chouans (ein Namen, der „Nachteulen" bedeutet und den Schmugglern an der bretagnischen Küste beigelegt wurde), wagten nicht, sich zu erheben. Daher litten diese Vendéer von den sie verfolgenden Conventsheeren, von Krankheit, Hunger und Witterung ungemein, obschon die tapfern Männer auch manchen Sieg erfochten. Vergebens aber machten sie den abermaligen Versuch, Nantes zu erobern, um sich

nach England zu retten, und da sie auch Angers nicht einnehmen konnten und am 13. Dez. in einem Verzweiflungskampf bei le Mans den Mainzern erlagen, so meinte Barrère im Convent, mit der Vendée sey es aus (La Vendée n'existe plus!). Allein noch war der Muth dieses tapfern Volkes nicht gebrochen. Es fielen bei le Mans 15000 Vendéer und mehrere tausend Gefangene wurden auf Befehl der Conventscommissäre erschossen. Viele gefangene Weiber und Kinder wurden dem Revolutionstribunal in Nantes übergeben. Nur ein kleiner Rest, geführt von Larochejacquelin, entkam und kehrte wieder in die Vendée zurück.

3. Die Girondisten in den Provinzen. Gegenjacobinischer Versuch Wimpfen's in Caen. Marat's Ermordung durch Charlotte Corday. Die Verfassung von 1793. Dictatorische Gewalt des Wohlfahrtsausschusses. Die Revolutionsarmee. Das Gesetz gegen die Verdächtigen.

Nach dem Sturz der Gironde hatten nicht nur diejenigen Girondisten, welche die Verhaftung nicht betroffen hatte, sondern auch mehrere der Verhafteten aus Paris zu entkommen gewußt, um in den Provinzen, wo zwar die Republik keinen Widerstand, aber doch die Jacobiner keinen großen Anhang gefunden hatten, einen Aufstand gegen den jacobinischen Convent zu erregen. Viele Girondisten wandten sich nach der Normandie, in das Departement Calvados, in die Städte Evreux und Caën, wo sie den republikanischen General Wimpfen, den die Bergpartei wegen seiner gemäßigten Gesinnung längst beargwohnte, zu dem Entschluß bewogen, mit seinen Truppen gegen Paris zu ziehen. Sie erließen Proclamationen und Aufrufe zur Erhebung, fanden aber wenig Gehör. Erst als sich die bretonischen Royalisten unter dem jungen Marquis von Puissaye nebst einigen tausend bewaffneten Landleuten mit ihnen vereinigten, setzte sich der Zug gegen Paris in Bewegung, wurde aber zu Vernon von einem Corps republikanischer Gensd'armes geschlagen, so daß Wimpfen und Puissaye nach England entflohen, die Girondisten aber sich zerstreuten und zum Theil nach Südfrankreich giengen, um dort ihren Gegnern Widerstand zu bereiten.

Dieser gescheiterte Versuch blieb aber in anderer Weise nicht ohne Folge. Eine normännische Republikanerin Charlotte Corday, die 25jährige schöne Tochter eines ehemaligen Landedelmanns in Caën, die von der Revolution eine Besserung des sittlichen Zustandes im Vaterland gehofft hatte und mit dem Sturz der Gironde sich dieser Hoffnung beraubt sah, war durch die Anwesenheit der geflüchteten Girondisten auf's Neue für die Sache der Republik begeistert und mit dem tiefsten Abscheu gegen die Jacobiner erfüllt worden. In dem Wahn, die Entstellung der republikanischen Ideen durch die unmenschlichen Greuel, die allenthalben im Namen der Republik geschahen, sey nur das Werk Einzelner, hatte sie, wie Viele im Volk, besonders den Marat als den verabscheuungswürdigsten Tyrannen erkannt, mit dessen Tod vielleicht Frankreich und die Freiheit gerettet werden könne. Ihr Entschluß war gefaßt.

Eben war im Convent (d. 8. Juli) die Anklage gegen die gefangenen Girondisten zum förmlichen Beschluß erhoben worden, als am 13. die Nachricht von Marat's Ermordung den ganzen Convent in Bestürzung versetzte. Allein weit entfernt, daß diese That hemmend in das Rad der Revolution hätte eingreifen können, entzündete sie vielmehr den ganzen Nacheifer der Gewaltherrscher, und Marat's Leichenfeier, bei der sich der Fanatismus bis zum Wahnwitz steigerte, versetzte ganz Frankreich in den äußersten Taumel der Revolutionstrunkenheit.

Ohne ihrem Vater etwas von ihrem Vorhaben zu sagen, begab sich Charlotte Corday nach Paris, kaufte ein großes Messer und verlangte in Marat's Hause (in der Vorstadt St. Germain) mit demselben zu sprechen. Seine Haushälterin wollte sie nicht einlassen; aber Marat, der gerade, seiner Gewohnheit nach, in der Badewanne, worin er oft auch zu schreiben pflegte, saß und das Gespräch hörte, befahl, die Bürgerin einzulassen. Befragt über die Verhältnisse und insbesondere über die Flüchtlinge in Caën, nannte sie ihm einige derselben, die er in seine Schreibtafel mit den Worten verzeichnete: „Sie werden ihrer Strafe nicht entgehen!" — „Die deinige ist bereit!" rief sie aus und stieß ihm das Messer in das Herz, so daß er nach einem einzigen Hülferuf todt zurücksank. Die Haushälterin mit einer Magd eilte herein und schrie durch's Fenster nach Wache. Furchtlos ließ sich Charlotte Corday in das Gefängniß führen und eben so unerschrocken bewies sie sich im Verhör, indem sie sich laut rühmte, ihr Vaterland von einem Ungeheuer befreit und Tausende von Unschuldigen durch

den Tod dieses Schuldigen gerettet zu haben. Nachdem ihr Urtheil gefällt war, schrieb sie noch einige Briefe (an ihren Vater und an Barbaroux) und wurde noch an demselben Tage (17. Juli) in einem rothen Hemd zum Richtplatz geführt, wo sie, sogar vom Pöbel mit stummem Staunen betrachtet, guillotinirt wurde. Als der Henker dem abgehauenen Haupte, das er der Menge zeigte, einen Backenstreich gab, zeigten sich alle Zuschauer über diese Rohheit empört. — Marat war allerdings ein Ungeheuer, aber unter den Ultrafanatikern wenigstens derjenige, der seine rohe Natur ohne Heuchelei an den Tag gab und in sofern weniger gefährlich, als Robespierre; auch war er der Uneigennützigste; denn er blieb arm und nach seinem Tode fand man nur ein einziges Assignat von 5 Franken bei ihm vor. — Wenn nun auch Charlotte Corday keineswegs als eine christliche Heldin angesehen werden kann, so ist ihr doch ein selbstaufopferungsfähiger Hochsinn nicht abzusprechen, der einer tiefern und wahrern Erkenntniß werth gewesen wäre. — Da die Hinrichtung derselben den ernsten Eindruck der Ermordung bei der Menge nicht hinlänglich zu verwischen schien, so umgab der Convent Marat's Bestattung mit einem unmäßigen Pomp, und in Paris, wie in einer jeden noch so kleinen Gemeinde Frankreichs mußte seine Büste aufgestellt und ihr bei republikanischen Festlichkeiten ein Opfer mit Blumen und Gesängen gebracht werden!

Wie in Caën, so zeigten sich bald auch in Bordeaux und Marseille, in Lyon und Toulon ähnliche, durch flüchtige Girondisten erregte Aufstände, die aber ohne Zusammenhang und gemeinsames Ziel waren und daher keinen wesentlichen Erfolg hatten. Da aber der Kampf in den beiden letztgenannten Städten hartnäckig war, auch der Krieg in der Vendée und der Krieg an den nördlichen und südlichen Gränzen gegen die Coalition fortdauerte, so bot die nun herrschende Partei Alles auf, die Volkskraft zu beleben und die Feinde der Revolution niederzuschlagen.

Zunächst wurde eine neue Verfassung, welche Hérault de Sechelles entworfen hatte, am 10. Aug. unter den abgeschmacktesten theatralischen Feierlichkeiten verkündigt. Diese Verfassung von 1793 war indeß so maaßlos demokratisch, daß sie sich unausführbar erwies und bald nach ihrer Verkündigung, unter dem Vorwand, sie erst nach dem Frieden in's Leben führen zu wollen, suspendirt wurde, mehr jedoch aus dem Grunde, um der dictatorischen Gewalt des Wohlfahrtsausschusses desto mehr Spielraum zu lassen, unter dessen zehn Mitgliedern damals St. Just, Couthon, Jean Bon St. André, Barras und

Carnot hervorragten. (Robespierre trat erst später in denselben, und Danton hatte, des Treibens müde, eine Reiche geheirathet und sich auf eine Zeitlang in seine Heimath zurückgezogen.)

Von dieser Behörde gieng vorzüglich die Leitung der Armeen aus, während der Sicherheitsausschuß die Polizeigewalt in Beaufsichtigung der Parteien und Personen übte und Commissäre (Conventsdeputirte mit gewissermaßen proconsularischer Gewalt) zur Ausführung der revolutionären Gesetze in die Departemente schickte. Unter diese beiden furchtbaren Comité's, die mit ungemeiner Kraft und Einheit, Uebereinstimmung und Schnelligkeit mitten in der Anarchie die Herrschaft der Republik zu befestigen suchten, mußte sich fortwährend der Convent als Werkzeug beugen, stets bereit, nur die Beschlüsse derselben zu sanctioniren.

Um alle Feinde der Republik in beständigem Schrecken zu halten, bestellte man für das permanente Revolutionstribunal eine Revolutionsarmee von 6000 Mordknechten, die theils in Paris, theils abtheilungsweise in andern Orten mit ambulanten Guillotinen die Urtheile des Tribunals zu vollziehen hatten.

Um Verrath und Verluste im Krieg zu verhindern, wurde jeder General, der sich zweideutig oder nachläßig zeigte, vollends wenn er eine Schlacht verlor, mit dem Tode bestraft. Der erste, der sein Mißgeschick im Krieg durch die Guillotine büßen mußte, war Cüstine: das gleiche Schicksal hatten später auch Dillon, Luckner, Beauharnais, Houchard, Westermann, Biron, la Marque, Brunet u. a.

Die Vollendung des Revolutionssystems bewirkte vorzüglich das am 12. Aug. erlassene Gesetz gegen die Verdächtigen, welches die halbe Bevölkerung Frankreichs fast vogelfrei machte, indem nun jeder, der sich auch nur lau gegen die Republik erwies oder Achtung und Mitleid dem Unglück bezeugte, auf nichtige Angabe hin der Guillotine verfiel.

Zu diesem Zweck mußten an jedem Hause auf einer Tafel die Namen aller Bewohner stehen, und wer einen Verdächtigen verheimlichte, wurde bestraft, der Angeber belohnt. Niemand war vor dem Andern sicher; daher bald die Gefängnisse überfüllt waren, und, um sie zu leeren, die Hinrichtungen häufiger wurden. Die Erneuerung der Karten des Civismus veranlaßte ebenfalls die Preißgebung Vieler.

4. Die Einnahme von Lyon (Collot d'Herbois). Hinrichtung der Königin. Die Gräber zu St Denys. Hinrichtung der gefangenen Girondisten und des Herzogs von Orleans. Die Einnahme von Toulon. Bonaparte.

Das Signal zur blutigsten Epoche dieser Schreckensregierung gab aber zunächst die Eroberung des aufständischen Lyon, an welcher Stadt der Convent für ihren Abfall ein abschreckendes Beispiel aufstellen wollte, Collot d'Herbois aber noch überdieß für das Mißfallen, das ihm einst als Schauspieler von den Lyonern widerfahren war, die blutgierigste Rache nahm.

In Lyon hatte Chalier, ein sittenloser Demagog, der sich gern den „Marat des Südens" nannte, in Nachahmung des Pariser Septembermords ein Dutzend Royalisten ermordet und, von Conventscommissären unterstützt, 100 der reichsten Einwohner zum Tode bestimmt, als die darüber empörten Sectionsrepräsentanten mit Hülfe der Fabrik- und Hafenarbeiter das Stadthaus stürmten, die Gefangenen befreiten und die Leitung der Stadt einer girondistischen Commission übergaben, welche den Chalier hinrichten ließ und dem ehemaligen constitutionellen General Perrin de Precy zum Befehlshaber machte. Nun aber sandte der Convent einen Theil der Alpenarmee 60000 M. unter dem General Kellermann gegen Lyon, das sich in Vertheidigungsstand setzte. Obgleich nun die Stadt durch das eröffnete Bombardement ungemein litt, so ließen die Vertheidiger, die nur 10000 M. zählten, doch den Muth nicht sinken, sondern widerstanden drei Monate lang den heftigsten Angriffen. Endlich aber wurde die Stadt auf allen Seiten eingeschlossen, um sie auszuhungern. Da machte Precy mit 2000 M. einen Ausfall, wurde aber völlig geschlagen, entkam jedoch mit 60 M. in die Schweiz. Und nun gieng der Convent durch eine Commission von fünf Mitgliedern an die Bestrafung der Stadt. Während Couthon, wiewohl ungern und mit möglichster Schonung dem Befehl des Convents gehorchend, eine Menge Häuser der Gefangenen oder Flüchtigen niederreißen ließ und ihre Güter einzog, ließ Collot d'Herbois, unterstützt von einer Abtheilung der Pariser Revolutionsarmee, mit wahrer Mordlust Tausende von Männern und Frauen, die in den Gefängnissen schmachteten, verurtheilen und mehrere Monate hindurch Tag und Nacht die Guillotine arbeiten. Die übrige Bevölkerung war gezwungen, den Hinrichtungen beizuwohnen, und wer nicht in den Ruf Vive la Republique einstimmte, oder wer Mitleid zeigte, wurde ebenfalls hingerichtet. Als es ihm zu langsam gieng, ließ er eine große Anzahl miteinander durch Kartätschen zerschmettern. Diese Niederschießungen in Masse nannte man Mitrailladen. So wurden im Ganzen an 6000 Menschen auf die grausamste Weise dem Moloch der Revolution geopfert, darunter viele, die an dem Aufstand keinen Theil

genommen hatten, bloß weil sie reich oder von ihren Neidern und Feinden angegeben worden waren.

Nach der Einnahme von Lyon wagte man es auch, der Königin, die bis jetzt mit den Ihrigen im Temple gefangen saß, den Prozeß zu machen, der am 1. Oct. zugleich mit dem der gefangenen Girondisten begonnen wurde. Denn so lange ein Glied der königlichen Familie lebte und nach Außen den fremden Mächten, nach Innen der Neigung zu Aufständen Nahrung und Vorwand geben konnte, hielten sich die Gewalthaber noch nicht sicher genug. Daher decretirten sie die Trennung der Königin von ihrer Familie und luden sie nicht vor den Convent, wo leicht das Mitleid Einzelner ein Hinderniß hätte bereiten können, sondern vor das Revolutionstribunal, das kein Mitleid kannte und von dem keine Lossprechung zu erwarten war. Zugleich wollte man durch die öffentliche Hinrichtung „der Tochter eines Kaisers, der Wittwe eines Königs" und der Verwandtin fast aller regierenden Häuser Europa's der Revolution „eine neue blutige Weihe und einen unauslöschlichen Character" aufdrücken, um so jeden Rückschritt in das alte System rein unmöglich zu machen und durch die erniedrigende, systematisch schmachvolle Behandlung, welche man dabei der Königin widerfahren ließ, in dem Volke zugleich die Verachtung gegen Alles, was an Königshoheit erinnerte, zu vermehren und das Gefühl seiner souverainen Macht zu stärken.

Die Königin mit ihren beiden Kindern und ihrer Schwägerin Elisabeth hatte seit des Königs Tod, während dieser langen Parteikämpfe, obwohl stets streng bewacht, doch wie vergessen im gleichen Gefängnisse gelebt und war der Gegenstand der Sorge für Manche ihrer Treugebliebenen gewesen, unter denen selbst solche waren, die als Conventsglieder die Aufsicht im Gefängniß hatten und sogar auf ihre Befreiung sannen. Da die Königin aber nicht ohne die Ihren gerettet seyn wollte, alle vier aber zugleich zu retten unmöglich war, so mußte man davon abstehen. Marie Antoinette fühlte ihr Unglück aufs tiefste, ertrug es aber mit frommer und zugleich würdevoller Ergebenheit und Ruhe. Einzig mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt und die Freundschaft der edlen Elisabeth zärtlich erwiedernd, hoffte sie ungeachtet aller drohenden Ereignisse doch noch auf eine bessere Wendung ihres Schicksals. Schon lange aber argwohnte der Gemeinderath, daß man es auf die Befreiung der königlichen Familie absehe. Er ließ daher den achtjährigen Prinzen von seiner Mutter trennen

und stellte ihn unter die Sonderaufsicht eines Conventglieds, des Schusters Simon, der sich bei jeder Gelegenheit durch den bösartigsten Haß gegen die königliche Familie hervorgethan hatte. Dieser Unmensch gieng darauf aus, den Knaben — nicht etwa zu tödten, das wollte man doch nicht, sondern — durch die ausgesuchtesten Mißhandlungen aus dem Leben hinauszuquälen, was ihm in der Folge nur zu gut gelang. Der arme Knabe mußte als Schusterjunge seinen oft betrunkenen Meister bedienen, bekam viele Schläge, wurde oft in der Nacht geweckt, um ihm keine Ruhe zu lassen, mußte Brannntwein trinken, Pöbel-Lieder lernen, wurde ärmlich gekleidet und erhielt ein halb Jahr lang keine neue Wäsche, so daß er geistig und körperlich hinsiechte. (Von seinem Ende s. unten Kap. 8, 3.)

Hierauf trennte man die Königin von ihrer Tochter und Schwägerin und versetzte sie in die, von Gefangenen aller Art, selbst von den gemeinsten Verbrechern angefüllte Conciergerie, in ein feuchtes und dunkles Zimmer, wo sie hinter einer niedrigen spanischen Wand ihr Bett hatte, das aus einem faulen Strohsack und einer schmutzigen Decke bestand. Dort mußte sie zehn Wochen hindurch Tag und Nacht das Knarren und Klirren der auf- und zugehenden Gefängnißthüren, das Gebrüll und Gelärm roher Verbrecher, das Gesing und Gelächter liederlicher Weiber, das Heulen der Wächterhunde, das Höhnen und Spotten der spielenden und trinkenden Gensd'armen, die sie im Zimmer bewachten, mit anhören, und äußere Ruhe und Trost zogen sich ganz von ihr zurück. Noch einige Versuche, sie zu befreien, zogen den Unternehmern den Tod zu. — Obgleich sich auch nicht durch die unverschämtesten und abscheulichsten Kunstgriffe irgend ein Beweis gegen sie aufbringen ließ, wurde sie doch am 14. October vor das Tribunal gestellt. Allein alle ihr vom öffentlichen Ankläger Fouquier-Thinville gemachten Lügenanschuldigungen wies sie mit klarer, würdiger und fester Rede zurück. Auch ihre beiden Vertheidiger erfüllten mit Gefahr ihres Lebens redlich ihre Pflicht. Nichts desto weniger sprachen die in Bosheit verhärteten Richter am 16. Oct. einstimmig die Todesstrafe gegen sie aus. Sie hörte das Urtheil mit der größten Standhaftigkeit an, und schrieb nachher im Gefängniß einen Brief an die Ihren voll der erhebendsten religiössittlichen Gefühle, wobei sie insbesondere ihren Sohn bat, nie einen Gedanken der Rache gegen die Mörder seiner Aeltern zu hegen. (Dieser Brief wurde aber erst 22 Jahre nach ihrem Tode bekannt, da Robespierre ihn bei sich behalten hatte, damit sein Inhalt nicht das Mitleid für die Königin und den Abscheu gegen die Mörder vermehren möchte.) Darauf wurde sie in einem weißen Hauskleide und grauer Jacke mit auf den Rücken gebundenen Händen auf dem offenen Karren der gemeinen Verurtheilten, unter dem Hohnrufen der nun gänzlich moralisch entarteten Menge, nach dem Schaffot gebracht und unter wildem Beifallrufen, besonders der rohen Weiber oder sogenannten „Furien der Guillotine" enthauptet. Ihr Körper wurde in ungelöschtem Kalk begraben. Sie war 38 Jahre alt und 23

Jahre vermählt. Mit Recht wurde bemerkt, daß es keine Fürstin in der ganzen Geschichte gebe, die im Laufe weniger Jahre ein so reich gefülltes Maaß von Leiden erduldet hat, wie Marie Antoinette, wie auch, daß alle deutsche Fürstinnen auf französischem Throne nicht glücklich waren.

Um diese Zeit wurden auch, damit alles Andenken an das Königthum vertilgt würde, auf einen Bericht Barrère's durch ein Decret des Convents die königlichen Gräber zu St. Denys mit vandalischer Zerstörungslust geöffnet und die dort seit tausend Jahren beigesetzten Leichname der Könige zerstreut, und was zuletzt noch davon übrig blieb, mit Ueberresten von Thieren in eine große Grube geworfen.

Nach der Hinrichtung der Königin nahm der blutige Strom der Revolution einen rascheren Lauf als zuvor und riß Alles, was er erreichen konnte, in seinen Strudel hinab. Noch am 30. Oct. wurde auch über 61 gefangene Girondisten das Todesurtheil gefällt, das sie alle mit dem Ruf: Es lebe die Republik! empfiengen. Einer davon stieß sich auf der Stelle den Dolch in's Herz, wurde aber doch noch mit den Uebrigen enthauptet. Als sie alle auf Einem Wagen zum Schaffot gefahren wurden, sangen sie die — Marseillaise, bis das Fallbeil ihren Mund schloß. Unter ihnen befanden sich Brissot und Vergniaud. Ihnen mußten bald auch noch viele Andere folgen, darunter Manuel, Rabaud de St. Etienne, de la Marche (Director der Assignatenfabrik), Madame Roland, welche, aufgewachsen in Rousseauischen Grundsätzen, fern von einem Zweifel an deren Richtigkeit, als geistige Mutter der Gironde mit ungebrochenem Muth und fast scherzender Heiterkeit zum Tode gieng. — Auch anderwärts wurden viele geächtete Girondisten (darunter Barbaroux) eingezogen und guillotinirt. Viele gaben sich in der Verzweiflung selbst den Tod, wie Roland, Pethion, Clavière, Condorcet, Buzot, Brienne u. a.

Um die Hoffnung zu vernichten, die Manche nach eintretendem Nachlaß der Ueberspannung auf noch vorhandene Zweige der königlichen Dynastie hätten richten können, trug Robespierre auf den Tod des Herzogs von Orleans an, der zum Heil der Republik nöthig sey. Dieser wurde von Marseille geholt, hörte seine

Verurtheilung mit gleichgültigem Lächeln an und erbat sich nur die Vergünstigung, noch an diesem Tage hingerichtet zu werden. Er starb d. 6. Nov. als Atheist ohne Reue und Schmerz unter dem Hohn des Volkes, das er von Anfang an hatte revolutioniren helfen.

Um das Volk im Taumel zu erhalten, nach dessen Schwinden Gefahr für die Führer der Revolution selbst vorauszusehen war, mußten nun auch berühmte Mitglieder der ehemaligen Constituante daran, wie Bailly, Barnave, Duport u. a. Ferner was an frühern Ministern, Hof- und Regierungsbeamten, Altadeligen, an Royalisten, Feuillants und andern Constitutionellen &c. noch in Paris sich aufhielt, wurde zur Guillotine geschickt.

Noch im letzten Monate jenes Jahres fiel auch die seit dem Ende des September's belagerte Stadt Toulon in die Hände der Republik und büßte schwer für ihre royalistische Erhebung. Toulon war nämlich nach der Vendée der einzige Ort in Frankreich, wo das Königthum noch festgehalten ward. Diese durch ihren Kriegshafen, ihre Schiffswerfte und Arsenale höchst wichtige Stadt hatte nach Entwaffnung der Jacobiner den gefangenen Sohn Ludwigs XVI zum König als Ludwig XVII ausgerufen, und die Spanier und Engländer um Hülfe gebeten, die dann eine Flottenabtheilung zum Schutze der Stadt sandten.

Anfangs nahm die Belagerung der Stadt durch die republikanischen Generale Cortaux und Lapoype einen langsamen Gang. Erst als nach der Einnahme von Lyon ein republikanisches Heer von 30000 M. erschien, wurde die Belagerung mit Nachdruck betrieben. Die Leitung des Belagerungsgeschützes bekam ein junger Korse, der Artilleriemajor Napoleon Bonaparte, der sich durch seine Thätigkeit und Geschicklichkeit den Kriegscommissären (darunter besonders dem Barras) empfohlen und einen Angriffsplan entworfen hatte, der nun befolgt wurde.

Obgleich die innern Festungswerke noch unversehrt waren, so faßten doch die Engländer nach einem unglücklichen Ausfall den Entschluß, den Hafen zu verlassen. Sie zündeten die Schiffswerfte an, nahmen drei französische Linienschiffe als gute Beute mit fort, ohne sich weiter um das Schicksal der Einwohner

zu kümmern. Nur die Spanier nahmen einen Theil derjenigen Einwohner, die bei dem Aufstand am thätigsten gewesen waren und das härteste Loos zu erwarten hatten, in ihren Schiffen auf und retteten sie; an 3000 Zurückgelassene aber sahen ihrem nahen Untergang entgegen. Am 21. Dez. rückte das Conventsheer in die Stadt ein, wo nun die Deputirten des Wohlfahrts-Ausschusses Barras und Fréron die schrecklichste Rache an den Einwohnern nahmen. Die Unglücklichen wurden nach kurzem Prozeß massenweise mit Kanonen und Flinten niedergeschossen. Auch hier, wie in Lyon, wurde den Reichen ihr Vermögen abgepreßt, und selbst diejenigen, welche an dem Aufruhr keinen Theil genommen hatten, waren eine sichere Beute des Todes, wenn sie reich waren.

5. Der neue Kalender. Abschaffung des Christenthums. Der Cultus der Vernunft. Die Hebertisten. Robespierre's Einschreiten. Reinigung des Jacobinerclubs. Fall der Hebertisten. Hinrichtung Danton's und Camille Desmoulins'.

Während so der politische Fanatismus, repräsentirt durch den mit consequenter Berechnung nach der Dictatur strebenden Robespierre, seine schauderhaften Triumphe feierte, sannen andere Demagogen zugleich auf systematische Vertilgung des religiösen Glaubens und insbesondere aller christlichen Cultusformen: denn sie fühlten wohl, daß vorzüglich das Christenthum in allen Beziehungen ihren Absichten im Wege stand. Der nun auftretende Geist des fanatischen Antichristenthums offenbarte sich zunächst nicht sowohl in Robespierre, der, zwar selbst glaubenslos, doch dem Volke nicht alle Religion nehmen wollte, um es besser zügeln zu können, als vielmehr in Hebert und seinem Anhange, den Herbertisten, die ihr Ziel in die mit allgemeinem Beifall aufgenommene Formel brachten: „Man muß den König des Himmels eben so, wie die Könige der Erde entthronen."

Schon am 6. Oct. hatte man die christliche Zeitrechnung und das christliche Jahr abgeschafft und eine neue Aeara eingeführt, die nach Jahren der Republik oder der Freiheit und Gleichheit zählte und mit dem 20. Sept. 1793 begann. Die Monate bekamen andere Namen: die Herbstmonde hießen vom October an Vendemiaire, Primaire, Frimaire; die Wintermonate Nivose,

Pluviose, Ventose; die Frühlingsmonate Germinal, Floreal, Prairial; die Sommermonate Messidor, Thermidor, Fructidor. Jeder Monat hatte 30 Tage; die fünf übrigbleibenden Schalttage hießen Sansculottides! — Wochen und Sonntage wurden abgeschafft, dafür gab es Decaden von je 10 Tagen. Anstatt der Heiligennamen hatte jeder Tag einen Namen von einem Naturgegenstand hergenommen: so hieß der erste Vendemiaire Weintraube (raisin), der zweite Safran, der dritte Kastanie ꝛc. Bei verschiedenen Tagbezeichnungen bemerkt man eine blasphemische Tendenz.

Seit der Verfolgung der eidverweigernden Priester gehörte großer Muth dazu, bei einem solchen zur Andacht zu gehen, weil man beim Hinein- oder Herausgehen vom Pöbel mißhandelt wurde. Auch war längst durch Schriften, Zeitungen und Bilder alles Heilige dem Hohn preißgegeben. Die Kirchen der constitutionellen Priester, denen es ohnedieß nicht Ernst mit der Religion war, entleerten sich allmählig. Doch bestand die Kirche noch immer zu Recht. Nach dem Tod des Königs aber sollte dem Umsturz des Throns auch der des Altars folgen. Nach der Entfernung der Gironde gab man die Priesterehe frei, brachte Petitionen ein gegen das Gebet zu einem sogenannten Gott und verlangte die Abschaffung des Christenthums.

Um nun die Entchristlichung des Volkes zu bewerkstelligen, nöthigte man den Bischoff Gobet von Paris, das Christenthum abzuschwören, und dieser characterlose Mann that es unter den ihm vorgeschriebenen Feierlichkeiten, und seinem Beispiele folgten viele constitutionelle Bischöffe und Priester. Viele ehrlose Priester legten ihre Aemter nieder und erklärten ihre bisherige Amtirung für Betrug und Gaukelei. Alsbald wurde das Volk von einer diabolischen Wuth ergriffen, daß es alles Heilige und was an Heiliges erinnert, vernichtete, Altäre zertrümmerte, Kanzeln und Beichtstühle verbrannte, Bilder und Statuen verstümmelte, Kirchengefäße entweihte, Kirchglocken einschmelzte, Särge der Heiligen aufriß und die Leichname ihrer Kostbarkeiten beraubte, das Innere der Kirchen verwüstete, Gelage darinnen hielt und mit allen Kultusgegenständen Spott trieb.

Da traten Hebert und seine Gesinnungsgenossen vor die Schranken des Convents mit einer Adresse um Abschaffung des Christenthums und Aufrichtung des Cultus der Vernunft, welche durch eine weibliche Person symbolisirt wurde. Der Wahnsinn fand Beifall; in Kurzem wurde der Cultus der Vernunft decretirt und alle Kirchen in Tempel der Vernunft umgewandelt, worin an

den Cultusfesten eine Weibsperson als Göttin der Vernunft figurirte.

Schon bei jener Petition an den Schranken des Convents stellten sie die schöne Frau eines ihrer Collegen, Namens Momoro, als „Göttin der Natur" dar, angethan mit weißem Kleid und himmelblauem Mantel, auf dem umlockten Kopf die rothe Mütze und in der Hand die Pike. Chaumette, als Hoherpriester, entschleierte sie und führte sie dem Präsidenten zu, der ihr die accolade fraternelle gab d. h. sie umarmte und küßte. Darauf wurde sie auf einen phantastisch geschmückten Wagen gesetzt und von einem sie bacchantisch umtanzenden Schwarm in die zum „Tempel der Vernunft" umgetaufte Kathedrale Notredame begleitet, wo sie dann auf den Hochaltar gestellt und unter Verneigungen, wahnwitzigen Reden und frivolen Gesängen verehrt wurde. — Dieser mehr als heidnische Cultus wurde in mehreren tausend Kirchen des Landes nachgeahmt und nirgends fehlte die Göttin Vernunft, wozu sich entweder leichtsinnige, oft zweideutige Frauenspersonen hergaben, oder auch tugendhafte und schüchterne Mädchen sich herzugeben gezwungen wurden. Auf dem Altar wurden anstatt des Kreuzes die Büsten von Voltaire und Rousseau aufgestellt und vertraten die Stelle der Heiligen. Anstatt des Predigers trat der Maire auf die Kanzel und hielt eine Rede über die Wohlthat vernünftiger Aufklärung, verspottete das Christenthum, prieß als Märtyrer einen Marat, lästerte wohl auch die Gottheit und läugnete ihr Daseyn.

Mit der Erniedrigung des französischen Volks — nicht auf, sondern — unter die Stufe des Heidenthums gieng der Verfall in eine neue Barbarei Hand in Hand: denn mit der Verwüstung von Kirchen und Klöstern giengen auch eine Menge unschätzbarer Alterthümer und Kunstwerke in Trümmer.

Hebert wollte sogar keine Thürme mehr haben, weil sie durch Ueberragung über die übrigen Gebäude dem Gesetz der Gleichheit widersprächen! Der Vandalismus dieser Anarchisten hatte eine besondre Lust am Verbrennen von Bibliotheken, Vernichten von Documenten und alten Handschriften. Nur was verkauft und zu Geld gemacht werden konnte, wurde verschont und von Andern, die den Werth zu schätzen wußten, gesammelt und erhalten.

Solche tollsinnige Ausschweifungen aber verachtete Robespierre, der „Philosoph der Revolution", der überhaupt zu gescheit und politisch war, um nicht einzusehen, daß es auf diese Weise unmöglich würde, das Volk zu lenken. Denn da er sich berufen glaubte, als Leiter der Revolution das Ideal eines Staats

mit einem tugendhaften Volk zu verwirklichen, konnte er ein ewiges Fortschreiten der Revolution nicht wünschen, vielmehr dachte er schon länger her darauf, ihr zur Handhabung der Ordnung und Autorität eine Gränze zu stecken. Obwohl alles christlichen Sinnes und eigentlich religiösen Gefühls baar, sah er wenigstens die Moral als einen Hebel zur Volksbeglückung an, und hingegeben diesem seinem todt=abstracten Moralprinzip, das übrigens vor Menschenmord als Mittel zum Ziel nicht zurückbebte, befleißigte er sich eines gewissen Tugendheldenthums, das ihm unter den Republikanern seiner Partei um so mehr Bewunderung erwarb, da er stets mäßig und enthaltsam lebte und nicht nach Reichthum strebte. Weil nun besonders das Gebahren der anarchischen und tiefunsittlichen Hebertisten seine Tugendrepublik am meisten gefährdete, so beschloß er zunächst ihren Untergang.

Schon am 30. Oct. hatte er die von Hebert aufgebrachten Weiberclubs schließen lassen und am Tage nach der Einführung des Vernunftcultus griff er im Jacobinerclub die Hebertisten dadurch an, daß er den irreligiösen Fanatismus ein wildes Thier nannte, das des Namens Vernunft unwerth, vielmehr der Feind der Vernunft sey, die ein höheres Wesen annehme, das die Unschuld schütze und das Verbrechen bestrafe. Der Atheismus sey eine aristokratische Untugend, wenn es keinen Gott gebe, müsse man ihn erfinden.

Hierauf drang er auf „Reinigung des Jacobinerclubs“ (29. Nov.), aus welchem verschiedene Männer eines befleckten Patriotismus, darunter Hebert und mehrere seiner Genossen, ausgeschlossen wurden. Bei dieser Reinigung schonte er noch einige hebertistische Häupter, wie Paché und Chaumette. Auch ließ er den Danton und Desmoulins noch unangetastet, von denen ersterer wieder nach Paris zurückgekehrt und im Jacobinerclub erschienen war, um nicht alles Feld dem Robespierre zu überlassen.

Noch aber hatten die Hebertisten im Club der Cordeliers, im Gemeinderath, in der Revolutionsarmee und unter den Vollziehungsbeamten einen großen Anhang, und bereiteten daher einen Umsturz des herrschenden Systems vor. Allein der Wohlfahrtsausschuß, den Robespierre leitete, kam ihnen zuvor und ließ am

22. Dez. die Verworfensten derselben, einen Hebert, Vincent, Momoro, Ronsin, Maillard, Proli, Pereyra, Cloots mit noch zwölf andern verhaften, vor's Tribunal stellen und guillotiniren. Die Revolutionsarmee wurde aufgelöst und der Club der Cordeliers stand leer.

Die Richter und Beisitzer des Tribunals waren noch vor Kurzem ihre Freunde gewesen und hatten sich mit ihnen fast im gleichen Schlamm der Revolution gewälzt: nun aber nahmen diese Richter alle die Maske Robespierrescher Sittenstrenge an. Hebert starb ohne Muth und war vor Angst schon halb todt, ehe er die Treppe des Schaffots hinaufgeschleppt wurde.

Nachdem der Wohlfahrtsausschuß sich, wider das Gesetz, nicht erneuert, vielmehr sich zur obersten Regierungsbehörde erklärt hatte, ersah er sich die Moderantisten zu Opfern, vor Allen den Danton, welcher, jetzt zwar zur Mäßigung und Ordnung geneigt, aber seit Robespierre ihn an Einfluß überflügelt hatte, ohne Thatkraft war, auch in den Clubs und im Convent keinen großen Anhang mehr hatte, da seine tüchtigsten Anhänger absichtlich zu auswärtigen Commissionen verwendet worden waren.

Robespierre hatte eben, in blutiger Reinigung fortfahrend, viele von denen, die sich durch Betrug und Erpressungen bereichert hatten (wie Chabot, Fabre d'Eglantine, Batz, Delaunay u. a.) angeklagt, und davon nahm er Gelegenheit, auch seinen Nebenbuhler Danton, von dem bekannt war, daß er sein großes Vermögen als Kriegscommissär durch Erpressungen in Belgien gewonnen hatte, mit in diesen Prozeß zu ziehen. Um ihn aber desto sicherer zu verderben, mußte dessen ehemaliges Verhältniß zu Orleans und Dumouriez dazu dienen, ihn zugleich des Verraths an der Republik aus Neigung zum Royalismus zu zeihen. Danton vertheidigte sich vor Gericht vergebens mit wiedererwachter Kraft und und „starb wie er gelebt hatte, mit verwegenem Leichtsinn".

Lange glaubte er, Robespierre habe nicht den Muth, sich an ihn zu machen. Ein Besuch bei Robespierre belehrte ihn aber, was er zu befahren habe. Den ganzen Tag irrte er nun in der Stadt umher und als man ihm rieth, Frankreich zu verlassen, antwortete er: „Kann man denn das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich nehmen?" Noch in der Nacht darauf wurde er verhaftet. Der Convent wollte seine Vertheidigung hören, aber Robespierre verwies diese an das Tribunal, vor das er am 5. April 1794 mit seinen Freunden Desmou-

lins, Lacroix, Herault de Sechelles, Fabre d'Eglantine, gestellt wurde. Auf die gewöhnliche Eingangsfrage nach Wohnort und Stand antwortete er: „Meine Wohnung wird bald das Nichts seyn und meinen Namen werdet ihr im Pantheon der Geschichte finden!" Da er sich mit seiner gewohnten Donnerstimme vertheidigte und dem Robespierre gegenübergestellt zu werden verlangte, um dessen größere Schuld zu erweisen, schnitt man ihm das weitere Wort ab und schritt rasch zur Verurtheilung. Beim Gang zum Tode rief er oft unter das Volk hinein: „Mein einziger Trost beim Sterben ist, daß ich den Feigling Robespierre nach mir ziehe!" Wirklich machte sein Tod auf das Volk einen so großen Eindruck, daß der Wohlfahrtsausschuß keinen Bergparteimann mehr dem Tribunal zu überliefern wagte. — Camille Desmoulins, seit dem Sturz der Gironde zur Milde und Mäßigung gestimmt, hatte den Haß Robespierre's auch dadurch erregt, daß er in seinem Journal, den Tacitus commentirend, Rom unter Tiberius und Nero mit Frankreich verglich und die Tugendrepublik Robespierre's verspottete. Er fand sich schwer in seine Gefangenschaft und Hinrichtung. Acht Tage nach dem Tode der Dantonisten und Chabotisten fielen auch die Köpfe Chaumette's, Gobet's und noch anderer Hebertisten.

6. Robespierre's Moralfanatismus und dessen Opfer. Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth. Decretirung der Existenz Gottes. Das Fest des höchsten Wesens. Steigerung des Schreckenssystems.

Jetzt, nach Danton's Tod, konnte sich Robespierre als Herr der Republik ansehen und der Tag für die Verwirklichung seines politischen Ideals schien angebrochen. Seine Club- und Conventreden strömten fortan über von „Tugend und Schrecken": jene sey ihm gleichbedeutend mit Bescheidenheit und Rechtlichkeit, der Schrecken aber das Mittel, alle unbescheiden nach Ruhm und Reichthum strebenden, ungerecht am Nationaleigenthum sich vergreifenden oder die Sittenlosigkeit des alten Hofes nachahmenden Bürger auszurotten. Dieser von ihm gepredigte und ausgeübte Terrorismus kostete noch einer zahllosen Menge das Leben, und Schaaren von Verurtheilten aus der Hauptstadt wie aus den Provinzen führte täglich der Karren zum Richtplatz, wo der entmenschte Pöbel seine Schaulust an der Todesqual der armen Schlachtopfer weidete. Den meisten der Hingerichteten legte man Theilnahme an Verschwörungen zur Wiederherstellung des Throns zur Last. Dabei fiel es auf, daß sich auch die Zahl der zum Tod bestimm-

ten Frauen aus allen Klassen mehrte und von der steigenden Raffinirtheit der Grausamkeit zeugte.

Unter den Männern, die in dieser Periode des Terrorismus fielen, befanden sich die beiden alten und braven Marschälle Mailly und Noailles-Mouchy, mehrere gewesene Minister Ludwig's XV, mehrere Herzöge, der ehemalige Admiral d'Estaing, viele Mitglieder der alten Magistratur, die Generalpächter, unter ihnen der berühmte Chemiker Lavoisier, der vergebens nur um einen 14tägigen Aufschub der Hinrichtung bat, um noch die Lösung eines chemischen Experiments vollenden zu können; der reichste Banquier de Laborde, der edle alte Malesherbes mit seiner ganzen weiblichen Verwandtschaft und viele andere. Die Meisten setzten beim Verhör ihren Richtern die größte Ruhe entgegen und Viele gaben rührende Beweise der edelsten und erhabensten Gesinnung. — Unter den hingerichteten weiblichen Personen befanden sich auch 12 Jungfrauen aus den edelsten Familien Verdun's, bloß weil sie nach der Einnahme dieser Festung auf einem Ball, den die Stadt dem Könige von Preußen zu Ehren gab, getanzt hatten; ferner 8 Nonnen, die ihrem Gelübde treu bleiben wollten; viele Gattinnen mit ihren Gatten, Schwestern mit ihren Brüdern. Viele reizten absichtlich die Richter, um ihre Angehörigen nicht zu überleben, oder suchten die Strafe auf sich zu richten, um jene zu retten. Vergebens suchte z. B. die edle Herzogin von Grammont die Wuth der Richter auf sich zu ziehen, um ihre edle wohlthätige Freundin, die Herzogin von Düchatel zu retten: beide mußten miteinander sterben. Auch die alte Dübarry, die letzte Maitresse Ludwig's XV, die aber bis dahin ein eingezogenes und wohlthätiges Leben geführt hatte, fand dabei ihr Ende, klammerte sich aber unter zerreißendem Angstgeschrei an die Schergen an und mußte unter die Guillotine geschleppt werden. Binnen vier Monaten wurden nur allein in Paris 112 Frauen guillotinirt. — Das auserlesenste Opfer darunter aber war die schuldlose fromme Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwig's XVI, die in den Tagen des Glücks nur für Andere gelebt und zuletzt im Gefängniß sich mit der Erziehung ihrer Nichte beschäftigt hatte. Billaud-Varennes glaubte, Robespierre wolle sie schonen, um sich den Schein der Milde zu geben: dieses zu verhindern, übernahm er ihre Anklage. Vor das Tribunal gestellt, wurde sie von dem künstlich gesteigerten Haß der Richter, ungeachtet ihrer würdevollen Vertheidigung, verurtheilt und (um des Prinzips der Gleichheit willen) mit Personen aus allerlei Ständen den 10. Mai 1794 zum Tode geführt, dem die Menge mit einer Stille anwohnte, die das Urtheil des Tribunals zu mißbilligen oder auch von Gleichgültigkeit aus Uebersättigung zu zeugen schien.

Drei Tage vor dem Tode der Prinzessin Elisabeth hatte Robespierre dem verrückten „Cultus der Vernunft", der wider seine

Absicht nur durch die den Gemeinderath beherrschenden Hebertisten aufgekommen und nach dem Sturz dieser Faction ohne äußern Halt war, dadurch ein Ende gemacht, daß er (den 7. Mai 1794) das Daseyn Gottes oder die Anerkennung eines höchsten Wesens und der Unsterblichkeit von dem fügsamen Convent decretiren ließ. Dieses eben so lächerliche als frevle Verfahren, wodurch er gleichsam Gott wieder in die französische Nation einbürgern ließ, hatte unter den gegebenen Verhältnissen einen doppelten Sinn und Zweck, daß nämlich erstlich nur wenn diese Wahrheit zu einem politischen Gesetz erhoben wurde, das aller Religion entfremdete Volk zur Wiederannahme — nicht des Christenthums: das galt den Demagogen so viel als zur Monarchie führend, — sondern eines so zu sagen vernünftigern Vernunftcultus gebracht werden könnte; und zweitens daß dann der Widerstand gegen dieses zum politischen Gesetz erhobenen Prinzips um so eher bestraft werden und der Gottesleugner sich gegen Gerichtsverfolgung nicht beschweren könnte. Auf diese Weise gedachte er um so leichter „das moralische und politische Haupt der Republik" zu werden. Denn um dieses dann ungestört seyn und als solches einen ruhigen bürgerlichen Zustand schaffen zu können, sollten vorher noch alle übrigen Parteien und Nebenbuhler vernichtet werden, und diese Vernichtung sollte dann dem Volke als eine einzig aus moralischen Beweggründen hervorgegangene und dadurch gerechtfertigte Maaßregel erscheinen. Auf die Annahme dieses Gesetzes folgte der Beschluß, ein Fest des höchsten Wesens zu feiern, bei welchem Robespierre allem Volk sich als der Hierophant der neuen Religion und als die personifizirte Tugendrepublik darzustellen gedachte.

Die Rede, durch die er die Annahme eines höchsten Wesens im Convent empfahl, war ein abgeschwächter Abklatsch eines Rousseau'schen Fragments über den Deismus, das er aber den vorliegenden Verhältnissen mit Geschick, wiewohl ohne Gefühl und Wärme, die ihm durchweg mangelte, anzupassen wußte. Seine Macht über den Convent war so groß, daß selbst ein Collot d' Herbois und Billaud-Varennes, ihren Haß gegen alle und jede Religion verbergend, ihm Beifall klatschten. — Ein mißglückter Mordanfall auf Collot d' Herbois und eine zu einem Mordanschlag gestempelte, allerdings verdächtige Nachfrage eines jungen Mädchens, Cäcilie Renault, im Hause

Robespierre's, den sie gerne gesehen hätte, um, wie sie sagte, zu wissen wie ein Tyrann aussehe (eine Rede, die um so auffallender war, da man bei Durchsuchung des Mädchens, in einem Paket Kleider, das sie bei sich trug, ein Messer fand, — gaben der herrschenden Partei willkommnen Anlaß, daraus eine weitverzweigte Verschwörung zu machen, und so wurden wieder einige Fürsten und Grafen und andere angesehene Personen, zum Theil mit ihren Familien, zusammen 49 Personen, hingerichtet. Das war gleichsam die Vorbereitung zum Fest des höchsten Wesens.

Dieses von Robespierre's Eitelkeit erdachte und von dem „Ceremonienmeister der Revolution", dem als rasenden Demagogen sich auszeichenden Maler David arrangirte Fest wurde zunächst im Tuileriengarten gefeiert. Hier war ein Amphitheater errichtet, auf welchem Statuen aus geöltem Papier standen, welche den Atheismus, die Zwietracht und den Egoismus darstellten. Um diesen Platz herum standen festlich gekleidete Kinder mit Veilchen, Jünglinge mit Myrthen, Männer mit Eichenlaub, Greise mit Weinlaub und Olivenzweigen, Frauen mit Blumenkörbchen und mit Kindern an der Hand. Hierauf erschien der Zug der Conventglieder, die Ausschüsse voran, mit Robespierre an der Spitze, den man eigens für dieses Fest zum Präsidenten des Convents gewählt hatte. Angethan mit himmelblauem Frack, weißer Weste und gelben Hosen, das Haar frisirt und gepudert, mit einem großen Blumenstrauß in der Hand gieng er in feierlichem Schritt einher, und nahm den ihm besonders bestimmten Sitz ein. Nachdem die Musik sich hatte vernehmen lassen; hielt er eine Rede über den Zweck der Feier und verbrannte mit einer Fackel jene symbolisirten Untugenden, an deren Stellen sich die Bildsäulen der Weisheit, der Tugend rc. erhoben, die aber vom Fackelrauch ziemlich geschwärzt aussahen. Nach diesem Act gieng der Zug auf das Marsfeld, wo ein Berg gemacht war mit einem Baum darauf, um den sich der Convent setzte, während das Volk nach dem verschiedenen Geschlecht und Alter in besondern Gruppen herumstand und Musikchöre erschallten. Darauf schloß die absurde Feierlichkeit mit Ablegung eines Eides, daß man für das Vaterland kämpfen und sterben wolle!

Dieses höchst phantastische Fest hätte übrigens seinem Urheber eine allgemeinere Anerkennung verschaffen können, wenn nicht seine triumphatorische Haltung dabei den Haß seiner Gegner, insbesondere Tallien's, Bourdon's, Lecointre's rc. (von denen einer ihn während des Zugs nach dem Marsfelde an den tarpejischen Felsen neben dem Capitolium erinnerte) gesteigert und wenn seine Festrede die allgemeine Hoffnung auf eintretende Milde und Schonung erfüllt hätte. Aber diese phrasenreiche Rede, die den Zusammenhang der Idee Gottes mit der Tugend und Freiheit darzuthun sich bemühte,

schloß mit der Verkündigung, daß man gleich am folgenden Tage (denn an diesem Festtage hatte auch die Guillotine gefeiert) mit der Bekämpfung der volksfeindlichen Laster fortfahren werde. Da wandten sich viele Gemüther von ihm ab, die bisher an seine moralische Größe geglaubt hatten, und selbst seine ehemaligen Helfershelfer und jetzigen Gegner im Convent machten ihm Vorwürfe über das ganze Fest.

Plötzlich rückte er mit einem Gesetzesvorschlag heraus, durch den er eine Vermehrung der Ankläger, Richter und Geschworenen am Tribunal und eine Erweiterung der Fälle beantragte, in denen man als Feind des Volks gerichtet werden könne. Obgleich der Antrag heftigen Widerspruch fand, weil — „wenn z. B. „die Absicht, die öffentliche Moral zu verderben," mit dem Tode sollte bestraft werden können — alle seine Gegner ihre eignen Köpfe schon unter der Guillotine sahen, so wurde der Vorschlag dennoch zu dem „Gesetz vom 22. Prairial" erhoben.

Hierauf beschloß er diese Opposition durch ein gesteigertes Schreckenssystem zur Gefügigkeit zu bringen und zugleich seinen Staat von unsittlichen Elementen zu befreien. Er forderte in der nächsten Sitzung des Wohlfahrtsausschusses die Köpfe Tallien's, Bourdon's, Lecointre's und aller, die ihm ihren Haß zu erkennen gegeben hatten. Allein Collot d' Herbois und Billaud-Varennes gaben ihm diese nicht preiß, weil sie darin für sich selbst Gefahr sahen. Fortan blieb Robespierre von den Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses weg in der falschen Berechnung, dadurch die Glieder desselben bei'm Volk in Mißgunst zu bringen. Dadurch aber verlor er seinen Einfluß auf diesen Ausschuß und vergebens suchte er jenen seinen Feinden durch den Sicherheitsausschuß beizukommen, der sich ihm auch nicht mehr unbedingt fügte.

Während dieser Kämpfe der Schreckenshäupter unter einander äußerte das Gesetz vom 22. Prairial seine Wirkung, indem sich durch die Beschleunigung der Proceduren die Zahl der Hinrichtungen verdoppelte, deren bereits täglich 60 bis 80 und darüber Statt fanden. Die Erfindung der sogenannten „Gefängnißverschwörungen" lieferte eine Menge Menschen zu

den Verurtheilungen, die um so rascher erfolgten, da das neue Gesetz auch keine Vertheidigung mehr erforderte, sondern Alles dem „Gewissen der Geschwornen" überließ.

In dieser blutigsten Periode des Schreckenssystem's erlagen wieder viele Männer und Frauen aus den angesehensten und berühmtesten Geschlechtern: Bethune, Montmorency, Rohan, Narbonne, Villeroi, Montalembert, Montesquiou, Perigord, Choiseuil u. a. — In den Gefängnissen von Paris schmachteten noch viele Tausende aus verschiedenen Ständen, und im übrigen Lande Hunderttausende und sahen beständig das Beil über ihrem Haupte schweben. Die Tyrannei der Schreckensmänner wendete sich gegen alle, die sich durch Geburt, Talent, Ruhm und Reichthum auszeichneten, ja selbst Jugend und Schönheit, als Vorzüge der Natur, fielen dem Götzen der Gleichheit zum Opfer.

---

7. Kapitel.

Sturz des Schreckenssystems: die Thermidorianer und ihre Regierung.

1. Die Gegner Robespierre's. Der neunte Thermidor: Tallien. Robespierre's Sturz. Die Thermidorianer. Verbannung des Sanscülottismus und Rückkehr milderer Sitte.

Während diese Unglücklichen den Qualen des Gefängnisses und der Todesangst ausgesetzt waren, schwelgten die meisten Demagogen im Geheimen in den von ihren Eigenthümern verlassenen Landhäusern des Abends und Nachts an reichbesetzten Tafeln im Umgang mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen. Nur Robespierre blieb davon ferne, hielt aber, seit er mit den meisten Ausschußmitgliedern gebrochen, mit seinen Anhängern besondere Zusammenkünfte und unterhielt auch Beziehungen zu einem halb politischen, halb religiös mystischen Verein von Männern und Frauen, an dessen Spitze ein gewisser Dom Gerle und eine ehemals geisteskrank gewesene Frauensperson, Katharina Théot standen, die Robespierre als den Stifter einer neuen Religion

schwärmerisch verehrten, was ihm zu schmeicheln schien, obgleich er diesen Conventikel selbst nie besuchte.

Unterdessen aber waren seine Feinde, zu denen nun auch Barras, Fréron, Fouché, Panis u. a. zu treten wagten, nicht müssig gewesen, hatten viele Glieder im Convent für sich gewonnen, und bereiteten einen Schlag gegen ihn vor. Zunächst griffen sie jenen schwärmerischen Verein der Katharina Théot an, und stellten dessen Mitglieder vor das Tribunal. Darüber erbittert, und entschlossen, seine Gegner alle zu verderben, trug Robespierre am 8. Thermidor (26. Jul.) in der Conventssitzung auf Reinigung des Convents und der Ausschüsse von schlechten, unsittlichen Subjecten an. Allein am folgenden Tage, den 9. Thermidor (27. Juli 1794) wandte sich die Anklage gegen ihn und hatte seine Verhaftung zur Folge. Zwar befreiten ihn seine Freunde gleich darauf wieder und schlugen mit ihm ihren Sitz im Stadthaus auf; aber seine und seiner Freunde Feigheit und Henriot's militärische Untauglichkeit verhinderte ein entschiedenes Handeln. Bei dem gleichgültigen Verhalten des Volks gelang es Barras mit 1800 Nationalgarden das Stadthaus einzunehmen: Robespierre, durch einen Pistolenschuß verwundet, wurde ergriffen und am andern Tage den (10. Thermidor) mit einem Theile seines Anhangs hingerichtet.

Die nähern Vorgänge seines Sturzes sind folgende. Da Robespierre's Anklagerede theils ein gewisses Gefühl der Unsicherheit verrieth, theils schreckende Drohungen für die Mehrheit des Convents enthielt, so verfehlte sie des gehofften Eindrucks. Man beschloß zwar den Druck seiner Rede, nahm den Beschluß aber gleich wieder zurück, so daß Robespierre vor Verdruß über diese Niederlage in den Jacobinerclub eilte und diesem die Rede zur Beurtheilung vortrug. Seine Anhänger hörten sie mit Begeisterung und strichen diejenigen, die gegen den Druck seiner Rede gestimmt hatten aus der Liste der Clubsmitglieder; ja sie stießen die von ihnen im Club anwesenden (wie z. B. Callot d'Herbois u. a.) mit Gewalt hinaus. Hierauf schlug Payan vor, sogleich in Masse gegen die beiden Ausschüsse zu ziehen und sich der Glieder derselben zu bemächtigen. Allein Robespierre, stets zu persönlichem Handeln furchtsam, lehnte den Antrag ab und gab dadurch seinen Feinden Zeit. Denn unterdeß berathschlagten in der Nacht die Ausschüsse über einen Angriff auf Robespierre und seine Partei, und gewannen die im Convent noch vorhandenen Dantonisten und Girondisten dafür. Als daher am folgenden Tage, den 9. Ther-

midor, Robespierre im Convent, wo die Linke zahlreicher als sonst sich eingestellt hatte, erschien und nun St. Just die Ausschüsse und einen Theil des Convents in Anklagestand zu setzen vorschlug, trat Tallien mit der ganzen Kraft seiner Leidenschaftlichkeit gegen Robespierre und dessen Partei auf und schloß mit den Worten: „Zittre, Robespierre, zittre Tyrann!" und mit der Drohung, daß er, wenn der Convent denselben nicht in Anklagestand setze, aus eigner Macht ihm den Dolch ins Herz stoßen werde. Da er wirklich dabei einen Dolch schwang, erhob sich die ganze Versammlung mit lautem Beifallruf. Unbeweglich und sprachlos saß Robespierre im Innersten erschrocken da, und während seine Freunde zitternd schwiegen, traten auch Barras, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Vadier u. a. mit Anklagen auf, bis Tallien auf Abstimmung drang. Da verlangte die ganze Bergpartei seine Verhaftung. Vergebens strengte sich Robespierre an, die Rednerbühne zu gewinnen und sich mit seiner dünnen schneidenden Stimme Gehör zu verschaffen. Man stieß ihn zurück und ließ ihn nicht mehr zu Wort kommen. Bleich und zitternd vor Zorn stand er lange mit gekreuzten Armen an der Rednerbühne: dann stürzte er bald zum Berg, bald zur Ebene und beschwor sie, ihn zu stützen. Da sich Alles von ihm abwandte, stürzte er wieder zur Rednerbühne und rief: „Präsident von Mördern, wirst Du mir das Wort geben?" Als ihm endlich die Stimme ausgieng, wobei Einige riefen: „Danton's Blut erstickt ihn!" sank er erschöpft auf seinen Sitz zurück. Darauf wurden er, sein Bruder, Couthon, Lebas, St. Just u. a. in verschiedene Gefängnisse abgeführt.

Als Robespierre's Verhaftung bekannt wurde, wollte man kaum glauben, daß es mit diesem mächtigen Manne so weit gekommen. Da jedoch der revolutionäre Geist bei einem großen Theile des Volks im Sinken begriffen war, weil die Guillotine nun auch der untern Stände nicht mehr schonte, so versuchte Henriot, der Commandant der Nationalgarde, vergebens seine Untergebenen zum Angriff auf den Convent zu bewegen und konnte nicht einmal seiner eigenen Verhaftung einen kräftigen Widerstand entgegensetzen. Inzwischen gelang es Robespierre's übrigen Anhängern, besonders den Sectionsmännern, ihn und die andern wieder aus den Gefängnissen zu befreien und unter dem Läuten der Sturmglocken, so wie durch Aufführung von Kanonen das Stadthaus zum Mittelpunct ihrer Vertheidigung zu machen. Hier sah man nun den Robespierre auf einem Stuhl wie gelähmt sitzen, unfähig zu irgend einer Anordnung. Seine Freunde St. Just, Couthon u. a., sonst so gewaltig auf der Rednerbühne, hatten fast alle den Muth verloren. Henriot auf dem Grèveplatz herumreitend fluchte und tobte wie ein Betrunkener, vermochte aber nur Wenige zum Widerstand zu bewegen.

Unterdeß hielt der Convent eine Sitzung, erklärte den Robespierre und seine vornehmsten Anhänger für Rebellen und setzte sie außerhalb

des Gesetzes; Barras aber übernahm es, Nationalgarden zu sammeln und das Rathhaus zu stürmen. Obgleich er nur 1800 M. zusammenbrachte, so drang er doch, da die Anhänger des Gemeinderaths die Waffen wegwarfen, in das Stadthaus ein. Als man in den Gemeindesaal kam, wo die Geächteten beisammen waren, schob Lebas eine seiner beiden Pistolen dem Robespierre in die Hände und erschoß sich mit der andern. Robespierre drückte hierauf die Pistole auf sich selbst ab, zerschmetterte sich aber dadurch nur die untere Kinnlade. (Die Behauptung, ein Gensd'armes, Namens Médal, habe den Schuß auf Robespierre gethan, ist spätern Ursprungs.) Couthon kroch unter einen Tisch und wollte sich erstechen, vermochte es aber nicht; St. Just ließ sich gefangen nehmen; Robespierre's Bruder stürzte sich aus dem Fenster hinab und brach beide Beine; Henriot wurde zum Fenster hinausgeworfen, schlug sich ein Auge aus und brach auch beide Beine; die andern, darunter auch Dumas und der Schuster Simon, der Quälteufel des jungen Dauphin, wurden gefangen, Robespierre aber auf einer Bahre in das Lokal des Wohlfahrtsausschusses getragen und dort auf eine Tafel gelegt, auf der er den kurzen Rest der Nacht und den folgenden Vormittag zubrachte, ohne auf Befragen etwas zu antworten. Lange betrachtete ihn unter andern ein Bürger und sagte dann zu ihm: „Ja, Robespierre, es giebt einen Gott!"

Nachmittags den 10. Thermidor (28. Jul.) wurde Robespierre, das Gesicht der Wunde wegen mit einem Tuche umwunden, mit noch 20 seiner Anhänger zum Schaffot gebracht. St. Just, sein Schatten, sah finster und mit Verachtung auf die Menge, Couthon weinte, Dumas und Simon suchten sich die Furcht des Todes hinwegzufluchen. In der Nähe der Guillotine drang eine Frau durch's Getümmel, rief dem Robespierre, als dem Mörder aller der Ihrigen, im Namen aller gemordeten Mütter, Gattinnen und Kinder einen Fluch zu. Auf der Guillotine schloß er beim Anblick der triumphirenden Volksmenge mehrmals seine Augen und als ihm beim Anbinden auf das Brett das Tuch vom Gesicht gerissen wurde, schrie er vor Schmerz laut auf. — So starb der Moralfanatiker Robespierre, 36 Jahre alt, 18 Monate nach des Königs Tod, der vorzüglich sein Werk war. Tags darauf wurden noch 70 von seiner Partei (etwas später noch 12) hingerichtet.

Die Freude über Robespierre's Sturz war in ganz Frankreich bei allen nur irgend Gutgesinnten über alle Begriffe groß: denn man hatte sich gewöhnt, alle blutigen Gräuel auf seinen Namen zu setzen, obwohl er im Grunde nicht in der Art blutdürstig war, wie ein Marat u. a., sondern mehr nur das Morden theils gewähren ließ, theils es eben da veranlaßte, wo ihm sein System gefährdet schien, das er zum Schreckenssystem steigerte, weil er die Prinzipien

der Republik ihren Feinden gegenüber aufrecht erhalten wollte. Nichts desto weniger kann es im besten Falle nur eine Sentimentalität genannt werden, wenn man ihn, weil er nicht nach Reichthum und Wohlleben strebte, vielmehr das Lob der Unbestechlichkeit und Mäßigkeit zu seinem Zwecke für nothwendig erachtete, eine Art halber Absolution vor dem Richterstuhl der Geschichte ertheilt, indem man seine mit der tiefsten Eitelkeit gepaarte Herrschsucht weniger hoch anschlägt, eine Herrschsucht, welche zwar Verachtung gegen die aus der Habsucht und Genußsucht fließenden Leidenschaften, aber kein wahres menschliches Gefühl und Mitleid gegen die Opfer seines moralisch-politischen Fanatismus kannte, der ihn zum Repräsentanten der Triumphe, wenn nicht des heuchlerischen Worts, so doch des gröbsten „Mißbrauchs der Begriffe von Tugend und Rechtschaffenheit" machte.

Am meisten jubelten die Hunderttausende der Unglücklichen, die in den Gefängnissen Frankreichs dem Tod entgegen zitterten und jetzt wieder Hoffnung auf Befreiung faßten. Viele Personen, die sich verborgen hatten, ließen sich da und dort wieder offen sehen, und in die Herzen Aller, selbst vieler Terroristen, kehrte wieder ein gewisses Gefühl der Sicherheit zurück. Doch diese war für Viele noch keineswegs vorhanden, und die Reaction, die, nachdem die Revolution auf der Spitze angelangt war, eintreten mußte, konnte nur langsam in stufenweisen Schritten, mit untermischten Rückfällen in den Schreckenszustand, Raum gewinnen.

Viele Terroristen, an ihrer Spitze Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère, waren noch nicht gesonnen, einen Stillstand der Revolution zu Gunsten einer vernünftigern Freiheit eintreten zu lassen: daher hatten Diejenigen, welche am 9. Thermidor gesiegt hatten und in Folge dieses Siegs Thermidorianer (auch Thermidoristen) hießen, obgleich sie selbst früher der äußersten Linken angehört hatten, jetzt aber zur Einschränkung der Revolution entschlossen waren, noch einen schweren Stand. An ihrer Spitze stand Tallien, der durch seine Verlobte, die unter den Gefangenen befindliche schöne und geistreiche Frau von Fontenay, geborne Cabarrus, zu einer gemäßigtern Gesinnung

und zu jenem entschiedenen Auftreten gegen Robespierre gebracht worden war.

Da man jedoch gleich nach der eingetretenen Katastrophe eine große Anzahl Verhafteter frei gegeben hatte, unter denen fast Alles, was sich durch Geist, Bildung und Schönheit auszeichnete, befindlich war: so eröffneten sich nun auch wieder gebildete, von ausgezeichneten Frauen beseelte Gesellschaftskreise, die (wie namentlich der Salon der Frau von Fontenay, der Salon der Wittwe des Generals Beauharnais, Josephine, geborne Tascher de la Pagerie, und der Salon der Madame Recamier) einen wohlthätigen Einfluß auf Milderung der Gesinnungen, Verbannung des Sansculottismus und Wiederherstellung eines besseren Geistes äußerten. Auch kam es bald dahin, daß die beiden Ausschüsse (durch Herstellung der frühern Beschlüsse über die monatliche Erneuerung derselben) nur mit Thermidorianern besetzt wurden. Um ihre Gegner besser angreifen zu können, ließen sie die bisher bloß von terroristischen Jacobinern beherrschte Presse freigeben, die nun den Terrorismus und Jacobinismus bekämpfte, und sogar wieder christlich-religiösen und antirevolutionären Meinungen Eingang ließ.

Der Convent ernannte sogar eine Commission zur Befreiung der noch in den Gefängnissen Zurückgehaltenen, und mit einem gewissen Edelmuth entledigten sich diese Commissionsglieder ihres Auftrags, um dadurch ihr früheres Unrecht wieder gut zu machen.

2. Drohende Haltung des Terroristenrumpfs. Die Goldjugend. Der Prozeß gegen Carrier. Die beiden Thermidorianerfractionen. Weitere Reactionsmaßregeln.

Mit Verdruß und Furcht sah der Terroristenrumpf, oder wie man ihn nannte, „der Schweif Robespierre's“ diese reactionäre Stimmung und Gesinnungsänderung und arbeitete in dem wiedereröffneten Jacobinerclub dagegen. In diesem hatten sich nun auch viele aus den Departementen zurückgekehrte berüchtigte Agenten und Commissäre (wie Carrier, Lebon, Maignet ꝛc.) mit ihnen zusammengefunden und fiengen an, den Convent und die Aus-

schüsse zu bedrohen und sogar die eingetretene öffentliche Ruhe zu stören.

Da aber brachte Fréron, der jetzt zu den Gemäßigten gehörte, auf den Rath der Frau von Fontenay, durch öffentlichen Aufruf einige Tausend entschlossene junge Leute aus den gebildeten Klassen zu einem engeren Zusammenschluß, um insbesondere den rohern Theil der Jacobiner und ihren Pöbelanhang im Zaum zu halten. Es war diese Jeunesse dorée (Goldjugend), wie die Jacobiner sie spottweise nannten, eine Art Miliz der gemäßigten Revolution, die, mit eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet, sich täglich in die Straßen, Theater und andere öffentliche Orte und Plätze vertheilte, jedem Unfug entgegentrat und Ruhestörern ihre Ueberlegenheit, nicht selten aber auch mit Uebermuth, handgreiflich fühlen ließ.

Sie geriethen täglich da und dort mit Gegnern in's Handgemenge, zerschlugen die an jenen Orten aufgestellten Büsten Marat's, rissen dessen Leichnam aus dem Pantheon heraus und warfen ihn in eine unterirdische Kloake. Um die Marseillaise und das Ça ira zu verdrängen, setzten sie diesen Liedern ein anderes revolutionäres Lied „le reveil du peuple" (das Erwachen des Volks) entgegen.

Da die Clubisten nichts desto weniger fortfuhren, die Thermidorianer im Convent, und wo sie sonst konnten, anzugreifen und in einer ihrer Clubsitzungen wieder mit Erneuerung der Blutscenen drohten, zogen die „Goldjungen" gegen den Club, sprengten diesen auseinander und peitschten die Weiber, vormals „Furien der Guillotine," jetzt „Wittwen Robespierre's" genannt, die sich zum Schutz der Clubisten zusammen gerottet hatten, durch die Straßen der Stadt. Am gleichen Tag wurde Billaud-Varennes im Convent von den Thermidorianern wegen jener Aeußerungen im Club zur Rede gestellt, und als er sie zu wiederholen wagte, stellte Tallien die Unverträglichkeit dieser Grundsätze mit einem geordneten Rechtszustand dar und setzte die Entwerfung einer Anklage gegen sechs Terroristen durch, unter denen sich Billaud-Varennes und Collot d'Herbois befanden.

Zur Verstärkung des allgemeinen Abscheu's gegen die gestürzte, aber in ihrem Rest noch drohende Schreckensherrschaft trug der in diese Zeit fallende Prozeß Carrier's ungemein viel bei. Dieser Schreckensmann war als Commissär nach Nantes geschickt worden, um die dortigen Royalisten und andern Feinde

der Republik zu verfolgen. Die entsetzlichen Gräuel, die dieses Ungeheuer an Bosheit in jener Stadt verübt hatte, waren damals in der von den Terroristen noch beherrschten Presse zu Paris nicht allgemein bekannt worden. Nachdem er in Verbindung mit der Militärcommission eine große Anzahl Einwohner hatte theils erschießen, theils guillotiniren lassen, errichtete er eine bewaffnete Bande, genannt die Compagnie Marat, durch die er die täglichen Hinrichtungen rascher betreiben ließ. Als diese endlich der unaufhörlichen Blutarbeit müde wurden, ließ Carrier auf der Loire Kähne mit beweglichem Boden herrichten, bemannte sie mit gefangenen Männern, Weibern und Kindern und ließ sie durch Oeffnung der Böden ertränken: dieß waren die sog. Noyaden, die er „republikanische Taufen“ hieß. Zur Abwechslung ließ er auch Viele, immer je einen Mann und eine Frau zusammengebunden, in die Loire werfen und nannte diese Ertränkungen zusammengekoppelter Paare „republikanische Hochzeiten.“ Die vielen Leichname in der Loire verpesteten das Wasser so, daß man das Fangen der Fische verbieten mußte. Im Ganzen hat Carrier in Nantes an 1800 Menschen seiner Grausamkeit geopfert. Er war bereits wieder in Paris, als er durch die Commission in Nantes 94 angesehene Einwohner jener Stadt, die übrigens mit gegen die Vendéer gestritten hatten, nach Paris schicken ließ, um sie wegen föderalistischer (girondistischer) Gesinnung vor das Tribunal zu stellen. Dort kamen sie zu ihrem Glück erst nach dem 9. Thermidor an, so daß es ihnen leicht wurde, sich zu rechtfertigen. Dagegen traten sie nun als Ankläger gegen Carrier auf und eben durch ihre Depositionen kamen jene Gräuel an den vollen Tag. Zwar wollte ihn das Revolutionstribunal durchschlüpfen lassen, aber die öffentliche Stimmung war zu aufgebracht über diesen Unmenschen, als daß er dem Beile hätte vorenthalten werden dürfen. — Ueberhaupt kam es nun mehr und mehr an den Tag, daß die Demagogen in den Provinzen das Werk des Mordens, Raubens und Zerstörens mit noch größerer Wuth und Unmenschlichkeit getrieben hatten, als die Tonangeber in der Hauptstadt.

Die Thermidorianer bestanden aber selbst wieder aus zwei Fractionen, eine, welche die Herstellung der Ordnung bloß durch Hinwegschaffung der gefährlichsten Terroristen bewerkstelligen zu können glaubte, sonst aber die bisherigen Grundsätze der Revolution beibehalten wissen wollte; und eine andere, welche, meist aus Gelehrten und Höhergebildeten bestehend, nur von einer Umänderung des ganzen Systems mittels des Einflusses der Religion und Moral Heil für Frankreich hofften. Die letztere bestand theils aus Monarchischgesinnten, theils und überwiegend aus gemäßigten Republikanern. Die Volksmasse selbst aber war noch viel zu sehr am „Re-

volutionsfieber" krank, als daß sie für die idealistische Seite der Revolution empfänglich gewesen wäre. Darum galt es erst noch behutsamer Vorbereitungen zum Bessern: das Ziel lag noch fern und war jedenfalls den Leitern der am meisten einlenkenden Bewegung noch unklar. Es war schon viel gewonnen, daß die Wiederkehr anständigerer, durch die Frauenwelt vermittelter geselliger Formen den rohen Sanscülottengeist verdrängte und selbst viele Jacobiner für Besonnenheit und Mäßigung, für Sitte und Milde gewann, wenn auch diesem Bestreben nach gesellschaftlichem Anstand vorerst ein noch meist mehr sinnlicher, als sittlicher Trieb zum Grunde lag. Doch hatten die furchtbaren Erschütterungen und schweren Drangsale, welche besonders die Vornehmen während der Revolution ausgestanden hatten, auf die nunmehrige Haltung dieses Standes einen wohlthätigen Einfluß gehabt und ihn für eine tiefere Erkenntniß empfänglicher gemacht. Es fehlte nur an der Hinweisung auf den rechten evangelischen Heilsweg; aber woher hätte dieser nach so langer und gänzlicher Verschüttung desselben kommen sollen?

Die weitern Schritte der Thermidorianer, theils zur Bekämpfung des Terroristenrumpfs, theils überhaupt zur Besserung des öffentlichen Zustandes, bestanden in der von Boissy d'Anglas, Chenier und Sièyes beantragten Wiedereinsetzung der 73 Conventsglieder, welche gegen den Aufstand vom 2. Jun. 1793 und gegen die Verhaftung der Girondisten protestirt hatten; in der von Tallien und Fréron beantragten Zurücknahme der Achtserklärung gegen 18 noch lebende Girondisten (darunter der unerschrockene Lanjuinais war) und ihrer Wiederaufnahme in den Convent; in der Ertheilung der Amnestie für die Vendéer; in der von Legendre warm befürworteten Zurückgabe der noch nicht verkauften Güter aller vom Tribunal Verurtheilten an ihre Familien (nicht aber der längst verkauften Güter der Geistlichkeit, noch auch der Güter der Ausgewanderten); in der erleichterten Streichung aus der Liste der auf 50000 Köpfe sich belaufenden Emigranten und in der bereitwilligen Annahme ihrer Reclamationen; in dem Einstellen der Verfolgungen gegen den Klerus und in der Freigebung religiöser Versammlungen, jedoch ohne Bewilligung von Staatsmitteln dazu;

in dem Verbot der vandalischen Zerstörungen kirchlich= und politisch=historischer Denkmäler; in der Errichtung einer neuen Anstalt für Wissenschaft und Kunst, die unter dem Namen Institut national de France an die Stelle der alten Academie trat.

3. Entwerthung der Assignaten. Aufstandsversuch der Terroristen. Gegenrevolutionäre Bewegungen in den Provinzen. Letzter Volksaufruhr in Paris.

Das allmählige Verschwinden des Terrorismus legte aber nun in dem Zustand der Finanzen eine Gefahr bloß, die alle frühern Finanznothstände überstieg. So lange auf die Nichtannahme der Assignaten im Verkehr die Todesstrafe gesetzt war, erhielt sich dieses Papiergeld im gezwungenen Cours; als aber die Anwendung dieses Strafgesetzes wegfiel, sank der Werth der Assignaten so tief, daß der Staatsbankerott in nächster Aussicht stand. Da nun die Leiter des Volks diesen Abgrund durch neue hundert Millionen Papiergeld zudecken zu können glaubten, so gieng aus dem damit zusammenhängenden Verfall des ohnedies gelähmten Handels= und Gewerbswesens eine rasch steigende Verarmung und Theuerung hervor, welche durch die Abschaffung des Getreidemaximums, die nur den Wucherern zu Gute kam, und durch die Minderung der Brotaustheilungen bei dem an den Müßiggang gewöhnten Pöbel bis zum Mangel gesteigert wurde.

Diese Noth im Volke nun benützte die terroristische Faction des Convents, die man jetzt die „Spitze des Berges" nannte, zur Erregung eines Volksaufstandes in Paris, durch welchen sie eine gegen Billaud=Varennes, Collot d'Herbois, Barrère und noch vier andere anhängige Anklage abwenden und das Schreckenssystem wieder zurückführen wollten. Dieser Aufstand brach am 1. April 1795 aus, wurde aber durch die vom General Pichegrü geleitete jeunesse dorée glücklich unterdrückt. Die drei genannten Revolutionsmänner wurden zur Deportation verurtheilt.

Diese Insurrection hatte in ihrem Beginn einige Aehnlichkeit mit dem Tumult des 4. Oct. 1789 zu Versailles. Pikenmänner der Vorstadt St. Antoine und St. Marceau, von Jacobinern geführt, mit einer Fahne

voran, worauf die Worte: „Brot, Menschenrechte und Constitution von 1793!" standen, drangen, untermischt mit rasenden Weibern, in den Conventsaal und wurden von der Bergspitze in ihren Forderungen unterstützt. Bald aber stürmte die „Goldjugend" mit dem Gesang Reveil du peuple in den Saal und nahm eine so drohende Stellung, daß die Aufrührer sich erschrocken zurückzogen. Pichegrü, der sie, begleitet von einem kleinen Theil der Nationalgarde, unterstützte, war ein von jeher zur Mäßigung geneigter, ja im Stillen für die Monarchie gestimmter Mann, der sich in dem republikanischen Feldzug am Rhein und dann als Eroberer Hollands ausgezeichnet hatte und jetzt, nach Robespierre's Sturz, in der Absicht eine Restauration anbahnen zu helfen, nach Paris zurückgekehrt war, wo er den Oberbefehl über die bewaffnete Macht erhielt. — Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barrère hatten es nur der Milde ihrer Gegner, welche die Todesstrafe für politische Vergehungen abgeschafft und in Deportation verwandelt hatten, zu danken, daß sie mit dem Leben davon kamen. Sie wurden nach dem französischen Guyana verwiesen. Billaud-Varennes entkam nach einigen Jahren von dort nach St. Domingo, wo er als Advocat noch lange lebte; Collot d'Herbois, der Schlächter von Lyon, stiftete in Cayenne einen Negeraufruhr, wurde in die Citadelle gesperrt und soll sich durch gebranntes Wasser getödtet haben; Barrère, der „Anakreon der Guillotine," wurde vor der Deportation krank, entkam seiner Haft, erlebte noch verschiedene Glückswechsel und starb in einem hohen Alter. — Gegen Lebon aber, den „Tiger von Arras," wo er die verruchtesten Grausamkeiten verübt hatte, ferner gegen den ehemaligen öffentlichen Ankläger beim Tribunal, Fouquier-Thinville, der Tausende durch die unerhörtesten Lügenanschuldigungen zum Tode gebracht hatte, so wie noch gegen eine Anzahl der verhärtetsten Richter und Geschwornen des Revolutionstribunals wurde noch das Beil angewandt, das sie auf so viele unschuldige Häupter hatten fallen lassen: denn die öffentliche Stimme der Rache verlangte diese ihre Bestrafung.

Auch in Provincialstädten (namentlich in Toulon, Lyon, Marseille, Aix 2c.) wurde an denjenigen Jacobinern, welche so viele Ermordungen und Plünderungen verübt hatten, ein strenges Wiedervergeltungsrecht geübt. Wider die Absicht und den Willen der Pariser Thermidorianer gieng der contrerevolutionäre Pöbel in den Provinzen so weit, daß ganze Banden unter dem Namen Compagnie de Jesus und Enfans du soleil das Land durchstreiften und die willkührlichsten Gewaltthaten begiengen.

Das in Paris fortdauernde Elend des Volks wurde von den Anarchisten am 20. Mai 1795 noch einmal zu einem Aufruhr

benützt, indem ein Haufe von wohl 30000 Menschen mit dem Ruf: „Brot und die Constitution von 1793!" gegen den Convent anrückte und mit der darin befindlichen anarchischen Faction die Gemäßigten in so große Gefahr brachte, daß nur die Standhaftigkeit des Präsidenten Boissy d'Anglas und die zuletzt herbeieilende Jeunesse dorée die Bedrängten rettete.

Als sich nämlich die ganze Wuth der in den Saal Gedrungenen gegen Boissy wandte und von ihm verlangte, entweder den Präsidentenstuhl zu verlassen oder ihre Wünsche dem Convent zur Abstimmung vorzulegen, that er keins von beiden, sondern blieb unbeweglich auf seinem Posten. Schon richteten sich mehrere Feuergewehre gegen ihn, als sich Ferrand, ein Conventglied, zwischen ihn und die Angreifer warf, aber in demselben Augenblick durch einen Pistolenschuß niedergestreckt wurde, worauf der Mörder dem Getödteten den Kopf abschnitt, ihn auf eine Pike steckte und dem Präsidenten vor die Augen hielt. Inzwischen hatte fast die ganze gemäßigte Partei erschreckt den Saal verlassen und nur Boissy stand noch an seinem Platz, so daß die wilde Menge Respect vor ihm bekam und ihn, als einige seiner Freunde wiederkamen und ihn mit sich fortzogen, unangetastet durch ihre Reihen hindurchgehen ließ. Sogleich constituirten sich nun im Saale die Terroristen als Convent, gaben sich einen Präsidenten und bewilligten die Forderungen der Insurgenten. Da — es war bereits Nachts 11 Uhr und ein Theil der Menge hatte sich wieder verlaufen — erschien die Goldjugend unter Legendre's Führung, zerstreute die Anarchisten und führte die Majorität des Convents wieder auf ihre Sitze zurück. — Als bei der kurz darnach erfolgenden Hinrichtung von Ferrand's Mörder der Pöbel durch eine Befreiung desselben abermals einen Aufruhr begann, wurde die Vorstadt St. Antoine, als der Herd aller revolutionären Aufstände, mit Hülfe der Nationalgarde und der Linie entwaffnet.

Hierauf wurden 25 anarchische Deputirte, welche den Aufstand gebilligt hatten, vor eine Commission gestellt, jedoch nur sechs davon zum Tode verurtheilt, dem sie durch Selbstmord zuvorzukommen suchten, was jedoch nur dreien glückte. Achtzig andere terroristische Mitglieder wurden gezwungen, aus dem Convent zu treten und sich zu verbergen. Die meisten derselben verschollen.

4. Die Constitution vom Jahre III. Royalistische Opposition in der Wählerschaft. Unterdrückung derselben. Der Conventsgeneral Bonaparte. Letzter Act des Convents.

Die Thermidorianer, welche nun das Feld allein inne hatten, wollten jedoch einer weitern Reaction keinen Raum geben,

weil sie befürchteten, es möchten am Ende auch sie bei einer etwa eintretenden Restauration von der Strafe ereilt werden. Auch war das Volk, wie nicht minder das Heer im Feld, noch allzu tief in die Grundsätze der Revolution verrannt und mit zu großem Haß gegen die ausgewanderte Aristokratie erfüllt, als daß schon an eine Zurückführung des Monarchismus zu denken gewesen wäre. Zudem waren der gewaltsam veränderte Besitzstand und die ganze revolutionäre Gesetzgebung viel zu starke Bollwerke der Republik, welche die nunmehrigen Gewalthaber aufzugeben nicht gesonnen waren. Diese ernannten nun eine Commission zur Entwerfung einer neuen Verfassung, durch welche die republikanische Form und das demokratische Prinzip mit übrigens gemäßigter und beschränkter Anwendung festgehalten werden sollte.

Die neue von Daunou und Sièyes entworfene und von einer streng republikanisch-gesinnten Commission geprüfte Verfassung, genannt die Constitution vom Jahre III, die alles fern zu halten suchte, woran man die Zurückführung der Monarchie hätte knüpfen können, übertrug die vollziehende Gewalt einem Directorium von fünf Männern, welche sich bei den Berathungen und Beschließungen nicht sollten betheiligen dürfen, so daß die Acte der Gesetzgebung und der Gesetzvollziehung gänzlich auseinander gerissen wurden. Doch sollte die legislative Gewalt sich in zwei Conseils oder Kammern darstellen, in dem Rath der Alten, der aus 250 Mitgliedern von wenigstens 40 Jahren bestand, und in dem Rath der Fünfhundert, dessen Glieder wenigstens 30 Jahre alt seyn mußten.

Besondere Eigenschaften zu diesen Stellen waren nicht vorgeschrieben, da dieß gegen das Prinzip der Gleichheit gewesen wäre. Die Fünfhundert hatten das Recht, Gesetze vorzuschlagen, der Rath der Alten das Recht, sie anzunehmen oder zu verwerfen, ohne die Befugniß, eine Modification daran zu machen oder vorzuschlagen. Der Eingang der Constitution enthielt wieder die stereotype Erklärung der Menschenrechte, die doch zu keiner Zeit greller verletzt wurden, als eben in der französischen Revolution. Von der Commission zur Abfassung dieser Constitution waren die eigentlichen Thermidorianer, als zu sehr der Reaction geneigt, ausgeschlossen worden, was sie als eine Zurücksetzung schwer empfanden.

Nachdem diese neue Constitution vom Convent berathen und im Sept. 1795 angenommen worden war, suchte sich der Convent seinen

Einfluß unter der neuen Verfassung dadurch zu wahren, daß er zwei Beschlüsse veranlaßte, nach welchen zwei Drittheile der damaligen Conventsglieder in den beiden Conseils oder Kammern noch eine Zeit lang sitzen sollten. Ohngeachtet die Royalisten gegen diesen Zusatz, welcher den revolutionären Geist auch unter der neuen Constitution fortzusetzen drohte, in der Presse den heftigsten Widerstand aufregten, so wurde doch die Constitution sammt diesen Beschlüssen von den meisten Urwahlversammlungen angenommen. Nur die meist royalistisch-gesinnte Wählerschaft in Paris und in einigen der Hauptstadt nähern Departements entsagte dem Widerstand nicht, sondern bereitete eine Waffenerhebung vor. Daher machte der Convent Gegenrüstungen und übertrug dem damals in Paris anwesenden General Napoleon Bonaparte auf Barras Empfehlung die Leitung der militärischen Vertheidigung des Convents.

Napoleon Bonaparte, geb. d. 15. Aug. 1769 zu Ajaccio auf Corsica, wo sein mit Lätitia Ramolini verheiratheter Vater Carlo Bonaparte (ein Freund des korsischen Freiheitshelden Paoli) Gerichtsassessor war, wurde als 18jähriger Knabe in die Kriegsschule zu Brienne aufgenommen, wo er besondere Fortschritte in der Mathematik machte. In seinem Character hatte er etwas Zurückhaltendes und Verschlossenes; der Gestalt nach war er klein und unansehnlich. Nachdem er eine Zeit lang auch die Militärschule in Paris besucht hatte, wurde er Unterlieutenant bei der Artillerie in Grenoble, wo er fleißig das Studium der Geschichte trieb und gern den Plutarch las. Bei dem Ausbruch der Revolution, zu welcher Zeit er in Valence stand, schloß er sich derselben mit Begeisterung an. Er gieng nach Corsica und focht dort gegen die Aristokraten, wurde aber nach dem (vorübergehenden) Siege derselben sammt seiner Familie (der Vater war schon todt) aus der Insel verbannt. Während die Seinen in Marseille in gedrückten Umständen lebten, focht er mit Capitainsrang (1792) als eifriger Jacobiner in Südfrankreich gegen die Girondisten. Wie er sich bei der Belagerung von Toulon auszeichnete, ist schon oben erwähnt worden. Hierauf machte er als Artilleriegeneral den Krieg gegen Italien mit, wurde aber nach dem Sturze Robespierre's des Terrorismus angeklagt und in Nizza verhaftet. Da ihm aber die Armee das Zeugniß gab, daß man sein Talent nicht entbehren könne, wurde er wieder freigegeben, jedoch nicht wieder angestellt. Daher gieng er nach Paris und suchte dort Beschäftigung. Man wollte ihn zwar in der Vendée verwenden, dazu hatte er aber keine Lust und lebte lieber mit

seinen Freunden Junot und Sebastiani in dürftiger Lage, bis er eine Verwendung im Kriegsministerium fand, wo ihn wieder Barras begünstigte und ihm den oberwähnten Auftrag verschaffte.

Da der Convent an Artillerie überlegen war, so fiel der am 13. Vendemiaire (5. Oct.) 1795 zwischen der Nationalgarde und der Linie erfolgte Straßenkampf durch Bonaparte's geschickte Anordnungen und durch Mißgriffe der Nationalgarde zum Nachtheil der Pariser Bürger- und Wählerschaft aus. Der Convent siegte, machte aber von seinem Siege einen so mäßigen Gebrauch, daß nur einer der Leiter des Aufstandes mit dem Tode bestraft, und keiner der andern beunruhigt wurde. Zwar suchten nun Tallien und seine Freunde den Convent zur Hinausschiebung der Einführung der ihnen verhaßten Verfassung zu bewegen, wurde aber auf Thibaudeau's wirksame Einrede zurückgewiesen.

Hierauf nahm der Convent den letzten Act seiner bisherigen Gewalt vor und ernannte aus seiner Mitte, die 379 Glieder, welche in die beiden Drittheile der neuen Volksvertretung mit übergehen sollten. Das letzte Drittheil, das aus der Wahl des Landes hervorgieng, enthielt viele Royalisten. Die fünf Directoren aber wählte der Convent absichtlich aus denjenigen, welche für den Tod des Königs gestimmt hatten, um der Revolutionspartei eine desto größerere Sicherheit zu geben — und den Royalisten die Hoffnung auf das Königthum abzuschneiden. Die fünf, denen nun die oberste Leitung der Republik anvertraut wurde, waren Barras für das Aeußere und die Polizei, Lareveillère-Lepeaux für das Innere, Carnot für das Kriegswesen, Letourneur für das Seewesen, Rewbel für die Finanzen. Es war der 27. Oct. 1795, an welchem sich der merkwürdige Convent auflöste und das Directorium seine Regierung antrat.

---

8. Kapitel.

Die Kriegsereignisse in den Jahren 1794 und 1795. Die zweite und dritte Theilung Polens.

1. Die franz. Nordarmee unter Pichegrü. Sieg bei Fleurus. Vordringen der Franzosen in Belgien und am Rhein. Nachtheile der Franzosen zur See, Verlust der franz. Colonieen. Negeraufstand auf St Domingo.

Auf die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1794 zurückgehend finden wir im Frühling jenes Jahres den jungen Kaiser Franz II in eigner Person im Lager des Prinzen von Coburg, um durch Verstärkungen und einen neuen, von Mack entworfenen Kriegsplan den Muth der Oesterreicher zu befeuern, indeß die Engländer mit den Hannoveranern und Holländern unter dem Herzog von York gleichfalls wieder erschienen, um den rechten Flügel der Angriffsarmee zu bilden. Die Preußen mit 62000 M. stunden am Rhein, unternahmen aber aus Argwohn gegen ihre Verbündeten und in der Voraussicht, bald ihre Kraft in Polen verwenden zu müssen, nichts Entscheidendes. Da auch die Engländer sich schonten, so hatten den Hauptkampf die Oesterreicher gegen die französische Nordarmee unter Pichegrü zu bestehen, der zwar anfangs mit wechselndem Glück focht, aber im Mai den Clairfait und York schlug, worauf Jourdan mit der Moselarmee, ihn unterstützend, nach einigen vergeblichen Angriffen der feindlichen Linien an der Sambre, am 26. Juni über den Prinzen von Coburg den entscheidenden Sieg bei Fleurus davon trug. (Es war dieß die Schlacht, bei welcher die Franzosen durch einen großen Luftballon die Stellung des Feindes zu erforschen suchten).

Diese Niederlage hatte für die Verbündeten schwere Folgen. Der Prinz von Coburg sah sich zum Rückzug genöthigt, der den Franzosen Belgien wieder öffnete und die mit so großer Mühe eroberten Festungen Valenciennes, Condé, Quesnoy und Landrecies preisgab. Während auch die Engländer sich nach dem Meere zurückzogen, nahm Jourdan durch rasches Vordringen

Belgien ohne großen Widerstand ein, besetzte im September Aachen, dann nach einem Sieg bei Aldenhoven im October Bonn und Coblenz, darauf im November Maestricht (wo sie 8000 Gefangene machten und 360 Kanonen erbeuteten). Bald nahmen die Franzosen auch Luxemburg, das Kurfürstenthum Trier und einen großen Theil der mainzischen, kölnischen und pfälzischen Lande weg, wo sie allenthalben Lieferungen ausschrieben, Brandschatzungen erhoben und Kunstschätze mit fortschleppten.

An dem Tage, da Aachen von den Franzosen besetzt wurde (d. 18. September 1794), trugen die Preußen, welche nach einem Siege der Franzosen bei Edenkoben in der Pfalz sich über den Rhein hatten zurückziehen müssen, aber bald darauf wieder vorgerückt waren, bei Kaiserslautern einen nochmaligen Sieg davon. Weil sie jedoch wegen des Standes der politischen Angelegenheiten den Befehl bekamen, sich wieder zurückzuziehen, so gieng bald darauf durch den Verlust der Rheinschanze bei Mannheim (d. 23. Dez.) auch dieser Theil des linken Rheinufers verloren.

Um nunmehr die Eroberung Belgiens zu sichern, enthielt sich Pichegrü jeder Bedrückung der Einwohner und sah allenthalben auf strenge Mannszucht. Es war bereits der Winter von 1794 auf 95, der sich als der strengste in dem ganzen 18. Jahrhundert erwies, eingetreten, als Pichegrü, obgleich seine Armee von allem Nöthigen entblößt war, Holland angriff, dessen Erbstatthalter sich vergebens zur Anerkennung der französischen Republik und zur Erlegung von 80 Mill. Fr. bereit erklärte, um Holland zu retten. Der in Holland noch stehende Rest der Engländer (die andern waren mit York schon nach England zurückgekehrt) wollte die Dämme durchstechen und Holland unter Wasser setzen, um die Franzosen am Vorrücken zu hindern. Allein der Frost überzog die Kanäle und Flüsse mit Eis und bahnte den Franzosen den Weg in das Land. Sie erstürmten die Linien von Breda, setzten unter dem General Macdonald über die Waal, warfen die Engländer und Holländer über den Leck und die Yssel und nahmen die im Eis eingefrorne Texelflotte weg, so daß der Erbstatthalter seine Gewalt in der Versammlung der Generalstaaten niederlegte und selbst ihnen rieth, sich zu unterwerfen, worauf er nach England entfloh.

Daher übersandte Amsterdam dem General Pichegrü, der noch in Utrecht war, die Schlüssel der Stadt, in die derselbe am 18. Januar 1795 unter dem Jubel des bereits republicanisch gesinnten Theils der Einwohner seinen Einzug hielt. Darauf zwang er auch den Rest der Engländer, Holland zu verlassen.

Da nun Pichegrü, unterstützt von dem damals bereits gemäßigtern Convent, die Einwohner milde behandelte, so ergab sich Holland leichter in sein Schicksal, zahlte 100 Mill. Gulden und verwandelte sich in eine batavische Republik, die mit der französischen ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß. Doch mußte sie auch einige feste Plätze, darunter Maestricht und Venloo, an Frankreich abtreten.

Die Franzosen hatten auch zur See das Kriegsglück erproben wollen und die unter dem Admiral Howe an der bretagnischen Küste kreuzende englische Flotte auf der Höhe von Quessant muthig angegriffen; allein da ihnen die Engländer an Erfahrung zur See überlegen waren, so sahen sich sieben französische Schiffe genöthigt, die Flagge zu streichen. Ein französisches Schiff aber, Le Vengeur, obgleich es entmastet und ganz zerschossen war, ergab sich nicht, sondern die Bemannung desselben zog es vor, lieber unterzugehen und sank als das Schiff barst, unter dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ mit dem Schiff in den Abgrund. — Von diesem Sieg an breitete sich die englische Herrschaft zur See immer weiter aus.

Da überhaupt die französische Flotte in der ersten Revolutionszeit vernachlässigt und durch die englische Wegnahme eines Theils derselben aus dem Hafen zu Toulon vermindert worden war, so hatten die Engländer ihr Absehen auf die französischen Colonieen in Westindien und eroberten Guadeloupe, Tabago, Martinique und St. Lucie. Um nun den Engländern dort zu schaden, erklärte ein Conventsdecret vom 4. Febr 1794 die Abschaffung der Negersclaverei, und als daraus ein Negeraufstand gegen ihre Herren entstand, der mit Mühe unterdrückt wurde, befreiten die Franzosen zwar Guadeloupe und St. Lucie wieder; dagegen verloren sie die wichtige Insel St. Domingo, die

schon seit 1791 ein unsicherer Besitz war, durch einen allgemeinen Negeraufstand nun völlig.

Von dieser Insel, welche nächst Cuba die fruchtbarste der Antillen ist, gehörte der kleinste Theil den Spaniern, der größte den Franzosen. Die Bevölkerung bestand aus Weißen (den Besitzern der Plantagen), aus freien Farbigen (den Mulatten) und aus den Negern, welche die Mehrzahl bildeten; zwischen allen drei Klassen war ein schroffer Abstand. Da die Freilassung der Neger den weißen Pflanzern ungemein geschadet hätte, so stellte die damalige Nationalversammlung durch das Decret vom 15. Mai 1790 nur die Mulatten den Weißen bürgerlich gleich. Deßhalb brachen unter den Negern, die auch frei seyn wollten, häufige Empörungen aus, so daß die Nationalversammlung jenes Decret wieder zurücknahm. Nun aber wollten die Mulatten nicht wieder in das Joch zurück und fiengen an, sich auch zu empören. Daher wurde das Decret vom 15. Mai wieder in Kraft gesetzt und am Ende selbst den Negern das Bürgerrecht ertheilt. Da nun letztere nichts mehr arbeiteten, sondern sammt den Mulatten die Herren spielen wollten und große Unordnungen veranlaßten, so sandte die herrschende Jacobinerpartei im Herbst 1792 zwei Commissäre mit 6000 M. nach Domingo, um die Neger und Mulatten den rechten Gebrauch der Freiheit zu lehren. Allein diese Mannschaft war gegen die wuthentbrannten Neger viel zu schwach, und da die Weißen unter sich nicht einig waren, weil ein großer Theil royalisti sch gesinnt war, so fielen die Neger auf der ganzen Insel über die Weißen her und ermordeten sie alle sammt Weibern und Kindern, diejenigen ausgenommen, die sich in feste Plätze geflüchtet hatten. Aber auch die Hauptstadt fiel zuletzt in die Hände der Neger, die auch hier alle Weißen, die sich nicht auf Schiffe retten konnten, ermordeten, worauf sie die ganze Stadt einäscherten und auch alle Pflanzungen niederbrannten oder verwüsteten.

Jetzt glaubten die Spanier, im spanischen Theile der Insel, sich zu Herren der Insel dadurch machen zu können, daß sie die Negerhäuptlinge durch Geld, Titel und Orden zu gewinnen suchten; aber der klügste dieser Häuptlinge, Namens Toussaint Louvertüre, Enkel eines afrikanischen Negerkönigs, benützte das französische Decret als eine Brücke zur Unabhängigkeit, indem er sich zum Schein für die französische Republik erklärte. Die Commissäre ließen sich täuschen, und so kam es, daß allmählig die schwarze Republik auf dieser Insel unter seine Oberleitung kam und sich dem französischen Einfluß ganz entzog.

So wie die Engländer die französischen Besitzungen in West- und in Ostindien an sich rissen, so gab ihnen die Vereinigung Hollands mit Frankreich Veranlassung, sich allmählig auch der reichen

holländischen Colonieen in Ost- und Westindien, selbst auch der Insel Ceylon und des Kap's der guten Hoffnung zu bemächtigen und dadurch auch den Handel mit den herrlichen Erzeugnissen dieser Besitzungen an sich zu bringen.

2. Wirren in Polen. Die neue Verfassung. Die Confoderation von Targowitz. Kosciuszko. Die Preußen und Russen in Polen: zweite Theilung. Kosciuszko Dictator. Suwarow vor Warschau. Finis Poloniae. Dritte Theilung Polens.

Während die neue französische Republik um ihren Bestand einen erfolgreichen Kampf mit den europäischen Mächten bestand, gieng einer der ältesten Staaten im Osten Europa's, das Polenreich, unter, keineswegs in Folge der Grundsätze, die in Frankreich die Monarchie gestürzt hatten, vielmehr nur in Folge des aus diesen Grundsätzen hergenommenen Vorwands seiner Nachbarn, die schon einmal seinen Bestand durch eine Theilung geschmälert hatten und nun nach einer weitern Vertheilung des Ueberrestes strebten.

Schon seit der ersten Theilung (1772) hatten mehrere polnische Große auf Mittel gesonnen, den Rest ihres Volkes und Landes durch Reformen aus seinem politischen Wirrsal herauszureißen, aber ihre Bemühungen scheiterten theils an dem Parteigeist der übrigen Starosten, theils an der lauernden Wachsamkeit Rußlands, dessen Kaiserin Katharina II erklärte, daß sie jede Aenderung in der polnischen Verfassung (s. XXIV. 1, 2.) als eine Verletzung der Verträge und darum als eine Kriegsherausforderung ansehen würde. Die neue Verfassung, welche die patriotische Partei des Ignatz Potocki entworfen hatte, fand indeß die Billigung des Königs Friedrich Wilhelm II von Preußen, so daß König Stanislaus August von Polen dieselbe am 3. Mai 1791 auf dem Reichstag zu Gordno annahm und beschwor. Das geschah darum so leicht, weil die Russen gerade in der Krimm mit den Türken beschäftigt waren.

Allein die russischgesinnte Partei in Polen schloß gegen diese Verfassung am 14. Mai die Confoderation von Targowitz, durch welche sie unter dem Beistand Rußlands die alte Verfassung aufrecht erhalten wollte. Als nun bald darauf die Russen

anrückten, stellte sich ihnen die Partei der Patrioten unter Thaddäus **Kosciuszko**, der mit Lafayette den nordamerkanischen Freiheitskrieg mitgemacht hatte, bei Dubienka entgegen und erfocht am 18. Juni einen Sieg über sie. Nun suchte die Kaiserin Katharina den König von Preußen, der damals in der Champagne gegen Frankreich stand, von seinem Bündniß mit Polen durch das heimliche Versprechen abzuziehen, daß er bei einer neuen Theilung Polens den besten Theil bekommen solle. Dadurch wollte sie ihn auch zugleich bewegen, am Rhein zu bleiben und den Kampf mit Frankreich fortzuführen, damit sie in Polen allein schalten könne.

Doch das konnte und wollte er nicht, um nicht Rußland in Polen zu mächtig werden zu lassen. Er entzog daher der neuen polnischen Verfassung seine Garantie, was die Folge hatte, daß auch Stanislaus darauf verzichtete und Kosciuszko das Land verlassen mußte.

Hierauf rückte, dem geheimen Theilungsvertrag gemäß, ein preußisches Heer, das Friedrich Wilhelm seiner Rheinarmee entzogen hatte, unter dem Feldmarschall Möllendorf in Polen ein, mit der angeblichen Erklärung, nur die jacobinischgesinnte Partei daselbst unterdrücken zu wollen, und besetzte am 24. Febr. 1793 zuerst die Stadt Danzig, alsdann ganz Westpreußen, worin die Städte Posen, Gnesen, Kalisch, Dobrezyn u. a. Städte lagen.

Erst im Herbst besetzte Rußland in Gemäßheit eines mit Preußen am 14. Oct. abgeschlossenen Vertrags Litthauen, die Ukraine und fast ganz Volhynien. Das übrige Polen mit Warschau und Krakau wollte man Oesterreich lassen, das, weil es seine meiste Kraft auf die Bekämpfung des revolutionären Frankreichs wenden mußte, sich damit zufrieden gab. Zum Einrücken der preußischen und russischen Heere in diesen letzten Theil Polens gab sodann ein Aufstand der patriotischen Partei der Polen leichten Vorwand.

Diese hatten nämlich, um die Theilung zu vereiteln, den Kosciuszko aus Leipzig, wo er sich aufhielt, herbeigerufen, ihn am 24. März 1794 zum Dictator ernannt, und eine allgemeine

Volksbewaffnung zu Stande gebracht. Nachdem die Krakusen (d. h. die von polnischen Landedelleuten geführten Leibeigenen) unfern Warschau ein russisches Corps geschlagen hatten, erhob sich das Volk in Warschau, erschlug die dort liegenden 6000 Russen im Straßenkampf (aus dem sich nur 900 retteten) und richtete am 6. Mai in der Stadt unter dem polnischen Adel ein dem Septembermord in Paris ähnliches Blutbad an. Eben hatte Kosciuszko wieder ein russisches Corps geschlagen, als König Friedrich Wilhelm von Preußen mit 20000 M. erschien und ihm wieder den Sieg entriß. Hierauf warf sich Kosciuszko in die Stadt Warschau und vertheidigte sie gegen die Preußen so tapfer, daß diese die Belagerung wieder aufhoben.

Unterdessen aber hatten die Russen Wilna erstürmt und rückten unter dem berühmten General Suwarow (eigentlich Suworow), der sich den Türken schon furchtbar gemacht hatte, gegen Warschau an. Da zog ihm Kosciuszko mit seinen freiheitsbegeisterten Polen entgegen, und unter dem Gesang des Liedes: „Noch ist Polen nicht verloren!" (Jeszcze Polska nie zginela!) warfen sie sich am 10. Oct. bei Macieiowice mit dem größten Ungestüm auf den Feind, unterlagen aber der dreifach stärkern Uebermacht desselben. Kosciuszko selbst sank verwundet mit dem Ausruf: Finis Poloniae! zu Boden und wurde gefangen.

Eine Zeit lang hielt Warschau die Bestürmung Suwarow's noch aus: endlich aber eroberte er im Sturm die Vorstadt Praga (diesseits der Weichsel) und ließ es zu, daß die Russen ihre Rache im Blute von 15000 Einwohnern dieser Vorstadt kühlten. Dann erst that er dem Morden Einhalt und schloß mit dem Stadttheil jenseits der Weichsel am 10. Nov. 1794 einen billigen Uebergabevertrag.

Bei der nun erfolgenden letzten Theilung Polens vom 3. Jan. 1795 erhielt Preußen noch Warschau mit Umgebiet, Oesterreich aber das südwestliche Polen oder Westgalizien, so daß zwischen Preußen und Oesterreich die Weichsel, zwischen Oesterreich und Rußland der Bug, zwischen Rußland und Preußen der Niemen die Gränze machte. Also verschwand Polen aus der Reihe der selbständigen Staaten.

Daß auf die damaligen Versuche der Polen, sich von fremdem Einfluß zu befreien, die westlichen Freiheitsideen Einfluß hatten, kann nicht geläugnet werden. Daß aber die Constitution, die sich die Polen 1791 gaben, mit den eigentlich jacobinischen Grundsätzen nichts gemein hatte, weis't Eduard Arnd durch folgende Zusammenstellung nach: „Die Franzosen stürzten das Königthum, die Polen dagegen wollten es bei sich erblich machen; die Franzosen hatten Adel und Geistlichkeit vertrieben und verfolgt; die Polen ließen sie in ihrer neuen Verfassung als privilegirte Stände bestehen; die Franzosen hatten eine durchgängige Gleichheit aller Rechte eingeführt, die Polen wollten den Bürger und Landmann nur allmählig näher bringen." — Allerdings war es eine constitutionelle Monarchie, welche die Polen bei sich feststellen wollten, und eine solche wollten Rußland, Preußen, Oesterreich, als die Repräsentanten des politischen Absolutismus, nicht in ihrer unmittelbaren Nähe dulden, da sie darin eine Gefahr für ihr autokratisches Prinzip sahen. Ist aber durch diese Besorgniß die Vernichtung Polens gerechtfertigt? Wahr ist es wohl, daß an dem so tapfern Volke der Polen zu erkennen ist, wie die unverständige, fast bis zur bleibenden Anarchie gehende Verwirrung der Regierungsgewalten, die fortwährende gegenseitige Anfeindung eigensüchtiger Parteien, der eitle Uebermuth des herrschenden Adels, die Knechtung des Bürger- und Bauernstandes, die unbegreiflich leichtsinnige Vernachlässigung alles Rechts, aller tiefern Gesittung, aller Wissenschaft, aller Kunst, aller Industrie, verbunden mit dem steten Trieb, die Nachbarn zu beunruhigen, zu beeinträchtigen, zu schmälern — wie all' diese Sündenmenge sich mit dem vollkommenen Sturz des Staates rächt. Entschuldigen jedoch soll diese Betrachtung das den Polen angethane Unrecht nicht, wohl aber macht sie deren Untergang erklärlich, wenn man auch nicht alles unterschreiben will, was Ernst Moriz Arndt in seiner vergleichenden Völkergeschichte von diesem Volke sagt.

Die polnische Erhebung hatte auch in Ungarn die Lust der Nachfolge erweckt. Dort bildete sich, aber nicht ohne unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorgängen in Frankreich, eine Verschwörung, die von dem k. Rath Martinowitz gestiftet wurde und die Abschaffung des Königthums und des Adels zum Zweck hatte. Sie ward aber entdeckt und Martinowiz mit sechs andern Rädelsführern enthauptet (Jan. 1795).

3. Der Friede zu Basel mit Preußen. Die Demarcationslinie. Friede mit Spanien. Vergleich mit den Vendéern und den Chouans. Abermalige Erhebung der Vendéer. Hoche. Blutiger Ausgang der Royalistenerhebung (Tod Ludwig's XVII).

Da demnach Preußen seine Hauptmacht zur Besetzung Polens verwenden mußte und dort stets eine beobachtende Stellung

gegen Rußland und Oesterreich zu nehmen hatte, um nicht übervortheilt zu werden, so schloß es durch den Minister von Hardenberg mit der französischen Republik, deren Unterdrückung bereits zur Unmöglichkeit geworden war, am 5. April 1795 den Frieden zu Basel ab, der jedoch dadurch zu einem für Preußen, wie für Deutschland schmach- und verderbenvollen Frieden wurde, daß das preußische Kabinet in einem geheimen Artikel das linke Rheinufer der künftigen Eroberung Frankreichs (gegen alsdann eintretende Entschädigung auf dem rechten Ufer) preiß gab, und zur Bewahrung sofortiger Neutralität Norddeutschland zwischen Rhein und Main durch eine Demarcationslinie von dem zwischen Frankreich und Oesterreich fortdauernden Krieg ausschied. Diese Linie gieng von der Ems über Frankfurt nach Franken und der Oberpfalz und sicherte dem dadurch abgegränzten nördlichen Deutschland die Neutralität; weßhalb auch Hannover und Kurhessen (letzteres durch einen Separatfrieden v. 12. Aug.) ihre Truppen aus Frankreich zurückzogen, um den vermeintlichen Vortheil der Demarcation zu genießen.

Die nächste Folge dieser begonnenen Trennung der Coalition war, daß auch Karl IV von Spanien, welcher von seiner Gemahlin und deren Günstling, dem bei den Spaniern verhaßten und von Frankreich bestochenen Minister Manuel Godoy (Herzog von Alcudia) beherrscht wurde, mit der französischen Republik einen Frieden zu erlangen suchte, der am 22. Juli 1795 gleichfalls zu Basel abgeschlossen wurde. In diesem Frieden gab die Republik, deren Regierung bereits in den Händen der gemäßigten Thermidorianer war, ihre unterdeß in Spanien gemachten Eroberungen zurück und erhielt dafür den spanischen Antheil von St. Domingo. Auch wurde die in Paris noch gefangen gehaltene Tochter Ludwig's XVI, Maria Theresia, gegen eine Anzahl in österreichischer Gefangenschaft befindlicher Gesandten und Conventsglieder (darunter Drouet) frei gegeben.

Der Pyrenäenkrieg hatte sich nämlich endlich zum Vortheil Frankreichs gewendet. Der ausgezeichnete republikanische General Dugommier, der in den Ostpyrenäen befehligte, hatte die Spanier bei Bagnols geschlagen und Augereau sie dort aus Frankreich hinausgeworfen, so daß sie nur noch

vier Plätze darin besaßen, welche Dugommier vollends eroberte. In den Westpyrenäen vertrieb nun auch eine zweite, meist aus Recruten bestehende französische Armee, von Bayonne aus, die Spanier vom französischen Boden und versetzte den Krieg auf das spanische Gebiet, wo sie nach der Eroberung von St. Sebastian bis Tolosa vordrang. Anderseits war auch Dugommier in Catalonien eingedrungen, wo er zwar bei Montenegro fiel, sein Heer aber, von Rache entflammt, unter General Perignon die Spanier auf den verschanzten Höhen von Figueras angriff und sie in einer mörderischen Schlacht besiegte — Zu gleicher Zeit war die Westpyrenäenarmee von Tolosa weiter vorgedrungen, hatte nach der Eroberung von Bilboa halb Biscaya unterworfen und war im Begriff, Pampelona anzugreifen, dessen Eroberung ihnen die Straße nach Madrid geöffnet hätte, — als das spanische Kabinet die Hand zum Frieden bot und die Republik ihn gewährte. Von diesem Frieden erhielt Godoy, der die Berathungen leitete, den Titel „Friedensfürst". — Die freigegebene Prinzessin Maria Theresia vermählte sich drei Jahre darnach an den Herzog von Angoulême, den ältesten Sohn des Herzogs von Artois, bekam aber keine Nachkommenschaft. Die traurigen Eindrücke ihrer Jugend verließen sie nie.

Schon vor dem Frieden zu Basel, am 9. Febr. 1795, hatte der Großherzog von Toscana mit der französischen Republik Frieden geschlossen. Nun setzten sich auch Schweden, Dänemark, Venedig und Genua wieder in ein friedliches Verhältniß zu Frankreich, so daß auf dem Festland nur noch Sardinien und Sachsen zu Oesterreich hielt.

Während so die französische Republik an allen ihren Gränzen über ihre auswärtigen Feinde die Oberhand bekam, konnte sie der Vendée immer noch nicht Herr werden, obwohl deren beide noch übrige Hauptführer Charette und Stoflet sich nicht immer verständigen konnten. Die unermüdlichste Thatkraft bewies Charette, dessen Ruf sich so verbreitet hatte, daß ihm selbst Suwarow in einem Schreiben seine Bewunderung zu erkennen gab.

Die neue gemäßigte Regierung entschloß sich daher zu einigem Nachgeben und bot dem Charette einen Vergleich an, der unter sehr vortheilhaften Bedingungen für die Vendéer zu Nantes am 26. Febr. zu Stande kam. Auch Stoflet mit seinem Anhang schloß sich ihm an; denn beide Führer sahen ihre Hülfsquellen erschöpft. — Eben so schloßen die Chouans in der Bretagne, die vorzüglich von dem Marquis de Puisaye geleitet wurden, mit

der Republik einen ähnlichen Vergleich zu Rennes (20. April 1795).

Die Thaten und Lieder dieser treuen Royalisten in der Vendée und Bretagne erregen bei näherer Betrachtung der vorhandenen Aufzeichnungen die höchste Bewunderung. Adel und Landvolk gaben sich mit unerschütterlicher Treue und unbeugsamem Muth ihrem Gott und ihrem Könige hin, und selbst die Aermsten widerstanden eben so fest den lockendsten Anerbietungen, als den grausamsten Bedrängungen und Martern von Seiten ihrer Feinde; mit Aufopferung ihres Guts und Bluts verbargen und beschützten sie alle zu ihnen sich flüchtenden geächteten Royalisten, besonders deren Frauen und Kinder.

Ungeachtet des Vergleichs glomm jedoch das Feuer unter der Asche noch fort, und diese Stimmung benutzten die Engländer. Da sie fortwährend daran waren, sich der überseeischen Colonieen sammt dem Handel der Franzosen zu bemächtigen und diesen Zweck natürlich dann am besten erreichen konnten, wenn Frankreich zu einer beständigen Vertheidigung seiner Landesgränzen genöthigt war, so suchte Pitt, der noch Englands Politik leitete und mit Verdruß die Trennung so vieler Staaten von der Coalition gewahrte, theils Oesterreich durch Subsidien zur Fortsetzung des Kampfes zu ermuntern, theils die Vendéer zu einer abermaligen Schilderhebung zu vermögen.

Charette und Stoflet giengen darauf ein. Da es aber ihrem Lande, das in den vorigen Kämpfen an 100,000 Menschen verloren hatte, sehr an kampffähiger Mannschaft gebrach, so nahm England zu dieser Expedition französische Emigranten in Sold, begieng aber die Unklugheit, die schwachen Reihen der Gemeinen durch einige Tausend gefangener Republikaner zu verstärken. Nach einem glücklichen Seesieg der Engländer über die französische Flotte bei der bretagnischen Insel Belle-Isle erfolgte die Landung jener Emigranten in der Bucht von Quiberon den 27. Juni 1795, wo sich ein Haufe Chouans mit ihnen vereinigte.

Allein der General Hoche, der nach Robespierre's Sturz wieder frei geworden war und das Commando in dieser Gegend erhalten hatte, griff sie mit 10000 M. an und trieb sie, da die in ihrer

Mitte befindlichen Republikaner zu Hoche übergiengen, mit großem Verlust an's Meer zurück bis unter die Batterien der englischen Schiffe. Durch einen ähnlichen Verrath der Republikaner bekam er das bei Quiberon liegende Fort Penthièvre in seine Gewalt. Zwar suchte eine erst kurz zuvor gelandete zweite Emigranten-abtheilung unter dem jungen Grafen Saubreuil das Fort zu entsetzen, sah sich aber genöthigt, sich an das Meer zurückzuziehen, um sich wieder einzuschiffen. Die englischen Schiffe aber hatten sich eines Seesturms wegen von der Küste entfernt, und so war keine Hülfe möglich; daher bot Saubreuil dem Feind für die Rettung der Seinen seine eigene Person zum Opfer an. Hoche nahm die Capitulation an: denn er wünschte selbst ihre Rettung; aber Tallien, der als Kriegscommissär bei ihm war und sich bei der Pariser Regierung von dem Verdacht antirevolutionärer Gesinnung reinigen wollte, ließ nicht bloß den edlen Saubreuil, sondern auch wider die Abrede noch 600 von den in die Convention mit Einbegriffenen erschießen. Es waren darunter Männer des angesehensten Adels; alle starben mit dem höchsten Muth und mit tiefster religiöser Ergebung. Die übrigen Emigranten und was sich von den Chouans nicht selbst getödtet oder in das Meer gestürzt hatte, um den Grausamkeiten des Feindes zu entgehen, ließ man entkommen.

Am 8. desselben Monats (Juni 1795) war die Hauptstütze royalistischer Hoffnung durch den Tod des jungen Prinzen, dem sie als Ludwig XVII bisher alle ihre Wünsche und Anstrengungen geweiht hatten, hinweggefallen. Er war nach der Hinrichtung seines tyrannischen Pflegers, des Schusters Simon, unter die Aufsicht des Jacobiners Laurent gestellt worden, der ihn wenigstens nicht mißhandelte. Aber der Knabe hatte in seinem feuchten dunkeln Gemach, bei elender Kost und moralischer Verkümmerung geschwollene Glieder und gekrümmten Rücken bekommen, und ärztlichen Besuch ließ man absichtlich erst dann zu, als keine Hülfe mehr möglich war, und so starb er im 11. Jahr seines Lebens nach 11monatlicher Gefangenschaft. Von da an richtete sich die Hoffnung der Royalisten auf den ältern Bruder Ludwigs XVII, den Grafen von Provence, den sie mit dem Namen Ludwig XVIII benannten und ihn als ihren rechtmäßigen König ansahen.

Unterdessen hatte auch Charette mit 15000 M. in Poitou —, und Stoflet mit eben soviel in Anjou die Waffen erhoben. Als Charette von dem blutigen Ausgang der Emigranten-Expedition

bei Quiberon vernahm, ließ er alle Republikaner, die er in seiner Gewalt hatte, erschießen. Als dann eine zweite Emigrantenexpedition unter dem Grafen Artois auf der Insel L'Isle Dieu landete, suchte er sich mit derselben in Verbindung zu setzen. Allein da die Gelandeten mit dem Vorrücken zögerten und von allen Seiten Republikanerschaaren anrückten, so gab der besorgte englische Commodore wieder Befehl zum Einschiffen und vereitelte dadurch vollends die ganze Unternehmung. Das war für Charette der größte Schlag: denn nun verlor sich auch seine Streitmacht und da er von Stoflet in Anjou nicht unterstützt wurde, so sah er sich durch Hoche auf einen kleinen Winkel des Landes beschränkt. Zwar bot ihm Hoche einen Vergleich an, der wenigstens ihn und seine Offiziere gerettet hätte; allein Charette wollte mit den Waffen in der Hand sterben, zumal unterdeß Stoflet von republikanischen Soldaten in einem Pachthofe gefangen worden war und bei seiner Hinrichtung mit dem Ruf: „Es lebe der König!" die Todeskugel empfangen hatte.

Noch machte Charette in täglichen verzweifelten Gefechten seinen Feinden schwer zu schaffen; da er dabei aber einen getreuen Offizier um den andern verlor, so stürzte er sich im letzten Kampfe mit seiner kleinen Zahl einer zehnfachen Uebermacht entgegen, fiel an Kopf und Hand verwundet den Republikanern in die Hände und wurde zu Nantes erschossen. Mit ihm erlosch die Flamme des Vendeekriegs, der nur noch in einzelnen planlosen Aufständen und Ueberfällen vollends ausbrannte.

Als die Sieger unter den Verwundeten den Charette suchten, wollte ein neben ihm Liegender ihn retten und gab sich für ihn aus. Allein Charette gab sich sogleich zu erkennen, und als er vor den republikanischen General Travot geführt wurde, rief er demselben zu: General, wenn ich Sie in meine Gewalt bekommen hätte, so ließe ich Sie auf der Stelle erschießen!" Als er am Morgen vor seiner Hinrichtung das h. Abendmahl genommen hatte und es dann zur Execution kam, ließ er sich die Augen nicht verbinden, zog seine verwundete Hand aus der Schlinge und legte sie auf sein Herz, dann kommandirte er selbst: Feuer! und sank von vielen Kugeln getroffen zusammen. (d. 29. März 1796.)

9. Kapitel.

Die Directorialregierung. Bonaparte's italienischer Feldzug.

1. Schwankende Haltung des Directorium's. Der Jacobinerclub im Pantheon. Baboeuf. General Bonaparte. Finanzzerrüttung. Staatsbankerott. Neues Steuersystem. Das System der Eroberungen. Carnot's Feldzugsplan. Jourdan und Pichegrü am Rhein; Waffenstillstand.

Die neuen im Palast Luxemburg residirenden fünf obersten Magistrate der Republik, die das Directorium bildeten, waren zwar im Ganzen mehr conservativer Natur, schwankten aber aus Furcht vor der Rückkehr des Terrorismus sowohl, als vor einer zu weit gehenden Reaction zwischen Begünstigung und Beschränkung des revolutionären Geistes hin und her. Denn in der Volksvertretung, wie außer derselben, fanden sich neben Gemäßigten theils Monarchisten, theils Terroristen. Letztere hatten seit dem 13. Vendemiaire den Jacobinerklub und zwar im Pantheon wieder eröffnet und besaßen einen Hauptvertreter an Baboeuf, der durch Wort und Schrift hauptsächlich den Grundsatz der Gleichheit auch auf die Güter auszudehnen suchte und die Schwindellehre von der Vertheilung des Eigenthums zu gleichen Loosen predigte, indem er sich, auf die römische lex agraria anspielend, den Namen „Gracchus" beilegte.

Die Arbeiter in den Städten, besonders aber in Paris hatten längst einsehen lernen, daß die Gütereinziehungen und Güterverkäufe nicht ihnen, sondern nur den damit beauftragten Agenten, Commissären, Lieferanten ꝛc. Vortheile brachten, und daß es ohne eine reiche Klasse an Arbeit fehle: daher gaben sie den Lehren Baboeuf's wenig Gehör. Nur bei Seite geschobene Conventsglieder, entsetzte Beamte und sonst durch die Regierungsveränderung Benachtheiligte (wie ein Drouet, Santerre, Rossignols ꝛc.) waren Anhänger dieses Demagogen. Als Baboeuf so weit gieng, gegen das Directorium und die meisten Glieder der beiden Conseils eine Verschwörung anzuzetteln, so erhielt der seit dem 13. Vendemiäre

zum General der Armee des Innern ernannte Bonaparte den Auftrag, den Jacobinerclub zu schließen. Dieß geschah, und als Baboeuf nun sein Wesen in der Vorstadt St. Marceau fortsetzte, wurde er mit sieben seiner Hauptanhänger verhaftet. Die Terroristen wollten ihn zwar befreien, zerstreuten sich aber vor der einschreitenden Militärmacht. Baboeuf wurde darauf mit noch einem von jenen Sieben als „aufwieglerischer Schriftsteller" zum Tode verurtheilt: gegen die übrigen strenger vorzugehen, wagten die Directoren nicht.

Die größte Noth aber für das Directorium war der immer näher tretende Staatsbankerott. Die 45000 Millionen Assignaten, die seit dem Anfang der Revolution waren in Umlauf gesetzt worden, waren so entwerthet, daß man, um einen Franken baar zu bekommen, 1000 Franken Papiergeld dafür geben mußte, folglich die Staatsgläubiger für jedes Tausend Franken nur Einen zurückerhielt n.

Das Directorium suchte zwar durch Ausstellung von 2400 Millionen Territorialmandate oder „Landzettel" d. h. verhypothecirte Anweisungen auf die noch nicht verkauften Nationalgüter zu helfen; da man aber die Steuern in baarem Gelde einforderte, so waren auch diese Mandate bald entwerthet. Diese Finanzzerrüttung steigerte sich noch mehr durch das eingerissene Unterschleifs-, Bestechungs- und Raubsystem der Beamten, von denen sich, außer Carnot, nur gar wenige frei erhielten, und so war an keine Herstellung der Ordnung durch Ersparungen zu denken, zumal Luxus und Vergnügungssucht, genährt von diebischen Beamten und Wechslern, zu raschem Genuß des leicht gewonnenen Glückes einluden.

So brach denn der Staatsbankerott aus, wenn man ihn gleich nicht so benennen durfte, und die meisten Personen, die nichts als Staatspapiere besaßen, geriethen dadurch in Armuth, viele ganz an den Bettelstab, und nie fielen so viele Selbstmorde in Frankreich vor, wie damals. Das Directorium suchte sich durch ein neues Steuersystem zu helfen, legte aber die Steuerlast fast nur auf die Reichen, wodurch dann nur den Aermern die Arbeit sich verminderte. Luxussteuer, Tabaksteuer, Gewerbsteuer, wiederhergestellte

Gränzzölle, Herabsetzung der öffentlichen Schuld, Minderung der Beamtenbesoldungen, Vorauserhebungen — Alles wurde versucht, um die vermehrten Staatsausgaben zu bestreiten.

Da die Kriege wegen des mit ihnen verbundenen Plünderungs- und Beutesystems noch am meisten eingetragen hatten, so begünstigten die Directoren das System der Eroberungen und machten Anstalten, die Kriege am Rhein und jenseits der Alpen mit verstärktem Nachdruck zu führen, ohne zu ahnen, welch' ein Machtgefühl sich dadurch im Militär erzeugen mußte, das früher oder später die Errungenschaften des Revolutionsprinzips in Frage stellen würde.

Da der Vendeekrieg im Erlöschen, Belgien und Holland bereits unterworfen und mit Preußen, Hessen, Spanien Friede geschlossen war, so konnte Frankreich seine ganze Landmacht gegen die Oesterreicher am Rhein und in Italien verwenden. Dem Feldzugsplane gemäß, den Carnot für das 1796 entwarf, sollten drei französische Armeen — die niederrheinische unter Jourdan durch Hessen und Franken, die oberrheinische unter Moreau durch Schwaben donauaufwärts, die italienische unter Bonaparte über Oberitalien durch die Tyroler Alpen vordringen und alle drei sich gegen Wien, als auf das strategische Ziel der gemeinsamen Anstrengungen, richten, während die kleine Alpenarmee unter Kellermann den Besitz Savoyens sichern sollte.

Die Oesterreicher (mit den reichstreuen Sachsen, Bayern, Franken und Schwaben) waren mehr auf einen Angriff am Rhein gefaßt und setzten daher dort dem Jourdan den Erzherzog Karl (den Bruder des Kaisers) mit 91000 M. und dem Moreau den alten Wurmser mit 81000 M., in Italien aber dem Bonaparte den noch ältern Beaulieu mit nur 35000 M. und dem Kellermann den General Colli mit 20000 M. entgegen, und verhielten sich überhaupt vorerst nur vertheidigungsweise.

Noch im Sept. 1795 hatte Jourdan schon einmal den Rhein (bei Düsseldorf) überschritten und Cassel und Mainz belagern lassen, während Pichegrü bei Mannheim, das ihm die Feigheit pfälzischer Oberbeamten mit sträflichem Leichtsinn übergab (s. Häusser's Gesch. d. rhein. Pfalz II. a. E.), über den Rhein gieng, aber, weil er bereits auf Verrath dachte und insgeheim

mit den Bourbonen unterhandelte, nach einer Schlappe bei Handschuchsheim sich wieder auf das linke Rheinufer zurückzog. Dadurch sah sich Jourdan gleichfalls genöthigt, wieder zurückzugehen, worauf die Oesterreicher unter Clairfait Cassel entsetzten und das von den Franzosen schwer leidende Mannheim einnahmen, so daß nun das rechte Rheinufer wieder befreit war. Es erfolgte nun ein Waffenstillstand, der vom 1. Jan. bis 21. Mai (1796) beiden Theilen Zeit zu neuen Rüstungen gewährte. Pichegrü aber mußte den Oberbefehl an Moreau abtreten: denn man fieng an, ihm nicht mehr zu trauen. Zwar bot man ihm den Gesandtschaftsposten in Stockholm an; er schlug ihn aber aus und zog sich in seine Vaterstadt Arbois zurück. — Um diese Zeit erhielt Bonaparte durch Barras' Einfluß den Oberbefehl über die italienische Armee. Er hatte einige Zeit zuvor die oben schon erwähnte Wittwe des hingerichteten Generals Alexander Beauharnais, Josephine, geheirathet, welche, obgleich älter, ihm ein großes Vermögen zubrachte, das ihr Barras vor der Confiscation gerettet hatte.

2. Napoleon Bonaparte's Siege in Italien. Abfall der Piemontesen. Eroberung, von Mailand, Parma, Modena. Contributionen des Kirchenstaats und Neapels. Unglück Wurmser's.

Der erste, welcher von den drei Oberfeldherren, die den Feldzug von 1796 eröffnen sollten, sich auf seinem Posten einfand, war Bonaparte, der am 27. März in Nizza das Commando über ein Heer von 43000 M. übernahm, welches zwar an dem Nöthigsten Mangel litt, aber aus der kräftigen und fähigen Jugend eines bereits aus dem Sansculottenstadium in einen durch den Krieg disciplinirteren Zustand getretenen Geschlechts bestand, und sich Ruhm, Ehre und Beute zu erkämpfen bereit war, worauf sein neuer Führer gleich in dem ersten Tagesbefehl es anwies. Konnte doch vermöge des Grundsatzes der Gleichheit der Niedrigstgeborne so gut wie der Vornehmste durch Tapferkeit, Geistesüberlegenheit und Kriegskunde bald bis zum General emporsteigen und die Welt mit seinem Namen durch Kriegsthaten erfüllen. War doch selbst der Obergeneral Bonaparte, obwohl erst 27 Jahre alt, einzig durch Genie, Kenntnisse und Willenskraft in diese Stellung gekommen, wie er denn auch in seinem Gefolge meist junge, vielversprechende Männer hatte, die in der Folge unter seinen Paladinen durch ihren Ruhm den sie alle an Thatkraft und Geistesgröße überstrahlenden Führer sollten verherrlichen helfen.

Die persönliche Erscheinung dieses bereits vielversprechenden jungen Mannes übte eine große Anziehung auf Andere aus. Obwohl nur von Mittelgröße flößte doch sein echt antiker Kopf mit dem scharfen Profil, der feinen Lippe und dem festen Auge, seine schlagende, körnige Rede, seine beobachtende Ruhe, seine entschiedene, zuversichtliche Haltung und dabei doch freundliche Begegnung Jedem, der ihm nahte oder diente, unwillkührliches Vertrauen ein, und diejenigen, welche sein Vertrauen genoßen, giengen ganz in Hingabe für ihn auf. So antwortete sein Freund Jünot auf die Frage seines Vaters, wer denn dieser Bonaparte sey: „Um zu wissen, wer er ist, muß man er selbst seyn. Ich kann nur sagen, er ist einer von den Menschen, mit denen die Natur geizt und die sie nur in Jahrhunderten einmal geboren werden läßt." — Selbst ältere Generale beugten sich mit Selbstverläugnung vor ihm. So Alexander Berthier, der Chef seines Generalstabs, welcher, obwohl er ihm damals an Alter und Erfahrung voraus war, indem er schon den Freiheitskrieg in Amerika mitgemacht hatte, doch mit der größten Treue bis an sein Ende bei ihm aushielt.

Der berühmte Tagesbefehl, den er bei seiner Ankunft in Italien an seine Armee erließ, lautete so: „Soldaten, ihr seyd bloß und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewundernswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden!" — Mit Recht nennt W. Menzel dieß „das Programm der Eroberungen und des künftigen Kaiserreichs", gleichwie sieben Jahre zuvor „die Erklärung der Menschenrechte das Programm der Freiheitskämpfe und der Revolution" gewesen war.

Die Annahme, Bonaparte werde von Nizza aus seinen Weg im Süden der Seealpen nach Genua nehmen, hatte den österreichischen Feldherrn Beaulieu verleitet, sich mit seinem Heere östlich zu wenden und sich von dem Heere Colli's zu entfernen. Bonaparte überschritt diese Alpenkette an ihrer niedrigsten Stelle, überfiel Beaulieu's vertheilte Truppen einzeln und drängte ihn gleich anfangs durch einige Gefechte zurück, denen er den pomphaften Namen Schlacht bei Montenotte gab, wie es denn überhaupt zu einem seiner Strategeme gehörte, in seinen Büllletins seine Siege zu übertreiben und Nachtheile zu beschönigen und sie wo möglich als Siege darzustellen, auch da, wo Wahrheit ihm nicht geschadet, ja eher genützt hätte.

Eines der darauf folgenden Gefechte, worin die Oesterreicher den General Massena überfielen und ihm 900 M. tödteten und 700 gefangen nahmen, aber unmittelbar darauf von Bonaparte selbst auch mit einem Verlust von 900 M. zurückgeschlagen wurden, nannte er die Schlacht bei Millesimo. Nachdem Beaulieu in die Appenninen zurückgewichen war, wandte sich Bonaparte gegen Colli, schlug ihn bei Mondovi und zeigte dort seinen Soldaten die in der Ferne liegenden Fluren der Lombardei, wo ihrer warte, was sie begehrten.

Erschreckt durch diese schnell aufeinander folgenden Siege bat Victor Amadeus III von Sardinien die Franzosen um Frieden. Er erhielt ihn am 15. Mai, mußte aber Savoyen und Nizza abtreten und in seine festen Plätze (besonders in Alessandria) französische Besatzungen einnehmen.

Durch diesen Abfall der Piemontesen noch mehr geschwächt, konnte Beaulieu sich auch hinter dem Po nicht halten, sondern mußte Mailand preißgeben, um Mantua zu erreichen. Bonaparte aber gieng bei Vicenza über den Po und zwang den Herzog von Parma zu einem Waffenstillstand, wobei er sich als Contribution außer 2 Mill. Lires und vielen Naturallieferungen noch die 20 schönsten Gemälde aus der herzoglichen Gallerie abliefern ließ, um sie nach Paris zu senden.

Von nun an wurde diese kaum seit der Römerzeit in solchem Umfang mehr geübte Art von Contribution, nämlich Kunstschätze und Denkmäler der besiegten Länder fortzuschleppen und diese dadurch um ihren geistigen Schmuck zu bringen und ihnen gewissermaßen ihre geschichtliche Vergangenheit zu verstümmeln, bei Bonaparte und seinen Feldherrn zum stehenden Gebrauch, der den Benachtheiligten höchst verhaßt war und für den Culturfreund überhaupt etwas überaus Empörendes hatte, zumal die Aufspeicherung dieser Kunstschätze im Museum von Paris auf eine vortheilhaftere Entwicklung des französischen Kunstgeschmacks gar wenig Einfluß hatte.

Als Bonaparte mit seinem Hauptheere nach Lodi kam, fand er die Brücke über die Adda am jenseitigen Ufer von der österreichischen Nachhut beherrscht, die ihre Batterieen über die Brücke hinspielen ließ, um den Uebergang der Franzosen zu hindern. Schon lag die Brücke voller Todten, da giengen Bonaparte und seine Generale Massena, Berthier, d'Allemagne u. a., von

wetteifernder Begeisterung ergriffen, im Sturmmarsch mitten durch den Pulverdampf über die Brücke, so daß die Oesterreicher, zugleich von einem Reitercorps, das anderwärts über den Fluß gesetzt war, in der Seite angegriffen, ihr Feuer einstellten und mit Verlust sich zurückzogen.

Nach dem Erlaß eines stolzen Berichts über diese raschen Siege zog Bonaparte unter allgemeinen Huldigungen in Mailand ein, woraus der kaiserliche Statthalter, Erzherzog Ferdinand, nach Mantua entflohen war. Da Bonaparte den Lombarden die Eroberung ihres Landes als eine Befreiung vom österreichischen Joche darzustellen wußte und ihnen überhaupt die Aussicht auf Unabhängigkeit öffnete, die er ihnen doch nie zuzugestehen gedachte, fühlten sie sich sehr beglückt, sahen sich aber bald durch eine Contributionsauflage von 20 Mill. Lire's, durch ungeheure Naturallieferungen, wie nicht minder durch die schnöden Erpressungen der Soldaten gar sehr enttäuscht. So gieng es in allen Städten der Lombardei.

Wie der Herzog von Parma, so mußte nun auch der Herzog von Modena (der letzte aus dem Hause Este) eine Contribution an Geld (10 Mill.), Naturalien und Kunstschätzen geben, worauf er sich dann mit seinen übrigen Schätzen aus seinem Lande nach Venedig entfernte.

Darauf unterhandelte der siegreiche Feldherr mit Genua und Toscana und besetzte im letztern Lande auf Befehl des Directoriums Livorno, schonte aber im Uebrigen die Neutralität des Großherzogs noch, und benahm sich überhaupt gegen alle italienischen Staaten nicht wie ein vom Directorium abhängiger General, sondern wie ein selbständiges Oberhaupt, das die Fürsten und Staaten „schien daran gewöhnen zu wollen, ihm zu schmeicheln und ihn als ihres Gleichen zu behandeln."

Alle Revolutionsmänner in Frankreich (darunter obenan der Director Lareveillère=Lepeaux, der an die Stelle des Christenthums seinen Theophilanthropismus zu setzen trachtete) erwarteten nun, er werde den Papst, als das Haupt der katholischen Kirche, demüthigen und sich Rom's bemächtigen; allein mit wohlberechneter Enthaltsamkeit widerstand er dieser Lockung, legte aber dem Beherrscher des Kirchenstaats eine Contribution von 21 Mill. Fr. und

die Ablieferung von 100 der vorzüglichsten Kunstwerke mit 300 der seltensten Manuscripte auf und besetzte Bologna, Ancona und Ferrara mit französischen Truppen. Papst Pius VI, seine Ohnmacht erkennend, gab ihm in allen weltlichen Beziehungen nach, blieb aber um so standhafter auf der Behauptung seiner geistlichen Rechte. — Und so mächtig war schon die Wirkung von Bonaparte's Siegesglück, daß sich selbst Neapel um einen Waffenstillstand bewarb und dafür 6 Mill. Fr. Contribution zahlte.

Diese starken Contributionen in Geld und Naturalien, verbunden mit den eigenmächtigen Erpressungen der Unterbeamten, so wie der Excesse der Soldaten, machte die Franzosen den Italienern bald so verhaßt, daß es in Städten, wie auf dem Lande einigemal zu Aufständen kam, die freilich gleich unterdrückt wurden. — In Betreff dieser Contributionen ist allerdings der Umstand mit in Anschlag zu bringen, daß der Obergeneral davon seine Armee zu erhalten hatte, für die ihm das Directorium nichts schickte; vielmehr mußte er demselben Millionen zusenden, weil der Regierungsschatz immer leer war. Eben so sandte er manche Million an die in Deutschland operirenden Generale. Zugleich schmeichelte es seinem Stolz, als „Stütze der Regierung und Wohlthäter seiner Waffenbrüder" betrachtet zu werden und sich dadurch eine Bedeutung zu geben, die kein anderer General in Anspruch nehmen konnte. Denn das Streben nach Macht und Ruhm war die Triebfeder aller seiner Schritte.

Als Beaulieu nach der Verstärkung Mantua's sich mit seinem Hauptheere nach Tyrol zurückgezogen hatte, ließ Bonaparte nach der Besetzung Verona's die Belagerung von Mantua beginnen, das, wohlbefestigt und durch Seen geschützt, nur durch Hunger schien bezwungen werden zu können. Um nun Mantua zu entsetzen, gebot der Hofkriegsrath in Wien (von dem alle Kriegsleitung ausgieng), daß General Wurmser, der dem General Moreau am Oberrhein entgegenstand, seine Armee theilen und mit dem einen Theil nach Tyrol zur Verstärkung Beaulieu's ziehen sollte, während der andere Theil sich mit dem Heere des Erzherzogs Karl vereinigte, der am Mittelrhein dem Heere Jourdan's entgegenstand.

Die Gesammtzahl der Oesterreicher in Tyrol betrug nun 60000 M. Mit diesen brach Wurmser aus Tyrol hervor und schlug mit 40000 M. den General Massena bei Rivoli, während Quasdanowich mit 20000 M. Brescia besetzte.

Rasch aber zog Bonaparte sein vor Mantua liegendes Belagerungsheer an sich, überfiel mit 45000 M. den Quasdanowich bei Lonato und nahm Brescia wieder. Da wollte Wurmser, der unterdeß in Mantua eingezogen war, seinen Unterfeldherrn retten, ward aber auf seinem Zuge von Bonaparte's ganzer Macht bei Castiglione überfallen und besiegt. Doch entkam er noch glücklich (und zwar sogar mit 4000 Gefangenen) nach Tyrol.

Kurz darauf brach Wurmser noch einmal aus Tyrol mit 50000 M. hervor, theilte aber unbegreiflicher Weise abermals sein Heer und erfuhr daher das gleiche Mißgeschick: der kleinere Theil unter Davidowich wurde bei Roveredo, Wurmser selbst bei Bassano so völlig geschlagen, daß er dießmal nicht nach Tyrol entkommen konnte, sondern sich in die Vestung Mantua werfen mußte, um dort wieder Verstärkungen abzuwarten, die ihm der in Deutschland glücklichere Erzherzog Karl zusenden sollte. Daher müssen wir vorher einen Blick auf den deutschen Kriegsschauplatz werfen.

3. Der Krieg in Deutschland: Jourdan's und Moreau's Operationen. Erzherzog Karls Siege über Jourdan. Moreau's Rückzug.

Da der am 1. Jan. 1796 am Rhein geschlossene Waffenstillstand erst am 21. Mai ablief, so eröffnete Jourdan den Feldzug erst mit dem Anfang Juni's. Kaum hatte er am 4. in einem Treffen bei Altenkirchen ein österreichisches Corps besiegt, als der nun erst im Lager ankommende Erzherzog Karl am 15. Juni den General Lefebvre bei Wetzlar und den General Kleber bei Ukerath schlug und dadurch den Jourdan wieder zum Rückzug über den Rhein nöthigte.

Nun erst gieng Moreau (am 24. Jun.) bei Straßburg über den Rhein, schlug die schwäbischen Kreistruppen bei Kehl und ein österreichisches Corps bei Saßbach und hatte vor, durch den Schwarzwald bis Ulm vorzubringen. Denn Wurmser, der gegen ihn aufgestellt gewesen war, hatte unterdeß, wie oben erwähnt wurde, mit dem größern Theil seines Heeres dem Beaulieu in Tyrol zu Hülfe eilen und in Italien den Oberbefehl übernehmen müssen. Daher wendete sich nun Erzherzog Karl, der eben

den Jourdan über den Rhein zurückgeworfen hatte, gegen Moreau, um dessen Vordringen zu verhindern, konnte ihn aber nicht mehr aus dem Gebirge zurücktreiben, ja ihm auch nicht den Uebergang über den Neckar wehren, sondern mußte, da Jourdan inzwischen wieder (und zwar bei Neuwied) über den Rhein gedrungen war, von Moreau ab- und Schwaben seinem Schicksal überlassen, um sich gegen Jourdan zu wenden.

So kam der ganze schwäbische Kreis (darin Baden und Württemberg) in Moreau's Gewalt und mußte 25 Mill. Livr. zahlen, ungeheure Naturallieferungen leisten und außerdem noch die nun auch in Deutschland beginnenden Erpressungen, Plünderungen und übermüthigen, alles Heilige entweihenden Ausschweifungen der französischen Republikaner erdulden, unter denen sich ungleich mehr Jacobiner und Sanscülotten befanden, als im Heere Bonaparte's.

Auch Jourdan's Heer war bereits schon zu weit vorgedrungen, hatte Frankfurt a. M. eingenommen und gebrandschatzt und den fränkischen Kreis überschwemmt, der 16 Mill. L. erlegen mußte und im Uebrigen eben so mißhandelt wurde, wie Schwaben.

Die Lage des Erzherzogs war höchst bedenklich, aber mit der Gefahr entwickelte sich sein Feldherrntalent mehr und mehr. Da es vor Allem galt, die beiden feindlichen Heere von einander zu halten und sie einzeln zu bekämpfen, so warf er sich zuerst dem Moreau bei Donauwörth entgegen und schlug dessen einen Flügel bis Heidenheim an der Brenz zurück; da jedoch auf dem andern Flügel Desaix siegte (11. Aug.) und Moreau bei Neresheim die Nacht über das Schlachtfeld behauptete, so war im Grunde die Schlacht unentschieden.

Während sich nun Moreau mehr nach dem Gebirge zu entfernte, so wendete sich Erzherzog Karl mit 30000 M. rasch gegen Jourdan's Heer, traf auf Bernadotte, der die Donau überschritten hatte, und schlug ihn am 22. und 23. Aug. bei Neumarkt und Teining so, daß nun allenthalben das Landvolk gegen die zurückweichenden Franzosen aufstand und ihnen ihre Plünderungen und Mißhandlungen schwer vergalt.

Dadurch sah sich auch Jourdan, ungeachtet eines Sieges über den General Wartensleben bei Sulzbach, in bedrängter Lage. Er wurde am 24. Aug. bei Amberg und am 3. Sept. bei Würzburg geschlagen und zog sich, verfolgt von der österreichischen Reiterei und von dem wüthenden Landvolk, durch den Spessart zurück, erlitt bei Aschaffenburg in seiner Nachhut unter Bernadotte noch eine Niederlage und floh durch das Nassauische über den Rhein.

Unterdeß war aber Moreau in Bayern eingedrungen, hatte in München dem bayrischen Kurfürsten 10 Mill. L. und 10 kostbare Gemälde abgepreßt und wollte nun, einer Weisung des Directoriums gemäß, durch Tyrol ziehen, um der italienischen Armee die Hand zu reichen, — als er Jourdan's Rückzug erfuhr. Da er nun keine Lust hatte, sich der Wuth des Tyroler Landvolks auszusetzen, trat er gleichfalls den Rückzug nach dem Rhein an, der, weil er, ungeachtet so großer im Terrain und in der Stellung des Feindes liegender Hindernisse, von Moreau mit so viel Kunst, Ausdauer und Wachsamkeit bewerkstelligt wurde, ihm bei allen Kriegskundigen mehr Ruhm erwarb, als seine vorhergehenden Siege.

Sein Weg gieng durch das berühmte Höllenthal und durch den Schwarzwald, wo allenthalben das erbitterte Volk den Franzosen auflauerte, feindliche Streifcorps ihn beunruhigten, Flüsse, Berge und Schluchten seinen Zug erschwerten. Er schlug dabei sogar noch den österreichischen General Latour bei Breisach, wurde aber von einem Corps Emigranten, unter denen sich der Herzog von Enghien durch besondere Tapferkeit auszeichnete, an der Benützung seines Sieges gehindert. So kam er nach 22 Tagen in Freiburg an, obgleich verfolgt, doch mit eroberten Fahnen und Kanonen, und gieng am 26. Oct. bei Hüningen über den Rhein zurück. Während Jedermann in Frankreich diesen Sieg bewunderte, sagte Bonaparte: Allerdings ein schöner Rückzug, ja! aber eben doch ein Rückzug!

4. Cispadanische Republik. Bonaparte und Alvinczy. Sieg bei Arcole und Rivoli. Mantua's Fall. Friede mit dem Papst zu Tolentino. Erzherzog Karl's Rückzug nach Krain. Der Waffenstillstand von Leoben.

Jourdan's Niederlage und Moreau's Rückzug vereitelte Bonaparte's Hoffnung auf des letztern Unterstützung: er mußte daher

suchen, so bald wie möglich Mantua in seine Gewalt zu bekommen. Er überließ aber die Belagerung dieser Festung einem seiner Generale, um in seiner begonnenen Organisation Italiens vorschreiten zu können. Denn er hatte, während Wurmser in dieser Festung unthätig saß, das Land des geflüchteten Herzogs von Modena eingezogen und es mit Reggio, Bologna und Ferrara zur cispadanischen Republik vereinigt; hatte die Bildung einer lombardischen Republik unternommen, hatte der Republik Genua Contributionen auferlegt und die Insel Corsica, welche die Engländer, überdrüssig des mörderischen Kampfes mit den Korsen, verlassen hatten, wieder für Frankreich in Besitz nehmen lassen.

Indessen Bonaparte mit seiner Gemahlin Josephine, die er von Paris hatte kommen lassen, in Mailand eine Art Hof hielt und mannigfache Huldigungen entgegennahm, brach ein neues, von Muth und Treue gegen das Kaiserhaus beseeltes Heer unter dem Oberbefehl des Marschalls Alvinczy aus den Tyroler und Krainer Alpen hervor, um Mantua zu entsetzen. Bonaparte griff ihn sogleich an und schlug ihn bei Vicenza; allein auf einer andern Seite wurde sein General Vaubois vom Laudon besiegt und mußte sich bis Rivoli zurückziehen. Im Unmuth darüber strafte Bonaparte die besiegte Division damit, daß er auf ihre Fahne die Worte schreiben ließ: „Sie gehört nicht mehr zur Armee von Italien." Beschämt forderten die Bestraften künftig im Kampf immer die gefährlichsten Stellen einnehmen zu dürfen. Auf diese Weise entflammte er die Ruhmliebe seines Kriegsvolks und fesselte sie an seine Person und an sein Glück.

Alvinczy, bereits Herr des Gebiets zwischen Etsch und und Brenta, bedrohte nun Verona. Da warf sich ihm Bonaparte bei Caldiero entgegen, ward aber zum Rückzug gegen Verona hin gezwungen. Da nun noch ein zweites österreichisches Heer unter Davidowich aus Tyrol heranrückte, machte Bonaparte, um dessen Vereinigung mit Alvinczy zu verhindern, noch einen angestrengten Angriff auf letzteren und besiegte ihn in der dreitägigen Schlacht bei Arcole so, daß er sich wieder hinter die Brenta zurückzog.

Den Uebergang über den Damm und die Brücke, die über die Apone und deren Ufersümpfe führte, wehrte ein furchtbares Geschützfeuer. Vergebens trug zuerst Augereau, darauf Bonaparte selbst die Fahne den Seinen voraus; sie wichen immer wieder zurück. Schon war sein Adjutant gefallen, General Lannes verwundet und Bonaparte selbst wurde von seinen fliehenden Leuten überstürzt und von seinem scheuen Pferde hinab in den Sumpf geworfen, aus dem er nur durch den Beistand einiger herbeieilenden Generale entkam. Erst durch Absendung eines Corps, das über die Etsch gieng und die Oesterreicher aus ihrer Stellung drängte, gelang es, die Brücke zu nehmen; doch war der Kampf um Arcole herum noch hartnäckig, bis er sich zu Gunsten Bonaparte's entschied. Die Oesterreicher verloren über 10000 M., nicht viel weniger die Franzosen.

Erst am 7. Jan. 1797 erschien Alvinczy wieder mit Verstärkung aus Tyrol und drängte ein französisches Corps bis Rivoli zurück, wo es sich hielt, bis Bonaparte herbeikam und es am 14. Jan. zurückschlug, dann aber sich gegen Mantua wandte und diese schon länger her von Außen bedrängte und von Innen durch Hunger und Krankheiten geschwächte Festung am 2. Febr. zur Capitulation zwang.

Das Abschneiden der Zufuhr hatte den Hunger, die feuchte Sumpfluft die Seuche erzeugt, 17000 M. waren seit der Belagerung gestorben und 6000 lagen krank. Wurmser erhielt mit seinem Stab und mit 700 M. freien Abzug; die Uebrigen blieben kriegsgefangen. — Das Directorium hatte befohlen, Wurmser'n, weil er in Frankreich geboren sey und gegen Frankreich gefochten habe, erschießen zu lassen; aber Bonaparte that es nicht, aus Achtung vor dem, ungeachtet seines Alters noch so rührigen und wackern Feldherrn. Diese Rücksicht vergalt ihm Wurmser damit, daß er ihn von einem Complott unterrichten ließ, das in der Romagna gegen das Leben Bonaparte's bestand.

Das Directorium, erfreut über die durch Augereau nach Paris gebrachten Trophäen, ertheilte nun Bonaparte'n den Auftrag, dem geistlichen und weltlichen Regiment des Papstes ein Ende zu machen. Zwar kündigte er demselben auf der Stelle den Krieg an und schickte ein Armeecorps unter General Victor gegen Rom, hatte aber, weil er den Papst noch für seine eigenen Zwecke brauchen zu können hoffte, keineswegs im Sinn, dem Directorium zu gehorchen. Denn als Papst Pius durch eine Gesandtschaft um Schonung bitten ließ, gewährte er ihm den Frieden zu Tolentino (19. Febr.) gegen förmliche Abtretung von Avignon, Bologna,

Ferrara und der Festung Ancona und gegen Erlegung von 13 Mill. Kriegskosten.

Nach der Eroberung Mantua's konnte der Obergeneral den ihm früher gestellten Plan des Zugs durch Tyrol nach Wien aufnehmen. Denn da Erzherzog Karl nach der Vertreibung der Franzosen aus Deutschland mit dem beginnenden Frühjahr (1797) am Tagliamento zu einem Feldzug nach Italien erst noch seine Truppen zusammenzog, und bei der in Deutschland überhaupt, besonders aber in Oesterreich, damals noch herkömmlichen Langsamkeit der Kriegsrüstungen erst kaum 20000 M. beisammen hatte, so ersah sich Bonaparte diesen günstigen Zeitpunct und brach mit einer dreifachen Ue:ermacht gegen ihn auf. Erzherzog Karl zog sich daher nach Villach in Kärnthen zurück. Als der Obergeneral davon Kunde erhielt, schrieb er an das Directorium, bisher habe er „gegen Armeen ohne Feldherrn gekämpft, jetzt kämpfe er gegen einen Feldherrn ohne Armee."

Nun drangen die französischen Heeresabtheilungen durch die Alpen, siegten am 16. März bei Valvassone und am 23. bei Tarvis, so daß der Erzherzog nur noch 14000 M. nach Klagenfurt brachte, weil ihm ein Theil seines Heeres in Tyrol abgeschnitten worden war und sich vor dem französischen General Joubert hinter den Brenner zurückziehen mußte. Doch die Tyroler standen nun auf und zwangen den General Joubert nach Kärnthen zu entweichen, wo er nach dem Verlust der größern Hälfte seines Corps sich mit dem Obergeneral vereinigte.

Von Bonaparte weiter verfolgt, bat der Erzherzog in Judenburg um einen Waffenstillstand, den ihm Bonaparte gern gewährte, weil von mehrern Seiten neue österreichische Verstärkungen im Anmarsch waren, auch die Kroaten und Ungarn für das bedrohte Kaiserhaus in die Waffen traten, ganz Tyrol im Aufstand war, Venedig sich gegen ihn rüstete und Verona schon die französische Besatzung erschlug. Bei weiterem Vordringen gegen Wien konnte Bonaparte leicht abgeschnitten werden und Italien verloren gehen: daher schloß er nicht nur den Waffenstillstand von Leoben (7. Apr.), sondern eröffnete dem Kaiser Franz auch bestimmte Aussicht auf Entschädigungen für die Niederlande und die

Lombardei. Um diese Zeit waren zwar Hoche bei Neuwied und Moreau bei Kehl wieder in Deutschland eingefallen: als sie aber von dem Leobner Waffenstillstand hörten, giengen sie wieder über den Rhein zurück.

5. Aufstand in Verona. Untergang Venedig's. Genua ligurische Republik. Die cisalpinische Republik. Der Friede von Campo Formio. Abtretung Venedigs an Oesterreich.

So vor den Oesterreichern gesichert, wendete sich nun Bonaparte gegen die Venetianer, die bereits 1500 Slavonier in Sold genommen und in ihrem Hafen ein französisches Schiff in den Grund gebohrt hatten. Nachdem er durch Augereau das aufständische Verona mittelst Ausplünderung und Erschießung ihrer Häupter hatte bestrafen lassen, erklärte er den Krieg an Venedig. Obgleich diese Republik dem Directorium in Paris 10 Mill. unmittelbar zuschickte, um sich eine milde Behandlung zu erkaufen, so kehrte sich doch Bonaparte nicht daran, sondern zwang auf eine eben so harte, als treulose Weise den altberühmten, aber altersschwach gewordenen Freistaat zur Unterwerfung und dadurch zum Aufgeben seiner ganzen politischen Existenz.

Venedig war im Laufe der Zeit zur äußersten Schwäche herabgesunken, und die Siege der französischen Armee in Italien ließen den schwachen Senat mit dem noch schwächern alten Dogen Luigi Manini nichts Gutes ahnen. Venedig hatte sich in dem großen Kampfe neutral halten wollen, aber es versäumt, diese Neutralität durch eine gehörige Kriegsbereitschaft zu stützen. Dazu kam, daß schon länger her die Ideen der französischen Freiheit, durch französische Agenten genährt, bei dem Volke von Venedig Eingang gefunden hatten, während die Nobili aus Eigennutz und Weichlichkeit das Gemeinwohl hintansetzten und darum aus Furcht dem mit ihrer Herrschaft unzufriedenen Volke kein Gegengewicht boten. Wäre noch einige Kraft in der Aristokratie dieses Freistaats gewesen, so hätte sie bei dem nicht ganz unbedeutenden Flottenstand, den der Staat, und bei dem Reichthum, den der Adel noch besaß, wenigstens die Selbständigkeit Venedigs noch retten können. Noch gegen das Ende des Jahres 1796 schien sich den Venetianern ein Rettungsanker zu zeigen: Preußen bot ihm mehrmals ein Bündniß an, doch der Senat wieß es zurück, bereute es aber zu spät, als ihnen ihr Gesandter in Paris meldete, daß Frankreich bei einem etwaigen Frieden mit Oesterreich dem Kaiserstaate für die Lombardei eine Entschädignng im Venetianischen angeboten habe. — Nach der Kriegserklärung des französischen Obergene-

rals gab der venetianische Senat gleich alle Gedanken an Vertheidigung auf und erflehte sich nur einen sechstägigen Waffenstillstand. Hierauf mußte Venedig zu Mailand am 12. Mai einen Vertrag unterzeichnen, in welchem der große Rath sich verpflichten mußte, dem Erbrecht der Aristokratie zu entsagen und die Souverainetätsrechte in die Hände der Bürger niederzulegen. Als die Rathsabgeordneten nach der Unterzeichnung dieses Acts, der ihren aristokratischen Freistaat in einen demokratischen verwandelte, auseinandergiengen, riefen sie betrübt einander zu: „Aus ist's mit Venedig und dem heiligen Marcus!" — Zwar machten in Venedig die oben erwähnten Slavonier einen Aufruhr gegen diese neue Verfassung und plünderten die Häuser der Franzosenfreunde; doch diese schafften die Slavonier aus der Stadt in ihre Heimath und öffneten heimlich in der Nacht den Franzosen die Thore, so daß diese unter dem jungen energischen, aber menschenfreundlich gesinnten General Baraguay d'Hilliers in aller Stille einzogen, und nun ganz Venedig, in welches seit seinem Bestand noch niemals ein bewaffneter Feind eingetreten war, am Morgen zu seinem Erstaunen sich in den Händen der Franzosen sah.

Venedig mußte sechs Mill. zahlen, drei Linienschiffe, zwei Fregatten, 20 der besten Gemälde und 500 Manuscripte den Siegern überlassen. An die Stelle des Senats trat eine provisorische Regierung aus 60 Gliedern, die sogleich das Gebäude der Staatsinquisition niederreißen und am Fuß eines französischen Freiheitsbaumes das berühmte „goldne Buch," in das alle regierungsfähigen Adelsgeschlechter eingetragen waren (XVII. 3, 1.), verbrennen ließ. Die solches thaten, merkten in ihrer selbstischen Verblendung nicht, daß es nur noch des letzten Federstriches bedurfte, der den uralten berühmten Freistaat aus dem Reiche der Lebendigen stieß, unter denen er freilich schon geraume Zeit bereits als ein Todter gewandelt hatte.

Während mit Oesterreich ein ernstlicher Friede unterhandelt wurde, verwandelte Bonaparte unter nichtigem Vorwand auch die aristokratische Republik Genua in eine demokratische und gab ihr den Namen ligurische Republik; vereinigte sodann mit der bisherigen lombardischen Republik die von Venedig abgerissenen Gebiete von Brescia, Bergamo und Verona, dazu auch das Herzogthum Modena und die von Graubündten willkührlich sich lösenden Orte Veltlin, Chiavenna und Bormio, und nannte diesen ganzen Ländercomplex die cisalpinische Repu-

blik, indem er ihr die französische Verfassung gab. Ein großes Bundesfest zu Mailand, wobei er „zum Aerger vieler alten Jacobiner" den dortigen Erzbischoff die Messe lesen ließ, besiegelte die neue Schöpfung, die in allen innern Beziehungen stets von seinem Willen abhängig blieb.

Bei den Friedensunterhandlungen mit Oesterreich zu Campo Formio, einer Villa bei Udine in Friaul, war Napoleon selbst zugegen. Es wurde von beiden Seiten schwer nachgegeben, bis Napoleon das letzte Anerbieten machte. Als die österreichischen Unterhändler (Graf Cobenzl, General Meerfeld und Marquis de Gallo) sich noch immer weigerten, es anzunehmen, sprang er zornig auf und schleuderte mit den Worten: „Ihr wollt also Krieg? Gut, den sollt Ihr haben" ein kostbares Porcellangeschirr, das Graf Cobenzl als ein Geschenk der Kaiserin von Rußland gepriesen hatte, zu Boden, daß es in viele Stücke zersprang, worauf er hinzusetzte. „So soll Eure Monarchie zertrümmert werden, ehe drei Monate vergehen!"

Endlich wurde am 17. Oct. 1797 der Friede von Campo Formio unterzeichnet, in welchem Oesterreich gegen Verzichtleistung auf Belgien und die Lombardei das Gebiet der Republik Venedig erhielt, mit Ausnahme von Brescia und Bergamo, das zur cisalpinischen Republik geschlagen war, und der jonischen Inseln, die an Frankreich fielen. In einem geheimen Artikel wurden dem österreichischen Hause noch das Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Passau, ein Theil von Bayern bis an den Inn und mehrere ehemalige geistliche Gebiete in Schwaben versprochen, wozu aber erst das deutsche Reich auf einem Congreß seine Zustimmung geben sollte. Dagegen sollte das linke Rheinufer bei Frankreich bleiben und die dadurch betroffenen deutschen Fürsten auf demselben Congreß in noch zu regelnder Weise entschädigt werden. Der Herzog von Modena sollte den Breisgau erhalten.

Würde, heißt es in einem besondern Artikel dieses Friedens, das deutsche Reich nicht zur Einwilligung gebracht werden können und den Krieg gegen Frankreich fortführen wollen, so sollte es nicht als Friedensbruch betrachtet werden, wenn der Kaiser sein Contingent zur Reichsarmee stellen würde, doch dürfte dasselbe in keine Festung gelegt werden.

So günstig dieser Friede für Oesterreich war, so wenig ehrenvoll war er für den Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reichs, weil er am Rhein und in

Italien auf Gebiete verzichtete, welche deutsches Reichslehen waren, und weil er sich zudem in Deutschland mit Ländern entschädigen ließ, die andern deutschen Reichsfürsten angehörten. — Daß übrigens Bonaparte dem Kaiser so große Vergünstigungen gewährte, hatte wohl darin seinen Grund, weil er bereits den Plan gefaßt hatte, nach Paris zurückzugehen und sich an die Stelle des Directoriums zu setzen.

Ehe Venedig an Oesterreich übergeben wurde, hatte Bonaparte die Lagunenstadt ihrer werthvollsten Denkmäler und Schätze in Kirchen, Palästen und Bibliotheken unter verschiedenen Vorwänden beraubt; sogar die vier antiken Rosse auf dem Marcusplatz mußten nach Paris wandern; selbst die öffentlichen Kassen und Wohlthätigkeitsfonds wurden nicht geschont. Die Demokraten in Venedig, die ihr Vaterland verrathen und für sich ein selbständiges Regiment geträumt hatten, wanderten aus mit Haß im Herzen gegen den, der sie so getäuscht hatte. Ein Theil der Patricier fügte sich dem Dienst der neuen Herrschaft; viele giengen ebenfalls in die Fremde, um der Fremdherrschaft in der Heimath auszuweichen; ja der alte Doge fiel, als er den Act der Uebergabe an Oesterreich beendet hatte, erdrückt vom Gefühl der über sein graues Haupt kommenden Schmach, vom Schlag getroffen todt zu Boden.

So ruhmlos endete das „Karthago des Mittelalters", ungleich dem männlich bis zum letzten Mann sich wehrenden Karthago des Alterthums, — das einst so mächtige Venedig, „die Königin des adriatischen Meers, das Rom der Lagunen, die Republik, deren Name im Abend- und Morgenlande Jahrhunderte lang geglänzt, und für das Bild des Reichthums, der Kunst und Politik gegolten; die Stadt, von der Paolo Sarpi, die Pracht ihrer Gebäude und die Zahl ihrer Schiffe betrachtend, gesagt hatte: Esto perpetua!" Sie fiel, weil sie auf der Höhe ihrer Größe „sich in eine Verfassung vergraben hatte, die keine Bewegung, keine Freiheit erlaubte, vielmehr den Geist fesselte und den Character erniedrigte. Sie wollte zuletzt nur noch von ihren Erinnerungen leben und hielt sich ihre Vergangenheit wie einen magischen Spiegel vor, über dem sie der Gegenwart vergaß."

10. Kapitel.

Das Raubsystem des Directoriums.

1. Uneinigkeit des Directoriums. Bestrebungen der Parteien. Die Triumvirn. Der Staatsstreich des Directoriums. Die Deportirten. Rückkehr Bonaparte's nach Paris.

Bevor wir den Obergeneral Bonaparte seine Armee in Italien verlassen sehen, um sich in Paris die dort unterdeß eingetretenen Veränderungen näher zu besehen, haben auch wir einen Rückblick auf dieselben zu werfen.

Gegen die Einigkeit und Thatkraft der Armee im Auslande stach die Uneinigkeit und Rathlosigkeit des Directoriums auffallend ab. Denn in den beiden Conseils saßen fast alle Abstufungen der in der Revolution aufgekommenen Parteien, von den Royalisten an bis zu ihren Gegenfüßlern den Terroristen, und gerade diese beiden Extreme enthielten mehr und tüchtigere Talente, als das Directorium unter seinen Anhängern zählte. Am meisten fühlte sich das Directorium dadurch beunruhigt, daß die monarchischen Grundsätze in der Presse und öffentlichen Meinung bereits wieder ein großes Gewicht erlangt hatten, daher das Directorium die Royalisten am meisten fürchtete, zumal der talentvolle Führer derselben, Portalis, im Rath der Alten saß und mit seinen Freunden vermöge des diesem Conseil zustehenden Veto-Vorrechts viele willkührliche Vorschläge des Directoriums hintertrieb.

Vergebens hoffte das Directorium bei den im März vorgenommenen Wahlen eines neuen Drittheils der Volksvertretung auf getreuere Anhänger an das bestehende System; allein diese Wahlen fielen vorherrschend im monarchischen Sinn aus, so daß die Hoffnungen der Royalisten auf eine Restauration merklich stiegen, zumal allen Ordnungsliebenden klar geworden war, daß die Fehler, Gebrechen und Schlechtigkeiten des alten Regiments von dem Verwaltungsungeschick, der feilen Rechtspflege und tyrannischen Polizei der Directorialregierung überboten wurde. Aber die Monarchisten übersahen, daß die auswärtigen Kriege in den Armeen „eine neue

Gewalt im Staate" geschaffen hatten, und ahneten nicht, daß der siegreiche italienische Obergeneral das Haupthinderniß zur Wiederherstellung des Königthums werden sollte.

Wie stark auch in der Mehrheit noch die revolutionären, insbesondere die gegenkirchlichen Ideen waren, davon nur Ein Beispiel. Um diese Zeit trat Camille Jordan, ein Mitglied des Raths der 500, in einer warmen Schilderung des gesunkenen religiösen Zustandes in Frankreich mit der Forderung auf, man solle die Gesetze gegen die Geistlichkeit zurücknehmen, welcher zwar vom Convent die frühere Eidesleistung erlassen, aber eine neue Eidesformel auf Anerkennung der Volkssouveränetät nicht nur, sondern auch auf ewigen Haß gegen das Königthum aufgedrungen worden war; weßhalb wieder die meisten Geistlichen, fest in ihrer Treue, diesen Eid verweigerten und deßhalb vom Directorium, insbesondere von dem Theophilanthropisten Larevellière-Lepeaux, verfolgt wurden. Da Camille Jordan eine Wiederherstellung des Klerus noch nicht hoffen konnte, so verlangte er wenigstens die Wiedereröffnung der Kirchen und Herstellung der Glocken, die alle zu Kanonen umgeschmelzt worden waren. Darüber wurde er von der ganzen revolutionären Partei mit einem Spott verfolgt, der den Eindruck seiner Rede gleich wieder vernichtete.

Nun geschah es, daß Letourneur aus dem Directorium trat und durch einen Mann von höherer Bildung und besonders gemäßigtem Sinn, Namens Barthelemy (Sohn des Verfassers der Reisen des jungen Anarchasis in Griechenland), ersetzt wurde, an den sich Carnot, ein Mann, an welchem übrigens „jeder Zoll ein Republikaner" war, gleichfalls aus Gründen der Mäßigung anschloß, so daß die Royalisten viel für ihre Zwecke hofften. Allein der schwelgerische prachtliebende Barras, der grobherrische, unbiegsame Rewbel und der leidenschaftlich antichristliche Larevellère-Lépeaux bideten noch eine enggeschlossene Majorität im Directorium, und obgleich diesen Triumvirn, wie man sie nannte, der in der Armee herrschende, mehr dem Despotismus als dem gegenwärtigen System zugewandte Geist nichts weniger als erfreulich war, so gedachten sie doch die royalistische Partei, die in dem sogenannten Club von Clichy ihre Hauptstütze hatte, mit Hülfe der bewaffneten Macht unterdrücken zu können. Daher ließen sie die noch ziemlich jacobinisch-gesinnte Rhein-Armee des Generals Hoche nach Paris kommen. Auch hatte Bonaparte sie zu dem

von ihnen beabsichtigten Staatsstreich seines Beistandes versichern lassen.

Zwar machte die Frau von Staël, die Tochter des ehemaligen Ministers Necker und Gemahlin des bei der französischen Republik accreditirten schwedischen Botschafters, eine allerdings geistreiche, aber eitle Frau, den Versuch, die beiden dem Directorium gegenüberstehenden Parteien miteinander zu verschmelzen; daß das aber nicht gelang, lag in der Natur der Sache, und diente zur Demüthigung dieser Frau, die auch in der Politik eine Rolle spielen wollte.

Nachdem die Triumvirn ein neues Ministerium durchgesetzt hatten, darin General Scherer das Kriegswesen, der schon früher erwähnte Talleyrand das Auswärtige bekam, führten sie am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) den vorbereiteten Staatsstreich aus, erklärten ihre Collegen Carnot und Barthelemy als abgesetzt und ließen sie verhaften, während Augereau, welchen Bonaparte dem Directorium zu diesem Zweck geschickt hatte, mit der Militärmacht (denn Hoche hatte unterdeß seinen zweiten Feldzug nach Irland antreten müssen) den Rath der Fünfhundert mit soldatischer Rohheit auseinander sprengte, nachdem er kurz vorher treuloser Weise sie versichert hatte, daß man nichts gegen sie im Schilde führe.

Darauf wurden die beiden gefangenen Directoren, dazu vom Rath der Alten 12 (darunter Portalis), vom Rath der Fünfhundert 40 (darunter Pichegrü und Camille Jordan) nebst noch einigen Generalen und früheren Ministern zur Deportation verurtheilt. Doch Carnot, Jordan, Portalis und Pichegrü (letzterer aber erst von Guinea aus) entkamen. Außerdem wurde auf Betrieb des Lareveillère-Lépeaux, dessen Theophilanthropismus ein kahles, kaltes deistisches Surrogat der Religion war, das Gesetz zurückgenommen, das den ausgewanderten Geistlichen die Rückkehr nach Frankreich erlaubt hatte; auch wurden die nach Paris zurückgekommenen Emigranten verjagt und drei Mitglieder der königlichen Familie nach Spanien verbannt.

Den Staatsgläubigern nahm man zwei Drittheile des Kapitals und versprach ihnen für das letzte Drittheil als ein „gesichertes" (consolidé) eine um so pünctlichere Auszahlung der Zinsen, die aber nachher doch nicht erfolgte — eine Maaßregel, die einem abermaligen Staatsbankerott sehr gleich sah. — Eben

so trug man auf Verbannung aller ehemaligen Adeligen an, begnügte sich aber mit der Ausschließung derselben von allen politischen Rechten.

So kam unter dem Schein der Republik wiederum der Despotismus zur Herrschaft, und da nun auch Moreau, der durch Pichegrü lange von den Planen der Royalistenpartei unterrichtet war, aber keine Anzeige gemacht hatte und jetzt erst die den Pichegrü compromittirenden Papiere übergab, von dem Armeecommando entfernt wurde, Hoche aber auf dem Weg nach Irland erkrankte und starb: so waren diese Ereignisse für Bonaparte von den wichtigsten Folgen, da namentlich Hoche ihm an militärischem Genie sehr nahe kam und bei längerem Leben sein ehrgeizigster Nebenbuhler geworden wäre.

Obwohl Bonaparte nicht hoffen konnte, bei der durch den 18. Fructidor bedeutend verstärkten Gewalt des Directoriums seinen tiefsten Plan, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, schon jetzt erfüllt zu sehen: so wollte er doch persönlich den Boden in Paris untersuchen und eilte daher nach einem emphatischen Abschied von der italienischen Armee über Basel und Rastatt, wo demnächst der Congreß eröffnet werden sollte, nach Paris, wo der ruhmreiche Besieger Italiens vom Volke mit aufrichtiger, von den ihn fürchtenden Parteien mit erheuchelter Begeisterung aufgenommen wurde.

Wohlwissend, daß ihm die Directoren, ungeachtet des glänzenden Empfangs, den sie ihm bereiteten, aus Eifersucht mißtrauten, hielt er sich sehr zurückgezogen und bemühte sich, ihren Verdacht gegen seinen Republikanismus möglichst zu schwächen. Das Directorium seinerseits dachte darauf, ihn auf eine geschickte, äußerlich für ihn ehrenvolle Weise aus seiner Nähe zu entfernen, und übertrug ihm die Vorbereitung zu einer Landung in England, die man mit hohen Worten ankündigte und durch seine Absendung nach der Nordküste glaublich machte. In der That aber hatte das Directorium seinen schon von Italien aus vorgeschlagenen Plan, England in Aegypten anzugreifen und zwar durch Zerstörung ihres levantischen Handels, unbedingt angenommen, und bereitete unter dem Vorgeben einer beabsichtigten Landung in England insgeheim eine Expedition nach Aegypten vor. Er selbst ließ

sich diese Aufgabe gefallen, denn er hatte sich bei aller Schwäche des Directorialwesens überzeugt, daß (wie er gesagt haben soll) „die Birne noch nicht reif" sey, da Barras, der das Uebergewicht über die andern hatte, im Ansehen noch zu fest stand und Bonaparte's Absichten durchschaute.

2. Eröffnung des Rastatter Congresses. Talleyrand. Umgriffe des Directoriums am Rhein. Französisches Raubsystem in der Schweiz. Die helvetische Republik. Laharpe. Revolutionirung der franz. Cantone. (Pestalozzi in Stanz.)

Während dieser Vorbereitung wurde am 9. Dec. 1797 der Congreß in Rastatt eröffnet, den französischer Seits der schlaue Talleyrand durch zwei Gesandte leitete, die den Auftrag hatten, Oesterreich zwar etwas mehr zu begünstigen als Preußen, im Grunde aber beide geschickt zum Vortheil Frankreichs hinter's Licht zu führen und es in Bezug auf die westliche Rheingränze eben so zu machen, wie Bonaparte es in Italien gemacht hatte.

Es ist dieß derselbe Karl Moritz Talleyrand-Perigord, vermals Bischoff von Autun, der als Mitglied der Nationalversammlung auf den Verkauf der geistlichen Güter und Abschaffung des Zehnten antrug, der das Hochamt beim Feste auf dem Marsfeld hielt und zuerst unter den Geistlichen den Constitutionseid schwur, worauf er vom Papst in den Bann gethan wurde. Nachdem er sein Bisthum aufgegeben hatte, gieng er 1792 als franz. Gesandter nach England, um einen Frieden zu vermitteln, wurde aber in Folge des 10. Augusts von dort weggewiesen und begab sich nach Nordamerika, weil er in den damals im kön. Schloß zu Paris aufgefundenen Papieren compromittirt war, bis er im Sept. 1795 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt, worauf er 1797 in das Directorial-Ministerium trat. Er bewies sich in den entgegengesetztesten Lagen seines Lebens als einen der scharfblickendsten und schlausten Diplomaten, die es gab.

Von deutscher Seite war bei dem Congreß Oesterreich durch den Grafen Lehrbach, das deutsche Reich durch den Grafen Metternich, Preußen, dessen König Friedrich Wilhelm II am 17. Nov. 1797 gestorben war und seinen Sohn Friedrich Wilhelm III zum Nachfolger erhalten hatte, durch den Grafen Görtz vertreten. Unter den übrigen deutschen Staaten, die ihre Gesandten dort hatten, waren es vorzüglich Baden, Württemberg, Hessendarmstadt, Nassau, Pfalz-Zweibrücken

und die wetterauischen Reichsgrafen, die in ihrem Interesse sich vorzüglich auf Frankreich stützten, und die fast alle wegen ihrer auf dem linken Rheinufer verlornen Territorien Entschädigungen in andern deutschen Reichsländern zu bekommen hofften. Daher waren diejenigen von den andern deutschen Fürsten, welche Gebietstheile verlieren sollten, ohne an eine Entschädigung denken zu dürfen, in Angst und Sorgen.

Preußen hatte bereits hinter der Demarcationslinie für das eingebüßte überrheinische Cleve Gebietstheile im westphälischen und fränkischen Kreise an sich genommen und Nürnberg besetzt. — Oesterreich hatte eine besonders schwierige, weil zum Theil eben nicht ehrenvolle Stellung im Congreß, indem es auf Reichstheile verzichten und sie dem alten Reichsfeinde überlassen, andere deutsche Reichsglieder aber schädigen und schmälern lassen sollte. Es war nun nicht mehr zu umgehen, man mußte alle bis jetzt geheim gehaltenen Artikel sowohl des Basler Friedens, als auch des Friedens von Campo Formio, durch welche die beiden deutschen Hauptmächte das linke Rheinufer preiß gegeben hatten, offenkundig machen.

Der Umstand, daß Oesterreich am 15. Jan. 1798 den Franzosen die Festung Mainz öffnete, ließ auch den übrigen Deutschen keinen Zweifel mehr über das, was nun weiter folgen werde. Und nun war des Drängens und Bittens um Entschädigung kein Ende, und da Oesterreich und Preußen sich vorwegnahmen, was ihnen geeignet schien, und wo sie nicht einig waren, den Franzosen die Entscheidung überließen, so erhielten diese sowohl über sie, als auch über die kleinern bittenden und klagenden, protestirenden und sich vorbehaltenden Staaten eine Art Schiedsrichteramt, das sie dann in höchst willkührlicher, oft unverschämter Weise ausübten. Vergebens sprach nur der König Gustav IV von Schweden, als Besitzer von Schwedisch-Pommern, von der „Würde des deutschen Reichs", von der kaum der Begriff mehr vorhanden war: er wurde von Allen verlacht, und Bonaparte durfte ihn ungetadelt den „nordischen Don Quixote" nennen.

Während nun auf diesem Congreß das französische Directorium sein Raubsystem gegen das zerklüftete und vielhäuptige Deutschland diplomatisch verfolgte, griff es zugleich, ohne die näheren Bestimmun-

gen und rechtlichen Festsetzungen abzuwarten, und ohne irgend auf Neutralitätseinwendungen oder Rechtsansprüche zu achten, weiter zu, nahm die Rheinschanze bei Mannheim weg, belagerte Ehrenbreitstein, legte den Hansestädten Hamburg und Bremen 18. Mill. Contribution auf und zwang den Herzog von Braunschweig, den Prätendenten Ludwig XVIII aus seinem Lande zu weisen. Holland und Belgien wurden fortwährend mit der größten Willkühr behandelt, so daß in Belgien ein Aufstand niedergeschlagen werden mußte.

Die deutschen Gebietstheile auf dem linken Rheinufer, wo die Franzosen schon vorher den Adel vertrieben und die Kirchen ausgeplündert hatten, wurden jetzt in vier Departements verwandelt und in denselben die neufranzösische Verwaltung in einer Weise durchgeführt, daß kein Anspruch, kein Recht, keine Klage geachtet, und alles bisherige Staats- und Gemeindegut, Kirchen- und Stiftungsvermögen durch selbstische, unredliche Beamte auf das gewissenloseste eingezogen und verschleudert wurde.

Auf die Neutralität der schweizerischen Eidgenossenschaft wurde nicht geachtet, sondern die Schweiz, welche sich eines solchen widerrechtlichen Angriffs in keiner Weise versah, gerade wie Holland oder Venedig behandelt: die Cantone wurden zum Theil mit Hülfe des Verraths demokratisirt, die Cantonalkassen geleert, die Kirchengüter eingezogen, die Reichen gepreßt, die Widerstrebenden bewältigt, dazu die Jura- und Alpenpässe besetzt, um dieses Land zur militärischen Brücke nach Italien zu gebrauchen. Am 29. März 1798 wurde die Auflösung der schweizerischen Eidgenossenschaft verkündigt und am 27. April zu Aarau die einige, untheilbare helvetische Republik mit einer dem französischen Muster nachgeahmten Verfassung errichtet. Mühlhausen und Genf mußten an Frankreich abgetreten werden. (Auf das damals nicht im Schweizerverband stehende Graubündten, das Frankreich auch an sich reißen wollte, legte Oesterreich die Hand.) — Solch einen Lohn trug die Schweiz von Frankreich davon, dem sie sich seit ihrem Abfall von Deutschland stets mit so blinder Vorliebe hingegeben hatte!

Schon länger her hatte sich auch in den aristokratischen Schweizercantonen eine sogenannte Partriotenpartei nach französischem Muster gebildet, welche theils aus Leuten, die sich — meist in ungerecht übertreibender Weise — über den Druck der Patrizier beschwerten, größentheils aber aus solchen Leuten bestanden, die aus Ehrgeiz oder Habsucht nach einer Aenderung trachteten, um bei derselben zur Herrschaft und zu Vermögen zu gelangen. — Daß das Landvolk in der Schweiz von seinen Obern nichts weniger als gedrückt war, bewies der große Wohlstand, den es damals besonders in dem aristokratischen Canton Bern genoß. Auch gieng die Agitation gegen die schweizerischen Regierungen nur von Städtern aus, in denen sich überall Leute fanden, die zum Verrath bereit waren und das Landvolk aufwiegelten. So verrieth Laharpe (gewesener Erzieher am russischen Hof) das zu Bern gehörige Waadtland und forderte Frankreich auf, es als ehemaliges Besitzthum Savoyens von Bern zurückzufordern. Am 26. Jan. 1798 besetzte ein französisches Heer das Waadtland, und als die Berner ihr Besitzthum schützen wollten, wurden sie besiegt und mußten dulden, daß nicht nur das Waadtland in einen selbständigen demokratischen Canton unter dem Namen „Leman" verwandelt wurde, sondern daß die Franzosen auch in Bern einzogen, wo sie sich sogleich des mit 60 Mill. gefüllten Schatzes bemächtigten, der zum Theil in die Kasse des Directoriums wanderte, zum Theil auf die ägyptische Expedition verwandt wurde.

Eben so hatte im Canton Basel Peter Ochs am 18. Jan. das Landvolk aufgewiegelt und nach Zerstörung einiger Schlösser die Stadt besetzt, die sich nun eine demokratische Verfassung gefallen lassen mußte. — Nach der Revolutionirung Berns kam die Reihe an Solothurn, Freiburg, Lucern, Schaffhausen und Zürich. Die Stadt Freiburg wehrte sich tapfer, wurde aber von den Franzosen erstürmt. Bei dieser Veranlassung war es, wo das Beinhaus von Murten, in welchem die Gebeine der im Kampf gegen Karl den Kühnen (XVIII. 6, 3.) erschlagenen Burgunder aufbewahrt worden, von einem französischen Regiment, das aus ehemaligen Burgundern im Departement Côte d'or bestand, zerstört wurde. — Allenthalben in diesen Cantonen wurde neben der Einziehung der öffentlichen Gelder den Reichen eine Vermögenssteuer auferlegt und so der Raub verdoppelt, — die Bestechungssummen ungerechnet, welche die Schweizer an die Commissäre zahlen mußten, wenn sie sich irgend ein historisches oder kirchliches Denkmal unversehrt erhalten wollten. Diese französische Plünderungscommission in der Schweiz bestand aus einem Mann mit zwei Gehülfen, in deren Namen man schon damals eine merkwürdige Uebereinstimmung mit jenem ihrem unheiligen Beruf wahrnahm: Rapinat (Raub), Rewbel's Schwager, Forfait (Verbrechen), dessen Secretär, und Grugeon (Zernager), ein anderer Gehülfe des erstern. Damals schrieb Lavater (in Zürich) im Gefühl der Empörung, über die damit verbun-

denen Ungerechtigkeiten an das französische Directorium: „Fränkische Nation! nenne dich nicht die große Nation; kolossale Größe ist nicht wahre Größe: — nenne dich die kleinlichste aller Nationen! Auf allen deinen Blättern sprichst du von Freiheit, welche Leben, Ehre, Eigenthum, Treue und Unschuld sichert, und diese Freiheit allein ist des Namens werth; Freiheit aber zu drohen, zu drücken, vorzudonnern, zu rauben, zu bekriegen, auszusaugen, zu morden ist Freiheit — freilich auch einer großen Nation — der der Satane!"

Nachdem schon die helvetische Republik verkündigt war, vertheidigten noch die drei Urkantone Uri, Schwyz (unter Führung des edeln Aloys von Reding) und Unterwalden in ruhmwürdigen Kämpfen ihre Freiheit, unterlagen aber der Uebermacht. (In dem letztgenannten Canton sind sogar 102 Frauen und Mädchen mit den Waffen in der Hand den Tod für's Vaterland gestorben.) Damals im Sept. 1798 war es, wo der edle Menschenfreund Pestalozzi über hundert herumirrende Kinder der im Kampf erschlagenen Unterwaldner sammelte und sie, von der Schweizer-Regierung (insbesondere von den Directoren Le Grand, Stapfer und Rengger unterstützt, als wahrer Armenvater in einer Erziehungsanstalt zu Stanz geistig und leiblich aus ihrer gränzenlosen Verkommenheit herausriß und in diesem Rettungsgeschäft ein wahres Heldenthum aufopfernder Liebe bewies. (S. K. Just. Blochmann's Züge aus dem Bilde von Pestalozzi's Leben und Wirken. 1846.)

3. Revolutionirung des Kirchenstaats: die römische Republik. Entführung des Papstes. Mißhandlung Sardiniens.

Während so die Schweiz systematisch ausgeraubt wurde, beschloß das Directorium auf Antrieb des aus theophilanthropischer Schwärmerei wider das Christenthum und die Kirche principiell eingenommenen Larevcillère-Lépeaux, zu dessen Verdruß Bonaparte dem Papste jenen Frieden von Tolantino gewährt hatte, jetzt, da Bonaparte nicht mehr in Italien war, dem Kirchenstaate ein Ende zu machen. Um dieß auf's kürzeste zu bewerkstelligen, sandte man den Bruder Bonaparte's, den mild- und weichgearteten Joseph Bonaparte, als Gesandten nach Rom, gab ihm aber zwei martialische Generale bei, die in Rom sogleich eine römische Jacobinerpartei um sich sammelten und ungescheut Freiheit und Gleichheit predigten. Ein Zusammentreffen mit den päpstlichen Schlüsselsobaten führte den Tod, des einen Generals, des Schwagers Josephs, Namens Duphot, herbei und dieß gab sogleich dem Direc-

torium den triftigsten Anlaß die Strafe des Untergangs über Rom auszusprechen.

Den Auftrag der Vollziehung derselben erhielt Berthier, der seit Bonaparte's Abgang den Oberbefehl über die Armee in Italien hatte. Er rückte mit einer polnischen Legion am 11. Febr. 1798 ohne Widerstand, den der Papst verboten hatte, in Rom ein und ließ am 15. Febr. bei Aufpflanzung eines Freiheitsbaums auf dem Capitolium die römische Republik ausrufen. Als man den 83jährigen Pius VI zur förmlichen Abdankung zwingen wollte, weigerte er sich standhaft. Da ließ ihn Berthier am 20. Februar verhaften und aus dem Kirchenstaat hinweg in ein Kloster zu Siena bringen, wo der greise Kirchenfürst einige Monate darauf eine neue Noth erlebte, indem, während er eben im Klostergarten sein Gebet verrichtete, ein Erdbeben das Kloster in Trümmer legte. Der wie durch ein Wunder Gerettete erhielt nun eine Wohnung im Karthäuserkloster zu Florenz, wo er bis zum 27. März des folgenden Jahres gehalten wurde, worauf man ihn nach Valence in Frankreich brachte. Dort starb der Greis, als man ihn eben nach Dijon bringen wollte, nachdem er bis zum letzten Augenblick standhaft alle Zumuthungen zur Abdankung abgewiesen hatte.

Die Revolutionirung des Kirchenstaats erfolgte mit derselben Rohheit und Rücksichtslosigkeit, die das Directorium bis dahin überall gezeigt hatte. Nach der Verbannung der Cardinäle, von denen einer sogar auf die Galeere geschickt wurde, und nach der Abreise Berthier's, der sich zur Armee nach Aegypten begab, machte sich dessen Nachfolger im Ober-Commando, der gewaltherrische und raubsüchtige Massena, an die Ausbeutung des Kirchenstaats. Sechs und dreißig Millionen Kriegssteuern, dazu alles übrige Staats- und Kirchenvermögen, die Güter der Reichen, das im Vatican befindliche Museum Pio-Clementinum mit seinen alt-klassischen Statuen, kostbaren Handschriften und besten Gemälden, sammt andern Bildern und Gefäßen aus den sämmtlichen Kirchen, nicht minder ähnliche Kunstschätze und Kostbarkeiten aus den Palästen und Villen der Großen — alles wurde nach Paris geschafft. Massena benahm sich dabei so gemein habsüchtig, daß er, um sich dabei zu bereichern, sogar den Soldaten den Sold vorenthielt: daher sämmtliche Generale und Offiziere sich gegen ihn erklärten, so daß das Directorium nicht umhin konnte, ihn abzusetzen und zurückzurufen. — Von allen päpstlichen Einrichtnngen behielt man in consequenter Weise die sog. Dataria oder päpstliche Kanzlei in Bezug auf Spanien bei, um die geistlichen Geldopfer fortzubeziehen, die

aus jenem Lande so reichlich floßen. Alle übrigen Staaten stellten während der Gefangenschaft des Papstes ihre übrigen Beziehungen zu Rom gänzlich ein. — Einigemal entstanden in und um Rom gegen den Uebermuth der Franzosen Aufstände, die jedoch vom französischen Heer gleich unterdrückt wurden.

Hierauf kam die Reihe an das Königreich Sardinien und Piemont, dessen würdiger König Emanuel IV von den Franzosen auf alle erdenkliche Weise mißhandelt und gereizt wurde, um ihn, was jedoch nicht glückte, zu Fehlhandlungen zu verleiten, daraus man einen Vorwand zur Einziehung seiner Herrschaft hätte bekommen können. Am Ende jedoch brachten ihn die ewigen Quälereien dahin, daß er Piemont verließ und sich auf die Insel Sardinien zurückzog. So war nun Italien, mit Ausnahme von Venedig und Neapel, theils unmittelbar, theils mittelbar in französischer Gewalt.

Im gleichen Jahre 1798 gerieth das Directorium aus Habsucht auch mit den Nordamerikanern in Conflict, indem es, um amerikanische Schiffe zu rauben, Kaperbriefe ausgab. Dafür befahl der amerikanische Congreß die Wegnahme französischer Schiffe. Ebenso wollte das Directorium den Engländern zur Vergeltung für ihre Seeangriffe auf Ostende und Havre durch eine Landung in Irland beikommen, das schon seit 1796 heimlich die französische Republik um Hülfe zu einem Aufstand gegen England angieng, den die Irländer unter Wolf-Tone im März 1798 wirklich machten. Allein die französische Hülfe kam zu spät und war von so geringer Bedeutung, daß jedes Landungscorps schmählich geschlagen und überhaupt der ganze Aufstand unterdrückt wurde.

---

11. Kapitel.

N. Bonaparte's Feldzug in Aegypten.

1. Zweck der Expedition. Eroberung Malta's. Landung in Aegypten. Erstürmung Alexandria's. Die Schlacht bei den Pyramiden. Kairo. Niederlage der Flotte bei Abukir. Ibrahim Bey. Aufstand in Kairo.

Um diese Zeit kam die Expedition nach Aegypten, zu deren Ausrüstung die Schätze und Contributionen der ausgeraubten Staaten beitrugen, zu Stande, — ein Unternehmen, das zwar kein

bleibendes politisches Ergebniß zurückließ, aber die weitere Stufe zur Erhebung des Mannes bildete, den das Directorium darum mit der Leitung desselben betraute, weil es sich in ihm eines gefürchteten Nebenbuhlers auf lange hinaus entledigen wollte.

Das Unternehmen selbst hatte zugleich den Zweck, einen immerwährenden auswärtigen Kriegsstand zu unterhalten, den das Directorium zu seiner Erhaltung im Innern und zur Ablenkung der Aufmerksamkeit auf seine innere Mißverwaltung für nothwendig erachtete. Auch war es dabei auf England abgesehen, das die französische Republik durch beständige Angriffe an der Wiederherstellung ihres Handels- und Seewesens hindern wollte, um dagegen Albions Seeherrschaft auszudehnen und Frankreichs künftige Nebenbuhlerschaft unmöglich zu machen. Denn Englands und Frankreichs Friedens-Unterhandlungen zu Lille (im vorhergegangenen Jahr 1797) waren von Pitt's Seite ernstlich gemeint gewesen, aber von Frankreich barsch abgebrochen worden.

Unterdeß hatte Pitt, nach Besiegung der von Fox und Sheridan geleiteten Parlementsopposition, welche auf eine radicale Systemsänderung drang, die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich gefunden und zunächst die Abwehr der von Frankreich gedrohten Landung im Auge, während Frankreich, wie oben erwähnt, diese zur Maske seiner Expedition nach Aegypten machte, durch die es die Engländer zunächst in seinem levantischen Handel gefährden und sich durch den Besitz von Aegypten, als dem Mittelpunct des Orients, für den Verlust von St. Domingo entschädigen und überhaupt seine verlorne Handelsmacht wieder gewinnen wollte.

Der Zustand Aegyptens schien kein großes Hinderniß zu bieten, da die Mamelucken, als die damaligen Herren dieses Landes, von dem die Pforte nur die nominelle Oberhoheit besaß, die landeseingeborne Bevölkerung in so hartem Drucke hielt, daß zu hoffen war, diese werde einen Wechsel der Herrschaft nicht schwer ertragen, ja ihn wohl annehmlich finden.

So fuhr denn der Eroberer Italiens am 19. Mai 1798 mit einem Heer von 32000 M. auf 400 Transportschiffen unter dem Geleite einer vom Admiral Brueyes befehligten Kriegsflotte von 13 Linienschiffen (darunter l' Orient mit 120 Kanonen) 8 Fre-

gatten und 72 andern Schiffen aus dem Touloner Hafen aus. In seinem Gefolge befanden sich die Generale Kleber, Desaix, Regnier, Menou, Davoust, Berthier, Mürat, Lannes, Marmont, Bessières, Caffarelli u. a. so wie auch sein Bruder Louis, sein Schwager Leclerc und sein Stiefsohn Eugen Beauharnais, ferner eine Anzahl ausgezeichneter Gelehrten und Künstler (mit 2000 Handwerkern), welche die Naturmerkwürdigkeiten und Alterthümer Aegyptens erforschen und französische Civilisation daselbst einführen sollten.

Ohne von der im Mittelmeer spähenden englischen Flotte und ihrem Admiral Nelson bemerkt zu werden, der erst vier Wochen darnach, also zu spät, das eigentliche Ziel der französischen Flotte erfuhr, erschien Bonaparte am 10. Juni 1798 mit einem Theile der Flotte vor der Insel Malta die noch dem Malteserorden gehörte. Der Großmeister, Freihherr Ferdinand von Hompesch, und seine Ordensritter waren auf nichts weniger, als auf einen Angriff durch einen so mächtigen Feind gefaßt. Doch verweigerte er der Flotte die Einfahrt in den Hafen. Schon vorher aber hatte Bonaparte sich mit einigen französischen Gliedern des Ordens in's Benehmen gesetzt und so fiel Malta durch Verrath in seine Hände. Der Orden capitulirte, lieferte alle seine Schiffe und Waffenvorräthe, seinen Schatz und seine Magazine aus und begnügte sich mit der Verheißung einer Gebietsentschädigung in — Deutschland!

Nach Zurücklassung einer Besatzung daselbst beschleunigte Bonaparte die Abfahrt, um nicht auf die Engländer zu stoßen, und landete am 28. Juni in Aegypten beim Thurme Marabuh, von wo aus er am 2. Jul. mit dem ausgeschifften Heere auf Alexandria losgieng. Da sich ihm die Stadt widersetzte, erstürmte er sie und verkündete den Einwohnern, daß die Franzosen nur gekommen seyen, sie vom Joche der Mameluken zu befreien.

In einem Tagesbefehl vom 22. Jun. gebot er seinen Truppen, die Muhammedaner in ihrer Religion nicht zu kränken, ihren Priestern mit Ehrfurcht zu begegnen, ihre Moscheen zu schonen und so tolerant gegen sie zu seyn, wie gegen Juden und Christen. Und in einem Aufruf an die Muhammedaner suchte er das Vertrauen derselben dadurch zu gewinnen, daß er sagte, die Fran-

zosen seyen auch wahre Muhammedaner, denn sie hätten ja den Papst gestürzt, der stets Krieg gegen die Muhammedaner gepredigt habe; auch seyen sie Freunde des türkischen Sultans, dessen Feinde die Mameluken seyen! — Die Türken, Juden und koptischen Christen hielten sich daher ruhig und nur die Mameluken zogen ihre Streiter rasch zusammen und setzten sich in Vertheidigungszustand.

Zunächst nun galt es, die Flotte, für welche der Hafen von Alexandria zu klein war, zu bergen. Admiral Brueyes wollte sie, was das Beste gewesen wäre, nach Malta zurückführen; aber Bonaparte mochte das vor einem entscheidenden Siege nicht thun lassen, und schlug Corfu als Bergeort vor. Der Admiral aber führte einstweilen die Flotte in die Bucht von Abukir (einem Dorfe in nicht allzugroßer Entfernung von Alexandria), wo er vor Anker blieb, um den ersten Erfolg abzuwarten.

Die Armee rückte nun in das Innere des Landes vor, das zwar anfangs durch den Anblick seiner fremden Natur die Soldaten anzog, aber bald durch die Sandwüste, die sie durchziehen mußten, durch Sonnengluth und Wassermangel ihren Muth niederdrückte, während die Araber auf ihren flüchtigen Rossen sie beständig umschwärmten und jeden aus Müdigkeit oder Erschöpfung Zurückbleibenden tödteten. Die Noth stieg oft so hoch, daß man sich ohne Rücksicht des Rangs die kleinsten Bedürfnisse streitig machte; selbst Bonaparte hatte es hoch anzuschlagen, daß ihm einmal, als er bei einer Lagerung vor Hitze fast keinen Odem mehr hatte, Einige, die etwas mehr Schatten hatten, denselben auf kurze Zeit abtraten. Mehr als einmal war es nahe daran, daß das Heer umgekehrt wäre: nur seine Geisteskraft, die ihn nicht verließ, hielt die Unzufriedenen im Zaum. Endlich kamen sie bei Ramahnieh an den Nil, aus dem sie mit Begierde ihren Durst löschten. Nach einem beim Weiterzug glücklich abgeschlagenen Reiterangriff der Mameluken, denen die Franzosen aus Mangel an Reiterei nur durch wohlgeschlossene Quarré-Stellungen Widerstand leisten konnten, kamen sie in die Nähe von Kairo und öffneten sich durch die von Bonaparte so benannte Schlacht bei den Pyramiden (21. Jul.) den Weg in diese Hauptstadt von Aegypten, die nach der Flucht des Pascha am 25. Jul. capitulirte.

Das erste Treffen fiel bei dem Dorfe Chebreisse vor und zwar gegen 4000 von Ibrahim Bey befehligte Mameluken, die von albanesischem Fußvolk und einer Anzahl bewaffneter Fahrzeuge auf dem Flusse unterstützt wurden. Als Bonaparte seine Quarré's bilden ließ, in deren Mitte das von Eseln getragene Gepäck und alles, was nicht mit Waffen am Gefechte Theil nahm, gebracht wurde, um es vor den feindlichen Reitern zu sichern, ergab sich ein lächerlicher Auftritt. Denn als der Commandoruf: „die Esel und Gelehrten in die Mitte!" erscholl, brach die ganze Armee in ein lautes Gelächter aus. Nach abgeschlagenem Reitersturm gieng der Zug weiter gegen Kairo. Als die Pyramiden am Horizont erschienen, vergaß das Heer alle Beschwerden und fühlte sich beim Anblick dieser vom Glanze der Morgensonne bestrahlten Denkmale eines grauen Alterthums und bei den aus der Ferne schimmernden Spitzen der Moscheen der prächtigen Hauptstadt zu einem Ruf stolzer Freude bewogen, die Bonaparte, selbst ergriffen von diesem Momente, zur Begeisterung entflammte, als er seinem Kriegsvolke zurief: „Von der Höhe dieser Pyramiden sehen 40 Jahrhunderte auf Euch herab!" worauf die ihn umgebenden Generale wie beistimmend ihre Degen emporhoben. — Vor Kairo aber hatte Murad-Bey 10000 Mameluken und 3000 Beduinen zu Pferd und 2000 Albanesen, Bosnier und Kopten zu Fuß zur Vertheidigung der Hauptstadt aufgestellt, während Ibrahim-Bey mit 4000 Mameluken bei dem Pascha in der Stadt selbst zurückgeblieben war. Bonaparte stellte sein Heer in fünf Quarré's auf, welche wie feste und doch bewegliche Mauern umherzogen, denen die feindliche Reiterei auch beim heftigsten Ansturm nichts anhaben konnte. Während Bonaparte mit Desaix und Menou im Centrum die Angriffe abschlug, stürmte Marmont gegen das bei dem Dorfe Embahe verschanzte Fußvolk mit dem Bayonnett an, so daß ein Theil fiel, ein Theil in den Nil gesprengt wurde. Murad-Bey floh mit dem Rest seines geschlagenen Heeres nach Oberägypten; Ibrahim-Bey aber verließ mit dem Pascha die Stadt nud zog sich nach Syrien zurück.

In Kairo ließ Bonaparte seine siegreichen Truppen einige Ruhe genießen; dann entsandte er den General Desaix zur Verfolgung Murad's nach Oberägypten, und ließ in Unterägypten Rosette und Damiette besetzen, und es schien, als ob die Gründung eines neuen Reichs im Orient von Aegypten aus keine großen Schwierigkeiten mehr bieten könnte. Während aber der Obergeneral sich in Kairo mit der neuen Landeseinrichtung beschäftigte, erlitt er auf einer andern Seite einen Schlag, der seiner neuen Heldenbahn ein unmittelbares Hinderniß in den Weg zu legen schien.

Admiral Brueyes hatte versäumt, die Insel bei Abukir zu befestigen, und hatte sogar 3000 Matrosen ihre Quartiere in Alexandria nehmen lassen. Da erschien plötzlich am 1. Aug. Nelson mit der trefflich bemannten englischen Flotte, die aus 14 Linienschiffen und 2 Briggs bestand, drang, die französische Vorhut umschiffend, in der Abenddämmerung kühn in die Enge zwischen dem Ufer und der französischen Schiffsreihe hinein und eröffnete ein furchtbares Feuer auf letztere. Mitten im Kampf griff Nelson auf seinem Bellerophon das Admiralschiff L'Orient mit solcher Heftigkeit an, daß Brueyes von einer Kanonenkugel fiel und das Schiff vom Feuer ergriffen in die Luft flog. Ein Theil der übrigen Schiffe wurde in den Grund geschossen, ein Theil scheiterte, ein Theil mußte die Flagge streichen und nur fünf Schiffe unter dem Admiral Villeneuve retteten sich nach Malta. Die Niederlage bei Abukir kostete Frankreich seine beste Flotte und schnitt sein bestes Heer mit seinem ersten General vom Meere und dadurch vom Vaterlande ab.

Diese Unglücksbotschaft schlug den Muth des Heeres sehr danieder; doch Bonaparte richtete ihn mit den „stolzen" Worten wieder auf: „Wir haben keine Flotte mehr: wohlan, wir müssen hier bleiben und vielleicht noch größere Dinge thun, als wir vorhatten!" Auch ließ er sich in der Verfolgung seines Planes keinen Augenblick irre machen, obgleich nun in Alexandria und Rosette Aufstände ausbrachen, die er dämpfen mußte. Dazu kam, daß Leclerc, den er dem Ibrahim-Bey nachgesandt hatte, von diesem eine Niederlage erlitt und sich mit Noth rettete, ja daß auch Mürat und Duroc von Ibrahim geschlagen wurden, bis Bonaparte selbst gegen ihn aufbrach und ihn zwang, sich wieder nach Syrien zurückzuziehen.

Die meiste Sorge machte ihm der Religionsunterschied, der einer nähern Vereinigung mit den Aegyptern im Wege stand, so sehr er sich den Schein gab, den Islam zu ehren, und deßhalb den muhammedanischen Festen in Person mit seinen Generalen beiwohnte, manchmal Verse aus dem Koran citirte und am Jahresfest der Republik neben der Tricolore eine Fahne mit dem „Gott ist Gott und Muhammed sein Prophet" wehen ließ!

Die Versuche, sich mit Muhammedanerinnen zu vermählen, wozu Bonaparte ermunterte, schlugen meist fehl, da sich nur wenige Weiber dazu hergaben. General Menou gebärdete sich vollständig als Muhammedaner und gab sich sogar einen arabischen Namen, worüber selbst seine Soldaten spotteten. — Uebrigens befreite Bonaparte die Christen von jedem Druck, unter dem sie geseufzt hatten, und gebrauchte besonders die Kopten zu den neuen Verwaltungsstellen. Er errichtete auch ein wissenschaftliches Institut mit einer Druckerei und übergab es der Leitung Monge's.

Ungeachtet Bonaparte Alles that, das Volk zu gewinnen, so blieb dieses doch ihm und den Franzosen abgewandt: Empörungen auf Empörungen folgten sich da und dort, neben unaufhörlichen Angriffen der Beduinen auf die im Lande vertheilten französischen Corps. Am 21. Oct. erhob sich sogar die Bevölkerung von Kairo, erschlug den Platzbefehlshaber Dupuis und wollte alle Franzosen ermorden. Nur durch Anwendung des schweren Geschützes konnte Bonaparte den Aufruhr dämpfen und nur durch ernste Strenge die Aegypter im Zaum halten.

2. Die Türken auf den jonischen Inseln. Ali Pascha von Janina. Zug nach Syrien. Die Franzosen in Jaffa. Belagerung von Acre. Schlacht am Tabor. Rückzug nach Aegypten. Desair in Oberägypten.

Unterdeß hatte Sultan Selim III — als dessen Freund Bonaparte sich bisher den Aegyptern in allen seinen Proclamationen dargestellt hatte, — auf die Nachricht von der Landung der Franzosen in Aegypten sogleich den französischen Gesandten und viele hundert in Constantinopel anwesende Franzosen in's Gefängniß geworfen und ihrer Güter beraubt; auch ließ er im Bunde mit Rußland und England durch eine Flotte die jonischen Inseln wegnehmen, wobei der wegen seiner Grausamkeit berüchtigte Ali Pascha von Janina am 22. Oct. zu Prevesa alle Einwohner umbringen ließ, die dabei gefangenen Franzosen aber zwang, ihren im Kampf gefallenen Kameraden die Köpfe abzuschneiden und diese eingesalzen nach Janina und von da, unter Erduldung schwerer Mißhandlungen, nach Constantinopel zu tragen, wo die Unglücklichen noch Galeerenstrafe erhielten.

Dafür beschloß Bonaparte, sich von Suez aus durch das rothe Meer mit dem Scherif von Mecca, als dem geistlichen

Haupte der muhammedanischen Gläubigen, in Verbindung zu setzen und die schon einmal angeknüpfte Verbindung mit Tippo Sahib in Ostindien (XXIV. 4, 4.) zu erneuern. Er machte daher ungesäumt einen Zug durch die Wüste nach Suez und ordnete dort Hafenverbesserungen an. Weil er aber sah, daß er ohne Syrien Aegypten nicht würde behaupten können, so unternahm er den Zug nach Syrien, von wo aus ihn der wegen seiner Grausamkeit vom Volke „Djezzar" d. i. „der Schlächter" benannte Pascha Achmet von Saide (Sidon) und St. Jean d'Acre, den der Sultan kurz zuvor zum Pascha von Aegypten ernannt hatte, mit einem Einfall bedrohte.

Mit 13000 M., unter denen ein auf Dromedaren reitendes Corps war, brach Bonaparte von Aegypten auf. Nachdem er durch die Vorhut unter Regnier am 9. Febr. 1799 die nächste ägyptische, mit Arnauten besetzte Festung El=Arisch erobert und die noch übrige Besatzung (an 1200 M.) auf Ehrenwort entlassen hatte, nahm er nach einem beschwerlichen Marsch durch die Wüste am 24. Febr. das ihm von den Christen geöffnete Gaza ein und erstürmte am 3. März Jaffa. Da hier die zu El=Arisch auf Ehrenwort entlassenen Arnauten wieder mitgefochten hatten, so ließ er alle diejenigen, welche von ihnen abermals gefangen wurden, 1000—1200 an der Zahl, auf der Stelle erschießen, um Andere abzuschrecken.

Da in Jaffa die Pest herrschte, so wurden auch viele Franzosen davon angesteckt. Um den dadurch niedergeschlagenen Muth der Seinen aufzurichten, gieng er persönlich durch die Spitäler, tröstete die Pestkranken, berührte sogar, wie erzählt wird, ihre Beulen und erreichte so den Zweck.

Bereits am 18. März begann Bonaparte die Belagerung von Acre, worin der alte Achmet Djezzar, geschützt durch feste Mauern und unterstützt durch eine kleine englische Flotte, die der junge tapfere Commodore Sidney Smith befehligte, seinen Angreifer erwartete und alle Stürme desselben abschlug. Schon lag Bonaparte mehrere Wochen vor der Festung, als der Pascha von Damascus mit einem Heere von 30000 M. zum Entsatze derselben heranrückte. Zwar sprengte General Junot dasselbe auseinander; aber es sammelte sich wieder, worauf es zur Schlacht

am Berge Tabor kam, in welcher französische Tactik einen glänzenden Sieg erfocht.

Kleber und Junot, von denen der erste dem andern zu Hülfe kam, hatten nur 2000 Mann, mit denen sie anfangs in zwei Quarré's, dann nach geschickter Vereinigung in Einem Quarré dem 15mal stärkern Feind so lange Stand hielten, bis ihnen Bonaparte selbst mit 3000 M. in zwei Quarré's zu Hülfe kam und nun der Feind zwischen die drei Quarré's genommen und mit großem Verluste zersprengt wurde.

Ein nochmaliger vergeblicher Hauptsturm auf Acre, wobei eine Bombe nahe bei Bonaparte niederfiel und von zwei entschlossenen Grenadieren, die sich mit ihren Körpern auf sie warfen, erstickt wurde, überzeugten ihn, daß ihm die Eroberung Syriens bei seiner geringen Militärmacht und bei dem Fanatismus der Muhammedaner nicht gelingen werde. Er hob daher die Belagerung auf und trat am 18. Mai den Rückzug nach Aegypten an.

Daß er bei demselben die Pestkranken zu Jaffa mit Opium habe tödten lassen, um sie nicht mitnehmen zu müssen, scheint eine damals von den Engländern verbreitete falsche Sage zu seyn. Die sie als wahr annehmen, geben die Ursache an, daß er diesen Kranken habe eine grausame Todesart durch die Türken ersparen wollen.

Mit der Miene eines Siegers wieder in Aegypten einziehend, brachten ihm die Sheiks Geschenke und unter diesen ein herrliches arabisches Pferd mit einem schönen, dasselbe als Reitknecht bedienenden Mamelucken, Namens Rustan, den Bonaparte von da an in allen seinen Feldzügen als ersten Kammerdiener um sich hatte und ihn zur Erinnerung an Aegypten stets seine Nationaltracht beibehalten ließ.

Unterdessen hatte Desaix in Oberägypten den Murad-Bey am 7. Oct. 1798 bei Sediman und am 22. Jan. 1799 bei Samhud geschlagen und die Mamelucken bis zu den Kataracten des Nils, an die Gränze Nubiens verfolgt, von wo er dann die Rückkehr antrat. Zwar verfolgten ihn die Beduinen auf allen Seiten und auch Murad rückte ihm nach; doch kam Desaix glücklich nach Kairo zurück, von wo nun Murad wieder zurückgeworfen wurde.

3. Sieg über die Türken bei Abukir. Bonaparte's Abreise von Aegypten. Kleber's Siege in Aegypten. Sein Tod. Malta's Verlust an die Engländer.

Auf eine Nachricht Marmont's, der in Alexandria befehligte, daß Pascha Mustapha mit 18000 Türken von der Insel Rhodus her, von englischen Kriegsschiffen begleitet, im Anzuge sey, brach Bonaparte dahin auf und schlug am 25. Jul. bei Abukir die gelandeten Türken so vollständig, daß Mustapha gefangen wurde und mehrere tausend Türken im Meere ertranken.

Bald nach seiner Rückkehr nach Kairo, wo er zum zweitenmal das Fest des Propheten mitfeierte, erhielt er von seinem Bruder Lucian in Paris nähere Kunde über die damalige Lage der Dinge in Frankreich, aus welcher er erkannte, daß der rechte Zeitpunct gekommen sey, die den schwachen Händen des Directoriums entgleitenden Zügel in seine stärkere Hand zu nehmen. Daher beschloß er, so eilig, aber auch so geheim als möglich nach Frankreich zurückzukehren.

Er reiste also von Kairo ab, that, als ob er sich nach Rosette begeben wollte, wandte sich aber nach Alexandria und schiffte sich mit Hinterlassung einer Abschiedsproclamation an die Armee, die er unter Kleber's Oberbefehl stellte, mit seinen vertrautern Generalen Berthier, Leclerc, Mürat, Bessières, Lannes, Marmont, Andreossy und mit seinem Stiefsohne Eugen Beauharnais, so wie mit den Gelehrten Monge und Denon, sammt 500 auserlesenen Soldaten auf zwei Fregatten ein, um seinem „Stern" zu folgen.

Sein Abgang setzte den wackern Kleber in die schwerste Verlegenheit und machte auf die Armee und die zurückgebliebenen Generale einen niederschlagenden Eindruck. In der ersten Bestürzung schrieb Kleber einen Brief an das Directorium, stellte darin die Lage der Armee als höchst traurig dar und bat um Schiffe zur rettenden Heimfahrt. Diesen Brief fiengen die Engländer auf und landeten unter Admiral Sidney Smith am 25. Oct. 1799 an den Mündungen des Nils, wurden aber zurückgeschlagen.

Als kurz darauf ein großes türkisches Heer an der syrischen Gränze erschien und die Festung El-Arisch sich demselben ergab, so betrat Kleber

den Weg der Unterhandlungen und schloß am 26. Jan. 1800 mit dem Großvezier einen Vertrag, in welchem Kleber sich erbot, Aegypten gegen freien Abzug zu räumen. Während einstweilen Desaix und Davoust eilends nach Frankreich zurückkehrten, erschien eine englische Flotte unter dem Admiral Keith, der jenen Vertrag verwarf und darauf bestand, daß sich die französische Armee ergebe.

Da raffte sich Kleber wieder auf, schlug am 20. März den Großvezier in der Schlacht bei Matarieh (Heliopolis) in die Flucht, kehrte sich dann gegen Ibrahim Bey, der unterdessen Kairo eingenommen hatte, und vertrieb ihn nach einem blutigen Kampf wieder daraus, worauf auch die englische Flotte bei Suez wieder abgetrieben und bei Damiette die Türken abermals geschlagen wurden. Ja Murad-Bey, der als Mamelucke die Türken fürchtete, gieng sogar zu den Franzosen über, wurde zum französischen General ernannt und erhielt den Befehl in Oberägypten, wo er dem Kleber nützliche Dienste leistete.

So erschien die französische Herrschaft in Aegypten gesicherter, als bei Bonaparte's Abgang. Da — wurde Kleber am 14. Jun. 1800 auf einer Terrasse seines Palastes zu Kairo in einem Weinlaubgang von einem fanatischen Muselmann, Namens Suleiman, ermordet. Sein Nachfolger im Obercommando, der characterlose Renegat Menou, flößte der Armee kein Vertrauen ein. Als daher ein englisches Heer unter Abercrombie landete und die Franzosen angriff, wurden sie am 21. März 1801 bei Kanopus (Nicopolis) geschlagen. Zwar bezahlte der englische Feldherr den Sieg mit seinem Falle; da aber die Engländer Verstärkung erhielten und auch der Großvezier wieder gegen Kairo im Anzug war, überdieß Murad in Oberägypten an der Pest gestorben war, so schloß General Belliard in Kairo am 27. Juni einen Räumungsvertrag, und Menou, der in Alexandria eingeschlossen war, folgte am 2. Sept. seinem Beispiele.

So gieng die ägyptische Expedition aus, ohne ein anderes Ergebniß zu haben, als das, was man den bei dieser Expedition befindlichen Männern der Wissenschaft in den von Denon herausgegebenen historischen und antiquarischen Forschungen verdankt. — Auch Malta gieng nachher an die Engländer verloren.

12. Kapitel.

Der zweite Coalitionskrieg.

1. Stellung der europäischen Mächte. Czar Paul. Spannung zwischen Oesterreich und Frankreich. Weitere Umgriffe des Directoriums. Angriff auf Neapel. Flucht der kön. Familie. Die parthenopeische Republik. Aufstand der Abruzzen.

Seit Bonaparte's Abwesenheit in Aegypten hatten sich in Frankreichs Verhältniß zu den Außenmächten, so wie in seinem inneren Zustand viele Veränderungen zugetragen.

Die alle Gesetze des Völkerrechts und der Verträge, alle Billigkeit und sittliche Ordnung höhnende Gewaltthätigkeit des Directoriums, entrüstete alle Staaten Europa's und trieben die bisherigen Feinde Frankreichs zu einer zweiten Coalition, die ihren Impuls besonders von Rußland bekam. Dort war die Kaiserin Katharina II, — die sich anfangs zwar selbst gern „eine Republikanerin in der Seele" genannt, nachher aber sich immer laut gegen Frankreich ausgesprochen und doch ein ernstes Einschreiten gemieden hatte, um ungehemmt ihre Vergrößerungsplane gegen die Polen und die Türkei verfolgen zu können, — schon am 17. Nov. 1796 gestorben und ihr Sohn Paul (damals 42 Jahre alt) ihr Nachfolger geworden. Dieser, vom tiefsten Abscheu gegen die französische Revolution erfaßt, war entschlossen, sie mit aller Kraft zu bekämpfen. Er war von seiner herrschsüchtigen Mutter absichtlich vernachläßigt und in der allgemeinen, besonders aber in der staatsmännischen Bildung versäumt worden, und folgte darum nur den plötzlichen Eingebungen seines lebhaften Gefühls und den Launen seines Wahns von der Allvermögenheit seines Herrscherwillens, besaß aber im Grunde edle Anlagen und einen großen Eifer Gerechtigkeit zu üben, insbesondere die Mißbräuche der vorangegangenen Frauen- und Günstlingsregierung abzuschaffen.

So ließ er sogleich die Mörder seines Vaters bestrafen: auch gieng er, seine beiden jungen Söhne an der Hand, zu Kosciuszko in den Kerker, um selbst ihm die Freiheit anzukündigen und dadurch zu erkennen zu geben, daß er das von seiner Mutter der polnischen Nation zugefügte Unrecht möglichst gut machen wolle. (Dabei gab er ihm seinen Degen zurück. Kos-

ciuszko nahm ihn aber nicht an, weil er kein Vaterland mehr habe. Paul schenkte ihm ein Landgut und erlaubte ihm auf seine Bitte, nach Amerika zu gehen. Als Kosciuszko die russische Gränze hinter sich hatte, gab er das Landgut zurück und eilte nach Amerika, wo er eine Zeit lang lebte; dann gieng er nach Frankreich und lebte zuletzt in der Schweiz, wo er zu Solothurn am 15. Oct. 1817 starb.) — Kaiser Paul nahm gar manche Anordnungen seiner Mutter, die ihm ungerecht erschienen, zurück und stellte auch den von ihr angefangenen Krieg gegen Persien ein. Auch nahm er viele französische Emigranten in seinem Lande auf und gab dem Prätendenten Ludwig XVIII eine Freistätte in Mietau. — Um die in Rußland eingedrungenen Neuerungen des von Frankreich ausgehenden Freiheitsgeistes in der Mode und Literatur zu verdrängen, führte er — allerdings mit allzuwenig Umsicht und Klugheit — die alte steife Tracht und ceremonielle Etikette zurück, und beschränkte die Lese- und Druckfreiheit. Will man das an ihm tadeln, so vergesse man anderseits nicht, daß die französischen Freiheitsmänner einen ungleich größeren Despotismus geübt haben, der um so verwerflicher war, da er die Freiheit zur Maske nahm. Das war nicht bei Paul der Fall, der sich nicht, wie früherhin seine Mutter, den Schein der Freisinnigkeit geben wollte, um unter demselben die Absolutheit der Czarenmacht zu erstreben: er wollte die letztere allerdings, allein nicht in versteckter Weise, sondern offen und als ein Feind des Scheinliberalismus.

Als Bonaparte Malta wegnahm und den Malteserorden daselbst auflöste, so ließ sich Kaiser Paul von dem Orden, dem er früher eine Priorei in russisch Polen eingeräumt hatte, zum Großmeister wählen, um ihn an Frankreich zu rächen. Die Willkührhandlungen der Franzosen in Italien und ihr Einfall in Aegypten, bewogen ihn mit England und der Türkei ein Bündniß anzuknüpfen und auch Preußen und Oesterreich dazu einzuladen.

England war ohnedieß in ununterbrochenem Krieg gegen Frankreich begriffen und speculirte allenthalben nach Gelegenheiten, seinem Gegner alles auswärtige Besitzthum abzunehmen, wie es sich denn bald darauf auch der jonischen Inseln bemächtigte. — Preußen blieb zu seinem Schaden neutral und ließ sich durch den nach Berlin gesandten Sièyes in Sicherheit wiegen. — Oesterreich (übrigens gleich Preußen auf seinen Sondervortheil bedacht) unterhandelte zwar noch in Rastatt mit Frankreich, aber bei der Willkühr, mit der das Directorium am Rhein und in der Schweiz verfuhr, und bei dem Uebermuth, mit dem

Bernadotte als Gesandter in Wien sich benahm, bei der hochmüthigen Sprache und winkelzügigen Politik der französischen Gesandten am Rastatter Congreß, ward es ihm klar, daß es sich sein Recht nur wieder mit den Waffen in der Hand werde erstreiten müssen.

Als die Wiener am 13. April 1798 den Auszug ihrer Freiwilligen zum Krieg in Italien feierten, steckte Bernadotte die dreifarbige Fahne aus. Darüber wurden die Wiener so erbittert, daß sie diese ihnen tief verhaßte Fahne herunterrissen. Die Regierung suchte nun zwar den Gesandten zu begütigen, allein er ließ sich nicht halten, sondern vermehrte durch seine brüske Abreise die bereits wieder eingetretene Spannung zwischen beiden Mächten.

Dazu kam, daß das Directorium in Italien weiter um sich griff und um seine stets leeren Kassen zu füllen, von Rom aus Neapel bedrohte. Schon seit der Einnahme von Rom waren an diesen Staat die übermüthigsten Forderungen gestellt worden; daher der königliche Hof daselbst, an welchem die Königin Karoline, die Schwester Marie Antoinette's (also auch eine Tochter Maria Theresia's), bei der Schwäche ihres Gemahls, des Königs Ferdinand, unterstützt von ihrem Günstling Acton, die Hauptstimme in der Regierung hatte, anfieng auf Rüstungen zu denken und sich zur Leitung derselben von Oesterreich den General Mack erbat, einen Mann übrigens, der im Kriegswesen ein besserer Theoretiker, als Practiker war.

Als nun die Franzosen von Rom aus, wo General Championnet mit 17000 M. stand, mit einem Angriff drohten, so brach, um ihnen zuvorzukommen, König Ferdinand selbst mit einem Heer von 70000 M. am 23. Nov. 1798 gegen Rom auf und zog, da die Franzosen entwichen, ohne Widerstand in die Stadt ein, worin dann die Neapolitaner die Häuser der republikanisch Gesinnten plünderten.

Anstatt nun die Franzosen mit vereinter Macht im Felde anzugreifen, theilten die Neapolitaner nach Mack's Plan ihr Heer und rückten von fünf Seiten her auf sie los: dadurch machten sie es aber den Franzosen leicht, sie einzeln zu schlagen und zu einem schmählichen Rückzug zu nöthigen.

In Neapel verlor man nun den Kopf so, daß die königliche Familie auf den Rath des englischen Admirals Nelson, der gerade

mit seiner Flotte im Hafen von Neapel lag, sich entschloß, mit allen Schätzen nach Sicilien zu entfliehen und diejenigen Schiffe, die man nicht gleich mitnehmen konnte, verbrennen zu lassen, damit sie nicht in die Hände der Franzosen gerathen möchten. Diesen Rath ertheilte aber Nelson im Interesse Englands, dessen Politik überhaupt auf die Vernichtung der Flotten aller derjenigen Seemächte ausgieng, die seiner Seeherrschaft etwas hätten in den Weg legen können. So hatten die Engländer bereits, außer der französischen, die spanische und holländische Flotte geschwächt, und so machten sie es nun auch mit der neapolitanischen.

An dem egoistischen Rathe Nelson's hatte die Lady Hamilton, Gemahlin des damals in Neapel befindlichen englischen Gesandten, großen Antheil. Sie war von unbekannter Herkunft und wegen ihrer körperlichen Schönheit schon durch viele Hände gegangen, bis sie der Lord Hamilton seinem eigenen Neffen wegschnappte und heirathete. In Neapel, wo sie bei der Königin in großer Gunst stand, zog sie den Admiral Nelson so in ihr Netz, daß sein moralischer Character darunter litt.

Als die königliche Familie, noch trauernd über den Tod eines Prinzen, in der Neujahrsnacht zu Schiffe gegangen war und während eines Seesturms, der sie einen Theil der Kunstschätze über Bord zu werfen zwang, nach Palermo segelten, ließ Nelson zum Erstaunen des Volks eine große Anzahl neapolitanischer Schiffe sammt dem reichgefüllten Arsenal verbrennen!

Der in Neapel zurückgelassene Vicekönig Prinz Pignatelli, sollte die Stadt schützen, schloß aber aus Furcht vor einem Pöbelaufstand am 12. Jan. 1799 mit den Franzosen einen Vertrag, demgemäß die Stadt sammt 2½ Mill. dem General Championnet übergeben werden sollte. Da nun dieser vor seinem Einzug Commissäre in die Stadt sandte, um erst dieses Geld zu erheben, bewog der Anblick dieser Franzosen das Volk, insbesondre die Lazaroni, zu einem rasenden Aufstand, in welchem die Häuser aller Vornehmen und Fremden, die für Franzosenfreunde und Volksverräther galten, geplündert und viele Mordthaten begangen wurden.

Während der Aufstand sich auch in den Abruzzen verbreitete, wo die Gebirgsbewohner den Franzosen schwere Verluste bei=

brachten, zogen die Lazaroni dem von Capua heranrückenden französischen Heere entgegen und lieferten ihm ein dreitägiges Treffen (vom 21.—23. Jan.), worin sie jedoch unterlagen. Zwar schlugen sie bei Neapel die Franzosen noch zurück, konnten aber doch nicht hindern, daß dieselben sich, wiewohl unter noch schweren Kämpfen, der Stadt und des Castells St. Elmo bemächtigten. Der Vicekönig entfloh nach Sicilien und Mack flüchtete sich in seiner Rathlosigkeit sogar in das Lager der Franzosen, die ihn gefangen hielten. Darauf wurde dem Volke Freiheit und Gleichheit verkündigt und das Land in eine parthenopeische Republik verwandelt, für welche die Neapolitaner bei ihrer strengreligiösen Devotion unter allen Nationen am wenigsten geeignet waren, obwohl viele in den vornehmen Ständen den Ideen der französischen Revolution enthusiastisch anhiengen. Stadt und Land mußten 75 Mill. zahlen und was noch an Kunstschätzen und Alterthümern vorhanden war, wurde nach Paris gesandt. Da Championnet den durch das Directorium befohlenen Erpressungen in gemäßigtem Sinne Einhalt thun wollte, wurde er abberufen und durch Macdonald ersetzt.

Allein mit der Hauptstadt war das Land noch nicht bezwungen, der Aufstand in den Abruzzen nahm zu und bekam durch die wilde, ja grausame Tapferkeit seiner Leiter, eines Pronio, Sciarpa, Fra Diabolo (eig. Pegga, eines berüchtigten Räubers), Mammone u. a. einen fast noch furchtbareren Charakter, in so fern das kochende süditalische Blut, durch gekränkten Nationalstolz und Fanatismus erhitzt, zu noch schrecklicheren Ausbrüchen der Leidenschaft trieb, welche hinwiederum die Franzosen zur grausamsten Rache aufreizte.

Die meisten Franzosen, welche den Aufständischen in die Hand fielen, wurden unter schrecklichen Martern getödtet. Am blutgierigsten war Mammone, ein Müller, der mit eigener Hand 400 Franzosen und Franzosenfreunde geschlachtet haben soll. Die Franzosen ließen dagegen in mehren Städten alle männlichen Einwohner tödten, das schöne Sorrento in Asche legen und die ganze Umgegend des Golfs in eine Wüste verwandeln.

Im Febr. 1799 erschien aus Sicilien der kriegerische Cardinal Ruffo, dem es gelang ein sogenanntes Glaubensheer zu

sammeln, das, von ihm geführt, unter den blutigsten Kämpfen vorwärts drang und auf 30,000 M. angewachsen zuletzt den Macdonald nöthigte, aus dem neapolitanischen Gebiet auf das römische zurückzuweichen und die parthenopeische Republik sich selbst zu überlassen, die ihr „Eintagsfliegen"leben bald ausgelebt haben sollte.

2. Unterhandlungen Oesterreichs wegen Bayern. Tod Carl Theodor's. Kurf. Maximilian Joseph. Ausbruch des Kriegs. Einfall der Franzosen in Graubündten und Tyrol, wie über den Rhein in Deutschland. Erzherzog Karl's Siege. Der Gesandtenmord zu Rastatt. Erzherzog Karl's Sieg bei Zürich.

Denn unterdeß hatten sich, in Folge des zwischen Rußland, England und Oesterreich und dem Könige von Neapel geschlossenen Bündnisses die Heere der Verbündeten in Bewegung gesetzt. Oesterreich war zur Erneuerung des Krieges gegen Frankreich auch durch den Umstand getrieben worden, daß ihm die Hoffnung auf den Besitz des im Frieden zu Campo Formio verheißenen Antheils von Bayern durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor (er starb am 16. Februar 1799 plötzlich am Spieltisch) benommen wurde: denn Karl Theodor hatte zwar in die Abtretung gewilligt, aber sie noch nicht ratifizirt; Frankreich aber, einen Krieg mit Oesterreich voraussehend, unterstützte den Nachfolger desselben, den Kurfürsten Maximilian Joseph, den vorherigen Herzog von Pfalz-Zweibrücken, in der Verweigerung jener Abtretung, wobei jedoch dieser so umsichtig war, dennoch seinen Pflichten als Reichsfürst nachzuleben und dem Kaiser sein Reichscontingent an Truppen nicht zu verweigern.

Frankreich hatte bereits für den Fall, daß Russen die deutsche Gränze überschreiten würden, den Krieg erklärt, der nun mit dem Einrücken der Russen in Mähren ausbrach.

Die Verbündeten giengen bei diesem zweiten Coalitionskriege von dem Grundsatz aus, daß der Besitz des Gebirgs auch den Besitz des anstoßenden Flachlandes nach sich ziehe, also Oberitalien und Süddeutschland in der Schweiz zurückerobert werden müßte. Daher stellte Oesterreich 74,000 M. unter Erzherzog Karl in Bayern, 24,000 M. unter General Hotze an der Gränze von Graubündten,

47,000 M. unter General Bellegarde in Tyrol auf, und ein Heer von 78,000 M. sollte sich an der Etsch sammeln.

Diesen ansehnlichen Heeresmassen konnte Frankreich nur 46,000 M. unter Jourdan an der Donau, 48,000 M. unter Bernadotte am Mittelrhein, 30,000 M. unter Massena gegen Graubündten und Tyrol und 30,000 M. unter Scherer in Oberitalien entgegenstellen.

Noch waren die Russen erst im Anmarsch und die österreichisch-italienische Armee noch in der Bildung begriffen, als Massena den Krieg eröffnete (6. März) rasch (durch Lecourbe) Graubündten besetzte und durch einige Pässe in Tyrol eindrang; doch wurde er vom General Hotze bei Feldkirch in Vorarlberg wieder aus Tyrol zurückgedrängt. Inzwischen war auch Jourdan bei Straßburg und Bernadotte bei Mannheim über den Rhein gedrungen und vom Erzherzog Karl am 21. März bei Ostrach geworfen und am 24. März bei Stockach so entscheidend geschlagen worden, daß er sich durch den Schwarzwald wieder über den Rhein zurückzog. Bei der Verfolgung desselben kamen die österreichischen Truppen in die Nähe von Rastatt, wo sich der sogenannte Friedenscongreß noch immer hinschleppte, sich aber nun, da die Oesterreicher der Stadt keine Neutralität zugestehen wollten, unverzüglich auflöste. Hiebei fiel der famöse Gesandtenmord vor, der lange auf das österreichische Kabinet ein ungünstiges Licht warf.

Als die drei französischen Gesandten Roberjot, Jean de Bry und Bonnier, denen nur 24 Stunden zur Räumung der Stadt zugestanden wurden, ihre Abreise nach Straßburg antraten, wurden sie unweit Rastatt in der Dunkelheit der Nacht von Reitern in der Uniform der Szekler Husaren überfallen und zwei derselben ermordet; der dritte, de Bry, kam dadurch, daß er verwundet im Graben liegend sich todt stellte, mit dem Leben davon und machte in Rastatt die Anzeige. Diese Unthat, die Jedermann mit Recht empörend fand, wurde dem österreichischen Kabinet zugeschrieben. Der Kaiser, darüber entrüstet, versprach auf das feierlichste die strengste Untersuchung, aber 40 Jahre hindurch blieb die That ein undurchdringliches Geheimniß. Erst v. Hormayr, österreichischer Archivar, machte es in neuester Zeit wahrscheinlich, daß der österreichische Gesandte in Rastatt, ohne Vorwissen des Erzherzogs Karl und des Kaisers, den abreisenden Gesandten bloß gewisse wichtige Papiere, aus denen er eine Verbindung Preußens und Bayerns, als deutscher Reichsfürsten, mit

Frankreich, als dem Reichsfeinde, glaubte nachweisen zu können, habe abnehmen lassen wollen, ohne die Ermordung der Gesandten zu beabsichtigen, daß aber die Vollzieher des Auftrags zu weit gegangen seyen. Die nachfolgenden Kriegsereignisse verdrängten den Eindruck dieses Ereignisses.

Eine Krankheit hinderte anfangs den Erzherzog seine Siege zu verfolgen, mehr aber noch die schlechte, dem alten Kriegsschlendrian gemäße Heerverpflegung, die Scheu des Hofkriegsraths in Wien vor einem herzhaften Angriff auf die Schweiz, worin sich doch schon da und dort (im Bernischen und in den vier Waldstätten) das Volk gegen die ihm verhaßten Franzosen erhob, und der Mangel an Einheit in den Bewegungen der unter so vielen, von einander unabhängigen Befehlshabern stehenden österreichischen Truppenkörper — das alles brachte einen Stillstand in die Bewegungen.

Nachdem endlich Hotze Graubündten eingenommen und sich nach der Eroberung des Luciensteigs in den Besitz der Gotthardsstraße gesetzt hatte, gieng Erzherzog Karl über den Rhein, vereinigte sich mit Hotze, nöthigte durch das Treffen bei Winterthur und durch die Schlacht bei Zürich (4. Juni) den General Massena zum Rückzug auf den Albis und besetzte Zürich. Aber in dieser Stellung verharrten beide Theile den ganzen Sommer: denn ein Handbillet des Kaisers gebot dem Erzherzog, bis zur Ankunft der Russen am Rhein nichts zu unternehmen.

3. Kray's Siege in Oberitalien. Ankunft Suwarow's in Oberitalien. Seine Siege. Ganz Italien befreit. Schrecken der Reaction in Neapel.

Mittlerweile hatte in Ober-Italien der französische Obergeneral Scherer am 25. März bei Pastrengo den Etschübergang erzwungen; aber der kräftige General Kray warf die Franzosen wieder über die Etsch zurück, schlug sie bei Verona und Legnano und erfocht am 5. April bei Magnano einen glänzenden Sieg, indem er zuerst Scherer's rechten Flügel (unter Victor) völlig niederwarf und den linken (unter Moreau) zum Rückzug zwang, worauf Scherer das Obercommando niederlegte und Moreau es übernahm. Alles, was in Italien und sonst wo unter dem Joche der Franzosen seufzte, athmete auf und faßte die

beste Hoffnung. Allein Kray erhielt den Befehl, eine österreichische Verstärkung unter Melas abzuwarten und sich diesem unterzuordnen. Nun langte auch der längst berühmte russische Feldmarschall Suwarow an, jedoch nur mit 17,000 M., weil der übrige Theil der russischen Armee theils noch zurück, theils zu den Operationen in Deutschland bestimmt war.

Graf **Suwarow** (eig. Suworoff mit dem Beinamen Riminsky), geb. 1729 in der Ukraine, hatte sich bereits in den Kriegen mit den Polen und Türken furchtbar gemacht und brannte vor Begierde, die Franzosen zu schlagen, die er, wie sein Kaiser, auf's tiefste haßte. Er hatte eine kleine gedrungene Gestalt, ein runzliges, verzerrtes Gesicht, aber eine ungeheure Energie des Willens; er liebte es, wie Blitz und Donner einzuschlagen, kannte keine Furcht vor irgend einem Widerstand, keine Geduld, keine Rücksicht, weßhalb dem Hofkriegsrath in Wien vor seinem gewaltthätigen Zufahren bange war: denn von Diplomatie und Prinzipien, von Plan-Entwerfungen und vorsichtigen Recognoscirungen wollte er nichts wissen und die bedachtsamen „Hofkriegsrathsperrücken" in Wien waren ihm sehr zuwider. Seine Kriegskunst bezeichnete er selber mit den Worten „Vorwärts und geschlagen!" — Seine ganze Erscheinung war eine wunderliche Mischung von Bildung und Barbarei. Ein Grundzug seiner slavischen Natur war der Humor und sein ganzes Leben und Treiben voller Sonderbarkeiten. So konnte er keinen Spiegel leiden, sondern schlug alle, die man nicht wegthat oder verhängte, zusammen. Er aß nur Soldatenkost und trank bloß Wasser; im Lager gieng er gewöhnlich in Hemdärmeln oder im Schafpelz; er krähte zum Scherz wie ein Hahn und machte in guter Laune allerlei Possen; war er aber zornig oder ungeduldig, so sparte er den Kantschu nicht und war nicht selten grausam, wiewohl er auch manchmal großmüthig war. Eine seiner Haupttugenden war die Uneigennützigkeit.

Kaum hatte Suwarow den Oberbefehl übernommen, so wurde Mirandola eingenommen, Moreau bei Cassano geschlagen und über die Adda zurückgeworfen, General Serrurier aber mit seinem Corps gefangen. Darauf hielt Suwarow auf seinem kleinen Kosackenpferd in bloßen Hemdärmeln mit dem Kantschu in der Hand seinen Einzug in Mailand, und als das Landvolk jubelnd herbeiströmte und die Häuser der Franzosenfeinde zu plündern begann, that er sogleich Einhalt: denn er hielt auf Mannszucht und Ordnung.

Darauf wirbelte der Kriegstanz fort. Peschiera, Tortona und Ferrara fielen; Moreau mußte sich über den Po und den

Apennin zurückziehen und hoffte dort sich mit Macdonald vereinigen zu können. Allenthalben stand das Volk auf und übte grausame Rache an den Franzosen, die daher ihrerseits, wo sie hinreichen konnten, mit der größten Wuth ein Gleiches vergalten.

Unterdessen hatte sich Macdonald von Rom aus, wo er sich nur kurz aufhielt, durch die Volksheere von Arezzo, Cortona und andern Orten nach Oberitalien durchgekämpft und am 12. Juni bei Modena ein österreichisches Corps geschlagen, als auch ihn Suwarow packte und in einer dreitägigen Schlacht an der Trebbia (18.—20. Juni) schlug, worauf sich Mantua ergab. Als darauf Joubert den Oberbefehl bekam, ward auch er von Suwarow bei Novi geschlagen. Er selbst fiel und Moreau führte den Rest des Heeres nach Genua zurück.

Ganz Italien sah in Suwarow seinen Retter und ehrte ihn nicht minder wegen seiner Uneigennützigkeit und Enthaltsamkeit, als wegen der Mannszucht, durch welche seine Russen sich durchweg vor den Franzosen und Engländern auszeichneten.

Auch in Mittelitalien war es mit der französischen Herrschaft aus: Rom und Toscana entledigte sich seiner Unterdrücker und nur in Ancona vertheidigten sich die Franzosen noch gegen die englisch-russische Flotte im Hafen. — Eben so war auch Neapel von dem Glaubensheer des gefürchteten Cardinals Ruffo vollends befreit worden. Aber schrecklich war nun die dort eintretende Reaction. Alle Gebildeten und Vornehmen, die es in ihrem Freiheitsrausch mit den Franzosen gehalten und das republikanische Treiben begünstigt hatten, wurden ausgeplündert, viele in der ersten Wuth erschlagen oder erschossen, viele, die gefangen worden waren, unter den gräßlichsten Martern getödtet. Die in die Citadelle eingeschlossenen Franzosen und Republikaner erhielten zwar freien Abzug; aber als sie sich eben einschiffen wollten, erschien (am Johannistag 24. Juni 1799) Nelson mit der englisch-russischen Flotte und der aus Sicilien zurückkehrenden königlichen Familie und erklärte die Capitulation für ungültig. Von den also Gefangenen wurden sodann 84 der Compromittirtesten (darunter der greise Admiral Caraccioli) aufgehenkt. Den Componisten Cimarosa retteten russische Offiziere aus Achtung vor seiner Kunst.

4. Uneinigkeit zwischen Oesterreich und Rußland. Die Russen in der Schweiz. Korsakow's Verlust in Schwyz. Suwarow's Zug über die Alpen. Gescheiterte Expeditian der Engländer und Russen in Holland. Paul's Rücktritt aus der Coalition. Suwarow's Ausgang. Die Oesterreicher am Rhein und in Oberitalien im Vortheil.

Wären nun Russen, Oesterreicher und Engländer einig geblieben, so hätten sie Frankreich Gesetze vorschreiben können. So aber fürchteten die Engländer, die Russen möchten sich eines englischen Hafens bemächtigen und in Italien festsetzen; die Oesterreicher wollten zu ihrem frühern italienischen Besitzthum noch Piemont schlagen, während Rußland der Gerechtigkeit gemäß Jedem das Seine wieder zurückgestellt wissen wollte und Suwarow noch überdieß mit den häufigen Entgegenwirkungen und widersprechenden Befehlen aus Wien höchst unzufrieden war.

Endlich kam man darin überein: die Oesterreicher sollten in Italien und Deutschland —, die Russen in der Schweiz agiren und sich zu diesem Zwecke mit dem unter Korsakow in Deutschland eingerückten größern russischen Heere vereinigen.

Dieses Heer war eben dasjenige, auf welches der Erzherzog Karl bei Zürich bisher zu warten angewiesen war, und eben als es ankam und der Erzherzog nun über die Aar gehen wollte, um mit Uebermacht den Massena anzugreifen, erhielt er aus Wien (wo man sich schon mit dem russischen Kabinet überworfen hatte), den Befehl, am Rhein die Offensive zu ergreifen, um so die Operationen einer englisch-russischen Expedition in Holland zu unterstützen.

Schon hatte der Erzherzog Philippsburg entsetzt und Mannheim erstürmt, als ihn die Nachricht von Korsakow's Unfall bewog, sich wieder nach der Schweiz zu wenden.

Nach dem Abzug des Erzherzogs aus der Schweiz nämlich hatte sich Korsakow mit Hotze vereinigt, um im Canton Schwytz dem über die Alpen kommenden Suwarow den Weg zu öffnen, wurde aber von Massena bei Dietikon (in der Nähe von Zürich) getäuscht, völlig geschlagen, verlor seinen ganzen Artilleriepark von 100 Kanonen und entkam mit nur 10,000 M. (Bei dieser Einnahme von Zürich verübten die Franzosen viele

Gewaltthaten, und auch der fromme Lavater empfieng, als er eben in seinem geistlichen Berufe Sterbende tröstete, eine tödtliche Kugel und starb nach langwierigem Leiden.) Am gleichen Tage focht Hotze an den Ufern der Linth gegen den General Soult, fiel aber bei der Vertheidigung des Dorfes Schännys.

Suwarow hatte indeß in der Hoffnung, sich mit Korsakow in der Schweiz vereinigen zu können, einen Zug über die Alpen unternommen, der durch die ausdauernde Ueberwindung der höchsten Schwierigkeiten, die sich einem Heere entgegenstellen können, zu den merkwürdigsten Gebirgsübergängen in der Geschichte gehört. Er schlug mit 20000 M. am 21. Sept. 1799 von Bellinzona aus die Straße nach dem St. Gotthard ein, und als sie Berg auf Berg zu übersteigen hatten und sich ihnen immer mächtigere Gebirgshöhen entgegenthürmten, erschracken selbst die abgehärtetsten Krieger und wollten am Ende, aller Drohungen ungeachtet, nicht weiter.

Da befahl Suwarow ein Grab zu graben, in das er sich vor ihren Augen hineinlegte mit dem Befehl, ihn mit Erde zu bedecken und „daheim zu erzählen, wo sie ihn gelassen hätten." Da flehten sie ihn auf den Knieen an, aufzustehen; aber er that es nicht: sie mußten ihn mit Gewalt herausziehen, worauf sie versprachen, ihm überall hin zu folgen. Von nun an scheuten sie weder Höhen noch Abgründe, noch die gleichzeitigen offenen und hinterhaltigen Angriffe des Feindes, der ihnen unter Lecourbe auf diesen Höhen den Uebergang streitig machte. Endlich war die höchste Höhe erreicht. Als es nun aber abwärts gieng und man an das sog. Urner Loch kam, hatten die Franzosen die Teufelsbrücke (über die Reuß) abgebrochen, und Tod in den Abgründen oder aus feindlichem Geschoß schien Aller Loos zu werden. Dennoch gewannen sie durch Ab- und Aufklettern den Uebergang und trieben die Franzosen in die Flucht.

Als sie aber an den Vierwaldstätter See kamen, hatten die Franzosen alle Kähne fortschaffen lassen, so daß Suwarow rechts abbeugen und durch das Schächenthal mit neuer Lebensgefahr nach Muotta im Schwytzerland ziehen mußte. Da er hier Korsakow's Niederlage erfuhr, mußte sein treues Heer sich abermals

seitwärts wenden und abermals ein Hochgebirg übersteigen, bis es unter beständigen Angriffen der Franzosen Glarus erreichte. Da ihm aber Massena die Linthpässe verlegt hatte, galt es noch einen vierten gefährlichen Höhenübergang, um in das obere Rheinthal in Graubündten zu gelangen, wo die Russen am 10. Oct. zum erstenmal eine unangefochtene Ruhe genießen konnten.

In der gleichen Zeit scheiterte auch die holländische Expedition der Engländer und Russen. Beide, jene 26000 M., diese 18000 M. stark, waren unter dem Oberbefehl des Herzogs von York auf einer von Abercrombie befehligten englischen Flotte an der nordholländischen Küste gelandet, hatten aber die Franzosen zur Abwehr bereit gefunden. Da York gleich anfangs ein rasches und entschiedenes Vordringen versäumte, so rechnete er auch vergeblich auf einen Volksaufstand, mühte sich in nutzlosen Gefechten ab und wurde zuletzt von der französisch-holländischen Armee unter Brune bei Bergen am 18. Oct. zur Capitulation von Alkmaar gezwungen, die ihm freien Abzug gewährte. Bei all' dem hatten die Engländer ihren Vortheil wahrzunehmen gewußt, indem sie die holländische aus 13 Linien- und eben so viel andern Schiffen bestehende Flotte, die gleich bei ihrer Landung sich mit der englischen Flotte vereinigt hatte, nicht mehr herausgaben.

Da nun auf diese Weise die Engländer in Holland, wie in Neapel weniger den allgemeinen Vortheil der Coalition, als vielmehr ihren Sondervortheil im Auge hatten, die Oesterreicher aber in Italien sich der Russen zu entledigen gewußt, und in der Schweiz durch die Trennung des Erzherzogs von Korsakow den Unfall des letztern herbeigeführt und dadurch die Hoffnung Suwarow's auf Befreiung der Schweiz vereitelt hatten, so beschloß Kaiser Paul in seiner Entrüstung darüber, sich von der Coalition zu trennen und rief den Suwarow zurück.

Vergebens hatte der Erzherzog den Suwarow um eine Zusammenkunft ersucht, um sich mit ihm zu verständigen: dieser schlug sie ihm ab und verlegte nach seiner Vereinigung mit Korsakow sein Heer nach Bayern, wo Kurfürst Maximilian Joseph für dessen

Verpflegung sorgte, bis er im Januar 1800 die Rückkehr nach Rußland antrat.

Suwarow mußte übrigens ebenfalls die Ungnade seines Herrn empfinden, weil er wider dessen Befehl in Italien seine Generaladjutanten nicht gewechselt, sondern den tapfern Fürsten Bagration allen andern vorgezogen hatte. Der Sieger in so vielen Feldzügen und Schlachten mußte in Riga den Oberbefehl niederlegen und ungeehrt und unbemerkt nach Petersburg zurückkehren, wo er im Hause seiner Nichte vor Kummer in eine Krankheit verfiel und schon am 18. Mai 1800 starb.

Nun stand Oesterreich auf dem Festland wieder allein den Franzosen gegenüber; doch glückte es dem Erzherzog Karl, am Rhein noch mehrere Siege zu erfechten und bis zum 8. Dez. 1799 das ganze rechte Rheinufer abermals — es war das viertemal — von den Franzosen zu reinigen. Auch in Italien hatte Feldmarschall Melas das Kriegsglück festzuhalten gewußt und den wieder zum Oberfeldherr des französischen Heers ernannten Championnet am 2. Nov. bei Genola geschlagen und die Franzosen wieder nach Genua zurückgeworfen, welches jetzt — da die Oesterreicher am 13. Nov. auch Ancona von der Landseite einnahmen und unterdeß auch Rom durch die Neapolitaner vollends befreit worden war, — der einzige feste Punct war, den die Franzosen von ihrer ganzen Eroberung in Italien noch in Händen hatten.

Sechs und zwanzigstes Buch.

Die Consularregierung und das bonapartistische Kaiserreich.

---

1. Kapitel.

Die Consularregierung.

1. Unzufriedenheit der Parteien mit der Willkührherrschaft des Directoriums. Ankunft Bonaparte's aus Aegypten. Der 18 Brumaire: Sturz des Directoriums. Die Consularverfassung. Das Plebiscit. Bonaparte erster Consul.

So wie seit Bonaparte's Entfernung in den Orient das Glück den Franzosen in Italien den Rücken kehrte, so hatten sich auch im inneren Frankreich's die Zustände von Grad zu Grad verschlimmert. Noch standen die Jacobiner und Royalisten einander gegenüber und das schwache, egoistische Directorium, seit dem 18. Fructidor auf die erstern sich stützend und sie doch ebenfalls fürchtend, wenn auch nicht in dem Grade wie es die Royalisten fürchtete, hatte seit den Verlusten in Italien und am Rhein gar sehr an Ansehen im Volke eingebüßt. Dabei sah es sich durch einen neuen Aufstand der Vendeer unter ihren Führern v. Chatillon und v. Antichamp, so wie der Chouans unter dem gefürchteten George Cadoudal im Gedränge.

Obwohl die meisten Franzosen, besonders diejenigen, die in der Revolution zu weit gegangen waren und diejenigen, die Nationalgüter gekauft hatten, die Wiederkehr des Königthums nicht wünschten, so war doch besonders die im Rath der Fünfhundert vorherrschend repräsentirte Partei der Republikaner mit dem Directorium unzufrieden, dem sie laut die Entehrung der Republik

vorwarfen. Täglich mehrten sich die Klagen über die Beschränkung der Presse, über den Mißbrauch der Amtsgewalt, über Veruntreuungen und Unterschleife der vom Directorium angestellten Beamten, die sich mit den Directoren bereicherten, während die Heere darbten und zum Theil aus Mangel an den nöthigen Kriegsbedürfnissen Niederlagen auf Niederlagen erlitten.

So wurde Lareveillère-Lépeaux der systematischen Kirchenplünderung zu Gunsten des von ihm eingeführten modernen Heidenthums, und Merlin von Thionville der gröbsten Veruntreuung bei öffentlichen Bauten angeklagt, und beide fanden für gut, um dem Sturme auszuweichen, ihre Stellen im Directorium niederzulegen. Dem General Scherer wurde nachgewiesen, an 130 Mill. durch Verkauf von Kriegsgeräthen und Verpflegungsmaterial in seinem und seiner Untergebenen Nutzen verwendet zu haben. Ebenso wurden die Räubereien und Betrügereien, welche Rapinat, ein Schwager von Rewbel, in der Schweiz verübt hatte, an das Licht gezogen. Jeder Tag brachte neue Anklagen gegen eine Menge treuloser Beamten.

Das Directorium suchte mit List die Untersuchung dieser Anklagen zu umgehen oder in die Länge zu ziehen, fuhr in der Beschränkung der Presse und Verschärfung der Polizeimaßregeln fort und verschanzte sich mit Warnungen und Ermahnungen, daß man doch der Regierung durch solche Vorwürfe die Vertheidigung gegen den Royalismus nicht erschweren solle. Um nun den Krieg in Italien mit größerem Nachdruck zu führen, ordnete es eine gezwungene Anleihe an, und um die Royalistenerhebung zu unterdrücken, erließ es das Schrecken erregende Gesetz vom 12. Juli (das sog. Gesetz über die Geißeln), wornach die in Frankreich lebenden Verwandten der Emigrirten für die Schritte der letztern mit Gut und Leben haften sollten. Auch wurde ein neuer Jacobinerclub, der Club der Reitbahn, durch die Polizei unterdrückt.

Bei allem dem fühlte Jedermann auf seinem Standpuncte, daß die Dinge so nicht bleiben könnten und daß nur eine Regierungsänderung die Ruhe und Ordnung nach Innen und die wankende Macht nach Außen herzustellen vermöchte. Die Hoffnungen der Meisten aber waren auf den Bezwinger Italiens und Aegyptens gerichtet.

Unter solchen Aussichten auf das Gelingen seiner längst gehegten Entwürfe verließ (wie schon oben angedeutet wurde) Bonaparte

Aegypten, entgieng glücklich den englischen Schiffen, landete am 9. Oct. 1799 zu Frejus und eilte, überall vom Volk mit lautem Jubel begrüßt, mit Berthier über Lyon nach Paris, wo er von den Bewunderern seines Ruhms und Genies mit Freuden, von der Directorialpartei aber mit geheimer Furcht empfangen wurde, ohne daß Jemand es wagte, ihn wegen seiner eigenmächtigen Entfernung von der ägyptischen Armee zur Rede zu stellen.

Das Directorium bestand damals aus Siëyes, Ducos, Barras, Gohier und Moulins, von denen die beiden ersten sammt dem Rathe der Alten, desgleichen die in Paris gerade anwesenden Generale Augereau, Moreau und selbst der den Bonaparte beneidende Bernadotte dem Gefeierten, mit dessen Geist und Thatkraft sich doch Keiner auf die gleiche Linie zu stellen wagte, sich von selbst hingaben und ihm zu einem Staatsstreiche die bereite Hand boten. Auch der Kriegsminister Talleyrand und der Polizeiminister Fouché, beide Meister im Intriguenspiel, kehrten sich in wahlverwandtschaftlicher Neigung dem neuaufgehenden Gestirne zu. Lucian Bonaparte, damals gerade Präsident der Fünfhundert, konnte in diesem Oppositionskörper dem Staatsstreiche gute Dienste leisten.

An dem dazu ausersehenen 18. Brumaire (9. Nov.) 1799 erklärte der Rath der Alten das Vaterland in Gefahr und übertrug Bonaparte'n die bewaffnete Macht der Hauptstadt. Dieser machte die Offiziere in einer Versammlung im Allgemeinen mit seiner Absicht bekannt, hielt eine Truppenmusterung und bereitete durch Proclamationen die Gemüther vor. Zugleich setzte Siëyes im Rath der Alten und Lucian im Rath der Fünfhundert unter dem Vorwand eines zu befürchtenden Jacobineraufstandes den Antrag auf Verlegung der Sitzungen nach St. Cloud durch. Darauf ließ Bonaparte den Palast Luxemburg, die Residenz der Directoren, mit Militär umstellen und kündigte ihnen im Namen der Alten die Auflösung des Directoriums an. Siëyes und Ducos legten nach Verabredung ihre Stellen ohne Widerrede nieder, Barras (unterdeß geheimer Royalist geworden) schämte sich nicht, sich mit einer Geldentschädigung abfinden zu lassen;

nur Gohier und Moulins protestirten und wurden daher unter Aufsicht gestellt.

Am andern Tag versammelten sich beide Conseils in St. Cloud. Mit dem Rath der Alten, in den sich Bonaparte zuerst verfügte, verständigte er sich leicht. Eben als im Rathe der Fünfhundert die entschlossene Mehrzahl, bestürzt über die Ereignisse des vorhergehenden Tags einen Eid abgelegt hatte, daß sie an der bisherigen Verfassung fest halten wolle (einen Eid, den selbst die Bonapartisten mit zu schwören sich nicht entblödet hatten) — trat Bonaparte unter die Versammelten, in der Meinung, auch sie durch seine Erscheinung leicht zum Nachgeben bringen zu können. Allein seine Gegner darunter empfiengen ihn mit dem wüthenden Geschrei: „Hinaus mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen!" und drängten ihn zum Saal hinaus.

Darauf ließ Bonaparte durch Grenadiere seinen Bruder Lucian herausholen, und dieser machte die Soldaten glauben, Einige in der Versammlung hätten dem Obergeneral mit Dolchen gedroht und ihn außerhalb des Gesetzes erklärt, — worauf Sièyes die Rede hinwarf, wenn die Fünfhundert den General hors la loi erklärten, so habe dieser die Macht, sie hors la salle zu setzen. Da schickte Bonaparte den Murat und Leclerc mit einer Compagnie Grenadiere in den Saal, und diese trieben mit gefälltem Bajonnett die ganze Versammlung durch die Fenster in die Flucht. Noch am Abend berief Lucian die bonapartistisch gesinnten Glieder dieses Raths und ließ durch sie, zur Erfüllung der Form, dem Beschlusse des Raths der Alten die Beistimmung ertheilen. Am 12 Nov. wurde sodann von den beiden Conseils eine provisorische Regierung von drei Consuln — Bonaparte, Sièyes und Ducos — ernannt und ihr eine aus beiden Räthen gewählte Commission zur Berathung einer neuen Verfassung beigegeben, welche Sièyes, der stets bereite Constitutionsmacher, entwarf.

Sièyes' neues Verfassungswerk erlitt aber unter Bonaparte's streichender Feder die wesentlichsten Aenderungen. Die Consularregierung mit einem Senat, einem gesetzgebenden Körper und einem Tribunat wurde beibehalten: aber mit Entfernung alles Con=

stitutionalismus die ganze Staatsgewalt in die Hände des auf zehn Jahre zu ernennenden ersten Consuls gelegt und den beiden andern Consuln nur eine berathende Stimme gegeben.

Der Senat bestand aus 80 lebenslänglichen Mitgliedern und hatte das Recht, den ersten Consul, die 300 Glieder der Legislatur oder gesetzgebenden Versammlung und die 100 Mitglieder des permanenten Tribunats zu ernennen. Das Tribunat hatte die Pflicht und das Recht, Gesetze vorzuschlagen, Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten anzuzeigen, aber nichts weniger als ein Veto. Den ersten Consul unterstützte ein Staatsrath und ein Ministerium: die Staatsräthe und die Minister und durch sie die Civil- und Militärbeamten zu ernennen, war das Vorrecht des ersten Consuls. — Folglich gieng bei dieser Verfassung alle Gewalt vom ersten Consul, also von Einem, aus und die Volkswahlen waren beseitigt. Von Preßfreiheit und Menschen- und Bürgerrechten schwieg diese Verfassung gänzlich.

Da man wußte, wie willkommenen dem Volke jeder Weg zur Ruhe und Ordnung war, so konnte man es wagen, die neue Verfassung zum Schein einer Volksabstimmung (einem Plebiscit) zu unterwerfen. Sie erhielt 3,011,007 Stimmen, also fast doppelt so viel, als die Constitution von 1793, und so wurde sie am 25. Dez. 1799 verkündigt. Bonaparte, welchem Niemand die neue Würde streitig machte, bezog als erster Consul den Palast der Tuilerien und wählte sich den Advocaten Cambacères und den kanzleigewandten Lebrun zu Mitconsuln.

Siéyes hatte sich die erste Consulstelle zugedacht, ergab sich aber dem Stärkeren: denn Furchtsamkeit war der Grundsatz dieses „Philosophen der Revolution", der nur dann voran war, wenn er keine persönliche Gefahr sah. Mitten in seinem Aerger erkannte er Bonaparte's Ueberlegenheit mit den Worten an: „Er will Alles, er weiß Alles, er kann Alles." Die ihm angebotene Stelle des zweiten Consuls nahm er klüglich nicht an, sondern begnügte sich mit der Präsidentenstelle im Senat und mit einem reichen Landgut, das ihm Bonaparte als Nationalbelohnung decretiren ließ. — Schon gleich nach dem Sturz des Directoriums wurden die heftigsten Gegner im vormaligen Rath der Fünfhundert, 37 an der Zahl, zur Deportation verurtheilt, doch bald darauf begnadigt. Auch den frühern Deportirten zu Cayenne gab der Consul die Freiheit, desgleichen vielen andern politischen Gefangenen. Eben so durften die am 18. Fructidor verbannten Priester zurückkehren.

2. Herstellung des Volksvertrauens und Staatscredits. Des Consuls Mäßigung gegen die auswärtigen Mächte und Bemühungen um den europäischen Frieden.

Daß die Volksherrschaft in Militärherrschaft umgeschlagen war, erkannte wohl Jedermann unschwer, und Viele hatten vorausgesehen, daß es so kommen mußte. Das durch den mannigfaltigen Druck des Conventsdespotismus zerschlagene und der Alles verwirrenden Directorialwirthschaft müde Volk hoffte von der neuen Herrschaft Herstellung der Ordnung, des Credits und Wohlstandes, und so begrüßte es sie mit großem Vertrauen. Es fragte sich nur, ob sie sich in den Schranken der Mäßigung bewegen und, falls dieß im Beginn der Fall wäre, ob sie auch ausdauernd dieselben einhalten und nicht in's Gegentheil umschlagen würde.

Bonaparte hatte kaum die Zügel in seiner starken Hand, so that er nach Innen und nach Außen Alles, um das allgemeine Vertrauen zu rechtfertigen. Er nahm sogleich das Gesetz der Geiseln zurück, hob die gezwungene Anleihe auf, entließ die eidverweigernden Priester aus den Gefängnissen, gewährte Cultusfreiheit und ließ (am 28. Dez.) die Kirchen dem christlichen Gottesdienst öffnen, desgleichen die Glocken auch ihrer kirchlichen Bestimmung zurückgeben; ebenso gewährte er dem zu Valence gestorbenen Papste das vom Directorium versagte christliche Begräbniß. Den Royalisten, die sich aus der Emigrantenliste ausstreichen wollten, gewährte er ungekränkte Rückkehr ins Vaterland, vielen im Lande gefangenen Royalisten gab er die Freiheit, und denen, die ihm huldigten, öffnete er den Staatsdienst; und da er auch das Erinnerungsfest an den Todestag des Königs abschaffte, so machte er sich viele Royalisten geneigt, ja selbst die Vendeer und Chouans legten allmählig die Waffen nieder und nur ein kleiner Theil derselben mußte dazu gezwungen werden.

Bei der Wahl der Staatsdiener und Beamten im Civil und Militär sah er nicht auf die frühere politische und religiöse Parteigesinnung derselben, sondern Talent und Tüchtigkeit gaben den Ausschlag, mochten übrigens ihre sittlichen Grundsätze auch nicht gerade die besten seyn. So wie er den aus der Verbannung zurückberufenen Republikaner Carnot zu seinem Kriegsminister

machte, und auch den (in Folge des Friedens von Campo Formio von Oesterreich freigegebenen) Lafayette gern in seinen Dienst genommen hätte, wenn dieser seinen idealen Republikanismus hätte verläugnen wollen: so blieben Talleyrand und Fouché auf ihren Posten, weil deren macchiavellistische Klugheit seine Plane fördern konnte.

Um den Staatscredit herzustellen und dadurch besonders den Mittelstand zu gewinnen, ordnete er die größte Strenge in Untersuchung der Betrügereien und in der Ueberwachung der Beamten an und befahl die Errichtung einer französischen Bank, welche sich bald Zutrauen erwarb.

Um die Verwaltung zu vereinfachen und zu concentriren, setzte er an die Stelle der „von Unten gewählten und berathschlagenden Departemental-, Cantonal- und Communal-Versammlungen" befehlende Behörden: Präfecten, Unterpräfecten und Maire's ein, die von dem ersten Consul ernannt wurden.

Um in die Gesetzgebung Ordnung und Einheit zu bringen, gab er den Befehl zur Abfassung neuer Gesetzbücher. — Auch das Schulwesen erhielt eine neue Organisation durch die Einrichtung der Primär- und Secundärschulen im ganzen Lande, so wie der polytechnischen Schule in Paris, die er unter die Leitung Monge's, seines gelehrten Begleiters in Aegypten, stellte. Doch sollte aller Schulunterricht einzig auf dem Prinzip des unmittelbar-Nützlichen und Practischen beruhen, während die Formalbildung durch die klassischen Sprachen und überhaupt der Betrieb der Philosophie, der Geschichte und des Alterthums in den Hintergrund treten mußte.

Um den allzu ungenirten republikanischen Ton in der Gesellschaft zu verbannen und zugleich der Consulwürde einen neuaristokratischen Anstrich zu geben, führte er in seiner Umgebung eine gewisse Etikette ein, der sich Männer und Frauen in den Cirkeln der Tuilerien und auf seinem Landsitze zu Malmaison zu unterwerfen hatten. Für den ungewohnten Zwang sahen sich die Belästigten durch „den Ruhm und die einträglichen Aemter entschädigt."

Auch die auswärtigen Mächte bekamen Beweise seiner Mäßigung. Denn um sich in seiner neuen Stellung zu befestigen, bedurfte er vorerst Waffenruhe, und daher that er Schritte, daraus

man seine Friedensliebe erkennen sollte. Preußens fernere Freundschaft gewann er sich durch das schmeichelhafte Ersuchen um Uebernahme der Vermittlung eines europäischen Friedens; dem österreichischen Kabinet bot er Frieden an, aber auf der Grundlage des Campo=Formiofriedens, worauf dieses jedoch bei dem günstigen Stande seiner italischen Angelegenheiten einzugehen keine Lust bezeugte; dem Könige von England bot er in einem eigenhändigen Schreiben den Frieden an, wurde aber aus dem gleichem Grund von dessen Ministerium schnöde abgewiesen, ohne daß man in England ahnete, wie viel diese Weigerung zur künftigen Macht des mißachteten Gegners beitrug. Auch war es dem Consul selbst nicht um wirklichen Frieden zu thun: denn der Krieg schien ihm zur Mehrung seines Ruhms und seiner Macht, die sein Ehrgeiz anstrebte, im Grunde unumgänglich nöthig.

3. Erneurung des Kriegs gegen England und Oesterreich. Moreau's Feldzug am Rhein. Oesterreich unter Kray im Nachtheil. Bonaparte's Zug über den großen Bernhard. Die Schlacht bei Marengo. Die Convention von Allessandria. Friedenspräliminarien.

So nahm denn der Krieg gegen England und Oesterreich auf's Neue seinen Lauf. Nach vorausgegangenen Rüstungen durch Aushebung aller waffenfähigen Mannschaft vom 20. Lebensjahr an, wurde Augereau zur Deckung Hollands und Moreau zum Angriff auf Deutschland gegen die österreichische Armee am Rhein bestimmt, und da Massena in Italien von Melas (wie oben erwähnt) auf Genua zurückgeworfen war, so beschloß der Consul selbst mit einem bei Dijon sich zusammenziehenden Heere den Krieg in Italien zu übernehmen und dort sein früheres Siegesglück zu erneuern.

Während der Consul seine sog. Reservearmee noch sammelte und Massena in Italien noch eingeschlossen war, eröffnete Moreau zwischen dem 25. April und 1. Mai 1800 den Feldzug am Rhein, den sein Heer bei Basel, Altbreisach und Straßburg überschritt. Als er gewahrte, daß die Oesterreicher ihn zwischen Straßburg und Mainz erwarteten, zog er seine Truppen zusammen und nahm seine Hauptstellung am Bodensee.

Es war ein Unglück für Deutschland, daß der Erzherzog Karl, der noch jedesmal die Rheingränze glücklich vertheidigt hatte, nicht auch diesmal mit dem Oberbefehl betraut war: die Schonung seiner Gesundheit mußte den Vorwand leihen, daß man ihm denselben abnahm, während seine Unzufriedenheit mit den Anordnungen des Hofkriegsraths und des Staatskanzlers Thugut (dieses unguten Dämons für Oesterreich) der eigentliche Grund war. Dem Marschall Kray übergab man es, weil derselbe in Italien so glücklich gewesen war und man deßhalb glaubte, daß er es auch hier seyn werde.

Durch Moreau's unerwartete Bewegungen genöthigt, änderte Kray seine Position, um dem Feind in dieser südwestlichen Richtung zu begegnen, war aber in verschiedenen Treffen (bei Stockach und Engen, bei Möskirch, bei Biberach, bei Memmingen) nicht glücklich und mußte sich hinter die Iller zurückziehen. Dann bezog er bei Ulm ein verschanztes Lager, wo ihn Moreau nicht anzugreifen wagte. Doch nach einiger Zeit umgieng ihn Moreau, schlug eine Abtheilung seines Heeres bei Höchstädt und eine bei Neuburg und nahm Augsburg ein, wo er die Ereignisse in Italien abwarten wollte.

In dem Treffen bei Neuburg (den 27. Juni 1798) fiel der berühmte Latour d'Auvergne. Er hatte schon in Amerika als Freiwilliger gedient und war beim Ausbruch der Revolution unter den Ersten, die sich zum Felddienste stellten. Er befehligte im Pyrenäenkrieg 8000 Grenadiere. Da er sich durch Tapferkeit, Einfachheit und Geradheit des Characters auszeichnete, bot man ihm die Generalswürde an. Er schlug sie aber mit dem Bemerken aus, daß er sich zur Führung seines Corps am fähigsten fühle. Um nun ihn und dasselbe zu ehren, wurde bestimmt, daß er mit seinem Corps stets in der Avantgarde stehen solle. Da er in allen Feldzügen sich gleichmäßig tapfer hielt, so empfieng er vom Consul Bonaparte den Ehrentitel „Erster Grenadier von Frankreich." Nach seinem Falle, der nicht lange darauf eintrat, ließ man seine Stelle in dem Grenadiercorps leer, und so oft Appell gehalten wurde, ward auch sein Name aufgerufen, worauf dann ein Grenadier vortreten und anworten mußte: „Geblieben auf dem Felde der Ehre!"

Unterdessen war nämlich auch der Kampf in Italien im Gang. Den Feldzug daselbst hatte Melas schon am 6. April eröffnet. Während nämlich General Ott den Massena in Genua eingeschlossen hielt, der dort den äußersten Mangel litt, da ihm auch die englische Flotte zur See die Zufuhr abschnitt, trieb Melas den französischen General Suchet hinter den Var

zurück, nahm Nizza und Savona ein und war im Begriff, in die Provençe einzubringen, wo ihm von der Insel Minorca aus die Engländer, bei denen auch Pichegrü war, die Hand bieten wollten.

Allein inzwischen hatte der Consul Bonaparte mit der Reservearmee, nach dem Zug durch das Walliserland, den großen St. Bernhard mit eben so viel Kühnheit, als Geschicklichkeit (man schleifte die Kanonenläufe in hohlen Baumstämmen über die Alpen) in fünf Tagen — vom 16. bis 20. Mai — überstiegen und war so der österreischen Armee in den Rücken gekommen. Nachdem der französische Vortrab unter Lannes ein schwaches österreichisches Corps bei Aosta, und Moncey ein anderes, das die Alpenstraße bewachte, geschlagen und das Hauptheer dann Pavia eingenommen hatte, öffnete Mailand am 2. Juni dem Consul die Thore und sah sich von ihm wieder als Hauptstadt der cisalpinischen Republik bezeichnet. Nur der drei Tage darauf erfolgte Fall Genua's, welches Massena, durch Hunger und Seuchen genöthigt, gegen freien Abzug an den General Ott übergab, mäßigte den Triumph des Consuls.

Melas wurde mit Schrecken inne, daß er nahe daran war, abgeschnitten zu werden. Er wendete sich daher gegen Turin und hatte bei der zerstreuten Stellung der österreichischen Truppen in Italien große Mühe, 30000 M. bei Alessandria zusammenzubringen. Als ihm General Ott von Genua her eiligst zuzog, erlitt dieser unterwegs bei Montebello einen Nachtheil, kam aber doch noch zur rechten Zeit, um mit Melas in die Ebene von Marengo zu rücken, wo der Consul den 14. Juni eine Schlacht bot, in der er den Oesterreichern den durch ihre glänzende Tapferkeit schon gewonnenen Sieg wieder entriß.

Die Schlacht bei Marengo können französische Berichte nicht glänzend genug darstellen und nur deutsche Darstellungen führen sie auf das rechte Maaß zurück. Obgleich die Oesterreicher kurz zuvor 4000 M. Cavallerie zur Deckung anderer Orte hatten entsenden müssen, in dieser Ebene es aber vorzüglich auf Reiterei ankam, so bewiesen sie doch eine so glänzende Tapferkeit, daß namentlich General Ott Alles vor sich niederwarf, indem er das Corps des Generals Victor, das Corps des Lannes, und darauf sogar die kaiserliche Garde

schlug, so daß Bonaparte sich zum erstenmal in offener Feldschlacht zurückzog und seine Truppen sich auflösen sah. Schon hatte sich Melas, der selbst verwundet worden war, mit dem Stab nach Alessandria zurückbegeben, weil er die Schlacht für gewonnen hielt und die Generale Ott und Zach im Verfolgen der Feinde begriffen waren. Da erschien Desaix, der kurz zuvor aus Aegypten zurückgekommen war, mit einer frischen Division und machte einen neuen Angriff. Zwar fiel der wackere Desaix von einer Kugel getroffen, aber General Kellermann (der Sohn) setzte an seiner Stelle den Kampf fort, und da Zach in Gefangenschaft und nun das ganze führerlose österreichische Heer in Verwirrung gerieth, so benützte der Consul den Moment und trieb die Seinen wieder gegen den Feind. Der Angriff war gegen die Brücke über die Bormida gerichtet. Um den Franzosen zuvorzukommen, sprengte ein österreichisches Corps von 8000 Reitern im Sturm dahin: dieß wurde von den Uebrigen für ein Zeichen der Flucht gehalten und die Verwirrung ward dadurch noch größer. Ott, von der Verfolgung zurückeilend, konnte die Ordnung nicht wieder herstellen, und so gieng die von den Oesterreichern schon gewonnene Schlacht in zwei Stunden wieder verloren. (W. Menzel bemerkt, daß Desaix fast in derselben Stunde erschossen wurde, in der auch Kleber in Kairo von der Mörderkugel getroffen ward. Der Consul ließ dem edlen Desaix ein Denkmal auf dem großen St. Bernhard errichten.)

Da Melas es nicht wagte, noch eine Schlacht zu liefern, oder über den Po sich in's Toskanische zu werfen, so entschloß er sich zur Convention von Alessandria (den 16. Juni), worin der Consul, dessen Heer selbst viel gelitten hatte, ihm mit allen seinen Truppen freien Abzug hinter die Etsch gewährte und den Oesterreichern die Festungen Peschiera, Mantua und Borgoforte, auch Ancona uud Ferrara überließ, aber Piemont, die Lombardei, Toscana und die römischen Legationen, also das ganze italienische Gebiet wieder zurückerhielt, das er im Frieden von Campo Formio errungen hatte.

Nachdem der Consul in Mailand einem feierlichen Siegess-Te deum im Dom beigewohnt und den auf Oesterreich's Betrieb zu Venedig gewählten Papst Pius VII (Chiaramonte), der eben zur Stuhlbesteigung nach Rom reis'te, seine Ehrerbietung hatte bezeugen lassen, übergab er das Ober-Commando in Italien dem Massena und eilte über Turin und Lyon nach Paris zurück, wo ihn, wie einen Triumphator, der Siegesjubel auf den Händen trug.

Da auch Moreau in Deutschland auf die Kunde von der Schlacht bei Marengo und ihren Folgen den Angriff erneuert und den Marschall Kray durch eine Umgehung gezwungen hatte, sich hinter den Inn zurückzuziehen, so schloß Oesterreich den Waffenstillstand zu Parsdorf (den 15. Juli 1800) und sandte den General St. Julien nach Paris, um über den Frieden zu unterhandeln, während Düroc in Wien dafür thätig war.

Der Consul willigte in einen Präliminarfrieden auf der Grundlage des Friedens von Campo Formio, doch mit der Modification, daß Oesterreich nicht in Deutschland, sondern in Italien solle entschädigt werden. Allein während sich die in Lüneville eröffneten Friedensverhandlungen in die Länge zogen, schloß Oesterreich auf Thugut's Betrieb mit England eine Uebereinkunft, in der es sich verpflichtete, ohne Englands Zustimmung in keinen definitiven Frieden mit Frankreich zu willigen. Man hatte aber bei Verwerfung der Anerbietungen Frankreichs nicht bedacht, daß man noch nicht gerüstet war, und um nun Zeit zu diesen Rüstungen zu gewinnen, erkaufte sich Oesterreich theuer genug eine Waffenstillstandsverlängerung durch Einräumung der Festungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg!

4. Wiederausbruch des Kriegs in Deutschland. Moreau's Sieg bei Hohenlinden. Der Friede von Lüneville. Friede mit Nordamerika. Vertrag mit Spanien. Friede mit Neapel. Englands Beharren im Kriegszustand. Rußlands norddeutscher Bund mit Dänemark und Schweden. Zerstörung der dänischen Flotte.

Während in Italien die Franzosen unter Brune den Oesterreichern in der Besetzung von Toscana zuvorkamen, brach auch der Krieg in Deutschland wieder aus, wo Moreau's Heer bisher schwer auf Bayern gelegen war. An die Spitze des ihm entgegenstehenden österreichischen Heeres wurde anstatt des Generals Kray, den sein früheres Glück verlassen hatte, der 18jährige Erzherzog Johann (unter Beigabe des Baron Lauer) gestellt. Zwar wurde Moreau gleich anfangs bei Ampfing zurückgedrängt; aber schon zwei Tage darauf (d. 1. Dez. 1800) brachte derselbe durch einen Hinterhalt den Oesterreichern in der Schlacht

bei Hohenlinden eine so furchtbare Niederlage bei, daß die Trümmer des Heeres hinter die Enns gesprengt wurden.

Zu spät wurde nun der erfahrene Erzherzog Karl wieder zum Oberbefehl berufen. Er brach fast in Thränen aus, als er seine einst so schöne und siegreiche Armee in so heruntergekommenem Zustande sah. Es war nichts zu machen: man mußte wieder — in Deutschland, wie in Italien — um einen Waffenstillstand ansuchen und ihn durch die Einräumung der Festungen Braunau, Kufstein, Würzburg, Peschiera, Verona, Ferrara, Ancona und Mantua erkaufen!

Nun erst kam es zu ernsten Friedensverhandlungen und am 9. Febr. 1801 kam der Friede von Lüneville zu Stande.

In diesem Frieden erhielt Oesterreich in Italien nur das venetianische Gebiet bis an die Etsch und dazu die Bisthümer Trident und Brixen, mußte aber in Italien auf die Lombardei, auf Toscana, das mit Elba an den Herzog Ludwig von Parma — und auf Modena, das an die cisalpinische Republik fiel, verzichten; in Deutschland mußte es den Breisgau an den Herzog von Modena —, das Erzbisthum Salzburg und Bisthum Passau an den Herzog von Toscana abtreten, der auch noch mit Eichstädt entschädigt werden sollte.

Belgien und das linke Rheinufer behielt Frankreich; die Festungen auf dem rechten Rheinufer wurden geschleift. Die deutschen Reichsfürsten sollten für ihre auf dem linken Rheinufer verlornen Länder durch Säcularisationen entschädigt werden. Das deutsche Reich wurde dabei nicht gefragt. — Die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik wurden als unabhängige Staaten anerkannt.

Solch ein klägliches Ende für Deutschland nahm der zweite Krieg Oesterreichs gegen Frankreich, dessen Consularregierung durch diesen Frieden erst recht befestigt wurde.

Um der Welt, wie er versprochen, den Frieden zu geben, schloß oder vermittelte Consul Bonaparte Friedensverträge mit verschiedenen Mächten. Mit Nordamerika, dem das Directorium so kopflos den Krieg angekündigt hatte, schloß er am 30. Sept. 1800 den Frieden zu Monfontaine, in welchem die Freiheit der

neutralen Schiffe anerkannt wurde. — In einem Vertrag mit Spanien zu Ildefonso v. 1. Oct. erhielt Frankreich Louisiana und überließ dagegen dem Schwiegersohne des Königs von Spanien, dem Herzog von Parma, Toscana unter dem Namen eines Königreichs Etrurien. Als sodann Spanien nach einem kurzen Kriege mit Portugal am 6. Jan. 1801 den Frieden von Badajoz schloß, bestätigte ihn Bonaparte gegen Abtretung eines Stückes von Guiana und Zahlung von 20 Mill. an Frankreich, so wie gegen das Versprechen Portugals, den Engländern seine Häfen zu versperren.

Mit Neapel schloß er am 28. März 1801 den Frieden von Florenz gegen Aufnahme französischer Besatzungen in dreien seiner Häfen und gegen Verschließung seiner Häfen für englische Schiffe.

Nur England sträubte sich gegen einen Frieden: es hatte bisher mit seinem Eifer für die Wiederherstellung des bourbonischen Königthums nur seinen Egoismus bedeckt, mit dem es seine Handelsmacht auf Kosten Frankreichs und der mit Frankreich verbündeten Staaten, ja selbst auf Kosten seiner eigenen Bundesgenossen zu vergrößern bedacht war.

Nicht nur hatte England, wie schon erwähnt, den Franzosen, wie auch den Holländern, Spaniern und Neapolitanern ihre Flotten theils zerstört, theils geraubt, es trachtete nun auch darnach, die Seemacht der Dänen und Schweden zu schwächen. Die Engländer fiengen nämlich an, alle Handelsschiffe mit neutralen Flaggen zu untersuchen und, wenn sie Waffen oder Vorräthe für Frankreich darauf fanden, dieselben wegzunehmen. Dieß zu zu verhindern, geleiteten nun die Dänen und Schweden ihre Handelsschiffe mit Kriegsschiffen. Aber auch diese Kriegsschiffe unterwarfen die Engländer einer Untersuchung und beschimpften dabei deren Flaggen auf eine vergewaltigende Weise. Als sich hierauf Dänemark darüber beschwerte, fuhr eine englische Flotte durch den Sund vor Kopenhagen und erzwang sich (d. 25. Aug. 1800) von den Dänen das Versprechen, ihre Kauffahrteischiffe nicht mehr mit Kriegsschiffen begleiten zu wollen und sich jede Untersuchung gefallen zu lassen.

Empört über diesen Uebermuth, schloß Kaiser Paul, zumal ihm von den Engländern kurz zuvor Malta, das ihm Bonaparte aus Freundlichkeit eingeräumt hatte, weggenommen worden war, mit Dänemark und Schweden zur Wahrung des Rechts der Neutralen zur See den nordischen Bund, dem sich auch das von England beleidigte Preußen anschloß.

Um einer etwaigen Vereinigung der verbündeten Flotten zuvorzukommen, fuhr, ungeachtet noch kein Krieg erklärt worden war, die englische Flotte unter Admiral Parker d. 2. Apr. 1801 abermals durch den Sund, drang unter Nelson in den Hafen von Kopenhagen und — zerstörte die ganze dänische Flotte!

5. Verschwörung in Rußland. Ermordung des Kaisers Paul. Kaiser Alexander. Bonaparte's Annäherung an Rußland. Rüstung zur Landung in England. Der Friede von Amiens. Friede mit der Türkei.

Während der darauffolgenden Unterhandlungen, in welchen Dänemark sich vom nordischen Bund loszusagen gedrängt wurde, verbreitete sich die Nachricht von der Ermordung des Kaisers Paul, die den Engländern nicht gelegener hätte kommen können. Ja ihre Erscheinung vor Kopenhagen stand nach den neusten Aufklärungen in einem gewissen Zusammenhang mit dieser schaudervollen Begebenheit, da dem englischen Kabinet auf diplomatischem Wege wenigstens die allgemeine Kenntniß von einer Verschwörung und beabsichtigten Thronveränderung zugekommen war.

Kaiser Paul's natürliche Zornsucht war durch die vorausgegangenen politischen Vorfallenheiten, namentlich durch die von Oesterreich und England erfahrnen Täuschungen, so sehr gereizt worden, daß seine Umgebungen die öftern Ausbrüche seines Zorns sehr schwer zu empfinden hatten, ja daß selbst seine Gemahlin und seine Söhne, wie man nachher erzählte, darunter leiden mußten. Die Furcht nun vor des Kaisers gefährlicher Laune, die gar manchen der Großen unversehens nach Sibirien schickte, verbunden mit dem Umstand, daß der Kaiser mit den Engländern einen Krieg beginnen wollte, der den russischen Grundbesitzern den Absatz ihres Getreides und ihrer Rohproducte zu mindern und zu stören drohte; ferner die noch von der Kaiserin Katharina II her in vielen rus=

sischen Großen angefachte Neigung zu französischer Lebensphilosophie und weitergehend zu französischen Staatstheorieen, insbesondere zu dem in Frankreich seit 1793 aufgekommenen Constitutionalismus, dessen Verpflanzung nach Rußland ihnen wünschenswerth schien; sodann ihr Verdruß über den Staatsstreich in Frankreich und beginnenden Despotismus Bonaparte's, so wie über die Geneigtheit des Kaisers Paul, sich diesem von ihm wegen seiner Energie und Consequenz geachteten Geiste zu nähern; endlich die Furcht, jene ihre Hoffnung auf Einführung einer russischen Constitution, die selbst der von Laharpe in französischem Geist erzogene Großfürst Alexander für gut und wünschenswerth zu halten schien, vernichtet zu sehen, — alle diese Motive zusammengenommen führten die verschiedenen Parteien in dem Gedanken zusammen, durch einen Sturz des Kaisers ihre constitutionellen Plane in Ausführung zu bringen.

Die Entschiedensten unter des Kaisers Gegnern vereinigte das Haus der Frau von Gerebsow, einer nahen Verwandtin der fürstlichen Familie Subow (Zubow), die der Czar einst in einem Anfall übler Laune nach Sibirien geschickt, aber bald wieder begnadigt und (wie er denn gerne Unrecht wieder gut zu machen suchte) mit Ehren und Gütern überhäuft hatte. In diesem Zirkel ragten auch noch hervor die Jaschwill's, die Ubarow's, die Orlow's (die unter Katharina II so mächtig waren, von Paul aber zurückgesetzt wurden), der englisch gesinnte General Bennigsen (ein Hannoveraner, der sich stets mit politischen Planen trug) und der General Graf Pahlen, des Kaisers Günstling und sein Hauptverräther; auch der englische Gesandte Lord Withworth hatte Zutritt. In diesem Kreise nun entspann sich die Verschwörung. Um zum Ziel zu gelangen, machte Graf Pahlen dem Großfürsten Alexander Angst, sein und seiner Mutter Leben sey durch des Vaters Zornwuth in Gefahr, wenn man nicht den Czar unschädlich mache Ohne zu ahnen, daß es auf seines Vaters Leben abgesehen sey, versprach dieser, die Festnehmung desselben nicht zu hindern. Insgeheim aber hatten sie beschlossen, den Herrscher, dessen geradem, offenem Sinne die Ausartung des französischen Freiheitsideals zuwider geworden war, gänzlich aus dem Wege zu räumen.

Am 23. März 1801, Nachts 11 Uhr, drang Fürst Subow in des Kaisers Schlafgemach und kündigte ihm im Namen Alexander's seine Verhaftung an. Als der Kaiser auffahrend sich mit dem Degen vertheidigen wollte, stürzten andere Verschworne herbei und

entwaffneten ihn, Bennigsen aber nahm eine Schürze und erdrosselte ihn damit. Noch in derselben Nacht wurde Alexander zum Kaiser ausgerufen und ohne Widerrede von den Großen anerkannt.

Der junge, mildgesinnte Czar wagte es nicht, die Mörder zu bestrafen, entfernte aber den Grafen Pahlen für immer aus seiner Nähe. Er hob zwar sogleich das Embargo auf die englischen Schiffe auf, trat aus dem nordischen Bund und unterließ es, dem angemaßten Untersuchungsrechte der Engländer in Bezug auf die neutralen Flaggen entgegenzutreten. Aber, gestützt auf die Offiziere der Armee, gieng er nicht auf die Plane der Verschwörer ein, sondern richtete sein Hauptaugenmerk auf Verbesserung der Gesetze, und von Constitution wagte Niemand mehr zu sprechen. Nichts desto weniger waren Alexander's Verfassungs-Reformentwürfe, durch die er seine Völker glücklich zu machen hoffte, nur verschoben.

Damit nun Rußland nicht etwa ein Bündniß mit England eingehen möchte, sandte Consul Bonaparte seinen Liebling Duroc, der allenthalben die Herzen zu gewinnen pflegte, nach Petersburg und brachte bedeutende Opfer, um den jungen Kaiser auf seine Seite zu ziehen. Er räumte ihm, als dem Verwandten einiger bei der „Rheinentschädigung" betheiligten Fürsten, das Recht ein, mit Frankreich gemeinschaftlich diese Angelegenheit zu ordnen, und versprach, diese Fürsten dabei zu begünstigen; desgleichen willigte er in die Unabhängigkeit Neapels und in die Freiheit der jonischen Inseln. Alexander dagegen schloß zwar kein Bündniß mit England und gab sich auch der englischen Partei an seinem Hofe nicht hin, ließ sich aber nicht bereden, die diplomatische Verbindung mit diesem Lande abzubrechen.

Hierauf machte der Consul ungeheure Rüstungen in Boulogne zu einer Landung in England. Zweimal suchte Nelson diese Vorbereitungen zu zerstören, aber die französischen Batterien wiesen ihn mit solchem Erfolg zurück, daß die Friedenspartei in England, aus Furcht vor einer französischen Landung und gedrängt durch die Klagen des Volks über den Druck der Theurung, nach dem Rücktritt Pitt's durch das neue Ministerium Ad-

dington den Frieden von Amiens unterhandelte, der am 25. März 1802 geschlossen wurde.

In diesem Frieden gab England seine Eroberungen, mit Ausnahme der holländischen Insel Ceylon und der spanischen Insel St. Trinidad, heraus, versprach Malta dem Orden zurückzugeben und erkannte die Freiheit der jonischen Inseln an. — Dagegen versprach Frankreich, Aegypten an die Pforte zurückzugeben, seine Truppen aus dem Kirchenstaat und aus Neapel zurückzuziehen, Portugals Selbständigkeit anzuerkennen und für eine Entschädigung des Erbstatthalters von Holland zu sorgen. — (Der mit der Pforte schon am 9. Oct. 1801 geschlossene Friede wurde nun am 25. Jun. 1802 vollzogen.)

Eine Folge des Friedens von Amiens war, daß auch Preußen, das als Mitglied des nordischen Bundes Hannover besetzt hatte, dieses Land wieder räumen mußte.

6. Des Consuls Thätigkeit im Innern. Concordat mit dem Papste. Die Höllenmaschine. Reinigung der drei Staatsorgane. Napoleon Bonaparte lebenslänglicher Consul. Die Ehrenlegion.

Daß es ihm mit seiner Friedenspolitik, in dieser Periode wenigstens, Ernst war, suchte er auch durch verschiedene Anordnungen und Bestrebungen im Innern Frankreichs darzuthun, die zum Theil auf das materielle und geistige Wohl des Volkes gerichtet waren, aber alle zugleich als Mittel zur Befestigung seiner Dynastie dienten. Selbst die Religion benützte seine Politik als Werkzeug zur Herstellung der Ordnung und Ruhe und zur Befestigung seiner Macht.

So wie er gleich anfangs dem französischen Volke wieder seine christkatholische Kirche und deren Priester zurückgegeben hatte, so suchte er nun auch das Band dieser Kirche mit dem päpstlichen Stuhle herzustellen und die Unterhandlungen mit dem neuen Kirchenoberhaupte durch ein Nationalconcilium von 60 constitutionellen Bischöffen zu fördern, welche dem Papste erklärten, den constitutionellen Eid nur darum geleistet zu haben, damit „die Heerden nicht ohne Hirten" seyen. Der Papst Pius VII zeigte sich geneigt, forderte aber von dem Consul die Zurückgabe der

dem Kirchenstaat entrissenen Legationen Bologna und Ferrara. Dazu verstund sich aber Bonaparte nicht. Doch kam es endlich durch die Bemühungen des Cardinals Consalvi am 15. Juli 1801 zu einem Concordat, das am 8. Apr. 1802 verkündigt wurde.

Die Hauptbestimmungen dieses Concordats waren folgende: die römisch-katholische Religion wurde als „Religion der Mehrheit der Franzosen" (also nicht zur Staatsreligion) erklärt; alle päpstlichen Verordnungen sollten nur mit Staatsgenehmigung zur Geltung kommen. Frankreich erhielt eine neue kirchliche Eintheilung in 10 Erzbisthümer und 50 Bisthümer. Die bisherigen Bischöffe, die vertriebenen sowohl als die nicht geweihten, mußten resigniren; die neuernannten Bischöffe, so wie die Pfarrer (deren Ernennung den Bischöffen überlassen wurde) bekamen Besoldung vom Staate, der die Kirchengüter behalten durfte. (Bonaparte's Oheim, der Abbate Fesch, damaliger Erzbischoff von Lyon, wurde Cardinal.) Den Verkauf der Kirchengüter erkannte zwar der Staat nicht an, versprach aber die Käufer in ihrem Besitz nicht anzufechten. Die Sonntagsfeier wurde hergestellt, bald darauf auch der republikanische Kalender wieder mit dem christlichen vertauscht. — (Um das vergessene Christenthum dem Bewußtseyn der Gebildeten wieder näher zu bringen, schrieb der damals noch im Exil zu London lebende Vicomte von Chateaubriand (ein Neffe des Herrn von Malesherbes) seine Schrift: Génie du Christianisme, der man wenigstens das Verdienst zugestehen kann, das von den höhern Klassen in Frankreich verspottete Christenthum bei Vielen wieder zu äußern Ehren gebracht zu haben. Den Meisten blieb es noch lange ein Spott, wiewohl sie denselben nicht so frech äußern durften.)

Obgleich der Consul sich gegen die Royalisten äußerst versöhnlich erwies und besonders dem alten Adel die Rückkehr auf alle mögliche Weise erleichterte, so blieben doch viele unter allen Umständen ihren Grundsätzen treu; andere, die, durch seine Milde getäuscht, gehofft hatten, er werde das Königthum für die Bourbonen wieder herstellen, traten wieder ferner, und in Einigen steigerte sich der Haß gegen ihn zu einem Mordversuch, der sich in der Anwendung der sog. Höllenmaschine kund gab, aber völlig scheiterte und keine bedeutenden Erfolge nach sich zog.

Die Fäden dieses Attentats hatte eben jener schon genannte Anführer der Chouans, Georges Cadoudal, in der Hand, dem es zur Ausführung nicht an englischem Gelde gebrach. Als der Consul am Weihnachtsabend (1800) in die Opera fuhr, stund ein mit einem Pferd bespannter Karren in dem engsten Theile der Straße St. Nicaise, durch die er fahren mußte; auf dem

Karren war ein mit Kartätschen gefülltes Pulverfaß nebst einem Lunten, den einer der Betheiligten, der ehemalige Marineoffizier St. Rejant, in dem Augenblick anzündete, als der Consul daher fuhr. Allein des Consuls Kutscher, der etwas betrunken war, fuhr zufällig so rasch, daß der Wagen schon um die Straßenecke hinum war, als die Maschine sammt dem Karren, dem Pferd und dem Kinde, dem man grausamer Weise das Pferd am Zügel zu halten gegeben hatte, in die Luft flog und die nächsten Häuser zerschmetterte, ohne den Kaiser zu beschädigen. — Da kurz vorher eine Jacobinerverschwörung gegen des Consuls Leben entdeckt worden war, so schrieb man auch dieses Attentat den Jacobinern zu, und von dem dazu errichteten Specialtribunal wurden 130 Jacobiner deportirt und einige hingerichtet. Hintennach entdeckte Fouché die Verfertiger der Maschine und zwei derselben wurden hingerichtet, die deportirten Jacobiner aber nichts desto weniger nicht begnadigt, während des Consuls Versöhnungspolitik gegen die Royalisten nach wie vor sich gleich blieb.

Da ihm das Tribunat, als der einzige Körper, worin sich auf dem Rednerstuhl noch eine Opposition geltend zu machen suchte, die Vorlage eines Code civil (bürgerlichen Gesetzbuches) verworfen hatte, so nahm er am 13. März 1802 eine „Elimination" oder Reinigung der drei Staatsorgane vor, indem er alle diejenigen Mitglieder, die seinen Absichten hinderlich seyn konnten, ausschied und mit gefügigeren ersetzte: denn da in der Verfassung über die Art der Ausscheidung nichts bestimmt war, so erschien diese Manipulation nicht als eine Verfassungswidrigkeit. Eben diese eliminirten Collegien ließen sich das Concordat mit dem Papste leichter gefallen. In ihnen wurde nun aus Veranlassung des Friedens von Amiens für den ersten Consul eine Belohnung und die Verlängerung seiner Consularwürde beantragt. Den letztern Antrag aber wies er klüglich mit dem Bemerken zurück, daß hierüber das Volk entscheiden müsse, von dem er seine Gewalt habe. Seine Anhänger veranlaßten hierauf den Senat zu der Anfrage an das Volk, ob der erste Consul seine Würde lebenslänglich behalten solle?

Da 3,577,885 gegen 9626 den Antrag bejahten, so wurde am 5. Aug. 1802 die neue Verfassung proclamirt, die er zum Zweck einer monarchischeren Concentration hatte ausarbeiten lassen.

Zwar wurde dabei dem Volke wieder ein größerer Antheil an den Wahlen zugestanden, indem die Urwähler die Wahlcollegien ernennen durften, aus deren Wahlcandidaten der Senat dann die ihm passend dünkenden in das Tribunat und in die Legislatur zu wählen hatte; aber da die Zahl der Mitglieder der drei Staatsorgane (die des Tribunats auf 60) vermindert und die Sitzungen des Tribunats fortan geheim gehalten wurden, so erhielt dadurch die Volksrepräsentation dennoch eine wesentliche Beschränkung. Die Vorrechte des Senats wurden noch dadurch vermehrt, daß ihm auch die Interpretation und die Ergänzung der Gesetze übertragen wurde. Er durfte sich aber nur auf eine Berufung vom ersten Consul versammeln. Zu den Attributen dieses nunmehr mit erhöhter Macht ausgestatteten Consuls gehörte auch noch das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, das Recht der Begnadigung und der Verleihung des Ordens der Ehrenlegion. Auch erhielt er eine Leibgarde und eine aus den erlesensten Kriegern des ganzen Heeres bestehende Consulargarde von 8000 Mann.

Seit dieser erneuten Constitution unterschrieb sich der Consul mit dem Namen „Napoleon Bonaparte.“ Denn er hatte bei Gelegenheit des Concordats den Namen Napoleon durch den Papst in die Reihe der Kalenderheiligen setzen lassen und bestimmte den 15. August, als den Namenstag desselben, zum jährlich zu feiernden Nationalfest.

Der von ihm am 19. Mai 1802 gestiftete Orden der Ehrenlegion war für alle Arten von Verdienst bestimmt und hatte eine militärische Einrichtung. Er war ursprünglich für 6000 Ehrenlegionärs mit 450 Offizieren, 300 Commandeurs und 105 Großoffizieren berechnet. Der Offizier bezog 250 Fr., der Commandeur 2000 Fr., der Großoffizier 5000 Fr. Sold. Da dieser Orden dem Grundsatz der republikanischen Freiheit und Gleichheit zu widersprechen schien, gieng der Antrag auf seine Gründung in den drei Staatskörpern, besonders im Tribunat, nur mit einer geringen Mehrheit durch, und streng Republikanischgesinnte schämten sich anfangs, ihn anzunehmen oder zu tragen. Allein der Consul meinte, die Franzosen seyen trotz der Revolution noch immer den alten Galliern gleich, nämlich eitel und für Ehre stark empfänglich: sie würden sich also wohl bald darein finden, und siehe, in Kurzem war das Ehrenlegionskreuz — dieses „Spielzeug der Monarchie,“ wie es Berlier, einer der Opponenten im Staatsrath, genannt hatte — die begehrteste Auszeichnung.

Mit der neuen hohen Stellung verband er nun auch einen gegen den ehemaligen Republicanismus sehr abstechenden Hofprunk, der zeigen sollte, daß der Consul in keiner Beziehung den höchsten Monarchen nachstehe. So wurden die königlichen Schlösser wieder fürstlich ausgestattet, ein Hofstaat, Hoftheater, Hofcapelle eingerichtet, Palastpräfecte angestellt, eine strenge Etikette eingeführt, welche ge-

wissermaßen den Abgang anerzogener feiner Formen verdecken mußte. Nur an einem Hofadel fehlte es noch und consequent hielt sich der Adel des alten Regime's, die Familien der Faubourg St. Germain, von dem neuen Hofe fern.

Napoleon selbst trug bei feierlichen Gelegenheiten als Consularkleidung „ein langes weites scharlachrothes Sammetkleid mit reicher Goldstickerei, weißatlassene goldgestickte Weste mit langen Schößen, weiße Unterkleider mit goldgestickten Kniegürteln, dazu lange und breite Spitzenmanchetten, einen eben solchen Jabot, Schuhe mit breiten goldnen Schnallen, einen kleinen Degen und einen großen dreieckigen Hut in der Hand oder unter dem Arme." (S. Lochner a. a. O.)

7. Friedenswerke des Consuls. Weitere Ausdehnung der franz. Usurpationen. Einverleibung Piemonts. Italienische Republik. Mediationsacte der Schweiz. Gescheiterte Expedition nach St. Domingo. Verkauf von Louisiana.

Nicht zu verkennen war des Consuls Bestreben, durch nützliche Friedenswerke den Ruhm seiner Regierung zu erhöhen. Nicht nur fuhr er zur Hebung des Credits und Wohlstandes fort den Handel durch Anlegung von neuen Kanälen und Straßen, unter welchen letztern die Simplonstraße eines der großartigsten Werke ist, so wie auch die Industrie durch Unterstützung von Fabriken zu fördern, sondern er ließ sich auch die Pflege der Künste und Wissenschaften durch Errichtung des großen französischen Instituts und die Auszeichnung bedeutender Künstler und Gelehrten angelegen seyn. Das klare und einfache Civilgesetzbuch, das seinen Namen trägt, hat allein schon einen nicht geringen Theil an seinem Ruhm.

Da jeder Krieg das Errungene wieder in Frage stellen und ihn von der Höhe seines Glücks und Ruhms stürzen konnte, so mochte er zuweilen selbst erkennen, daß ein langer Friede das Zuträglichste für Frankreich wäre. Allein eben sowohl sein Ehrgeiz, als auch die aus seinen bisherigen Usurpationen entstandene Nothwendigkeit, sich im Besitz des mit Unrecht Erworbenen durch neues Unrecht zu erhalten, riß ihn zu weiterer Ausdehnung seiner Gewaltherrschaft fort, welche sich in die Länge gefallen zu lassen den Kräftigeren unter den von ihm Benachtheiligten ebenfalls nicht zugemuthet werden konnte.

So hatte er gleich nach dem Tode des Czars Paul das Königreich Piemont, worin Menou „wie ein Pascha" hauste, auf eine arglistige Weise seinem rechtmäßigen Besitzer Karl Emanuel, der zu Gunsten seines Bruders Victor Emanuel entsagte, dem französischen Reiche einzuverleiben befohlen und diese Einverleibung wurde im darauffolgenden Jahre vollzogen. Eben so veranlaßte er nun durch Verheißungen und Drohungen eine Versammlung der Häupter der cisalpinischen Republik zu Lyon, ließ sich am 26. Jan. 1802 zum Präsidenten derselben erwählen und bereitete dadurch, so wie durch die Umwandlung des Namens der cisalpinischen Republik in den einer italienischen die künftige weitere Ausdehnung seiner Herrschaft in Italien vor.

Nicht minder nährte er in der Schweiz den Parteizwist der Centralisten und Föderalisten, um der helvetischen Republik erklären zu können, daß sie unfähig sey, sich selbst zu regieren. Denn die Bestrebungen des Altschweizers Reding nach einer wahrhaften Neutralität der Schweiz waren nicht nach seinem Sinn. Der Consul ließ daher unvermuthet den General Ney mit 30000 M. in die Schweiz einrücken, berief als Schiedsrichter die Parteihäupter und Cantonalabgeordneten zu einem Schweizercongreß nach — Paris und beschenkte sie durch die Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 mit einer neuen Verfassung, in welcher die centrale Regierungsform wieder in eine föderative mit einer Tagsatzung verwandelt wurde. Durch einen besondern Allianzvertrag vom 27. Sept. wurde sodann die Schweiz gewissermaßen unter die Protection Frankreichs gestellt und zu einem Kriegscontingent von 18000 M. verpflichtet.

Zwar bekamen bei jener Verfassung in den ehemals aristokratischen Cantonen die früher regierenden Geschlechter wieder mehr Einfluß, doch wurde derselbe dadurch beschränkt, daß sich der Antheil an der Regierung nach einem bestimmten Quantum des Einkommens vom Landbesitz bemaß. Zu den vierzehn vorigen Cantonen kamen noch fünf neue hinzu, nämlich Aargau, Turgau, Waadt, Graubündten und Tessin. (Das Walliserland wurde zu Frankreich geschlagen.) Die Abgeordneten zur Tagsatzung wur-

den nicht nach Cantonen gewählt, sondern nach der Einwohnerzahl, indem auf 100000 Seelen ein Abgeordneter gerechnet wurde.

In dieser Zeit scheiterte Bonaparte's Expedition zur Wiedereroberung von St. Domingo. Schon vor dem Frieden von Amiens hatte der Consul, um sich für Aegypten zu entschädigen, eine wohlausgerüstete Flotte unter seinem Schwager Leclerc nach dieser Insel gesendet, deren spanischen Antheil er sich, wie schon erwähnt, von Spanien hatte abtreten lassen. An der Spitze der dortigen schwarzen Republik stand Toussaint Louvertüre, der früher jenen spanischen Antheil in seine Gewalt gebracht, auch von Bonaparte den Titel Obergeneral erhalten, aber zugleich sich von den Negern zum lebenslänglichen Statthalter hatte ernennen lassen. Da er der Aufforderung Leclerc's zur Anerkennung der französischen Oberhoheit nicht Folge leistete, so entstund ein Kampf, der indeß mit der allmähligen Unterwerfung der Neger endete und selbst Toussaint ließ sich zum Rücktritt bewegen. Als er aber einen Versuch zur Wiedererhebung machte, nahm ihn Leclerc mit List gefangen und sandte ihn nach Frankreich, wo er im Gefängniß starb.

Anstatt sich nun auf des Consuls Weisung auf die Mulatten zu stützen und diese vor den Negern zu begünstigen, that Leclerc das Umgekehrte, ordnete die Neger in Regimenter und machte ihre Häuptlinge zu Offizieren. Als dann im Frieden zu Amiens die von den Engländern eroberten Colonieen wieder an Frankreich zurückfielen und dieses in denselben die Negersclaverei, die von den Engländern aufgehoben worden war, wieder zurückführte, ergriff die Neger auf St. Domingo die Furcht, auch wieder zu Sclaven gemacht zu werden: sie kehrten daher unter ihren Häuptern Petion, Christoph, Dessalines u. a. die ihnen von Leclerc in die Hand gegebenen Waffen gegen die Franzosen und vertilgten sie in einem furchtbaren Aufstand unter Beiwirkung des gelben Fiebers, an dem auch Leclerc starb, so wie nachher unter Beihülfe der Engländer, die nach wieder ausgebrochenem Kriege mit Frankreich den letzten Rest der Franzosen unter Rochambeau, dem die Neger freien Abzug gewährt hatten, den 1. Dez. 1803 zur See auffiengen und nach England brachten. — Da Napoleon erkannte, daß Westindien und Amerika für die Ausdehnung seiner Herrschaft kein rechter Boden sey, so verkaufte er Louisiana für 60 Mill. an die vereinigten Staaten.

8. Rheinentschädigungsverhandlungen. Der Reichsdeputationshauptschluß.

Bereits seit dem 2. Oct. 1801 waren die zu Rastatt abgebrochenen Verhandlungen mit dem deutschen Reich über die im Lüneviller Frieden versprochenen Entschädigungen für die am Rhein be-

nachtheiligten deutschen Fürsten wieder aufgenommen worden. Der Hauptschiedsrichter in dieser Angelegenheit blieb Bonaparte, der nur die Stimme Rußlands noch zuließ, weil er sich dadurch den jungen Czar gewinnen wollte. Oesterreich wurde als Partei behandelt und der deutsche Kaiser als Reichshaupt nicht gefragt; ja er mußte, um für sich zu möglichst großer Entschädigung zu gelangen, zu den gröbsten Ungerechtigkeiten Frankreichs (z. B. zur Einziehung Parma's) schweigen.

Die Entschädigungen geschahen auf Kosten der geistlichen Stände, und da jeder von den zu entschädigenden Fürsten bevorzugt seyn wollte, so kam man darin überein, auch die Mehrzahl der Reichsstädte zur Vertheilung zu bringen, und diesen half keine Berufung auf Kaiser und Reich, da das Reichshaupt selbst von den Reichsgliedern so viel wie möglich sich einzuverleiben Lust hatte, um sich bestens abzurunden. Das gleiche Interesse hatte Preußen, und da dieser beiden Mächte Vortheil auf entgegengesetzten Seiten lag, Rußland aber für Württemberg und Baden, Frankreich für Bayern mit Vorneigung eintrat, so konnte der Kaiser für sein Oesterreich bei Weitem nicht Alles erreichen, was er beansprucht hatte.

Um sich der vielen Anforderungen, mit denen die Gesandten aller Staaten und Städtchen den ersten Consul umlagerten, leichter zu entledigen, schloß derselbe vorerst mehrere geheime Verträge, zunächst am 23. Mai 1802 mit Preußen, das sich am 7. März eiligst den Bestimmungen des Lüneviller Friedens angeschlossen hatte, um seine durch den Basler Frieden entstandene Scheidung vom Reich gleichsam wieder aufzuheben; sodann am 24. Aug. desselben Jahrs mit Bayern, das zum Verdrusse Oesterreichs anstatt verkleinert, vergrößert werden sollte. Darauf suchte er Oesterreich, so viel er konnte, zu begütigen. Mit Rußland verständigte er sich über die württembergischen und badischen Entschädigungen. Alle Uebrigen mußten sich gefallen lassen, was man ihnen zukommen ließ.

So kam denn allmählig als Ergebniß vieler verwickelten Verhandlungen der merkwürdige Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 zu Stande, durch welchen das deutsche Reich

durch fremde Mächte größtentheils aus seinen Fugen gerissen und seiner künftigen völligen Auflösung näher gebracht ward.

Durch diesen Act wurden die meisten reichsunmittelbaren geistlichen Stände und von den weltlichen Ständen die meisten Reichsstädte aus der Reihe der deutschen Staaten gestrichen und von jenen nur drei, von diesen nur sechs belassen.

Die drei belassenen geistlichen Stände waren: der Reichskurerzkanzler (v. Dalberg), der nur Aschaffenburg, Wetzlar und Regensburg und 350000 Gulden aus den Rheinzöllen erhielt; — der Großmeister des Johanniterordens und der Großmeister des deutschen Ordens, welche beide mit Pensionen bedacht wurden.

Die sechs Reichsstädte, welche als solche blieben, waren Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M., Bremen, Lübeck und Hamburg.

Von den eingezogenen Reichsgebieten erhielten

Oesterreich: die Bisthümer Brixen und Trient; (es hatte wenigstens noch das Bisthum Passau gewünscht und es rasch besetzt, mußte aber auf Frankreichs Einsprache seine Truppen wieder zurückziehen.)

der Großherzog Ferdinand von Toskana: Salzburg, Berchtesgaden, den größten Theil des Bisthums Eichstädt, das Bisthum Passau (ohne die Stadt), zusammen 600000 Einwohner, dazu die Kurwürde;

der Herzog von Modena den ehemaligen österreichischen Breisgau mit Ortenau (er lebte aber bis an sein Ende in Venedig von seinen Reichthümern);

Preußen: das Bisthum Hildesheim und einen Theil des Bisthums Münster, die Reichsstädte Goßlar, Nordhausen, Mühlhausen, die Stadt Erfurt mit dem Eichsfeld, und mehrere Abteien, darunter Quedlinburg, Elten, Essen, Werden, zusammen 600000 Einwohner.

Bayern: die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt (theilweise) Augsburg (ohne die Stadt), Freising, die Stadt und Festung Passau, neunzehn Reichsstädte (darunter Ulm) und mehrere Abteien (darunter Kempten), zusammen mit 800,000 Einw.

Württemberg: die Propstei Ellwangen, neun Reichsstädte, (darunter Heilbronn, Hall, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil), sieben Abteien und die Kurwürde;

Baden: das Bisthum Constanz und was von den Bisthümern Basel, Straßburg, Speyer auf dem rechten Rheinufer lag, einen Theil der Rheinpfalz auf dem rechten Rheinufer mit Heidelberg und Mannheim, die Herrschaft Lahr, zehn Abteien, sieben Reichsstädte (darunter Offenburg), und die Kurwürde;

Hessen-Darmstadt: Westfalen und mehrere pfälzische und mainzische Aemter;

Hessen-Cassel: einen kleinen Theil des Bisthums Mainz und die Kurwürde;

der Erbstatthalter von Holland: die Bisthümer Fulda und Corvey, eine Abtei und die Reichsstadt Dortmund; (das Herzogthum Nassau-Diez, auch die Herzogthümer Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg wurden mit einigen Aemtern vergrößert);

Oldenburg: das Bisthum Lübeck und einige münstersche und hannöversche Aemter;

Hannover: das Bisthum Osnabrück.

Der Herzog von Ahrenberg und die Fürsten von Leiningen und von Löwenstein-Werthheim erhielten auch etliche Aemter;

Aus dieser Umgestaltung hatte das deutsche Reich wohl den Vortheil, daß sich die leidige Kleinstaaterei mit ihrer lähmenden Wirkung auf den Gang der Reichsmaschine verminderte, aber auch den Nachtheil, daß der Schwerpunct seiner Politik nicht mehr in ihm selbst, sondern im Ausland und dessen Einfluß lag, und daß viele Staaten zum Schaden des Ganzen sich dem hingaben, der sie in ihrem neuen Besitz zu schützen vermochte. — Einen besondern Vortheil gewannen die Protestanten, welche durch den Wegfall so vieler katholischer Stände über die Katholiken das Uebergewicht bekamen, welches aber bei der damaligen Erstorbenheit des kirchlichen Lebens noch von keinem Belang war.

9. Friedensbruch von Seiten Englands. Die Franzosen in Hannover. Französische Besetzung ausländischer Häfen. Verbot der englischen Waaren. Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Das Lager in Boulogne. Moreau's Verbannung.

Die Vorwucht Frankreichs unter den europäischen Staaten wurde bereits von den meisten schwer empfunden, und es ließ sich voraussehen, daß eine weitere Zunahme desselben früher oder später Kämpfe für die Wiederherstellung des Gleichgewichts herbeiführen würden. Freilich hätte gerade England, das bei der Vertheilung der säcularisirten deutschen Länder in Bezug auf Hannover mit Osnabrück bedacht worden war, obgleich es keine Entschädigung anzusprechen hatte, am wenigsten Ursache gehabt, den kaum begonnenen Weltfrieden zu unterbrechen. Allein das Volk in England kam sich durch den Frieden zu Amiens fast gedemüthigt vor, und das von der öffentlichen Meinung abhängige Ministerium gedachte diesem Volksgefühl sowohl, als seiner instinctiven Furcht vor Napoleon Bonaparte's weiterer Machtvergrößerung dadurch Rechnung zu tragen, daß es die Friedensbedingungen nicht aufrichtig hielt und offenbar einen Vorwand zu baldigem Bruch suchte. So gab es Malta nicht heraus, räumte Aegypten nicht und kränkte den Consul dadurch, daß es die Urheber giftiger, ihn und seine Familie beleidigender Schmähschriften auf Anbringen des französischen Kabinets nur so leicht strafte, daß der Volksjubel darüber eine neue Beleidigung für den reizbaren Consul enthielt.

Schon forderte das englische Kabinet von dem Parlamente die Mittel zu Rüstungen: darüber kam es zu einem Verständigungsversuch, nach welchem England zwar Aegypten räumen, aber Malta, als den Schlüssel des Mittelmeers, nicht eher herausgeben wollte, als bis Frankreich Holland und Piemont werde herausgegeben haben. Darüber kam es natürlich zum Bruch und der englische Gesandte Withworth verließ am 3. Mai 1803 Paris. Schon am 17. Mai legte England, ohne vorausgegangene Kriegserklärung, auf alle holländischen und französischen Schiffe in seinen Häfen Embargo und sandte zugleich Kaper aus, die in kurzer Frist mehrere hundert französische Schiffe auf-

brachten und dadurch dem vorher nicht gewarnten Kaufmannsstand großen Schaden verursachten.

Als darauf Napoleon Bonaparte am 22. Mai im höchsten Unwillen den Krieg erklärte, sandte England eine schon bereite Flotte in die westlichen Gewässer, um St. Domingo und die französischen Inseln wieder in Beschlag zu nehmen.

Napoleon dagegen erklärte nun alle in Frankreich befindlichen Engländer für kriegsgefangen, ließ durch Mortier mit 18000 M. Hannover besetzen, legte Truppen nach Hamburg, Ritzebüttel und Curhaven, sperrte die Elbe und erpreßte von den mit England in Verbindung stehenden Hansestädten drei Millionen.

Mortier schloß mit dem unter Wallmoden und dem Prinzen von Cambridge (jüngstem Sohne des Königs von England) stehenden hannövrischen Heere eine Convention, die demselben gestattete, sich hinter die Elbe zurückzuziehen. Aber England sowohl, als der Consul verwarfen diese Convention, worauf Mortier das hannöversche Heer zwang, die Waffen abzulegen und sich aufzulösen. Die hannöverischen Soldaten giengen aber fast alle mit noch andern Deutschen nach England, wo aus ihnen die sogenannte „deutsche Legion" (von 8000 M.) formirt wurde, die nachher überall so tapfer focht und sich besonders durch ihren entschiedenen Franzosenhaß auszeichnete.

Mit der größten Energie und raschesten Umsicht, aber auch mit der rücksichtslosesten Hintansetzung alles Völkerrechts, warf sich der Consul auf alle Puncte, wo ein Angriff der Engländer zu erwarten seyn konnte. Er zwang im Mai 1804 den König von Neapel französische Besatzung einzunehmen und seinen Minister Acton (die Stütze der auf Frankreich erbitterten Königin) zu entfernen; erst im Sept. 1805 gewährte er dem Könige Neutralität. Auch der Kirchenstaat mußte in seinen Häfen, Etrurien in Livorno französische Besatzung einnehmen. Den Portugiesen gewährte er im Oct. 1803 für 16 Mill., den Spaniern gegen monatliche Zahlung von 6 Mill. die Neutralität.

Während die Engländer im Mai 1804 das holländische Surinam wegnahmen, beschäftigte sich der Consul im Lager zu Boulogne mit den großartigsten Zurüstungen zu einer wirklichen Landung in England, mit deren Drohung er sie schon einmal zum Frieden gebracht hatte. Er ließ in allen französischen Häfen

Kriegsschiffe und im Innern des Landes tausende von Landungs- und Kanonenbooten bauen und ausrüsten, befestigte den Boulogner Hafen und wies die denselben blokirenden Engländer, welche diese Werke zerstören wollten, durch ringsum angelegte Strandbatterien und eigens von ihm erfundene, aus bisher unerhörter Entfernung treffende Geschütze zurück.

Die Ausrüstung und Zusammenziehung der Flotte gieng aber äußerst langsam vor sich, weil die Boote weit her aus dem Innern des Landes an das Meer und dann an den Küsten hin nach Boulogne geschafft werden mußten, die großen Schiffe aber aus den verschiedenen französischen und spanischen Häfen, in denen sie gebaut worden waren, nicht auslaufen konnten, ohne in die Gefahr zu gerathen, von den allenthalben wachsamen englischen Schiffen überfallen zu werden.

Mittlerweile erließ er das verhängnißvolle Decret vom 23. Juni 1804, das alle englischen Waaren, welche unmittelbar aus englischen Häfen oder Colonieen kamen, einzuführen verbot, — eine Maaßregel, die zunächst den Holländern, welche nach dem Verlust ihrer Colonieen dadurch nun auch vollends ihren Seehandel verloren, folglich mittelbar dem Consul selbst, empfindlicher schadete, als den Engländern.

Um aber in England leichter landen zu können, mußte N. Bonaparte sich besser im Rücken gedeckt wissen. Er suchte daher vor Allen Preußen zu einem engern Bündniß mit Frankreich zu vermögen. Allein dieses blieb in seiner Neutralität, zumal er demselben die Besetzung Hannovers verweigert hatte. Daher begann er das Netz, welches er über die kleinen deutschen Staaten seit der Säcularisationssache gezogen hatte, allmählig durch weitere Lockungen etwas enger zusammen zu ziehen, indem er sie hauptsächlich seines Schutzes gegen Preußen und Oesterreich versichern ließ.

Auch England machte seinerseits die größten Anstrengungen, befestigte seine Ufer, rief alle Kriegsfähigen in die Waffen und wachte in allen Meerestheilen mit seinen Flotten; und so wie der Consul auch die Irländer, die nach dem Verluste ihres eigenen Parlaments im Jahr 1800 mit England vereinigt worden waren, durch geheime Agenten aufzuwiegeln suchte, so unterstützte das eng-

lische Kabinet auf alle Weise auch die Bourbons, von denen sich der Graf von Artois und sein Sohn, der Herzog von Berry, auf englischem Boden befanden, um von dort aus eine royalistische Erhebung in Frankreich anzuregen. Denn nach England hatten sich außer vielen andern Emigrirten auch Pichegrü und Dumouriez, so wie der schon mehrmals erwähnte Chouansführer Georges Cadoudal geflüchtet, und besonders von diesen dreien gieng eine weitverzweigte, durch Frankreich und einen Theil von Deutschland reichende Verschwörung zum Zweck der Restauration der Bourbons aus, zu welcher England Geld und Schiffe bot. Zur Durchführung derselben erschien aber den enger Verschwornen die Ermordung des Consuls nothwendig, und Alles war dazu eingeleitet. Allein die Verschwörung wurde entdeckt und ein Theil der Verschwornen verhaftet und bestraft. Und da der Verdacht der Mitwissenschaft auch auf den im Badischen sich aufhaltenden jungen Herzog von Enghien, einen Bourbonen, fiel, so ließ ihn Bonaparte wider alles Völkerrecht auf dem fremden Gebiete in der Nacht des 15. März heimlich aufheben und in der Nacht des 20. März 1804 im Festungsgraben zu Vincennes erschießen, um ein für allemal dergleichen Restaurationsgedanken niederzuschlagen.

Von den Verschworenen waren Pichegrü und Cadoudal mit mehreren emigrirten Chouans und Vendéern auf einem englische Schiffe am 21. Aug. 1803 in Frankreich gelandet, hatten sich verkleidet nach Paris begeben und lebten dort Monate hintereinander unerkannt. Während Cadoudal, reichlich mit Geld versehen, durch die Chouans das Volk für eine Veränderung der Dinge vorbereiten und dabei auf die baldige Erscheinung eines bourbonischen Prinzen hinweisen ließ, suchte Pichegrü den Moreau zu gewinnen, der aus Eifersucht den ersten Consul haßte und seit dem Lüneviller Frieden ohne Anstellung in Paris lebte, wo er den Mittelpunct vieler Unzufriedenen bildete. Allein da man ihm bei der Regierungsänderung nicht die erste Stelle zukommen lassen wollte, die er in Anspruch nahm, weil die Armee einem Bourbon nicht gehorchen würde, so brach er den Verkehr ab. — Unterdessen war das „Argusauge" Fouché's der Verschwörung auf die Spur gekommen und viele Verhaftungen waren die Folge. Der Consul, davon benachrichtigt, glaubte die Sache aufs schärfste nehmen zu müssen. Unter den Verhafteten befand sich ein ehemaliger Arzt aus der Vendée, Namens Querel, der, durch Drohungen eingeschüchtert, gestand, was er wußte, und das Versammlungslocale der Verschwornen angab. Dort ergriff

man einen Diener Cadoudal's, Namens Picot, und einen ältern Offizier, Namens Bouvet de Logier. Dieser letztere versuchte sich im Gefängniß zu erhängen, kam aber wieder in's Leben und gestand, gleich Picot, daß es auf des Consuls Leben abgesehen sey, wollte sich aber nicht für einen Meuchelmörder betrachtet wissen, da es einen Kampf gelte, zu dessen Leitung ein königlicher Prinz erwartet werde. — Nun ließ der Consul Bonaparte Paris absperren und bei Todesstrafe verbieten, den Verschwornen, die sich alle versteckt hatten, zu beherbergen. Auf diese Weise wurden Viele, denen man kein Obdach gewährte, verhaftet. Auch Pichegrü wurde verrathen und bald darauf Cadoudal auf der Straße in einer Kalesche erkannt und nach blutiger Gegenwehr verhaftet. Eben so fielen de Rivière, Armand und Jules de Polignac und andere Royalisten der Polizei in die Hände.

Da bei der Untersuchung sich die Aussagen von der Erwartung eines königlichen Prinzen wiederholten, so stellte man Nachforschungen über den gegenwärtigen Aufenthalt der sämmtlichen bourbonischen Prinzen an. Diese führten auf den dicht an der französischen Grenze zu Ettenheim im Badischen sich aufhaltenden jungen Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen Bourbon-Condé, den die Liebe zu einer Prinzessin von Rohan-Rochefort in dieser Nähe fesselte. Ein ausgesandter Agent berichtete von dessen öfteren Ausflügen nach Straßburg und einer genauern Verbindung mit „Dumouriez". Es war dieß aber ein Mißverständniß, indem der Agent den Namen des herzoglichen Adjutanten Thümery mit dem Namen Dumouriez verwechselte. Auch war das Gerücht von des Prinzen Vorhaben, nach Paris zu reisen, ein falsches. Sogleich stand in dem Consul der Gedanke fest, daß Enghien der von den Verschworenen erwartete Prinz sey, und in der höchsten Aufregung gebot er seinem vertrauten Savary (Befehlshaber der Gensd'armerie d' Elite), den Herzog herbeizuschaffen, um ein blutiges Beispiel an ihm zu nehmen. Plötzlich wurde der Herzog mit 300 Dragonern aufgehoben und in ununterbrochenen Tag- und Nachtreisen nach Vincennes gebracht. Dort Abends im Gefängniß angekommen, war er vor Müdigkeit kaum ein wenig eingeschlummert, als er wieder geweckt und vor das Kriegsgericht gestellt wurde. Er betheuerte offen seine Unschuld an dem Mordplan, äußerte aber unvorsichtiger Weise, daß man ihm gerathen habe, für eintretende Fälle am Rhein sich aufzuhalten. Dieß genügte zu seiner Verurtheilung, und seine Bitte um eine persönliche Unterredung mit dem Consul ließ Savary nicht an den letztern gelangen. Und so erfolgte noch in derselben Nacht die blutige Execution, der sich der Prinz mit standhafter Ergebung unterwarf.

Das Loos der Verschwornen war verschieden. Pichegrü, der sich schon vor seiner Gefangennehmung hatte erschießen wollen, wurde (am 6. April) im Gefängniß todt (erwürgt) gefunden, und es ist zur Wahrscheinlichkeit erhoben, daß er sich selbst umgebracht hat, um nach dem Verlust seines frühern

Ruhms der Schmach der Hinrichtung zu entgehen. Moreau, der nicht läugnen konnte, von dem Plane Kenntniß gehabt zu haben, wurde zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, von Bonaparte aber begnadigt und nach Amerika entlassen. Die Polignac's und noch sechs andere Royalisten wurden zum Tode verurtheilt, aber auf Josephinen's Fürbitte begnadigt. Cadoubal und eilf Nichtadelige wurden erschossen.

---

2. Kapitel.

Das bonapartistische Kaiserthum.

1. Pitt's Wiederberufung. Ohnmacht Deutschlands. Napoleon, Kaiser der Franzosen. Einrichtung des kaiserlichen Hofs. Das kriegerische Fest in Boulogne. Pius VII in Paris und Krönung Napoleon's.

Die Kunde von Enghien's Hinrichtung erregte in ganz Europa Entsetzen und Abscheu vor Bonaparte's Despotismus. England besonders sah darin eine Rechtfertigung seiner Feindschaft gegen ihn, welcher das Kabinet durch die Wiederberufung des großen Pitt an's Staatsruder (d. 25. Mai 1804) einen neuen Nachdruck gab. Rußland aber ließ beim deutschen Reichstag gegen die völkerrechtswidrige Verletzung des badischen Gebiets protestiren. Da aber der Kurfürst selbst wünschte, daß man dieser Note keine Folge geben möchte, und auch Preußen und Oesterreich es nicht zu einem neuen Krieg kommen lassen wollten, so fiel der Reichstagsbeschluß in einem Sinn aus, der von der tiefen Erniedrigung Deutschlands zeugte. Auch legte die Rücksicht auf England Schweigen auf, da der Consul den geheimen Briefwechsel, den der englische Gesandte in München mit einem Jacobiner in Frankreich in Betreff einer Revolution gegen den Consul geführt hatte, und ähnliche Umtriebe des englischen Gesandten in Stuttgart öffentlich bekannt machte.

Nunmehr hielt es Napoleon an der Zeit, alle fernern Hoffnungen auf eine Restauration der Monarchie im Geschlechte der Bourbonen dadurch niederzuschlagen, daß er selbst einen Thron aufrichtete und bestieg, dem zwar der Boden der Legitimität fehlte, dem aber die Größe seines Genie's und Ruhms und die Anerkennung

des französischen Volks eine ausreichende Grundlage zu geben versprach.

Schon ein Jahr zuvor hatte er an Ludwig den XVIII, der sich damals in Warschau aufhielt, den Antrag machen lassen, er möchte auf die französische Krone verzichten und sich eine Entschädigung (man glaubte durch die Krone Polens oder durch eine Herrschaft in Nordafrika) gefallen lassen. Ludwig antwortete dem Unterhändler, er werde sein angebornes Recht nie aufgeben und als Enkel Ludwig's des Heiligen auch in Ketten noch sich selbst achten, und er hoffe als Nachfolger Franz I wenigstens sagen zu können, wie er: „Wir haben Alles verloren, die Ehre ausgenommen!" — Und als der Unterhändler sich eine zur Mittheilung an seinen Gebieter geeignetere Antwort erbat, fuhr Ludwig fort: Bonaparte könne sich darüber mit Recht nicht beschweren, da man ja nur die Wahrheit gesagt haben würde, wenn man ihn Usurpator und Rebell genannt hätte. Den Souverain aber, der ihm auf Bonaparte's Verlangen seinen Schutz entzöge, würde er bedauern und aus dessen Lande gehen; denn er fürchte die Armuth nicht, und würde, wenn es seyn müßte, mit seinen Getreuen schwarzes Brot essen. — Seitdem stund Bonaparte davon ab, sich die französische Krone durch den Schein der Legitimität verschaffen zu wollen.

Daher wurde der Senat zu der Erklärung veranlaßt, der Oberconsul möchte sein Werk dadurch vollenden, daß er „dem Glanze desselben auch die Dauer" hinzufüge und die von ihm gestiftete Aera verewige. Bonaparte antwortete, da man die Erblichkeit der höchsten Magistratur für nöthig halte, um die Zukunft des französischen Volkes zu sichern, so möge der Senat ihm seine Gedanken vollständig zu erkennen geben.

Während nun der Senat in einer Commission den Bericht darüber abfaßte, erhob sich aus dem gleichfalls bearbeiteten Tribunate der Antrag, man möge die Regierung der Republik einem Kaiser anvertrauen und das Kaiserthum in der Familie Napoleon Bonaparte's erblich machen.

Der Antrag gieng natürlich im Tribunat und im Senat durch, und am 18. Mai wurde unter dem Vorsitze des zweiten Consuls Cambacères durch das organische Senatsconsult dem ersten Consul Bonaparte die Kaiserwürde zuerkannt und die Erblichkeit derselben in seiner Familie festgestellt. Der Senat verfügte sich in Begleitung der Truppen nach St. Cloud, übergab dem Erwählten das Consult, und Cambacères schloß seine

Anrede damit, daß er unter allgemeinem Beifallruf den Oberconsul „zum Ruhm und Heil der Republik als Napoleon den Ersten, Kaiser der Franzosen" ausrief! Die Proclamation in Paris erfolgte am Palmsonntag darauf den 20. Mai 1804.

Im Tribunat hatte nur Carnot, im Senat hatten Sièyes, Lanjuinais, Gregoire und Volney dagegen gestimmt. Der Form wegen wurde auch das Volk, nicht zwar über die Kaiserwürde, sondern über die „Erblichkeit" befragt, die mit 3,521,675 Stimmen gegen 58629 angenommen wurde.

Die neue Verfassung behielt zum Schein noch einige Formen der Republik bei. Die Wahlcollegien blieben, wurden aber von Regierungsbeamten geleitet, und aus den von diesen Beamten angefertigten Listen wurden die Volksvertreter vom Kaiser gewählt, der noch außerdem alle ihm präsentirten Wahlcandidaten verwerfen, ja die Collegien selbst auflösen konnte. — Das Tribunat behielt das Recht der Gesetzvorschläge, durfte sie aber nicht mehr in Generalversammlungen discutiren, sondern mußte das in drei nach den besondern Gegenständen der Justiz, des Innern und der Finanzen aufgestellten Sectionen thun. — Die Legislatur behielt ihr Stimmrecht, der Senat sein Recht der Berathschlagung, aber dem Kaiser stund es frei, die Gesetze zu bestätigen oder zurückzuziehen.

Nach dem Kaiser, der nebst allen Palästen und Krondomainen des ehemaligen Königshauses 25 Mill. jährliche Einkünfte erhielt, kamen dem Rang nach unter den Brüdern des Kaisers Joseph und Ludwig als französische Prinzen mit dem Recht der Erbfolge und dem Titel „Kaiserliche Hoheit", jeder mit einer Million Einkommen. Seinem Bruder Lucian, der „unter seinem Stand" geheirathet hatte und sich ihm überhaupt weniger leicht fügte, versagte er diesen Rang und Titel; sein Bruder Jerôme, der auch eine nicht standesmäßige Ehe eingegangen hatte, aber sich scheiden ließ, erhielt die Prinzenwürde nachträglich. Zu Prinzessinnen wurden erhoben Napoleon's verheirathete Schwestern Elise Bacciochi, die schöne Pauline Borghese und Karolina Mürat. — Nach diesen Napoleoniden folgten dem Rang nach sechs Großwürdenträger mit Fürstenrang, darunter Prinz Joseph als Großwähler, Cambacères als Erzkanzler, Lebrun als Erzkämmerer, Prinz Ludwig als Connetable, — nach ihnen die Hofbeamten, darunter Cardinal Fesch als Großalmosenier, Talleyrand als Großkammerherr, Berthier als Großjägermeister, Segür als Großceremonienmeister, Düroc als Großmarschall. — Außerdem zählte die Armee 16 Marschälle, darunter Berthier, Mürat, Massena, Jourdan, Lannes, Augereau, Ney, Brüne, Bessières, Mortier, Moncey, Soult, Davoust, Bernadotte. — Der Gehalt der Senatoren wurde auf 25000 Fr. erhöht, bagegen wurden

ihnen gewisse Vorrechte entzogen, weil Napoleon diesem Staatskörper keinen nationalen oder repräsentativen Character mehr lassen wollte.

Hierauf begab sich Napoleon nach Boulogne, um die Landungsrüstungen zu beschleunigen, und ließ sich am 16. Aug. von der dort versammelten Armee (v. 100000 M.) huldigen. Bei dieser Feierlichkeit saß er auf einem Throne, von dem aus er Land und Meer übersehen konnte, und erhöhte durch reichliche Austheilung von Ehrenlegionskreuzen die Begeisterung seiner Krieger. Nachdem er auf einer Rheinreise sich zu Aachen bedeutungsvoll die Gebeine Karl's des Großen hatte zeigen lassen, dann die Festungen am Rhein inspicirt und in Mainz mehreren kleinen deutschen Fürsten Audienz ertheilt hatte, traf er Anstalten zur Krönungsfeier. Um aber seiner Krone die Weihe kirchlicher Bestätigung zu geben, veranlaßte er den greisen Papst Pius VII selbst nach Paris zu kommen, um ihn und seine Gemahlin zu salben: denn die Krone, als durch eigene Kraft errungen, wollte er sich selbst aufsetzen. Da der Papst nur unter der Bedingung kommen wollte, daß er sich von ihm die Krone aufsetzen lasse, so willigte Napoleon ein, um den Papst nicht von der Reise zurückzuscheuchen.

Als es dann am 2. Dez. 1804 in Paris zur Krönung kam, die mit allem Glanz eines modernen und doch mit allen Traditionsresten aufgeputzten Festgepränges gefeiert wurde, so ergriff der Kaiser nach der Salbung die in den Händen des Papstes befindliche Krone und setzte sie sich selbst auf. Auch keine anderen, das Concordat und insbesondere die Legationen betreffenden Zugeständnisse konnte der Papst, wiewohl er den ganzen Winter über in Paris verweilte, von dem neuen Weltgebieter erlangen. Nur die aufrichtige Ehrerbietung des ihm auf der Hin- und Rückreise von allen Seiten zuströmenden Volkes gewährte ihm wenigstens den Trost, daß noch vielen Franzosen der kirchliche Sinn nicht abhanden gekommen sey.

2. Franz II Erbkaiser von Oesterreich. Napoleon's Erweiterung seiner Autokratie. Neue Verfassung Hollands. Napoleon König von Italien. Unglück der französischen Flotte.

Das neue Kaiserthum wurde am ersten von Spanien anerkannt, das von Napoleon's Willen ganz abhängig war. Rußland

und Schweden verweigerten die Anerkennung; die übrigen Mächte zögerten nicht lange damit. Der Kaiser von Oesterreich, in dem Vorgefühl, daß das deutsche Reich demnächst in Trümmer gehen könnte, erklärte sich, mit Beibehaltung seiner Würde als deutscher Kaiser, am 11. Aug. 1804 zum Erbkaiser von Oesterreich und wünschte, daß Frankreich die Anerkennung desselben an dem gleichen Tage aussprechen möchte, an welchem Oesterreich das französische Kaiserthum anerkennen wollte. Allein Napoleon bestand darauf, daß Oesterreich mit der Anerkennung vorangehe und ließ dann erst die seinige nachfolgen.

Dem gelungenen Hauptgriffe folgten nun in raschem Zuge noch andere, folgerichtig damit zusammenhängende, die Erweiterung der Autokratie bezweckende Acte. Am 15. März 1805 gab er der batavischen Republik, die er dem französischen Reiche einzuverleiben noch nicht wagte, eine neue der Monarchie sich nähernde Verfassung und setzte ihr den bisherigen holländischen Gesandten Schimmelpennink als Rathspensionär vor, legte aber den ohnedieß durch ihn um ihren Handel gekommenen Holländern kaum erschwingliche Lasten auf.

Zwei Tage darauf, am 17. März, ließ er sich durch eine Deputation der italienischen Republik die monarchische Gewalt in derselben antragen und schon am 25. Mai setzte er sich im Dom zu Mailand die eiserne lombardische Krone mit den Worten: „Gott giebt sie mir; wehe dem, der sie antastet!" selbst auf das Haupt, und empfieng als König von Italien die Huldigungen der Italiener und die Glückwünsche der Gesandten der meisten europäischen Mächte, deren Beunruhigung über den Zuwachs seiner Macht er durch die Erklärung zu mindern suchte, daß er nur auf die Zeit seines Lebens dieses Reich mit Frankreich verbinde, nachher solle es ein unabhängiges Königreich werden! Zugleich ernannte er seinen Stiefsohn Eugen (Beauharnais) zum Vicekönig von Italien.

Kaum war dieß geschehen, so bat die ligurische Republik durch ihren Dogen Durazzo um die Einverleibung in das neue italienische Königreich, und warum hätte Napoleon ausschlagen sollen, was in Befolgung seines — Willens geschah? Nach=

dem er noch Parma, Piacenza und Guastalla, was im Grunde zu einer Entschädigung für den König von Sardinien bestimmt gewesen war, dem Königreich Italien einverleibt hatte, machte er seinen Schwager Bacciochi zum Fürsten von Lucca und Piombino und seinen Schwager Borghese zum Fürsten von Guastalla und schloß damit vorerst die Reihe seiner italienischen Anordnungen.

Nach seiner Rückkehr nach Frankreich beschäftigte die Sorge wegen des nun schon seit zwei Jahren mit schweren Kosten betriebenen Landungsvorhabens auf's Neue seinen Geist, ohne daß noch abzusehen war, wie die Ausführung desselben bei der strengen Küstenbewachung der Engländer möglich werden würde, obgleich an 2300 Fahrzeuge seines Winkes zum Auslaufen gewärtig waren.

Um die englische Flotte zu einer Theilung ihrer Wachsamkeit zu nöthigen, hatte er einen Theil seiner Touloner Flotte unter dem Admiral Villeneuve nach den Antillen gesandt, aber seinen Zweck nicht erreicht; ja als Villeneuve zurückkehrte, wurde er bei dem Kap Finisterrä am 22. Jul. von der englischen Flotte angegriffen und erreichte mit Mühe den Hafen von Cadix, wo ihn zum größten Verdrusse Napoleon's die Engländer blokirten. Da fand es Napoleon gerathen, die Landung noch aufzuschieben: denn wenn nicht für seine Flotte, doch für seine bei Boulogne vereinigte „große Armee" sah er bereits im Geiste auf einer andern Seite sicherere Lorbeeren grünen.

3. Neue Coalition gegen Frankreich. Rußlands Concertvertrag mit England. Preußen neutral. Napoleons Vertrag mit Bayern. Die Oesterreicher in Bayern. Mack in Ulm; seine Capitulation. Die Schlacht bei Trafalgar.

Es hatte sich nämlich länger her eine neue Coalition gegen ihn zu bilden angefangen, der es die höchste Zeit dünkte, seinem systematischen Umsichgreifen ein Ziel zu setzen. Denn die Stiftung eines französischen Kaiserreichs in Verbindung mit der Schöpfung eines italienischen Königreichs, so wie die fein berechnete Beiziehung des päpstlichen Stuhls ließ dem Tieferschauenden keinen Zweifel, daß es auf die weiteste Ausdehnung und Entwicklung einer gal-

loromanischen Macht und auf die Unterdrückung des germanischen Elements abgesehen sey.

War es doch von jeher (wie wir schon an mehreren Stellen der Geschichte anzugeben nicht unterließen) das Bestreben der französischen Könige gewesen, sich in die Stelle der deutschen Kaiser einzudrängen, und nur dem guten Sinne der Mehrzahl der deutschen Wahlfürsten hatte man es jedesmal zu danken gehabt, daß wenigstens keinem französischen Könige oder Königszweige die deutsche Krone zufiel. Jetzt schien, nur unter anderm Namen und unter andern Formen, dem genialen Beherrscher dieser Nation das früher Angestrebte um so eher gelingen zu können, da er bereits die Extremitäten des alten, morschgewordenen Reichskörpers in seiner Gewalt hatte und von den übrigen Gliedern und Organen desselben mehrere sich entweder selbst schon abgetrennt hatten, wie Preußen, — oder durch Abhängigkeit von seinem Willen für den Dienst des Ganzen gelähmt waren, wie die süddeutschen Staaten.

Nur in dem Fürsten, der in diesem Augenblicke des alten Reiches Krone noch trug, in Kaiser Franz II, regte sich noch ein gewisses Bewußtseyn der Pflicht, nicht ohne einen letzten Kampf die ihm von den Vätern überkommene heilige Hut dieses tausendjährigen römischen Reiches deutscher Nation aufzugeben.

Am klarsten aber stand es dem damaligen Leiter der englischen Interessen, Pitt, dem größten der englisch-toristischen Staatsmänner, vor der Seele, daß dem Wachsthum der französischen Herrschbegier ein Ziel gesetzt werden müsse, wenn sie nicht die ganze europäische Welt auch in leibliche Fesseln schlagen und damit Englands materielle Wohlfahrt untergraben sollte, gleich wie französische Bildung bereits den Continent Europa's sich geistig unterworfen hatte. Daher Englands rastloses Vorgehen zur See, wenn auch zunächst zu eignem Vortheil, und sein Bemühen, dem gehaßten Gegner auch auf dem Continentemöglichst viele Feinde nicht sowohl zu erwecken, — denn wahre Zuneigung zu Frankreich war seit der Revolution in keinem Kabinet, — als sie zur kräftigen Abwehr der einem Jeden von Frankreich her drohenden Gefahren zu ermuthigen.

Allein von denen, die noch nicht wie Spanien, die ober- und mittelitalienischen Staaten, die Schweiz und Holland sich Frankreich

ganz und gar — oder wie die südwestlich deutschen Reichsfürsten, schon halb hingegeben hatten, blieben Dänemark, weil wegen der Zerstörung seiner Flotte gegen England scheu, und Preußen, weil durch Friedrich Wilhelm's III bedenkliche Vorsicht und durch des Ministers Haugwitz Franzosengefälligkeit bestimmt, in ihrer bisherigen Neutralität. Neapel, obwohl durch seine Königin, zumal seit sie ihre Tochter dem Vicekönig Eugen mit bittern Worten verweigert hatte, mit Napoleon persönlich verfeindet, konnte es kaum wagen, allein in Italien sich dem mächtigen Gebieter desselben zu widersetzen.

Nur Schweden's König, Gustav IV, hatte seit der Ermordung des Herzogs von Enghien sogleich alle Verbindung mit Frankreich abgebrochen und sich an England anschließend demselben gegen Subsidien den Hafen von Stralsund und die Insel Rügen zum Waffenplatz überlassen. Rußland hatte aus dem gleichen Grunde und zudem noch aus Unwillen über Napoleon's Willkühr gegen Piemont und Neapel, seit dem 26. Aug. 1804 gleichfalls allen diplomatischen Verkehr mit Frankreich abgebrochen, und schloß am 5. Apr. 1805 den sog. Concertvertrag mit England zur Herstellung des verlorenen europäischen Gleichgewichts.

Beide boten nun Oesterreich ihre Hülfe an, und dieses, seine schwergefährdete Lage erkennend, trat am 9. August der Coalition bei, obgleich Erzherzog Karl, nicht Gutes ahnend, davon abrieth.

Alexander glaubte nach der Aufstellung der russischen Armee an der preußischen Gränze durch das Begehren, ihr den Durchzug durch die preußischen Lande zu gewähren, und durch das Anerbieten einer persönlichen Unterredung, dem König Friedrich Wilhelm die Wahl zwischen Frankreich und der Coalition erleichtern und den Entschluß desselben für letztere bestimmen zu können: allein König Friedrich Wilhelm wies ein solches Drängen nur um so eher zurück, wiewohl zu seinem spätern Unglück; ja er gab den Befehl, die ganze Armee mobil zu machen, um sich von der Coalition nichts vorschreiben zu lassen. Die Russen mußten nun Preußen umgehen und durch Galizien ziehen, um Oester-

reich die Hand zu reichen, welches, während es im Venetianischen ein Heer aufstellte, mit der Aufstellung eines andern in Deutschland noch beschäftigt war.

Als Napoleon sah, daß der Krieg unvermeidlich, schloß er am 24. Aug. mit Bayern zum Zweck der Waffenverbindung einen Präliminarvertrag und führte am 27. August sein Heer von 180000 M. aus dem Lager von Boulogne an den Rhein.

Da eilte Oesterreich, sich Bayerns zu versichern, rückte mit dem schlagfertigen Theile seines Heeres an die bayerische Gränze und forderte den Kurfürst Maximilian zum Beitritt auf. Dieser gerieth dadurch in die peinlichste Lage, bis sein in französischem Interesse wirkender Minister Montgelas sie dadurch endigte, daß er ihn bestimmte, mit dem Hof und den Truppen (am 9. Sept.) nach Würzburg zu gehen und dort sich neutral zu erklären. Aber das österreichische Heer rückte, vom General Mack geführt, in Bayern ein, drang, ohne die Russen abzuwarten, bis Ulm vor und erwartete den Angriff Napoleons vom Schwarzwald her.

Aber wie erschrack Mack, als Bernadotte, der bis jetzt Hannover besetzt gehalten hatte, rasch, ohne in seiner Willkühr die preußische Neutralität zu achten, durch Ansbach und Baireuth ziehend sich bei Würzburg mit den Bayern vereinigte und so in Mack's Rücken stand! Am 1. Oct. zog Napoleon selbst bei Straßburg über den Rhein, brachte Baden und Württemberg, die sich dem Stärkern fügten, zu einem Bündniß, ließ täuschend dem deutschen Reichstag in Regensburg erklären, daß er komme, um Deutschlands Unabhängigkeit gegen Oesterreich zu schützen, und eilte, sich mit Bernadotte zu vereinigeu. Denn sein Plan gieng darauf hinaus, den Mack in Ulm zu umkreisen, ihn von den etwa noch nachrückenden Oesterreichern, so wie von den unter Kutusow aus Mähren heranrückenden Russen abzuschneiden, seine da und dort stehenden Corps einzeln zu schlagen und ihn dann selbst in Ulm einzuschließen.

Mack in und um Ulm und an der Iller stehend, durchschaute das kunstreich angelegte Strategem Napoleons nicht und blieb zu seinem Verderben fortwährend in Ulm, ohne einen der beiden Rück-

zugswege, die ihm anfangs noch offen stunden, nämlich den nach Böhmen oder den nach Tyrol, zu benützen.

Alle vereinzelten österreichischen Corps wurden nacheinander geschlagen: so bei Münster von Vandamme, bei Donauwörth und Wertingen von Soult, bei Günzburg von Ney. Zwar wurde der französische General Duport bei Albeck und Haßlach zurückgedrängt und dadurch dem Mack die Rückzugslinie nach Tyrol wieder geöffnet; aber Mack war völlig rathlos. Am 14. Oct. zwang Soult bei Memmingen eilf österreichische Bataillone die Waffen zu strecken, und am gleichen Tage siegte Ney durch die Erstürmung der Brücke von Elchingen (daher ihn Napoleon nachher zum Herzog von Elchingen erhob). — In der Nacht desselben Tages trennte sich der Erzherzog Ferdinand mit 24000 M., um seine Leute zu retten, von dem verblendeten Mack und schlug sich, wiewohl mit großem Verlust, über Nürnberg nach Eger in Böhmen durch.

Während Mack immer auf Entsatz hoffte und zuletzt in der sonderbaren Täuschung lebte, die Franzosen seyen auf dem Rückzug begriffen, war er schon von Napoleon dicht umstellt. Noch am 15. Oct. erließ er an die Seinen das Verbot, von Uebergabe zu reden, und am 17. sah er sich gezwungen, die Capitulation von Ulm einzugehen, daß er sich nämlich, wenn binnen acht Tagen kein Entsatz käme, ergeben wolle. Aber schon am 20. übergab er — auf Berthier's Wort, daß kein Entsatz möglich sey — die Festung, und die 23000 M., die er noch hätte, mußten Paar um Paar vor Napoleon vorbeiziehend die Waffen strecken!

Einen Tag nach der Uebergabe von Ulm erlitt die französische Flotte durch Nelson's blutigen **Sieg bei Trafalgar** (d. 21. Oct. 1805) einen schweren Schlag, der Napoleon's Triumph bei Ulm sehr verbitterte und ihn nöthigte, alle Gedanken an eine Landung in England aufzugeben. Der im Hafen von Cadir blokirte Admiral Villeneuve, den Napoleon seinen Unwillen fühlen ließ, wollte nämlich sich seines Gebieters Gnade wieder erwerben und lief in Vereinigung mit der spanischen Flotte, zusammen mit 40 Schiffen aus dem Hafen aus, in der Gewißheit, den mit nur 18 Schiffen vor Cadir liegenden Nelson leicht besiegen zu können. Dieser aber hatte noch 9 Schiffe beim Cap St. Marie im Hinterhalt, und als beide Flotten bei Trafalgar auf einander stießen, theilte Nelson seine Flotte in zwei Colonnen, durchbrach die feindliche Mitte und legte sich mit seinem Admiralschiff Victory an den Bord des französischen Admiralschiffes Redoutable, so daß nun von beiden Seiten ein mörderisches Gewehrfeuer wüthete. Nelson trug eitler Weise

alle seine Orden auf der Brust und vergebens bat sein Capitän ihn, sie abzulegen. Da traf eine Flintenkugel aus dem Mastkorb des französischen Schiffes den Admiral durch die linke Schulter und verletzte ihm das Rückgrath. Er stürzte zu Boden und wurde in die Cajüte getragen. Als man ihn verbinden wollte, litt er es nicht, denn er fühle, daß die Wunde tödtlich sey. Unterdeß erfocht seine Flotte den vollständigsten Sieg und als man ihm denselben meldete, rief er aus: „Jetzt sterbe ich ruhig: denn, Gott sey Dank! ich habe meine Pflicht erfüllt!" — So groß der Sieg und wichtig seine Folgen waren, so glaubte man doch in England, ihn mit dem Tode Nelson's zu theuer erkauft zu haben. — Villeneuve fiel mit 16 seiner Schiffe in die Hände der Engländer, die jedoch nur 3 davon nach Gibraltar brachten: denn die meisten davon scheiterten in einem Sturm. Villeneuve selbst wurde gemüthskrank und entleibte sich. — Obgleich Nelson schon 1797 bei der Erstürmung von Santa Cruz einen Arm verloren hatte, war er doch ein stets siegreicher Seeheld und wurde darum oft von seiner Nation durch hohe Geldgeschenke, von seinem König durch hohe Ehren ausgezeichnet; daher seine Titel: Baron von Nil und Burham Thorpe, Herzog von Brenta. Sein Leichnam wurde mit ungemeiner Pracht in der Paulskirche zu London beigesetzt. Sein unreines, für Neapel so verderblich gewordenes Verhältniß zur Lady Hamilton (XXV. 12, 1) bildet einen starken Flecken im Bilde dieses großen Seehelden.

4. Rückzug der Oesterreicher aus Italien. Friedrich Wilhelm und Alexander in Berlin. Napoleon in Wien. Die Schlacht bei Austerlitz. Waffenstillstand. Preußens Vertrag mit Napoleon. Der Presburger Friede.

Der Sieg bei Ulm, der dem Kaiser den Weg nach Wien öffnete, hatte tief eingreifende Folgen. Der österreichische Feldmarschallieutenant Kienmayer, der im Begriff war, mit 30000 M. dem General Mack Entsatz zu bringen, zog sich auf die Nachricht von dessen Unglück auf Wien zurück, um die Kaiserstadt zu decken. Kutusow, der sich mit 50000 Russen schon der bayerischen Gränze genähert hatte, mußte nach Mähren zurückgehen, wo er hoffte, sich mit einem nachrückenden russischen Heere und mit dem in Böhmen sich wieder rekrutirenden Erzherzog Ferdinand vereinigen zu können. Sein Seitenangriff auf eine französische Division, den Mortier mit äußerster Tapferkeit abwehrte, konnte Napoleon's raschen Zug nicht aufhalten.

Der Erzherzog Johann mußte, durch Ney gedrängt, aus Tyrol nach Steyermark zurückgehen, und der Erzherzog

Karl, der in Italien mit 100000 M. bisher dem Massena entgegengestanden war, hatte sich (auf die Nachricht von dem schlimmen Stand der Dinge in Deutschland) genöthigt gesehen, den Rückzug anzutreten, den er sich durch seinen Sieg bei Caldiero (am 30. u. 31. Oct.) erkämpfte, um sich mit dem Erzherzog Johann zu vereinigen.

Wäre Preußen dahin zu bringen gewesen, der Coalition beizutreten, so schien noch nichts verloren. Friedrich Wilhelm III hatte wohl, weil er durch die französische Verletzung des ansbachischen Gebiets schwer beleidigt war, den Russen den Durchzug durch Schlesien gestattet und das von den Franzosen fast ganz verlassene Hannover besetzt, um darin den Verbündeten zuvorzukommen; — allein ihn zu rechter Zeit ganz aus seiner Neutralität herauszubringen, dazu konnten ihn keine Anregungen und Anerbietungen bringen.

Mit steigender Besorgniß sah die durch Schönheit, Geist, Anmuth und Hochsinn ausgezeichnete und vom preußischen Volke mit wahrem Enthusiasmus verehrte Königin Luise die Macht Napoleons von Tag zu Tag wachsen und empfand bei dessen mehr und mehr sich äußernder Geringschätzung gegen Preußen einen tiefen Schmerz. Doch enthielt sie sich, dem Gewissen des edlen Gatten zu nahe zu treten und ihn zu einem Beschluß zu drängen, von dem ihn theils sein bedenkliches Wesen, theils die unzuverläßige Politik seines französischgesinnten Ministers Haugwitz zurückhielt. Zwar gelang es dem Kaiser Alexander bei seinem zweiten Besuch in Berlin (d. 25. Oct.), den König zu dem Vertrag von Potsdam (v. 3. Nov. 1805) zu bringen; aber obgleich in der Nacht darauf Friedrich Wilhelm und Alexander bei Fackelschein in der Königsgruft zu Potsdam über dem Grabe Friedrichs des Großen ewige Freundschaft schloßen, so kam es doch preußischer Seits nur zu einstweiligen Drohungen gegen Napoleon, sich der Coalition anschließen zu wollen. Den Krieg selbst aber eröffnen wollte Friedrich Wilhelm vor dem 22. Dezember nicht.

Unterdeß aber erreichte Napoleons Vorhut unter Mürat schon am 13. Nov. das vom kaiserlichen Hof verlassene und nicht befestigte Wien und nahm es ohne Schwertstreich ein, worauf Napoleon

sein Hauptquartier im kaiserlichen Palast zu Schönbrunn aufschlug.

Die über die Donau führende, damals nur hölzerne Brücke am Tabor bei Wien war von einem kleinen österreichischen Corps des Fürsten Auersperg besetzt. Als Mürat, der die Stadt umgangen hatte, gegen die Brücke anrückte, befahl Auersperg, sie anzuzünden; aber ein voraneilender französischer Oberst rief dem damit beauftragten Artillerieoffizier zu, was er da thun wolle, es sey ja Waffenstillstand. Auch Murat, Lannes, Belliard, die ihren Soldaten voraus über die Brücke sprengten, versicherten ihm das Gleiche, und als dennoch ein Feuerwerker anzünden wollte, stieß ihn Lannes weg. In diesem Augenblick erschien Auersperg selbst, und Mürat wiederholte ihm die Fabel. Während Auersperg nicht wußte, was er thun sollte, hatten die Franzosen die Brücke schon völlig gewonnen und nahmen nun den Fürsten Auersperg gefangen.

Alsbald erhielt Mürat den Auftrag, den Kutusow an der Vereinigung mit General Burhövden (dem Führer des zweiten unterdeß herangerückten russischen Corps) zu verhindern: aber Kutusow täuschte ihn durch das Angebot eines Waffenstillstandes. Mürat gieng darauf ein, und während man von Napoleon die Bestätigung einholte, hatte Kutusow dem Mürat schon zwei Tagmärsche abgewonnen, und einen dritten Tag verschaffte ihm noch die Tapferkeit Bagration's, der mit 6000 M. den Angriff von 30000 M. einen ganzen Tag lang aushielt, so daß Kutusow sich glücklich bei Wischau mit Burhövden vereinigte.

Während nun Kutusow bei Olmütz mit 84000 M. eine feste Stellung hatte (nur daß es lange an hinreichenden Vorräthen gebrach), glaubte Kaiser Alexander, der von Berlin aus auch dort eingetroffen war, den König von Preußen durch einen raschen Schlag auf Napoleon am schnellsten zur Entscheidung vermögen zu können, und zog mit Kutosow aus jener festen Stellung bei Olmütz dem nur mit 65000 M. in Brünn befindlichen Napoleon entgegen, in der Absicht seinen rechten Flügel zu umgehen, ihn in das böhmische Gebirg zu werfen und ihm die Verbindung mit Wien abzuschneiden. Allein Napoleon durchschaute den Plan der Verbündeten und sein ganzes Heer war voll Kampflust, da es der 2. Dezember, also der Jahrestag der Kaiserkrönung

war, an welchem nun die Schlacht bei Austerlitz oder die Dreikaiserschlacht (so benannt, weil sich auch Kaiser Franz vorher beim Heere eingefunden hatte) einen neuen Lorbeer um das Haupt ihres Imperators winden sollte.

Dem Plan gemäß rückte am frühesten Morgen Kutusow aus, um den rechten französischen Flügel zu umgehen: Nebel deckten noch die ganze Gegend, und als die Sonne blutroth aus denselben auftauchte (die von Napoleon nachher oft erwähnte „Sonne von Austerlitz"), zeigte sich, daß Kutusow in eine durch Sümpfe ungünstige Stellung gerieth, während Napoleon sogleich den Schlüssel der Gegend, die Anhöhen von Pratzen, welche im Mittelpunct der Verbündeten lagen, erstürmen ließ. — Damit war den Verbündeten ihre Schlachtlinie durchschnitten, so daß es nur noch zu vereinzelten Kämpfen kam, in denen Napoleon's überlegene Tactik allenthalben siegte.

Der Sieg bei Austerlitz war ein entscheidender und die Niederlage der Verbündeten so groß, daß sie 12000 Todte und Verwundete hatten, und 15000 mit 80 Kanonen in die Hände des Feindes fielen.

Da den Russen der Rückweg nach Polen abgeschnitten war und es ihnen an Lebensmitteln fehlte, die Oesterreicher also an den Russen keine wesentliche Stütze mehr hatten, so waren Alexander und Franz zum Frieden geneigt, und letzterer verabredete in einer Zusammenkunft mit Napoleon in einer Mühle am Bivouak von Saroschitz einen Waffenstillstand, dem ein Friede folgen sollte. Vorläufig sollten die Oesterreicher und Franzosen ihre Stellung behalten, die Russen sollten Deutschland, Mähren, Galizien und preußisch Polen räumen und die Erhebung Ungarns und Böhmens sollte eingestellt werden.

Noch am 5. Dez. aber — vor dem Bekanntwerden des Waffenstillstandes — fiel bei Iglau ein hitziges Treffen vor, in welchem die Oesterreicher unter dem Erzherzog Ferdinand die Bayern unter Wrede besiegten. — Kurz vor der Schlacht bei Austerlitz erschien der preuß. Min. Haugwitz zu Brünn vor Napoleon mit dem Auftrag, ihn zum Frieden aufzufordern oder, falls er nicht darauf eingienge, den Krieg zu erklären. Allein der schwache Mann ließ sich den Mund schließen und an Talleyrand nach Wien weisen, um dort das Ergebniß der Schlacht abzuwarten. Fünf Tage nach der Schlacht hatte Haugwitz wieder eine Unterredung mit Napoleon, der, seinen Anträgen zuvorkommend, sogleich erklärte, er gebe ihm nur wenige Stunden Frist, für Preußen zwischen Krieg oder Frieden zu wählen, worauf dieser, da ihm zum Einholen einer Vollmacht keine Zeit gelassen wurde, am 15. Dez. pflichtvergessen das ihm von Napoleon angetragene Bündniß annahm, welches dahin gieng, daß Preußen Hannover zwar

behalten, aber seinen Antheil an Cleve (am rechten Rheinufer) die Festung Wesel und das Herzogthum Neufchatel an Napoleon —, Ansbach und Baireuth aber an Bayern abtreten würde. So entrüstet man in Berlin über des Ministers eigenmächtiges Vorgehen war, so mußte man sich doch darein fügen. Napoleon hatte aber seine Absicht erreicht, nämlich Preußen in sich selbst zu entzweien, es im Vertrauen Rußlands herabzusetzen und ihm England zum entschiedenen Feind zu machen.

Einige Wochen darauf, am 26. Dezember, wurde der Friede zu Presburg geschlossen, in welchem Oesterreich alle seit dem Lüneviller Frieden von Napoleon getroffene Anordnungen anerkannte, 40 Millionen Franken Kriegskosten zu zahlen sich verpflichtete, und Venedig an das Königreich Italien, Tyrol mit Vorarlberg, Brixen, Trient und Passau an Bayern abtrat, wofür es nur Salzburg und Berchtesgaden von dem Kurfürsten von Salzburg (dem ehemaligen Großherzog von Toscana) bekam, der dafür Würzburg erhielt, aber noch Eichstädt an Bayern abtreten mußte. Der Herzog von Modena mußte den Breisgau, die Ortenau und Constanz an Baden und mehrere Herrschaften an Württemberg abtreten, und erhielt das Versprechen einer Geldentschädigung, das ihm aber nicht gehalten wurde.

Somit wurden Bayern um 400 Q.-M., Württemberg um 40 und Baden um 20 Q.-M. vergrößert. Außerdem wurde am 1. Jan. 1806 Bayern und Württemberg zu Königreichen, Baden zu einem Großherzogthum erhoben und durch die ihnen zugesprochene Selbständigkeit ihr Band mit dem deutschen Reiche aufgelöst. — Um seinem Hause „eine legitime Weihe zu geben" verschaffte Napoleon seinem Stiefsohne, dem Vicekönig Eugen, die Hand der schönen Tochter des Königs Max von Bayern, Augusta, und Josephinen's Nichte Stephanie erhielt der Erbprinz Karl von Baden zur Gemahlin.

5. Joseph Napoleon in Neapel. Aufstand in Calabrien. Die Herzogthümer der Marschälle. Das Königreich Holland: Ludwig. Auflösung des deutschen Reichs. Napoleon Protector des Rheinbundes. (Palms Hinrichtung.)

Am Tage nach dem Presburger Frieden erließ Napoleon aus Schönbrunn ein Decret gegen Neapel mit den Worten:

„Das Haus Bourbon hat in Neapel und Sicilien aufgehört zu regieren.“ Da vorauszusehen war, daß Napoleon nach dem Sieg über Oesterreich und Rußland seine volle Macht nach Italien werfen werde, verließen die Engländer und Russen das neapolitanische Gebiet, und die königliche Familie entfloh wieder nach Sicilien. Darauf rückte Napoleon's Bruder Joseph mit 40000 Franzosen unter Massena in Neapel ein und wurde am 1. April 1806 von seinem Bruder zum König beider Sicilien ernannt. Doch die Engländer schützten durch eine Flotte unter Sidney Smith die Bourbons im Besitze von Sicilien. Der Widerstand der Calabresen, den der Kronprinz von Neapel persönlich unterstützte, wurde durch Reynier gebrochen; der Aufstand aber, den die Engländer durch eine Landung Stuart's in Calabrien erregten, wurde, wiewohl erst nach schweren Kämpfen durch Massena's schonungsloses Morden und Brennen der Hauptsache nach niedergeschlagen. (Dabei wurde auch Fra Diabolo gefangen und gehängt.)

Nachdem Napoleon am 15. März seinem Schwager Mürat Jülich, Berg und Cleve als ein Großherzogthum zugesprochen hatte, theilte er am 30. März das venetianische Gebiet in 12 Herzogthümer und belehnte damit nach und nach gegen Leistung des „Kaisereides“ seine Marschälle, um sie noch fester an seine Dynastie zu knüpfen.

So wurde Soult Herzog von Dalmatien, Bessières Herzog von Istrien, Düroc von Friaul, Victor von Belluno, Champagny von Cadore, Clarke von Feltre, Moncey von Canegliano, Mortier von Treviso, Coulaincourt von Vicenza, Maret von Bassano, Arrighi von Padua, Savary von Rovigo. Die aufgehobene alte Republik Ragusa erhielt Marmont als ein Herzogthum. Außerdem machte er den Talleyrand zum Fürsten von Benevent, und den Bernadotte zum Fürsten von Ponte Corvo. Ferner erhob er den Marschall Berthier zum souverainen Fürsten von Neufchatel.

Aus allen diesen Belohnungen trat mehr und mehr Napoleon's Bestreben zu Tage, die einzelnen Länder, die seine Macht erreichen konnte, durch Familienbande mit seiner Dynastie zu vereinigen. Darum machte er nun auch am 8. Juni 1806 seinen

Bruder Ludwig zum König von Holland, obgleich er den schwergedrückten Holländern stets jede neue Besteuerung durch die Zusicherung immerwährender Selbständigkeit zu versüßen gesucht, ja letztere noch so eben im Presburger Frieden anerkannt hatte. Er fühlte sich aber so mächtig, daß er sich über alle Vertragsformen hinwegsetzte, und nur Ludwig's rücksichtsvollerem Bemühen hatte es Holland zu danken, daß ihm das Loos der Einverleibung in das französische Staatssystem weniger unerträglich wurde.

Endlich erfolgte auch die von Vielen längst vorausgesehene, weil innerlich schon eingetretene Katastrophe der Auflösung des deutschen Reichs. Nachdem Napoleon den Cardinal Fesch zum Coadjutor des Kurfürsten und Reichserzkanzlers Karl von Dalberg ernannt hatte, traten auf Napoleon's Betrieb unter Talleyrand's Beiwirkung die vier Kurfürsten Dalberg, Bayern, Württemberg und Baden, der Großherzog von Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Nassau, die Fürsten von Hohenzollern (Hechingen und Siegmaringen), die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürst von Isenburg-Birstein und die Fürsten von Lichtenstein (dieser nur gezwungen), Ahremberg und von der Leyen mit der Erklärung an den Regensburger Reichstag und mit dem Antrag an Napoleon hervor, daß sie kein deutsches Reich mehr anerkennen, sondern sich zu einem Rheinbund vereinigen wollten, der den Kaiser Napoleon zum Protector desselben wähle.

Napoleon säumte nicht, auch seiner Seits am 1. August zu erklären, daß er kein deutsches Reich mehr anerkenne und das Protectorat über den Rheinbund annehme.

Kaiser Franz II erließ hierauf am 6. August 1806 eine in würdiger Sprache abgefaßte Erklärung, daß er unter den gegenwärtigen Verhältnissen die bei seiner Wahlcapitulation eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr halten könne und daher alle Kurfürsten und Stände ihres geleisteten Eides entbinde; er lege daher die römische Kaiserkrone nieder, spreche alle deutschen Theile seines Reichs von ihren bisherigen Verpflichtungen gegen das deutsche Reich los und stelle dieselben in Vereinigung mit seinen übrigen Landen forthin unter die österreichische Kaiserkrone.

Also verschwand nach 1006 Jahren das heilige Römische Reich deutscher Nation, dessen Oberhaupt einst die erste weltliche Würde der Christenheit besessen hatte, das aber im Laufe der Zeit durch die Sonderbestrebungen seiner Fürsten schwach, durch die mechanische, kraftlose Handhabung seiner Formen lahm und durch den verderbten Geist seiner Gebildeten faul geworden war und daher bei dem letzten Schwertschlag eines so gewaltigen Geistes, wie Napoleon, in Trümmer fallen mußte.

Uebrigens sollte man doch nie vergessen, daß die altdeutsche Reichsverfassung zur Zeit ihrer vollkräftigen Erscheinung auch eine Seite hatte, von der aus betrachtet, sie den nachher auf sie gehäuften Spott nicht verdiente. Denn in keinem andern europäischen Lande jener frühern Zeit waren allen Ständen und allen Klassen so vielfache Aussichten auf Mitbetheiligung am Reichsregimente eröffnet. Die weltlichen Fürsten hatten in der Erbfolge, die geistlichen Fürsten in der Wahl aus dem hohen Adel ihre Berechtigung dazu; die Minister und Räthe waren zumeist aus dem Mittelstande, die meisten Reichsprälaten aus dem Bürger- und Bauernstande. Demnach fand der sogenannte dritte Stand in keinem europäischen Staate eine solche Auszeichnung, als im deutschen Reiche durch das Collegium der Reichsstädte, wo „ein Magistrat von lauter Zunftmeistern und Handwerkern unmittelbarer Reichstand seyn und an dessen Gesetzgebung theilnehmen konnte." Seit freilich diese Verfassung zu einem wesenlosen Schatten wurde und für diese Rechte kaum noch der Namen blieb, war der Fall des Gebäudes nur noch eine Sache der Zeit, deren Zahn eben jetzt die letzten Stützen zernagt hatte.

Der Sitz des Rheinbundestages war Frankfurt am Main, welche Stadt Napoleon einige Zeit zuvor unter dem Vorwand, sie habe englische Waaren eingeführt, ihrer alten Freiheiten beraubt hatte, und die er jetzt dem „Fürst Primas" v. Dalberg gab, der den Vorsitz in der Bundesversammlung zu führen das Recht bekam. Doch behielt sich Napoleon das Recht vor, den jedesmaligen Nachfolger desselben zu ernennen, um stets den Bund nach seinem Gefallen lenken zu können. Wer von den Fürsten des Rheinbundgebiets sich nicht zeitig genug dem Bunde anschloß, wurde mediatisirt.

Die Fürsten des Rheinbundes wurden zwar im Innern ihrer Lande unumschränkte Souveraine und erhielten sogar noch alle Gebiete der in ihren Territorien angeseßnen „noch nicht media=

tisirten" Reichsfürsten und Reichsstände; nichts desto weniger wurden sie selbst durch diesen Tausch ihres Oberherrn nur noch abhängiger als zuvor. Denn sie mußten das Recht, Krieg und Frieden zu schließen an — Napoleon abtreten, ihm ihre Mannschafts-Contingente zur Verfügung stellen und sich allen Forderungen seiner Herrscherwillkühr fügen. Ihre Unterthanen aber verloren alle ihre ständischen Rechte, mußten sich französische Verwaltungsmaximen gefallen und selbst ihr heimisches Recht und ihren kirchlichen Glauben durch die systematische Anwendung der französischen Aufklärungstheorien untergraben lassen.

Noch in demselben Monat des Unheils, das mit der Errichtung des Rheinbundes über Deutschland gekommen, sollte eine Gewalthandlung des Protectors den schlagenden Beweis geben, wie die erworbene Unabhängigkeit der Rheinbundfürsten zu verstehen sey. Aus deutschvaterländisch-gesinnter Feder war eine kleine Schrift im Verlag des Buchhändlers Palm in Nürnberg erschienen, welche „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" darzustellen und in den Deutschen das eingeschlafene Bewußtseyn ihrer alten Freiheit aufzuwecken suchte. Plötzlich ließ Napoleon den jungen Verleger festnehmen und nach Braunau führen, wo er vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und, weil er sich edelmüthig weigerte, den Verfasser zu nennen, erschossen wurde. — Da giengen bereits Tausenden die Sinne auf, daß sie erkannten, wie weit es schon mit Deutschland gekommen und was Alles für dasselbe von dem allgemein bewunderten Fremdherrn noch zu befahren seyn werde.

Hatte daher schon der förmliche Eintritt der Auflösung des alten deutschen Reichskörpers viele deutsche Gemüther, deren Gefühl nicht in Herrsch-, Hab- und Genußsucht erstickt waren, fast so schmerzlich berührt, wie uns der wirkliche Eintritt des längst vorausgesehenen Todes eines durch Pietät und Gewohnheit mit uns verbundenen hochbejahrten Verwandten betrübt, und war daher in vielen Gemüthern die Sehnsucht nach einer verklärten Wiedererstehung der alten Reichsherrlichkeit geblieben, so wurde diese gerade jetzt nach solchen Vorgängen um so lebendiger, je form- und rechtsloser man von nun an fremde Willkühr im heimischen Lande schalten sah.

---

3. Kapitel.

Preußens Demüthigung und Deutschlands Erniedrigung.

1. England gegen Preußen wegen Hannover. Die Kriegspartei in Preußen. Entwurf eines norddeutschen Bundes. Preußens Bund mit Rußland, Schweden und England. Die Rheinbundarmee. Zustand des preußischen Heeres. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt. Folgen derselben.

Während ganz Frankreich und besonders Paris vom Triumphjubel wiederhallte und Kaiser Napoleon sich nun auch wieder im Glanz der Friedenswerke zu zeigen bemüht war, indem er Paris mit Siegessäulen und Triumphbögen nach antiken Mustern schmückte, Canäle und Straßen bauen ließ, die (durch Ouvrard's Betrügereien gestörten) Finanzen ordnete, für eine Civilprozeßordnung sorgte, die Pariser Universität gründete, und so mit bewunderungswürdiger Thätigkeit an seinem und Frankreichs Ruhm arbeitete, — war man in Preußen in der gedrücktesten Lage und trübsten Stimmung. Denn den Unwillen Englands über den Verlust Hannovers, das Preußen von Napoleon angenommen hatte, fühlte man bereits in der völligen Sperrung der Häfen und in der Störung des preußischen Seehandels auf das empfindlichste.

In England war nämlich am 23. Jan. 1806 der unverdrossene Bekämpfer des revolutionären und imperialistischen Despotismus, der große, besonnene Pitt, unter vielen Sorgen wegen eines traurigen Ausgangs des Continentalkriegs mit dem Seufzer: „Ach mein Vaterland!" gestorben und sein Tod hatte den Kaiser Napoleon von seinem gefährlichsten Feinde befreit. Pitt's Nachfolger, der revolutions-freundliche, hastigvorgreifende Fox arbeitete dem Napoleon in die Hände, vorzüglich durch seine Feindschaft gegen Preußen, gegen das er im Parlament die Kriegserklärung vom 11. Juni durchsetzte, worauf sogleich die Beschlag- und Wegnahme einiger hundert preußischer Handelsschiffe erfolgte. — Gustav IV von Schweden, ein trotziglaunischer, leidenschaftlicher Mann von unklarem, queerem Urtheil hatte schon im Mai mit Preußen gebrochen und hielt gleichfalls die preußischen Küsten blockirt.

Aber nicht bloß die Handelswelt, sondern auch das Militär in Preußen war voll Unmuth, und besonders verwünschten die jungen

Gardeoffiziere, welche auf der Tradition des preußischen Kriegsruhms aus der Zeit Friedrichs des Großen standen, die Politik des Ministers, welcher Preußen nun an den Siegeswagen Napoleons gebunden, ja ganz an denselben verrathen habe. Selbst der feurige Prinz Ludwig von Preußen und die muthige Königin Luise, über den innern Zustand des Heeres sich täuschend, ermuthigten die Kriegspartei. Nur von Berenhorst, ein älterer, und von Bülow, ein jüngerer Offizier, wiesen auf die vorhandenen Schäden des preußischen Kriegswesens hin, wurden aber verhöhnt und verfolgt.

Dem Könige dünkte vorerst Ruhe das Beste und er beschäftigte sich gern mit Haugwitzens Plan eines norddeutschen Fürstenbundes, der die noch übrigen freien norddeutschen Staaten vereinigen und dessen Protector er, der König, seyn sollte.

Napoleon nahm in dieser Beziehung gegen das preußische Kabinet den Schein an, als billige er den norddeutschen Bund. Das that er aber bloß, um nicht von Preußen in den Friedensunterhandlungen gestört zu werden, welche um diese Zeit zwischen ihm und Rußland im Gang waren. Insgeheim aber ließ er Sachsen und Hessen durch Drohungen und Versprechungen —, die Hansestädte durch bestimmte Weisung vom Beitritt zu diesem Bunde abmahnen, und zwar die letztern durch die Versicherung, daß ihm ihre Unabhängigkeit von großer Wichtigkeit sey, während er doch in derselben Zeit die Hansestädte den Engländern als eine Entschädigung für den König Ferdinand von Neapel anbot, wenn dieser auf Sicilien verzichte, gleichwie er in seinen Unterhandlungen mit Rußland zu demselben Zweck die balearischen Inseln auf Kosten Spaniens angeboten hatte. — Das ist eine Probe napoleonischer Politik.

Bald aber zeigte sich's, daß Napoleon nur den rechten Zeitpunct abwarten wollte, um sein Joch auch auf Preußen und ganz Norddeutschland zu legen. So versagte er ihm die Entschädigung, welche Preußen für die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth zugesagt worden war; so nahm er die Festung Wesel für sich weg und duldete, daß Mürat (als Großherzog von Berg) sich drei preußische Abteien zueignete, und nun bot er sogar insgeheim den Engländern Hannover wieder an, das er so eben an Preußen überlassen hatte.

Als Friedrich Wilhelm III darüber sichere Kunde erhielt, ward er höchst entrüstet und trat sogleich mit Rußland, Schweden und England wegen einer neuen Vereinigung in Unterhandlung. Alle drei erklärten sich dazu bereit: denn in England war indessen Fox gestorben, in Rußland hatte man sich nur wegen Preußens unbestimmter Haltung Napoleon genähert; in Schweden war von Anfang an der Geist des Kabinets gegen Frankreich gerichtet. Oesterreich jedoch, das gleichfalls zum Beitritt eingeladen wurde, fühlte sich noch zu geschwächt und mißtraute auch Preußen, weil es von diesem in seinem Kampf mit Napoleon im Stich gelassen worden war.

Bereits hatte der König sein Heer auf den Kriegsfuß gesetzt, und mit ungeduldiger Kampfbegier erwarteten die jüngeren Offiziere den Befehl zum Losschlagen. Alles war im Voraus siegestrunken und hohe Worte tönten von den Lippen des jüngsten Lieutenants und Junkers: denn Jedem schien es eben so leicht als nöthig, die preußische Ehre an dem treulosen Korsen zu rächen. Wenige zweifelten, der Geist Friedrichs des Großen, an dessen Einrichtungen in Staat und Heer man bisher der Form nach so pünctlich, ja pedantisch festgehalten hatte, werde das Seine thun und die Tage von Roßbach und Minden erneuern.

Nur der vorsichtige König wollte noch mit Friedensunterhandlungen einen Versuch machen. Allein Napoleon, längst einen Zusammenstoß mit Preußen voraussehend, hatte noch an 150000 M. in Süddeutschland stehen, die er mit gewohnter Raschheit vermehrte. Und ehe man sich's versah, erschien er am 28. Sept. in Deutschland, wo er nicht nur die bisherigen Glieder des Rheinbunds zu den nöthigen Anstrengungen trieb, sondern auch demselben noch ein neues Glied an dem Großherzog von Würzburg gewann, ja sogar dem preußischen Bunde einen seiner Genossen, den Kurfürsten von Hessen, abwendig machte, indem er denselben zur Neutralität vermochte.

Schon rückten die Bundesarmeen Napoleons in ihre angewiesenen Stellungen, als Preußen, ohne die russische Hülfe abzuwarten, (denn „die preußische Ehre", hieß es, heischt, daß man den Sieg allein erkämpfe!) am 1. Oct. 1806 dem Kaiser mit Krieg

drohte, wenn er nicht Wesel herausgäbe und mit seinem Heere hinter den Rhein zurückgehe. Obgleich man sich sagen konnte, daß Napoleon mit dem Schwert darauf antworten werde, so zauderte man an einem kühnen Vorgehen und rückte nur bis zu der Gränze des Thüringer Waldes vor, wo man zuwartend stehen blieb.

Dazu kam, daß der König aus einer gewissen Pietät den Oberbefehl dem greisen Herzog Ferdinand von Braunschweig übergeben hatte, dem es, einem Genie wie Napoleon gegenüber, eben so an allen nöthigen Eigenschaften fehlte, als es dem ihm untergebenen preußischen Heere an der Kriegsübung und Kriegsverwaltung gebrach, welche das aus der Schule der Revolution und des Bonapartismus hervorgegangene Heer so wesentlich auszeichnete.

Die ältern Offiziere des damaligen preußischen Heeres entrissen sich ungern ihrem langgewohnten Garnisonsleben; die jüngern führten prahlende Reden und triumphirten vor dem Sieg. Die Gemeinen hatten kein Zutrauen zu ihren Offizieren, von denen sie meist nur mit Stolz, Brutalität und Tyrannei behandelt wurden. — Da die meisten Offiziere von Adel waren, so glaubten viele in ihrem Hochmuth den Soldaten und Bürger wegwerfend behandeln zu dürfen, und hielten Schwelgerei und Schuldenmachen für nichts Entehrendes. — Die Unteroffiziere und die Gemeinen bestanden, wie zu Friedrichs des Großen Zeiten theils aus Ausgehobenen, theils und zwar meist aus Geworbenen und Fremden, die häufig desertirten. — Die Heeresverwaltung ließ es den Soldaten an ausreichender und gesunder Nahrung und angemessener Kleidung fehlen, so daß sie vor Kälte und Hunger nicht gehörig geschützt waren. — Da das preußische Heer nicht wie das französische ans Bivouakiren gewöhnt war, so vermehrten Zelte die Gepäcklast, die von den Offizieren durch das Mitführen der sonderbarsten Bequemlichkeiten vergrößert wurde und die leichte Bewegung des Heeres erschwerte.

Weil man noch immer auf eine Antwort Napoleon's wartete, so nahm das preußische Heer eine Stellung, um dem Feind nach zwei Seiten (nach Westen und Süden) hin die Spitze bieten zu können. Der Herzog von Braunschweig mit dem Hauptquartier, worin sich auch der König und die Königin befanden, stund 57000 M. stark anfangs bei Naumburg an der Saale, und der Herzog von Hohenlohe mit 23000 Preußen und 19000 Sachsen anfangs bei Chemnitz in Sachsen, bis der letztere mit dem noch ein besonderes Corps von 27000 kommandirenden,

anfangs bei Erfurt aufgestellten General Rüchel zum Hauptheer stoßen mußte, das sich nun aus dem Saalthal heraus mehr gegen Weimar hinzog.

Allein Napoleon, dessen Heer von 200000 M. sich bei Würzburg gesammelt hatte, schlug die Richtung über Hof ein, um die Preußen im Osten zu umgehen und sie auf der Seite und im Rücken zu fassen. Schon am 9. Oct. zwischen Hof und Schleiz wurde ein dort zurückgelassenes preußisches Corps unter Tauenzien von Bernadotte angegriffen und zum Weichen gebracht; Tags darauf wurde die Vorhut der Hohenlohischen Armee bei Saalfeld geworfen und Prinz Louis von Preußen, der sie führte und voll überkühnen Muthes der Uebermacht nicht weichen wollte, in einem Reiterkampf getödtet.

Dieser Tod war für den Muth der Kriegseifrigen im Hauptquartier zu Weimar um so niederschlagender, da sich dort die totale Unfähigkeit des Oberfeldherrn mehr und mehr herausstellte und in dem Kriegsrathe, wie außer demselben die entgegengesetztesten Meinungen sich begegneten, zumal gewichtige Stimmen, wie die des im Heere beliebten Feldmarschalls Kalkreuth, des alten Feldmarschalls Möllendorf und des tüchtigen Generals Rüchel, den Krieg als verfrüht und seine Führung als verfehlt, laut mißbilligten.

Als Zersprengte von Saalfeld her in Jena anlangten, wo Hohenlohe sein Hauptquartier hatte, wurde man mit Schrecken gewahr, daß Napoleon von Gera her über Kösen und Naumburg anrücke, folglich sich im Rücken der preußischen Armee befinde. Der Wirrwarr, der nun im Heere entstand, war unbeschreiblich, zumal es an der rechten Verpflegnng fehlte und die Sachsen mit den Preußen in erbitterten Streit darüber geriethen.

Nach diesem übeln Vorspiel erfolgte am 14. Oct. 1806 die für Preußens Geschick so unglückliche Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, in welcher die preußischen Heere völlig geschlagen wurden und dadurch, so wie auf ihrem ungeordneten Rückzuge den Beweis gaben, daß sie es in ihrer veralteten Verfassung mit der neuen Kriegskunst Napoleons noch nicht aufnehmen konnten.

Der Fürst von Hohenlohe hatte das Saalthal geräumt und nur den General Tauenzien auf den Höhen von Dornburg zurückgelassen, aber vergessen, den wichtigen Landgrafenberg bei Jena zu besetzen, der die ganze Gegend beherrscht. Sogleich ließ Napoleon, dessen scharfer Blick diese Blöße auf der Stelle gewahrte, von Jena aus in der Nacht Kanonen hinaufschleppen und entzog durch die Besetzung dieses Berges den Preußen den Vortheil ihrer bisherigen Stellung. Nun gebot der Herzog von Braunschweig allen Truppenabtheilungen den Rückzug; aber Napoleon überfiel sie, ehe sie denselben antreten konnten. Hohenlohe, der in Kapellendorf sein Hauptquartier hatte, schlief noch, als der Kanonendonner ihn weckte und ihm kaum Zeit ließ, die nöthigen Anordnungen zur Schlacht zu treffen. Daher wurden seine Truppen geschlagen und selbst die ihm zu Hülfe eilende Division des Generals Rüchel wurde mit in die Flucht gerissen. Nur die sächsische Reiterei unter General Zeschwitz schlug sich durch.

An dem gleichen Morgen wurde Braunschweigs Heer bei Auerstädt (auf dem Wege von Weimar nach dem Kösener Paß) von Davoust und Bernadotte überfallen. Gleich im Beginn des Kampfes wurde der Herzog von Braunschweig beim Recognosciren einer Batterie von einer Flintenkugel in's rechte Auge getroffen, so daß ihm dadurch auch das linke aus der Höhle getrieben wurde und er besinnungslos zurück- und vor den nachrückenden Truppen vorübergetragen werden mußte. Die preußische Reiterei unter Blücher machte einen muthigen Angriff, wurde aber zurückgeschlagen; eben so mußten zwei Divisionen Fußvolk der Uebermacht weichen. Noch einmal machte Prinz Wilhelm (Bruder des Königs) einen Reiterangriff und eben so drang das Fußvolk unter dem Prinzen Wilhelm von Oranien abermals vor; beide aber konnten die feindlichen Quarré's nicht durchbrechen und wurden zurückgeschlagen, so daß Kalkreuth dem Könige rieth, den Rest des Heeres zu retten und mit der Hohenlohischen Armee zu vereinigen, von deren Niederlage bei Jena man noch keine Kunde hatte. Daher gebot der König den Rückzug in der Absicht, die Schlacht am andern Tag zu erneuern. (Preußischer Seits wurden 10000 Todte und Verwundete und 18000 Gefangene beklagt.) Als man jedoch Hohenlohe's Unglück erfuhr, bezeichnete der König Magdeburg zum Sammelort, um von dort aus, nach Heranziehung der bei Halle stehenden Reserven, Berlin zu decken.

Während die zerstreuten preußischen Corps (jedoch nur zum Theil, denn des Königs Befehl hatte nicht alle erreicht) die Rückzugslinie nach Magdeburg einschlugen, eilte Napoleon, nachdem er in Jena mit kluger Berechnung alle sächsischen Gefangenen frei gegeben hatte, nach Weimar, wo er den Herzog Karl August zum Anschluß an den Rheinbund nöthigte, und ließ

durch Mürat und Ney das feste Erfurt berennen. Doch der alte Möllendorf, der sich nach der Schlecht bei Auerstädt verwundet dahin begeben und den Befehl in der Festung übernommen hatte, übergab sie in der Bestürzung ohne alle Vertheidigung mit 14000 M. und 120 Kanonen.

Noch war Prinz Eugen von Württemberg mit der Reserve in unbegreiflicher Sicherheit bei Halle stehen geblieben; er wurde unversehens von Bernadotte überfallen und mit großem Verlust aus der Stadt geworfen. Eine gleiche Demüthigung erfuhren auch die Heeresabtheilungen an der Elbe und Oder: die eine, unter Hohenlohe, ergab sich bei Prenzlau (an der Ukker) ohne Schwertschlag; das Gleiche thaten zwei andere bei Anclam und Pasewalk. Denn allenthalben schlug der Uebermuth, der sich in vielen preußischen Führern gezeigt hatte, in Kleinmuth und Rathlosigkeit um. Nur Blücher, der nie den Muth verlor, entgieng mit seinem Corps von 5000 M. durch eine Finte glücklich einer ihm beim Rückzug in den Weg tretenden französischen Division, und wendete sich, da er den Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau nicht mehr erreichen konnte, mit dem an sich gezogenen Corps des Herzogs von Weimar nach Lübeck.

Gebhard Lebrecht von **Blücher**, geb. d. 16. Dez, 1742 zu Rostock Sohn eines aus einem Mecklenburgischen Adelsgeschlechte stammenden hessischen Rittmeisters, hatte schon einen Theil des siebenjährigen Kriegs mitgemacht, anfangs in schwedischem, dann, nach einer Gefangennehmung, im preußischem Dienst. Nachher als es zur ersten Theilung Polens kam, wurde er als Rittmeister eines Husarenregiments dahin geschickt. Da ihm daselbst einige seiner Husaren heimlich ermordet wurden und er einen polnischen Priester, der als Fanatiker bekannt war, für den Urheber hielt, befahl er ihn zu erschießen, ließ ihn aber mit der Todesangst davon kommen. Deßhalb erhielt er von Friedrich dem Großen, der die Polen geschont wissen wollte, seinen Abschied und bis zu des Königs Tod keine Anstellung mehr. Erst Friedrich Wilhelm II gab ihn seinem Regiment zurück und ernannte ihn bald zum Obersten desselben. In dieser Eigenschaft machte er die preußischen Feldzüge am Rhein bis zum Basler Frieden 1795 mit und erhielt das Commando der sog. Demarcationslinie. In der nun eintretenden Mußezeit schrieb er sein „Tagebuch der Feldzüge am Rhein". Als Preußen 1806 die Waffen wieder erhob, war er bereits 60 Jahre alt, aber unter seinem schneeweißen Haupte schlug noch eine feurige Jünglingsbrust.

So wie im Felde die zerstreuten Theile der preußischen Armee mit geringer Ausnahme auf die kläglichste Weise die Waffen streckten, so ergaben sich auch die meisten preußischen Festungen zur Schmach ihrer Commandanten, welche meist alte, steifgewordene Zöglinge des altpreußischen Militärsystems waren. Gleich nach der schon erwähnten Einnahme von Erfurt ergab sich Spandau, darauf am 29. Oct. Stettin, der Schlüssel der Ostsee, ohne alle Vertheidigung; am 31. Oct. das feste Küstrin, gleichfalls ohne Gegenwehr auf fast verrätherische Weise; am 8. Nov. die wohlversehene Hauptfestung Magdeburg mit 22000 M. an das nur 10000 M. starke Corps des Marschalls Ney; am 21. Nov. Hameln, das dann geschleift wurde; am 25. Nov. die Festungen Pfaffenberg und Niendorf. Nur Blücher, der sich in der Noth in die neutrale Hansestadt Lübeck geworfen hatte, vertheidigte sich hinter den längst halbniedergerissenen Mauern aufs tapferste, wiewohl ohne Hoffnung auf Erfolg, nur um seiner Pflicht ein Genüge zu thun; er mußte aus Mangel an Schießbedarf dem in die Stadt stürmenden Bernadotte weichen und sich nachher dem Sieger ergeben. Die arme Stadt aber, die Schutzgenossin Frankreichs, mußte es auf das schwerste entgelten und drei Tage lang die ärgste Plünderung und barbarischeste Behandlung von den Franzosen erfahren.

Als Napoleon mit Sachsen Frieden gemacht hatte, überzog er mit einem Heer unter seinem Bruder Jerôme und Vandamme das schlesische Land, wo sich die Festungen mit etwas mehr Ausdauer, ja einige mit großem Ernst vertheidigten, wiewohl auch sie nicht auf Belagerungen gefaßt waren. So fiel am 2. Dez. nach dreiwöchentlicher Gegenwehr Glogau, dessen Geschütz dienen mußte, die übrigen Festungen zum Fall zu bringen. Breslau schien sich nur zum Schein zu vertheidigen und wurde an Vandamme den 5. Jan. 1807 mit 250 Kanonen zum Verdruß der gemeinen Soldaten übergeben, die ihren feigen Offizieren ihre Verachtung fühlen ließen. Am 12. Jan. fiel Brieg und wurde geschleift; am 16. Febr. ergab sich nach nur dreitägiger Beschießung die mächtige, mit 249 Kanonen und großen Vorräthen versehene Festung Schweidnitz. Am ehrenhaftesten vertheidigten sich Neiße,

das General Steensen erst am 16. Juni — und Cosel, das Oberst Neumann an gleichem Tage übergab. Glatz wurde vom Grafen Götz auf's tapferste vertheidigt und blieb mit der Felsenfeste Silberburg in preußischen Händen.

2. Napoleon in Berlin. Die Continentalsperre. Napoleon und die Polen. Napoleon in Warschau. Die Schlacht bei Eylau. Schill in Colberg. Die Schlacht bei Friedland. Waffenstillstand. Die Königin Luise. Der Friede von Tilsit.

Napoleon selbst war in rascher Benützung des Siegs bei Jena von Weimar aus über Nürnberg und Leipzig gegen Berlin vorgerückt, das wenige Tage zuvor (d. 24. Oct.) Davoust ohne Widerstand besetzt hatte: denn der König und die Königin hatten sich nach Königsberg geflüchtet, um in Rußlands schützender Nähe zu seyn. Am 28. Oct. hielt Napoleon von Potsdam aus, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, seinen Siegeseinzug durch das Brandenburger Thor, vor welchem er die „Victoria mit dem Viergespann" wegnehmen und diese Ehrenzierde Berlins sammt andern Kunstschätzen aus den königlichen Schlössern nach Paris bringen ließ.

Als er in Potsdam und Sanssouci mit seinen Marschällen die Zimmer Friedrich's des Großen betrat, und zwar mit abgenommenem Hut, um das Andenken dieses Genius zu ehren, nahm er den dort bewahrten Degen Friedrich's sammt seiner Standuhr mit, und da gerade dessen jährliches Gedächtnißfest einfiel, befahl er dasselbe in herkömmlicher Weise zu feiern, und ließ sich's gefallen, daß der Festredner Johannes Müller (der Geschichtschreiber) das Lob Friedrich's in das — des Kaisers Napoleon verwandelte.

W. Menzel a. a. O. erinnert mit Recht, daß J. Müller kurz zuvor in seinem Aufruf zum heiligen Krieg jeden Preußen für ehrlos erklärt hatte, der nicht gegen Napoleon die Waffen ergriffe, während er jetzt, von des Siegers gnädiger Begegnung bei der Audienz entzückt, seinen Lobredner machte. Ueberhaupt zeigte sich damals fast ganz Berlin, besonders die dortigen kön. Behörden und der Magistrat, in einem nicht eben sehr patriotischen Lichte! — Aber auch der Sieger benahm sich in seinen Büllletins durch vielfache Ausfälle auf die Königin von Preußen nichts weniger als groß. Theils kannte er schon

ihre Gesinnungen gegen ihn aus den Berichten seiner Gesandten, theils hatte er sie aus ihren, bei der eiligen Flucht in ihrem Gemache zu Potsdam zurückgelassenen Correspondenzen ersehen. Daher suchte er sie in mehreren seiner Bülletins lächerlich zu machen und gab ihr in bittern Aeußerungen Schuld, daß sie das Kriegsfeuer angeblasen und den König wider seinen Willen zum Krieg fortgerissen habe.

Ungeachtet sich die preußische Hauptstadt vor dem Gewaltigen so überschwänglich demüthigte, mußte sie ihm doch dritthalb Millionen Thaler erlegen; ähnliche Contributionsbefehle ergiengen auch an andere Städte der eroberten Provinzen. Gleiches Loos traf die verbündeten Länder. Sachsen erkaufte sich „Schonung“ für 8 Mill. Thaler; Hannover mußte 9 Mill. Thlr., Weimar eine halbe Mill. zahlen; Braunschweig bekam seinen besondern Zorn zu fühlen und der unglückliche Herzog dieses Landes, der sich nach dem Verluste seiner Augen bei Auerstädt nach Braunschweig hatte bringen lassen, mußte, obgleich noch schwer leidend, sein väterliches Erbe verlassen und sich nach Ottensee auf das dänische Gebiet flüchten, wo er, von der Erschütterung der Reise im Gehirn verletzt, in kurzer Frist starb.

In Berlin war es auch, wo Napoleon, durch das Decret v. 21. Nov. 1806 die Continentalsperre verfügte, indem er gebot, alle englischen Waaren auf dem europäischen Festland wegzunehmen, auf alle Schiffe (selbst neutrale), die aus englischen Häfen kamen, Beschlag zu legen und jeden Handels- oder sonstigen Verkehr mit England einzustellen. Auch erklärte er, von seinen bisherigen und künftigen Eroberungen keine herausgeben zu wollen, bis England die Colonieen herausgegeben haben werde, die es Frankreich und dessen Verbündeten weggenommen habe. Damit that er zwar den Engländern großen Schaden, aber nicht geringern auch der Continentalhandelswelt und allen Denjenigen, welchen gewisse Colonialwaaren zum täglichen Lebensbedürfniß geworden waren. Nur die französische Industrie zog bedeutenden Nutzen davon, indem Frankreich von da an den Markt des europäischen Festlandes mit seinen Producten versorgte.

Während nun Mortier mit einem Theil der Armee auf Norddeutschland lag, rückte das Hauptheer an die Weichsel. Napoleon selbst brach am 6. Nov. von Berlin nach Posen auf,

um die Polen in Aufstand zu setzen. In Kurzem waren die preußischen Truppen aus preußisch-Polen vertrieben und zwei Festungen in den Händen der Insurgenten. Als eine Deputation der Polen den Kaiser in Posen um die Wiederherstellung ihres Reiches bat, gab er ihnen eine unbestimmte Antwort, weil er für jetzt Oesterreich nicht reizen wollte.

Unterdessen machten die Russen, von denen 6000 M. unter Bennigsen gegen Warschau im Anzug waren, bei der Annäherung der französischen Armee eine rückgängige Bewegung, und Mürat rückte am 28. Nov. in Warschau, Ney am 6. Dez. in Thorn ein, worauf Napoleon am 13. selbst nach Warschau kam und von da aus die wieder gegen ihn vorrückenden Russen in mehreren Gefechten, besonders aber im Treffen bei Pultusk am 26. Dez. schlug, aber seinen Sieg wegen der schlimmen Witterung und des dadurch unwegsam gewordenen Bodens nicht weiter verfolgte, sondern seine Truppen sich pflegen ließ.

Unversehens aber wurde Bernadotte von dem wieder vordringenden Bennigsen bei Mohrungen überfallen und geschlagen; doch da Napoleon seine Truppen schnell zusammenzog und den Bennigsen drängte, sah sich dieser, um Königsberg zu retten, gezwungen, am 8. Febr. 1807 bei preußisch Eylau eine Schlacht anzunehmen. So mörderisch diese war, so unentschieden blieb sie und beide Theile schrieben sich den Sieg zu.

Der Sieg war mehr auf Bennigsen's Seite; da ihm aber Napoleon an Streitkräften überlegen war, so zog er sich am andern Tag zurück. Napoleon wagte es aber nicht, ihn zu verfolgen: doch verließ er, um als Sieger zu erscheinen, erst einige Tage später das Schlachtfeld, worauf Bennigsen sogleich wieder Eylau besetzte. Jeder Theil hatte einen Verlust von wenigstens 25000 M., welche die Wahlstatt bedeckten.

Hierauf bot Napoleon dem König von Preußen einen Frieden an, um ihn von Rußland zu trennen; der König wollte aber von Rußland nicht lassen, und schlug das Anerbieten aus. Auch die Festung Colberg und Graudenz hielten sich durch den Muth und die Tapferkeit ihrer Vertheidiger. Danzig, dem die Engländer und Schweden versäumten zu Hülfe zu kommen, verstand sich erst nach Kalkreuth's 50tägiger, muthiger Vertheidigung, aus Mangel an Munition d. 26. Mai zum capituliren.

Die von Sümpfen umgebene Festung Colberg, an der Mündung der Persante in die Ostsee, war durch die Bemühung des tapfern Lieutenants Ferdinand von Schill (der aus der Schlacht bei Auerstädt entkommen war und mit einem kleinen Freicorps, auf diese Festung gestützt, den Franzosen viel Abbruch that,) reichlich mit Vorräthen versehen worden, wurde aber von einem schwachen Commandanten befehligt, der gewiß bald capitulirt haben würde, wenn nicht ein tüchtiger Bürger dieser Stadt, Namens Nettelbeck, obgleich schon 70 Jahre alt, durch seine in früherm Seedienst gestärkte Kraft und Gewandtheit, Entschlossenheit und Furchtlosigkeit, die Vertheidigung anfangs allein —, nachher in Verbindung mit dem neuen Commandanten, Oberst von Gneisenau, so geschickt und energisch geleitet hätte, daß die Franzosen, ungeachtet sie schon die Außenwerke genommen hatten, die Festung doch nicht in ihre Hand bekamen. (S. Nettelbecks treffliche Selbstbiographie.) — Graudenz wurde von Courbière vertheidigt, der, als die Belagerer ihm sagen ließen, der König von Preußen sey nicht mehr in seinem Lande, es gäbe kein Königreich Preußen mehr, ihnen muthig entgegnete: „Nun gut, so bin ich König von Preußen!"

Das schwerbetroffne Königspaar war bereits nach Memel geflüchtet, wo Kaiser Alexander es durch seinen Besuch und durch ein engeres Bündniß zu trösten suchte, das beide Fürsten zu Bartenstein in einem förmlichen, von den Ministern von Hardenberg und von Budberg unterzeichneten Vertrage formulirten, worin die Wiederherstellung Preußens, die Auflösung des Rheinbundes, die Leitung Deutschlands durch eine Einigung Oesterreichs und Preußens und durch eine festere Anordnung der europäischen Territorialverhältnisse als Ziel aufgestellt war.

Inzwischen hatte Bennigsen wieder ein neues Heer von 120,000 M. gesammelt, dem aber Napoleon ein Heer von 160,000 M. entgegenstellte. Ersterer begann den Kampf nicht unglücklich; allein Napoleon drängte durch das Treffen bei Heilsberg die Preußen von den Russen ab, worauf jene unter Lestocq sich nach Königsberg zogen, und besiegte dann die Russen in der Schlacht bei Friedland, so daß Bennigsen Mühe hatte, sich mit dem Rest zu retten und, mit Lestocq wieder vereinigt, eine neue Stellung hinter dem Memel oder dem Niemen zu nehmen.

Da nun auch Königsberg in die Hände der Franzosen fiel, so trug Alexander, der den Krieg nicht in sein Land spielen lassen wollte und durch Englands Unthätigkeit gekränkt war, auf

einen Waffenstillstand an, den Napoleon in der Absicht annahm, die Freundschaft Alexanders zu gewinnen. Am 25. Juni kamen beide Kaiser in einem Gezelt, das auf einem Floß mitten auf dem Memelfluß errichtet war, zusammen, umarmten sich und suchten einer den andern an vertraulichen Freundschaftsbezeugungen zu überbieten. Am andern Tag überwand sich auch der König von Preußen, an dieser Zusammenkunft Theil zu nehmen, und erkannte gleich an der ihnen beiden von Napoleon gestellten Vorbedingung, die Minister Hardenberg und Budberg zu entlassen, daß damit zuvörderst der oberwähnte Vertrag von Bartenstein beseitigt seyn solle.

„In diesem Zeitpunct tiefster Erniedrigung (sagt Bisch. Eylert) benahm sich Friedrich Wilhelm gegen seinen mächtigen Gegner in keiner Weise niedrig oder kriechend: er bewahrte und behauptete seine persönliche Würde, gab keine schmeichelnden Worte, weil Heuchelei seiner Natur zuwider war", und blieb so ruhig und fest, daß Napoleon's Umgebung, die des Königs geraden Sinn nicht kannte, das Urtheil fällte, „er benehme sich, als wäre er der Sieger und sie die Besiegten."

Darauf wurde die Stadt Tilsit zu den Friedensunterhandlungen ersehen, die unter den Augen der drei Monarchen eröffnet wurden. Auch die Königin Luise erschien auf erfolgte Einladung am 5. Jul. in Tilsit, um durch ihren Einfluß zu retten, was möglich: — ein schwerer Gang für die erhabene Frau! Zwar ließ es hier Napoleon an der ihrer edlen Würde gebührenden Rücksicht nicht fehlen, gewährte aber ihren Wünschen und Klagen so viel wie nichts.

Als Napoleon ihr auf eine unzarte Weise zu verstehen gab, wie Preußen es habe wagen können, mit Frankreich sich zu messen, antwortete die Königin: „Es war uns erlaubt durch den Ruhm Friedrichs des Großen, uns über unsere Machtmittel zu täuschen, angenommen, daß wir uns getäuscht haben." — Napoleon erzählte selbst später in seinen Gesprächen auf St. Helena, (wie W. Menzel a. a. O. zuerst erinnert) „die Königin habe eine Rose in der Hand gehabt; er habe sie darum gebeten und sie habe ein wenig gezögert, sie ihm zu geben, habe sie aber dann doch gegeben mit den Worten: „Warum sollte ich sie Ihnen so geschwind hingeben, da Sie selbst in Manchem, was ich von Ihnen wünsche, so unerbittlich sind? Napoleon fügte hinzu: „Die Königin blieb trotz meiner Gewandtheit und aller meiner Mühe stets Herrin der Unterhaltung und mit so großer Schicklichkeit, daß es unmöglich war, darüber unwillig zu werden. Auch muß man sagen, daß ihre Aufgabe wichtig und die Zeit kurz und kostbar war."

— Gewiß „ein schönes Zeugniß Napoleons über die edle Königin, die er so tief beleidigt hatte.“ —

Eben um die Klagen und Wünsche der Königin, die er wider seinen Willen achten mußte, abzubrechen, ließ er die Friedenshandlungen beschleunigen. Als die Königin sah, daß es auf Preußens äußerste Schwächung und Verkleinerung abgesehen war, warf sie sich vor Kummer weinend in ihren Wagen, und schrieb kurz darauf an ihre Schwester nach Teplitz: „Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem Könige, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig.“

So wurde denn der Friede von Tilsit und zwar am 7. Jul. mit Rußland, am 9. mit Preußen geschlossen. Preußen mußte nicht nur alles Gebiet, was es westwärts der Elbe besaß, dann preußisch=Polen mit Danzig und den bedeutenden Bezirk Bialystock, also über die Hälfte seines Königreichs abtreten und für Hannover sich mit dem (leeren) Versprechen einer Entschädigung von 40000 Seelen begnügen, sondern auch noch (ungeachtet die Franzosen alle seine Kassen geleert hatten) 180 Millionen Franken (die nachher nur auf 140, endlich auf Alexanders Vorbitten auf 120 Mill. Fr. oder 32 Mill. Thaler ermäßigt wurden) zahlen und bis zur Zahlung die französischen Truppen im Lande dulden, ins=besondere die Festungen Glogau, Stettin und Cüstrin pfandweise französischen Besatzungen überlassen und außerdem noch Militärstraßen von Magdeburg aus nach Dresden, Warschau und Danzig offen halten.

Von dem abgetretenen Gebiet wurde Danzig als freie Stadt unter Preußens und Sachsens Schutz erklärt und mußte französische Besatzung einnehmen; — aus preußisch=Polen und dem Cotbuser Kreis wurde das Großherzogthum Warschau gebildet und dem Kurfürstenthum Sachsen gegeben; Bialystock aber wurde an Rußland überlassen. Die übrigen preußischen Besitzungen bis zur Elbe, (also alle westfälischen, fränkischen, niedersächsischen Besitzungen und von den Marken die Altmark) wurden zu dem neuen Königreich Westfalen verwendet, das Napoleon mit Hinzunahme von Hessenkassel und Braunschweig zusammen aus 688 Q. M. mit fast 2 Mill. Einwohnern bildete und seinem Bruder Jerôme übergab. Hannover behielt

er noch unter seiner eigenen Verwaltung. — Das Herzogthum Jever wurde mit Holland vereinigt, das Großherzogthum Berg mit einigen Herrschaften vergrößert.

Das Kurfürstenthum Sachsen erhob er zu einem Königreich. Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Coburg wurden auf Rußlands Verwendung als Herzogthümer belassen; auch die kleinern sächsischen Fürstenthümer in Thüringen, so wie Schwarzburg, Anhalt, Lippe, Waldeck wurden geschont, mußten aber alle in den Rheinbund eintreten.

3. Napoleon und Alexander. (Der gleichzeitige Krieg Rußlands mit der Türkei. Waffenstillstand. Thronwechsel in der Türkei.) Der Hof im Königreich Westfalen. Selbstwegwerfung in Deutschland. Napoleon in Paris. Besetzung des Kirchenstaats: Pius VII.

So war nun das deutsche Reich völlig zerschlagen, und Napoleon in der That Herr von Deutschland vom Rhein bis zur Elbe, von der Nordsee bis zu den Alpen. In deutschen Landen aber herrschte von nun an mit vermehrter Stärke der Druck des französischen Joches in despotischer Niederhaltung alles vaterländischen Sinnes und Geistes, den leider die meisten Deutschen längst gegen einen vagen, faulen Kosmopolitismus eingetauscht hatten, da eine sophistisch zersetzende Kritik ihnen den echten Grund des christlichen Glaubens und die von demselben getragene alte vaterländische Treue —, Vielen sogar eine characterlose Bewunderung der macchiavellistischen Politik des Weltbezwingers alle Unterscheidungsgabe zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Recht und Unrecht geraubt hatte.

Alle eroberten Lande mußten nun das Continentalsystem annehmen und da auch Preußen und Rußland demselben beitraten, so war den Engländern der ganze Continent gesperrt.

Und so wie Rußland dem Gewaltherrn den ganzen Westen von Europa zu beliebigem Schalten überließ, so überließ dieser dem Czar, gegen Räumung von Cattaro in Dalmatien und der jonischen Inseln zu Gunsten Frankreichs den europäischen Osten, indem er ihm nicht nur gestattete, sich Finnland zu erobern, sondern ihm auch zu einer Theilung der Türkei Hoffnung machte.

Der Krieg, den Rußland während seines Kampfes gegen Napoleon mit der Türkei führte, war zunächst von den Engländern, welche die Türken

beschäftigen wollten, um sich ungehindert in Aegypten festzusetzen, dadurch veranlaßt worden, daß sie dem russischen Kaiser eine Theilung der Türkei vorschlugen, ehe Napoleon, von Italien aus, seine Hand nach derselben ausstrecken könne, und sie ermunterten, in die Walachei und Moldau einzurücken und von dort aus den Serben die Hand zu reichen, welche seit 1806 unter Kara Georg sich gegen die türkische Herrschaft erhoben hatten. — Dieser Gefahr zuvorzukommen, versprach der damals in Constantinopel befindliche französische Gesandte, General Sebastiani, dem Sultan Selim III eine französische Hülfsarmee gegen die Russen, wenn er sich für Frankreich entschiede, widrigenfalls diese Armee sich gegen ihn kehren würde. Da der Sultan sich einschüchtern und sogar mit dem Orden der Ehrenlegion schmücken ließ, so brachen die Engländer mit einer Flotte durch die schlecht bewachten Dardanellen und erschienen vor Constantinopel. Jetzt wollte der Sultan den Engländern nachgeben; allein Sebastiani's Entschlossenheit, mit der er die Küstenvertheidigung anordnete, zwang die Engländer zum Rückzug, und kurz darauf schlug auch der tapfere Pascha von Aegypten, Mehemet Ali, die Engländer bei Rosette so, daß diese ihre Absichten auf Aegypten aufgaben.

Weil nun aber die von Sebastiani versprochene Hülfe nicht kam, die Russen aber bereits in den Donaufürstenthümern standen, so kam der Sultan mit seinen eignen Unterthanen in Conflict, die schon längst mit ihm unzufrieden waren, weil er europäische Institutionen einzuführen trachtete und das übermäßig bevorrechtete Corps der Janitscharen durch den Nizam-Dschedid d. i. durch eine angeworbene und auf europäische Art exercirte Armee bei Seite zu schieben suchte. Die Janitscharen überfielen das Serail und erhoben des Sultan's Neffen, Mustapha IV, auf den Thron. Selim wurde in Haft gehalten.

Nach dem Tilsiter Frieden bewirkte Napoleon zwischen Rußland und der Türkei einen Waffenstillstand, dem gemäß die Russen noch in den Donaufürstenthümern bleiben durften, und die Türken dieses dulden und zugleich der Continentalsperre beitreten mußten. — Die Serben, von den Russen verlassen, zogen den Kürzern und mußten froh seyn, daß einstweilen die Drina die Fortschritte der Türken gegen sie aufhalten sollte.

In Constantinopel aber erhoben sich nun die Anhänger des verhafteten Selim, belagerten unter der Anführung des Pascha Bairaktar von Ruschtschuck das Serail und forderten die Herausgabe Selim's. Mustapha aber ließ ihn erdrosseln und seinen Leichnam über die Mauern des Serails werfen. Da erstürmte Bairaktar das Serail und setzte an Mustapha's Stelle dessen Bruder Mahmud II ein. Gegen diesen erhoben sich aber die Janitscharen sammt den strenggläubigen Muhammedanern, steckten die Caserne des Nizam-Dschedid und einen Theil der Stadt in Brand und schloßen den tapfern Bairaktar im Serail ein. Dieser, auf's Aeußerste gebracht,

sprengte sich mit den Seinen in die Luft. Darauf riefen die siegenden Janitscharen Mahmud II, als den allein noch übrigen Osmanssprößling, zum Sultan aus.

Noch in demselben Monate, da der Tilsiter Friede geschlossen worden, gab Napoleon auf seiner Rückkehr nach Paris zu Dresden dem neuen Großherzogthum Warschau seine Constitution. Da es die Scheide zwischen Preußen und Oesterreich bilden sollte, um so beide desto leichter unten halten zu können und insbesondere Oesterreich an jeder Stärkung zu hindern, erlaubte er auch dem König von Sachsen nicht, seine Tochter an den damals verwittweten Kaiser Franz II zu vermählen.

Bald darauf setzte sich auch der zum König von Westfalen gemachte Jerôme auf seinen neuen Thron in Kassel und richtete sich mit Hülfe dreier französischer Staatsräthe einen deutschen Hof ein. Indeß ließ sich nur ein kleiner Theil des alten Landesadels dazu herbei; aber der von Berlin gerufene schon genannte Schweizer Johannes Müller, der Geschichtsschreiber, gab sich her, als Minister dem Regierungswesen vorzustehen und bei der im darauffolgenden Jahre (im Aug. 1808) geschehenen Eröffnung der sogenannten westfälischen Ständeversammlung in geschraubten, das deutsche Volk entwürdigenden Phrasen die Napoleonidenherrschaft zu preißen, gegen die er zwei Jahre zuvor Deutschland in die Waffen zu rufen sich angestrengt hatte. — Nicht also das Volk der westfälischen Lande: es war von Anfang an dem neuen Herrscher abgewandt und wurde der französischen Herrschaft je länger, je mehr überdrüssig, da es nur dazu dienen sollte, dem verderblichen Hofe die Mittel zu seiner Verschwendung und Ueppigkeit zu liefern und zugleich sein bestes Mark mit für die Bedürfnisse dessen herzugeben, der diese seine neue Staatsschöpfung als eine fort und fort auszubeutende Provinz betrachtete.

Es priesen aber auch andere Deutsche in Schriften und Zeitungen das große Tagesgestirn in einer mehr als sich selbst erniedrigenden Weise und fielen nicht selten mit Hohn über diejenigen her, in welchen sich, bei dem Anblick so arger Mißhandlungen des deutschen Volks ein edleres Nationalgefühl zu regen begann. Haben doch nicht weniger, als 90 Deutsche ihre Werke dem Kaiser Napoleon gewidmet! Bei keinem aber strafte sich diese Selbstwegwerfung härter, als bei Joh. Müller, mit dem (nach seines Verehrers, v. Hormayer's,

Versicherung) der ganze westfälische Hof seinen Spott trieb. — Nur Jean Paul (Friedrich Richter), Ernst Moritz Arndt, Seume und Adam Müller, die damals schon das wachsende Verderben erkannten und, ein Jeder in seiner Weise, muthig ihre Warnstimme erhoben, machten eine ehrenvolle Ausnahme in jener Zeit tiefer Volkserniedrigung. In welcher Weise dann auch in Anderen die Liebe zum deutschen Vaterland erwachte und von ihnen die Keime zur künftigen politischen und kirchlichen Wiedergeburt desselben gelegt wurden, die späterhin so ungeahnet herrlich sich entfalten sollten, wird weiter unten des Näheren erwähnt werden.

Wenn Deutsche den merkwürdigsten und hervorragendsten Mann der Zeit als denjenigen hinstellten, „vor dem die Welt schweige, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben", wie sollte es den Franzosen zu verdenken gewesen seyn, wenn sie (wie Seguier) den nach so gewaltigen Thaten nach Paris zurückgekehrten Sieger als einen Mann prießen, der „jenseits der menschlischen Geschichte stehe, der die Bewunderung selbst überrage, und zu dem nur die Liebe sich emporranken könne!" Begann er doch sogleich wieder neue Werke zur Verherrlichung seiner Selbst und seines Volkes aufzustellen, baute er doch nun einen „Tempel des Ruhms", belohnte seine Marschälle und Minister fürstlich, gründete einen neuen Adel von Herzogen, Fürsten, Grafen und Baronen mit glänzenden Dotationen aus Gütern, die im Ausland lagen, ernannte wieder viele Marschälle zu Herzogen, beschäftigte die Proletarier mit Bauten von Straßen, Brücken, Canälen, Häfen, Schlössern und vielen öffentlichen Gebäuden, belebte durch die aus den eroberten und abhängigen Ländern gezogenen Summen, so wie durch die streng gehandhabte Continentalsperre die einheimische Industrie, machte Paris durch Vermehrung der aus allen Ländern zusammengebrachten Kunstwerke zum Mittelpunct der bildenden Künste, stattete die neugegründete Universität und das Nationalinstitut mit größter Freigebigkeit aus, vermehrte die wissenschaftlichen Sammlungen und förderte unter den Wissenschaften vorzüglich die sog. exacten, indem er auf Mathematik und Naturforschung das größte Gewicht legte, aber alles übrige, auf den alten Sprachen, der Geschichte und Philosophie beruhende Wissen als unnütze „Ideologie" zurücksetzte. — War es da ein Wunder, wenn sich die französische Ruhmliebe und Eitelkeit auf's Höchste befriedigt und ein jeder Einzelne im Bewußtseyn, der

„großen Nation“ anzugehören, anderen Nationen und deren Gliedern gegenüber sich hocherhaben fühlte, und dieß mit oft drückendem Stolz geltend machte?

So fehlte denn dem Beherrscher des westeuropäischen Continents zur vollsten Herrschaft über die Gemüther nur noch die geistliche Macht, wie sie der osteuropäische Herrscher besaß. Um sie wenigstens auf indirectem Wege ausüben zu können, ersah er sich die Gelegenheit, die päpstliche Macht sich so dienstbar, wie möglich zu machen und sie dann durch seine Inspirationen zu lenken.

Schon seit 1805 hatte Napoleon durch die Ausdehnung des französischen Concordats auf Italien dem Papst die Macht über die italienischen Bischöffe entzogen; hatte im J. 1806 ihn genöthigt, alle Engländer und Russen aus dem Kirchenstaat zu entfernen; im J. 1807 nun muthete er ihm zu, alle Klöster in Italien aufzuheben, das Concordat auch im Kirchenstaat anzuerkennen, dreißig französische Cardinäle zu ernennen und die Engländer zu bekriegen. Deß alles aber weigerte sich Pius VII standhaft. Daher ließ Napoleon mehrere Legationen und zuletzt Rom selbst besetzen, ja den Kirchenstaat auf seine Rechnung verwalten. Nur der Papst blieb persönlich noch unangetastet, und auch die übrigen Pläne in Bezug auf den Kirchenstaat überhaupt blieben späterer Ausführung vorbehalten.

---

4. Kapitel.

Die Franzosen in Spanien: der spanische Volkskrieg bis zur Ankunft der Engländer.

1. Napoleon's Verhältniß zu Spanien und Portugal. Angriff auf Portugal. Flucht des Königs nach Brasilien. Das spanische Königshaus. Der Friedensfürst und der Kronprinz Ferdinand. Französische Heere in Spanien. Rücktritt Karls IV. Verlockung der span. Bourbonen nach Bayonne. Gezwungene Entsagung Ferdinands. Joseph König von Spanien, Mürat König von Neapel.

Zunächst galt es, seine Idee eines neuen römischfranzösischen Kaiserthums durch Unterwerfung aller romanischen

Völker vollends zu begründen und daher sich noch zum Herrn von Portugal und Spanien zu machen.

Obgleich Spanien bisher mit großen Opfern alle seine Kräfte zu Frankreichs Diensten gestellt, auch bereits das Continentalsystem angenommen hatte und im Grunde ganz von Frankreich abhängig war, so genügte das dem Kaiser Napoleon doch nicht: er strebte auch nach der spanischen Krone für einen seiner Brüder und glaubte mit dem schwachen Königshause bald fertig zu werden; das Volk selbst brachte er gar nicht mit in Rechnung.

Schon vor dem preußischen Kriege hatte er daher zu jenem Zweck dem Könige von Spanien zum Schein Portugal versprochen, wenn er dieses in Englands Händen befindliche Land erobern und auch dort die Continentalsperre beobachten wolle. Schon hatte der Friedensfürst Godoi ein Heer aufbrechen lassen: weil derselbe aber, den preußischen Krieg benützend, mit jenem Heere eine feindliche Stellung gegen Frankreich nahm, so bestrafte ihn Napoleon damit, daß er ihm gebot, die Hälfte dieses Heeres (15000 M.) unter der Führung de la Romana's nach der Ostsee zu schicken, wo dieselben die dänischen Inseln gegen die Engländer schützen mußten.

Hierauf schloß Napoleon mit Spanien das Bündniß zu Fontainebleau (27. October 1807) und schickte ein französisches Heer unter General Junot über die Pyrenäen, um in Vereinigung mit den Spaniern gegen Portugal vorzurücken, nachdem Napoleon in dem Decret vom 10. Nov. erklärt hatte, daß das Haus Braganza über Portugal zu regieren aufgehört habe. Unter vielen Kämpfen mit Mangel, schlechten Wegen und der Rache der Einwohner erreichte Junot die Stadt Abrantes (wovon er nachher den Titel „Herzog von Abrantes" bekam) und langte am 30. Nov. 1807 in Lissabon an. Allein der portugiesische Hof, bestehend aus der alten wahnsinnigen Königin Marie und ihrem für sie regierenden Sohne Juan VI, hatte sich bereits Tags zuvor mit allen seinen Schätzen und mit 15000 der angesehensten Einwohner auf die zu diesem Zweck bereit stehenden englischen Schiffe begeben und war bereits auf dem Weg nach Brasilien begriffen. Da Niemand Widerstand leistete, und ein Auf-

standsversuch in der Hauptstadt leicht niedergeschlagen wurde, so wurde das Land für Frankreich in Beschlag genommen und eine Contribution von 100 Mill. erhoben.

Nun kam die Reihe an Spanien. Dort stand der alte König Karl IV und seine gleichfalls schon bejahrte, aber immer noch gemeinen Lüsten hingegebene Gemahlin Luise unter dem fortwährenden unbedingten Einfluß des Friedensfürsten Godoi. Dieser gieng nun darauf aus, den bei dem Volke beliebten Kronprinzen Ferdinand, als künftigen Regenten, von sich abhängig zu machen, gerieth aber dabei mit Napoleon's Plan in Collision, der auf den Untergang der spanischen Bourbons gerichtet war.

Der Infant Ferdinand war vorzüglich von dem Hasse seiner Mutter, der Königin, verfolgt, weil er die Tochter ihrer Erzfeindin, der Königin Karoline von Neapel, geheirathet hatte und so der Mittelpunct der Hofopposition zu werden schien, von der auch Godoi für seine Stellung fürchtete. Plötzlich starb die Kronprinzessin unter Umständen, die einen schweren Verdacht auf Godoi warfen. Um nun den Kronprinzen an sich zu fesseln, bot Godoi ihm seine Schwägerin zur Gemahlin an, und als Ferdinand sich dieser Verbindung weigerte, drohten Godoi und das Königspaar mit Entziehung der Thronnachfolge. Von dieser Gefahr setzte Ferdinand den französischen Gesandten, Herrn von Beauharnais, (den Schwager der Kaiserin Josephine) in Kenntniß und dieser bot ihm seine schöne Nichte, eine Tascher de la Pagerie, zur Gattin an und rieth ihm, sich bei Napoleon selbst um dieselbe zu bewerben. Ferdinand that es, aber Napoleon gab ihm keine Antwort, sondern ließ jene Nichte Beauharnai's anderwärts verheirathen. — Als Godoi hinter Ferdinand's Schritte kam, ängstete er den König mit der Vorstellung einer Verschwörung und brachte es dahin, daß Ferdinand verhaftet wurde. Doch gab man ihm unter der Bedingung, daß er ein Schuldbekenntniß veröffentlichte und um Verzeihung bat, wieder seine Freiheit, in der Meinung, daß er sich nun dadurch bei dem Volk, das von ihm hoffte, er werde sich nach seiner Thronbesteigung von Frankreich unabhängig machen, um alles Vertrauen gebracht haben werde. Allein darin täuschte man sich: die Neigung des Volks zum Kronprinzen und der Abscheu gegen den verhaßten Friedensfürsten wuchs nur desto mehr.

Unversehens forderte Napoleon die Abtretung des Pyrenäenabhangs bis an den Ebro gegen einen Theil von Portugal, der dem Könige ohnedieß schon im Vertrage von Fontainebleau versprochen gewesen war, und setzte sogleich Truppen gegen Spanien in Bewegung, indem zuerst Düpont mit 24000 M.,

dann Moncey mit 28000 M. über die Bidassoa, später Düchesme mit 12000 M. über Perpignan einrückten und sich der Festungen Figuera und S. Sebastian, so wie der Städte Pampeluna und Barcellona bemächtigten. Zuletzt erschien Marschall Bessières mit 35000 Mann und gieng im Gefolge Mürat's, als Oberbefehlshabers aller französischen Truppen in Spanien, auf Madrid los. Da nun Napoleon auch auf einer Ordnung der Thronfolge bestand, so sah der Friedensfürst seine Existenz in Gefahr und beredete die Königin zu einer Flucht mit allen Schätzen nach dem spanischen Amerika, während man dem Könige vorstellte, man wolle den Hof nur nach Sevilla verlegen, damit er im selbständigen Handeln nicht gehindert sey.

Die Vorbereitungen zur Flucht aber, die von Aranguez aus bewerkstelligt werden sollte, wurden vom Volke entdeckt, das nun in der Furcht, den Franzosen verrathen und überliefert zu werden, in einen ungestümmen Aufruhr ausbrach. Da selbst die Garden sich schwierig zeigten, flüchtete sich Godoi auf einen Speicher und brachte dort, unter Matten versteckt, anderthalb Tage in Todesangst zu, während das Volk nach seinem Blut schrie und ihn allenthalben aufsuchte. Vergeblich erklärte der König, daß er den Günstling absetzen wolle; das Volk ruhte nicht eher, bis es ihn fand und hätte ihn zerrissen, wenn nicht der König für das Leben desselben sich erboten hätte, die Krone an seinen Sohn abzutreten (d. 19. März 1808).

Drei Tage darauf rückte Mürat in Madrid ein, nicht ohne die geheime Hoffnung, sich selbst noch auf spanischem Throne zu sehen. Allein schon am 24. März hielt Ferdinand VII unter dem Freudenjubel des Volkes seinen Einzug in Madrid und Mürat konnte nichts machen. Als aber die Königin sich schriftlich um seinen Schutz gegen ihren Sohn an Mürat wandte, benützte dieser das Familienzerwürfniß, verhieß dem alten Hofe sammt dem Friedensfürsten seinen Schutz und erklärte, daß man über die Thronänderung erst Napoleon's Gutachten erwarten müsse. Ferdinand, der Napoleon's Absichten in keiner Weise kannte, bat in einem Schreiben an Napoleon um Anerkennung und um die Hand einer französischen Prinzessin. Und da auch die alte Königin sich an Napoleon mit

der Bitte wandte, er möge den Thron wieder an den alten König zurückgeben, so nahm Napoleon daraus doppelten Anlaß, die beiden zwiespältigen Familienparteien vor sich nach Bayonne zu bescheiden, um beiden mit einander und somit dem ganzen Hause Bourbon in Spanien den Untergang zu bereiten.

Dem König Karl ließ er durch Mürat rathen, eine Protestation gegen seine Abdankung aufzusetzen und sie auf den 20. März zurückzudatiren, damit er (Napoleon) daraus den Grund entnehmen könne, den Ferdinand nicht anzuerkennen. An Ferdinand aber schickte er den Savary, der ihn versichern mußte, Napoleon werde ihn als König anerkennen und seine sonstigen Wünsche erfüllen, nur wolle derselbe Alles mündlich mit ihm verhandeln und daher möge Ferdinand ihm bis Burgos entgegenkommen. Ferdinand gieng in die Falle; setzte eine Junta (mit seinem Oheim Antonio an der Spitze) als Regentschaft auf die Dauer seiner Abwesenheit ein, und reis'te, begleitet von seinem Minister und einigen andern Personen, mit Savary nach Burgos. Natürlich war Napoleon nicht da: denn er wollte sich Ferdinand's auf französischem Boden bemächtigen. Man reis'te weiter nach Vittoria: auch da war Napoleon nicht, ein Schreiben Napoleon's vielmehr beschied den Reisenden nach Bayonne. Vergebens warnten ihn seine Freunde, sich nicht dahin zu begeben, und das Volk wollte ihn fast mit Gewalt nicht aus Vittorta lassen. Allein Ferdinand gedachte, den Intriguen seiner Aeltern zuvorzukommen, und setzte seine Reise nach Bayonne fort. — Schwieriger war es, das alte Königspaar mit der ganzen übrigen bourbonischen Familie (nämlich den beiden jüngern königlichen Kindern, der Königin von Eturien, der man für Toscana einen Theil von Portugal versprochen hatte, dem Infanten Francesco und dem Oheim Antonio) ohne Aufsehen beim Volk nach Bayonne in die Gewalt Napoleons zu bringen. Wirklich wollte das Volk die Abreise nicht zugeben und fiel im Gefühl verletzten Nationalstolzes über die Franzosen in Madrid her, so daß ein blutiger Straßenkampf entstand, der einigen hundert Franzosen und vielen hundert Spaniern das Leben kostete. Nach gedämpftem Tumult gieng die Abreise vor sich.

Kaum war Ferdinand in Bayonne angekommen und von Napoleon mit Höflichkeit empfangen worden, als er noch am selbigen Tag die Weisung bekam, daß er die Regierung niederlegen müsse. Nachdem auch das alte Königspaar angekommen und mit Auszeichnung aufgenommen worden war, erklärte es auf die Regierung verzichten und mit seinen Schätzen im Ausland leben zu wollen, wenn nur Ferdinand von der Regierung ausge-

schlossen werde! So wurde es denn bei dieser gehässigen Gesinnung der Aeltern, insbesondre der unnatürlichen Mutter gegen den Sohn, dem Kaiser ein Leichtes, sie dahin zu bringen, dem spanischen Throne zu Napoleon's Gunsten, und zwar für dessen Bruder Joseph, förmlich zu entsagen (d. 5. Mai 1808). Nur Ferdinand widerstrebte: da aber sein Vater den Stock gegen ihn hob, seine Mutter „wie eine Furie auf ihn losgieng“ und Napoleon, obwohl selbst vor dieser Frau ein Grauen empfindend, Gehorsam erwartete, so unterschrieb Ferdinand zwar seine Thronentsagung, hatte sich aber bereits in einem geheimen Protest-Act seine Thronrechte zu sichern gesucht und der in Madrid zurückgelassenen Junta die Vollmacht ausgestellt, in seiner Abwesenheit die königlichen Hoheitsrechte auszuüben.

Hierauf erhielt Ferdinand die Weisung, seinen Aufenthalt im Schloß Valencay (das dem Talleyrand gehörte) zu nehmen; die arme Königin von Eturien, das nun mit Frankreich vereinigt wurde, mußte ohne irgend eine Entschädigung in's Kloster wandern, und das alte Königspaar begab sich nach Compiegne (später nach Marseille und zuletzt nach Rom).

Napoleon ahnete nicht, wie theuer ihm dieser kecke Griff in den fremden Bienenstock zu stehen kommen sollte! Am 6. Juni verlieh er die spanische Krone seinem Bruder Joseph, bisherigem König von Neapel und am 15. Juli gab er Neapel seinem Schwager, Joachim Mürat, dessen Großherzogthum Berg er für Frankreich einzog und es nachher seinem Neffen Louis Napoleon, dem Sohne des Königs von Holland, schenkte.

2. Volkserhebung in Spanien. Vertheilung der franz. Heere. Die Junten. Saragossa und Palafox. Die Landmiliz um Barcellona. Valencia. Sevilla. Cadix. Die Capitulation von Baylen. Josephs Rückzug nach Burgos. Junot's Capitulation in Portugal. Wellesley.

Um den neuen König von Spanien, der am 7. Juni in Bayonne eintraf, populär zu machen, hatte man die Junta in Madrid mit militärischem Nachdruck dahin gebracht, sich Napoleon's Bruder Joseph zum König zu erbitten, und hatte eben so eine Anzahl Deputirter nach Bayonne geschickt, um dort comö-

dienartig die spanischen Cortes vorzustellen, mit denen derselbe die neue Verfassung für Spanien vereinbaren sollte. Sie mußten annehmen, was ihnen vorgelegt wurde, und erhielten mit Einemmale den ganzen Apparat der französischen Institutionen und Gesetze sammt dem Licht der französischen Aufklärung und Civilisation, das der dem Lande angethanen sündigen Unbill zum Deckmantel dienen mußte.

Allein das Volk von Spanien, in seinen alt-heimischen Rechten und Gewohnheiten, in seinen Lebensansichten und Glaubensüberzeugungen im tiefsten Innern verletzt, entbrannte allenthalben in glühendem Zorn gegen die aufgezwungene Herrschaft und rottete sich in Haufen zusammen, wo sich die Franzosen zeigten. Nur unter starker Bedeckung konnte Joseph, der ungern diese Rolle sich hatte aufbürden lassen, Madrid erreichen, wo ihn die Einwohner mit stummem Schweigen empfiengen, und als er ihnen Freudenfeste gab, sich ferne von ihm hielten, so daß er seinen Kummer darüber in häufigen Briefen an seinen Bruder aussprach. In Kurzem stand das Volk, obgleich von keiner militärischen Macht unterstützt, in allen Gauen auf und blutigroth loderte die Flamme eines furchtbaren Nationalkriegs empor, der Napoleon's Kräfte auf Jahre hinaus in vollen Anspruch nahm und so den ersten Anstoß zur Erschütterung seiner Macht gab.

Um dem Aufstand rasch und kräftig zu begegnen, vertheilte Napoleon seine in Spanien befindlichen Truppen in der Art, daß Düpont mit seinem Corps sich von Madrid aus nach dem Südwesten —, Bessières nach dem Nordwesten wenden sollte, damit jener, wie dieser sich mit Junot in Lissabon leicht in Verbindung setzen könnte; Duhesme aber sollte im Osten Catalonien (von Barcellona aus) überwachen und Moncey südöstlich nach Valencia ziehen. Alle diese Corps trafen nirgends auf ein geordnetes spanisches Heer, weil, was davon noch vorhanden war, mit Junot nach Portugal gezogen war. Sie hatten also den Kampf nur mit dem aus Bürgern und Bauern bestehenden Volke zu bestehen, einem Volke aber, das — noch unverderbt und unangesteckt vom Gift französischer Frivolität, unbekannt mit den Neuerungen der Zeit, festhaltend an seinem heimischen Recht, ergeben seinem Königs-

hause und treu seinem Glauben, dabei stolz auf seine Nationalität, gegen Fremdherrschaft, insbesondere gegen seine französischen Bedrücker, für die es schon so viele Opfer an Gut und Blut hatte bringen müssen, den tiefsten Haß empfand, der sich durch Napoleon's Benehmen gegen die königliche Familie zum wüthenden Fanatismus steigerte. Allenthalben bildeten sich Junten, welche, ausgehend vom Volk, auch die höhern Stände mit in den allgemeinen Kampf fürs Vaterland fortrissen; wer sich nicht anschloß, war verloren, und selbst Besonnenheit und Vorsicht galt für Feigheit und kostete manchen Provincialgouverneur das Leben. Obgleich diese Junten in den verschiedenen Städten völlig unabhängig von einander handelten, so beseelte doch alle Ein Geist des Widerstandes; und mußte derselbe auch in seinen vereinzelten Anstrengungen, besonders im offenen Felde, bald da, bald dort den übermächtigen Angriffen der französischen Heere unterliegen, so erhob er sich immer wieder da, wo der Feind abgezogen war, oder wohin er nicht reichen konnte.

Die erste Junta bildete sich zu Oviedo in Asturien (d. 24. Mai 1808): sie stellte 18000 M. auf und sandte Abgeordnete nach England mit dem Ruf um Hülfe, der gern aufgenommen wurde. Dem Beispiele von Oviedo folgte Corunna in Galicien und Santander in Catalonien. — Obgleich in Altcastilien zu Logronno, Segovia, Valladolid geschlagen, zwangen sie doch den Gouverneur von Leon, sie gegen Bessières' Heer zu führen, wurden aber von demselben bei Rio secco besiegt. Ein Hauptkampf aber erhob sich um Saragossa in Aragonien, und die heldenmüthige und glückliche Vertheidigung dieser Stadt durch Joseph Palafox bildet ein glänzendes Bild in der spanischen Geschichte.

Auch hier hatte sich das Volk am 24. Mai erhoben und durch den Marquis von Lazan und seinen Bruder Joseph Palafox die Franzosen am Uebergang über den Ebro, jedoch vergeblich, zu hindern versucht. Die Franzosen unter Lefebvre-Desnouettes und Verdier drangen vor und begannen die Belagerung der Stadt. Während Palafox außerhalb der Stad Streitkräfte sammelte, um damit die Franzosen von der Belagerung abzuziehen, schwuren die Saragossaner mit Lazan, sich bis auf den Tod zu vertheidigen (d. 26. Jun.). Obgleich die Stadt auf das heftigste beschossen wurde und ein Pulverthurm in die Luft sprang, so fuhr man doch fort, durch Abgrabung der

Straßen, Verwandlung der Klöster und Paläste in Castelle, Errichtung furchtbarer Batterieen rc. sich auf's Aeußerste zu vertheidigen. Als eine dieser Batterieen von den Franzosen demontirt wurde und alle ihre Vertheidiger dieselbe verließen, lief ein junges Mädchen, Namens Agostina, in die verlassene Batterie und feuerte eine noch unabgebrannte Kanone ab. Beschämt durch diesen Heldenmuth, kehrten die Gewichenen wieder zurück und es gelang ihnen, die Batterie noch zu retten. Als der Kampf am hitzigsten wüthete, kam Palafor in die Stadt zurück, übernahm das Commando und leitete die fernere Vertheidigung so geschickt, daß die Franzosen am 13. Aug. die Belagerung aufgaben und sich mit einem Verlust von 3000 M. zurückzogen; auch auf Seite der Bürger waren 2000 M. geblieben, denen Palafor nun eine würdige Todtenfeier hielt.

In Barcellona waren umgekehrt die Franzosen von Anfang an Herren der Stadt und suchten von da aus das Volk in Catalonien niederzuhalten. Allein die Landmiliz (unter dem Namen Somatomes) schlug fast jedesmal die gegen sie ausgesandten Truppen zurück; nur Duhesme selbst brachte ihnen eine Niederlage bei, konnte aber die Festuug Gerona nicht erobern.

Unter großen Verlusten erreichte Moncey Valencia, deren Einwohner selbst in Parteistreit mit einander waren; als er aber die Stadt berannte, wurde er so einmüthig und energisch empfangen, daß er mit großem Verlust abzog und auf dem Rückweg aus Rache die größten Grausamkeiten begieng.

Im südlichen Spanien erhob sich zuerst Sevilla und bildete eine Centraljunta für Spanien, die aber nur von den benachbarten Provinzen anerkannt wurde. In Cadix wurde die französische Flotte durch Einschließung gezwungen, sich zu ergeben. Dagegen mußte sich Cordova dem General Dupont ergeben und wurde geplündert, aber die Frevel, welche die Franzosen dabei verübten, wurden ihnen von dem Landvolk auf das schrecklichste vergolten, indem unter Anderm einige kirchenschändende Franzosen sogar gekreuzigt worden seyn sollen. Als nun Dupont sich zurückzog, stieß er auf ein Insurgentenheer von 28,000 M., das von Castannos und Reding befehligt wurde und ihm so zusetzte, daß er, nachdem ihm 3000 M. getödtet und eben so viele vor Hitze verschmachtet, 1600 Schweizer aber zu den Spaniern übergegangen waren, sich durch die Capitulation von Baylen mit dem Rest seines Heeres (9400 M.) den Spaniern

ergab und freien Abzug nach Frankreich erhielt. Allein die Junta von Sevilla war so unedel, die Capitulation für ungültig und jene Franzosen für kriegsgefangen zu erklären.

Eben so gieng es dem Junot mit den Portugiesen, die das Beispiel der Spanier nachahmten und in Oporto eine Junta errichteten. Bald darauf erschien daselbst die von England versprochene Hülfe unter Sir Arthur Wellesley (dem nachherigen Herzog von Wellington), dem bald auch eine andere Abtheilung Engländer unter dem Oberbefehlshaber Dalrymble folgen sollte. Ohne aber diesen abzuwarten, zog Wellesley mit 15000 M. gegen Lissabon aus. Da rückte ihm Junot entgegen, wurde aber von ihm bei Roleja und bei Vimeira (d. 17. u. 21. Aug.) besiegt und mußte ebenfalls capituliren, was ihm um so schmerzlicher fiel, da er die portugiesische Krone im Geist schon auf seinem Haupte gesehen hatte. Die Franzosen erhielten freien Abzug nach Frankreich sammt ihrem Gepäck. Diese Capitulation, die der unterdeß angekommene Dalrymble mit Junot abschloß, wurde in England wegen ihrer zu großen Milde sehr getadelt. — Bald darnach kam auf englischen Schiffen der größte Theil jenes früher erwähnten spanischen Heeres unter de la Romana aus der Ostsee zurück, wo es gegen die Schweden gebraucht worden war, und ermuthigte die Vaterlandskämpfer zu fernerer Ausdauer.

Die nächste Folge dieser Unglücksfälle der Franzosen in Spanien war, daß sich der König Joseph in Madrid nicht halten konnte und sich auf die Nachricht von der Convention von Baylen nach Burgos zurückzog. Napoleon selbst aber erkannte, daß er alle Kraft aufbieten müsse, um die Ehre des französischen Namens zu retten und das Ansehen seiner Herrschaft im Ausland aufrecht zu erhalten. Er ließ daher in ganz Frankreich eine neue Truppenaushebung veranstalten, wobei er, um das Heer zur hinreichenden Stärke zu bringen, in frühere Conscriptionsjahre zurückgriff; auch zog er einen Theil seiner Truppen aus Deutschland zurück und gebot allen Rheinbundstaaten, ihm neue Contingente zur Fortsetzung des spanischen Kriegs zuzusenden. Um aber bei der neuen spanischen Expedition in Bezug auf Oesterreich, Preußen und Rußland den Rücken frei zu haben, lud er den Kaiser

Alexander zu einer Zusammenkunft in Erfurt ein, in der Hoffnung, denselben durch ein innigeres Band für seine weitern politischen Absichten gewinnen zu können.

---

5. Kapitel.

Die Ereignisse im europäischen Norden während der ersten Periode des spanischen Volkskriegs. Fortsetzung desselben.

1. Das englische Ministerium Castlereagh und Canning. Entführung der dänischen Flotte. Einfall der Russen in Finnland. Gustav IV in Schweden. Seine Absetzung. Friede: Finnland russisch. Karl XIII.

Was unterdeß — während jener Ereignisse in Spanien — seit dem Tilsiter Frieden bis zum Erfurter Congreß im übrigen Europa vorgegangen, möge hier seine Zwischenstelle finden.

Zunächst hatte in England schon seit dem März 1807 das neue Ministerium Castlereagh und Canning einen thatkräftigeren Geist bewiesen, der sich durch die Verständigung der beiden größten Continentalmächte und durch die nun erst völlige Verschließung des Festlandes zur äußersten Anstrengung angetrieben fühlte. Vor Allem suchten die Engländer eine Schließung des Sunds und eine Vereinigung der russischen und der französischen Flotte zu verhindern. Um daher Dänemark, das den Sundschlüssel in Händen hat, entweder zum Anschluß an England zu vermögen oder ihm die Sundschließung unmöglich zu machen, drang eine englische Flotte durch den Sund, landete, weil Dänemark den Anschluß an England verweigerte, am 16. August auf Seeland und eröffnete vom Land und von der See aus ein furchtbares Feuer auf Kopenhagen. Der Kronprinz Friedrich vertheidigte die Stadt auf das muthigste, mußte aber der Uebermacht nachgeben und am 7. Sept. eine Capitulation eingehen, nach welcher den Engländern die ganze dänische Flotte ausgeliefert werden mußte. Weil aber die Dänen standhaft ein Bündniß mit den Engländern ablehnten, so nahmen ihnen diese ihre

westindischen Colonieen und besetzten außerdem noch die vor der Elbemündung liegende Insel Helgoland, die fortan zum Betrieb des lebhaftesten Schmuggelhandels diente. Bald darauf starb der alte schwachsinnige König Christian VII und sein Sohn Friedrich VI, der schon länger her für ihn regiert hatte, wurde sein Nachfolger (d. 13. März 1808).

Drei Wochen zuvor hatte Rußland seinen Angriff auf Finnland begonnen, ohne den Schweden vorher den Krieg anzukünden. König Gustav IV hatte in seinem wunderlich eigensinnigen und heilsamen Rathschlägen wenig zugänglichen Character versäumt, Vorkehrungen der Vertheidigung Finnlands zu treffen, und selbst jetzt hemmten seine sich widerstrebenden Anordnungen eine kräftige Abwehr. Dazu kam, daß zugleich Dänemark an Schweden den Krieg erklärte, so daß er nun seine Streitkraft theilen mußte und ein Heer zu einem Einfall in Norwegen verwendete, mit einem andern die Südküste Schwedens deckte, ein drittes aber nach Finnland schickte. Dieses letztere Heer war aber zur Behauptung dieses Landes zu schwach: ein Theil der Scheerenflotte gieng in den Gefechten gegen die russische Flotte zu Grunde; einen anderen Theil, der im Hafen zu Abo eingefroren war, verbrannten die Schweden selbst, damit er nicht den Russen in die Hände fallen möchte, so daß nun selbst das granitne Sweaborg, „dieses nordische Gibraltar“, an die Russen verloren gieng.

Eben so ungünstig verlief der Landkrieg in Finnland. Doch zog er sich wegen des für die Russen schwierigen, weil mit Sümpfen, Seen, Wäldern bedeckten Bodens und wegen des aufopferungsvollen, hartnäckigen Widerstandes der Finnen in die Länge, zumal ihnen die Schweden nicht ausreichendere Hülfe sandten und auch England in egoistischer Politik die Russen gewähren ließ, ohne den Schweden irgendwie Hülfe zu leisten.

Der gegen Ende Novembers 1808 eintretende Waffenstillstand wurde von dem König Gustav gleichfalls schlecht benützt; ja Gustav überwarf sich nun auch mit England auf die thörichteste Weise, indem er gegen den englischen Gesandten den Degen zog und auf alle englische Schiffe Beschlag zu legen befahl. Da wendeten sich die Schweden gegen ihren eigenen König: ein

Theil seines Heeres rückte gegen Stockholm, und als er aus der Hauptstadt in das Lager seines zweiten Heeres floh, nahm man ihn daselbst fest, und als er den Degen zog, ward er entwaffnet und auf ein festes Schloß gebracht. Da die schwedischen Großen, die sich seinen Oheim, den alten Herzog Karl von Südermannland zum Reichsverweser gaben, befürchteten, Rußland möchte noch weiter gehen und Schweden selbst angreifen, so überließen sie in dem am 17. Sept. 1809 geschlossenen Frieden Finnland an die Russen.

Kurz zuvor schloß Schweden mit Dänemark und einige Zeit nachher auch mit Frankreich Frieden. Die Absetzung des schwedischen Königs wurde auf dem Reichstag v. 10. Mai 1809 ausgesprochen. Er verließ dann gegen das Ende des Jahrs Schweden und lebte unter dem Namen Oberst Gustavson in Deutschland. Der Herzog von Südermannland wurde (mit Uebergehung des jungen Kronprinzen) zum König als Karl XIII gewählt, jedoch nur nach vorhergegangener Beschränkung der Königsgewalt. Da er keine eigenen Kinder hatte, so wurde der Herzog Christian August von Holstein-Augustenburg am 18. Jul. 1809 zum Kronprinzen ernannt.

2. Preußen seit dem Tilsiter Frieden Das Königspaar. Napoleon's wegwerfende Behandlung Preußens. Innere Erneuerung Preußens. Reformen im Heer und in der Verwaltung: Scharnhorst; Stein. — Oesterreich unter Stadion. Der Congreß von Erfurt.

Preußen war seit dem Tilsiter Frieden im Zustand der Unterjochung durch eine Tyrannei, unter welcher einst Friedrich der Große — bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Lage — „zu leben für ein Verbrechen, zu sterben für Pflicht" erklärt hatte. Friedrich Wilhelm III fühlte allerdings den Schmerz der Erniedrigung und Schwächung seiner Krone auf das allertiefste; aber sein Lenker in solcher Noth war ein anderer: er glaubte an Den, der mit seiner Allmachtshand den in den Wellen Sinkenden halten und vom Untergang retten konnte. Auch gewährte ihm die Liebe seines Volkes eine weitere Stärke; denn allenthalben trat die Anhänglichkeit an das Königshaus auf rührende Weise hervor — in den ihm noch gebliebenen Landen durch Versicherungen unverbrüchlicher Treue, in den verlorenen durch die unverholenste

Betrübniß, zumal der am 24. Jun. 1807 vom Könige aus Memel erlassene „Abschied" alle Herzen ergriff.

Wie würdig sich das schwerheimgesuchte Königspaar im Unglück benahm, bezeugt zunächst eben dieser Abschied des Königs, in welchem er unter Anderm schrieb: „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres. — Der Friede mußte so, wie ihn die Umstände geboten, abgeschlossen werden. Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos! Das Schicksal gebietet: der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflicht gegen mich und mein Haus. Unsere heißesten Wünsche begleiten Euch zu Euern neuen Landesherrn; seyd ihm, was ihr mir waret! Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen vertilgen!" — Und wie groß die am schmerzlichsten betroffene Königin Luise dachte, bezeugen folgende Worte von ihr: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis. Unsere Gränzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen: dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaftern Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbünden müssen: jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbünden. Diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Der König selbst bewies fortwährend eine ruhigfeste Haltung und dachte stets nur darauf, seinen Unterthanen die Noth zu erleichtern. „Von unerschwinglichen Forderungen gepreßt, von unbezahlbaren (Staats-) Schulden gedrückt, für sich mit seiner Familie auf das Nothwendigste beschränkt, wies er den Antrag, den Staatsbankerott zu erklären, mit Verachtung und mit den Worten zurück: „Auch im Unglück nie ehrlos!" Er schickt sein goldenes Tafelservice in die Münze, und will an seinem Tisch nicht eher Champagner trinken, als bis alle seine Unterthanen wieder satt haben." (Eylert.)

Mit der zunehmenden Bedrängniß wuchs die gegenseitige Liebe zwischen dem König und dem Volk in einem noch höhern Grade: denn nicht bloß der Verlust an Land und Leuten war das Beugende, — weit kränkender für Preußen und seinen König war die seit dem Tilsiter Frieden immer mehr hervortretende Absicht des Siegers, die preußische Fürstenmacht und Volkskraft durch ausgesuchte Demüthigungen und Bedrückungen innerlich zu zerreiben und zu zersetzen, um sie wenigstens auf diesem Wege

— der Vernichtung nahe zu bringen, vor welcher Napoleon nur um Rußlands willen stille gestanden war.

Nicht nur daß Preußen auf so lange, als es an den seine Kräfte übersteigenden Kriegskosten zu zahlen hatte, bis an die Weichsel hin von französischen Truppen besetzt blieb, und daß die Einkünfte des besetzten Theils für Frankreich eingezogen wurden: man erpreßte — dem Frieden zuwider — noch mehr freie Durchzugsstraßen, schlug das sog. Neuschlesien zu Warschau, vergrößerte zum Nachtheil Preußens das Umgebiet von Danzig und Magdeburg, überließ (auf polnischen Betrieb) alle innerhalb des Großherzogthums Warschau gelegenen preußischen Gutstheile (selbst das Eigenthum Privater und frommer Stiftungen) dem Könige von Sachsen gegen eine Entschädigung von 20 Millionen, die er aber nicht an die preußischen Eigenthümer geben durfte, sondern an Napoleon ausliefern mußte, — und verbot dem Könige, binnen zehn Jahren mehr als 42000 M. unter den Waffen zu haben.

Aber alle diese und unzählige andere kleinliche Peinigungen dienten in höherer Hand nur dazu, den bis 1806 theils in todtem Formwesen erlahmten, theils an falscher Selbstüberschätzung kranken Nationalgeist zur Erkenntniß dessen, was ihm fehlte, zu bringen und ihn für eine spätere Wiedergeburt empfänglich zu machen. Ja schon im Kampf des Unterliegens hatte der König manche Gebrechen des alten Heersystems erkannt, wie er denn gleich von Memel aus die Untersuchung und Bestrafung der feigen Festungscommandanten und die Entlassung der bei Prenzlau gefangenen Offiziere anordnete.

Nach dem Frieden umgab sich der König mit zuverlässigeren Berathern, unter welchen besonders der ausgezeichnete Kriegsminister von Scharnhorst für die Verbesserung des Militärwesens sorgte.

Gerhard David v. **Scharnhorst**, geb. 1756 bei Celle in Hannover, von bürgerlichen Aeltern, erhielt seine erste militärische Bildung in der Artillerieschule zu Steinhude und hatte, als er in seinem 34. Jahre Artillerie-Hauptmann wurde, sich schon durch militärische Schriften einen Namen gemacht, so daß er, nachdem er in den Revolutionskriegen seine theoretischen Kenntnisse auch practisch bewährt hatte, nach Beendigung des Kriegs zum Oberstlieutenant ernannt und auf Empfehlung des Feldmarschalls Herzogs von Braunschweig in preußische Dienste gezogen wurde, wo er die gleiche Anstellung in Berlin erhielt. Seine

vom damaligen preuß. Militärgeist abweichende bescheidene Haltung in Benehmen und Rede zog ihm anfangs Mißachtung bei seinen Untergebenen zu; allmählig aber erkannte man seinen Werth: er wurde Oberst, trat in den Generalstab und ertheilte Unterricht an der Kriegsschule, wobei er auf die durch Napoleon aufgebrachte neue Kriegsweise aufmerksam machte. Im darauffolgenden Kriege wurde er zu Lübeck gefangen, aber mit Blücher ausgewechselt. Darauf wurde er Chef des Generalstabs bei der Armee L'Estocq's, und wenn der russische Oberbefehlshaber Graf Bennigsen in der Schlacht bei Eylau seinen Rath befolgt hätte, wäre, glaubt man, der Erfolg ein anderer gewesen.

Es wurde nämlich durch Befehl vom 3. Aug. 1808 die bis dahin so dürftige Bekleidung der Mannschaft mehr dem Bedürfnisse angepaßt; es wurden die Uebungen practischer eingerichtet, Geschütz und Waffen ersetzt und umgestaltet, die entehrenden Strafen (insbesondere die das menschliche Gefühl empörende Strafe des Gassenlaufens) abgeschafft; für die Offiziere wurde ein Ehrengericht gebildet und eine strenge Sittenordnung festgestellt, der Gemeine gegen rohe und ungebührliche Behandlung seiner Obern geschützt und die Einübung der Soldaten in der Art vorgenommen, daß alle Jahre die Eingeübten entlassen und neue zur Einübung einberufen wurden, daß so auf diese Weise zwar nur die zugelassene Zahl von 42000 M. unter den Waffen stand, in der That aber nach mehreren Jahren ein mehrfach so großes Heer auf den ersten Wink aufgestellt werden konnte.

Von besonders wichtigen Folgen für die Schöpfung eines nationalen Heers war die Verordnung, daß jeder Staatsunterthan ohne Unterschied der Geburt zum Kriegsdienst verpflichtet sey, daß bei der Ernennung der Offiziere nicht auf Geburt zu sehen und im Frieden nur Führung, Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur Tapferkeit und Auszeichnung zur Beförderung für die höhern Grade erforderlich sey und daß das Heer von nun an nur aus Inländern bestehen solle. So wurden Soldaten aus Bürgern geschaffen und diesem Stande die ihm gebührende Ehre gegeben. Den Schluß dieser Reformen machte ein neues Exercierreglement, das dem Kamaschendienst eine Ende machte.

Einen ähnlichen Geist der Belebung und Veredlung des Volkssinnes und der Volkskraft brachte der Minister des Innern Freiherr von Stein aus Nassau durch Verbesserung der Verwaltung und durch seine Bemühungen um freiere Institutionen hervor.

Heinrich Friedrich Karl, Freiherr von und zum **Stein** in Nassau an der Lahn, aus einem alten reichsritterlichen Geschlechte, bildete sich zum Staatsdienst vor, lernte dann die Welt zuerst an Fürstenhöfen kennen und trat 1780 in preußische Dienste. Er machte als Bergrath bergmännische Reisen durch Deutschland und Großbritannien und wurde wegen seines männlichen und einsichtsvollen Eifers und seltenen Talents nach und nach Chef der Civilverwaltung der Provinz Westfalen. Im J. 1804 wurde er Finanzminister, zerfiel aber bei der franz. Invasion mit den andern Ministern und selbst mit dem Könige, so daß er seinen Abschied nahm und sich auf seine Güter zurückzog. Die Noth des Staates bewog den König, ihn wieder an die Spitze der innern Angelegenheiten zu berufen (5. Oct. 1807) und sich seines genialen Rathes zur Rettung des Vaterlandes zu bedienen. Obgleich zum brausenden Zorn und stürmischen Wesen geneigt, hatte er doch ein tiefes Gemüth und innigen Glauben an Gott. Feind alles Gemeinen und Schlechten, und schonungslos gegen alles Ungehörige und Unwürdige, war er besonders mit Schmerz über die Schmach des Vaterlandes erfüllt und voll glühenden Eifers, es wieder frei und mächtig zu sehen, so daß man ihn „der Deutschen Grund-, Eck- und Edelstein" nannte. (Vgl. Stein's Leben v. Perz; Beitzke's Gesch. d. deut. Freiheitskriege I.)

Auch er schnitt mit den auf seine Vorschläge sich gründenden Anordnungen viel faules Fleisch am Staatskörper weg, um die Heilung desselben zu bewirken. Das Vorrecht des Adels auf den Besitz von Rittergütern wurde aufgehoben; der Bauernstand vom übermäßigen Druck des Adels befreit, die Städte erhielten zur Erhöhung des Gemeinsinns ihre alten Stadtrechte wieder; das Zunftwesen wurde aufgehoben und noch andere Veränderungen vorbereitet, wiewohl im edeln Eifer des Besserns manches Gute, was mit manchen alten Einrichtungen neben dem Schlechten noch verbunden war, zu wenig geschont und beibehalten, sondern, anstatt es zu reformiren, geradezu weggeworfen wurde: daher zum Theil auch an der Stelle alter Gebrechen neue sich einstellten, an die Stelle alten Unrechts neues trat, dessen Wegschaffung oder Verbesserung einer ruhigern Zeit vorbehalten blieb, welcher dann freilich dieses Geschäft, wo es gelang, doppelte Mühe machte und zum Theil noch jetzt da macht, wo es noch nicht zum Ziel gekommen ist.

Der edle Stein selbst konnte die Zeit der Reife bei der Ausführung seiner eigenen großartigen Ideen kaum erwarten und brachte sich dadurch in die Lage, seine persönliche Thätigkeit dem preußischen Staate auf eine Zeit lang entziehen zu müssen. Er hatte einen Brief an den Fürsten v.

Wittgenstein geschrieben, worin er die Nothwendigkeit darstellte, die Erbitterung zu nähren, die sich allenthalben in Deutschland gegen Napoleon zeige. Dieser Brief wurde aufgefangen und kam in die Hände Napoleon's, der ihn im Moniteur veröffentlichte mit der spöttischen Bemerkung, daß er Preußen bedaure, einen so verkehrten Minister zu haben. Da er den Stein für einen Feind Deutschlands und des Rheinbunds erklärte und seine Güter einzuziehen befahl, so nahm Stein seine Entlassung und begab sich nach Oesterreich und von da nach Rußland, wo er übrigens für Deutschlands Rettung nur um so thätiger war.

So regte sich denn allenthalben in dem verkleinerten Preußen eine große, auf die Erhebung des Volks gerichtete Thätigkeit. In Schulen wurde mit Eifer die vaterländische Geschichte gelehrt; der Schulunterricht überhaupt durch methodische Behandlung gehoben; die Künste, besonders die Dichtkunst und Malerei, nahmen ihre Stoffe aus der deutschen Vorzeit und schöpften aus dem verfallenen Born einer großen Vergangenheit heilskräftige Begeisterung, wenn solche auch zum Theil von krankhaften Erscheinungen nicht frei war. Selbst die deutsche Philosophie, die ihre Weisheit auf eine Zeit lang aus dem Weltverbesserungscodex der westlichen Nachbarn geholt hatte, wendete sich jetzt, vom nationalen Selbstgefühl ergriffen, gegen die ausländische Heimath ihrer Grundprincipien und sprach in „Reden an die deutsche Nation" (XXV. 7, 2), wenn auch meist in idealistischen Abstractionen sich bewegend, von deutscher Ehre, Freiheit und Nationalität. Nicht minder machte sich die Moral auf und gelobte in der Form eines „sittlich-wissenschaftlichen Vereins," des „Tugendbundes," dem Vaterlande zur Neugeburt und Neukräftigung in allen Zweigen des Staatslebens zu verhelfen.

Nur der allein den Menschen von Grund aus erneuernde und wiedergebärende Christglaube lag noch gebunden, und es mußten noch Jahre schwerer Leiden und gewaltiger Kämpfe eintreten, um den Sinn auf das nahe Heilmittel zu richten, durch dessen Anwendung die einzelnen Menschen wie ganze Staaten genesen.

Auch Oesterreich, das in seinem Theile ebenfalls unter der Wucht des französischen Riesen seufzte und neuen Kämpfen mit demselben entgegensah, suchte sich, den Eingebungen des Ministers Grafen v. Stadion folgend, durch manche Verbesserungen im

Innern für die Zukunft vorzubereiten, und hielt sich, während es mit Napoleon in gutem Vernehmen zu bleiben sich bemühte, die Wege zu einer nähern Verbindung mit Preußen und mit denjenigen Staaten offen, die durch französische Uebergriffe verletzt waren. Selbst mit Serbien unterhielt es Beziehungen, die einem Vordringen der Russen oder der Franzosen in die Türkei vorbeugen sollten.

Denn eben auf dem Congreß zu Erfurt, den Napoleon am 24. Sept. 1808 mit dem Kaiser Alexander hielt, um sich für die zu erneuernde Expedition nach Spanien den Rücken frei zu halten, kamen hauptsächlich die türkischen Angelegenheiten zur Sprache. Napoleon wußte wohl, daß er die Freundschaft Alexanders nur durch ein Opfer gewinnen werde und überließ ihm die beiden Donaufürstenthümer, die derselbe bereits besetzt hatte, wollte jedoch Schlesien oder Böhmen dagegen haben. Doch Alexander gieng darauf nicht ein, sondern gab nur zu, daß Napoleon das im Tilsiter Frieden gegebene Versprechen, Preußen mit 400000 Seelen für das demselben genommene Hannover zu entschädigen, zurücknahm und dadurch neues Unrecht an Preußen übte. Einen geheimen Antrag Napoleon's aber auf die Hand seiner Schwester, wodurch er den russischen Selbstherrscher aufs engste mit sich verbinden wollte, wies dieser geschickt durch die Hinweisung auf seine Mutter zurück; diese aber darum anzugehen, unterließ Napoleon, da sie allgemein als seine entschiedene Gegnerin bekannt war. Da somit durch den Erfurter Congreß im Ganzen nichts als nur eine vorläufige Ruhe vor Rußland gewonnen war, so kehrte Napoleon mit nur geringer Befriedigung nach Frankreich zurück.

Bei dieser Erfurter Zusammenkunft war Napoleon von fast allen Rheinbundfürsten umgeben und hatte seinen Gast auf das glänzendste und freundschaftlichste empfangen. Beide überboten sich wieder mit Zuvorkommenheiten und waren täglich die meiste Zeit bei einander zu sehen. Alexander brachte auch eine Theilung der Türkei zur Sprache; aber Napoleon lehnte es ab, darauf einzugehen, bis er Spanien bewältigt habe. Beide Monarchen machten damals den Engländern (von Seiten Napoleons zum Schein) ein Friedensanerbieten, das England unter der Bedingung annehmen wollte, wenn auch den Spaniern Antheil an den Verhandlungen zuerkannt würde. Da aber Napoleon im Begriff war, Spanien nachdrücklicher als bisher zu bekriegen, so zerschlug sich die Sache.

3. Fortsetzung des spanischen Kriegs. Napoleon in Spanien. Die Engländer in Corunna. Siege der französischen Marschälle. Josephs Wiedereinzug in Madrid. Abzug der Engländer. Soult in Corunna. Napoleon's Rückkehr nach Frankreich.

Weil nun nach so großen Verlusten in Spanien Napoleons Ruhm und Namen auf dem Spiele stand, wenn es ihm nicht gelang, die Volkserhebung daselbst zu bemeistern, so beschloß er, in eigner Person sein neugerüstetes Heer von 250000 M., worunter die deutschen Bundestruppen mitbegriffen waren, nach Spanien zu führen. Die Spanier hatten sich gleichfalls vorgesehen und zu Aranjuez eine neue Centraljunta, bestehend aus Abgeordneten der verschiedenen Provinzialjunten, zur Wahrung der Rechte Ferdinand's VII eingesetzt, woneben jedoch die jüngern Mitglieder dieser Junta den Zweck einer Verfassungsveränderung vor Augen hatten.

Von Außen unterstützt, wurden die Spanier nur von den Engländern, deren Aristokratie damals unter dem geisteskranken König Georg III mehr als je die Zügel der Regierung in Händen hatte, da der Kronprinz noch mit keiner Gewalt betraut war. Indeß war es den Lords mehr darum zu thun, die spanischen Colonieen mittels Aufreizungen zur Emancipation auszubeuten, als sich durch eine Expedition nach Spanien selbst stark zu verunkosten: sie sandten nur 11000 M. unter dem Oberbefehl des Generals Moore, der in Corunna landete und sich mit den Portugiesen vereinigte.

Die Spanier selbst aber versäumten es, eine größere Vereinigung der militärischen Kräfte zu Stande zu bringen, und sahen sich von dem rasch einbrechenden Feind überrascht, der darauf ausgieng, sie in einzelnen Kämpfen aufzureiben. Sie zogen daher anfangs gegen die Uebermacht und Kriegsgewandtheit der französischen Marschälle den Kürzern. So schlug Marschall Ney am 26. Oct. 1808 die Vorhut Castanno's bei Logronno, die Marschälle Lefebvre und Victor das Heer Blake's und Romana's bei Valmaseda und (d. 11. und 12. Nov.) bei Espinosa; Marschall Bessières eroberte Burgos, Marschall Lannes schlug das vereinigte Heer Castanno's und Palafox' bei Tudela (d. 22.

Nov.), so daß die Centraljunta entfloh und Madrid offen stand. Jetzt erschien Napoleon mit seinem Bruder Joseph über Vittoria und Burgos heranziehend vor Madrid, und während am 4. Dez. sein Heer einrückte, schlug er in einem Landhause vor der Stadt sein Hauptquartier auf, aus dem er sogleich die Aufhebung der Inquisition und die Einziehung der Klöster (zu zwei Drittheilen) decretirte und eine Amnestie erlies, von der nur zehn Mitglieder der Junta ausgenommen waren.

Am 22. Dez. hielt König Joseph seinen Wiedereinzug in Madrid und ließ sich von den Bürgern huldigen, die man jedoch nur durch Drohungen und Versprechungen dazu hatte bringen können. Die Bildung einer spanischen Leibgarde kam nicht zu Stande, da sich kein Spanier dazu hergeben wollte, so daß Joseph seine Zuflucht zur Bildung einer Fremdenlegion nehmen mußte.

Da die geschlagenen und zerstreuten Spanier sich in fast anarchischer Verwirrung und unter sich selbst in Uneinigkeit befanden, so hatte Napoleon Zeit, die Bewegungen des englischen Generals Moore zu beachten, der bereits von Corunna aus bis Leon vorgerückt war und ein Heer von 33000 M. um sich hatte, mit denen er den gegen ihn aufgestellten Soult angreifen wollte. Allein als ihm Napoleon sammt Ney und Bessières mit 70000 M. in den Rücken zu kommen und ihn abzuschneiden drohten, zog er in Eilmärschen nach Corunna zurück und entgieng mit Noth dem ihm zugedachten Schlag. Zwar verfolgte ihn Soult, wurde aber von ihm geschlagen und konnte den Engländern die Einschiffung nur erschweren, nicht aber sie daran hindern. Moore schlug noch siegreich Soult's Sturm auf Corunna ab, und obwohl er selbst dabei tödtlich verwundet wurde, so entkamen doch alle Engländer auf den Schiffen, und Soult besetzte nur die leere Stadt.

Hierauf beschloß Napoleon, die Fortsetzung des Kriegs seinem Bruder zu überlassen und nach Frankreich zurückzukehren, weil nicht nur Oesterreich, das die Verwicklung desselben in den spanischen Krieg für einen günstigen Zeitpunct zum Losschlagen hielt, bedeutende Rüstungen machte, sondern auch ganz Frankreich, das seine besten Kräfte in einem verderblichen Kriege vergeudet sah, von seiner unaufhörlichen Kriegslust das Schlimmste fürchtete. Dieser doppelten

Gefahr zu begegnen, verließ er im Januar 1809 die pyrenäische Halbinsel, nachdem er auf Joseph's Wunsch den alten Marschall Jourdan zum Oberbefehlshaber über die französische Streitmacht in Spanien ernannt hatte.

4. Der Kleinkrieg in Spanien. Saragossa's Fall. Die Guerillasführer. Wuth und Grausamkeit beider Theile. Die Engländer unter Beresford. Soult in Oporto. Landung Wellesley's. Rückzug Soult's.

So wenig Einheit und Verbindung unter sich bei den spanischen Guerillas zu finden war, die in vereinzelten Haufen in den verschiedeuen Provinzen den französischen Marschällen unausgesetzten Widerstand leisteten, so einmüthig war das Volk in hartnäckigster, muthigster Vertheidigung seiner Freiheit und seines Erbes. Da der spanische Nationalstolz durch die erste rühmliche Vertheidigung Saragossa's so sehr gehoben worden war, so lag es Napoleon vor Allem daran, sich dieser Stadt zu bemächtigen, und darum erhielten Moncey und Mortier den Befehl, ihre Armeecorps zur Belagerung dieser Stadt zu vereinigen, welche unterdeß von Palafox noch stärker befestigt worden war.

Die Belagerung Saragossa's begann am 20. Dez. 1808, stieß aber wieder auf den heldenmüthigsten Widerstand. Zweimal wechselte die Oberleitung der Belagerungsoperationen, indem jenes Marschallspaar von Junot und dieser von Lannes abgelös't wurde, und erst als der letztere, dieser „Ajax der französischen Armee", nach unausgesetzten Stürmen den Kampf zugleich durch Minen auch unter die Erde versetzte, und die Wuth des Schwertes, die Gewalt der Geschosse und am meisten die Tücke einer Seuche nicht weniger als 54000 Einwohner dahin gerafft hatte, und zuletzt Palafox selbst erkrankte, so capitulirte der geringe Rest der heldenmüthigen Vertheidiger am 20. Febr. 1809, wurde aber deßungeachtet nach der Besetzung der Stadt von den Franzosen noch theilweise treulos niedergemacht.

Die Erbitterung beider Theile während dieses denkwürdigen Kampfes zeigte sich in rastlosen Stürmen und Ausfällen. Als die Franzosen Minen eröffneten, machte Palafox Gegenminen und der Kampf wüthete nun sowohl unter —, als über der Erde. Als endlich die Franzosen durch Breschen eindrangen, tobte der

Kampf um jedes einzelne Haus; denn die Spanier verkauften jeden Fuß breit um theures Blut. Da die Einwohner wegen des beständigen Bombardements schon seit Langem in den Kellern ihren Aufenthalt hatten nehmen müssen und an Allem Mangel litten, so raffte die Seuche so viele hin, daß an Einem Tage viele Hunderte starben. Als der erkrankte Palafor das Commando dem Piedro Ric überlassen mußte, konnten nur noch 4000 die Waffen brauchen. Nach der Einnahme der Stadt wurde Palafor als Gefangener nach Frankreich gebracht, wo er zwar genas, aber noch fünf Jahre im Kerker schmachten mußte!

Auch in Catalonien vertheidigte sich unter andern Reding auf's tapferste und behauptete sich eine Zeit lang in Tortosa: zwar wurde er von Gouvion St. Cyr unweit Tarragona (d. 25. Febr.) geschlagen, deßungeachtet konnten die Franzosen Catalonien nicht unterwerfen, noch gegen die beständig wieder sich sammelnden und in Kleinkämpfen den Feind an jeder Erholung und Ruhe hindernden Guerillas etwas ausrichten. — In Asturien lockte Romana den Marschall Ney in das Innere des Gebirgs, aus dem sich dieser kaum mehr herausfinden konnte; eben so bereiteten ihm Quiroga und Ballasteros an andern Stellen des asturischen Gebirgs schwere Noth, bis es ihm gelang, Oviedo zu erreichen, das er ausplündern ließ. Unter den vielen Guerillasführern, die durch ihre Gewandtheit und Ausdauer den Franzosen großen Abbruch thaten, zeichnete sich noch besonders Empecinado aus.

Allenthalben in den spanischen Provinzen wurde der Krieg mit einer Erbitterung geführt, die sich auf beiden Seiten zur höchsten Wuth und schauderhaftesten Grausamkeit steigerte. Nirgends fanden die Franzosen eine erträgliche, geschweige freundliche Aufnahme; kein Soldat im Quartier war seines Lebens sicher, daher denn auch die schwere Wiedervergeltung, zu der sich die meisten berechtigt glaubten. Am grausamsten und frevelhaftesten benahmen sich die Franzosen in ihrer Wuth, und nur die Deutschen hüteten sich — mit wenigen Ausnahmen — vor solchen Greueln.

Als eine Schaar Spanier in der mörderischen Schlacht bei Ucles gegen den Marschall Victor unterlag, plünderten die Franzosen diese Stadt, ermordeten 69 Vornehme, mißhandelten 300 Frauen und Jungfrauen auf das Frevelhafteste und bedienten sich der gefangenen Mönche als Lastthiere zum

Fortschaffen der Beute. Bei Victor's Corps waren auch Rheinbundstruppen, und unter diesen hat der badische Hauptmann Rigel diesen spanischen Feldzug genau nnd treu beschrieben. — Als Victor und Sebastiani ein spanisches Heer bei Medellin schlugen und das Schlachtfeld von 10000 todten und verwundeten Spaniern bedeckt war, ließen die Sieger sie liegen, ohne die Todten zu begraben und sich der Verwundeten anzunehmen, so daß die bei der Hitze schnell verwesenden Leichen die Luft verpesteten und die Verwundeten auf eine wahrhaft schauderhafte Weise verschmachteten. Einer darunter hatte seine beiden Hände vor Hunger selbst aufgefressen; Andere boten dadurch einen schrecklichen Anblick, daß ihnen noch bei lebendigem Leibe die Ameisen die Augenlieder weggefressen hatten. (S. Menzel a. a. O. II. 171.)

Auch die Portugiesen wehrten sich standhaft gegen das von Soult befehligte Armeecorps. Sie hatten in Lissabon eine Junta errichtet, die, unterstützt von dem englischen Lord Beresford, durch den General Silveira ein Heer von 20000 M. zur Vertheidigung der Hauptstadt aufstellte. Soult drang zwar nach einigen kleineren Siegen bis Oporto vor und nahm diese unbefestigte Stadt ein; aber der hartnäckige Widerstand, den er dabei von den Einwohnern erfuhr, machte ihn zaudern, das wohlverwahrte und vorbereitete Lissabon anzugreifen, ehe er Verstärkung bekam; und während er noch diese erwartete, landete zu Lissabon Arthur Wellesley mit einem englischen Hülfsheere von 20000 M. Vor diesem zog sich nun Soult in solcher Eile nach dem Norden zurück, daß er einen großen Theil seines Geschützes und Gepäckes verlor und der Gedanke an die portugiesische Krone für immer aufgegeben werden mußte.

Von nun an nahm Wellesley „den großen Krieg" auf der pyrenäischen Halbinsel in die Hand, während unzählige Freischaarenbanden unter kühnen Führern den Kleinkrieg daselbst in ungeschwächter Kraft fortführten. — Wir werden auf diesen merkwürdigen Kampf wieder zurückkommen, wenn wir zuerst die Ereignisse betrachtet haben werden, die seit Napoleons Entfernung aus Spanien in Deutschland während des Jahres 1809 vorfielen.

6. Kapitel.

Oesterreichs erneuertes Erheben und Unterliegen. Andere Erhebungsversuche.

1. Ursachen des österreichischen Kriegs. Die österreich. und franz. Streitkräfte. Erzherzog Karl. Napoleon's Sieg bei Abensberg. Schlacht bei Eckmühl und Sieg bei Regensburg. Hiller. Einnahme Wien's. Napoleon's Niederlage bei Aspern und Eßling.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Oesterreich schon länger her insgeheim wieder Kräfte sammelte, um im nie erstorbenen Vertrauen auf seine Bestimmung, so wie im vererbten, durch die jüngsten Erfahrungen nur erstärkten Geist des innersten Gegensatzes gegen Frankreich sein gutes Recht und eine freie Stellung wieder zu gewinnen. Besonders war es Kaiser Franz II, der in ungebrochener gleicher Gesinnung den Kampf mit dem Manne wieder aufnehmen wollte, der mit so unerhörter Willkühr in die europäischen Geschicke eingriff und offenbar nach einer Universalmonarchie strebte. Die Zertretung Preußens, die Gefahr einer Verbindung Frankreichs mit Rußland zur Unterdrückung Oesterreichs trieb zu vorbeugendem Handeln, und die Verwicklung Napoleon's in den spanischen Volkskrieg ließ gerade diesen Zeitpunct als den zum Losbrechen geeignetsten erkennen.

Einen Nebeneinfluß auf diesen Entschluß des Wiener Cabinets übten allerdings auch jene außerösterreichischen Fürsten und Minister, die, wie der Kurfürst Wilhelm von Hessen, der Herzog von Braunschweig (=Oels), der Graf von Wittgenstein, der preußische Freiherr von Stein, der hannöversche Graf Münster u. a. vor Napoleon's Despotismus aus ihrem Lande oder Wirkungskreise hatten weichen müssen und in Wien eine Zuflucht suchten; doch ihr Einfluß allein hätte nicht die Erhebung Oesterreichs zu bewirken vermocht, wenn auch mit Recht gesagt werden kann, daß sie den kaiserlichen Entschluß beschleunigten: die österreichischen Großen waren mit ihrem Kaiser selbst voll der gründlichsten Abneigung gegen die französische Zwingherrschaft und trafen darin mit der Aristokratie auch anderer Länder, selbst Rußlands, überein.

Anfangs hielt Oesterreich auch das übrige Deutschland einer Entrüstung, wie sie namentlich in Westfalen bemerkbar war, und deßhalb einer allgemeinen Erhebung fähig, mußte aber bald die Erfahrung machen, daß die Einen noch die Furcht vor dem Gewaltherrn und seinen Satelliten, die Andern sogar die Hoffnung, im Dienste Frankreichs sich noch höher über die Brüderstämme zu erheben, davon abhielt, und daß man daher sich einzig nur auf die eigne Volkskraft zu stützen habe. Diese concentrirte sich in einem bedeutenden Heere, das man allmählig aufgebracht und eingeübt hatte und von dem die Hauptmasse, 175,000 M. stark, unter dem Erzherzog Karl an der westösterreichischen Gränze, ein kleines Corps von 35000 M. unter dem Erzherzog Ferdinand an der polnischen Gränze, ein drittes von 80000 M. unter dem Erzherzog Johann gegen Italien aufgestellt wurde.

Napoleon, der von diesen Absichten gegen ihn Kunde hatte und eben deßhalb Spanien verließ, fand bei seiner Rückkehr nach Frankreich in seinem Volke ein nicht geringes Mißtrauen gegen die Beständigkeit seines „Sterns" und selbst im Heere, besonders bei manchen Generalen, eine auffallende Mißstimmung vor: denn einige derselben waren unzufrieden, daß er fast alle Kronen nur an seine Brüder und Verwandte vergab; andere waren noch zu republikanisch gesinnt oder ihm heimlich feind, so daß sie sogar Verschwörungen anzettelten, die jedoch sogleich erstickt wurden.

Um alle diese Stimmen und Stimmungen sich indeß nicht kümmernd fand Napoleon's Genie bald Mittel zu einem energischen Feldzug gegen Oesterreich, auf dem er die Scharten, die sein Schwert in Spanien bekommen hatte, auswetzen und sein Haupt mit frischen Lorbeeren schmücken wollte, die er sich um so sicherer versprach, da Rußland noch von Erfurt her sich ihm verpflichtet hatte, Preußen sich nicht rühren konnte und alle Rheinbundstaaten ein noch ungeschwächtes Vertrauen auf seine Uebermacht hatten, zum Theil auch von der Bewunderung seiner Größe befangen waren.

Die französische und rheinbündische Streitmacht, zusammen 180,000 M. stark, hatte sich unter Berthier's Oberbefehl schon am 9. Apr. in Bayern aufgestellt, und zwar in sieben,

von eben so vielen Marschällen und Generalen (von Lefebre, Vandamme, Davoust, Massena, Oudinot ꝛc.) befehligten Armeekorps, die Anfangs in so ausgedehnten Zwischenräumen standen, daß, wenn sich Erzherzog Karl rasch zwischen sie geworfen hätte, er sie hätte einzeln bewältigen können. Als dann Berthier diese Corps auf Napoleon's Geheiß concentrirte, begieng der Erzherzog den Fehler, die Seinigen weiter auseinander zu legen, so daß Napoleon den linken Flügel desselben, den der Erzherzog Ludwig befehligte, bei Abensberg zurück- und nach Landshut hindrängte, in welches Marschall Lannes nach Erstürmung der Isarbrücke eindrang. Als darauf der Erzherzog Karl, der ohne Nachricht von dem Schicksal seines linken Flügels war, sich gegen Davoust wendete, war nicht nur Napoleon, sondern auch Lannes mit Massena zu demselben gestoßen, so daß die Schlacht bei Eckmühl (am 22. Apr.) für den Erzherzog verloren gieng und er sich mit einem Verlust von 7000 M. über Regensburg, wo er noch einen Angriff Napoleons auszuhalten hatte, nach Böhmen zurückzog.

Obgleich Napoleon bei Regensburg am Fuß verwundet wurde, so hinderte ihn das doch nicht, gleich darauf eine Heerschau zu halten und Ehrentitel und Belohnungen in Fülle auszutheilen. Dabei wurde Davoust zum Herzog von Eckmühl, und Wrede zum Grafen mit bedeutenden Dotationen erhoben.

Hierauf beschloß Napoleon gerade nach Wien zu ziehen. Zwar wollte ihm General Hiller, der nun das Commando über den bei Landshut geschlagenen linken Flügel hatte, den Weg verlegen, wurde aber von Davoust bei Linz und von Massena bei Ebersberg geworfen und eilte nach Wien, um mit dem dort befindlichen Erzherzog Maximilian die Hauptstadt zu decken. Da sie aber unbefestigt war, so erzwang Napoleon durch eine kurze Beschießung die Uebergabe Wiens (am 12. Mai) und verlegte sein Hauptquartier nach Schönbrunn. Weil jedoch Erzherzog Karl in raschem Anmarsch war, so beschleunigte Napoleon die Ueberbrückung der Donau da, wo sie die Insel Lobau bildet, um noch vor dessen Ankunft das jenseitige Ufer zu gewinnen. Als er am 21. Apr. einen Theil seines Heeres über die Brücke geführt hatte, wurde er von dem dort bereits angekommenen Erzher-

zog Karl zwischen den Dörfern Aspern und Eßling in einem zweitägigen erbitterten Kampfe zum erstenmal auf deutschem Boden so vollkommen geschlagen, daß er sich unter großen Schwierigkeiten wieder über die Donau zurückziehen mußte, um in Wien neue Kräfte zur Wiederherstellung seiner Kriegsehre zu sammeln.

Die Ehre des Siegs hatte der Erzherzog Karl, der das österreichische Fußvolk persönlich anführte und mit ihm den furchtbaren Stoß von 12 ansprengenden Cürassierregimentern standhaft aushielt, ja sie mit einem mörderischen Feuer zurückwarf; der dann in der Nacht die von der Insel Lobau nach Wien führenden beiden Brücken zerstören ließ, um Napoleon den Rückweg abzuschneiden, und der auch am andern Tag den nochmaligen wüthenden Angriff Napoleons wieder mit dem Fußvolk abschlug, indem er selbst die Fahne ergreifend den Muth der Seinen befeuerte. Bei dem Rückzug Napoleon's auf die Insel zerschmetterte eine Kanonenkugel dem Marschall Lannes, der die dahin führende Brücke zu decken hatte, beide Kniee. Als Napoleon, nachdem er durch Wiederherstellung der beiden zerstörten Brücken das rechte Donauufer wiedergewonnen hatte, den sterbenden Marschall besuchte, klammerte sich dieser krampfhaft an ihn und wollte ihn nicht lassen. „Wie schrecklich kam diesem jungen Helden das Sterben an! Laut rief er aus, der Arzt müsse gehangen werden, der einen Marschall nicht heilen könne. Napoleon hatte Mühe, sich von ihm loszureißen, und Lannes rief noch sterbend seinen Namen an, keinen andern Gott kennend als seinen großen Kaiser." (W. Menzel a. a. O.)

2. Erzherzog Johann in Italien; Erzherzog Ferdinand in Polen. Schlacht bei Wagram. Waffenstillstand zu Znaym. Der Friede von Wien. Verringerung Oesterreichs. (Attentat auf Napoleon.)

Unterdessen hatte Erzherzog Johann in Italien zwar den Vicekönig Eugen am 16. April bei Sacile besiegt, sich aber auf die Nachricht von dem Rückzug seines Bruders, des Erzherzogs Karl, auch zurückgezogen, um Wien retten zu helfen. Auf diesem Rückzug wurde er aber von Eugen und Macdonald verfolgt und erlitt bei Campana und bei Tarvis schwere Verluste, sammelte sich dann in Ungarn wieder und vereinigte sich mit dem dort sich bildenden Insurrectionsheere, wurde aber bei Raab geschlagen und entkam mit nur 15000 M. nach Presburg, wohin ihn zwar Eugen nicht weiter verfolgte, Napoleon aber ihm auf der andern Seite ein Beobachtungscorps entgegensandte, um seine Vereinigung mit dem Erzherzog Karl zu verhindern.

In Polen war Erzherzog Ferdinand anfangs glücklich, indem er sowohl Warschau als Lemberg einnahm, aber theils der allgemeine Aufstand der Polen, theils der Anzug der Russen gegen Galizien, bewog ihn, Warschau wieder aufzugeben.

Während nun Napoleon die Armee des Vicekönigs an sich zog, auch andere Verstärkungen aus Frankreich und den Rheinbundstaaten erhielt, und dadurch sein Heer wieder auf 180000 Mann mit 600 Kanonen brachte, war auch Erzherzog Karl auf der linken Donauseite thätig und gegen Ende Juni's stand er mit 137000 und 450 Kanonen seinem mächtigen Gegner gegenüber, der vor Begierde brannte, die Schmach von Aspern zu rächen. Den Angriff begann Napoleon. Um die Oesterreicher in Betreff des Uebergangsortes zu täuschen, ließ er da, wo der jenseits der Donau bei Aspern stehende Erzherzog Karl ihn erwartete, ein heftiges Kanonenfeuer eröffnen, das den Erzherzog bestimmte, sein Heer dort dritthalb Tage lang unter den Waffen zu halten. Zu gleicher Zeit aber hatte Napoleon weiter donauabwärts sechs Brücken über den Fluß schlagen lassen und am 4. Juni in der Nacht seinen Uebergang bewerkstelligt, so daß er am 5. Abends die blutige Schlacht bei Wagram begann, welche am Nachmittag des andern Tages damit endete, daß Erzherzog Karl mit Rücksicht auf die Uebermacht des Feindes die Schlacht abbrach und sich in großer Ordnung nach Znaym zurückzog, allerdings mit der traurigen Ueberzeugung, daß an eine glückliche Beendigung dieses Kriegs nicht mehr zu denken sey.

Wie furchtbar der Zusammenstoß der streitenden Mächte in dieser Schlacht war, ersieht sich daraus, daß jeder Theil an 30,000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen zählte. Auch hier ertheilte Napoleon wieder viele Ehrenzeichen und Würden, wie er denn Berthier zum Fürsten von Wagram, Macdonald, Oudinot und Marmont zu Marschällen machte.

Da Oesterreich auf keine Hülfe rechnen konnte, die Russen aber bereits im Anzug waren, so trug es auf einen Waffenstillstand an, der am 11. Juli zu Znaym geschlossen wurde, worauf man in Schönbrunn die Friedensverhandlungen eröffnete, die am 14. Oktober zum Frieden von Wien führten. In diesem wurde Oesterreichs Landgebiet abermals verringert, indem es Salzburg,

Berchtesgaden, das ganze Inn- und halbe Hausruckviertel an Bayern, Krain und den Villacher Kreis, Croatien bis an die Sau und Dalmatien mit Triest an Italien, Westgalicien mit Krakau an Polen, und einen Theil des östlichen Alt-Ostgalicien an Rußland abtreten, 85 Mill. Fr. Kriegskosten zahlen und sein Heer auf 150000 M. vermindern, dazu auch dem Continentalsystem beitreten mußte. Durch diesen Frieden verlor Oesterreich jede Verbindung mit dem Meer und jeden Ausweg für seinen Handel.

Merkwürdig, daß am Tage vor dem Wiener Friedensschluß über Napoleons Haupt eine große Gefahr schwebte. Ein junger Mensch, der Sohn eines Predigers aus Naumburg an der Saale, Friedrich Staps, machte sich in seine Nähe, um ihn zu tödten, wurde aber als verdächtig vom General Rapp festgenommen. Da man bei seiner Untersuchung einen Dolch bei ihm fand, so gestand er, er habe das Vaterland von diesem „Verderber" befreien wollen. Weil er nun weiter erklärte, er würde sein Vorhaben ausführen, wenn er frei wäre, so ließ ihn Napoleon erschießen.

Als Napoleon am 16. Oct. Schönbrunn verlassen hatte, um nach Frankreich zurückzukehren, kehrte Kaiser Franz unvermuthet und ohne alle Begleitung wieder in sein Wien zurück, dessen Bewohner in dicht gedrängter Menge mit Freude-strahlenden Gesichtern seinen einfachen Wagen umwogten und ihm so wie einem heimkehrenden Vater einen Willkomm bereiteten, der schöner war, als der glänzendste Triumph. Er hatte wenigstens die Genugthuung, das Seine gethan zu haben, um Deutschland von der Knechtschaft der Franzosenherrschaft zu retten, und nur das konnte den Vaterlandsfreund dabei schmerzen, daß „die Unglückstage von Regensburg und Wagram" zum großen Theil von Deutschen herbeigeführt wurden, die für den längern Druck der Knechtschaft gegen das alte Kaiserhaus kämpften.

3. Aufstand in Tyrol. Andreas Hofer. Erstürmung von Innsbruck. Marschall Lefebvre. Hofer's dreimalige Befreiung Tyrol's. Seine Hinrichtung in Mantua.

Daß jedoch mehr und mehr der deutsche Volksgeist die Last des Fremdendrucks unerträglich fand und auch anderwärts Versuche machte, sich desselben zu entledigen, beweist das

kräftige Volk der Tyroler, das von Napoleon im Presburger Frieden von Oesterreich abgegerissen und mit Bayern vereinigt worden war. Wenn das bayerische Ministerium Montgelas dieses an seinen religiösen und volksthümlichen Sitten und Gewohnheiten fest und treu hängende Volk wenigstens so schonend behandelt hätte, wie Napoleon die Schweiz behandelte, so hätten sich vielleicht die Tyroler gefügt. So aber hat Montgelas' Politik in der Absicht, die Tyroler mit der in Bayern eingeführten Constitution und Organisation zu beglücken und sie dadurch zur „Aufklärung" heranzubilden, denselben durch sofortige Aufhebung aller Klöster und Klosterschulen, durch Trennung der Schule von der Kirche, durch Einziehung alles Klosterguts, durch Niederreißung und Veräußerung vieler Heiligthümer und Andachtsstätten, durch Gefangennehmung und Vertreibung ihrer Bischöffe, endlich durch Abschaffung ihrer alten, ihnen bei der Besitznahme gewährleisteten Landesverfassung und damit zusammenhängenden Gesetze und Rechte und durch eine bureaukratische, in der Ausführung sie nicht selten kränkende und drückende Verwaltung den Tyrolern so tief in das innerste Leben eingegriffen, daß sie mit dem tödtlichsten Haß gegen ihre neue Herrschaft erfüllt und von der größten Sehnsucht nach ihrem alten milden Herrscherhause erfaßt wurden.

Sie harrten indeß in Geduld bis zu der Zeit, da Oesterreich den Entschluß zu einem nochmaligen Krieg mit Napoleon faßte. Als sie im Dez. 1808 die geheime Kunde davon erhielten, bereiteten sie den Winter hindurch einen Aufstand vor und zwar mit so schweigsamer Thätigkeit, daß die Bayern kaum eine Ahnung von dem Schlage hatten, der über sie hereinbrechen sollte.

Die Seele der Unternehmung war der muthige, mit klarem Verstand und sicherm Blick begabte Sandwirth Andreas Hofer von Passeir, der schon 1796 als Schützenhauptmann gegen die eindringenden Franzosen tapfer gefochten hatte. Im Laufe des Aufstandes thaten sich auch viele Unterführer hervor, unter denen die kühnsten Joseph Speckbacher, ein gemeiner Bauer und kecker Wildschütze, und Joachim Haspinger, ein fanatisch-kühner Kapuziner waren. Als die Vorhut eines österreichischen, vom Marquis de

Dagegen entsandte nun Napoleon 30000 M. Franzosen, Bayern und Sachsen wiederum unter dem Marschall Lefebvre, um Tyrol zu unterwerfen. Die Tyroler, neue Verheerungen fürchtend, zogen sich aus den Dörfern ins Innere der Gebirge zurück, so daß Lefebvre schon nach drei Tagen (am 30. Juli) wieder in Innsbruck einziehen konnte. Unter feierlicher Verwahrung gegen diese Verletzung des Waffenstillstandes (der sich jedoch nicht auf Tyrol erstreckte, das ja als bayerisches, nicht als österreichisches Land zu betrachten war,) rief nun Hofer wieder das ganze Land unter die Waffen, und ehe sich's Lefebvre versah, wurde eine seiner Divisionen, die über den Brenner gegangen war, um in Italien einzudringen, im Eysackthal bei Sterzing, und zwar im Engpaß von Mittelwalde, von den sicher treffenden Kugeln der Schützen, hauptsächlich aber von herabgeworfenen Massen von Steinen und Baumstämmen theils vernichtet, theils gefangen.

Aehnlich ergieng es zwei anderen vom Marschall ausgesendeten Corps, und da er selbst wieder auch am Berge Isel eine Niederlage erfuhr, so zog er aus der Gegend von Innsbruck ab. Auch der General Rusca, der durch Mordbrennereien sich furchtbar gemacht hatte, mußte aus dem Pusterthal weichen und als zuletzt die Bayern den Scharnitzer Paß verließen, so war Tyrol zum drittenmal von allen Feinden befreit.

Darauf übernahm Hofer in Innsbruck als „Obercommandant in Tyrol" die provisorische Regierung des Landes und hielt, treu unterstützt von allen seinen bisherigen Unteranführern und hochgeehrt vom ganzen Volke, eine strenge und weise Ordnung im Lande, bis der Wiener Friede geschlossen wurde.

Noch vor dem Frieden waren Haspinger und Speckbacher in das Salzburgische eingefallen, der letztere aber wurde bei Melek (unweit Reichenhall) geschlagen und rettete sich nur durch seine unbändige Tapferkeit mit dem Rest der Seinen.

Mit der Nachricht vom Wiener Friedensschluß, worin das Verbleiben Tyrols bei Bayern ausgesprochen wurde, erhielt Hofer vom Erzherzog Johann den Rath, die Feindseligkeiten einzustellen und den Landsturm heimzuschicken, weil Tyrol nur unter dieser

Heiligenbilder weinten und winkten mit den Augen; auf den Gräbern der Gefallenen blühten die welken Blumen wieder auf, wann die Wittwen und Waisen in Liebe der Hingeschiedenen dachten; die einsame Sennerin sah Feuerzeichen am Himmel; der Hirt auf der hohen Alp hörte dumpfen Schlachtendonner in den Thälern. Und in den Winterabenden traten sie zusammen und sprachen von vergangenen Thaten, den gegenwärtigen Leiden und ihren Hoffnungen." Und diese erfüllten sich schneller, als man damals erwarten konnte. (Gr. Mailath in s. Gesch. d. östr. Kaiserstaats.)

4. Vereinzelte Erhebungsversuche in Deutschland gegen die Franzosenherrschaft: Katte; Dörnberg; Schill; der Herzog von Braunschweig-Oels. Verunglückte Expedition der Engländer auf Walchern.

Ebenfalls im Beginn jenes österreichisch-französischen Kriegs zeigten sich auch im Norden Deutschlands manchfache Bewegungen, denen eine aufgereizte Stimmung gegen die verhaßte Franzosenherrschaft zum Grunde lag. Oesterreich hatte eine gleichzeitige Erhebung gewünscht, ja den preußischen Hof mehrmals dazu aufgefordert, der aber die Zeit dazu noch nicht für reif hielt, auch insgeheim sich gegen Rußland zur Ruhe hatte verpflichten müssen. Dagegen giengen von Einzelnen, welche auf Oesterreichs Glück und Preußens alsbaldige Nachfolge hofften, da und dort Erhebungsversuche aus, die aber, weil Oesterreich später, als klug war, losschlug und dann im Verlauf des Kriegs keine handbietende Hülfe leisten konnte, sämmtlich unglücklich abliefen.

So hatte es der preußische Hauptmann von Katte mit einer bei Stendal gesammelten Schaar auf die Ueberrumpelung Magdeburgs abgesehen, fand aber keinen hinreichenden Anhang, mußte daher flüchten und führte sein Häuflein dem Herzog von Braunschweig-Oels in Böhmen zu, der dort eine größere Unternehmung vorbereitete. — Eben so stellte sich im Königreich Westfalen der Oberst der Jägergarde, Freiherr von Dörnberg, an die Spitze einer Erhebung gegen den König Jerôme, fand sich aber von den Truppen in Cassel verlassen und flüchtete zu dem aufständischen Theile des Landvolks, das er dann gegen Cassel führte: er wurde aber geschlagen und floh gleichfalls nach Böhmen zu Braunschweig-Oels.

Auch die entschlossenen deütschordensländischen Werthheimer, die Napoleon dem König von Württemberg zugesprochen hatte, erhoben sich gegen die neuen württembergischen Beamten, wurden aber mit Waffengewalt zur Fügsamkeit gebracht.

Am 28. April „zog aus Berlin ein tapferer Held," der preußische Major von Schill, — derselbe, der 1807 Pommern vertheidigt und Blücher's Auswechslung erwirkt hatte, — auf eigne Verantwortung an der Spitze seines Husarenregiments aus, gewann noch andere Truppentheile und Freiwillige und wollte Westdeutschland zum Aufstand bringen, um den König von Westfalen zu vertreiben. Allein der hessische Aufstand mißlang. Verläugnet von Preußen, geächtet von Napoleon und verfolgt von westfälischen, holländischen, dänischen und mecklenburgischen Truppen, schlug er die letztern bei Dammgarten und erreichte Stralsund, von wo aus er nach England zu entkommen gedachte. Weil aber keine Schiffe da waren, so suchte er die Stadt gegen die Angriffe der Holländer und Dänen zu vertheidigen. Doch diese drangen in die Stadt und bei dem nun entstandenen Kampf in den Straßen wurde Schill, als er eben dem holländischen General mit einem Säbelhieb den Kopf gespalten hatte, von allen Seiten angegriffen und starb so den „Heldentod".

Von seinen 1300 Fußgängern und 700 Reitern entkamen nur 16 Offiziere und 170 Reiter. Von den übrigen wurde auf Napoleon's Befehl ein Theil in Wesel erschossen, ein Theil auf die Galeeren nach Toulon geschickt; ein Theil entkam später aus der Gefangenschaft. Schill's Haupt, das die Holländer in türkischer Weise abgeschnitten hatten, wurde in Spiritus aufbewahrt und lange im Naturalienkabinet zu Leyden gezeigt, bis es 1836 in dem Denkmal, das seinen Waffengefährten in Wesel gesetzt wurde, eine würdigere Ruhestätte fand.

In Böhmen hatte der von Napoleon aus seinem Erbe vertriebene Herzog von Braunschweig-Öls theils aus braunschweigischen Flüchtlingen, theils aus andern Freiwilligen eine Racheschaar von 2000 M., die vom Volke wegen ihrer schwarzen Uniform und ihrer schwarzen Helme mit weißem Todtenkopf „die Schwarzen" genannt ward, — gebildet, mit denen er unter Oesterreichs Schutz während jenes Krieges das von Preußen ziemlich entblößte Sachsen (besonders Dresden, Leipzig, Zwickau)

beunruhigte und mehrere Gefechte gegen sächsische und französische Truppen bestand. Als Oesterreich den Waffenstillstand zu Znaym schloß, glaubte er sich vor Napoleon's Rache nicht mehr sicher und beschloß sich nach England durchzuschlagen. Er stellte es den Seinigen frei, sich von ihm zu trennen oder ihm zu folgen: die meisten, 1200 Fußgänger und 700 Reiter, hielten bei dem ernsten kühnen Führer aus, und zogen mit ihm mitten durch Deutschland hindurch nach Elsfleth in Holland, wo englische Schiffe sie aufnahmen.

Am 31. Jul. 1809 kam er mit ihnen in seiner Vaterstadt Braunschweig an, und als der in Jerôme's Diensten stehende General Rewbel mit 6000 M. gegen ihn anrückte, schlug er mit seiner kleinen Schaar denselben tapfer zurück und entkam einem andern von Wolfenbüttel gegen ihn anrückenden Corps noch glücklich. Seine Schwarzen nahmen englische Dienste und fochten nachher mit den Engländern in Spanien gegen die Franzosen. Der Herzog fand später ein rühmliches Ende auf dem Schlachtfeld. Selbst Napoleon hatte vor ihm, als einem tapfern Krieger, Respect.

Alle diese mißglückten Erhebungsversuche hatten wenigstens den Erfolg, daß das übrige bis dahin noch apathisch schlummernde Deutschland geweckt wurde und den Gedanken der Möglichkeit einstiger Befreiung zu fassen begann.

Die Hülfe, welche das englische Ministerium Canning durch eine Expedition von 40000 M., die Lord Chatham befehligte, zur Unterstützung einer norddeutschen Erhebung absandte, landete viel zu spät auf der holländischen Insel Walchern und richtete daher nichts Wesentliches aus. Die Zerstörung des Vließinger Seehafens war Alles, was diese kostspielige Expedition zu Stande brachte. Im adriatischen Meere erschien zwar auch eine englische Flotte und beschoß Triest, das eben an Napoleon abgetreten worden war; aber zu der Zeit, wo sie Oesterreich eigentlich hätte nützen können, hatte sich kein englisches Schiff in jenen Gewässern sehen lassen!

theilen wolle.“ Sogleich wurden die Aus- und Eingänge zu den päpstlichen Gemächern mit Wachen besetzt und Niemand ununtersucht zu ihm gelassen, auch alle seine Unterthanen, die sich den französischen Gesetzen nicht fügen würden, mit dem Tode bedroht, ja sogar einige derselben vor den Augen des Papstes hingerichtet. Da jedoch Pius standhaft diesen Unbilden die beharrlichste Verwahrung entgegensetzte, so erfolgte das Decret vom 17. Mai das mit den Worten begann: „In Erwägung, daß Karl der Große, Kaiser der Franzosen, unser erhabener Vorgänger, als er dem Bischoff von Rom mehrere Grafschaften schenkte, dies nur unter dem Titel als Lehen und zum Wohl seiner Staaten that, und daß Rom durch diese Schenkung nicht aufhörte, einen Theil seines Reichs zu bilden, — in Erwägung ferner, daß die Sicherheit der Armeen, die Ruhe unserer Völker, die Würde unseres Reiches sich mit weltlichen Ansprüchen des Papstes nicht vereinigen lassen, beschließen wir: die Staaten des Papstes sind mit dem französischen Reiche vereinigt.“

Der Papst sollte eine jährliche Pension von zwei Millionen Fr. bekommen und seine Schlösser und persönlichen Güter behalten dürfen, Rom aber hinfort eine freie kaiserliche Stadt seyn. Am 9. Juni vollzog General Miollis die Besitznahme. Hierauf sprach Pius in einer Bulle vom 11. Juni über den Urheber und die Vollstrecker dieser Gewaltthat den großen Bann aus, zog sich dann in das Innere seines Palastes zurück und ließ die Haupteingänge vermauern. Nichts desto weniger ließ Miollis den Quirinal erbrechen, worauf der General Radet mit seinen Gensd'armes in das Zimmer des Papstes drang, der mit dem Cardinal Pacca in seiner Amtstracht mit dem Crucifix und dem Brevier in der Hand dastand und die Soldaten fragte, warum sie ihn in der Ruhe seines heiligen Aufenthalts stören wollten? Bestürzt traten die Soldaten zurück, aber Radet sagte, daß er den Befehl habe, ihn nach Frankreich abzuführen. Dagegen erklärte Pius, er sey bereit, ihm auch zur Hinrichtung zu folgen. Darauf wurde er durch die Reihe der Bayonette hindurch nach einem bereitstehenden Wagen geführt, der den unglücklichen Greis, ohne ihm Ruhe oder Erholung zu gönnen, in rastloser Eile über Florenz und Turin nach Grenoble brachte. Kaum war er dort angelangt, so traf ein neuer Befehl Napoleons ein, demzufolge der arme Abgemüdete wieder nach Italien zurückgebracht werden mußte, um in Savona in einer Art Haft zu leben.

Auch in andern Ländern fanden um diese Zeit neue staatliche Combinationen Statt. So wurde am 14. Jan. 1810 Hannover zum Königreich Westfalen geschlagen. Bayern erhielt noch Bayreuth und Regensburg, für welches letztere der Fürst Primas Frankfurt (mit Hinzufügung von Hanau und Fulda) als Großherzogthum erhielt (d. 1. März 1810). — Dem Könige von Holland entzog Napoleon die Besitzungen am linken Rheinufer, weil König Ludwig den Engländern bei ihrer Landung auf der Insel Walchern nicht kräftig genug widerstanden habe. Da dieser sein Bruder, der stets aufrichtig das Wohl Hollands vor Augen hatte, schon längst der willkürlichen Eingriffe des Kaisers in seine Regierung müde war, so legte er mit einem zu ehrenden Selbstgefühl am 1. Juli 1810 seine Krone nieder und verließ Holland, das gleich am 9. Jul. mit Frankreich vereinigt wurde. Er lebte unter dem Namen Graf St. Leu zu Grätz in Steiermark und wollte lieber „unter österreichischem Scepter ein Unterthan, als in Napoleons Kaiserreich ein König seyn."

König Ludwig, den Napoleon im Zorn für abgesetzt erklärte, hatte bei seinem Abtreten nur zu Gunsten seines ältesten Sohnes Louis Napoleon entsagt, der damals erst 6 Jahre alt war. Der Kaiser aber kannte das Thronrecht desselben nicht an; doch ernannte er ihn (an der Stelle des zum König von Neapel gemachten Mürat's) zum Großherzog von Berg. (Dieser Louis Napoleon, der 1831 starb, ist nicht zu verwechseln mit seinem vier Jahre jüngern Bruder gleichen Namens, der später wie sein Oheim sehr tief in die Geschicke der Welt einzugreifen berufen wurde.)

Die Vereinigung Hollands mit Frankreich erregte in dem Kaiser die Begierde, gleich auch die Mündungen der Ems, Weser und Elbe zu besitzen, und noch in demselben Jahr 1810 vereinigte das Decret von 13. Dez. alles Land vom Einfluß der Lippe bis zur Trave, folglich ganz Norddeutschland, mit dem französischen Reiche!

Eine schief durch Deutschland von Wesel bis Lübeck gezogene Linie bildete daher dort die neue Gränze Frankreichs. Es wurden also die drei Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, ein Theil Westfalens und Hannovers mit Münster, Osnabrück, Verden, Lüneburg sammt dem Fürstenthum Oldenburg und einem Theile des Bergischen unmittelbar französisch. Ueber dieses Gebiet wurde der Marschall Davoust zum Statthalter gesetzt.

schaft mit dem Blute Purpurgeborner auf sein Geschlecht den Schein der Legitimität überzutragen. Länger her schon hatte er (wie die schon oben K. 5, 2. erwähnte Anfrage bei Kaiser Alexander beweist) an eine Scheidung von seiner edlen, aber unfruchtbaren Gemahlin Josephine gedacht und bereits am 16. Dez. 1809 nahm er diese Scheidung wirklich vor. Ein Formfehler bei der Vermählung mit Josephine (indem Cardinal Fesch die kanonische Zeugschaft des Kirchspielpfarrers dazu zu nehmen unterlassen hatte) mußte zum Scheidegrund dienen, und ungerührt von den Thränen und Ohnmachten Josephinen's zwang er sie, der er im Grund sein Emporkommen zu danken und die er früher selbst seines Lebens guten Genius genannt hatte, seine kalte Verstoßung zu ertragen und sich mit einer jährlichen Rente nach Malmaison zurückzuziehen.

Alsbald erschien Berthier als kaiserlicher Großbotschafter zu Wien und warb für seinen Herrn um die Hand der 18jährigen schönen und liebenswürdigen Kaiserstochter Marie Luise. Mit schwerem Herzen und nur der politischen Nothwendigkeit nachgebend, entschloß sich Kaiser Franz zur Einwilligung. Die Ehe wurde durch einstweilige Procuration, wobei Erzherzog Karl die Stelle Napoleon's vertreten mußte, am 11. März 1810 geschlossen; die Civilehe erfolgte am 1. April zu St. Cloud, die kirchliche Trauung am 2. April zu Paris durch den Cardinal Fesch, der diesmal nicht verfehlte, den Kirchsprengelsgeistlichen beizuziehen.

Als Marie Luise zu ihrer Bestimmung abreiste, wurde sie an der österreichischen Gränze zu Braunau von Napoleons Schwester, der Königin von Neapel, in Empfang genommen und von ihr und ihren neuen Hofdamen nach Frankreich geleitet. Napoleon fuhr ihr bis hinter Soissons entgegen. Bei der kirchlichen Trauung, wobei fünf Königinnen ihr die Schleppe hielten, sollten alle Cardinäle zugegen seyn, aber 16 darunter, welche glaubten, diese Ehe als keine gültige betrachten zu können, blieben weg und wurden zur Strafe dafür gefangen auf verschiedene Festungen gebracht. Nach der Hochzeit machte das kaiserliche Ehepaar eine Mai-Reise durch die Niederlande.

Die Freudenfeste zur Huldigung Napoleon's und seiner neuen Gemahlin drängten sich allenthalben, obgleich es nicht an Solchen fehlte, welche, wie die Republikaner und Legitimisten, düstere Weissagungen an diese Ehe knüpften, und manche Politiker bereits den

Grund zu einem Bruche mit Rußland darin sahen. Vielen schwebten die traurigen Folgen der frühern österreichischen Heirath vor Augen und der tragische Ausgang des glänzenden Freudenfestes, das der österreichische Gesandte, Fürst von Schwarzenberg, im Namen seines Kaisers am 1. Jul. 1810 dem Kaiserpaare gab, erinnerte an das ähnliche Omen, das sich bei Marie Antoinettens Vermählung mit Ludwig XVI zugetragen hatte (XXIV. 2, 5.).

Es war zu diesem Feste eigens ein großes Saalhaus erbaut und das Innere desselben unter Anderm mit den reichsten Drapperien geschmückt worden. Die Menge der Festgäste vom höchsten Rang strahlte vom Glanz der mit Diamanten übersäeten Gewänder. Während man im Hauptsaale tanzte, wurde im Nebensaal ein Ballet aufgeführt, als plötzlich eine der Drapperien des letztern Saals sich an einer der brennenden Wachskerzen entzündete und im Nu der Saal in Flammen stand. Man stürzte in den Hauptsaal, der ebenfalls gleich vom Feuer ergriffen wurde. Die Verwirrung war unsäglich: Alles wollte fliehen und während des Gedränges brach die Decke und der Fußboden ein. Viele, von den Flammen ergriffen, verbrannten; Andere wurden zertreten oder sonst verletzt: das Unglück war entsetzlich. Napoleon hatte seine Gemahlin gleich anfangs in Sicherheit gebracht; die Gemahlin des Fürsten Schwarzenberg, die schon den Ausgang gewonnen hatte, kehrte noch einmal in die Flammen zurück, um ihre Tochter Pauline zu suchen und verbrannte auf schreckliche Weise. Auch die Tochter hatte ihre Mutter gesucht, wurde gleichfalls vom Feuer ergriffen und starb bald darauf. (Siehe die Beschreibung dieses Festes von Varnhagen von Ense in seinen kleinern Schriften.)

Obgleich dem Kaiser Napoleon dieses Unglück, als ein schlimmes Vorzeichen, Gedanken machte, so deutete er es doch nicht als ein Mene, Mene, Tekel auf sich, sondern glaubte drei Jahre darnach, bis wohin es ihm zu schaffen machte, es auf den vermeintlichen Tod des Festgebers deuten zu können, der jedoch seinen Sturz noch überlebte.

Der Schreckenseindruck gieng indeß bald unter den mannigfaltigen Bewegungen neuer Plane und Ereignisse vorüber, und nur das Selbstgefühl eines auf der Höhe seines Glückes Angelangten erfüllte die Brust des Mannes, der sich schon im Geiste in nicht ferner Zeit als den Herrn des ganzen Continents sah. Schon vor seiner Vermählung hatte er durch ein Decret v. 17. Febr. den von ihm erwarteten Sohn aus dieser Ehe zum König von Rom bestimmt, und nun ließ er auch für sich selbst in Rom den Quirinal zum Kaiserpalast einrichten, gleich als wolle er damit andeuten, daß

er die alte römische Kaiserkrone auf seinem Haupte erneuern und auch dadurch den Italienern und Deutschen als ihr rechtmäßiger Oberlehensherr erscheinen wolle.

Und als vollends am 20. März des Cometenjahres 1811 Marie Luise ihm wirklich, wenn auch unter Lebensgefahr, doch am Ende glücklich, einen Sohn gebar, da war es, als ob der göttliche Wille selbst das Siegel auf die Dauer seiner Dynastie legte, und die glänzendsten Feste in allen Städten des Reichs, die Glückwünsche der Gesandtschaften und Abgeordneten so vieler Nationen, dazu die Erleuchtung der ganzen Stadt Rom mit der Peterskirche und dem Capitol schienen auf den Gipfel seines Glücks den Lichtglanz höherer Weihe werfen, ja selbst den noch darüber hinausreichenden Entwürfen seines Geistes und Hoffnungen seines Herzens die vorauseilende Bestätigung geben zu wollen.

Siebenundzwanzigstes Buch.

Napoleon's Sturz und Neuordnung der europäischen Staatenverhältnisse.

1. Kapitel.

Die europäischen Staaten zur Zeit der Machthöhe Napoleon's.

1. Deutschland. Die Schweiz. Italien (Murat). Oesterreich unter Metternich. Preußen unter Hardenberg's Verwaltung und unter französischem Druck. Tod der Königin Luise. Der Tugendbund. Schweden unter Bernadotte.

Angelangt bis zu dieser Höhe der Macht hatte Napoleon bereits den größten Theil des continentalen Europa unter seinen Füßen; und so wie sein Genie und sein Glück zu diesem Machtbesitz gekommen war, so schien das, was ihm zur Herrschaft über das ganze Festland noch fehlte, seinem Willen gleichfalls noch dienstbar werden zu müssen. Sah er doch nun Holland, einen so großen Theil Italiens und von Deutschland den Nordwesten als Glieder seinem Frankreich eingeleibt, sah den ganzen rheinbündischen Südwesten um seine Füße geschmiegt, hatte zum Fang von Mitteldeutschland schon die Schlinge gelegt, für welche man das Decret vom 1. März 1810 ansehen konnte, das den Vicekönig Eugen von Italien zu Dalberg's weltlichem Nachfolger in dem bereits erweiterten und zum Kern eines mitteldeutschen Reichs bestimmten

Großherzogthum Frankfurt ernannt hatte. Was schien in Deutschland nicht noch zu ermöglichen, da in dessen unterworfenen Theilen die ganze feile Presse, dem Zeitgeiste huldigend, in die Posaune seines Ruhmes stieß, der größte Theil der Großen, der Gebildeten und der Beamteten, sich selbst entehrend, in Red' und Schrift ihm den Opferduft der Schmeichelei entgegenbrachte, ja auch so viele rheinbündische Offiziere und Soldaten selbstgefällig den französischen Feuergeist zusammt dem französischen Uebermuth nachzuahmen beflissen waren? Freilich das sogenannte Volk, das ein gewisses religiöses und vaterländisches Gefühl — ungleich der im Volllicht der Aufklärung wandelnden Klassen — noch nicht völlig ausgezogen hatte, blieb bei dem politischen Calcul des Gewaltherrn ganz außer Anschlag! Selbst die Friesen, Niedersachsen und Tyroler, die bei diesem Völkerverquickungsprozeß „am sprödesten" sich erwiesen, kamen nicht mehr in Betracht! Sorgte doch die Polizei und sonstige Spionage, daß keine Bücher und Schriften mit Unabhängigkeitsgedanken in französisch-deutschen Landen eingeführt, keine vaterländischgesinnte Rede geduldet, keine Regierungsverordnung anders als in deutscher und französischer Sprache zugleich gedruckt wurde, damit französische Sprache und Gesinnung unvermerkt den Unterworfnen eingeflößt werde.

Gehen wir weiter in der Runde und betrachten kurz die Lage der übrigen europäischen Länder.

Die Schweiz, welche mittelbar Napoleon's Winken gehorchte, ließ er nach eingetretener Beruhigung der Parteien rücksichtlich der Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten zwar unbeeinträchtigt, nichts desto weniger empfand sie an der Unterdrückung der Presse, an der belauernden Ueberwachung der Rede und Schrift, an der steigenden Verschärfung der Continentalsperre den Druck des Oberherrn empfindlich, und wenn auch Manche unter den Gebildeten sich zur Schmeichelei erniedrigten und die Unthaten so gut wie die Großthaten desselben prießen, so hielt sich doch die Mehrzahl, gleich dem ehrenwerthen Landammann Reinhard, frei von diesem Flecken; ja der Patricier Haller von Bern wagte in einer Schrift den Versuch, „das Staatsrecht auf eine christliche Grundlage zurückzuführen," wenn er auch höchst äußerlich und mehr nur negativ dabei verfuhr.

Italien war nach fast allen seinen Theilen ein Anhängsel Frankreichs. Das ehemalige Haupt des Kirchenstaats wurde zu Savona noch in Haft gehalten und weigerte sich standhaft, seinen Sitz in Paris aufzuschlagen und auf seine souveränen Rechte zu verzichten. Da berief Napoleon am 17. Jun. 1811 ein Concilium von 104 französischen, englischen und deutschen Bischöffen, um durch dasselbe wenigstens die vom Kaiser eigenmächtig ernannten Bischöffe, denen der Papst die Anerkennung versagte, bestätigen zu lassen. Weil aber dieses sogenannte Concil es nicht wagte, durch solchen Act sich über den Papst zu erheben und sich nur zu einem Vermittlungsversuch erbot, so löste Napoleon das Concil wieder auf, ließ aber doch den Vermittlungsversuch machen, der, von einer hochpreißlichen Deputation unternommen, in so fern gelang, als Papst Pius VIII, wiewohl mit schwerem Herzen, jene Ernennung der Bischöffe bestätigte; doch behielt er sich das Investiturrecht, so wie den Besitz des Kirchenstaates vor. Daher ließ ihn Napoleon rasch von Savona nach Fontainebleau bringen und dort besser behandeln, um ihn leichter zum Nachgeben bewegen zu können.

Unteritalien beherrschte er durch Murat, der sich Joachim I, König beider Sicilien, nannte, obgleich Sicilien noch im Besitz Ferdinands IV war. Voll Verdruß, daß ihm die Krone von Spanien oder Polen entgangen war, und überdieß gekränkt, daß ihm Napoleon die Königsrechte über Neapel sammt den Königsehren geschmälert hatte, dachte er, sich bei Gelegenheit von Napoleon's Willen unabhängig zu machen.

Murat war übrigens bei all' seiner Eitelkeit energisch und unternehmend, wie er denn bald nach seiner Besitznahme Neapel's den Engländern die Insel Capri durch einen kühnen Ueberfall entriß und das überhand genommene Räuberunwesen in ganz Unteritalien unterdrückte. Den Widerstand aber, den die Carbonari im gebirgigen Calabrien dem französischen Wesen entgegensetzten, vermochte er nicht ganz zu brechen.

Die Carbonari, zu deutsch Kohlenbrenner, waren eine geheime, in ähnlicher Weise, wie die Freimaurerei oder die Illuminaten organisirte Verbindung verfolgter Patrioten, die bei den Köhlern im Gebirge Schutz fanden und von

einem gewissen Capobianco geleitet wurden. Ein „blutender Leichnam," der Christum darstellen sollte, war ihr Symbol, und ein Eidschwur verpflichtete sie zur Rache an dessen Mördern, worunter sie aber den König Joachim und den König Ferdinand IV verstunden. Ihre Verstecke nannten sie Baracken und ihre Versammlungen Kohlenmärkte. Weil ihnen von jenen beiden Königen Murat als der gefährlichere erschien, ließen sie sich für Ferdinand gegen das Versprechen gewinnen, daß er nach der Vertreibung Murat's aus Neapel daselbst eine Constitution einführen wolle. — Um nun Sicilien zu erobern, machte Murat einen Landungsversuch, der aber mißglückte. Hierauf bestimmten die Engländer durch ihren Gesandten Bentink den König Ferdinand zur Aufstellung eines sicilianischen Parlaments in Palermo, das bald zu dem Aufkommen einer mächtigen, mit den calabresischen Carbonari's in wahrscheinlicher Verbindung stehenden constitutionellen Partei Veranlassung gab. Um sich nun vor derselben zu schützen, wendete sich die königliche Familie sogar an ihren alten Feind Napoleon um Beistand. Die Engländer aber unterhandelten dagegen durch Lord Bentink mit Murat und versprachen ihm, ihn als constitutionellen König anzuerkennen, wenn er von Napoleon abfiele. Das sicilianische Parlament, von den Engländern influirt, brachte es bei dem bedrängten Ferdinand dahin, daß er zu Gunsten seines zweijährigen Sohnes Francisco (am 16. Jan. 1812) abdankte und die vormundschaftliche Regierung dem Parlamente und dem Lord Bentink überließ. Weil nun dieß von den Engländern beherrschte Parlament durch grelle Neuerungen das an seinem religiösen Cultus und politischen Verfassungszustand hängende Volk tief verletzte, so erhob sich dasselbe in einem Aufstand, den aber die Engländer durch ihre Truppenmacht (die sicilianischen Truppen fochten in Spanien) und durch die Drohung einer Beschießung Palermo's dämpften. Da man die Königin Karoline der Schuld an diesem Aufstand zeihte, mußte sie auf Betrieb der Engländer das Land verlassen, und nicht lange darnach starb sie in Wien vor Kummer.

Oesterreich war noch von der letzten Verblutung geschwächt; aber, obgleich seine Unterthanen auch durch eine starke Reduction der Staatsschuld empfindlichen Nachtheil litten, so wankte doch das Volk keinen Augenblick in der Treue gegen sein Kaiserhaus, und dieses selbst, von seinem ruhigen und würdigen Kaiser Franz vertreten und von seinem vorsichtigen, den französischen Interessen entschieden abgeneigten Minister Metternich, Stadion's Nachfolger, geleitet, widerstand den beständigen Opferanforderungen Napoleon's mit kluger Standhaftigkeit, und ließ sich insbesondere nicht bewegen, gegen Rußland feindlich aufzutreten, auch nicht, als dieses im Krieg

mit der Türkei Serbien besetzte: denn es hatte von Alexander, mit dem es im besten Vernehmen stand, die geheime Versicherung, daß er sein Heer aus dieser türkischen Provinz wieder zurückziehen werde.

In Preußen, dessen Königspaar sich, nach dem Abzug des größern Theils der französischen Truppen nach Spanien, wieder nach Berlin zurückbegeben hatte, war seit Stein's Entfernung der König auf sich selbst angewiesen und fort und fort den feindseligen Zumuthungen Napoleon's ausgesetzt, der seinerseits wohl fühlte, wie abgeneigt ihm der König war. Um sich nicht unnöthigerweise durch die Wahl eines dem Kaiser Napoleon mißliebigen Ministers dem Zorne desselben auszusetzen, ließ er sich von Napoleon selbst die Annahme Hardenberg's gleichsam bestätigen, der im Juni 1810 das Amt eines Staatskanzlers erhielt und fortan dahin bestrebt war, alle Verwicklungen und Meinungsungleichheiten zwischen seinem König und Napoleon möglichst zu lösen und auszugleichen, und durch lavirende Nachgiebigkeit gegen Frankreich, insbesondere durch theilweise Adoption der liberalen Verwaltungsgrundsätze Stein's, dem geschwächten preußischen Staate aufzuhelfen.

Karl August, Freiherr von **Hardenberg**, ein geborner Hannoveraner aus altadeligem Geschlechte, damals schon 60 Jahre alt, war schon 1792 preußischer Kabinetsminister und 1804 Minister des Auswärtigen gewesen, hatte dann eine Zeit lang dem Minister v. Haugwitz weichen müssen, dann 1806 das letztere Ministerium wieder bekommen, bis er 1807 ganz zurücktrat. In seinem Benehmen voll Würde und Anmuth, von Geist klar und vorurtheilsfrei, von Character redlich und uneigennützig, fehlte ihm aber bei einem weichen Gemüth, starken und entschlossenen Characteren gegenüber, die volle staatsmännische Festigkeit. Ungeachtet seiner conservativen Richtung war er zu jenen Neuerungen geneigt, welche, zum Theil dem Prinzip der französischen Revolution entnommen, auf Vernichtung volksthümlicher Einrichtungen und ständischer Gliederungen, auf vollständige Ein- und Durchführung bureaukratischer Verwaltung, auf Verbreitung der Aufklärung mittels möglichster Steigerung rationeller Bildung zur Hebung der Intelligenz gerichtet waren. — Um zur Tilgung der Kriegsschuld an Frankreich neue Auflagen desto leichter aufzubringen, wurde eine Volksvertretung sowohl für die Provinzen, als auch für den ganzen Staat verheißen und in kurzer Frist eine Reihe tief eingreifender Reformen vorgenommen. Darunter waren die wichtigsten: die Gleichheit der Besteuerung, die Abschaffung des Zunft- und Innungswesens und allgemeine Gewerbefreiheit, die Aufhebung

des Mühlen- und Brauereizwangs, die Erhöhung der Stempelabgaben, eine Consumtions- und Luxussteuer, die Aufhebung der Klöster, Dom- und andern Stifter, und Einziehung ihrer Güter, jedoch unter Zusicherung von Entschädigungen; der Verkauf der Krongüter, die erleichterte Ablösung der Domanialabgaben, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Verbindung mit einem Landesculturgesetz, die Gemeinheitstheilung der Städte, die Ertheilung des Staatsbürgerrechts an die Juden. Alle diese Reformen waren redlichst gemeint und viele von den ersprießlichsten Folgen, wenn auch anderseits ein Theil derselben, den revolutionären Ursprung an sich tragend, in der Folge neue Uebel hervorrief.

Die durch die Noth der Umstände gebotene Erhöhung der Abgaben; der Verlust aus der von Napoleon allenthalben befohlenen Verbrennung englischer Waaren (der sich indeß in Preußen durch Begünstigung heimlicher Umgehung zum Theil verminderte); die Verarmung der durch die Franzosen ausgesaugten Provinzen; die Stockung alles Handels; die stets sich erneuernden, auf größere Schwächung Preußens abgesehenen Forderungen Napoleon's, insbesondere die vertragswidrige Vermehrung der französischen Besatzungen in den Festungen Magdeburg, Glogau, Danzig, Cüstrin und Stettin, welche von dem Lande ernährt werden mußten; die unaufhörlichen landbelästigenden Truppendurchmärsche; das gehässige, über ganz Preußen ausgebreitete Spähernetz — alle diese Plage und Noth lag drückend auf den preußischen Herzen und erfüllte die einen mit glühendem Zorn gegen den verhaßten Völkerunterdrücker, die andern mit tiefem, am Leben nagendem Kummer.

Dem letztern unterlag die edle Königin **Luise**, deren Herz die Leiden des Volkes doppelt empfand, so daß sie noch in der Blüthe ihrer Jahre am 19. Jul. 1810 durch ihren unerwarteten Tod ihren treuen Gemahl und das ganze Preußenland in die unbeschreiblichste Trauer versetzte, aber auch in allen mannhaften Herzen, die mit Begeisterung an ihrem Hochbild gehangen, die Begierde steigerte, ihren Tod einst an dem Landesfeind zu rächen.

Die edle Frau hatte mit ihrem Gemahl einen Besuch bei ihren Aeltern auf dem Lustschloß Hohenzieritz bei Strelitz gemacht, wurde aber dort unwohl und mußte den König allein nach Berlin zurückkehren lassen. Nach seiner Abreise wurde sie kränker; doch wechselte ihr Zustand. Bei allen Leiden lebte sie fortwährend mit den abwesenden Ihren; ihr Geist erhielt sich frisch und heiter und nahm

an den Ereignissen der Zeit noch den lebhaftesten Antheil. Nach einer scheinbaren Besserung stellten sich aber heftige Brustkrämpfe ein, die alsbald ihren Tod anzeigten. Der König traf seine Gemahlin zwar noch lebend, aber dem Ende nah. Beide waren auf's tiefste ergriffen und der König litt doppelt bei ihren Leiden. Als der letzte Augenblick nahte, sagte sie: „Herr Jesu, mach' es kurz!" Einige Minuten darauf athmete sie aus und bald legte sich über ihr schönes Gesicht ein wahrer Glanz der Verklärung. — Am 23. Dez. „gerade an dem Tage, an welchem sie 17 Jahre zuvor als 17jährige Braut in Berlin eingezogen und an dem sie ein Jahr zuvor aus den Drangsalen des Kriegs in die Hauptstadt zurückgekehrt war, wurde die Leiche der Königin aus dem Dom zu Berlin, wo sie am 30. Jul. beigesetzt worden war, in das Mausoleum geführt, welches der König im Schloßgarten zu Charlottenburg hatte bauen lassen." (S. Adami's Leben Luisens von Preußen.)

Schon länger her hatten entschlossene Vaterlandsfreunde dem Drang ihrer ob dem Fremdendruck empörten Gefühle einen Ausdruck in der Stiftung des sogenannten Tugendbundes gegeben, der viele Glieder im Adel, unter den Beamten und im Heere hatte. Obgleich die Wirksamkeit desselben auf Napoleon's Betrieb durch ein königliches Verbot gehemmt schien, so war er doch im Stillen thätig und reichte auch nach Rußland hinein, wohin sich nicht wenige militärische Glieder des Bundes begaben, um im russischen Dienst bei vorauszusehender Gelegenheit wider den Feind ihres Vaterlandes zu stehen, das für die Gegenwart wenigstens zu jedem Widerstande unfähig schien.

Dagegen ließ sich die Regierung durch Ausstattung der neuen Universitäten zu Berlin und Breslau, durch Berufung ausgezeichneter vaterländischgesinnter Gelehrten (wie Fichte, Niebuhr, Steffens u. a.), und durch die Ausbildung des Volksschulwesens, namentlich mittels Begünstigung der damals viel verheißenden pestalozzischen Methode, einerseits die geistige — andererseits durch die anfängliche Unterstützung der Jahnischen Turnkunst die leibliche Kräftigung des Volkes angelegen seyn. Nur an das Hauptmittel zur Verjüngung der Volkskraft — an die Erwärmung der vom Rationalismus und Unglauben erkälteten Herzen durch den christlichen Offenbarungsglauben dachte man noch wenig; man suchte überall das Heil anderswo, als im unverfälschten Evangelium. Noch lag der Außendruck lähmend auf den Gemüthern.

An einen Bruch mit Napoleon zu denken wagte das preußische Kabinet noch so wenig, daß der König vielmehr dem Kaiser Napoleon, dafern er ihm den Contributionsrest erließe oder eine Vermehrung des preußischen Heeres gestattete, ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß anbieten ließ. Doch Napoleon blieb in diesen Puncten unnachgiebig. Hatte er es doch schon bereut, Preußen nicht noch kleiner gemacht, ja vernichtet zu haben, gleich als ahnete er die Gefahr, die ihm von diesem Land und Volk noch drohen könnte! Schien er doch überhaupt Preußen und Oesterreich nur einer spätern Vernichtung aufbewahren zu wollen, um über sie hinweg zum letzten Zielpunct seiner Herrschaft zu gelangen!

Unter den nordischen Mächten, unter welchen Dänemark ein treuer Verbündeter Napoleons war, trat um diese Zeit Schweden in ein eigenthümliches Verhältniß zu Frankreich.

Es ist schon oben (XXVI 5, 1 a. E.) bemerkt worden, daß Christian August von Holstein-Augustenburg (aus dem in Rußland, Dänemark und bis dahin auch in Schweden regierenden Oldenburgischen Hause) am 18. Jul. 1809 von Karl XIII an Sohnes Statt angenommen und zum Kronprinzen von Schweden ernannt wurde. Auch Napoleon billigte diese Wahl und räumte am 24. Febr. 1810 das schwedische Pommern. Aber schon am 28. Mai starb der Kronprinz plötzlich in Folge eines Sturzes vom Pferde, und der Verdacht entstand, es habe ihn der Reichsmarschall Graf Axelfersen (derselbe, der die königliche Familie von Frankreich bei ihrer Flucht nach Varennes unterstützt hatte) vergiftet. Daher fiel das Volk, das den Kronprinzen sehr lieb gehabt hatte, bei dem Leichenbegängniß desselben über den Grafen her und erschlug ihn.

Der Vorschlag einer Partei, die drei skandinavischen Kronen vereinigt auf das Haupt des Dänenkönigs Friedrichs VI zu setzen, hatte Napoleon's Beifall, weil eine solche Macht ein Gegengewicht gegen Rußland abgeben zu können schien. Allein die Schweden ließen sich dazu nicht herbei; doch wollten sie, um gegen Rußland einen Schutz zu haben und Finnland wieder zu gewinnen, sich an Frankreich anlehnen.

Daher lenkte bei der Designation eines neuen Kronprinzen der Oberst Mörner die Wahl auf den französischen Marschall Bernadotte, Herzog von Pontecorvo (Aug. 1811): denn man glaubte, er gelte bei Napoleon sehr viel und sei sehr reich. Napoleon willigte nur ungern in diese Wahl, da er sich von der Selbständigkeit Bernadotte's, der sich ihm nie gern untergeordnet hatte, bei dieser Erhebung nichts Gutes versah.

Bernadotte trat zur lutherischen Kirche über, kam im October nach Schweden und nahm den Namen Karl Johann an. Seinen festen Character bewies er gleich dadurch, daß er die Aufforderung Napoleon's, sich dem Continentalsystem anzuschließen und nie die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, zum Besten seines Landes abwies. Indeß mußte er nachher doch, wenn auch nur formell, dem Continentalsystem beitreten, begünstigte aber dafür den Schleichhandel in um so größerer Ausdehnung. Als daher Napoleon gewahrte, daß Bernadotte's Politik sich nicht binden lasse, sondern stets sich dahin wenden werde, wo ihm der größere Vortheil geboten würde — wie denn bereits England und Rußland um die Freundschaft desselben warben —: so ließ er rasch wieder schwedisch-Pommern sammt Stralsund besetzen.

2. Fortsetzung des französischen Kriegs in der pyrenäischen Halbinsel. Joseph in Sevilla. Die Junten. Abfall der spanisch-amerikanischen Colonieen. Massena und Marmont im Nachtheil gegen Wellington. Suchet. Die Guerillasführer. Joseph's trostlose Lage.

Napoleon aber ließ sich in seiner Berechnung auf die weitere Ausdehnung seiner Macht nicht irren, und selbst die noch so fragliche Bezwingung Spaniens gab er sich die Miene nur so nebenher zu betreiben, als sey dieselbe zweifellos. Er hatte im Jahre 1810 wieder eine Heeresmasse von 300000 M. in drei Corps in die Halbinsel geworfen, von denen das eine unter Soult in Südspanien, das zweite unter Massena gegen die Engländer in Portugal, das dritte unter Suchet gegen Valencia operiren sollte. Bald konnte Joseph mit Soult in Sevilla einziehen und Hoffnung fassen, die Spanier würden seine Freundlichkeit erwiedern; und während Sebastiani Malaga einnahm und

es plündern ließ, wandte sich Soult gegen Cadix, wohin sich von Sevilla aus die Centraljunta geflüchtet hatte, und bedrohte von der Küste aus die Insel Leon, auf welcher Cadix lag.

In dieser Junta befand sich eine theils constitutionelle, theils republikanische, meist aus jungen Literaten, Advocaten und anderen Männern der Feder und des Worts bestehende Neuerungspartei, welche mit Unterstützung der Engländer, die ihren Vortheil dabei suchten, damit umgieng, die Cortes zu berufen. Diese kamen, aller Warnung der Besonnenen ungeachtet, zu Stande und wurden auf der Insel Leon (doch nicht in Cadix selbst) am 24. Sept. 1810 eröffnet. Sie legten sich sogleich die volle Souverainetät bei und zwangen die ihnen widerstrebende, dem abwesenden König treue Regentschaftsjunta, sich aufzulösen.

Nach einer neuen aus drei Mitgliedern bestehenden Regentschaftsjunta hob man das bisherige Band zwischen dem Mutterland und den Colonieen auf, emancipirte dadurch das amerikanische Spanien und legte ihm bloß den Gehorsam gegen die Cortes auf.

Da diese revolutionäre Neuererpartei, deren glänzendster Redner Arguelles war, sich „Liberales," und ihre Gegner, die von Thron und Altar nicht lassen wollten, „Serviles" nannten, so brachten sie damit eine Bezeichnung auf, die seitdem in der Politik allgemein üblich wurde. Der Character dieser spanischen, durch die französische Revolutionsphilosophie und Encyclopädistenweisheit aufgenährten Liberalen war aber ein in der Form des Constitutionalismus auftretender, dem Königthum und der Kirche feindlicher Republikanismus, der nur den Namen des Königs noch als Schild aushängte.

Die nächste Folge war, daß sich noch in demselben Jahre mehrere südamerikanisch-spanische Provinzen — darunter Venezuela, Buenos-Ayres, Neugranada — unter dem Schein der Anerkennung des Königs für selbständig erklärten und gleich von den Engländern darin anerkannt wurden. Diese Bewegung im spanischen Amerika fand erst in der nachherigen Unabhängigkeitserklärung sämmtlicher spanischen Colonieen einen Stillstand. Nach der Erklärung der Preßfreiheit machte man sich gleich an die Mißbräuche der Kirche, jedoch in der Absicht, die Kirche selbst abzuschaffen; dann unternahm man die Abfassung einer neuen Con-

stitution zur Beschränkung der Königsrechte, decretirte die Aufhebung der Zünfte und Innungen, die Einführung der allgemeinen Gewerbefreiheit, die Abschaffung der Vorrechte der Provinzen und Communen, auch der bisherigen guten Gemeindeordnung, die Veräußerung der königlichen Güter, kurz man durchlief die ganze Tonleiter revolutionärer Reformen und brachte so einen neuen Abklatsch des französischen Constitutionalismus zu Stande, der späterhin die Schwungkraft der spanischen Nationalität lähmte.

Während dieser Thatenverrichtungen exaltirter Freiheitsredner setzten die Männer des Schwerts, darunter besonders die, welche der nationaleren, für König und Kirche glühenden Partei angehörten, den Kampf gegen die französischen Heere, theils im großen, theils im kleinen Krieg mit abwechselndem Glück, aber nie ruhender Kraft fort.

Dem gegen Portugal agirenden Massena stund dort Wellington gegenüber, der eine feste Stellung in der Sierra de Busaco genommen und von den Festungen Astorga, Ciudad Rodrigo und Almeida gedeckt war. Als aber diese Festungen in die Hände der Franzosen fielen und nun Massena auf den englischen Feldherrn selbst einen Angriff machte, schlug ihn Wellington zurück, und als Massena die Stellung desselben zu umgehen trachtete, zog sich Wellington hinter die ungemein festen Linien von Torres Vedras (vor Lissabon) zurück. Massena folgte ihm, fand sie aber uneinnehmbar und gerieth in der rings von den Spaniern selber verwüsteten und von aller Zufuhr abgeschnittenen Gegend in die größte Noth, bis er sich, da Soult ihm zu helfen versäumte, zum Rückzug entschloß, auf demselben aber, von Wellington verfolgt und von den erbitterten Landleuten fast aufgerieben wurde. Nachdem er Almeida erreicht hatte, ward er abberufen und durch Marmont ersetzt.

Dieser wollte den Wellington an der Eroberung von Ciudad Rodrigo hindern, ward aber zurückgewiesen und mußte die Festung in Wellington's Hände fallen sehen, der deßhalb von den Cortes den Titel „Herzog von Ciudad Rodrigo" erhielt. Wellington eroberte hierauf auch Badajoz, das Soult vergebens zu entsetzen

gesucht hatte. Von da wandte sich Wellington gegen Marmont und schlug ihn in der Nähe von Salamanca bei den sog. Arapilen (zweien Hügeln) so völlig, daß derselbe mit dem Verlust eines Arms sich zurückziehen mußte und selbst Soult sich gezwungen sah, den Süden zu räumen und sich mit seiner allenthalben zusammengeraubten ungeheuern Beute nach Valencia zu wenden, das unterdeß Suchet vergebens berannt hatte.

Dennoch war Suchet der glücklichste unter den französischen Feldherren in Spanien. Denn nach Saragossa zurückgewendet, eroberte er Lerida, Tortosa und Tarragona, drang dann wieder in's Valencianische ein, erstürmte Murviedro (das alte Saguntum), schlug die Spanier bei Albufera (d. 28. Dec. 1811) und nahm endlich das langerstrebte „schöne Valencia" ein, dessen Uebergabe am 9. Jan. 1812 erfolgte und ihm von Napoleon die Marschallswürde und den Titel „Herzog von Albufera" eintrug.

In allen Provinzen waren neben den großen Kämpfen im Feld und bei Belagerungen auch die durch die vielen Gebirge begünstigten Guerillaskämpfe in ununterbrochenem Gang und rafften den Franzosen durch Ueberfälle und Handstreiche noch mehr Menschen hinweg, als durch Schlachten und Erstürmungen. Von den Guerillasführern aus dieser Periode des Kriegs sind, außer dem schon oben (XXVI. 5, 4.) genannten verwegenen Empecinado, der in Neu-Castilien bis unter die Thore von Madrid streifte, die berühmtesten: der strenge Pfarrer Merino, der in Alt-Castilien —, der rastlose Eroles, der in Catalonien —, der „unerschrockene" Marquesito, der in Galicien und Biscaja —, der unermüdliche, dabei ritterliche und menschlichste Guerillero Mina d. Ä., der vorzüglich in Navarra dem Feinde schweren Abbruch that. Von den unerhörten Grausamkeiten aber, die in diesem Nationalkriege auf beiden Seiten verübt wurden, ließe sich ein schauderhaftes Gemälde entwerfen; aber auch in keinem Lande wurde einer Nationalität rücksichtsloser und gewaltsamer in das Lebensmark gegriffen und anderseits dieselbe standhafter und aufopfernder vertheidigt, als in dieser Halbinsel.

Der arme Joseph spielte die trostloseste Königsrolle: denn die Generale

kümmerten sich nicht um ihn, sondern alle suchten nur ihren eigenen Vortheil und gehorchten blos den Befehlen Napoleon's. Er hatte freilich den spanischen Thron nicht begehrt, sondern war von seinem Bruder gewissermaßen „dazu gepreßt" worden. Aus seinen vorhandenen Briefen an Napoleon sieht man aus jeder Stelle, wie tief er seine unglückliche Lage empfand und wie klar er „das Verderbliche der von seinem Bruder eingeschlagenen Bahn" erkannte. Um sich aber aus seiner traurigen Lage loszureißen, dazu fehlte ihm die Willenskraft seines Bruders Ludwig. — Nach Marmont's Niederlage glaubte sich Joseph in Madrid nicht mehr sicher, sondern flüchtete sich am 11. Aug. 1811 mit seinem Hof vor der Rache der Guerillas nach Valencia zu Suchet, worauf Empecinado in Madrid einzog und bald darauf Wellington es besetzte. Doch führten Soult und Suchet den König Joseph am 2. Nov. wieder in die Hauptstadt zurück, von wo aus Wellington zwei Monate vorher einen Zug nach Burgos gemacht hatte, ohne jedoch diesen festen Platz erobern zu können. Bei Soult's und Suchet's Annäherung zog sich Wellington wieder nach Portugal zurück, um dort die Winterquartiere zu beziehen. Auf beiden Seiten war man nun gespannt auf den Erfolg, den Napoleon's Unternehmung auf Rußland nehmen werde, welche derselbe unterdeß zur Vergrößerung seiner Macht begonnen hatte.

---

2. Kapitel.

Napoleon's Feldzug nach Rußland.

1. Rußland und die Türkei: Friede zu Bukarest. Alexanders Bündniß mit England und Schweden. Napoleon's Rüstungen. Aufbruch der großen Armee. Uebergang über den Niemen. Napoleon in Wilna und Witepsk. Die Schlachten bei Smolensk und bei Borodino. Kutusow's Flankenstellung bei Kaluga.

Die zu Erfurt geschlossene Scheinfreundschaft Napoleon's und Alexander's war schon längst einer Spannung gewichen, die mit der gesteigerten Herrschbegier des westlichen Imperator's in einem Bruche enden mußte. Diesen sah Alexander voraus: daher er seinen Krieg mit der Türkei, den er um den Erwerb der ihm von Napoleon zugestandenen Donaufürstenthümer (Moldau

und Walachei) begonnen hatte, ohne Nachdruck führte und nach einer Niederlage des Großvezier's durch Unterhandlungen zu beenden suchte. Diese führten am 28. (24.) Mai 1812 zum Frieden von Bukarest, durch den der Pruth die Gränze zwischen Rußland und der Türkei und also ein kleiner Theil der Moldau mit den Festungen Choczim und Bender sammt Bessarabien russisches Besitzthum wurde.

Schon gleich als Napoleon Oldenburg zu Frankreich gezogen hatte, war Alexander's Antwort auf diese Kränkung seine entschiedene Zurückziehung aus dem Continentalsystem und die Zulassung verschiedener englischer Einfuhrartikel (10. Dec. 1810). Im März 1812 unterhandelte er ein Bündniß mit England und Schweden und betrieb die Aufstellung eines Heeres. Doch hielt er noch an sich und wollte selbst die Einverleibung Oldenburgs ungerächt lassen, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, als habe er den Krieg hervorgerufen.

Auch Napoleon schien diesen Schein meiden zu wollen und erbot sich als Ersatz für Oldenburg das Gebiet von Erfurt an den vertriebenen Herzog von Oldenburg (den Schwager Alexanders) herauszugeben und es noch zu erweitern, wenn Alexander Freundschaft halten wolle.

Dagegen verlangte Alexander die Abtretung des Großherzogthums Warschau. Dieses Ansinnen aber wies Napoleon ab und suchte nun England durch das Anerbieten, ihm Portugal zu überlassen, zum Frieden zu stimmen. Allein England, damals von dem Minister Castlereagh geleitet, der den Krieg gegen Napoleon mit neuer Energie zu betreiben im Plan hatte, gieng nicht darauf ein.

Somit blieben dem Kaiser nur Oesterreich und Preußen in Aussicht — die zwei Staaten, die er im Grunde schon dem künftigen Untergang geweiht hatte. Zunächst nahm er das ihm schon seit einem Jahr angetragene Bündniß mit Preußen am 24. Febr. 1811 nun endlich an; Preußen mußte aber seine Festungen und Vorräthe den Franzosen überlassen, in Spandau eine französische Besatzung einnehmen und ein Contingent von 20000 M. stellen. Auch mit Oesterreich schloß er am 14. März einen Vertrag, der ihm 30,000 Oesterreicher unter Schwarzenberg's Führung

zur Verfügung stellte, im Uebrigen aber dem Staat eine Art Neutralität zuerkannte.

In einem Nebenartikel verhieß er dem preußischen Kabinet, sein Gebiet mit Kurland und Liefland vermehren zu dürfen. — Dieses Bündniß mit Napoleon empörte die preußischen Patrioten so sehr, daß Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Bojen, Clausewitz mit 300 Offizieren ihren Abschied nahmen. Clausewitz gieng nach Rußland, wo sich Stein noch aufhielt.

Durch diese Vorgänge veranlaßt, verlangte Rußland in einem Ultimatum die unbedingte Neutralität Preußens, und als Napoleon hierauf keine Antwort gab, stellte Alexander den diplomatischen Verkehr mit Frankreich ein, schloß am 24. März einen Vertrag mit Schweden, dem er Finnland durch Norwegen zu ersetzen sich anheischig machte, und erwartete so, in seiner rechten Flanke durch Schweden, in seiner linken durch den Bukarester Frieden gedeckt, den Ausbruch des Kriegs, zu dem Napoleon seit längerer Zeit her in Frankreich, wie in den übrigen mit ihm verbündeten Landen die umfassendsten Vorbereitungen getroffen hatte.

Auf einmal — im Frühjahr 1812 zog sich von allen Seiten die „große Armee", zu welcher schon seit dem Jahre 1811 sämmtliche Länder der Napoleonidenherrschaft ihre Contingente gerüstet hatten, zum Erstaunen aller Welt, in der nur die höhern Kreise eine Ahnung von Napoleons Absichten gehabt hatten, gegen Nordosten zusammen, wohin auch der Eilfer Komet mit seinem großen Schweife, im Sinne der bangen Menge große Ereignisse verkündend, gewiesen hatte.

Während sich die Heeressäulen gegen die Elbe, Oder und Weichsel bewegten, begab sich Napoleon im Mai von Paris aus durch eine Reihe von Triumphpforten deutscher Schmeichelei nach Dresden, um dort einen Congreß mit den deutschen Fürsten zu halten, unter denen sich auch die Monarchen von Oesterreich und Preußen einfanden, König Max von Bayern aber — fehlte. Alles huldigte ihm als der großen „Sonne", gegen welche (wie eine sächsische Inschrift besagte) die wirkliche Sonne an Größe und Helle zurückstehen mußte.

Von da aus über Königsberg eilend hielt er auf dem Schlachtfeld von Friedland eine große Heerschau und machte in dem Ta=

gesbefehl vom 22. Juni der großen Armee mit großen Worten den Zweck ihres Zuges bekannt.

Das Heer betrug anfangs an 440000 M. und wuchs mit den nachkommenden Zuzügen auf 610000 M. mit 1375 großen Geschützen und ungeheuern Vorräthen an Munition und Lebensbedarf. Das Centrum, bestehend aus dem ersten von Davoust, dem dritten von Ney und dem vierten von Eugen geführten Armeecorps, und aus den Garden und der Reservereiterei unter Murat, zusammen 235000 M. wurde von Napoleon selbst befehligt. Auf dem linken Flügel kommandirte Macdonald das zehnte, größtentheils aus den Preußen bestehende —, Oudinot das zweite, St. Cyr das sechste Armeecorps, zusammen 82000 M. Den von Jerome commandirten rechten Flügel, der bei Grodno über den Niemen gieng, bildeten das fünfte aus den Polen unter Poniatowsky, das siebente aus den Sachsen, das achte aus Franzosen unter Vandamme bestehende Armeecorps zusammt den Oesterreichern unter Schwarzenberg, die zuäußerst stunden und bei Drobiczin den Bug überschritten.

Am 24. Juni — eigentlich zu spät für das ganze Unternehmen — überschritt Napoleon mit dem Centrum im Paradeschmuck den Niemen, und beim Betreten des russischen Bodens versprach der glänzendste Sonnenschein und die Abwesenheit jedes Feindes dem Krieg einen glücklichen Anfang. Trat auch einige Tage darauf naßkaltes Wetter ein und zeigte sich auch die Gegend arm und öde, so schienen doch die mitgenommenen Vorräthe auf weithin auszureichen. Anstatt aber der Verpflegung wegen mit den Convois gleichmäßig vorwärts zu ziehen, drang Napoleon mit dem Heere ungeduldig vor, um rasch das unweit Wilna, der Hauptstadt Litthauens, stehende russische Heer zu erreichen und gleich durch eine Hauptschlacht dem Kampf eine entscheidende Richtung zu geben.

Der Kaiser Alexander hatte sich nämlich schon im April nach Wilna begeben, in dessen Nähe Barclay de Tolly mit dem Hauptheere gegen den Niemen hin stund, während Bagration mit einem andern Corps im südlichen Litthauen, Tormasow aber mit einem dritten in Volhynien aufgestellt war, und aus der Türkei das durch den Bukarester Frieden frei gewordene Heer erwartet wurde.

Weil aber die russischen Streitkräfte vorerst nicht halb so stark waren, als die der Franzosen, so lag es nachgewiesener Maßen im Kriegsplan der Russen, sich in das Innere des Landes zurückzuziehen und dem nachrückenden Feinde nichts als öde, durch die Kosacken absichtlich verwüstete Gegenden zurückzulassen, damit Napoleon, je weiter er vordränge, desto weiter von seinen Hülfsquellen abgeschnitten würde und in desto verderblichere Noth käme, die dann der Winter vollends aufs Aeußerste steigern werde.

Als Napoleon in Wilna, das die Russen geräumt hatten, eingezogen war, bat ihn eine Deputation des in Warschau zusammengetretenen polnischen Reichstags um die Wiederherstellung Polens, gleichwie der Reichstag auch kurz zuvor schon den König von Sachsen als Großherzog von Warschau ersucht hatte, dem Polenstaate wieder den Titel eines Königreichs zu verleihen. Allein Napoleon dachte nicht daran, den Polen dieses Verlangen je zu gewähren; doch er ließ ihnen durch die Ermahnung, alles Erforderliche zu thun, um in der Folge desto gewisser ihr Ziel zu erreichen, noch einige Hoffnung. Damit wollte er sich ihrer Anstrengung im bevorstehenden Kriege versichern und doch sich zu nichts verpflichten.

Nach seinem Aufbruch von Wilna durchzog er Litthauen, wo seine Soldaten, für deren Verpflegung er bei der Hast seines Vordringens keine Sorge getragen hatte, auf den Dörfern und Schlössern dieses Landes aus Hunger und Raubgier an Hohen und Geringen durch Brand und Plünderung oft ähnliche Gräuel, wie in Spanien, verübten, ungleich den Russen, die bei ihrem Rückzug die Litthauer absichtlich geschont hatten, um sich bei ihnen in besserem Andenken zu erhalten.

Während Jerome's Ungeschick Bagration's Corps über den Dnjepr entwischen ließ, (worauf er, weil Napoleon ihm dafür das Obercommando nahm, aus Verdruß nach Westfalen zurückkehrte), erreichte Napoleon, nach mehreren Gefechten seiner Vorhut mit Barclay's Nachhut, die Stadt Witepsk an der Düna, ohne das Hauptheer desselben zu einer Schlacht zu vermögen, indeß Barclay auf seinem Rückzug Smolensk erreichte, um sich dort mit Bagration zu vereinigen.

Nachdem Napoleon in Witepsk seinen Truppen einige Tage Rast gegönnt und die Nachzügler an sich gezogen hatte, fand sich's, daß er unterwegs bereits ein Drittheil seines Heeres eingebüßt hatte. Anstatt nun aber mit desto größerer Vorsicht die Verbindung der verschiedenen Truppenkörper unter sich herzustellen und sie zu unterhalten, eilte er immer vorwärts, stets nach einer Schlacht strebend, durch die er den Feldzug mit Einemmale beenden zu können hoffte.

Die gelungene Vereinigung Bagration's mit Barclay in dem vom Dnjepr geschützten Smolensk bewog ersteren, einen Feldherrn aus Suwarow's Schule, zu dem Entschluß, dem vordringenden Feinde hier Stand zu halten. Der Angriff der Franzosen auf diese alte Stadt schlug anfangs fehl und als sie am dritten Tage dennoch in dieselbe eindrangen, stand sie, von den Einwohnern verlassen, plötzlich in Brand, das russische Heer aber hinter derselben in Kampfbereitschaft. Die Schlacht bei Smolensk, die nun erfolgte, brachte aber nicht die gehoffte Entscheidung. Zwar behauptete Napoleon mit der Uebermacht seiner Truppen das Feld; aber die Russen, die ihnen nichts desto weniger einen großen Verlust beigebracht hatten, zogen in guter Ordnung, Alles hinter sich verheerend, auf dem Wege nach Moskau ab, so daß Napoleon auf seinem Weiterzuge dahin alle Dörfer und Städte in Asche fand.

Bei Borodino aber, in der Nähe des kleinen Flusses Moskwa, hatten sich Barclay und Bennigsen mit 120000 M. unter dem Oberbefehl des alten, eben aus der Türkei angelangten Kutusow's, dieses „zweiten Suwarow's" und „Lieblings der Russen", zusammengezogen, um den Franzosen, welche 180000 M. stark daher zogen, doch noch den Weg nach dem „heiligen Moskau" zu verlegen: denn Alexander hatte den Seinen das begeisterte Wort zugerufen, sie sollten sich „das Kreuz im Herzen und das Eisen in den Händen" gegen den Feind vereinigen. Auch ihre Kirche hatte nicht minder die Stimme erhoben, den Glauben der Väter und den heiligen Boden des Vaterlands gegen den ehrgeizigen und unersättlichen Feind desselben zu vertheidigen. Dagegen wußte Napoleon in seinem Aufruf zur bevorstehenden Schlacht auf nichts, als auf den Siegesruhm, auf den Lohn eines guten Winterquartiers und auf baldige Rückkehr in die Heimath hinzuweisen.

Beide Theile brannten vor Begierde, sich zu schlagen. Und als nun am 7. September die Sonne sehr roth aufgieng, vergaß Napoleon nicht, die Seinen an die „Sonne von Austerlitz" zu erinnern, und eröffnete die blutige Schlacht von Borodino, welche bis zur einbrechenden Nacht währte und mit dem abermaligen, wiewohl geordneten Rückzuge der Russen endete, nachdem auf Seiten der letzteren 30000 und auf Seiten der Franzosen 20000 M. theils gefallen, theils verwundet worden waren.

Den großen Menschenverlust auf Seiten der Russen zog sich Kutusow dadurch zu, daß er einem Doppelfeuer der Franzosen ausgesetzt war und doch „durchaus nicht weichen wollte." Auf russischer Seite fiel Fürst Bagration mit vielen andern Generalen, auf französischer Seite zählte man gleichfalls mehrere gefallene Generale. Weil sich Marschall Ney in dieser Schlacht durch besondere Tapferkeit auszeichnete, ward er von Napoleon zum „Fürsten von der Moskwa" ernannt. Die Noth der vielen Verwundeten war gräßlich, da nicht genug Mittel zu ihrer Verpflegung vorhanden waren. Als die Franzosen das mit Verwundeten angefüllte Städtchen Mosaisk einnahmen, warfen sie die verwundeten Russen aus den Häusern, um ihre Verwundeten unterzubringen, wie denn bei den Franzosen eine zunehmende Verwilderung wahrzunehmen war. — Ein gleich darauffolgendes kleines Gefecht, worin Miloradowitsch den Franzosen einige tausend Mann tödtete, vermochte natürlich auch nicht, den Franzosen den Weg nach der Hauptstadt zu verwehren; um ihnen jedoch ihre Operationslinie zu bedrohen und sich zugleich durch Zuzug aus dem Innern verstärken zu können, nahm das russische Heer „die berühmte Flankenstellung bei Kaluga," welche Napoleons Unternehmen wesentlich hemmte.

2. Napoleon in Moskau. Der Brand von Moskau. Napoleon's vergebliche Unterhandlungsversuche. Sein unthätiger Aufenthalt in Moskau. Angriff der Russen. Napoleon's langsamer Rückzug. Uebergang über die Beresina. Auflösung des Heeres. Napoleon's Rückeile nach Frankreich.

Mit dieser Schlacht hatte sich Napoleon den Weg nach Moskau geöffnet und am 14. Sept. stand er vor der alten Czarenstadt, die ihm mit ihren hundert vergoldeten Kuppeln, mit ihren 295 Kirchen und 1500 Palästen, aus deren Mitte der Kreml, diese uralte Czarenburg mit ihren vielen Thürmen und bunten Kuppeln emporragt, von der Sonne beleuchtet entgegenglänzte und seine

Hoffnung mehrte, reiche Vorräthe darin und gute Quartiere zusammt einer baldigen Botschaft vom Czar mit der Bitte um Frieden zu finden.

Allein weder von der Stadtbehörde, noch von dem Adel und dem Bürgerstande ließ sich vor den Thoren eine Unterwerfungsabordnung sehen. Als dann die französische Vorhut, von Murat geführt, durch dieselben einzog, waren alle Straßen öde, alle Paläste und die meisten Häuser leer, und was vom gemeinen Volk noch in den Höfen des Kreml war, entfloh beim Einzug der Franzosen vollends zu den entgegengesetzten Thoren hinaus. Während Mortier den Kreml besetzte, blieb Napoleon in der ersten Nacht noch in der westlichen Vorstadt, weil er einen Hinterhalt befürchtete. Allein Alles blieb still und die Stadt erschien wie ausgestorben.

Der Gouverneur der Stadt, Graf Rostopschin, hatte mit allen Behörden, mit dem Adel, den Kaufleuten und andern Vornehmen unter dem Schutze des Militärs die Stadt verlassen und die Staatsschätze mitgenommen; das gemeine Volk mit den Geistlichen und Kirchenschätzen war gefolgt und nur Leute der untersten Klasse, zum Theil Fremde oder den Russen Abgeneigte waren geblieben und hatten sich versteckt. Entgegen dem strengen Befehle Napoleons, Zucht und Ordnung zu halten, drangen die französischen Soldaten, von Hunger und Ermüdung getrieben und nach der längst versprochenen Beute gierig, in die versperrten Häuser und suchten nach Speise und Ruhestätte.

Gleich in der ersten Nacht aber brach da und dort in der Stadt Feuer aus, und als die Franzosen löschen wollten, gebrach es an den Löschgeräthen, welche bei dem nach Zünften geordneten Auszug der Bewohner von der militärisch=eingerichteten Löschmannschaft mit fortgenommen worden waren. Man hoffte nun, die Brände würden sich in sich selbst verzehren und ließ dem Feuer seinen Lauf. Aber als Napoleon am 15. Sept. im Kreml sein Hauptquartier aufgeschlagen und die strengsten Befehle zur Bewältigung des Feuers und zur Wahrung der Ordnung gegeben hatte, nahmen die Brände mehr und mehr überhand, so daß man absichtliche Brandlegung argwohnte: verdächtige Russen wurden aufgegriffen und auf Napoleon's Befehl erschossen; aber obgleich man

ihre Leichname zur Abschreckung an den Straßen aufhängte, so ward doch dadurch dem Uebel kein Einhalt gethan.

In der Nacht vom 15. auf den 16. mehrten sich in den verschiedensten Theilen der Stadt die Feuerausbrüche und ein sich erhebender Nordwind trieb den wachsenden Brand so rasch über die große Stadt hin, daß nur die hohen Thürme und Paläste schauerlich aus dem bewegten Flammenmeere herausragten, das seine rothen Wogen nun auch auf den Kreml zuwälzte, der bald wie in einem Feuerregen stand, so daß der aus dem Schlaf emporfahrende Kaiser in den entsetzlichen Brand schauend alle Hoffnungen, die er an die Einnahme Moskau's geknüpft hatte, in Rauch aufgehen sah.

Da den Tag über das vom Wind gepeitschte Feuer seine Zerstörungsarbeit an den Palästen und Kirchen fortsetzte und selbst den Kreml nicht zu verschonen drohte, verließ Napoleon die Czarenburg und verlegte sein Quartier nach dem Lustschloß Petrowsky, eine halbe Stunde vor der Stadt, worauf seine Soldaten über die noch unversehrten Häuser herfielen, um so viel als möglich noch zu erbeuten und ihre Lustgier zu befriedigen.

Bezeichnend schildert Napoleon selbst in Las Casas' Werke den Brand von Moskau und seine Empfindungen dabei mit folgenden Worten: „Nie kam etwas, trotz allen Schilderungen der Poesie, trotz allen Erdichtungen vom Brande von Troja in Wirklichkeit dem Brande von Moskau gleich. Es läßt sich kaum ein schauderhafterer Anblick denken. Am erstaunenswürdigsten war dieses Schauspiel in der Nacht des 16. auf den 17., als der Brand den höchsten Grad erreicht hatte. Das Wetter war schön und trocken und es herrschte fortwährend Ost- und Nordwind. In dieser Nacht, deren schauderhaftes Bild nie aus meiner Seele schwinden wird, stand die ganze Stadt im Brande. Dicke Feuergarben von den mannigfaltigsten Farben stiegen aller Orten bis zu den Wolken empor, bedeckten den ganzen Horizont und verbreiteten das glänzendste Licht und eine Gluthhitze in die größte Entfernung. Diese nach allen Richtungen von dem Winde geschleuderten Feuergarben waren bei ihrem Aufsteigen vom furchtbarsten Geräusch und entsetzlichen Detonationen begleitet, was von Verbrennung des Pulvers und und Salpeters, des Oels und Weingeistes in den Kaufläden und Waarenlagern herrührte. Die glasirten Dachziegel flogen in weite Ferne; selbst große Holzbalken wurden weithin fortgeschleudert. Schrecken und Angst hatten alle Gemüther ergriffen."

Anfangs gab man den Franzosen die Schuld des Brandes; nachher lud man die Verantwortung desselben auf Rostopschin, und auch Napoleon behauptete, daß

der Befehl zum Anzünden der Stadt bloß von Rostopschin ausgegangen sey. Rostopschin selbst aber lehnte späterhin in einer eigenen Schrift „die Ehre" der alleinigen Urheberschaft von sich ab. Gewiß hätte er auch nicht allein die Verantwortlichkeit für ein so unerhörtes, in dieser Größe nie dagewesenes, mit tausend schmerzensvollen Verläugnungen verbundenes Opfer auf sich zu nehmen gewagt. War auch, wie es wohl seyn mag, der Gedanke zuerst in ihm entsprungen, er mußte doch für den einmüthigen Entschluß zum Auszug und zur Preißgebung so großen Reichthums nicht nur die Großen und Vornehmen der Stadt gewinnen, sondern auch der Einwilligung und Zustimmung seines Kaisers und Herrn gewiß seyn. Und daß Plan und Ausführung höchsten Orts gebilligt war, läßt sich (mit W. Menzel) unstreitig aus der „Proclamation" entnehmen, die Alexander unmittelbar nach dem Brande von Moskau an sein Volk erließ, und in der es unter Anderm heißt:

„Dieser stolze Länderverheerer hoffte, als er sich Moskau's bemächtigte, unumschränkter Herr unseres Schicksals zu werden und uns den Frieden vorzuschreiben. Seine Erwartung wurde getäuscht. Er findet in Moskau weder die Mittel zu herrschen, noch seinem Heere das Leben zu fristen. Unsere Streitkräfte, welche sich täglich vermehren, umgeben Moskau und schneiden dem Feinde die Zufuhren ab. Bald wird er den Irrthum einsehen, den er begieng, als er sich einbildete, der Besitz von Moskau werde ihn zum Herrn des Reiches machen. Die Noth wird ihn endlich zwingen, mitten durch die Glieder unseres unverzagten Heeres zu fliehen, um dem Hungertode zu entgehen. Allerdings hat das Elend den höchsten Grad erreicht: man darf nur um sich blicken, um das Unglück des Kriegs in seiner schrecklichsten Gestalt zu sehen. Aber wir bieten allem Schrecken Trotz zur Erhaltung unserer Freiheit und zum Wohl der Menschheit überhaupt. Wir werden das Wohlbehagen empfinden, eine gute Handlung begangen zu haben, und unsterbliche Ehre wird der Lohn eines Volkes seyn, welches durch seine Ausdauer nicht nur sich selbst, sondern auch den andern unglücklichen Völkern, die der Tyrann nach seinem Willen gezwungen hat, einen dauerhaften Frieden erringen wird."

Als am sechsten Tage, nachdem vier Fünftheile der mächtigen Stadt in Trümmern dalagen, starke Regengüsse das Feuer gelöscht hatten, kehrte Napoleon nach dem Kreml zurück und kündigte der Welt in einem Büllletin an, daß Moskau nicht mehr existire, sein Heer aber dennoch auf lange hinaus an den vorgefundenen Kellervorräthen zu leben habe, während seine Vorhut schon auf der Straße von St. Petersburg stehe.

Nichtsdestoweniger war er um Rath äußerst verlegen; er sandte daher den General Lauriston in Kutusow's Hauptquartier in

Kaluga und suchte mit dem Czar Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

In dieser Zwischenzeit war auf seinem linken Flügel Macdonald bei Riga angelangt und belagerte es; doch Riga, vom General Essen vertheidigt, hielt sich. Oudinot aber hatte nach einem Kampf mit Wittgenstein seine Vereinigung mit St. Cyr bewerkstelligt, und eine Stellung bei Polozk genommen, wo sich beide gegen Wittgensteins erneuerte Angriffe behaupteten. — Auf dem rechten Flügel schlug Schwarzenberg mit den Oesterreichern den General Tormasow bei Gerodesczna, blieb aber in Volhynien stehen, um die Erfolge des bis Moskau vorgedrungenen Centrums abzuwarten.

Napoleon, dem über seine verzweifelte Lage die Augen noch gehalten waren, erwartete in dem verbrannten Moskau von Woche zu Woche vergebens eine Antwort auf seine Friedensanträge, wiewohl er mit jedem Tag dem einbrechenden Winter näher und in die Gefahr kam, seine Verbindung mit Polen und Deutschland zu verlieren. Der schlaue Kutusow hatte ihm Hoffnung auf Annahme seiner Anträge gemacht, aber, um ihn länger hinzuhalten, den Gesandten nicht an den Kaiser abgehen lassen.

Endlich nach 34 vergeblich und zum Nachtheil seines Heeres verbrachten Tagen, erkannte Napoleon die Täuschung, und als Kutusow anfieng, die von Murat befehligte Vorhut zu überfallen, verließ er mit dem Befehl zur Sprengung des Kremls am 19. October Moskau, um den Rückzug über Kaluga anzutreten. Allein da sein mit Beute beladenes Heer sich eben so langsam zurückbewegte, als es übereilt vorgedrungen war, so gewannen die den Weg nach Kaluga bewachenden Russen Zeit, ihn an den günstigsten Stellen anzugreifen und zunächst seine Vorhut bei Malo-Jaroslawetz in einen blutigen Kampf zu verwickeln. Um einem erneuerten Kampfe auszuweichen, verließ Napoleon seine bisherige Richtung und schlug den Weg über Wiazma ein, wo ein Theil seines Heeres unter Ney wieder einen Angriff auszuhalten hatte. Aber der Ruhm, Napoleon und die große Armee überwältigt zu haben, sollte nicht Menschen, sondern Gott allein gebühren und die in Alexander's Proclamation enthaltene Weissagung, daß er noch das Unglück in seiner schrecklichsten Gestalt sehen werde, in Erfüllung gehen.

Am 6. Nov. begann mit Schnee und Eis der gefürchtete russische Winter; zugleich trat Nahrungsmangel ein und die

Pferde, denen das Futter gebrach, fielen zu Tausenden, indeß mit der steigenden Kälte bei jeder Biwacht eine Menge Menschen erstarrten oder auf dem Wege zurückbleibend, eine Beute des Frostes und des Hungers wurden.

In Smolensk zwar schienen reiche Vorräthe der Noth ein Ende zu machen, aber das schon wieder um die Hälfte zusammengeschmolzene Heer ward schon nach etlichen Tagen zur Weitereile gezwungen, weil Kutusow bereits einen Vorsprung gewonnen hatte. Bald von dieser, bald von jener Seite angegriffen, von der Grimmkälte aufgehalten und gemindert, und vom Hunger verzehrt, konnte die fliehende Armee nicht einmal Witepsk erreichen, das mit allen seinen Vorräthen in die Hände der Russen fiel. Er richtete daher mit den Seinen die Hoffnung auf Minsk und die dortigen Vorräthe; allein Tschitschakow kam ihm durch deren Wegnahme zuvor, und zu seinem Schrecken mußte nun Napoleon gewahren, daß Ney mit der Nachhut durch Kutusow von ihm abgeschnitten war. „Zwei hundert Millionen habe ich, rief der Kaiser vor Schmerz, daheim in den Tuilerien liegen, die gäb' ich für den Einen Mann!" Zum Glück aber hatte Ney sein Corps auf einem andern Weg gerettet und stieß wieder zu Napoleon, der ihn vor Freuden umarmte.

Indeß war die Zahl des noch in Reih und Glied mit Napoleon ziehenden Heeres auf 11,000 herabgesunken: alle Uebrigen waren dem Frost und dem Hunger schon erlegen, oder vor Ermüdung zurückgeblieben, um zu verkommen.

Als Napoleon mit diesem Rest an der Beresina ankam, fand er zwar den Marschall Victor mit seinem Corps daselbst und erkannte mit Freuden, daß Kutusow noch weit zurück war; allein um weiterzukommen, galt es nicht nur die Beresina zu überschreiten, sondern auch zwischen den beiden nahen und an Zahl überlegenen Heeren Tschitschakow's und Wittgensteins hindurchzukommen. Nur dem mangelnden Zusammengreifen derselben hatte Napoleon, den sie außerdem vollends hätten vernichten können, es zu danken, daß er zwischen dem 24. und 26. Nov. Zeit fand, wenigstens zwei Brücken über den Fluß zu schlagen und Angesichts des Tschitschakowischen Vortrabs den Uebergang über die Bere-

sina mit noch 30,000 Streitern und 250 Kanonen zu bewerkstelligen, worauf er den gleich darauf erfolgenden Angriff Tschitschakow's und Wittgenstein's mit bewundernswerther Tapferkeit abschlug, wiewohl dabei 13,000 Franzosen sammt vielem Gepäck in die Hände der Russen fielen. War doch nun der Weg nach Wilna geöffnet, wo Erholung zu hoffen war!

Mühsam indeß wankte das abgemattete Heer durch die weiten öden Schneefelder fort, während die Kälte bis zum 26. Grade stieg und alle Schrecken des furchtbarsten Winters auf die Unglücklichen einstürmten. Mehr und mehr lösten sich die noch übrigen Glieder des Heeresrumpfes ab, und nur die Garde und die aus 2500 tapfern Bayern bestehende Nachhut gaben auf dem mit todten Menschen und Pferden überdeckten Wege dem elend dahin sich schleppenden Zuge noch einigen Halt.

Da die beiden äußersten Flügel unter Macdonald und Schwarzenberg zu weit entfernt standen, so konnte Napoleon nicht hoffen, mit seinem schwachen Reste sich in Wilna gegen den überall herandrängenden Feind zu halten. Weil er demnach für seine Person der Armee hier nichts mehr, dagegen in Frankreich noch Vieles nützen zu können hoffte, so stellte er zu Smargoni am 5. Dez. die Armee unter den Oberbefehl Murat's, nahm von seinen Marschällen Abschied, und fuhr, von Düroc und zwei anderen Generalen begleitet, auf einem kleinen Schlitten so schnell als möglich nach Wilna, wo er incognito nur so lange weilte, bis er dem französischen Commandanten dieses Platzes die nöthigen Verhaltungsbefehle gegeben hatte; dann eilte er durch Warschau über Dresden, wo er nur den König besuchte, nach Frankreich, um von Paris aus ein neues Heer aufzubringen.

Wie erstaunte in Wilna der französische Gesandte de Pradt, als der große Welteroberer auf einem kleinen Schlitten an einem Wirthshause der Vorstadt anfuhr, da man bis dahin in ganz Polen und Deutschland von dem Unglück der französischen Armee noch nichts erfahren, sondern in allen bisherigen Bulletins nur von Siegen gelesen hatte! Machte doch Napoleon in Wilna über seinen Zug nach Rußland und Rückzug daraus selbst die Bemerkung, daß „vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt sei." Und als die polnischen Minister beim Wiedereinsteigen des sonst so Uebermüthigen in den „demüthigen Schlitten" ihm das beste Befinden wünschten, antwortete er: „Ich habe mich nie besser

befunden: wenn ich den Teufel hätte (quand j'aurois le diable), so würde ich mich nur um desto besser befinden!" — So wenig hatte das furchtbare Gottesgericht in dem russischen Feuer und Eis das Herz dieses Herrschers erschüttert. Ließ sich doch seine Selbstsucht im letzten Bülletin fast spottend über die Hunderttausende von Unglücklichen, die er in so namenloses Elend geführt, hinsichtlich seines Befindens also vernehmen: „Menschen, welche die Natur nicht genugsam gestählt hat, um über alle Wechsel des Schicksals und des Glücks erhaben zu seyn, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune, und träumten von nichts, als von Katastrophen; diejenigen aber, welche sie (die Natur) Allem überlegen schuf, bewahrten ihren Frohsinn und ihr gewöhnliches Wesen und erblickten einen neuen Ruhm in den Schwierigkeiten anderer Art, die sie zu überwältigen hatten. Seine Majestät hat sich nie wohler befunden." — ! — Daß freilich in seinem und seiner Bewunderer Sinn die Rettung seiner Person alle noch so großen Heere aufwog, schien sich gleichsam von selbst zu verstehen, und wirklich gebot er, obgleich Flüchtling und Feldherr ohne Heer, gleich in Wilna den Polen, ein neues Heer von 80,000 M. auszuheben, sowie den Oestreichern 30,000 M. zu Schwarzenberg's Corps stoßen zu lassen, das sich bereits aus Volhynien nach Polen zurückgezogen hatte. Denn er rechnete noch immer auf „die verblendende Macht seines Namens" und auf seine Kunst, die Welt über das Augenfälligste zu täuschen. Und obgleich zwei Monate zuvor während seiner Abwesenheit in Rußland selbst in Paris der mißglückte Versuch eines Exgenerals, Namens Mallet, das neue Kaiserthum mittels Verbreitung einer falschen Nachricht vom Tode Napoleons umzustürzen, ihm hätte zeigen können, wie wenig tiefe Wurzeln dasselbe geschlagen habe, so ahnete er doch nicht von ferne, wie rasch der stufenweise Sturz von seiner Höhe erfolgen werde.

Kaum hatte Murat den geringen Rest von 4000 kampffähigen Streitern mit 20,000 Ermatteten und Kranken nach Wilna gebracht, wo sie seit so Langem zum erstenmale wieder menschliche Nahrung und Verpflegung genossen, als schon der Kanonendonner Wittgensteinischer Truppen wieder Angst und Schrecken unter Kranken und Gesunden verbreitete, und vollends der Anblick der ersten keck in die Stadt eindringenden Kosaken Jeden, den seine Beine noch trugen, zur Flucht trieb, so daß Murat die Stadt mit den 20,000 Kranken und mit 12 Millionen Kriegsgeldern den Russen überließ.

Als die Flüchtlinge, darunter nur 1600 Bewaffnete, am 13. Dez. die russische Gränze bei Kowno, nicht ohne nochmals mit den Kosaken sich schlagen zu müssen, erreicht hatten, eilte Murat nach Königsberg, um mit Macdonald noch einen letzten

Damm gegen die Russen zu bilden. Doch diese überschritten die polnische und preußische Gränze nicht, sondern nahmen vorerst eine zuwartende Stellung.

Man hat berechnet, daß von den 610,000 M., 182,000 Pferden und 1372 Kanonen, womit Napoleon nach Rußland zog, im Ganzen (die Trümmer des Centrums und die Macdonaldischen und Schwarzenbergischen Truppen mitgerechnet) nur 58,000 M., 18,000 Pferde und 120 Kanonen wieder zurückkamen, daß also auf dem verunglückten Zuge 552,000 M., 167,000 Pferde und 1252 Kanonen eingebüßt wurden. Von jener Menschenzahl verfiel eine halbe Million dem elendesten, zum großen Theil schauderhaftesten Tode, und darunter befanden sich Napoleon's älteste und beste Krieger, welche, um mit Murat zu reden, der „Wahnsinnige“ nutzlos hingeopfert hatte.

---

3. Kapitel.

Der deutsche Freiheitskrieg bis zum Schluß des Waffenstillstands.

1. Eindruck der Niederlage Napoleon's in Deutschland. Murat in Königsberg. York's Abfall: der Vertrag in Tauroggen. Die Russen in Königsberg. Preußen's Erwachen. Der König in Breslau: Befehl zu Rüstungen. Stein in Königsberg. Errichtung der Landwehr. Opfer der Provinz Preußen.

Die Freude über Napoleon's große Demüthigung war allenthalben in Deutschland bei den Vaterlandsfreunden groß und nirgends größer, als in Preußen, weil man sie da für den Beginn seines künftigen gänzlichen Falles ansah, wenn man auch in Preußen jene Freude und diese Hoffnung vorerst noch ganz für sich behalten mußte. Viele an den langen Druck der französischen Obergewalt gewöhnt, konnten an die außerordentliche Kunde selbst dann kaum glauben, als das letzte französische Büllletin vom 3. Dec. die Katastrophe eingestand.

In Königsberg z. B. glaubte man es erst vollständig, als Murat, der König von Neapel, am 19. Dec. mit einem einzigen jämmerlich aussehenden Gardebataillon einrückte. „Das war der Ueberrest der so stolzen, beinahe 50000 M.

starken Garde! Die übrigen Corps hatten keine wehrhaften Streiter mehr. Was ankam, waren Jammergestalten, welche in Pelze, Thierhäute, Weiberröcke und in alle mögliche Anzüge gekleidet, den Tod und verheerende Seuchen mitschleppten. Die Marschälle und Generale erschienen ohne Truppen, auf Schlitten und Wagen, tief verhüllt vor der Kälte, nur von einigen Offizieren begleitet. (Beitzke Gesch. der deutsch. Freiheitskriege I.) Im Ganzen kamen auf der Flucht nach einander durch Königsberg (amtlichen Berichten zufolge) 255 Generale, 699 Obersten, 4412 Capitäne und Lieutnants, 26590 Unteroffiziere und Gemeine, unter denen kaum 10000 die Waffen tragen konnten. Schon in Königsberg fehlte es nicht an Reibungen zwischen Preußen und Franzosen. Als Murat von seinem Fenster aus gewahrte, daß ein preußischer Recrut, dessen Kamerad von einem französischen Gensdarmen mißhandelt worden war, letzteren auf der Stelle todtschlug, entnahm er daraus die Stimmung der Preußen und machte sich schnell aus Königsberg fort nach Posen, wo er sein Obercommando an Eugen abtrat, und nach Italien eilte, um sich sein Königthum in Neapel zu erhalten.

Viele hitzige, das Recht nur mit dem Maaßstab des natürlichen Menschen bemessende Gemüther wünschten und riethen zwar, augenblicklich die Fesseln der Schmach abzuwerfen. Andere aber, und mit ihnen vorweg Preußens König, hielten sich theils im Gewissen noch gebunden, so lange auszuhalten, bis Napoleon's weitere Haltung die Gewissen vollends entbinden werde, theils erkannten sie die Schwierigkeiten genauer, welche besonders darin lagen, daß in ganz Preußen alle, die den Franzosen abhold waren, insbesondere aber der König in Berlin persönlich, aufs Genaueste überwacht waren. Hatte Preußen doch gleich bei Eingehung jenes Bündnisses gegen Rußland, gleichsam zum Pfand seiner Treue, fast alle seine Festungen französischen Besatzungen überlassen müssen, so daß ohne die größte Gefahr — selbst für des Königs persönliche Freiheit — ein glückender Aufstand unmöglich erschien.

Da sollte ein unerwartetes Ereigniß den entscheidenden Wink zu einem Ausweg geben. Als der noch vor Riga liegende Marschall Macdonald den Befehl erhielt, sich mit Murat in Königsberg zu vereinigen, hatte der die 17000 Preußen in Macdonalds Corps commandirende General von York, der schon zwei Tage zuvor von dem Unglück der großen Armee erfahren, aber gegen Macdonald davon geschwiegen hatte, auf dem Rückzug von Riga mit seinen Preußen die Nachhut zu decken. Kälte, Schnee

und Thauwetter aber nöthigten ihn langsam zu ziehen, so daß er schon zwei Tagmärsche hinter dem Marschall zurück war, als der junge russische General Diebitsch, der zu dem Wittgensteinschen, den Franzosen nachrückenden Heere gehörte, sich durch seinen Adjutanten Clausewitz an den General Yorf machte, und ihn aufforderte, die französische Sache zu verlassen. Anfangs war Yorf noch zurückhaltend, bis Wittgenstein mit dem russischen Hauptheere so nahe kam, daß es das Ansehen haben konnte, als sey Yorf mit seinem Corps vom macdonaldischen Heere abgeschnitten, — da gab Yorf mit dem Wort: „Ihr habt mich!" seine Bereitwilligkeit zu einem Waffenstillstand zu erkennen, den er mit Diebitsch in einer Mühle zu Tauroggen am 12. Dez. dahin abschloß, daß das preußische Corps eine neutrale Stellung einnahm. Das war der berühmte Abfall Yorf's, der zu Preußens Erlösung den Anstoß gab.

Hans David Ludwig von **Yorf** (der Familientradition nach aus England stammend, wo sich zu Cromwell's Zeiten die deutsche Familie Yorf abgezweigt haben soll) geb. d. 26. Sept. 1759, Sohn eines Capitäns, trat im 12. Jahr als Junker in ein Königsberger Regiment und erhielt nach körperlicher kräftiger Vorbildung im 17. Jahr das Lieutenantspatent. Frühe traten in seinem Character starke Phantasie, mächtige Leidenschaftlichkeit und ungewöhnliche Kühnheit hervor. — Im Jahr 1780 wurde er wegen einer unvorsichtigen Aeußerung cassirt und auf eine Festung gebracht, wo er durch wissenschaftliche Studien die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen suchte. Nach überstandener Strafe trat er in holländische Dienste und erhielt wegen seiner Tapferkeit, die er in einem Seegefecht mit den Engländern bewies, eine Gardecompagnie, verkaufte sie aber, um seine Schulden zu zahlen, und trat als Capitän in ein englisches Werberegiment, in welchem er auf dem Cap und dann bei der Flotte des Seehelden Suffren auf Ceylon diente. Nach Holland 1785 zurückgekehrt, nahm er seinen Abschied und kam nach Preußen zurück, wo er aber erst nach Friedrich's II Tode seine Wiederanstellung als Capitän fand. Von da an stieg er seiner ungemeinen militärischen Tüchtigkeit wegen von Stufe zu Stufe, bis er 1801 Regimentschef wurde. Im Jahr 1807 fiel er bei Lübeck schwer verwundet in französische Gefangenschaft, wurde aber 1807 mit Blücher ausgewechselt. Seiner Verdienste wegen wurde er 1811 zum Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen ernannt, und als 1812 der russische Feldzug eröffnet war, erhielt er, den General Grawert ablösend, den Oberbefehl über die preußischen Truppen, die unter dem französischen Marschall Macdonald standen. —

„York war von unerschütterlicher Strenge in Allem, was den Dienst und die Zucht betraf." Vielen seiner Offiziere war „seine Nähe niederdrückend, sein Eisenherz abschreckend", aber „nach einem tapfern Gefechte fühlte man den Blick seines Beifalls." Von der eisernen Festigkeit des „alten Isegrimm", von seiner kalten Ruhe und seinem preußischen Stolz" gieng jene moralische Kraft aus, die sein Corps vor andern auszeichnete, und ihn zu dieser Rolle befähigte. (S. das Leben York's von Droysen I. Bd.)

York's Abfall hatte das Einrücken der Russen in Preußen und dieses den Rückzug der Franzosen bis zur Warthe und Oder zur Folge. Denn nun hatten letztere keinen sichern Halt in Preußen mehr als Danzig, wohin sich bald an 36,000 Franzosen zogen, die alle dort, als Vertheidiger dieses festen Platzes, dem offenen und eigentlichen Kriegsschauplatz entzogen waren, während die Russen unter Wittgenstein am 6. Jan. in Königsberg einrückten.

Der König von Preußen, der in Berlin von Augereau und dessen Corps zu sehr umstellt war, um an einen Aufstandsversuch denken zu können, wurde durch York's Abfall in die peinlichste Lage versetzt. Er gab daher sogleich einerseits den Befehl, den York seines Amtes zu entsetzen und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen; anderseits ließ der König zugleich auf Hardenberg's Rath durch den Grafen Hatzfeld dem Kaiser Napoleon das Anerbieten einer Contingentsverstärkung bis auf 30000 M. machen, heischte aber als Preis für fortgesetztes Halten am Bündniß eine Länderentschädigung.

Inzwischen war des Königs Befehl zur Absetzung York's nicht zur Ausführung gekommen, da der königliche Flügeladjutant, der ihn überbringen sollte, von Wittgenstein angehalten und, weil derselbe zugleich einen Antrag des Königs zu einem Schutz- und Trutzbündniß zu überbringen hatte, mit einer Bedeckung zum Kaiser Alexander geschickt wurde. Da nun dieser sich dem Bündnisse geneigt zeigte, von Napoleon's Seite aber keine Antwort an den König erfolgte, vielmehr eine französische Division vertragswidrig in Potsdam, wo der König residirte, einrücken sollte: so begab sich der König von da am 22. Jan. 1813 mit dem Hof und der Garde nach Breslau, um die Freiheit seiner bedrohten Person zu wah-

ren. Von hier aus nun befahl er eine umfassende Rüstung in allen Provinzen.

Um die gleiche Zeit ließ auch Kaiser Franz, der ebenfalls dem Kaiser Napoleon gegen eine künftige Gebietsvergrößerung seine fernere Hülfe versprochen hatte, verstärkte Rüstungen vornehmen und rief den Schwarzenberg zurück. Dieser überließ daher den Russen Warschau und zog sich nach Galicien zurück, während Poniatowski mit den Polen sich nach Krakau rettete, wo ihn Kaiser Alexander, der, um die Bewegungen der Seinen zu leiten, sein Hauptquartier nach Wilna verlegt hatte, unangefochten ließ, da er die Polen für sich zu gewinnen bestrebt war.

Unterdessen war der Freiherr von Stein als Bevollmächtigter Alexanders (am 21. Jan.) nach Königsberg mit dem Auftrag gekommen, alle Militär- und Geldkräfte der Provinz Preußen zur Förderung der Unternehmung gegen Frankreich, insbesondere zur Bewaffnung des Heeres und Volkes zu verwenden. Da aber Stein, der nun vier Jahre aus Preußen abwesend gewesen war, in der irrthümlichen Meinung, der öffentliche Geist des preußischen Volks schlummere noch, auf das russische Heer gestützt mit Dictatorsgewalt zu schalten begann, fand er in allen Kreisen des preußischen und litthauischen Gebiets entschiedenen Widerstand, weil namentlich Auerswald, Schön, York und andere hohe Beamte in Stein's Zumuthungen zu eigenmächtigem Vorgehen einen Abfall von der rechtmäßigen Gewalt sahen und mit Recht erkannten, daß „Alles, was in Preußen geschehen solle," nicht auf russisches Commando, sondern durch Preußen und mit des Königs Willen geschehen müsse. Stein, gereizt, daß man die beste Zeit zum Losschlagen versäume, trat nun um so rücksichtsloser auf und wollte nicht zugeben, daß der Mangel königlicher Genehmigung (die damals einzuholen nicht möglich war) wenigstens durch die Stimme eines zu berufenden Landtags ersetzt werden müsse. Allein die Festigkeit York's, dessen Stellung durch Stein's Hitze auf's äußerste bedroht war, und die vernünftigen Vorstellungen Schön's bewirkten doch, daß, als der Landtag sich versammelt hatte, Stein in seinem natürlichen Edelmuth erkannte, daß er der guten Gesinnung des Landes nun das Weitere überlassen könne und wieder von Königsberg abreis'te. — Der Landtag nahm hierauf einen von Clausewitz, Dohna, Schön ꝛc. berathenen und von York gebilligten Antrag zur Errichtung einer Landwehr an, und in allgemeiner Begeisterung wurde eine von York bestätigte Generalcommission unter Dohna's Vorsitz gewählt, welche durch Specialcommissionen in allen Kreisen sich die schnelle Beförderung der beschlossenen außerordentlichen Maaßregeln angelegen seyn ließ. Ein Abgeordneter der Landstände, Graf Ludwig Dohna, wurde

sodann an den König abgeschickt, um bei ihm die königliche Beistimmung zu den getroffenen Maaßregeln zu erwirken. Der Empfang, den der Abgeordnete beim Könige fand, war zwar anfangs nicht freundlich, weil man letzterem vorher die Vorgänge in Ostpreußen in ein zweideutiges Licht gestellt hatte; doch erfolgte späterhin die königliche Bestätigung. — Die russischen Generale, die vorher die Provinz Preußen bis zur Weichsel schon für Rußland behalten wollten, und willkührlich vorgriffen, sahen sich daher in ihren Hoffnungen getäuscht, und auch Kaiser Alexander, durch den aus Königsberg zurückgekehrten Stein belehrt, erkannte, daß er nur im Bunde mit Preußen die Kraft des französischen Eroberers brechen könne: er verwies jenen seinen Generalen ihr vorgreifendes Benehmen und gab sogar den Befehl, 15000 erbeutete französische Gewehre an die zu errichtende preußische Landwehr abzuliefern. In kurzer Frist war diese Provinz durch die Opferwilligkeit aller ihrer Bewohner die zuerst mit ihrer Ausrüstung fertige und kampfbereite.

2. Alexander in Kalisch. Bündniß Preußens mit Rußland. Die beiden Monarchen in Breslau. Der Aufruf: „An mein Volk." Begeisterung in allen Ständen. Allgemeine Landesbewaffnung. Die Lützow'sche Freischaar. Die Kriegserklärung an Frankreich. Allgemeine Opferwilligkeit.

Um sich nun vor Allem der Verbindung mit Preußen zu versichern, begab sich Alexander zu Kutusow's Heer nach Kalisch, das näher an Schlesien liegt, wo bereits ebenfalls Alles auf des Königs Rüstungsaufgebot mit unbeschreiblicher Freude und Opferbereitwilligkeit zu den Fahnen eilte, um sie im Kampfe mit dem verhaßten Zwingherrn wieder zu den verlornen Ehren zu bringen. Denn es hatte der König gleich nach seinem Eintreffen in Breslau das Heerwesen wieder dem General Scharnhorst übergeben, der mit unübertrefflicher Umsicht und Kraft jene Rüstungen leitete.

Dennoch war der König noch nicht entschlossen, das russische Bündniß anzunehmen, da man von Tilsit her noch an der Probehaltigkeit der russischen Freundschaft zweifelte, und Rußland so eben noch merkliche Lust nach Danzig und Thorn verspürt hatte, und vom Herzogthum Warschau etwas herauszugeben keinen Willen bezeugte. Diesen, die kostbarste Zeit raubenden Erwägungen machte die geheime Ankunft Stein's, den Alexander von Kalisch aus an den König sandte, ein Ende, indem dessen bündige Vorstellungen

gegen ein ferneres Halten mit Frankreich und eine rasche Verbindung mit Rußland die Wahl der letztern entschieden, zumal zu gleicher Zeit die Nachricht von der entschiedenen Kraftäußerung der Provinz Preußen noch ein Gewicht hinzulegte. Hatte man doch schon die günstigste Zeit zum Abschluß des russischen Bündnisses versäumt, in so fern das russische Kabinet bereits wußte, daß Preußen eigentlich keine andere Wahl mehr hatte, was die Folge hatte, daß bei dem am 27 Febr. abgeschlossenen Bündniß von Kalisch Rußland in Bezug auf Danzig, Thorn und Warschau sich jeder bindenden Zusage enthielt. Das Bündniß selbst wurde erst am 23. März veröffentlicht, um Frankreich, das noch Truppen in Preußen hatte, nicht zu früh herauszufordern, und die Rüstungen ungestörter vollenden zu können. Napoleon sah zwar darin eine Untreue; allein sein fortwährendes Schweigen auf Preußen's vorhergegangene Anerbietung war eine der Hauptursachen, den König auf Rußlands Seite zu treiben.

Die auf das Kalischer Bündniß erfolgende Zusammenkunft des Königs mit Alexander zu Spahlitz (bei Oels) am 15. März, der gemeinsame Einzug der nun engverbundenen beiden Monarchen in Breslau unter ungeheurem Volksjubel, darauf die am 17. März erfolgten Aufrufe des Königs „An mein Volk" und „An mein Heer," und die Verordnung über die Stiftung des eisernen Kreuzes, befreite alle Gemüther aus der langen Spannung, benahm ihnen alle Zweifel über den Zweck der großartigen Rüstungen und erfüllte jedes Herz mit dem Muth des höchsten Wagnisses in einem Kampf um die höchsten Güter des Lebens.

„Wir erlagen (sagt der Aufruf an mein Volk) unter der Uebermacht Frankreichs, und der Frieden schlug uns tiefere Wunden, als der Krieg. Die Hauptfestungen blieben dem Feinde; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau gelähmt, der Handel vernichtet, das Land ein Raub der Verarmung. Durch die treueste Erfüllung aller Verbindlichkeiten gegen den französischen Kaiser hoffte ich mein Land zu erleichtern, aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, aber ihr werdet sie lieber dem Vaterlande bringen, als dem fremden Herrscher. Es ist der letzte

entscheidende Kampf. Wir haben keinen andern Ausweg, als Sieg oder Untergang. Gott und unser fester Wille wird der gerechten Sache den Sieg verleihen!" — In dem Aufruf „an mein Heer" heißt es unter Anderm, der König werde mit den Prinzen seines Hauses und mit dem ganzen Volke im Kampf zum Heere stehen und ihm zur Seite ein anderes tapferes Volk als Hülfe für Preußen und Deutschland.

Bei jenen Rüstungen zeigten sich die Vortheile der neuen preußischen Heeresbildung, indem bei der Einberufung der Militärpflichtigen der dreifache Betrag der frühern von Napoleon zugelassenen Zahl sich stellte. Land und Volk, von Anfang an nicht anders denkend, als daß es der Befreiung von dem Unterdrücker gelte, fühlte sich zu den außerordentlichsten Anstrengungen mit einer Begeisterung getrieben, die einzig in der Geschichte dasteht und sich durch ihr alle Stände, Alter und Geschlechter durchdringendes an- und ausdauerndes Feuer von dem wilden, flüchtigen Rausche einer falschen oder gekünstelten Erregung wesentlich unterschied.

Schon die frühere Aufforderung des Königs zu freiwilliger Bewaffnung führte sogleich zur Errichtung der freiwilligen Jäger zu Fuß und zu Pferd, die in Abtheilungen den Infanteriebataillonen und Reiterregimentern zugeordnet und zu einer Pflanzschule für Offiziere bestimmt wurden. Von allen Seiten ergriffen edle Jünglinge die Waffen, und zwar in um so größerer Zahl, je deutlicher allmählig die Wendung gegen Frankreich hervortrat. — Die Einführuug einer allgemeinen Conscription gieng darum auch mit Leichtigkeit durch und förderte die Entfaltung der Nationalkraft ungemein.

Da es aber galt, das waffenfähige Volk in Masse aufzubieten, so erfolgte die Errichtung einer allgemeinen Landwehr, so wie auch die Bildung des Landsturms, und das Kreuz auf der Mütze des Landwehrmanns mit der vom Könige selbst glücklich gewählten Devise: „Mit Gott für König und Vaterland!" ward von da an die allgemeine Losung aller preußischen Vaterlandsfreunde. Durch diese Landwehr erschien das stehende Heer um 140000 M. verstärkt.

Diese Landesbewaffnung zu organisiren, wurde das Land in vier Militärgouvernements getheilt, mit einem Militär- und einem Civilvorstand an der Spitze, in ähnlicher Weise, wie die Provinz Preußen ihre Generalcommission hatte. Die Bildung dieser Landwehr, wobei sich die Vaterlandsliebe in ihrem schönsten Lichte zeigte, bedurfte aber, alles Eifers ungeachtet, Zeit zur Vollendung, daher diese Wehrkraft erst später auf dem Felde der Thaten auftreten konnte.

Außer diesen regelmäßigen Wehrkörpern traten noch einige besondere Freischaaren auf, die aber zu den obgenannten freiwilligen Jägern gerechnet wurden; doch unterschieden jene sich von diesen dadurch, daß sie vorzugsweise Wehrmänner aus den verlorenen preußischen Gebietstheilen in ihre Reihen aufnahmen, welche die Sehnsucht nach dem alten, geliebten Vaterland und der Haß gegen das französische Joch dazu trieb. Unter den so entstandenen drei Freicorps war das vom Major von Lützow errichtete das angesehenste: denn da die schwarze Kleidung, als „Farbe der Trauer über erlittene Drangsal und Knechtschaft," dazu der weiße Todtenkopf an der Mütze — dieses Corps zu einer Schaar todverachtender Rache machte, so drängte sich besonders die Blüthe der edelsten, namentlich der studirenden Jugend, auf deren Phantasie jene Symbole den tiefsten Eindruck machten, zur Aufnahme in die Lützow'sche Freischaar.

Der Eintritt Jahn's mit vielen seiner Turnjünger, vollends der Eintritt Theodor Körner's, des bereits beliebten patriotischen Dichters, in welchem „das Herz der Zeit am reinsten schlug," führte die edelsten Jünglinge den Reihen der Lützow'schen Corps zu. „Deutschland steht auf (schrieb der begeisterte Jüngling an seinen Vater)! Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung zu einer deutschen Freiheit." Seine Freiheitslieder und Kriegsgesänge begeisterten Tausende zur höchsten Aufopferung und bereiteten die Triumphe der deutschen Waffen mit vor, wenn er sie auch nicht selbst ganz erleben sollte. Dasselbe gilt von dem edlen Freiheitssänger und Freiheitskämpfer Max von Schenkendorf.

Als vollends die königliche Kriegserklärung an Frankreich erfolgte, da konnte es erst recht heißen: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los —!" Da eilte, was sonst noch zurück war, zu den Waffen, und in den Reihen der Freiwilligen aller Gattung fanden sich Prinzen neben den Bürgersöhnen ein, Professoren neben den Studirenden: alle Lehrstühle und Lehrsäle entleerten sich, die Regierungscollegien und Gerichtshöfe wurden kleiner; der Handwerker verließ seine Werkstatt, der Kaufmann sein Comptoir, der Landmann seinen Pflug, der Familienvater Weib und Kind: alle eilten nach den Sammelorten; Niemand wollte zurückbleiben. Mütter entließen mit Selbstverleugnung ihre Söhne, Verlobte ihre Gesponsen; selbst der Furchtsame wurde vom Muth fortgerissen, und Viele, denen es

noch an der nöthigen Körperkraft gebrach, boten sich an, und trauerten, wenn sie zurückgewiesen werden mußten; selbst im weiblichen Geschlecht erwachte männliche Kampfbegier, und manche Jungfrau kämpfte im Männerkleide in diesem Freiheitskriege mit.

Die bekanntesten Namen solcher kriegerischen Jungfrauen sind: Prochaska, Charlotte Krüger, Dorothea Sawósch u. a. „Das ganze Land wurde zum Kriegslager. Was die freien Staaten des Alterthums, was Rom und Sparta an Vaterlandsliebe aufzuweisen haben, es übertrifft nicht das erhabene Gefühl, das Preußen jetzt entflammte. Die Flammen dieser Begeisterung wuchsen höher und höher und stiegen auf zu einer Riesenlohe, daß ganz Europa sich daran erwärmte." (Beitzke). — Als die hochherzigsten unter den freiwilligen Jägern müssen, nächst Körner, noch genannt werden: C. Fr. Friesen, „eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden," wie ihn Jahn —, „ein Bild ritterlicher Kraft und jungfräulicher Unschuld," wie ihn E. M. Arndt nannte; ihm ähnlich Friedr. Eckardt, dann Christian Graf zu Stolberg, die Grafen Gröben, Canitz, Dohna, die alle früher oder später den Heldentod für's Vaterland starben.

Nicht minder thätig und bereit waren die, welche daheim bleiben mußten, im Geben und Sammeln patriotischer Beiträge sowohl für Solche, welchen die Mittel zur Ausrüstung für den Eintritt in die Freiwilligencorps fehlten, als auch im Allgemeinen für die verschiedenen Bedürfnisse des Kriegs: Geld und Silberzeug, Schmuck und Kleinodien, Pferde und Vieh, Waffen und Bekleidung, Naturalienvorräthe und Hülfsmittel aller Art für die verschiedensten Bedürfnisse, Verzichtleistungen auf theilweise oder ganze Besoldung, große Kapitalien und kleine Ersparnisse, — wer zählt alle Gaben und Spenden, die von allen Seiten aus dem opferfreudigsten Dr nge zum Geben und Helfen flossen? Von diesem Drange waren besonders auch die Frauen und Frauenvereine zur Rettung des Vaterlands ergriffen, wie denn diese auch nachher durch Pflege der Kranken und Verwundeten in den Häusern und Lazarethen sich die Krone hoher Ehren erwarben. Im freudigsten Vertrauen auf die gerechte Sache gab ein Jeder in Preußen sich und seine Habe für das große Ziel der Landesbefreiung hin; und wenn auch in der Folge erst der Verein mehrerer Mächte zum Siege führte, so wäre doch ohne Preußens begeisterten und begeisternden Aufschwung das große Ziel schwerlich erreicht worden.

3. York's und Bülow's Stellung. Die Russen in Berlin. Vereinigung der preußischen und russischen Waffen. Wittgenstein in der Mark, Blücher in Schlesien. Bündniß mit Schweden. Der Aufruf an die Deutschen. Das Schweigen der Rheinbundstaaten. Der König von Preußen wieder in Berlin.

Holen wir nach, was während und neben dieser Volksbewegung den Feldtruppen auf beiden Seiten für eine Aufgabe zufiel. Von der Ankunft des Königs in Breslau bis zur preußischen Kriegserklärung gegen Frankreich war leider so viel Zeit verloren gegangen, daß es zur Unmöglichkeit ward, dem Feinde, wie es gleich anfangs hätte geschehen müssen, einen Hauptstoß beizubringen und Oesterreich sammt den Rheinbundstaaten in einen allgemeindeutschen Aufstand mit fortzureißen.

Zwar gaben sich die Russen, die für sich allein zum entschiedenen Vorgehen noch zu schwach waren, alle Mühe, den General York aus seiner neutralen und den General Bülow aus seiner scheinbündischen Stellung zu Frankreich heraus zu locken. Beide verweigerten vor des Königs öffentlicher Entscheidung ihre Mitwirkung. Bülow besonders, der die zu ihm sich sammelnden Truppen seinem Könige zuzuführen bemüht war, konnte sich nur mit großer Festigkeit und Gewandtheit den russischen sowohl, als den französischen Anforderungen an seine Mitwirkung entziehen.

Daher hatten die Russen in den Monaten Januar und Februar allein die Aufgabe, die französischen Truppen aus den preußischen Landen zurückzudrängen. Gegen die Mitte Februars hatten sie dieselben bis zur Weichsel und von da bis zur Oder zurückgedrängt, wohin nun auch York und Bülow (über Stargard rc.) sich bewegten. Am 20. Febr. forderte Tettenborn bloß mit einem Pulk Kosacken kecken Muthes die Franzosen in Berlin zur Räumung der Stadt auf; die Kosacken überrannten die ihm entgegengesandte Reiterei, jagten mitten in die Stadt hinein und führten einen französischen Obersten daraus hinweg!

Am 21. Febr. verließ der Vicekönig Eugen die Oder, rückte in die Nähe von Berlin und ließ die dortige Besatzung verstärken. Allein die Besorgniß vor einer allgemeinen Volkserhebung und vor der Uebermacht der nahenden Russen bewogen den Vicekönig, nicht

nur die Vertheidigung Berlins, sondern auch das rechte Elbufer aufzugeben, und sich — nach Wittgenstein's Uebergang über die Oder — über die Elbe zurückzuziehen, so daß auch die Franzosen in und um Berlin, längst demüthiger geworden, die preußische Hauptstadt verließen, um die schützende Elbe zu suchen.

Am 4. März zogen sodann Tschernitscheff'sche Kosacken, die damaligen „Helden des Tages" — und am 11. März Wittgenstein selbst, der Held der Rußlandsvertheidigung, in Berlin ein und wurde mit Jauchzen begrüßt. Schon am 1. März war York von seinem König wieder anerkannt und mit dem Oberbefehl über die Bülow'schen und Borstell'schen Truppen betraut worden, so daß er am 17. seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt, und Preußens Hauptstadt mit unendlichem Jubel wieder seine eigenen Truppen und zum erstenmal den kühnen Mann begrüßen konnte, der die allgemeine Freiheitsbewegung veranlaßt hatte.

Als nun nach erfolgter Kriegserklärung die Vereinigung der preußischen und russischen Waffen erfolgte, so erhielt Wittgenstein den Befehl in der Mark und der zwar schon 70jährige, aber noch jünglingfrische Blücher den Befehl über die preußische Kriegsmacht in Schlesien.

Blücher's Wahl geschah, zum Verdrusse Wittgenstein's, auf den Rath Scharnhorst's, der auf Blücher's volksthümlichen Ruf beim Heere, auf seinen glühenden Franzosenhaß und seine völlige Freiheit von aller Menschenfurcht hinwies, und selber es nicht verschmähte, als Chef des Generalstabs zusammt seinem Freunde, dem Generalmajor von Gneisenau unter diesem Heldengreise zu dienen. Ueber die vereinigte Heeresmasse aber erhielt der 77jährige Kutusow den Oberbefehl.

Während die russischen und preußischen Generale den Feldzugsplan beriethen, suchten die Kabinette der Verbündeten sich durch Bündnisse zu stärken. Schweden war leicht zum Beitritt zu vermögen, weil es Norwegen erwerben wollte. Ein sonstiges Interesse am Krieg aber hatte der schwedische Kronprinz Karl Johann (Bernadotte) nicht und sein kühler Eifer für Deutschland's Sache sollte sich in der Folge fast nur hemmend beweisen. Oesterreichs Beitritt war nicht mehr zu ermöglichen, da es sich bei Napoleon's

zwar erschütterter, aber noch nicht gebrochener Macht durch Zuwarten besser berathen glaubte.

Es galt daher sich vorzüglich an die deutschen Völker der Rheinbundstaaten (denn deren Fürsten traute man nicht) durch Weckung des Nationalgefühls für die große Sache der Freiheit zu wenden. Dieß geschah in dem Aufruf vom 25. März „an die Deutschen," in welchem man den Völkern die Rückkehr der Unabhängigkeit und die „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs" verhieß, den Fürsten aber, welche „der deutschen Sache abtrünnig seyn und bleiben würden," Vernichtung durch das Gericht der öffentlichen Meinung und „durch die Macht gerechter Waffen" ankündigte.

In diesem merkwürdigen Document (noch merkwürdiger dadurch, daß es bloß vom russischen Oberfeldherrn Kutusow unterzeichnet war) wurde der Rheinbund, als „eine Wirkung des Zwangs," für aufgelöst erklärt, dem wiedergebornen Deutschland politische Freiheit und eine „Verfassung" in Aussicht gestellt, „deren Gestaltung, hervorgegangen aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes und in Einheit gehalten, allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben sollte," — während Rußlands Kaiser „über dieses Werk nur seine schützende Hand halten" wolle!! —

Allein die Rheinbundfürsten waren nicht gewillet, die ihnen durch Napoleon's Machtwort verliehenen Souverainetätsrechte, Würden und Landvermehrungen aufzugeben und sich wieder unter die Oberhoheit eines deutschen Kaisers zu stellen. Ueberzeugt, daß Napoleon, der unterdeß mit neuen Rüstungen auch nicht müßig war, noch stark genug wäre, sie zu halten, fürchteten sie vielmehr, wenn sie dem Rufe der nordischen Verbündeten folgten, beim Wiederhervorbrechen des französischen Herrschers für ihren Abfall von ihm schwer gezüchtigt zu werden.

Von allen Rheinbundstaaten schloß sich nur Mecklenburg, dessen Land durch preußisches Gebiet vom Verband mit Frankreich abgetrennt lag, an die Verbündeten an. Der König von Sachsen, vorlängst auf Preußen eifersüchtig und ihm vom siebenjährigen Kriege her abgeneigt, dazu sich wegen des polnischen Gebietszuwachses für ebenso stark wie Preußen haltend, wollte von Napoleon nicht lassen. — Bayern, seit einem Jahrhundert mit Frankreich in politischer Verbindung, hatte ihm seinen Länderzuwachs zu danken und war mit Napoleon durch Bande des Bluts verbunden. Das Gleiche galt von Württemberg und

Baden, welches letztere wegen Gränznachbarschaft am meisten für sich zu fürchten hatte. Die übrigen Rheinbundstaaten (Westfalen, Berg, Frankfurt) waren von französischen Fürsten beherrscht, denen deutsches Interesse ferne lag. Jener Aufruf half demnach nichts, trieb vielmehr die Rheinbundfürsten zum nähern Anschluß an Frankreich, und eben deswegen erklärte man späterhin diesen Aufruf für „apokryphisch." — Auch die Einzelaufrufe „an die Westfalen" und „an die Sachsen" fanden zwar gewaltigen Wiederhall in den Herzen des Volks, aber ohne seine Fürsten wollte es doch nichts unternehmen, und Thielemann's Versuch, das sächsische Heer den Verbündeten zuzuführen, schlug fehl. Denn der König von Sachsen, bereits 62 Jahre alt und seit 45 Jahren Regent seines Landes, war, obgleich katholisch und sehr ceremoniös, doch durch seine Ehrenhaftigkeit seinem Volke theuer geworden. Um nicht persönlich in den Kampf gerissen zu werden, verließ er mit seiner Familie und seinen Schätzen sein Land, gebot seinem Heere sich in Torgau einzuschließen und begab sich zuerst nach Regensburg, dann nach Linz und zuletzt nach Prag unter Oesterreichs Schutz, ohne zu ahnen, wie schwer er später für dieses kleinmüthige Sichselbstaufgeben büßen sollte. Eben dieses Verfahren des Königs von Sachsen wirkte auch lähmend auf die andern Rheinbundfürsten zurück.

Der König von Preußen hatte indessen, nach der oberwähnten Zusammenkunft mit Alexander zu Breslau, sich nach Potsdam zurückbegeben und am 24. März seinen feierlichen Einzug in Berlin gehalten, worauf die preußischen Truppen allenthalben, nach vorangegangener kirchlicher Feier, unter allgemeiner, von allem falschen Beischmack freier Begeisterung auszogen, um nach ihrer Vereinigung mit den Russen gegen den Feind in's Feld zu rücken. Allenthalben in preußischen Landen machte sich das Gefühl erlaubter Freiheit geltend: denn der Landesherr selbst hatte sein Volk zum Kampf auf Leben und Tod aufgerufen; König und Volk hatten nur Ein Strebeziel, das der Abwehr drückender Noth, der Abschüttelung schmählichen Jochs und der Wiederherstellung alter Ehre und Unabhängigkeit. Es galt aber nicht blos Preußens Befreiung, es galt die Befreiung von ganz Deutschland, dem Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland?" seine Gränzen vorhielt; es galt die allgemeine Freiheit, der Max v. Schenkendorf's: „Freiheit, die ich meine", ihren Inhalt deutete; es galt eine neue Läuterung im Feuer muthigen Kampfes um die höchsten Güter, durch welches Körner's:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!" die Bahn zeigte: das Volk betrat sie und drang todesmuthig und opferfreudig hindurch zum Ziel.

4. Napoleon's Gegenrüstungen. Die Rheinbundscontingente. Napoleon in Erfurt und Weimar. Sieg der Verbündeten über den Vicekönig Eugen. Sieg Napoleon's bei Lützen. Schlimme Folgen für die Verbündeten. Napoleon vor Dresden; seine Vereinigung mit Sachsen. Schlacht bei Bautzen. (Duroc's Tod.)

Durch die oben angedeuteten anfänglichen Zögerungen, so wie durch die aus ihnen hervorgegangenen vergeblichen Versuche der Verbündeten, sich durch Theilnahme des übrigen Deutschlands zu stärken, hatte Napoleon desto mehr Zeit erhalten, sich auf's Neue zu rüsten und den Rheinbundsstaaten das festere Halten an ihn zu erleichtern. Nach seiner plötzlichen Erscheinung in Paris, wo man ihn noch in Litthauen glaubte und noch nicht sein ganzes Unglück kannte, berief er zuerst den Senat, dann den Reichsrath, entschuldigte seine Niederlage mit der zu früh eingetretenen Kälte und zeigte die Nothwendigkeit, wieder „eine drohende Stellung einzunehmen." Zwar kränkte es ihn tief, daß ungeachtet so glänzender Beweise seiner Thatkraft, seine Dynastie von einem ruhmlosen Abenteurer, wie Mallet (K. 2, 2), beinahe gestürzt worden wäre und mehrmals ergieng er sich in Vorwürfen, daß man beim falschen Gerücht von seinem Tode nicht seinen Sohn als Napoleon II ausgerufen habe. Doch wußte er durch die Kraft und Umsicht seines Genies bald die Vorbereitungen zu einem neuen Krieg in Gang zu bringen, versäumte nun aber nicht, zuvor für den Fall seines etwaigen Todes im bevorstehenden Kampfe — einen Gesetzentwurf über die Regentschaft einbringen und annehmen zu lassen, den er bestätigte.

Seine Darstellung der Lage des Reichs, welche nachwies, daß er „ungeachtet fortwährender Kriege" auf Werke des Friedens an 1000 Millionen Franken verwandt habe, gab den besorgten Gemüthern Beruhigung und neues Vertrauen, und von allenthalben her in ganz Frankreich brachten die Präfecten Treuversicherungsaddressen und Anerbietungen freiwilliger Opfer auf, durch die man dem Kaiser die nöthigen Unterstützungen zum Widerstand gegen Frankreichs Feinde versprach.

Der Abfall York's, der erwachende Volksgeist in Preußen und das Bündniß der beiden nordischen Monarchen bewogen ihn, seine Anstrengungen zu verdoppeln, und stolz ließ er bei der Nachricht vom Vorrücken der Preußen und Russen über die Elbe, im Moniteur verkünden, er werde, auch wenn diese, seine Feinde, auf dem Montmartre (bei Paris) stünden, auch nicht ein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben. Erst als ihm die Erhebung des preußischen Landsturms und der schon erwähnte Aufruf von Kalisch, worin die Herstellung eines deutschen Reichs verheißen war, zur Kunde kam, erkannte er die Gefahr, die er zu bestehen hatte, in ihrem ganzen Umfang.

Er suchte daher vor Allem Oesterreich durch den Wiedergewinn Schlesiens, so wie auch die Rheinbundstaaten durch andere Versprechungen in der Treue zu erhalten und sein Heer zur höchstmöglichen Größe zu bringen. In letzter Beziehung war ihm die Erschöpfung Frankreichs an reifen Streitkräften, so wie der Mangel an Pferden zur Neubildung der Reiterei sehr hinderlich: von der auszuhebenden Mannschaft fehlten (nach Fain) 160,000 Pflichtige, und die sich stellten, waren großentheils zu jung; doch diente die Herbeiziehung eines Truppentheils aus Spanien und die Stellung der neuen Rheinbundscontingente zur Ausgleichung des Mangels.

Schon in der zweiten Hälfte des März hatte „der große Meister in der Kriegskunst" mit der ihm eigenen Raschheit und Energie ein großes Heer in Deutschand bereit, um Magdeburg und Wittenberg, diese Hauptübergangsplätze über die Elbe, zu schützen. Auch waren noch an 60,000 Franzosen in einigen Oder- und Weichselfestungen, die den Feind aufhalten konnten.

Nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit die Kaiserin Luise zur Regentin ernannt hatte, verließ er am 14. April Paris (St. Cloud), verweilte vom 17. bis 24. in Mainz, wo ihm die Rheinfürsten — vom 25. bis 27. in Erfurt, wo ihm die sächsischen Fürsten huldigten, und fuhr am 28. in Weimar ein, wo er, während seine Vorposten sich der Saale näherten, mit den Worten zu Pferde stieg, er werde diesen Feldzug nicht als Kaiser,

sondern als General Bonaparte machen, „anzudeuten, mit welcher Energie er zu handeln gedenke."

Daß man dem Kaiser Zeit gelassen, so nahe heranzukommen, davon war das zögernde Verfahren Kutusow's die Ursache, der aus Abneigung gegen einen Krieg im Ausland, erst am 7. April von Kalisch aufbrach und am 24. an der Elbe ankam, so daß Blücher und Wittgenstein drei Wochen lang, jener im Sächsischen, dieser in der Mark, sich unthätig hatten verhalten müssen, nachdem vorher Wittgenstein die Befreiung Hamburgs und Lübecks (durch den Kosakenoberst Tettenborn) und die Besitznahme der ganzen Niederelbe so glücklich ausgeführt und dadurch den Muth der Nation gehoben hatte.

Da übrigens im nordwestlichen Deutschland die Russen mit allzugeringen Streitkräften operirten, so konnte der Vicekönig Eugen es wagen, von Magdeburg aus mit 37,000 M. einen Angriff auf Berlin zu versuchen; doch Wittgenstein schlug ihn mit nur 17,000 Preußen unter York und Bülow am 6. April bei Möckern oder Danikow wieder zurück. Dieses siegreiche Gefecht that der Sache der Verbündeten großen Vorschub und wurde (sammt einem gleichzeitig erfolgten Sieg bei Lüneburg) mit einem Dankfest in allen Kirchen gefeiert. Allein der Sieg bei Möckern konnte wegen Kutusow's Zögerung nicht benützt werden. — Blücher hatte von Breslau aus Dresden besetzt und war nachher keck bis in das Altenburgische vorgerückt.

Als aber Kutusow in Bunzlau erkrankte und am 28. April starb und Wittgenstein seine Stelle als Oberfeldherr der russischen und preußischen Heere erhalten hatte, beschloßen die beiden Monarchen mit ihrer zwar an Infanterie weit schwächeren, an Reiterei jedoch überlegenen Macht vorzugehen und den Kaiser Napoleon in den Ebenen von Leipzig zu einer Schlacht zu nötigen, um durch einen Sieg ihren Rüstungen an der Oder und Spree Raum zu schaffen und dem österreichischen Kabinet Muth zum Anschluß zu machen.

Der Angriffsplan Wittgenstein's, der Napoleon's Heer zwischen Weißenfels und Leipzig überfallen und durch einen Flankenstoß zersprengen wollte, war besser angelegt, als er ausgeführt wurde. Der überlegene Geist Napoleon's trug in der nun folgenden Schlacht (zwischen den Dörfern Groß- und Klein-Görschen) bei Lützen am 2. Mai 1813 einen Sieg davon, der die Verbündeten

hinderte, sich auf dem westlichen Elbufer zu behaupten und sie zwang, über Dresden und Leipzig nach der Lausitz zurückzuweichen.

Napoleon war den Verbündeten um 23,000 M. überlegen; doch hatten die Verbündeten mehr Reiterei und Geschütz. Am 1. Mai hatte sich Napoleon auf der Straße nach Leipzig mit dem Vicekönig vereinigt und war Leipzig schon ganz nahe, als er in seinem Rücken angegriffen wurde. Der ihm zugedachte Flankenstoß hätte ihn schwer betroffen, wenn Wittgenstein der hartnäckigen Tapferkeit Ney's, der sich in den genannten Dörfern hinter Hecken, Häusern, Gräben und Sümpfen hielt, eine gehörige Uebermacht entgegengesetzt und nicht die Zeit mit Einzelangriffen verloren hätte, bis der Kaiser mit dem übrigen Heere zu Ney's Unterstützung anlangte. Auch versäumte er, seine treffliche Reiterei durch eine Seitenbewegung diesem Hülfsheere entgegenzuwerfen, und als er die linke Flanke der Franzosen durch den Prinzen Eugen von Württemberg zu umgehen versuchte, war es zu spät und also der Plan, den Feind zu durchbrechen, vereitelt. Ein Seitenangriff, den Blücher, von Schmerz und Grimm erfüllt, noch in der Dunkelheit ausführte, mißlang, und so entschloß man sich, in der Nacht den Rückzug anzutreten, der Niemanden schwerer ankam, als den König Friedrich Wilhelm, weil er darin den Anfang zu einem zweiten Gang nach Memel zu sehen glaubte. — Die Preußen hatten 8000, die Russen 2000, die Franzosen mehr als beide verloren. Unter den Verwundeten befand sich der treffliche Scharnhorst, der eigentlich den Schlachtplan, den Wittgenstein so ungenügend ausgeführt, entworfen hatte. Er starb nachher zu Prag an seiner im Diensteifer von ihm vernachläßigten Wunde. — Uebrigens hatte Napoleon keine Kanonen erobert und nur halb so viel Gefangene gemacht, als die Verbündeten.

Die Folge der verlorenen Schlacht war, daß Sachsen in Napoleon's Gewalt fiel und die Rheinbundsglieder auf's Neue in Gehorsam gegen ihn befestigt wurden, so daß der Aufruf von Kalisch nunmehr fast zum Spott ward. Auch Oesterreich schien nun schwerer zum Anschluß zu bewegen, und so hatte unwidersprechlich die Sache der Verbündeten einen Stoß erlitten. Dazu kam, daß die Russen den Oberbefehl nicht aus den Händen lassen wollten und den Preußen, obwohl sie dessen bis jetzt bewiesenen Heldenmuth bewundern mußten, nur wie einen Hülfsmann betrachteten!

Der Rückzug, den beide Verbündete gesondert antraten, gieng indessen in der größten Ordnung vor sich und zwar längs der öster=

reichischen Gränze, die ihnen zur Flankendeckung diente, da Napoleon das österreichische Gebiet meiden mußte. Dieser, erstaunt über diesen Rückzug, da er am andern Tag eine neue Schlacht erwartet hatte, rückte aus Mangel an hinreichender Reiterei langsam nach, während er den König von Sachsen, der seine Truppen noch in Torgau vor den Franzosen verschlossen hielt, durch die Drohung, ihm sein Land zu nehmen, zu neuem Anschluß an Frankreich brachte.

Als die Preußen und Russen nach einigen Gefechten ihrer Nachhut, worunter nur das bei Colding nennenswerth ist, unterhalb Dresden glücklich über die Elbe gesetzt hatten, rückte Napoleon vor Dresden und hielt den erschrockenen Bürgern eine drohende Strafrede. Obgleich die Russen alle Verbindungen zwischen den beiden Elbufern zerstört hatten und Miloradowitsch sogar noch die Neustadt Dresdens besetzt hielt, um durch seine Batterien die Franzosen vom Bau einer Brücke abzuhalten, so gelang es doch dem dringenden Eifer Napoleon's, die steinerne Elbbrücke zu Dresden wieder herzustellen und am 11. Mai (nach dem Abzug der letzten Russen) 70,000 M. unter Ney's Befehl an Einem Tage über die Elbe zu schaffen, um eine Unternehmung auf Berlin auszuführen.

Am gleichen Tage übergaben die Sachsen Torgau und vereinigten sich mit den Franzosen, worauf Napoleon am 12. Mai den König von Sachsen in seine Hauptstadt zurückführte, wo derselbe sich fortan zum willenlosen Werkzeug Napoleon's hergab.

An dem nämlichen Tage jedoch landete der Kronprinz von Schweden (Bernadotte) in Stralsund und schickte sich an, Berlin zu decken, während Oesterreich, weit entfernt, dem Napoleon nachzugeben, sich zu dessen Verdruß in strengerer Neutralität abschloß und unabhängige Schritte zur Vermittlung that.

Um sich nach allen Seiten vorzusehen, entsandte Napoleon den Davoust gegen Hamburg und den Vicekönig nach Italien, gab den Bayern (unter Wrede) eine Stellung gegen Böhmen, rief auf die Nachricht, daß das wiedervereinigte preußische und russische Heer bei Bautzen (in der Mitte der nach Berlin und Schlesien führenden Straßen) eine Schlachtstellung nehme, den

auf dem Zug nach Berlin begriffenen Ney zurück, und stürmte nach dessen Annäherung mit 150,000 M. gegen die starken Schanzen der Verbündeten an, entschlossen, kein Menschenopfer zu scheuen, um durch einen entscheidenden Sieg die Macht seiner Feinde zu brechen und Oesterreich von einem Bündnisse mit ihnen abzuschrecken. So kam es am 20. und 21. Mai zur Schlacht bei Bautzen, welche der Sache der Verbündeten den Todesstoß gegeben hätte, wenn diese nicht einer völligen Niederlage durch ihren Rückzug nach Schlesien ausgewichen wären.

Die Nachtheile der Schlacht bei Bautzen mißt man besonders der Einmischung des Kaisers Alexanders in den activen Heerbefehl Wittgenstein's bei. Alexander wollte sein durch die Lützener Schlacht geschwächtes Ansehen herstellen, traute sich aber mehr Kriegsverständniß zu, als er besaß, und achtete mit seinen Russen noch zu wenig auf den Rath der Preußen, (worüber besonders Gneisenau klagte). Bei so zersplittertem Heerbefehl wurde der rechte Moment versäumt, da man den Kaiser Napoleon am 19. Mai noch vor der Annäherung Ney's mit aller Macht hätte angreifen und nach dem Wald von Bischoffswerda hätte zurückdrängen sollen. Der Gedanke, den mit 70,000 M. nahenden Ney mit nur 23,000 M. unter Barklay von der Vereinigung mit Napoleon abhalten zu wollen (wodurch man sich, Napoleon gegenüber, um so viel Mann schwächte) hatte die Folge jeder halben Maaßregel: Barklay wurde (nach einem übrigens glücklichen Angriff auf Ney's Vorhut bei Königswartha) von Ney wieder nach Bautzen zurückgeschlagen. — Am ersten Tage der Hauptschlacht, die Napoleon mit einem Angriff gegen den linken Flügel eröffnete, mußte man Bautzen aufgeben und sich im Centrum und auf dem rechten Flügel zusammenziehen, hatte sich aber auf dem linken Flügel glücklich behauptet. In diesem Zeitpunkt, da Ney noch nicht eingetroffen war, hätten die Verbündeten (nach dem Urtheil aller Kriegskundigen) die Schlacht abbrechen und sich zurückziehen sollen, und das hätten sie mit Ehren gekonnt, weil Napoleon an Mannschaft einen vierfach größern Verlust erlitten hatte. — Am zweiten Schlachttage, nach Ney's Vereinigung mit Napoleon, konnte man im Centrum der Verbündeten die Kreckwitzer Höhen nicht behaupten, doch rettete die Tapferkeit Blüchers und der Preußen das Heer vom Untergang. Der Verlust der Verbündeten betrug an Todten und Verwundeten 12,000; der Verlust Napoleon's war übrigens noch weit größer, weil er im Aerger, keine Gefangenen gemacht und kein Geschütz erbeutet zu haben, bei neuen Angriffen auf die Nachhut der Abziehenden das Leben der Seinen nicht schonte. — Dabei geschah es, daß auf der Anhöhe von Markersdorf sein liebster Vertrauter, dessen Rath er öfters gelten ließ, der Großmarschall Düroc, Herzog von Friaul, (in seinem 40. Jahre) von einer Kanonenkugel getödtet

wurde. Der Kaiser tröstete den Sterbenden noch mit der Hinweisung auf das Wiedersehen in einem andern Leben und versprach ihm für seine Tochter zu sorgen. Er hielt mit der Rechten die Hand des sterbenden Lieblings und „blieb eine Viertelstunde, den Kopf auf die Linke gestützt, im tiefsten Stillschweigen. Der Großmarschall unterbrach dieses zuerst: „Sehen Sie, Sire, dieß Schauspiel macht Ihnen nur Kummer!" Erschüttert stützte sich der Kaiser auf Soult und Coulaincourt und verließ das Zimmer, ohne ihm weiter etwas sagen zu können, als die Worte: „So leben Sie denn wohl, mein Freund!" Der Kaiser gieng in sein Zelt und ließ die ganze Nacht Niemand vor sich. — Drei Tage nach der Schlacht legte Wittgenstein, im Gefühl, seine Stelle nicht mehr auszufüllen, den Oberbefehl in die Hände Barklay's de Tolly, auf dessen Rath schon während der Schlacht der Kaiser Alexander mehr gehört hatte.

---

4. Kapitel.

Die Zeit des Waffenstillstands; Oesterreich's Anschluß an die Verbündeten.

1. Waffenstillstand. Verdruß und Schmerz des preußischen Volks darüber. Hamburg in Davoust's und Vandamme's Händen. Bülow bei Luckau. Das Lützow'sche Corps bei Görde. Hinterhaltiger Ueberfall desselben bei Kitzen.

Die Verbündeten verließen langsam und geordnet die Lausitz und zogen sich seitwärts in die Gegend der schlesischen Festung Schweidnitz, um, zum Theil an das Riesengebirg sich anlehnend, die Verbindung mit Oesterreich nicht zu verlieren. Napoleon konnte sich zwar einer gewonnenen Schlacht, aber keines vollständigen Sieges, keiner Entscheidung rühmen. Er fühlte jetzt tief, daß er es nicht mehr blos mit Diplomaten und dressirten Soldaten, sondern mit dem Geist der Völker zu thun hatte, insbesondere mit dem erzürnten Geist des so lange von ihm mißhandelten Preußens, dessen erneuerte Kraft und gewaltiger Heldenmuth ihm bei allen diesen neuern Schlachten zum Bewußtseyn gekommen war. — Schon vor der Bautzener Schlacht hatte Oesterreich ihn zu einem Waffenstillstand behufs der Anbahnung eines Friedens aufgefordert, und Napoleon hatte diesen Antrag mit Begierde ergriffen, um da=

durch Gelegenheit zu bekommen, das österreichische Kabinet an einem Anschluß an die Verbündeten wirksamer zu verhindern. Allein die Verbündeten hatten, seine Absichten durchschauend, ihrerseits den Antrag zurückgewiesen. Nach der Schlacht aber giengen sie auf den österreichischen Vermittlungsvorschlag ein, und Napoleon, bewogen durch die Niedergeschlagenheit seines Heeres, durch die Geschwächtheit seiner Truppen, durch die Ungewißheit des Kriegsausgangs, durch die Hoffnung, inzwischen sein Heer ergänzen und Oesterreich zu sich herüber ziehen zu können, nicht weniger auch durch den Schmerz über Düroc's ihm ominös erscheinenden Fall, nahm den Waffenstillstand an, der am 4. Jun. im Dorfe Pläswitz auf einige Tage geschlossen, dann im Dorfe Poischwitz (bei Jauer) bis zum 20. Jul. verlängert wurde.

Den Bedingungen gemäß gab Napoleon das von seinen Truppen besetzte Breslau wieder heraus und zog sein Heer hinter die Katzbach zurück, welche mit der Elbe die Scheidelinie während des Waffenstillstandes bilden sollte. Der Raum zwischen beiden Armeen mit Einschluß Breslau's wurde als neutral behandelt. Hamburg aber sollte dem gehören, der es innerhalb der Zeit bis zum 8. Juni zuerst besetzt haben würde. Hätte sich diese Stadt ernster gehalten oder hätten die in ihrer Nähe stehenden Schweden oder auch die Dänen den Angriff der Franzosen nur aufgehalten, so wäre sie durch den Waffenstillstand gerettet worden. So aber fiel sie acht Tage zuvor in die Hände Davoust's und Vandamme's, und mußte für ihren Abfall von Frankreich 43 Mill. Franken Strafgeld zahlen und sich auf's Neue die französischen Quälereien gefallen lassen.

Der Schmerz über diesen Waffenstillstand bei Preußens Volk und Heer, dem die geheimen Verhandlungen der verbündeten Kabinette mit Oesterreich unbekannt waren, war unbeschreiblich groß: denn Alle fürchteten einen unrühmlichen und gefährlichen Frieden, und traurig, wiewohl nicht verzagend, klangen nun Körner's Lieder: „Was zieht ihr die Stirne finster und kraus" ꝛc. — und „Herz, laß dich nicht zerspalten durch Feindes List und Spott!" durch die Reihen der Vaterlandsfreunde. Auf der andern Seite sah Napoleon in diesem Waffenstillstand die Brücke zu einem vortheilhaften Frieden, von dem er hoffte, daß er ihn bei seiner Macht erhalten und sie wieder befestigen würde.

Doch, Gott sei Dank! es irrten beide Theile: Napoleon's Vertrauen auf den Waffenstillstand führte ihn zum Sturz, und die Verzweiflung deutscher Herzen über diese Waffenruhe verwandelte sich zuletzt in den Triumph der deutschen Waffen!

Kurz vor dem Eintritt des Waffenstillstandes, hatte der tapfere Bülow, wie schon erwähnt, ein französisches Corps des Marschalls Oudinot bei Luckau (9 Meilen von Berlin) zurückgeschlagen, als der Waffenstillstand ihn wieder auf preußischen Boden zurückgehen hieß. — Desgleichen hatte Tschernitscheff eben einen kühnen Ueberfall gegen Leipzig versucht, als er aus dem gleichen Grunde zurückgehen mußte. — Die Lützow'sche Freischaar, die kurz vorher ein rühmliches Gefecht bei Görde unweit Dannenberg bestanden hatte, aber den Versuch, Hamburg zu retten, hatte aufgeben müssen, drang eben durch Thüringen bis Plauen vor, als sie um des Waffenstillstandes willen wieder über die Elbe zurückziehen sollte. Um dieß unangefochten thun zu können, ließ sich Lützow von Dresden einen sächsischen Marschcommissär geben. Als er eben bei Kitzen, zwei Meilen von Leipzig, eine Beiwacht bezogen hatte, ließ ihn der französische Commandant in Leipzig, General Arrighy bedeuten, Halt zu machen und seinen Marsch von einem französischen Offizier leiten zu lassen. Major Lützow sandte einen Lieutenant an Arrighy nach Leipzig ab, um mit ihm deßhalb übereinzukommen. Da aber der Lieutenant gefangen zurückbehalten wurde und feindliche Truppen (5000 Württemberger) gegen Kitzen anrückten, ritt ihnen Lützow entgegen, um sich zu verständigen, ward jedoch an den nachrückenden französischen Reitergeneral Fournier gewiesen. Dieser herrschte ihm zu: „Waffenstillstand für Jedermann, nur nicht für Sie!" Rasch wendete Lützow sein Pferd und jagte zu seinen schwarzen Husaren zurück. In demselben Moment erfolgte ein Cavallerieangriff von Seite der Württemberger, wobei über 300 Lützower zusammengehauen wurden; nur eine Schwadron entkam über die Elbe. Lützow selbst mit 21 Reitern, darunter der verwundete Theodor Körner, rettete sich unter dem Schutz der Dunkelheit nach dem Harz zu und erreichte dann auf Umwegen das jenseitige Elbufer. — Die Weisung zur Vernichtung der Lützower Schaar war von Napoleon selbst ausgegangen, dem die Intelligenz und patriotische Begeisterung derselben verhaßt war und für die Folge gefährlich zu werden schien. Das sonstige freie Benehmen Lützow's auf diesem seinem Zug durch Sachsen diente zum Vorwurf eines Waffenstillstandsbruchs. Die Entrüstung Deutschlands aber über diese hinterhaltige Handlung der Feinde war so groß, daß den Lützowern „ihre Niederlage in der öffentlichen Meinung beinahe so viel eintrug, als ein Sieg." Die schwarze Schaar erholte sich übrigens nie ganz wieder, und die Zutheilung derselben an das die Niederelbe deckende Corps des Generals Wallmoden ließ sie nie in den eigentlichen Vordergrund des Freiheitskampfes treten.

2. Oesterreichs vergeblicher Friedensvermittlungsversuch. Subsidienverträge der Verbündeten mit England. Napoleon's verstärkte Rüstungen. Metternich's Unterredung mit Napoleon in Dresden. Verlängerung des Waffenstillstands. Die Verhandlungen in Prag. Oesterreich's Kriegserklärung an Napoleon.

Nach dem Eintritt des Waffenstillstandes bot Oesterreich auch seine Vermittlung zu einem Frieden an und verlangte die Auflösung des Rheinbundes, die Theilung des Großherzogthums Warschau unter Rußland, Preußen und Oesterreich, die Räumung der Festungen sammt der Zurückgabe von Danzig, die Freigebung Norddeutschlands und die Zurückerstattung Illyriens an Oesterreich; dagegen sollte das Königreich Westfalen fortbestehen. Hätte nun Napoleon zu Gunsten seines Schwiegervaters nur einige dieser Opfer gebracht, ja nur Illyrien zurückgegeben, so hätte er sich wenigstens Oesterreich's Neutralität erkaufen können. Hatte dasselbe doch dem 18,000 M. starken polnischen Corps des Fürsten Poniatowsky gestattet, von Krakau aus (doch ohne Waffen) durch Mähren und Böhmen nach Sachsen zu marschiren und dadurch die französische Streitkraft zu verstärken.

Allein Napoleon, der dem österreichischen Kabinet, weil es von der anfänglichen Versicherung unveränderten Zusammenhaltens mit Frankreich zur Drohung bewaffneter Vermittlung übergegangen war, nicht mehr traute, vermochte nicht, es über sich zu gewinnen, auf die österreichischen Vorschläge irgend einzugehen; und so wurde Oesterreich, das lange zwischen Napoleon und den Verbündeten geschwankt hatte, „gleichsam wider seinen Willen“ den Russen und Preußen in die Arme getrieben, die sich gleich nach dem Abschluß des Waffenstillstandes durch ein Subsidienbündniß mit England gestärkt hatten.

England nämlich, dessen Kabinet von Lord Castlereagh geleitet wurde, gab an Rußland zum Unterhalt von 160000 M. zehn Mill. Thaler, an Preußen zum Unterhalt von 80000 M. fünftehalb Mill. Thaler: während es aber dafür von dem mächtigen Rußland keine Gebietsabtretung forderte, verlangte und erhielt es von Preußen dafür die Abtretung des Fürstenthums Hildesheim, der Grafschaft Lingen und der

Landschaft Ostfriesland mit Einschluß Emden's, des besten Hafens in der Nordsee, an das Kurfürstenthum Hannover! Die preußische Diplomatie ließ sich übervortheilen und erhielt nur noch die Garantie der vor 1806 im preußischen Staate bestandnen Einwohnerzahl. Es lag am Tage, daß Preußen in Englands Augen als eine geschwächte und darum wenig rücksichtsvoll zu behandelnde Macht galt. Dem Wucherer gleich, der die Noth des Armen benützt, brachte England den preußischen Staat durch die Abnahme dieser Nordseeküste in einen unersetzbaren Verlust.

Die englischen Subsidien setzten die Verbündeten in den Stand, ihre Ausrüstungen zu vervollständigen. Da aber auch Napoleon durch den Waffenstillstand Zeit zu umfassenderer Verstärkung bekommen hatte, so setzten sie ihre Bemühungen um Oesterreich's Beitritt zu ihrer Sache mit verdoppeltem Eifer fort. Denn schon drei Tage vor dem Waffenstillstandsabschluß hatten sie eine Art Bürgschaft der Vorneigung Oesterreichs in der Uebersiedlung des Wiener Hofs und Ministeriums nach Gitschin bei Prag erhalten, wodurch der Kaiser Franz den Hauptquartieren der beiden Verbündeten näher rückte. Am 28. Juni hatten letztere mit ihm eine persönliche Zusammenkunft zu Josephstadt. Aus den begonnenen Verhandlungen (zu Reichenbach), welche der seit 1809 dem österreichischen Kabinet vorstehende Staatskanzler Graf Clemens Wenzeslaus Lothar von Metternich leitete, ergaben sich eben die obenerwähnten an Napoleon gestellten und von ihm zurückgewiesenen Forderungen.

Nun trat Oesterreich mit der entschiedenen Erklärung auf, daß sein bisheriges Bündniß mit Frankreich nur bedingt fortgelten könne: denn Kaiser Franz werde „jeder Verbindlichkeit entsagen, die sich der Wiederherstellung des Friedens in den Weg legen sollte." Um aber noch einmal zu versuchen, was sich ohne Waffengewalt von Napoleon erlangen lassen könnte, begab sich Metternich selbst nach Dresden und hatte dort mit Napoleon am 28. Juni jene denkwürdige Unterredung, die Napoleon's damaliger Kabinetssecretär, Baron Fain, mit anhörte und nachher aufzeichnete, ohne daß Metternich dem Inhalte dieser Aufzeichnung je öffentlich widersprach.

In dieser Unterredung machte Napoleon dem österreichischen Kabinet die heftigsten Vorwürfe über die ihm zugemutheten Beschränkungen und gerieth dabei in solche Heftigkeit, daß er, „seiner nicht mehr mächtig, in die Worte ausbrach: Ha, Metternich, wie viel hat Ihnen England gegeben, um Sie zu vermögen, eine solche Rolle zu spielen? Bei dieser starken Beleidigung verfärbte sich Metternich: ein tiefes Schweigen folgt auf die heftige Rede und man fährt fort, in großen Schritten auf und nieder zu gehen. Der Hut des Kaisers ist zur Erde gefallen; man geht mehrmals vorüber. In jeder andern Lage würde sich Graf Metternich beeilt haben, den Hut aufzuheben, jetzt wehrt es ihm die erlittene Beschimpfung. Der Kaiser hebt ihn selbst auf. Von beiden Seiten braucht man einige Zeit, sich wieder zu fassen." (Beitzke I.)

Die Folge dieser Unterhandlung war, daß einerseits Napoleon auf die österreichische Forderung einer Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts nicht eingieng und lieber selbst auf das bisherige Bündniß mit Oesterreich verzichtete, anderseits daß Kaiser Franz nunmehr als unabhängiger Vermittler einen Friedenscongreß in Gitschin beantragte, den Napoleon, der sich nun allein stehend sah, nicht nur annahm, sondern ihn auch zu einer Unterhandlung über einen europäischen Frieden zu erweitern vorschlug. Ja er verlangte die Zusatzerklärung, „daß, wenn am 20. Juli eine der beiden kriegführenden Parteien den Waffenstillstand aufkündigen würde, die Unterhandlungen auf dem Congreß darum keine Unterbrechung erleiden sollten."

Obgleich sich Oesterreich auf den letztern Antrag nicht einließ, so erkannte doch nun Napoleon unbedingt das Vermittlungsamt Oesterreichs an und ließ sich auch die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. Aug. gefallen, um den in Prag am 5. Juli eröffneten Friedensverhandlungen den nöthigen Raum zu lassen. Denn einen Frieden hoffte er und brauchte er, und glaubte, daß auch die Verbündeten ihn ernstlich wollten.

Allein den Verbündeten konnte es bei Napoleon's geringer Nachgiebigkeit, bei der vorgerückten Ausdehnung ihrer Rüstungen, bei der allgemeinen Stimmung ihrer Völker und bei ihrer nun durch Oesterreichs Stellung errungenen Uebermacht, unmöglich um einen Frieden zu thun seyn, der dem französischen Imperator den größten Theil seines Machtbodens belassen und somit die Gefahr für Europa nur verlängert hätte. Daher suchten die preußisch-russischen Bevoll-

mächtigten (Staatsrath Wilhelm von Humboldt und Staatsrath von Anstett) jede förmliche Unterhandlung zu meiden, und auch Metternich war bemüht, jede persönliche Annäherung der französischen Bevollmächtigten (Coulaincourt und Narbonne) an dieselben zu verhindern.

So kam der letzte Tag des Waffenstillstandes herbei und der Congreß „nahm ein Ende, ohne daß er einen Anfang genommen hatte." Zwei Tage darnach suchte nun zwar Napoleon sich durch seine Gesandten mit Oesterreich allein zu verständigen: er wollte Warschau hergeben, doch ohne Danzig; Illyrien abtreten, doch ohne Triest; Preußen herstellen, doch nur bis an die Oder; am Ende hätte er doch alles von Metternich Geforderte zugestanden, wenn nicht der Wiener Hof, der sich den Verbündeten so nahe gestellt hatte, erklärt hätte, daß es zu spät sey. Denn noch an demselben Tage, den 12. Aug. erließ Oesterreich seine Kriegserklärung an Napoleon und begleitete sie mit einer (von Fr. v. Genz verfaßten) Denkschrift, worin es die Gewaltsamkeit der napoleonischen Politik darlegte, aber sich hütete, der deutschen Begeisterung und den nationalen Hoffnungen die geringste Nahrung zu geben.

Was somit die Weisheit der Kabinette zur Befreiung Deutschlands vom Fremdenjoch zu ersinnen und zu thun sich bemühte, war wenig anzuschlagen; ohne Gottes besondere Fügung und Leitung wäre sie nicht zu Stande gekommen. Denn hätte Napoleon nachgegeben, so hätte der dadurch gewonnene Frieden doch nur die Fortdauer der Knechtschaft besiegelt und alles Feuer der Begeisterung hätte sich kläglich in sich selbst verzehrt, ohne dem Tag der Freiheit zu leuchten.

---

5. Kapitel.

Fortsetzung des Freiheitskriegs.

1. Kriegsplan der Verbündeten: Stellung der Nordarmee, des böhmischen und des schlesischen Heers. Feldmarschall Fürst Schwarzenberg; der Kronprinz von Schweden; Blücher. Stimmung im preußischen Volk und Heer. Stimmung im französischen Heer. Eintracht unter den Verbündeten.

Napoleon, der längst das von allen Seiten gegen ihn zusammenziehende Ungewitter erkannte, war während jener Friedensverhandlungen in aller Weise auf seine Verstärkung bedacht gewesen, so daß sich beim Wiederbeginn des Kampfes seine Streitkräfte auf 515000 beliefen, davon die um ihn bei Dresden versammelte und von ihm selbst befehligte Hauptarmee 181000 M., die Armee Ney's in Schlesien 130000 M., die zum Angriff auf Berlin bestimmte Armee Oudinot's 72000 M., die Armee Davoust's in Hamburg 37000 M., das bayerische Heer unter Wrede 25000 M., die Armee des Vicekönigs in Italien 50000 M. und die Reserve, meist unter Augerau, gegen 20000 M. betrug.

Von den Verbündeten hatte das verkleinerte Preußen die meiste Anstrengung gemacht, da das ganze Volk in Waffen stand und alle Provinzen gewetteifert hatten, die nöthigen Streiter vom 17. bis zum 30. Jahre zu stellen, so daß die preußische Streitkraft an Zahl sowohl die russische, als auch die österreichische übertraf: denn Preußen allein stellte 277000 M., Rußland 249000, Oesterreich 264000 M. und wenn man dazu die Schweden mit 18000 M. (denn nur so viel brachte der Kronprinz anstatt der versprochenen 24000 mit herüber) rechnet, so betrug die Gesammtzahl der verbündeten Heere 808000 M. und überwog demnach die Streitkraft Napoleon's um 215000 M. Da sich aber die Macht der Verbündeten sehr zertheilen mußte, so blieben zum Kampf gegen die französische Hauptarmee in Sachsen nur 130000 M. zu verwenden.

Bereits am 9. Juli hatten der König von Preußen, der Kaiser von Rußland und der Kronprinz von Schweden mit ihren Stabsgeneralen

und Diplomaten bei einer Zusammenkunft in dem Hatzfeldischen Städtchen Trachenberg (in Schlesien) den neuen Kriegsplan besprochen und die Entwerfung desselben dem Kronprinzen von Schweden mit dem preußischen Oberst v. Knesebeck, dem russ. General Toll und dem schwed. Grafen Löwenhjelm übertragen. Diesem von den Monarchen gebilligten Entwurfe gemäß wurden drei Heere aufgestellt: 1. Das böhmische Heer oder das in Böhmen stehende, gegen Napoleon selbst bestimmte Hauptheer von 250000 M. unter Wittgenstein und Barklay, in dessen Nähe sich Friedrich Wilhelm und Alexander befanden; 2. Die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, zum Theil gegen Davoust in Hamburg, größtentheils aber (an 80000 M.) zum Vorgehen über die Elbe gegen Leipzig bestimmt; 3. das schlesische Heer unter Blücher mit 100000 M. mit der Bestimmung zum Uebergang über die Elbe zwischen Torgau und Dresden und zur Vereinigung mit der Nordarmee. Je nachdem Napoleon das eine oder das andere dieser drei Heere angreifen würde, sollten die andern ihm in den Rücken zu kommen suchen. Im Allgemeinen sollten alle sich gegen den größten Machtvereinigungspunct des Feindes richten, einzeln aber der Uebermacht desselben ausweichen.

Bei der Wahl eines Oberfeldherrn über alle verbündete Heere begaben sich die Monarchen jedes Anspruchs auf dieses Amt und übertrugen es dem österreichischen Feldmarschall Fürsten Karl von Schwarzenberg, der in der Kraft der Jahre stehend, von Jugend auf im Feld gedient, in Ungarn seine Schule gemacht, in den französischen Revolutionskriegen am Rhein gekämpft und in den nachfolgenden Kriegen gegen Napoleon seine weitern Erfahrungen gemacht, überall aber durch Tapferkeit und Einsicht sich ausgezeichnet, nicht minder auch bei diplomatischen Sendungen viel Geschick bewiesen hatte.

Der Oberbefehl über Heere so verschiedener Nationen war um so schwieriger, je mehr andersartige Einflüsse auf denselben sich geltend machten, namentlich je weniger sich Kaiser Alexander enthalten konnte, in denselben sich einzumischen, wobei er vorzüglich den Rath des französischen Generals Moreau (aus der Zeit der Republik s. XXV. 9, 3. XXVI. 1, 1.) benützte, welcher, von Haß gegen Napoleon getrieben, aus Amerika nach Europa zurückgekehrt und, der Einladung Alexanders folgend, von Gothenburg aus in das Hauptquartier der Verbündeten gekommen war. — Dazu kam, daß der Kronprinz von Schweden, als geborner Franzose, der früher 29 Jahre hindurch in den Reihen seiner Landsleute für sein Vaterland Frankreich gefochten hatte, nur mit Ueberwindung den Kampf gegen dasselbe aufnahm, dessen Ausgang ihm noch

dazu so ungewiß erschien und dessen Zweck für ihn keine andere Bedeutung hatte, als seinem Schweden das ihm für den Verlust von Finnland versprochene Norwegen den Dänen abzuzwingen: daher er in diesem Freiheitskriege seine Schweden möglichst schonte und darum häufig nur hemmend und hindernd am Kampfe sich betheiligte. — Schon diesen Einflüssen und Hindernissen gegenüber besaß Schwarzenberg Besonnenheit, Selbstverläugnung und Geduld genug, welche letztere wohl jedem andern der damals in Frage gekommenen Kriegsführer bald ausgegangen wäre. Da er nun noch dazu von seines Hofes besonderer Politik abhängig war, so war es kein Wunder, wenn er oft überbehutsam verfuhr und aus Vorsicht und Rücksicht weniger Thatkraft, als außerdem, zeigen, noch überhaupt ein, der großen Zeit vollangemessenes Kriegsführertalent bekunden konnte.

Weit kühner und unternehmender, obwohl von geringerer kriegswissenschaftlicher Bildung war der alte kräftige **Blücher** (XXVI. 3, 1.), dessen Muth das Unglück des Jahres 1806 nicht gebeugt und dessen Vertrauen auf die Wiederherstellung Preußens nie gewankt hatte. Begabt mit einem Scharfblick für die Herausfindung des kriegerischen Werthes der ihm nahenden Männer, und fähig, mit schnellem Blick den entscheidenden Moment zu erkennen und zu erfassen, dabei erfüllt von einem gewaltigen Zorn gegen die Franzosen und ihren Herrscher, der sein preußisches Vaterland so erniedrigt hatte, war er, ungeachtet mancher ungeordneten Triebe und Gewohnheiten, durch seine natürliche Thatkraft und gewissermaßen gerade durch jenes Zornfeuer mehr, als alle Anderen, geeignet, an der Spitze eines Heeres alle Zaudernden und Zögernden mit sich fortzureißen und unbedenklich durch andringende Hindernisse hindurchzustürmen. Seinen Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen ersetzten die seinen Stab bildenden Generale, von denen, nach Scharnhorst's Tode, noch der edle, tiefschauende Gneisenau und der treffliche Grolmann ihn wesentlich unterstützten. Damit er aber durch Uebereilung und Sorglosigkeit nichts verderben könnte, übergab man ihm die schlesische Armee, der man nur eine Nebenstellung zu geben gedachte. Zu welch' einer hohen Stufe des Ruhms der Heldengreis mit dem weißen Haar gerade mit diesem Heere emporsteigen werde, ahnete noch Niemand.

Von den vier verbündeten Nationen waren die Preußen, bei welchen es sich um Seyn oder Nichtseyn ihres Vaterlandes handelte, am stärksten und andauerndsten von patriotischer Kriegslust und enthusiastischem Thatendrang erfüllt. Die Russen spürten zum Kampf im und für's Ausland keine große Lust und folgten nur dem Willen ihres Kaisers, dem es um die vollkommene Demüthigung Napoleon's und um neue Ausdehnung des russischen Einflusses auf Mitteleuropa

zu thun war. Die Schweden sahen sich durch ihren Führer von allem entscheidenden Eingreifen zurückgehalten; die Oesterreicher, welche durch keine solche Läuterungsschule, wie die Preußen, hindurchgegangen waren und noch vielfach in den Mißbräuchen des alten langsamen Kriegssystems befangen waren, hatten nur die Erinnerung an das von Frankreich erlittene Unrecht und die Hoffnung ihres Kaisers auf den Wiedergewinn verlorener Provinzen zum Antrieb bei der Uebernahme ihres kriegerischen Antheils. Diese vier Nationen hatte man, um die Sache der Verbündeten zu einer gemeinsamen zu machen, in den drei Heeren gemischt vertheilt, so daß das böhmische Heer aus Oesterreichern, Preußen und Russen, die Nord-Armee aus Preußen, Russen und Schweden, das schlesische Heer aus Preußen und Russen bestand.

Auf französischer Seite war die Einheit des Willens, der Hülfsmittelreichthum des napoleonischen Genie's und der Vortheil der centralen Stellung; dagegen große Entmuthigung des Heeres und merklicher Kriegsüberdruß unter den Generalen, die ihre einzige Hoffnung auf den Glücksstern ihres Kaisers und auf etwaige Fehler der Verbündeten setzten. Auf der Seite der Verbündeten fand sich Eintracht der Monarchen, die Uebermacht an Reiterei und Geschütz und der Enthusiasmus des preußischen Volks, dagegen der vielfach sich widersprechende Einfluß der Politik und Kriegsführung und die Nachtheile einer peripherischen Stellung.

2. Schwarzenberg's Aufbruch gegen Dresden. Napoleon gegen Blücher und Wiederkehr nach Dresden. Schwarzenberg's Verlust bei Dresden. Gleichzeitiger Sieg Blücher's an der Katzbach, Kleist's bei Kulm, Bülow's bei Großbeeren; Jubel in den deutschen Landen.

Als am 10. August die nächtlichen Feuerzeichen auf den böhmischen Bergen aufloderten, brach das schwarzenbergische Hauptheer mit den drei Monarchen aus Böhmen auf und nahm seine Richtung nach Leipzig, um von rückwärts her den Kaiser Napoleon aus seinem Mittelpunct Dresden hinwegzulocken. Napoleon dagegen machte eine Bewegung nach Böhmen, um den Schwarzenberg von seinem Zuge abzulenken. Dieser aber ließ sich im Vorrücken nicht irren und stand am 24. Aug. zwei Meilen

vor Dresden, wo St. Cyr mit nur 20,000 M. von Napoleon zurückgelassen worden war. Statt nun rasch den St. Cyr zu überfallen, zögerte Schwarzenberg mit dem Angriff und gab dadurch dem Kaiser Napoleon Zeit, nach Dresden zurückzukehren.

Die Schuld jener unglücklichen Zögerung wird vorwiegend der Eifersucht Barklay's auf Schwarzenberg zugeschrieben.

Unterdessen hatte sich auch Blücher in Bewegung gesetzt und, weil eine feindliche Abtheilung in das neutrale Gebiet gestreift war, sich durch die Uebereinkunft, fünf Tage nach dem Schlusse der Waffenruhe noch keine Waffen zu gebrauchen, nicht abhalten lassen, hervorzubrechen. Als die noch versammelten Kriegscommissäre es ihm wehren wollten, antwortete Blücher schriftlich: „die diplomatischen Narrenspossen und das Notenschreiben müssen nun ein Ende haben, er werde den Tact ohne Noten schlagen!" Er drängte hierauf den Marschall Ney zurück und hätte ihn sicher bei Löwenberg und Haynau von seinem Hauptheere abgeschnitten, wenn der russische General Langeron dem Befehle Blücher's nicht den Gehorsam versagt hätte. So konnte Napoleon, eben wieder auf der Rückkehr nach Dresden begriffen, zu Ney stoßen und mit diesem Blücher'n bedrohen, der sich aber seiner Vorschrift gemäß vor der Uebermacht zurückzog, dennoch aber noch durch einzelne Angriffe den Kaiser hinhielt, um ihn von Dresden abzuhalten, das Schwarzenberg anzugreifen im Begriff war. Als Napoleon dieß merkte, kehrte er nach seinem Zusammentreffen mit Murat in Görlitz, der aus Neapel, jedoch ohne Heer, gekommen war, nach Dresden zurück, um es noch zu retten.

Anstatt sich nun nach verfehltem Momente zurückzuziehen, begann Schwarzenberg am 26. Aug. den Sturm auf die Verschanzungen Dresden's und war schon in die Vorstädte eingedrungen, als Napoleon gegen Abend durch zwei Thore einen mächtigen Ausfall machte und die Verbündeten allenthalben zurückdrängte. Die einbrechende Nacht hätte nun zu einem gesicherten Rückzug benützt werden können: so aber zögerte Schwarzenberg damit und gab dadurch Napoleon Zeit, eine bedeutende Verstärkung an sich zu ziehen, so daß der zweite Tag der Schlacht bei Dresden den Sieg in Napoleon's Hand legte und das Heer der Verbündeten, obwohl dessen Centrum noch unbesiegt war, mit einem Verlust von 2000 Todten und Verwundeten und 13000 Gefangenen zurückweichen mußte.

Murat zersprengte nämlich den linken Flügel der Oesterreicher und schnitt einen Theil desselben vom Centrum ab; Ney schlug den rechten Flügel, wo Barklay es wegen des stark herabströmenden Regens am rechten Eingreifen fehlen ließ. Als aus dem französischen Centrum eine Batterie gegen die Röcknitzer Höhen zu feuern aufhörte, weil die Entfernung zu groß sey, befahl Napoleon dennoch fortzufeuern. Da riß eine Kanonenkugel dem General Moreau, der gerade auf jener Höhe hinter dem Kaiser Alexander ritt, beide Beine weg. Er wurde nach Laun in Böhmen gebracht und amputirt, starb aber nach 6 Tagen zum Triumph Napoleon's, der mit allen Franzosen darin eine göttliche Strafe für seines ehemaligen Nebenbuhlers Verrath an ihm und Frankreich sah.

Das Unglück bei Dresden und Napoleon's Triumph darüber wurde aber für die Verbündeten fast zu gleicher Zeit durch drei bedeutende Siege über drei französische Marschälle gemindert. Denn Blücher schlug mit dem schlesischen Heere den Marschall Macdonald, den Napoleon gegen ihn hatte stehen lassen, an der Katzbach so kräftig auf das Haupt, daß er nachher ungeachtet des darauffolgenden hitzigen Gefechtes bei Bunzlau über die Bober bis Bautzen vordringen konnte, wo ihm Napoleon wieder mit der Hauptmasse entgegentrat, vor der sich Blücher seiner Pflicht gemäß zurückzog, zufrieden, Schlesien gerettet zu haben. Auf einer andern Seite besiegten die Generale Ostermann und Kleist den Marschall Vandamme bei Kulm und retteten dadurch das im Rückzug von Dresden nach Böhmen begriffene Hauptheer Schwarzenberg's. Im Norden aber trug Bülow über den Marschall Oudinot, der die Nordarmee angriff, in der Schlacht bei Großbeeren, die er bei der berechneten Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden auf eigene Verantwortung übernahm, den Sieg davon.

Die Schlacht an der Katzbach (einem Gebirgsfluß mit dem Nebenflusse Neiße, zwischen Jauer und Liegnitz) begründete Blücher's Feldherrnruhm. Als nämlich Napoleon aus Schlesien zur oberwähnten Rettung Dresdens zurückeilte, ließ er den Marschall Macdonald mit 75000 M. gegen Blücher stehen. Sobald Blücher gewahr wurde, daß ihm nicht mehr Napoleon gegenüberstehe, befahl er am 26. Aug. ein allgemeines Vorrücken, obgleich das schon erwähnte Regenwetter noch anhielt und den Seinen in's Gesicht schlug. Weil nun Macdonald glaubte, Blücher stehe mit dem schlesischen Heere noch bei Jauer, so dachte er noch ganz bequem über die Katzbach kommen zu können, und fieng

an, an jenem selben Tage den Fluß zu überschreiten, um wo möglich Blüchern zu umgehen. Unterdeß war aber Blücher in die Nähe gerückt und voll Begierde nach einer Schlacht. Während die Franzosen über die vom Regen angeschwollene Katzbach und Neiße drangen und bereits die Vorhut der Preußen angriffen und die steile Höhe bei Oberweinberg zu gewinnen im Begriff waren, hieß Blücher den General Sacken ein Kanonenfeuer eröffnen, den General York aber sich mit dem Angriff bereit halten, und feuerte selbst durch Reden alle Truppentheile an. Als der Feind nun größtentheils über die Katzbach gesetzt war und theilweise schon den Bergrand erstiegen hatte, sagte Blücher: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun: Vorwärts!“ Unaufhaltsam gieng's an den Feind. Weil wegen des Regens viele Flinten nicht losgiengen, so drehten die Soldaten eines brandenburgischen Bataillons die Gewehre um und erschlugen den größten Theil eines französischen Bataillons buchstäblich mit den Kolben. Als aber die französische Reiterei vorbrach und der Sieg sich auf die französische Seite wenden wollte, da zog Blücher selbst den Säbel und stürmte an der Spitze seines Geschwaders mit dem Ruf: „Vorwärts!“ und „Hurrah!“ in den Feind, und siehe: bald waren die Franzosen den steilen Rand hinab gegen die „wüthende Neiße“ geworfen, wo sie entweder ertranken oder gefangen oder erschlagen wurden. Macdonald selbst, der die angeschwollene Katzbach noch im Rücken hatte, entkam mit genauer Noth wieder hinüber, indeß seine Nachhut von den Russen erreicht wurde. — In diesen verschiedenen Gefechten, welche den gemeinsamen Namen „Schlacht an der Katzbach“ bekamen, eroberte Blücher 103 Kanonen und nahm drei Generale mit 18000 M. gefangen. Die Franzosen hatten einen Verlust von 12000 M. Todter oder Verwundeter, während der Verlust für die Verbündeten nicht bedeutend war. Seit diesem glänzenden Siege fiengen selbst die Russen an, vor Blücher Respect zu bekommen und gaben dem greisen Helden den Namen „General Vorwärts!“

Die Schlacht bei Kulm und ihr glücklicher Erfolg richtete den gedrückten Muth der schwarzenbergischen Hauptarmee wieder auf und dämpfte den französischen Jubel über den Dresdener Sieg. Als nämlich General Vandamme auf Napoleon's Befehl nach Ueberschreitung der Elbe in das böhmische Gebirg eindrang, um die nach Böhmen zurückgehende österreichische Hauptarmee von ihrer Verbindung mit den übrigen Heeren der Verbündeten abzuschneiden, erkannte Prinz Eugen von Württemberg, der auf dem äußersten rechten Flügel eine abgesonderte Stellung hatte, die Gefahr für die Hauptarmee und hielt mit seinem kleinen Corps den ganzen Tag (es war der 26. Aug.) den nachdringenden Vandamme auf; dann zog er sich am 27. auf das Corps des russischen Generals Ostermann zurück, der nun, gleichfalls die Gefahr erkennend, mit Gefahr völliger Aufopferung der Kaisergarde den auf Teplitz vordrin-

genden Vandamme am 28. und 29. August mit aller Anstrengung in mehreren Stellungen aufhielt. Bereits sah Ostermann sich auf Kulm zurückgedrängt: da bekam er von dem Könige von Preußen, der von seiner Noth Kunde erhielt, eine Verstärkung, die aber noch zu schwach war, den Feind aufzuhalten. Indeß waren schon einige Tausende von der Garde gefallen und Ostermann selbst hatte durch eine Kanonenkugel seinen linken Arm verloren, als endlich größere russische Verstärkung erschien und dem Vordringen Vandamme's Einhalt that. Als Vandamme am folgenden Morgen d. 30. Aug. seinen Angriff wiederholte, fand er die in der Nacht durch Barklay's Ankunft verstärkte russische Streitmacht so überlegen, daß er zu weichen begann. Da erschienen plötzlich auch die Preußen unter Kleist auf den Höhen von Nollendorf und fielen ihm in den Rücken. So zwischen zwei Feuer gekommen, wurde Vandamme mit 10000 M. gefangen und bekam nachher im Kreml zu Moskau Zeit, dem geträumten Marschallsstab nachzusehen und über seine früheren (im J. 1807) an Schlesien begangenen Unbilden nachzudenken.

Die Schlacht bei Großbeeren (zwei Meilen von Berlin) war zwar schon am 23. Aug. vorgefallen, die Nachricht davon aber erst am 29. an Napoleon gelangt. Der gegen die Nordarmee der Verbündeten von Napoleon mit 66000 M. entsandte Marschall Oudinot traf zuerst auf das Corps Tauentzien's, drängte es zurück und hatte bereits das von Sümpfen umgebene Dorf Großbeeren eingenommen und in Brand gesteckt, als Bülow mit den Pommern und Brandenburgern dem Tauentzien zu Hülfe kam, und diese, weil von dem beständigen Regen jener Tage das Pulver naß geworden war, tapfer mit den Kolben losschlugen, bis die Franzosen flohen, während nur die Sachsen, wiewohl vergebens, stärkern Widerstand leisteten. Der Kronprinz von Schweden selbst hatte sich bei der ganzen Affaire nicht gerührt, und erst nach dem Siege der Preußen schickte er eine einzige Batterie ab, die noch hinterdrein schoß.

3. Rettung Berlin's durch das Gefecht bei Havelberg. (Körner's Tod bei Wöbbelin.) Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden. Bülow's Sieg bei Dennewitz über Ney. Der Teplitzer Vertrag unter den Verbündeten.

Da der Kronprinz von Schweden nach der Schlacht bei Großbeeren, seiner Sonderpolitik gemäß, die Verfolgung des Feindes nicht zugab, so machte Oudinot nach Wiedersammlung seiner Kräfte eine neue Wendung gegen Berlin; allein der preußische General Hirschfeld schlug den von Magdeburg aus vordringenden General Girard in dem glänzenden Gefechte bei Havelberg

und rettete dadurch die Hauptstadt Preußens, wiewohl der Kronprinz parteiischer Weise diese Ehre dem russischen General Tschernitscheff zuzuschreiben suchte.

Kurz vor dem Ablauf des Waffenstillstandes hatte Marschall Davoust in Hamburg von Napoleon den Befehl bekommen, von der Niederelbe aus vorzudringen und sich mit Oudinot zur Einnahme Berlin's zu vereinigen, die Schweden ins Meer zu werfen, Stettin und Cüstrin zu entsetzen und Danzig zu bedrohen. Davoust drang jedoch zu langsam vor, und als Oudinot's Unternehmung auf Berlin gescheitert war, zog sich Davoust in seine frühere Stellung zurück. Während dieser einzelnen Züge fielen zwischen ihm und dem ihm gegenüber gestellten Corps Wallmodens einige kleinere Gefechte vor, und unter diesen am 26. Aug. (also zugleich am Tage von Katzbach) das Gefecht bei Wöbbelin unweit Grabow (an der Straße von Gadebusch), in welcher Theodor Körner bei Begleitung eines Proviantransports in der Blüthe seines Lebens und Ruhms, von einer feindlichen Kugel durch die Brust geschossen wurde. Er ward nicht weit davon unter einer schönen Eiche (jetzt Körnerseiche genannt) bestattet.

Die fortwährende Unthätigkeit des Kronprinzen von Schweden war so groß, daß die preußischen Generale den Verdacht faßten, „er suche absichtlich ihr Verderben.“ Selbst auf Bülow's anspornende Vorstellungen, über die Elbe zu gehen und den Feind zur Räumung des rechten Ufers zu zwingen, regte er sich nicht, sondern beschränkte sich nur auf Vorpostengefechte. Daher wollte Napoleon einen neuen Versuch gegen die Mark und Berlin machen und gab an Oudinot's Stelle dem unternehmenden Marschall Ney (dem „Roland des Heers“) den Oberbefehl, obgleich derselbe eigentlich noch nie ein ganzes Heer im Feld befehligt hatte.

Da es der Kronprinz abermals vermied, den neuen, gegen das Nordheer anrückenden Feind anzugreifen, sah er sich vielmehr von diesem angegriffen. Nachdem Ney mit 75000 M. die preußische Vorhut unter Tauentzien (bei Woltersdorf und Zalmsdorf), ja schon den linken Flügel des Nordheers zurückgedrängt hatte, erkannte General Bülow die Gefahr des Centrums und des rechten Flügels und beschloß, im Verein mit Tauentzien, dem Feinde in die linke Flanke und in den Rücken zu fallen. Es gelang und der am 6. Sept. mit 50000 Preußen über den Marschall Ney erfochtene Sieg in der Schlacht bei Dennewitz (an der Straße

von Wittenberg auf Jüterbogk) brachte dem feurigen und doch besonnenen preußischen Feldherrn unvergänglichen Ruhm.

Obgleich Bülow im Anfang dieser Schlacht bereits eine französische Division zur Auflösung gebracht hatte, war Ney doch noch übermächtig, und da der Kronprinz von Schweden den General Bülow nicht unterstützte, ja selbst das zum Bülow'schen Heere gehörige Corps Borstell's zurückhalten wollte, so wäre der Sieg noch lange zweifelhaft gewesen, wenn nicht General Borstell ohne Befehl des Kronprinzen dem Bülow noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre und tapfer beigetragen hätte, die Franzosen sammt den Sachsen und Württembergern in die Flucht zu schlagen, auf der sie zumeist von der preußischen Landwehr niedergemacht wurden. Ney entkam auf der Flucht, von einigen hundert Polen gedeckt, und verlor, außer vielen Todten und Verwundeten, 15000 Gefangene. Preußischer Seits waren 9000 gefallen. Als der Sieg schon errungen war, kam der Kronprinz herbei, verweigerte aber seine Reiterei zur Verfolgung und suchte den Ruhm Bülows in einem mehrfach unrichtigen Schlachtbericht zu schmälern. Bülow wurde aber von seinem Monarchen in den Grafenstand erhoben und mit dem Ehrennamen „von Dennewitz“ geschmückt.

Napoleon, der diese Niederlage Ney's dießmal nicht verhehlen konnte, schob die Schuld derselben auf die Sachsen, die über diesen schlechten Dank für ihr treues Aushalten bei dem Unterdrücker Deutschlands von diesem Augenblick an sich voll tiefer Erbitterung im Herzen von ihm abwandten.

In preußischen Landen aber und wo man sonst noch deutsch fühlte, erregten die sich drängenden Botschaften so vieler Siege über den mächtigen Imperator und seine berühmten Marschälle einen allgemeinen Jubel: immer mehr steigerte sich dadurch die Aufopferungsfähigkeit aller Geschlechter und Stände, immer mehr schwand die Furcht vor dem korsischen Gewaltherrn, immer lebendiger wurde die Hoffnung, noch ganz Deutschland von ihm zu befreien.

Aus dieser Zeit stammen die Jubellieder, die damals jedes Herz hoben: so z. B. Folleus Lied vom Marschall Vorwärts, Arndt's Kehrauslied, Rückert's Katzbachslied und Spottlied auf Ney.

Eine andere wichtige Folge dieser Siege war, daß Oesterreich durch Metternich im Teplitzer Vertrag vom 3. Sept. die Sache der Verbündeten zu der seinigen machte, daß die drei Hauptmächte in den geheimen Artikeln v. 9. Sept. sich gegenseitig

Monarchen Blüchern den Befehl, sein Heer mit der böhmischen Armee zu vereinigen, und Schlesien dem sog. polnischen Heere Bennigsen's zu überlassen, der aber erst im Anzug begriffen war und sobald noch nicht zur Stelle seyn konnte. Hätte nun Blücher gehorcht, so wäre der Kronprinz von Schweden noch weniger dazu zu bewegen gewesen, die Elbe zu passiren und aus seiner Unthätigkeit herauszutreten. Er machte daher durch Rühle von Lilienstern Einwendungen und bekam glücklicher Weise die Zustimmung der Monarchen zu seinem Plan, durch einen „Rechtsabmarsch" die Elbe zu passiren und so den Kronprinzen zu entscheidenden Unternehmungen mit fortzureißen.

Am 8. Sept. zog nun Napoleon von Dresden gegen das böhmische Heer aus und rückte bis in die Nähe von Teplitz vor, konnte aber nicht durch den Gebirgspaß dringen. Doch versuchte er vom Gebirgskamm aus einen heftigen Angriff, der die Verbündeten besorgt machte. Am 16. Sept. rückte er sogar bis Kulm vor, ward aber durch die Batterieen Schwarzenberg's, dann durch einen plötzlich aufsteigenden Nebel und darauf folgende Regengüsse bestimmt, wieder nach Dresden zurückzugehen, wo er am 21. anlangte.

Inzwischen schnitten ihm in seinem Rücken viele, von den drei Heeren der Verbündeten ausgehende Streifcorps die Verbindung mit Frankreich ab. So z. B. nahm eines unter dem Kosackenhetmann Platow bei Weißenfels 1500 —, eines unter Thielmann in Merseburg 2300 Franzosen gefangen, und Letzterer schlug den Marschall Lefebvre bei Altenburg, wiewohl er von Augerau wieder geschlagen wurde. Tschernitscheff überfiel am 28. Sept. Cassel, vertrieb den König Jerôme und zwang das westfälische Heer zur Capitulation; ja 1500 Westfalen giengen gleich zu den Verbündeten über.

Nun aber zog sich über Napoleon selbst die Schlinge zusammen. Denn als sich das böhmische Heer durch das angelangte russische Reserve-Corps Bennigsen's verstärkt sah, machte Schwarzenberg am 26. Sept. seinen längst beabsichtigten „Linksabmarsch" über das Erzgebirg nach Sachsen, während Bennigsen auf Dresden losgieng. Am gleichen Tage brach auch Blücher, der unterdeß wieder einen Angriff Napoleon's in mehreren Gefechten ausgehalten hatte, nach dem Wiederabzuge desselben, von Bautzen auf und gab durch die Ausführung seines längst beschlossenen Rechtsabmarsches und durch den mit Gewalt erzwungenen Uebergang seines Heeres über die Elbe dem ganzen Krieg eine veränderte Richtung und erst den rechten Schwung.

Er hatte sich nämlich der Mitwirkung der unter dem Kron=

prinzen von Schweden stehenden Generale Tauentzien und Bülow versichert und durch Rühle's Geschick am Ende selbst den Kronprinzen bewogen, sich seinem Plane zu fügen. Bei Wartenburg macht die Elbe einen großen Bogen und bildet eine durch Dämme geschützte Halbinsel, welche Marschall Ney, der so eben durch das Nordheer eine Schwächung erlitten hatte, durch den General Bertrand mit 20000 M. hatte besetzen lassen. Den Angriff auf diese feindliche Stellung leitete General York, der am 3. October unter dem größten Feuer der französischen Batterieen über die Elbe gieng und die Halbinsel eroberte, worauf Blücher am 4. Oct. mit der ganzen Armee den Uebergang bewerkstelligte, während der Kronprinz mit der Nordarmee bei Roslau und Aken den Fluß überschritt. Beide Heere vereinigten sich am 4. Oct. und ihre beiden Feldherren hatten zu Mühlbeck ihre erste Unterredung.

In Bezug auf jene Schlacht bei Wartenburg erzählt Beitzke zur Characteristik Blücher's Folgendes aus dem Munde des Dichters Fouqué, welchem Blücher selbst es mit der Bemerkung erzählte, „wie man zuweilen einen dummen Streich mache." „Ein Landwehrbataillon, welches bei Elster über die Brücke gehen sollte, — konnte mit dem Uebergang aus Mißverständniß oder aus zufälligen Ursachen nicht sogleich fertig werden. Auf der Stelle fuhr Blücher auf dasselbe los: „Ihr Sch—zeug, Ihr scheint keene Lust zu haben, da drüben anzubeißen, aber Euch soll das Donnerwetter regieren! wenn Ihr nich fortmacht, laß ick Feuer uf Euch geben!" — Das Bataillon bedeckte sich in der Schlacht mit Ruhm. Als nun am andern Tage der siegreiche Feldherr sich vor der Front der Truppen zeigte, jubelte ihm Alles entgegen; doch dieses Bataillon allein blieb stumm. Blücher fühlte, daß eine (Ehren-) Reparation nothwendig war. Er wendete wieder zu dem Bataillon um und sagte: „Aberst, Kinder, seid doch keene dummen Deuwels nich, und globt, dat ick dat gestern im Ernst jemeent habe; ick weeß, daß Ihr alle düchtige Kerls seid: ick habe ja man gespaßt!" Ein schallendes Hurrah und unmäßiger Jubel war dann die Antwort. — Ganz besonders tapfer hatte sich von York's siegreichem Corps das zweite Bataillon des Leibregiments gehalten. Als daher York am Abend das Fußvolk in's Lager rücken ließ und dieses Bataillon vor ihm vorüberzog, ehrte er es dadurch, daß er sein Haupt entblößte, bis der letzte Mann vorüber war. Von diesem Siege erhielt York hernach von seinem Könige den Namen York von Wartenburg.

5. Napoleon's Abzug von Dresden: seine Unthätigkeit in Düben; sein Aufbruch nach Leipzig. Zaudern des Kronprinzen. Bewegungen der Verbündeten nach Leipzig. Treffen bei Liebertwolkwitz.

Durch diese vereinten Bewegungen der verbündeten Heere sah sich Napoleon gezwungen, Dresden als Stützpunkt aufzugeben, nur 30,000 Mann unter St. Cyr dort zurückzulassen und sich mit seiner Hauptmacht elbe-abwärts zu ziehen. Er wollte den Blücher bei Düben angreifen; allein dieser wich ihm über die Saale aus und Napoleon wußte in den vier Tagen, die er unthätig und hoffnungslos in Düben zubrachte, nicht, wohin er sich wenden sollte: seine Generale waren entmuthigt und seine Armee sehnte sich aus der Falle heraus nach Frankreich zurück.

Als Napoleon am 7. Oct. Dresden verließ, nahm er den König von Sachsen mit und ließ die Familie desselben nach Leipzig geleiten, um ein Pfand der Treue in Händen zu haben. Dadurch, daß er in Dresden den Marschall St. Cyr mit 30,000 M. zurück ließ, um es gegen Bennigsen zu behaupten, beraubte er sich der Mitwirkung dieses starken Corps beim letzten Entscheidungskampf, — ein Beweis, daß er damals die Gefährlichkeit seiner Lage noch nicht ganz erkannt hatte. Schon am 9. Oct. mußte St. Cyr ein heftiges Gefecht bei Dohna gegen Bennigsen bestehen. — Nach dem klugen Ausweichen Blüchers hielt sich Napoleon in Düben (einen Marsch von Wittenberg entfernt) nur mit sich beschäftigt, meist in seinem Zimmer abgeschlossen. „Mehrmals — berichtet sein damaliger Minister Coulaincourt — erschien ich an seiner Thüre, er antwortete nicht. Das Wetter war trüb und kalt, der Wind stürmte gegen die weiten Gemächer des Dübner Schlosses und machte die alten, mit Blei überladenen Fenster erklirren. Alles in diesem jämmerlichen Aufenthalte stimmte schwermüthig und unheimlich."

Endlich gedachte Napoleon sich mit seiner ganzen Macht über die Elbe zu werfen; aber gewohnt nur der äußersten Nothwendigkeit nachzugeben, wollte er doch auch Leipzig nicht aufgeben, sondern seinen Feinden dort noch eine Hauptschlacht anbieten, um seinen zwanzigjährigen Kriegsruhm und Frankreichs Ehre zu retten, jedenfalls aber um freie Hand zu einem letzten Entschluß zu behalten. Plötzlich am 13. Oct. war sein Entschluß gefaßt. In der Meinung, es stehe ihm nur das böhmische und schlesische Heer, nicht auch das Nordheer gegenüber, ertheilte er allen seinen Corps den Befehl, sich bei Leipzig zu versammeln; alle gehorchten, nur St. Cyr in

Dresden erfuhr nichts davon, da Kosacken den Befehl an ihn aufgefangen hatten.

Unterdessen aber hatte der Kronprinz von Schweden bei der ersten Nachricht, Napoleon wolle über die Elbe gehen, gleichfalls den Entschluß gefaßt, auf das rechte Ufer der Elbe zurückzukehren, um Napoleon von einem etwaigen Zug nach Berlin und Stralsund abzuhalten; er hatte sogar dem Blücher den Befehl über die Saale zugeschickt, er solle sich zu jenem Zweck mit ihm vereinigen. Allein der alte Vorwärts, die Aengstlichkeit des Kronprinzen und dessen Befehl nicht achtend, weil er die angefangene Bewegung Napoleon's zum Elbübergang für eine bloße Demonstration hielt, machte Gegenvorstellungen und wurde glücklicher Weise dabei durch den allgemeinen Befehl des Oberfeldherrn Schwarzenberg unterstützt, der allen verbündeten Heeren gebot, den Kaiser Napoleon „Schritt für Schritt von allen Seiten einzuschließen und einzuengen": denn die Entscheidung werde sich bei Leipzig begeben.

Jetzt sah sich der Kronprinz genöthigt, mit dem Nordheere auf dem linken Elbufer zu bleiben und gemeinsam mit dem rastlos drängenden Blücher zu agiren. Doch zog er nur hinter ihm einher und machte schon nach einem kurzen Marsch (in der Gegend des Petersberges) Halt, und gab den vereinten Vorstellungen der sämmtlichen Bundescommissäre bis zum 16. Oct. kein Gehör, entschlossen, nur nach Umständen sich an dem großen Kampf zu betheiligen oder — sich ihm zu entziehen.

Inzwischen hatten die beiden andern verbündeten Heere ihre Bewegungen nach Leipzig hin ausgeführt. Schon am 14. Oct. erreichte Schwarzenberg's Vorhut unter Wittgenstein, Kleist und Klenau den Feind, und die Reiterei dieser Vorhut unter dem russischen General Pahlen III traf mit Murat's Reitercorps bei Liebertwolkwitz zusammen und trug durch ihre ausgezeichnete Tapferkeit und Schnelligkeit den Sieg über dasselbe davon, so daß Murat's beste Reiterregimenter, die eben erst aus Spanien angekommen waren, starken Verlust erlitten.

Bei einem der verschiedenen Reiterangriffe in diesem Gefechte zeigte sich der Geist der preußischen Reiterei in glänzendem Lichte. Als eben beide Theile zu einer neuen Attaque sich ordneten, sah Lieutenant Guido von Lippe

den König Murat in seiner gewohnten glänzenden Kleidung die Front seiner Linie entlang reiten, und faßte den Entschluß, den König entweder gefangen zu nehmen oder ihn niederzuhauen. Er sprengte plötzlich mit einigen seiner neumärkischen Dragoner mit solchem Ungestüm auf ihn los, daß das Gefolge desselben auseinander sprengte, und der König, nur von seinem Stallmeister begleitet, sich zu retten suchte. Schon war ihm der Lieutenant mit dem Ruf: „Halt, König!" nahe am Leibe, und würde, obgleich er vom Stallmeister einen Hieb in's Gesicht bekam, seinen Zweck erreicht haben, wenn er nicht zu hitzig den Seinen vorausgejagt und daher von den sich sammelnden Begleitern des Königs getödtet worden wäre.

---

6. Kapitel.

Die Schlacht bei Leipzig und ihre nächsten Folgen.

1. Die Lage Leipzig's. Die Stellung Napoleon's und der Verbündeten. Beginnender Kampf am 16. Oct. Die Treffen bei Markkleeberg, bei Wachau, bei Lindenau. Napoleon's Sturm auf Güldengossa. Blücher's und York's Sieg bei Möckern. Napoleon's Waffenstillstandsvorschlag. Die Ruhe des 17. Octobers.

Immer näher rückte der Entscheidungskampf, der in jenen weiten Ebenen Sachsens, auf der schon öfters das Geschick von Ländern und Völkern zum blutigen Austrag gebracht worden war, auch dießmal gekämpft werden sollte.

Die von Wiesen, Büschen und Sümpfen durchzogene Niederung zwischen der Elster und Pleiße, welche sich nördlich bis Leipzig hin, von da westlich gegen Merseburg und von da wieder nördlich gegen Halle wendet, ist in zwei Flächen getheilt, die bloß durch Dämme und Brücken untereinander verbunden sind. Einer dieser Dämme mit fünf Brücken führt von Leipzig aus, das am rechten Ufer der Pleiße liegt, eine Stunde weit bis zum Dorfe Lindenau, und dieß war der einzige, welchen Napoleon von Leipzig aus zum Uebergang auf die linke Seite der gedachten Niederung benützen konnte, da die zwei anderen Uebergänge oberhalb und unterhalb von den Verbündeten besetzt waren.

Da Napoleon seine Hauptstreitmasse auf dem rechten Ufer jener beiden Flüsse aufstellte, so fiel das Schlachtfeld auf diese Seite, und Leipzig's bis dahin schon vielfach heimgesuchte Bewohner erkannten mit Schrecken, daß die Kriegsloose so ganz in ihrer Nähe geschüttelt werden sollten. Das Schlachtfeld, eine mehrere Meilen weit bei Leipzig sich hinstreckende baumlose Ebene, ist durch die Partha, einen kleinen Fluß, der um Taucha herumbeugend unterhalb Leipzig in die Pleiße fällt, auch in zwei Theile getheilt, auf deren südlichem der Hauptkampf vorfiel.

Von dem 171000 (nach franz. Berichten 150000) M. starken Heere, das Napoleon hier zusammengezogen hatte, hatte bereits König Murat's Corps seine Stellung eine Meile südlich von Leipzig, und wurde am 13. Oct. durch Augereau's Corps verstärkt; am gleichen Tage rückte Marmont's Corps ein und stellte sich nördlich von der Stadt auf. Am 14. Oct. erschien Napoleon mit der Hauptmacht von Düben her und nahm seine Stellung nahe bei der Stadt (auf dem Galgenberg), während noch der Geschützesdonner von Liebertwolkwitz her erscholl. Die Hauptlinie seiner Macht dehnte sich in einem Halbkreise von Paunsdorf nach Probsthaida bis an das Gehölz von Connewitz aus; seine Reserven standen näher gegen die Stadt hin.

Der 15. Oct., ein Regentag, verlief auf beiden Seiten mit Vorkehrungen zur Schlacht. Denn auch die Verbündeten waren großen Theils näher gerückt. Blücher mit dem schlesischen Heere, 56000 M. stark, hatte sein Hauptquartier im Dorf Großkugel, und erhielt zum Gegner den Marschall Ney mit Marmont und Reynier; das böhmische Heer, 136000 M. stark, hatte drei abgesonderte Stellungen: Schwarzenberg selbst mit 40000 Oesterreichern stand zwischen der Elster und Pleiße gegen Connewitz hin und hatte sein Hauptquartier zu Pegau; — eine zweite Abtheilung seines Heeres mit 50000 M. war auf dem linken Ufer der Elster aufgestellt, davon 15000 M. unter Giulay gegen den Paß von Lindenau, welchen Bertrand vertheidigte, um die Rückzugsstraße nach Erfurt zu decken; 35000 M. aber unter Meerveldt standen in dem Winkel zwischen der Elster und Pleiße, um den Uebergang über die Pleiße gegen Poniatowsky zu erzwingen; — die dritte Heeresabtheilung, 80000 M. stark, stand

unter Barclay und zwar mit den Russen unter Wittgenstein, mit den Preußen unter Kleist und mit den Oesterreichern unter Klenau, so wie mit den russisch=preußischen Garden auf dem rechten Ufer der Pleiße der Hauptstellung Napoleon's gegenüber, der zu Propsthaida selber befehligte. In der Nähe dieser Abtheilung, und zwar zu Güldengossa, befand sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm; Kaiser Franz war in Altenburg geblieben.

Der Kronprinz von Schweden mit dem Nordheere (v. 68000 M.) stand noch in Köthen, und ließ sich durch Blücher's dringendste Mahnungen nicht zum Vordringen bewegen, so daß sich Schwarzenberg nur auf Blücher verlassen konnte; erst am 16. Oct., als Blücher von Halle her auf Leipzig losgieng, rückte der Kronprinz vor und in die schlesischen Quartiere um Halle ein. — Das Heer Bennigsen's, 41000 M. stark, war erst noch auf dem Marsch von Dresden nach Leipzig begriffen. So war denn die Heermasse der Verbündeten fast doppelt so groß, als die Napoleon's. Zudem waren die Franzosen durch Mangel und Märsche geschwächt und auf einen engen Raum beschränkt, so daß sie nur den Vortheil der Befehlseinheit und das Vertrauen auf Napoleon's Genie und alten Siegesruhm hatten.

An diesem 15. Oct. erließ Schwarzenberg folgenden Aufruf an das gesammte Heer: „Die wichtigste Epoche des heiligen Kriegs ist erschienen! Die entscheidende Stunde schlägt: wackere Krieger, bereitet euch zum Kampf! Das Band, welches mächtige Nationen zu Einem großen Zweck vereinigt, wird auf dem Schlachtfeld enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Oesterreicher! Ihr kämpft für Eine Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Euerer Söhne, für die Unsterblichkeit Euerer Namen. Alle für Einen, Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde und der Sieg ist Euer!"

Am Abend desselben Tages um 8 Uhr stiegen aus Schwarzenberg's Hauptquartier in Pegau drei weiße Raketen hoch in die dunkle Luft, und gleich darauf leuchteten am Horizont gegen Halle hin aus Blücher's Hauptquartier vier rothe Raketen auf, als Signale für die verbündeten Heere, daß man allenthalben zur Aufnahme der Schlacht am folgenden Tage und zu gegenseitiger Unterstützung bereit sey.

Und nun begann am folgenden Morgen des 16. Octobers die ewig denkwürdige **Völker-Schlacht bei Leipzig**, die mit Recht diesen Namen trägt, weil fast alle europäischen Völker dabei zugegen oder wenigstens dabei vertreten waren und gemeinsam die Befreiung vom Joche der französischen Herrschaft erfochten. Diese Schlacht bestand eigentlich aus einer Reihe von Schlachten und Gefechten, die sich drei Tage hindurchzogen, bis der entscheidende Ausgang herbeigeführt wurde.

Am ersten Tage fielen drei wichtige Schlachten vor, bei Wachau, bei Lindenau und bei Möckern, von denen die beiden ersten zu Gunsten Napoleon's ausfielen, die letztere jedoch von dem, um die Mitte des Tages auf dem Kampfplatz eintreffenden Blücher gewonnen ward, der dadurch die Wagschale des allgemeinen Kampfes wieder in's Gleiche stellte.

Der Morgen des 16. Oct. war kalt und regnerisch und erst gegen 10 Uhr hellte sich's auf. Um 8 Uhr rückten die Heersäulen der Verbündeten vor: Kleist gegen Mark-Kleeberg, der Prinz Eugen von Württemberg gegen Wachau, Fürst Gortschakoff II. gegen Liebertwolkwitz, Klenau gegen Holzhausen zu. Einige derselben verspäteten sich aber beim Ausrücken und das war nicht gut; am pünctlichsten und raschesten setzte sich Kleist in Bewegung.

Napoleon war frühmorgens aus seinem letzten Hauptquartier Reudnitz nach dem Galgenberg gefahren, wo er mit Murat, der ihn dort empfieng, durch ein Fernrohr die ausrückenden Angriffscolonnen der Feinde beobachtete. Eben als er sein Pferd bestiegen hatte und mit seinem Gefolge die Höhe verließ, um sich zu seinem Centrum bei Wachau zu begeben, erschollen auf der Seite der Verbündeten drei Signalschüsse, denen unmittelbar darauf eine furchtbare Kanonade folgte, die von beiden Seiten fünf Stunden lang unterhalten wurde und durch ihr Dröhnen die Erde erbeben machte.

Zuerst kam es zu einem heftigen Kampf um Mark-Kleeberg, das Kleist mit seinen Preußen viermal hintereinander nehmen mußte, bis er es — und nur mit großem Verlust und mit äußerster Anstrengung — gegen Augerau behauptete.

Der Hauptkampf aber entbrannte bei Wachau, das Prinz Eugen von Württemberg mit der zweiten Säule (von Preußen und Russen) angriff. Anfangs war der Prinz im Vortheil, wurde aber dann durch die große Uebermacht des Marschall Victor, der auch einen Theil der jungen französischen Garde herbeizog und mit 150 Geschützen in die Reihen der Preußen schmetterte, so schwer bedrängt, daß er nach dem Verlust der Hälfte seiner Streitkräfte sich nach Güldengossa zurückziehen mußte.

Inzwischen hatte sich auch Gortschakoff mit der dritten Angriffssäule in Bewegung gesetzt, aber da ihm Macdonald mit der Besetzung von Liebertwolkwitz zuvorgekommen war, so mußte er sich begnügen, nur in das allgemeine Kanonenfeuer einzustimmen, und sich zuletzt ebenfalls gegen Güldengossa hin zurückziehen.

Die vierte Angriffssäule unter Klenau, bestehend aus Oesterreichern und der preußischen Brigade Ziethen, besetzte den Colmberg, nordöstlich von Liebertwolkwitz, und nahm zwar letzteren Ort ein, verlor aber darüber seine Stellung auf dem Colmberg an eine Division Macdonald's, mußte zuletzt dem Feinde auch Liebertwolkwitz wieder überlassen und sich, als ihm Sebastiani's Reiter in den Rücken fielen, wieder in seine frühere Stellung bei Großpössna zurückziehen.

Bei und in Lindenau bestand Giulay gegen Bertrand einen lebhaften Kampf, in welchem er Anfangs Lindenau eroberte, es aber dann wieder verlor, so daß Bertrand vom ganzen französischen Heere hoch gepriesen wurde, weil er durch seine Tapferkeit die dort hinausführende Rückzugsstraße nach Erfurt offen erhalten hatte.

Am schlimmsten ergieng es dem im Winkel zwischen der Elster und Pleiße aufgestellten Corps Meerveldt's, der beim Vordringen gegen Connewitz in einen sumpfigen Wald gerieth und den Uebergang über die brückenlose, hochangeschwollene Pleiße, deren rechtes höheres Ufer mit feindlichen Batterieen gedeckt war und von Poniatowsky's Polen tapfer vertheidigt wurde, nach verschiedenen unglücklichen Versuchen nicht erzwingen konnte.

Jetzt erst erkannte Schwarzenberg, daß sein (schon früher von Blücher und auch von Alexander mißbilligter) Plan auf Connewitz falsch berechnet war, und daß er dadurch sich und dem General Meerveldt eine unfruchtbare Aufgabe gestellt hatte. Er selbst begab sich daher nach Güldengossa, schickte aber dem Meerveldt noch einen Befehl über den andern zur Forçirung des Pleißeübergangs zu, so daß der Kampf daselbst den ganzen Tag über nicht aufhörte.

Unterdessen hatte Napoleon, dessen ganze erste Linie bei dem anfänglichen Glück Kleist's und Eugen's hatte etwas zurückweichen müssen, nach dem Rückzug des Prinzen Eugen und des Fürsten Gortschakoff gegen Güldengossa hin, erkannt, daß der Moment zu einem entscheidenden Schlage gekommen sey: er beschloß das Centrum der Verbündeten zu durchbrechen. Auf seinen Befehl zog König Murat an 9000 Reiter zusammen und mit dieser Reitermasse übernahm Latour-Maubourg einen furchtbaren Sturmstoß auf den zurückweichenden Prinzen Eugen, jagte zwischen den preußischen und russischen Infanterie-Quarré's durch, zersprengte die russische und österreichische Reiterei, nahm 26 Kanonen im Flug weg und stürmte gegen Güldengossa hin, wo die beiden Monarchen auf einem Hügel standen und nur das russische Gardecorps zur Beschützung um sich hatten.

Eiligst sandte Barclay den Anstürmenden eine Gardedivision entgegen, die aber von denselben über den Haufen geworfen wurde. In dieser Noth setzte sich Schwarzenberg selbst mit dem Grafen Orloff-Denisoff an die Spitze des donischen Leibkosackenregiments und schlug mit ihm und mit den inzwischen zu Hülfe eilenden Dragonern Pahlen's den athemlos angelangten Feind, ungeachtet seiner Uebermacht, glücklich zurück. Dabei wurde Latour-Maubourg tödtlich verwundet.

Als um 4 Uhr Nachmittags Napoleon fast alle Angriffe der Verbündeten zurückgeschlagen und selbst das Centrum der Verbündeten durchbrochen sah, hielt er die Schlacht im Allgemeinen für gewonnen und ließ in Leipzig und in dessen Umgegend alle Glocken zum Siege läuten, auch Siegesbotschaften nach Frankreich abgehen. Allein noch vor dem Abend dieses Tages entschlüpfte ihm die Gewißheit des Siegs, den er schon in Händen zu haben glaubte.

Denn bereits um 1 Uhr Nachmittags war Blücher von Halle her bei Möckern angekommen und hatte um 3 Uhr mit seinem rechten Flügel unter York den Marschall Marmont, der dieses Dorf besetzt hielt, durch den Major Hiller angreifen lassen. Dieser fand anfangs einen so furchtbaren Widerstand, daß er bald den schon eroberten Theil dieses Dorfes wieder aufgeben mußte; deßungeachtet setzte York durch Herbeiziehung noch anderer Brigaden alle Kraft daran und erstürmte das Dorf. Aber auch Marmont verstärkte sich wieder und aufs Neue wurde mit der größten Anstrengung um den Besitz dieses Dorfes gestritten, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Da führte York seine letzte Brigade vor, aber auch ihr gelang es nicht, sich des Dorfes wieder zu bemächtigen. Marmont's Kanonen sprühten unaufhörlich Tod und Verderben unter die preußischen Reihen.

Endlich stürmte der von York zu erneutem Angriff befehligte Major von Sohr — es war 5 Uhr Abends — mit seinen brandenburgischen Husaren unter dem Ruf „Vorwärts!“ mit solchem Ungestüm in den Feind, daß er gleich neun Kanonen mit fünf Pulverwägen eroberte. Gleichzeitig befahl York einen allgemeinen Angriff, der, begünstigt durch das Auffliegen mehrerer französischer Pulverwägen (wobei Marmont selbst verletzt und das Schlachtfeld zu verlassen genöthigt wurde) — den Feind so in Schrecken setzte, daß er sich vor der Wuth der preußischen Säbel und Bajonette nicht mehr halten konnte, sondern aus Möckern nach Eutritzsch floh und sich unter dem rechten Flügel Ney's barg.

Dieser glänzende Sieg Blücher's und York's, bei welchem 53 Kanonen erbeutet und 2000 Gefangene gemacht wurden, kostete zwar den Preußen an Todten und Verwundeten 172 Offiziere und über 5500 Unteroffiziere und Gemeine, aber er war darum doch nicht zu theuer erkauft.

Zu gleicher Zeit hatte Langeron mit seinen Russen bei Groß- und Klein-Wideritzsch gegen Reynier und insbesondere gegen die Polen unter Dombrowsky einen hartnäckigen Kampf zu bestehen gehabt, bis es ihm gelang, seine Gegner zu vertreiben, die sich dann ebenfalls nach Eutritzsch retteten.

Noch wurde im Winkel zwischen der Elster und Pleiße, wo der Kampf den ganzen Tag hindurch gedauert hatte, fortgekämpft: denn noch gegen Abend hatte Schwarzenberg dem General Meerveldt den Befehl zu einem letzten Versuch, über die Pleiße zu bringen, zugesandt. Aber Poniatowsky hielt festen Stand, und zuletzt wurde Meerveldt bei einbrechender Dunkelheit von Truppen der alten Garde umringt und mit einem ganzen Bataillon gefangen genommen. Er wurde vor Napoleon gebracht, der ihn gütig behandelte.

So gieng der blutige Tag zu Ende und als es Abends 6 Uhr schlug, fiel der letzte Kanonenschuß hinter Lindenau. Allmählig verlor sich auch das Kleingewehrfeuer, und viele tausend Wachtfeuer und eine Anzahl brennender Dörfer leuchteten durch das Dunkel der Nacht, die für beide Theile, besonders für die vielen tausend Verwundeten, eine schreckliche war. Napoleon blieb im Bivouak und ließ sein Gezelt in der Nähe der Meusdorfer Schäferei bei einer alten Ziegelhütte aufschlagen, mitten unter den Wachtfeuern seiner Garde. Sein Tisch im Gezelt war mit Landcharten bedeckt, in denen er, darüber sich beugend, eifrig forschte, während Adjutanten ab- und zugiengen und seine Befehle für den kommenden Morgen einholten. Dem Marschall Bertrand ließ er sagen, er solle um drei Uhr Morgens den Troß auf der Lützener Straße abziehen lassen, damit dieser das nachrückende Hauptheer nicht belästige; dem Marschall Mortier befahl er, mit den Garden den Paß von Lindenau zu wahren, und den Fürst Poniatowsky ernannte er zum Marschall. Auch ließ er seine Truppen sich enger um Leipzig zusammenziehen. Endlich unterredete er sich spät am Abend noch mit dem gefangenen Meerveldt und äußerte unter Anderm gegen ihn, man täusche sich in seinen Absichten; er wolle nur den Frieden und sich auf Frankreich beschränken; was man denn davon habe, wenn man ihn niederwerfe und Frankreich schwäche, als daß man sich an Rußland einen noch schlimmern Feind aufladen werde; übrigens wisse er, daß er Opfer bringen müsse, und sey dazu bereit.

drängte Dombrowski's Polen bis Rosenthal und Pfaffendorf zurück. Eben gedachte Blücher, Leipzig selbst anzugreifen, als er die Botschaft von den Beschlüssen des großen Hauptquartiers bekam, die ihn nöthigten, seine Bewegungen einzustellen.

2. Der 18. October. Napoleon's Vorkehrungen zum Abzug. Die Hauptschlacht bei Leipzig: Angriff auf Markkleeberg: Sturm auf Propsthaida. Uebertritt eines sächsischen Corps. Spätes Eintreffen des schwedischen Kronprinzen. Sturm auf Reudnitz. Napoleon's Entschluß zum Rückzug. Beginnender Abzug der Franzosen.

Als noch am Abend dieses Tages endlich auch das Nordheer und Bennigsen's Corps sich dem Streitfelde näherten, um am folgenden Tag in den Kampf einzugreifen, sah Napoleon zu spät die Unklugheit seines Zuwartens ein. Mit sorgenvollen Mienen sah man ihn umhergehen und dumpfes Schweigen herrschte in seiner Umgebung. Es fieng an zu regnen, bis nach Mitternach der Mond aufgieng und einen oft unterbrochenen Schein über die Gegend warf. Napoleon blieb die ganze Nacht wach und mit Anordnungen beschäftigt.

Nach zwei Uhr Morgens fuhr er nach seinem Hauptquartier Reudnitz zu Ney, mit dem er sich bis 5 Uhr berieth, dann um Leipzig herum nach Lindenau zu Bertrand, dem er auftrug, nach Weißenfels aufzubrechen und den Uebergang über die Saale zu sichern; darauf kehrte er nach Stötteritz zu seinen Garden zurück.

Kurz vor 8 Uhr am hellen und heitern Morgen des 18. Octobers, als eben Napoleon frühstückte, begann die große, auf beiden Seiten vorbereitete Haupt-Schlacht bei Leipzig. Die veränderte Schlachtordnung Napoleon's bildete einen ohngefähr zwei Meilen langen Bogen um Leipzig mit ziemlicher Beibehaltung der frühern Stellung der einzelnen Corps unter einander: auf dem rechten Flügel Poniatowsky an der Pleiße, Augerau und Victor bei Propsthaida, Lauriston bei Stötteritz, Macdonald bei Holzhausen; auf dem linken Flügel Ney mit Marmont und Reynier längs der Partha bis an ihre Mündung. An Bertrand's Stelle bei Lindenau hüteten einige Divisionen der jungen Garde den Rückzugspaß. Napoleon selbst wählte seinen Standort bei einer Windmühle auf der Anhöhe zwischen Connewitz und Stötteritz. Seine ganze Macht betrug an 150000 M.

Dieser Kreisbogen war von einer größern, aber gleichlaufenden Bogenstellung der Verbündeten umschlossen. Dem französischen rechten Flügel gegenüber stand Schwarzenberg mit 145000 M. in drei Heerhaufen: der erste unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg bei Markkleeberg, um Connewitz anzugreifen; der zweite unter Barklay (mit Wittgenstein und Kleist) zum Angriff auf Propsthaida; der dritte unter Bennigsen (mit Klenau, Ziethen, Bubna, Platow) zum Angriff auf Stötteritz und Holzhausen. Im Norden dem französischen linken Flügel gegenüber, stand Blücher (nebst York und Sacken) mit nur 25000 M. Zwischen jene beiden Flügel sollte der Kronprinz von Schweden mit dem Nordheer einrücken, erschien aber erst spät am Nachmittag. Außerdem hatte Giulay wieder die Aufgabe, gegen Lindenau vorzugehen. Die Gesammtzahl der verbündeten Macht betrug an 290000 M., war also um das Doppelte stärker, als das französische Heer.

Schon in der Morgendämmerung erschienen Alexander und Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfelde. Beim Aufbruch der Angriffssäulen trat wieder der Uebelstand ein, daß kein gleichzeitiges Zusammenwirken Statt fand. Barklay rückte erst um die Mitte des Tages vor, Bennigsen konnte erst um 2 Uhr zum Angriff kommen und der Kronprinz von Schweden zögerte damit bis 4 Uhr Nachmittags. Daher gelang es Napoleon sich an diesem Tage noch in seiner Stellung zu behaupten, so daß sich die Katastrophe noch bis zum folgenden Tag hinauszog. Ein Geschützesdonner aus mehr als 1000 Kanonen eröffnete die Schlacht, welche nach und nach an den verschiedenen Puncten mit der größten Wuth entbrannte und in ihrem Verlaufe sich auf Napoleon's rechtem Flügel um Propsthaida, auf dem linken Flügel um Schönfeld concentrirte.

Den frühesten Angriff machten die Oesterreicher unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg auf Mark-Kleeberg, das sie sammt den französischen Positionen bei Dölitz und Dösen wegnahmen. Zwar wurde der Erbprinz schwer verwundet und mußte dem Feldzeugmeister Colloredo das Commando überlassen. Dennoch drangen die Oesterreicher bis an Connewitz vor und waren schon nahe an die Mühle, dem Standorte Napoleon's, gekommen, als sie hier

durch die vorgesendete junge Garde wieder bis Dölitz und Dösen zurückgedrängt wurden, und nun zwar hier Stand hielten, aber auch nicht mehr vordringen konnten, weil Barklay mit dem zweiten Heerhaufen von Güldengossa aus zu spät aufgebrochen war.

Barklay drang nämlich mit Schwarzenberg und den beiden Monarchen erst um Mittag, anfangs unter glücklichen Gefechten gegen Propsthaida vor, das Napoleon als den Schlüssel seiner Stellung betrachtete, mußte aber, da Hessen-Homburg's Angriffscolonne sich erst wieder ordnen mußte und Bennigsen noch nicht angelangt war, stehen bleiben, um die Ankunft des letztern zu erwarten. Endlich konnte man den Sturm auf Propsthaida unternehmen. Der Kampf um diesen Ort war mörderisch, weil Napoleon seine Hauptmacht dort beisammen hatte und ein Corps um das andere, ja selbst einen Theil seiner alten Garden daran setzte, um den Platz zu behaupten.

Der große Verlust, den namentlich Kleist und Wittgenstein erlitten, und die weite Entfernung der Reserven, die man für den folgenden Tag schonen wollte, bewog zuletzt die Monarchen, auf 800 Schritte zurückzugehen, um ihren Truppen etwas Ruhe zu gönnen, und nur durch ein wohlunterhaltenes Kartätschenfeuer ein etwaiges Hervorbrechen des Feindes zu verhindern.

Erst um 2 Uhr griff Bennigsen, als er von der endlichen Annäherung des Nordheeres hörte, mit der dritten Heersäule in den Kampf ein. Nur mit der äußersten Anstrengung konnte Klenau mit den Oesterreichern und Russen das Dorf Holzhausen erobern und den Macdonald daraus vertreiben. Eben so eroberte Ziethen Zuffelhausen und die Russen Zwei-Naundorf, so daß Macdonalds Verbindung mit Reynier bedroht war.

Schon Vormittags hatte Blücher, von Bülow unterstützt, durch Sacken den Marschall Ney von der Parthe vertrieben, und nach Ueberschreitung dieses Flusses das Corps Marmont's gegen Schönfeld hin gejagt, wo es sich an die Sachsen unter Reynier anschloß.

Da, als eben Bubna bei Paunsdorf das schwächere Corps Reyniers angriff, giengen die auf 4166 Mann zusammengeschmolzenen Sachsen, welche längst auf Napoleon erbittert und müde waren, für undeutsche Zwecke ihr Blut zu vergießen, zu den Verbündeten über. Sie hatten zuvor bei ihrem Könige darum anfragen lassen und die Antwort erhalten, jeder brave Sachse müsse jetzt mit vermehrter Anstrengung für das Vaterland und seinen König kämpfen. Sie nahmen diese Antwort in ihrem, nicht in des Königs Sinn, und — traten über, und zwar zuerst 1100 Reiter, die gleich in die vordersten Kampf-Reihen gegen Napoleon gestellt zu werden verlangten, aber von Blücher absichtlich nur zu York's Reserven gestellt wurden; — eine halbe Stunde darauf erfolgte der Uebertritt der übrigen Sachsen, die dann, sammt einer kleinen württembergischen Reiterbrigade, welche dem Beispiele der Sachsen gefolgt war, von

Bennigsen auch in die Reserve gestellt wurden. („Der Uebertritt jener Sachsen zur deutschen Sache rettete in der Folge ihrem Könige die Hälfte seines Landes: denn dieß war das einzige Argument, welches die fremden Mächte zur Erhaltung von Sachsen in Anwendung zu bringen vermochten." s. Beitzke a. a. O. Napoleon aber beutete nachher den Uebertritt der Sachsen dahin aus, daß er ihm den Verlust der Leipziger Schlacht beischrieb!) — Die dadurch entstandene Lücke im Reynierschen Corps füllte Napoleon mit Reserven und kam selbst herbei, um neue Anordnungen mit Ney und Reynier zu besprechen.

Der Kronprinz von Schweden, der sich die vorangegangene Nacht hinter dem ihn deckenden schlesischen Heere gehalten und sich noch überdieß zu seiner Verstärkung von Blücher das 30000 M. starke Corps Langeron's hatte abtreten lassen, war erst Morgens 9 Uhr ausgerückt, um seine nicht länger mehr vorzuenthaltende Mitwirkung eintreten zu lassen. Er kam erst um 4 Uhr dazu, während überall um Leipzig herum der Schlachtensturm tobte und der Donner der Geschütze die Erde erschütterte. Er konnte daher nur noch wenige Stunden und zwar nur mit dem geringern Theile seines Heeres eingreifen. Doch leitete er mit Langeron den Angriff auf Schönfeld, das nach dreimaliger blutiger Eroberung endlich behauptet wurde, und ließ durch Bülow den Angriff auf Paunsdorf vollziehen, der ebenfalls günstig ausfiel. Als sodann die Russen bei der Verfolgung des Feindes das Dorf Reudnitz (dicht vor Leipzig) bestürmten, eilte Napoleon selbst herbei und wies die Vordringenden zurück.

Die eingebrochene Dunkelheit machte dem Kampfe dieses Tages ein Ende. Napoleon war zwar auf beiden Flügeln zurückgedrängt, hatte sich aber doch durch die bewundernswerthe Tapferkeit seiner Streiter im Centrum bei Propsthaida behauptet, ja er hatte das Glück, daß seine junge Garde den Rückzugspaß bei Lindenau den ganzen Tag über gegen Giulay mit Erfolg vertheidigte, da die Monarchen unterlassen hatten, diesen General durch Verstärkungen zu unterstützen. Weil sich Napoleon aber doch zur Herbeiführung eines glücklichen Ausgangs zu geschwächt fühlte, so war sein Entschluß zum Rückzug gefaßt, und noch am Abend, ehe der Kampf schwieg, meldete Giulay den erfolgten Abzug Bertrand's und vieles Heergeräthes auf der Straße nach Weißenfels.

Sogleich veranlaßten die verbündeten Häupter auf dem Monarchenhügel eine Versammlung der Heerführer, um die Maaßregeln für den folgenden Tag zu berathen. Schwarzenberg und noch Andere waren der Ansicht, Napoleon werde die Schlacht am andern Tag erneuern, und wollten darnach die Anordnungen getroffen wissen. Kaiser Alexander aber und

Verfolgung abgelassen. Nur einige russische Corps wurden nach Kassel geschickt, um den König Jerôme, der nach seiner vorigen Vertreibung wieder in diese seine Residenz zurückgekehrt war, aufzuheben. Er floh jedoch nach Frankreich und das Königreich Westfalen wurde für aufgelöst erklärt.

Die Nordarmee hatte keinen Theil an der Verfolgung genommen. Der Kronprinz von Schweden zog zwar langsam bis Hannover, um dem Davoust den Weg nach Frankreich zu verlegen, wandte sich aber, gleich nach Holstein und Schleswig, um sich je eher, je lieber Norwegens zu versichern. Davoust aber zog sich nach Hamburg zurück. Ein Theil der andern verbündeten Heere, namentlich das Heer Bennigsen's war gleich theils zur Einschließung Dresdens, welches St. Cyr noch inne hatte, theils zur Einschließung der sämmtlichen Elbfestungen verwendet worden.

Das schlesische Heer unter Blücher, der bei Eisenach am Hörselberge noch mit Bertrand's Nachhut zusammengestoßen war und ihm einen Verlust beigebracht hatte, war schon bis gegen Fulda vorgerückt, als es von den Monarchen den Befehl erhielt, dem Kaiser Napoleon den Weg nach Wetzlar zu verlegen, weil man dachte, dieser werde, um dem Wrede auszuweichen, nicht den Weg nach Hanau nehmen. Als nun Blücher auf schwierigen Wegen Gießen erreichte, war Napoleon bei Hanau schon durchgebrochen: daher blieb Blücher bis auf weitere Befehle an der Lahn stehen.

Das böhmische Heer, bei dem sich die Monarchen befanden, war allmählig bis Thüringen gekommen, wo Kaiser Alexander sich eine Zeit lang zu Weimar bei seinen Verwandten aufhielt, und durch einen Agenten Napoleon's, Namens St. Aignan, der sich dort absichtlich hatte gefangen nehmen lassen, im Namen der Alliirten dem Kaiser Napoleon Frieden unter der Bedingung anbieten ließ, daß er sich mit der von den Franzosen sogenannten „natürlichen Gränze Frankreichs" (als welche man die Rheingränze gelten lassen wollte) begnüge; der Friede selbst solle auf einem Congreß in Mannheim formulirt werden. Napoleon gieng darauf ein; weil er sich aber zugleich durch neue Truppenaushebungen in Frankreich zum Kriege rüstete, so traute man ihm nicht und beschloß den Krieg bis zu seiner stärkern Demüthigung fortzusetzen.

Daher begannen wieder die Vorwärtsbewegungen. Blücher wurde nach Koblenz vorzurücken befehligt; Alexander und

Kaiser Franz kamen nach Frankfurt, und nachdem noch Bertrand von Hochheim vertrieben und der letzte Rest des fliehenden französischen Heeres den Rhein passirt hatte, war das ganze rechte Rheinufer vom Feinde befreit. Am Tage, da Napoleon über die Gränze gieng, erklärte Württemberg seinen Beitritt zur Sache der Verbündeten. Es beeilten sich nun auch die übrigen Rheinbundfürsten, gegen Gewährleistung ihres alten Besitzstandes zur Allianz zu treten. Auch die vertriebenen deutschen Fürsten von Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, Braunschweig, Hannover und Oldenburg erhielten ihre Länder wieder; nicht minder nahm Preußen alle seine verlornen Länder wieder in Besitz. Ueber Sachsen aber (dessen König als Kriegsgefangener angesehen und behandelt wurde), so wie über die Großherzogthümer Frankfurt und Berg und den District von Erfurt wurden einstweilen Generalgouverneure gesetzt.

Mit der unbedingten Zurückgabe aller jener Ländertheile an ihre vorigen fürstlichen und obrigkeitlichen Besitzer wurden die Erwartungen vieler Patrioten, die, dem frühern Aufruf von Kalisch gemäß, die Wiederherstellung eines deutschen Reiches hofften, nicht erfüllt. Denn einerseits lag ein größeres einheitliches Deutschland, auf welches Rußland weniger Einfluß hätte üben können, nicht in den Absichten Alexander's; anderseits erschien dem Fürsten Metternich, als dem Lenker der österreichischen Politik, der deutsch-nationale Aufschwung gefährlich. Um daher die besonders in Preußen lebendigen Einheitsbestrebungen zurückzudrängen, ja wirkungslos zu machen, begünstigte Oesterreich die rasche Wiederherstellung aller Fürsten in den zurückeroberten Ländern, und schränkte insbesondere die schon seit dem Frühjahr eingesetzte und unter die Leitung des Freiherrn von Stein gestellte Centralverwaltungsbehörde für Deutschland in ihrer Wirksamkeit möglichst ein. Denn in Uebereinstimmung mit Metternich betrachteten die wiederhergestellten Fürsten die Thätigkeit dieser Centralverwaltung als einen Eingriff in ihre, ihnen von Napoleon verschafften souverainen Rechte, so daß nur die oben zuletzt genannten, für den Augenblick noch herrenlosen Landestheile unter der unmittelbaren Verwaltung jener sogenannten Centralbehörde stunden, von der jene Generalgouverneure eingesetzt wurden.

Da vorauszusehen war, daß Napoleon sich bald wieder mit erneuter Macht erheben werde, so kam es vor Allem darauf an, zur Vermehrung der verbündeten Streitkräfte die auf jeden der ehemaligen Rheinbundstaaten treffenden Truppencontingente zu bestimmen.

Es wurde deßhalb eine eigene Commission unter dem Vorsitz des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg niedergesetzt, welche verordnete, daß von dem bisherigen Rheinbunde acht Armeecorps, zusammen aus 290000 M. (davon die Hälfte aus Landwehr) bestehend, aufgestellt und außer der Linie und Landwehr auch der Landsturm d. i. die allgemeine Volksbewaffnung organisirt werden solle. Nachdem über Eintheilung, Führung, Löhnung und Verpflegung dieser Truppen das Erforderliche angeordnet war, übertrug diese Commission die Ausführung dieser Anordnungen der oberwähnten Centralverwaltung. Dieser gelang es zwar in jedem jener Staaten die Linie und Landwehr, freilich unter vielen Hindernissen, zu Stande zu bringen; doch die Organisation der Volksbewaffnung konnte nicht durchgeführt werden, — so daß unter allen deutschen Staaten Preußen allein sich durch diese, auch in der Folge von ihm beibehaltene Institution auszeichnet.

Schon ehe sich die beiden großen Heere der Verbündeten, nämlich das sog. böhmische unter Schwarzenberg und das schlesische unter Blücher wieder näher dem Rheine zu gegen Frankreich bewegten, hatte Marschall St. Cyr in Dresden, nach einem mißglückten Versuche, sich nach Torgau durchzuschlagen, sich zu einer Capitulation (v. 11. Nov.) gezwungen gesehen. Der österreichische Feldherr Klenau gewährte sie in der Art, daß die französische Besatzung, 35000 M. an der Zahl, zwar für kriegsgefangen erklärt, aber in 6 Abtheilungen nach Frankreich geführt werden solle, wo sie 6 Monate lang nicht gegen die Verbündeten dienen und dann gegen eine gleiche Anzahl von den Franzosen gemachter Kriegsgefangener ausgewechselt werden sollten. Bereits war die Besatzung ausgezogen und unbewaffnet auf dem Marsch, als — die Nichtgenehmigung dieser Capitulation von Seiten des Fürsten Schwarzenberg eintraf; denn man fürchtete im Hauptquartier, Napoleon möchte diese starke Truppenzahl dennoch gegen die Verbündeten brauchen. Man stellte ihnen zwar frei, entweder in das ausgehungerte Dresden zurückzukehren, und sich dort ferner zu wehren, oder in Deutschland kriegsgefangen zu bleiben. St. Cyr wählte natürlich das letztere. — Ein gleiches Geschick traf Danzig, das der tapfere General Rapp so lange vertheidigt hatte. Von Hunger und Krankheit genöthigt, kapitulirte er unter ähnlichen Bedingungen (am 30. Dez.) und am 1. Jan. 1814 sollte die Stadt übergeben werden. Allein Kaiser Alexander genehmigte diese Bedingungen aus dem gleichen Grunde nicht. Da Rapp sich aber nicht mehr halten konnte,

so ergab er sich mit 15000 M., 10000 Kranken und 1300 Geschützen. Er selbst wurde nach Rußland in die Gefangenschaft geführt.

Gegen das Ende des Jahres ergaben sich Stettin und Torgau und in Polen Modlin und Zamoszk. Da aber das Beispiel Dresdens die übrigen französischen Commandanten (in Glogau, Magdeburg, Hamburg, Erfurt, Würzburg, Wesel und Mainz) von einer Capitulation zurückschreckte, so hielten sich diese Festungen noch bis zum Frieden.

Der Kronprinz von Schweden hatte, nach der Zurückziehung Davoust's auf Hamburg, die von dem Prinzen Friedrich von Hessen geführten Dänen gleich anfangs bis an die Eider zurückgedrängt, wo sie jedoch einige glückliche Gefechte (besonders bei Seestädt in Schleswig) gegen ihn bestanden. Da sich aber der König von Dänemark von allen europäischen Mächten verlassen sah, so gieng er am 15. Jan. 1814 den Frieden zu Kiel ein, worin er in die Abtretung Norwegens an Schweden willigte und sich mit Schwedisch-Pommern begnügte. Dazu tauschte er von Preußen die Insel Rügen gegen das Herzogthum Lauenburg ein.

---

7. Kapitel.

Napoleon's Vertheidigungskampf in Frankreich bis zu seinem Sturz.

1. Napoleon's erneuerte Rüstungen. Angriffsplan der Verbündeten: Bülow's Einrücken in Holland. Schwarzenberg's Zug durch die Schweiz in's Burgundi'che (Wellington's Sieg bei Vittoria; die Schlacht an den Pyrenäen). Der Congreß in Chatillon.

Schon vor der Leipziger Schlacht hatte Napoleon durch seine Gemahlin Marie Luise, in einer feierlichen Anrede derselben an den Senat, eine Truppenaushebung von 280000 M. vorschlagen lassen; allein diese Conscription hatte keinen rechten Fortgang gehabt, weil Jedermann in Frankreich einem fortgesetzten Kriege abgeneigt war. Als nun Napoleon, nach seiner Vertreibung aus Deutschland, am 9. Nov. nach Paris kam, befahl er sogleich eine neue Aushebung von 300000 M. Darin erkannten die Verbündeten ein Mißtrauen in ihre Friedensvorschläge: sie erklärten daher in einem Manifest, daß sie keineswegs gegen Frankreich, sondern bloß gegen

Napoleon's staatenbedrückende Uebermacht Krieg führten; sie wollten nicht etwa Frankreich verringern, sie wünschten vielmehr, „daß Frankreich groß, stark und glücklich sey, weil die französische Macht groß und stark eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatengebäudes sey: es solle einen größern Umfang haben, als es unter seinen Königen gehabt; allein es dürfe künftig nicht die Freiheit anderer Staaten beeinträchtigen, sondern müsse sich einem wohlbemessenen Gleichgewicht der Mächte fügen.

Hierin war das russische und österreichische Kabinet einig. England aber wollte jedenfalls die Niederlande von Frankreich wieder getrennt wissen. Die Preußen, die so unerhörte Anstrengungen für Deutschlands Befreiung gemacht hatten, hätten eine größere Schwächung Frankreichs lieber gesehen; viele deutsche Patrioten, denen die Wiederaufrichtung eines deutschen Reiches am Herzen lag, dachten schon an die Wiedereroberung der rheinischen Kurfürstenthümer, ja selbst an die Rückgabe Lothringens und des Elsasses. Blücher vor Allen drang auf ein rasches Eindringen in Frankreich und Vorgehen auf Paris, ehe Napoleon Zeit gewonnen hätte, seine großen Rüstungen zu vollenden. Seine diplomatischen Gegner aber spotteten über ihn und nannten ihn einen „tollen Stürmer, wilden Spieler und verwegenen Husarengeneral." Auch das preußische Ministerium Hardenberg, dem gleichfalls das Feuer nationaler Begeisterung Sorgen machte, stimmte den beiden östlichen Kabinetten dahin bei, daß man Frankreichs Gränzen bis an den Rhein gelten lassen müsse; nur darin stimmte man Blüchern gegen die Stimme des Kronprinzen von Schweden bei, daß man Napoleon in Frankreich selbst bekämpfen und daher den Rhein überschreiten müsse. — Solcher Schwäche gegenüber fühlte sich Napoleon noch stark und wirklich war er es allein in Frankreich, der noch Muth und Stolz genug besaß, sich nicht unbedingt der Discretion seiner Feinde zu ergeben.

„Nationen, sagte er im Senat, unterhandeln nur dann mit Sicherheit, wann sie ihre ganze Macht entwickeln." Als darauf zwei Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, Lainé und Renouard, freimüthig erklärten, daß die Friedensanträge der Verbündeten vernünftig und billig seyen, daß es wahnsinnig wäre, noch länger fortzukämpfen und Frankreichs Jugend zwecklos hinzuopfern; ja als Lainé sogar constitutionelle Ideen vorbrachte und der gesetzgebende Körper den Druck

Kronprinzen von Schweden, Wrede und Giulay zugesandte Verstärkung an sich ziehen und die ihm von Napoleon bei La Rothière angebotene Schlacht (am 1. Febr.) annehmen, in der Napoleon in seinem Centrum und auf seinem linken Flügel so bedeutenden Nachtheil erlitt, daß er am andern Tag die Schlacht nicht erneuerte, sondern, von den Bayern und Württembergern verfolgt, zurückwich und dadurch den Verbündeten die Champagne öffnete. Zwei Tage darauf besiegte York den Macdonald und nahm Chalons weg.

Nach diesen Siegen hielten Schwarzenberg und die Monarchen eine Zusammenkunft mit Blücher in Brienne, um die weitern Unternehmungen zu besprechen. Auch hier wurde Blücher, der auf einem raschen und zwar vereinigten Vordringen auf Paris bestand, wieder überstimmt und für den Zug nach Paris eine abermalige Trennung der Hauptheere beschlossen, weil allerdings der Unterhalt so großer Massen auf Einem Terrain schwierig war. Diese Trennung aber konnte Napoleon nur erwünscht seyn; und hatte er kurz vorher bei jenem Friedenscongreß in Chatillon seine Forderungen herabgestimmt, so spannte er sie jetzt gleich wieder höher.

Denn nun warf sich Napoleon, ohne auf das langsame auf Umwegen ziehende Schwarzenbergische Heer viel zu achten, auf das an der Marne abwärts ziehende Heer Blücher's, und da dieses unbegreiflicher Weise in vier getrennten Abtheilungen dahinzog, so wurde jedes dieser vier Corps einzeln von Napoleon's Uebermacht geschlagen, und zwar das erste unter Olsuwief bei Chapeaubert von Napoleon selbst, das zweite unter Sacken bei Montmirail, das dritte unter York bei Chateau-Thierry und das vierte unter Blücher selbst bei Vauxchamps, so daß York und Blücher nur durch die heldenmüthige, aufopfernde Tapferkeit der Preußen (unter Kleist und Ziethen) von dem Untergang gerettet wurden, die ganze schlesische Armee aber große Verluste erlitt.

Vom strategischen Standpunct erfuhr und verdiente Blücher allerdings starken Tadel; dennoch hatten diese Unglückstage in der Champagne keine entmuthigende Wirkung auf das Heer, vielmehr trieben sie dasselbe zu erneuten Anstrengungen.

Blücher selbst sagte während des Kampfs zu Gneisenau: „Wenn ich nicht heute umkomme: so ist mir ein langes Leben beschieden; ich hoffe aber, in der Zukunft alles wieder gut zu machen." — Auch führten diese Verluste den Vortheil mit sich, daß sie einen faulen und schlechten Frieden verhinderten: denn wäre Blücher ohne Aufenthalt gegen Paris vorgedrungen, so hätte Napoleon vielleicht die ihm in Chatillon angebotenen Friedensbedingungen, worin ihm Frankreich mit den Gränzen von 1792 gewährt werden sollte, angenommen und alle bisherigen Anstrengungen der Verbündeten, Napoleon's Macht unschädlich zu machen, wären vergebens gewesen. — Zunächst freilich war das geschlagene Heer übel daran: bisher hatte es auf Blücher's Befehl Plünderung und Unordnung gemieden; nun aber trieb der Mangel an Unterhalt und an gehöriger Bekleidung die Einzelnen zu Gewaltthätigkeiten auf dem Lande, weßhalb sich die Franzosen in den Dörfern gegen sie zusammenschaarten. Ueberhaupt fieng nun das französische Volk, durch Napoleon's scheinbar wiederkehrendes Glück ermuthigt, in größerer Zahl an, wieder die Waffen für ihn zu ergreifen.

Hierauf wandte sich Napoleon gegen das schwarzenbergische Heer und griff zunächst den Kronprinzen von Württemberg an, der aber die Seinebrücke so lange tapfer vertheidigte, bis Schwarzenberg den Rückzug über Troyes nehmen und dem Napoleon ausweichen konnte. Triumphirend zog Napoleon in Troyes ein und schlug den Antrag der Verbündeten auf einen Waffenstillstand und daraus folgenden Frieden aus: „denn (ließ er seinem Unterhändler Coulaincourt sagen) ich bin jetzt Mainz wieder näher als Paris!"

Obgleich Blücher von Schwarzenberg den Befehl erhalten hatte, sich auch zurückzuziehen, so that er es doch nicht und hatte dabei seinen König auf der Seite, auf den die so eben eingegangene Nachricht, daß die Russen Lust hätten, das eroberte Danzig zu behalten, einen üblen Eindruck gemacht hatte. Um den König zu begütigen, gaben die andern Monarchen nach und gestatteten dem Blücher, sich mit dem aus Belgien heranrückenden Bülow zu verstärken und wieder angriffsweise zu verfahren. Auch Schwarzenberg erhielt die Weisung, seinen Rückzug einzustellen, und als es ihm gelang, die ihn beobachtenden Marschälle Oudinot und Macdonald bei Bar sur Aube zurückzuschlagen, erneuerten die drei Monarchen zu Chaumont ihren Bundesvertrag.

Vergebens hatte Napoleon die Vereinigung Bülow's und

Blücher's zu verhindern gesucht, nach deren Vollzug das Blüchersche Heer über 100000 M. betrug. Dennoch ließ es Napoleon, der nur 60000 M. hatte, zur Schlacht bei Laon kommen, welche am ersten Tag (am 8. März) unentschieden blieb, in der darauffolgenden Nacht aber durch die Tapferkeit der Preußen unter York und Kleist sich in der Niederlage des rechten Flügels (unter Marmont) für die Verbündeten entschied. Dennoch blieb Napoleon noch den ganzen folgenden Tag stehen und zog dann erst ab, um sich wieder gegen Schwarzenberg zu wenden.

Blücher, damals an den Augen leidend, hatte die Leitung dieser Schlacht an Gneisenau übergeben. Dieser wagte nach derselben weder die Verfolgung Marmonts, noch einen neuen Angriff auf Napoleon, weil er die Preußen schonen wollte, unter denen ohnedieß der Argwohn bestand, daß Oesterreich und Rußland absichtlich die Preußen immer vorschöben, um sie in diesen Kämpfen sich aufreiben zu lassen.

3. Schwarzenberg bei Arcis sur Aube. Napoleon's vergeblicher Operationsversuch im Rücken des Feindes. Zug der Verbündeten nach Paris. Marmont's Capitulation. Einzug der Verbündeten in Paris. Absetzung Napoleon's. Seine Verweisung nach Elba. Abschied von seiner Garde.

Weil nun Napoleon einen Aufruf an das französische Volk erließ, wodurch er es zu einer Erhebung hinter dem Rücken der Verbündeten und diese dadurch zum Rückzug an den Rhein bewegen wollte, und weil er auch zu gleicher Zeit seine Forderungen zu Chatillon unsinnig hoch spannte, so brachen die Verbündeten endlich die Friedensunterhandlungen mit ihm gänzlich ab und ertheilten dem Fürsten Schwarzenberg den Befehl, den Angriff wieder aufzunehmen. Dieser fand bei Arcis für Aube statt; doch brach Napoleon, als er merkte, daß er einen so großen Theil von Schwarzenbergs Heere vor sich habe, die Schlacht schnell ab, und faßte den Gedanken, sich in den Rücken des Feindes zu werfen und ihn so nach dem Rhein zu locken.

Allein Kaiser Franz, der im Rücken der Verbündeten zu Dijon zurückgeblieben war, um die Verbindung mit Italien offen zu erhalten, hatte unterdessen durch Bubna den Augereau verhindert, sich dorthin zu werfen, und als vollends Lyon von Bubna und

Bordeaux von Wellington eingenommen wurde, so war von Napoleon's vorerwähntem Plane nichts zu fürchten. Dennoch trugen die Monarchen noch Bedenken, bis endlich Blücher's abermals hineingeworfenes Wort „Nach Paris!" Alles mit fortriß. Nun faßten auch alle drei Monarchen, Alexander voran, den Entschluß, ohne weiteres Säumen nach Paris zu ziehen, wo Alles der napoleonischen Herrschaft überdrüssig und überdieß nur eine geringe Besatzung war.

Auf dem Zuge dahin wurden Mortier und Macdonald bei Fère-Champenoise geschlagen, Pactod's und Amey's Divisionen vernichtet; und nachdem man eine Heeresabtheilung unter Sacken und Wrede bei Meaux gelassen hatte, um Napoleon bei etwaigem Nachrücken aufzuhalten, erschien das große Heer der Verbündeten am 30. März vor Paris.

Die Bestürzung der unbefestigten und schlechtverwahrten Hauptstadt, in die sich auch alles Landvolk aus der Nähe geflüchtet hatte, war groß. Marie Luise mit ihrem Sohne, dem König von Rom, für solchen Fall von ihrem Gewahl angewiesen, verließ sogleich die Stadt und begab sich hinter die Loire nach Blois; König Joseph, der als Statthalter mit der Vertheidigung von Paris beauftragt war, erschrack bei der Annäherung der vom Montmartre aus erblickten Blücherschen Husaren und verließ gleichfalls Paris, um sich zu der vom Kaiser für solchen Fall eingesetzten Regentschaft nach Blois zu begeben. Auch die anwesenden Großwürdenträger entflohen, und nur der schlaue Talleyrand, der mitzufliehen sich den Schein gab, kehrte gleich wieder in die Stadt zurück: denn er hatte bisher heimlich mit den Verbündeten verkehrt und hoffte mit Grund, sich ihnen unentbehrlich zu machen.

Nur Mortier und Macdonald, die sich mit dem Rest ihrer geschlagenen Truppen nach Paris geflüchtet hatten, vertheidigten mit 15000 M. und in Gemeinschaft mit den polytechnischen Schülern eine Zeit lang ernstlich die Stadt. Als aber das Heer der Verbündeten bereits in die Vorstädte von Paris eindrang, capitulirte Marmont, von Joseph dazu beauftragt, am Abend des 30. März, und am 31. Morgens 10 Uhr hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm mit ihren Feldmarschällen

und Generalen an der Spitze ihrer Armeen den Einzug in die Hauptstadt Frankreichs.

Bei dem Sturm auf Paris hatte Schwarzenberg seine Angriffsstellung vornen, Blücher auf der Nordseite. Da Paris an Einem Tage genommen werden sollte, so wurden die auserlesensten Truppen, darunter die preußischen und russischen Leibgarden, zum Sturm beordert. Den Befehl dazu aber erhielt Blücher, weil der Adjutant sich verirrt hatte, zwei Stunden zu spät, so daß der Sturm schon im Gang war und nun der alte, noch dazu augenkranke Held doppelt eilte, um bei der Einnahme nicht zu fehlen. — Unzufrieden mit der Kapitulationsunterhandlung, hätte er lieber gesehen, wenn man „das Nest" (Paris) zusammengeschossen hätte. Wirklich erstürmte das auch unter ihm stehende, durch seine Tapferkeit allgemein berühmte Corps Langeron's während der Unterhandlungen den Montmartre, und Blücher ließ eben 84 Kanonen auf diesem Berge aufpflanzen, als der Kapitulationsabschluß allgemein bekannt und in diesem zugleich der Stadt die größte Schonung zugesagt wurde. Die Rücksicht auf die Pariser gieng so weit, daß man ihnen den Anblick der durch die Strapatzen des Sturms in der Kleidung und äußern Schönheit etwas herabgekommenen Truppen ersparen wollte, um die Besetzung der Stadt nicht als eine feindliche Eroberung erscheinen zu lassen. Und so erhielten sowohl die Tapfern Langeron's, als auch das tapfere York'sche Corps die Erlaubniß, in Paris mit einzuziehen, nicht. — In der Nacht wurden von den beiden Monarchen und ihren Diplomaten (Nesselrode Metternich, Castlereagh) im Hause Talleyrand's, wo Alexander sein Absteigequartier genommen hatte, die Grundsätze festgestellt, nach welchen man Frankreich den Frieden gewähren wollte. An dem im frühern Manifest ausgesprochenen Versprechen, Frankreich solle immerhin noch größer bleiben, als es unter den Königen war, wollte man festhalten. In Betreff der Regierung Frankreichs wollten einige Stimmen, man solle, um Oesterreich's willen, die Regentschaft Marie Luisens anerkennen; anderntheils aber hätte England schon den Bourbonen Hoffnung gemacht, und auch Talleyrand war für sie, weil er hoffen konnte, sich ihrer Regierung unentbehrlich zu machen. Dem Vorschlage Talleyrand's für eine constitutionelle Regierung stimmten England und Kaiser Alexander bei, jenes, weil es in einer Constitution mehr Garantie für sich erblickte, dieser, weil er schon früher den liberalen Ideen zugeneigt gewesen war. Doch wollte man das Nähere von den weitern Unterhandlungen mit den Bourbonen abhängig machen.

Der Einzug geschah unter den lebhaftesten Begrüßungen des Volks, die sich zuletzt in Jubel verwandelten und mit dem Hochruf für die Bourbonen untermischt waren. Ein Gegenstand bewundern-

der Neugierde war Blücher, dem zu Ehren nachher viele Pariser — Blüchermützen trugen. (Seiner Krankheit wegen legte er am andern Tage seinen Oberbefehl nieder, den dann Barklay de Tolly erhielt.)

Noch an demselben Tage erließ Alexander im Namen der Verbündeten ein Manifest, worin erklärt wurde, Napoleon habe zu regieren aufgehört und der Senat sey beauftragt, eine provisorische Regierung zu ernennen. Am folgenden Tag, den 1. April, erklärte der unterdeß von Talleyrand bearbeitete Senat die Absetzung Napoleon's, sprach sich für die Rückkehr der Bourbonen aus und bestellte bis zur Ankunft Ludwig's XVIII (des ältesten Bruders Ludwigs XVI) eine provisorische Regierung aus vier Mitgliedern, darunter Talleyrand oben an.

Sogleich sah man in der Umgebung der Monarchen Royalisten mit der weißen Kokarde, der bald die Tricolore auch in der Nationalgarde wich. — Alles wetteiferte in Paris, den hohen Gästen, insbesondere dem Kaiser Alexander, durch Feste aller Art „den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen." Und Alexander war nicht unempfänglich für die schmeichelnden Ehrenbezeugungen und Insinuationen der Pariser Welt, durch die er sich für Frankreich günstiger stimmen ließ, als es das allgemeine europäische Interesse, namentlich das deutsche, heischte. Alle hohen Beamten überboten sich in Ergebenheitsadressen, ein Jeder, um sich seine Würden und Einkünfte zu erhalten, so daß man aus dem großen und schnellen Abfall der Franzosen deutlich entnehmen konnte, daß das zwischen ihm und dem Volke bestandene Band kein naturgemäßes, sondern nur ein künstliches, bloß auf dem Interesse des Ruhms und Eigennutzes beruhendes gewesen war.

Inzwischen hatte sich Napoleon, nachdem er, auf seiner Richtung nach dem Rheine zu, inne geworden war, daß er in der Luft stehe, in Eilmärschen nach Paris gewendet und, von Troyes aus, seiner Armee vorauseilend, über Fontainebleau ganz in die Nähe von Paris begeben, um durch Coulaincourt die Capitulation zu hintertreiben. Da aber dieser mit der Nachricht zurückkam, daß es zu spät sey und nur seine Abdankung vielleicht noch den Thron für seinen Sohn retten könne, ließ er, nach Fontainebleau zurückgekehrt, seine Truppen sich sammeln und muthete ihnen einen Angriff auf Paris zu! Die jüngern Generale und Offiziere bezeugten Lust, aber die älteren, welche klar erkannten, daß es mit Napoleon's Macht aus sey, und sich die Interessen ihrer Zukunft

wahren wollten, riethen ihm zur freiwilligen Abdankung zu Gunsten seines Sohnes. Nun gab er nach, schickte am 4. April den Ney mit dieser Erklärung an den Kaiser Alexander. Wirklich wurde dieser zwischen ihm und den Bourbonen schwankend. Als jedoch, einem geheimen Vertrage mit Marmont zufolge, ein Theil von Napoleon's Heer (unter Souham) sich plötzlich von Napoleon trennte, und folglich von diesem nichts Ernstes mehr zu befürchten war, so erhielt Napoleon die Antwort, daß man sich in keine Unterhandlung mehr mit ihm einlassen werde: er müsse unbedingt für sich und seine Familie abdanken. Noch einmal dachte er an Widerstand, aber das tiefe Schweigen der ihn noch umgebenden Marschälle brach ihm den Muth: da setzte er sich hin und schrieb eine neue Abdankung, und zwar eine unbedingte für sich und seine Nachkommen in Bezug auf Frankreich und Italien (am 6. April).

Da der Kaiser von Oesterreich aus Achtung vor den legitimen Ansprüchen der Bourbonen nicht auf dem Vortheil seiner Tochter und ihres Sohnes bestand, so beließen die andern Verbündeten in Rücksicht auf diese seine Selbstverläugnung dem Napoleon den Kaisertitel und sicherten ihm den Besitz der kleinen italienischen Insel Elba mit 2 Mill. Fr. jährlicher Einkünfte zu; seine Gemahlin erhielt Parma mit Piacenza und Guastalla als ein Großherzogthum; seine übrigen Verwandten durften nebst dem Prinzentitel nicht nur alle ihre Güter behalten, sondern erhielten noch dritthalb Mill. Fr. Einkünfte; Josephine bekam 1 Mill. besonders (sie starb aber schon in jenem Jahre); der Vicekönig Eugen, als Schwiegersohn des Königs von Bayern, erhielt die Anwartschaft auf ein mediatisirtes Fürstenthum (außer Frankreich) als Entschädigung für das zuletzt von ihm besessene Großherzogthum Frankfurt. Am 20. April verließ Napoleon Fontainebleau und am 4. Mai betrat er den Boden seiner neuen Herrschaft, — der Riesengeist, der einer Welt geboten, eine Handfläche Landes, die er in wenigen Stunden durcheilen konnte.

Als er in Fontainebleau seine Angelegenheiten geordnet hatte, verließen ihn seine Marschälle, die er so groß gemacht hatte, einer nach dem andern, ohne Abschied von ihm zu nehmen, — selbst Berthier und Ney. — Nur

der edle Macdonald hielt aus, bis ihn Napoleon selbst mit Rührung aufforderte, sich, wie die andern, der neuen Regierung zu unterwerfen. Ehe er abreis'te, nahm er von seiner alten Garde (die auch geblieben war, indeß seine übrigen Truppen auseinander gegangen waren) in einer ergreifenden Rede Abschied, der die alten Grenadiere so rührte, daß sie weinten; dann küßte er ihren Adler, umarmte ihren General und stieg, nur von Bertrand und zwei andern Getreuen begleitet, in den Wagen, welcher ihn, unter dem schützenden Geleite der ihm von den Verbündeten beigegebenen Commissäre durch das südliche Frankreich nach dem Hafen brachte, in welchem ihn ein englisches Schiff aufnahm, um ihn nach der Insel Elba überzuführen.

---

8. Kapitel.

Der erste Pariser Friede und der Wiener Congreß.

1. Restauration der Bourbonen. Einzug Ludwig's XVIII in Paris. (Die neue Charte). Der erste Pariser Friede. Dessen Bestimmungen in Bezug auf Belgien und Holland, Preußen, Spanien, Oesterreich. Besuch der Monarchen in London.

An demselben 4. Mai hielt Ludwig XVIII — nachdem er sich in einem Vertrag mit den Verbündeten zur Herausgabe aller noch in den Niederlanden, in Deutschland, Italien und Spanien von den Franzosen besetzten (52) Festungen verpflichtet hatte, seinen feierlichen Einzug in Paris und in die Residenz seiner Ahnen.

Schon am ersten Ostertag war auf dem Platze, da 20 Jahre vorher das Haupt Ludwig's XVI unter dem rohen Freudengeschrei einer blutgierigen Mördermenge gefallen war, an einem auf der verhängnißvollen Stätte erbauten Altare im Beiseyn der Monarchen und ihrer Heere ein Hochamt gehalten und dadurch den Franzosen „der Gedanke an die Seele gelegt worden, daß fremde Völker —, die an der verübten Blutthat keinen Theil hatten, nach Paris kommen mußten, um statt ihrer den Sühnact zu feiern.“ Weit entfernt, die absolute Herrschaft seiner Vorfahren wieder herstellen zu wollen, war er vielmehr geneigt, in constitutionelle Ideen einzugehen.

Doch der von Talleyrand mit dem Senate in Eile entworfenen Constitution, worin dem Könige die Krone nicht nach altem eignen Recht, sondern durch den Volkswillen zugestanden wurde und der Stand der Senatoren, unter denen sich noch zehn Königsmörder befanden, erblich bleiben sollte, versagte Ludwig XVIII von vorne herein seine Genehmigung, versprach aber bis zum 10. Juni eine den Bedürfnissen Frankreichs angemessene Constitution dem Senate und Gesetzgebungskörper vorzulegen. Er hielt Wort, und schon am 4. Juni wurde die von ihm gegebene neue Charte eingeführt.

Diese Charte Ludwig's XVIII. wahrte allerdings das legitime Recht des Königs; im Uebrigen aber glich sie der von seinem unglücklichen Bruder am 23. Juni 1789 den Ständen vorgelegten Charte, indem sie die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt dem Könige und den beiden Kammern gemeinschaftlich übertrug, die Erhebung aller Abgaben von der Bewilligung der Stände abhängig machte, für die Grundsteuer insbesondere eine jährliche Bewilligung verlangte, daher den König verpflichtete, die Kammern jedes Jahr zu berufen, wiewohl sie ihm das Recht vorbehielt, die Kammern aufzulösen, jedoch unter der Bedingung, daß er binnen drei Monaten entweder dieselbe Kammer oder eine neue einberufe. — Daß diese Charte noch viel vom Stempel der Revolution an sich trug und dem französischen Character nicht völlig angemessen war, sollte erst eine weitere bittere Erfahrung lehren.

Am 30. Mai wurde sodann in förmlicher Weise der erste Pariser Friede geschlossen, in welchem Frankreich auf die Gränzen vom 1. Jan. 1792 zurückgeführt und ihm noch eine Gebietsvermehrung nicht nur mit den ehemals zum Kirchenstaat gehörigen Grafschaften Avignon und Venaissin, sondern auch mit 150 Q. M. in Savoyen und am Oberrhein zugestanden wurde.

Der Pariser Friede, der den Franzosen auch alle an England verlorne Colonieen (mit Ausnahme der Inseln Tabago, St. Lucie und Isle de France) zurückgab, erließ ihnen noch überdieß jede Geldentschädigung für die vielen von ihnen den Völkern auferlegten Contributionen, so wie jeden Ersatz für die sonstigen ungeheuern Opfer; er bestimmte nichts über die Zurückgabe der geraubten Kunstwerke, von der man nachher aus Nachgiebigkeit ganz abstand (nur Preußen nahm die von Na=

poleon dem Brandenburger Thor zu Berlin zur Kränkung Preußens hinweggeführte Siegesgöttin wieder zurück); — ja die Großmuth der Sieger vergab sich in diesem Frieden gegen Frankreich sogar so viel, daß man die Schulden, die ehemals auf den an Frankreich abgetretenen Provinzen gehaftet hatten, und die von Frankreich übernommen worden waren, „durch Ankauf des Capitalbetrags der Renten" zu lösen sich anheischig machte. Auch die rechtsgültigen Forderungen von Privaten fanden in diesem Frieden keine Berücksichtigung.

Kein Wunder, daß man besonders in Deutschland und namentlich in Preußen, wo man die meisten Opfer gebracht hatte, mit diesem Frieden nicht zufrieden war, ja daß selbst die Gemäßigten, welche wenigstens das Sprachgebiet Deutschlands und die Gränzfestungen Straßburg, Landau und Hüningen an Deutschland hätten mögen zurückfallen sehen, sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen.

Anderseits fand dieser Friede selbst bei den Franzosen, denen er so große Vergünstigungen einräumte, nicht die erwartete dankbare Anerkennung. Ihr Nationalstolz sah in den großen Concessionen der Verbündeten eine Art Furcht derselben vor der französischen Nationalgröße, und besonders ließen sich die vielen „Großen," die in den eroberten und nun wieder verlorenen Gebieten ihre Dotationen einbüßten, und die noch größere Zahl der „Kleinen," die in jenen Gebieten ihre bisherigen Stellen verloren, klagend vernehmen, daß man französischer Seits sich zu stark habe reduciren lassen!

In Deutschland stellte der Pariser Friede anstatt der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs einen Staatenbund in Aussicht, dessen nähere Einrichtung auf einem deutschen Congresse angeordnet werden sollte. Preußen erhielt seine Länder jenseits der Elbe wieder und die Anwartschaft auf die Rheinlande, dazu den Wiederbesitz von Neufchatel.

Für Holland wurde eine selbständige Regierung unter der oranischen Dynastie und eine Vergrößerung mit belgischen Gebietstheilen —; für die Schweiz die Unabhängigkeit und die Rückgabe des Genfer und Walliser Gebietes bedingt.

Mit dem Eintritt des Pariser Friedens kehrte auch die Ruhe in Spanien und Italien zurück.

In Spanien hatte auf die Nachricht von der Wendung der Dinge in Paris, Marschall Suchet in Catalonien am 18. Apr. einen Waffenstillstand geschlossen, nachdem Tags zuvor Soult, der am 10. April bei Toulouse von Wellington geschlagen worden war, gleichfalls einen Waffenstillstand eingegangen war. Und nun wurde Ferdinand VII allgemein anerkannt. Er löste sogleich die bisherigen Cortes als usurpatorische auf und versprach die Einberufung der alten, rechtmäßigen Cortes, hielt aber in der Folge (XXVIII. 3, 1.) sein Wort nicht, sondern regierte mit absoluter Willkühr, die späterhin Thron und Volk in neues Verderben stürzte.

In Italien hatte Vicekönig Eugen den ganzen Winter hindurch die Lombardei und Mailand gegen die Oesterreicher unter Bellegarde behauptet, als plötzlich der wankelmüthige Murat, gelockt durch ein ihm von Oesterreich angetragenes Bündniß, ihm den Krieg erklärte und mit 22000 M. von Neapel aus an den Po rückte. Dort aber blieb er unthätig stehen, weil ihn ein Theil der Carbonari, d. i. der liberalen italienischen Partei für ihr Streben nach Italiens Einheit und Selbständigkeit mit der Aussicht gewann, an die Spitze von ganz Italien berufen zu werden, während eine andere Carbonaripartei den Vicekönig dazu für geeigneter hielt. Indem Murat durch diese Intriguen die Oesterreicher täuschte, erfolgte der Umschwung in Paris, der den Vicekönig bestimmte, nach einer Uebereinkunft mit Bellegarde Italien zu räumen und durch Tyrol nach Bayern zu gehen. Darauf hielt es Murat für räthlich, wieder nach Neapel zurückzukehren, froh, sich, wenn auch nicht von den übrigen Mächten, doch von Oesterreich anerkannt zu wissen. Und um Oesterreichs willen gewährte man ihm Schonung.

Oesterreich nahm hierauf die Lombardei und Mailand (in welcher Stadt sich bereits das Volk gegen die Franzosen erhoben hatte) in Besitz; auch Illyrien mit Dalmatien und die Republik Venedig wurden an Oesterreich überlassen, als Entschädigung für die Niederlande und seine ehemaligen oberschwäbischen Besitzun-

gen. Aus der Lombardei und Venedig bildete es das lombardisch-venetianische Königreich.

Piemont wurde dem König von Sardinien, Victor Emanuel (des resignirten und 1802 gestorbenen Karl Emanuel Bruder) zurückgegeben, der am 20. Mai in Turin einzog. — Nach Florenz (Toscana) kehrte der Erzherzog Ferdinand (Bruder des Kaisers Franz) zurück, der seit seiner Vertreibung zuerst Kurfürst von Salzburg, nachher Großherzog von Würzburg gewesen war. — Modena bekam den Erzherzog Franz IV, der durch seine Mutter Erbe des Hauses Este war, und sich nun Modena-Este nannte. — Für Parma, das Marie Luise (mit Beibehaltung des kaiserlichen Titels) bekam, wurde Don Carlos, der Sohn des ehemaligen Königs von Etrurien aus dem bourbonischen Hause, mit Lucca entschädigt, welches er aber (nach einer spätern Bestimmung) wenn Parma nach Marie Luisen's Ableben an ihn wieder zurückfallen würde, an Toscana abtreten sollte. — Genua bekam seine republikanische Verfassung wieder, mußte sich aber vorläufig noch englische Schutzherrschaft und eine Besatzung von 9000 Engländern unter Lord Bentink gefallen lassen. — Den Kirchenstaat durfte Pius VII wieder in vollen Besitz nehmen und somit die Leitung der römischen Kirche auf dem ganzen Erdboden wieder antreten, wozu er die Rückführung des Jesuitenordens im ganzen Kirchengebiet, sowie die Herstellung aller übrigen geistlichen Orden für den Kirchenstaat aussprach.

Bevor die Monarchen und ihre Feldherren und Diplomaten die Rückkehr in ihre Staaten antraten, machten sie (mit Ausnahme des Kaisers Franz, der durch die Schweiz über Mailand und Tyrol nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, um die Vorbereitungen zu dem daselbst zu haltenden Congresse zu machen) auf Einladung des englischen Prinz-Regenten einen Besuch in London, und empfiengen dort die dankbaren Huldigungen des englischen Volks, das sich mit seinen Ministern bemühte, in seinen Ehrenbezeugungen zugleich seine Macht und seinen Reichthum an den Tag zu legen. Ein besonderer Gegenstand der Verehrung des englischen Volks war der kurz zuvor von seinem Könige zum Fürsten von der Wahlstadt erhobene Heldengreis Blücher, der sich der vielen Ehren, die ihm das Volk auf den Straßen und die Frauenwelt in den Salons erwies, kaum erwehren konnte. Der Besuch dauerte vom 7. bis 20. Juni, und verschaffte den englischen Diplomaten manchen verborgenen Sieg, davon die eine und die andere

continentale Macht, besonders aber Preußen bald die Folgen spüren sollte! — Als König Friedrich Wilhelm, nachdem er auch einen Besuch in Neufchatel gemacht hatte, am 7. Aug. in sein Berlin zurückkehrte, empfieng ihn großer Jubel, und Alles freute sich, daß er noch vor dem Eintritt in sein Schloß mit seinen Kriegern einem feierlichen Dank-Gottesdienst unter freiem Himmel anwohnte. — Auch Kaiser Franz wurde von den Wienern mit dem lautesten Jubel begrüßt und zog zuerst zum Dankgebet in die St. Stephanskirche, ehe er seine Hofburg betrat.

2. Der Wiener Congreß. Kein deutsches Reich. Der Mächte-Ausschuß. Chaos der Interessen Drohendes Zerwürfniß. Verhandlungen über Polen auf Kosten Preußens. Das neue Königreich Polen an Rußland. Theilung Sachsens. Das neue Königreich der Niederlande. Sardinien. Neue Ordnung der Schweiz.

Was in Bezug auf die europäischen Staatenverhältnisse im Pariser Frieden nicht im Einzelnen hatte festgesetzt werden können, das sollte nun auf dem großen Congreß in Wien durch gemeinsame Berathung in's Reine gebracht werden. Obgleich derselbe schon im Juli hatte eröffnet werden sollen, so verzögerten sich die Vorbereitungen dazu doch so, daß erst gegen Ende Septembers der Einzug der Monarchen Rußland's und Preußen's in Wien Statt hatte, wo außer ihnen und dem Kaiser Franz noch die Könige von Dänemark, Bayern und Württemberg und von den übrigen europäischen Staaten die bevollmächtigten Minister und Gesandten zusammenkamen. Es war diese Versammlung so hoher Häupter und Staatsmänner die glänzendste, die je, auch die Zeiten des ehemaligen römisch-deutschen Reichs nicht ausgenommen, in Deutschland gehalten worden war.

Während die Fürsten und sonstigen vornehmen Gäste mit ihren Gemahlinnen sich in einem fortwährenden Zauberkreise von Festen und Vergnügungen bewegten, die von der großartigsten Gastfreundlichkeit des Kaisers Franz zeugten, beriethen sich dazwischen die Minister und andern Diplomaten in verschiedenen, je nach den Berathungsgegenständen abgetrennten Sitzungen über die Art und Weise, wie die durch die französische Revolution und die napoleonische Herrschaft verschobenen Besitz- und Territorialverhältnisse in ein neues, den Umständen angemessenes Gleichgewicht könnten gesetzt werden.

Daß nun eine jede von den großen und kleinen Mächten theils mit alten Ansprüchen und wohlerworbenen Rechtstiteln, theils mit neuen Anforderungen und Begehrungen hervortreten würde, war vorauszusehen; ebenso, daß nicht alle gleichmäßig befriedigt werden könnten, vielmehr nicht wenige mit ihren übertriebenen oder völlig unbegründeten Wünschen würden zurückgewiesen werden müssen. Aber daß es dabei zu einem solchen Chaos von Verwicklungen und aufeinanderstoßenden Interessen kommen werde, hatte man sich nicht gedacht.

Da man Frankreich im Pariser Frieden so gnädig behandelt und ihm noch ein so großes Gebiet gelassen hatte, so hielten noch viele Deutsche es nur für gerecht, wenn man das von Frankreich so zerschlagene und zerrüttete Deutschland durch Herstellung seiner ehemaligen Macht und Ehre in Einem großen, nach Innen und Außen starken Reichskörper wieder ergänzen und aufrichten würde, wie es in den österreichischen Erklärungen von 1809 und zuletzt in den (freilich bloß von — Kutusow unterzeichneten) Zusagen von Kalisch verheißen worden war. Allein Kaiser Franz, von Metternich unterstützt, weigerte sich fest, die deutsche Kaiserkrone wieder anzunehmen, indem er darin für seine Hauskrone „mehr eine Gefahr, als einen Vortheil" erblickte, zumal er wohl erwog, daß Preußen und Bayern sich einem Kaiser nicht mehr unterwerfen würden.

Da besonders auch Rußland und England in einem mächtigen deutschen Reiche keinen Vortheil für sich sahen, so kam die Idee der Wiederherstellung desselben im Congreß gar nicht auf die Tagesordnung, sondern es handelte sich nur darum, wie Deutschland zu einem Bund unabhängiger Staaten umzuschaffen sey.

Um die Verhandlungen über die Vertheilung der napoleonischen Länderbeute zu vereinfachen und zu verkürzen, und um von dem Stimmendurcheinander so vieler kleinen Staaten nicht gehemmt zu werden, bildete man einen Ausschuß von acht Großmächten, denen die Entscheidung über die Hauptfragen zustehen sollte. Es waren dieß Oesterreich, Rußland, England, Frankreich, Preußen, Schweden, Spanien und Portugal. Obgleich die kleinern Mächte dagegen remonstrirten und namentlich Dänemark,

Neapel, Bayern und Sardinien an Bedeutung den Portugiesen nicht nachstehen wollten, so blieb es doch bei jener Zusammensetzung.

Die schwierigste Aufgabe für den Congreß war die Frage über die Bestimmung Polens, deren Beantwortung Rußland, Oesterreich, Preußen, England und Frankreich allein in die Hand nahmen: denn wenig fehlte, so wären dabei die eben genannten Mächte bis zum Schwertziehen mit einander entzweit worden.

Rußland verlangte, als Entschädigung für seine Anstrengungen in dem eben beendeten Weltkampfe das Großherzogthum Warschau. Weil aber Rußland im Frieden von Tilsit und Wien bereits andere Theile von Polen erhalten hatte, so wollten Oesterreich und England in diesen neuen Zuwachs russischer Macht nicht willigen, und als Frankreich (durch Talleyrand) sich gleichfalls dagegen aussprach, so warf Alexander den Franzosen Undankbarkeit vor und erlaubte, um zu seinem Zweck zu kommen, seinem Bruder Constantin, die Polen zur Behauptung ihres „politischen Daseyns" unter die Waffen zu rufen. Um diese Gefahr abzuwenden, schloßen Oesterreich, England und Frankreich einen Vertrag, um sich mit Waffengewalt dem russischen Beginnen zu widersetzen. — Preußen stand von Anfang an auf Rußlands Seite, weil dieses ihm den Besitz von ganz Sachsen versprochen hatte, wenn Preußen ihm Polen ließe. Dagegen hatte Oesterreich dem König von Sachsen versprochen, ihm sein Land nicht ganz nehmen zu lassen.

Endlich verglichen sich die streitenden Theile, aber zumeist auf Kosten — Preußens, welches, während Oesterreich sich (für die Niederlande und Oberschwaben) mit Venedig arrondiren und Rußland sich mit Warschau vergrößern durfte, — für die Hingabe von Ostfriesland an Hannover (also für den Verlust seines Antheils an der Nordsee) und für die Abtretung von Ansbach und Bayreuth an Bayern — mit der kleinern und ärmern Hälfte Sachsens und einen Zuwachs am Rhein vorlieb nehmen mußte. Doch wurde bestimmt, daß Rußland von diesem seinem neuen polnischen Erwerb Posen an Preußen — und seinen im Wiener Frieden gewonnenen gallicischen Antheil an Oesterreich zurückgeben und überdieß auf Krakau, das eine freie Stadt wurde, verzichten solle. Der übrige größte Theil des vorherigen Großherzogthums Warschau fiel ihm als ein Königreich zu.

Eine andere große Schwierigkeit bot der Besitz von Bel-

gien, das vor der Revolution österreichisch, also deutsch gewesen war. Anstatt es aber an Deutschland zurückzugeben und dort Preußen für Ostfriesland zu entschädigen, damit es doch vom Nordmeere nicht ganz ausgeschlossen wäre, bestand England darauf, Belgien mit Holland zu vereinigen und so durch ein neues Königreich der Niederlande ein starkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden.

Dabei aber gedachte das Kabinet von St. James durch eine Vermählung der Tochter des Prinz-Regenten mit dem neuen Könige von Holland über diese beiden vereinigten Lande künftig die bevormundende Hand halten zu können. Zugleich wollte es dadurch Holland für den Verlust des Kap's und seiner Besitzungen auf Ceylon entschädigen: denn diese ehemals holländischen Colonieen gab England nicht mehr heraus, und so mußte — allerdings seltsam genug! — „das siegreiche Deutschland den Holländern für die Verluste, welche sie von einem Dritten erlitten, Entschädigungen gewähren!" — Hat auch Frankreich die Deutschen am Rheine schwer beraubt, so ist doch gewiß, daß England und Holland schon früher in ihren Seekriegen Deutschland noch größern Schaden zugefügt haben, indem sie die deutschen Seestädte zum Verzicht auf den großen Weltverkehr zwangen und sie auf den „Handel in zweiter und dritter Hand" beschränkten. Darum ist der fleißige und thätige, aber zur See wehrlose Deutsche für seine täglichen Lebensbedürfnisse jenen beiden Nationen gleichsam tributpflichtig. Und so wie einst die italienischen Handelsrepubliken mit fremden Waffen und fremdem Blute ihre Kriege führten und dabei insbesondere auf Vernichtung fremder Handelsstädte und ihres Wohlstandes ausgiengen, so that Englands und Hollands Handelspolitik stets das Gleiche.

Da Rußland hiebei die Stimme Englands, zur Vergeltung für dessen Beistand wegen Polen, verstärkte, so wurde die neue Schöpfung beschlossen. Preußen erhielt dagegen außer Cleve die rheinischen Bisthümer, natürlich mit ihnen auch die Sorge der Gränzhut gegen Frankreich: denn dazu erschien Preußens Schwert ganz dienlich.

England selbst behielt Malta und Helgoland, so wie die meisten der eroberten Colonieen, und bekam die Schutzherrschaft über die jonischen Inseln, aus denen man eine Föderativrepublik machte, die von einem englischen Gouverneur verwaltet wird.

Die sardinische Frage wurde gleichfalls zu Gunsten Englands entschieden, das in Italien zwischen Oesterreich und Frank-

reich einen starken Zwischenstaat haben und daher Sardinien mit Genua verstärkt wissen wollte, nicht ohne die Absicht, durch die englische Flotte diesen Staat, im Fall eines Angriffs von Frankreich oder von Oesterreich, schützen zu können.

Die Schweiz und ihre Verhältnisse boten nach der Aufhebung der napoleonischen Mediationsacte Stoff zu einem langen diplomatischen Federkampf. Zwar verglichen sich die in der Schweiz einander entgegenstehenden aristokratischen und demokratischen Parteien selbst (am 8. Sept.) dahin, daß die Cantone Waadt und Aargau von Bern getrennt bleiben, die Cantone Bern (mit Pruntrut), Tessin, Graubündten (ohne das an Oesterreich fallende Veltlin), Wallis, Genf, Neufchatel (jedoch unter preußischer Hoheit) — in die Eidgenossenschaft eintreten sollten. Doch erhielt dieser Antrag, (wenigstens der Hauptsache nach), so wie die bisherige Föderativverfassung sammt einer beständigen Neutralität erst am 28. März 1815 die Gewährleistung des Congresses. Die 22 Schweizerkantone sollten durch Gesandte in der Tagsatzung vertreten werden und in dieser die alten Cantone den Vorsitz abwechselnd haben.

3. Der deutsche Staatenbund. Organische Bundesgesetze.

Die besondere Berathung über den zu errichtenden deutschen Staatenbund wurden zwar nur von deutschen Commissionsgliedern gepflogen, sollten sich aber nur auf die föderative Form, also auf die Verhältnisse der Bundesglieder unter einander beziehen; das Verhältniß des deutschen Bundes zu den europäischen Staaten aber zog der Congreß vor sein allgemeines Forum.

Als Glieder des deutschen Bundes wurden nur diejenigen Staaten und Landestheile, welche (mit Ausnahme Belgiens) zum deutschen Reiche gehört hatten und unter diesen Staaten nur die souverainen anerkannt. Diese sollten unter dem Vorsitz Oesterreichs in dem Bundestag zu Frankfurt a. M. durch besondere Gesandte repräsentirt werden.

Welche Staaten zu den souveränen gehören sollten, hieng bloß von der Bestimmung der größeren Staaten ab, welche erst später die kleineren zu den Berathungen zuließen.

Diese souveränen Staaten, wie sie sich bis zum später erfolgenden Schlusse der Bundesacte darstellten, waren: 1. Oesterreich in Bezug auf seine deutschen Provinzen, zu denen nun auch Tyrol, Salzburg mit dem Inn- und Hausruckviertel kamen; 2. Preußen mit seinen ältern und mit seinen neuern (den niederrheinischen, westfälischen, sächsischen und schwedisch-pommerschen) Provinzen, mit Ausnahme von Ost- und Westpreußen, Posen und Neufchatel; — 3. Bayern mit Würzburg, Aschaffenburg, Ansbach und Bayreuth und der überrheinischen Pfalz; 4. Das Königreich Hannover mit Ostfriesland; 5. Das Königreich Sachsen (in seiner Reduction auf 1,200000 E.) 6. Das Königreich Württemberg; 7. Das Kurfürstenthum Hessen-Kassel mit Hanau; 8—13. Die Großherzogthümer Baden, Hessen-Darmstadt, Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, und das zum Königreich der Niederlande gehörige Luxemburg; 14—20: Die Herzogthümer Braunschweig, Nassau, Gotha, Hildburghausen, Meiningen, Coburg und das zu Dänemark gehörige Holstein; 21—34, Die Fürstenthümer: Hohenzollern (Hechingen und Siegmaringen), Anhalt (Dessau, Bernburg und Köthen), Schwarzburg (Sondershausen und Rudolstadt), Lippe (Schaumburg und Detmold), Reuß (die ältere und jüngere Linie), Waldeck, Hessen-Homburg, Lichtenstein; 35—36. Die vier freien Städte Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck. — Die Städte Luxemburg und Mainz wurden zu Bundesfestungen bestimmt.

Die Stimmen am Bundestag, der sich in einem weitern und einem engern Rath darstellte, wurden in der Art vertheilt, daß von den eilf größern Staaten (nämlich Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Kurhessen, Darmstadt, Dänemark wegen Holstein, die Niederlande wegen Luxemburg) jedem eine Stimme, alle übrigen zusammen 6 Stimmen haben sollten, was im Ganzen 17 Stimmen gab. — Bei den wichtigsten Berathungen über sog. „organische" Bundesgesetze, wurden jedem der erstgenannten sechs Staaten fünf, jedem der fünf folgenden Staaten drei, jedem der drei folgenden zwei, von den übrigen aber jedem nur Eine Stimme gegeben. Beim Abstimmen sollte in den genannten Fällen Stimmeinhelligkeit erforderlich sein. — Die hemmenden Folgen dieses großen Mißverhältnisses in den Stimmen, insbesondere aber die Nachtheile des Erfordernisses der Stimmeneinheit stellten sich später auf eine in die Augen springende Weise heraus.

Vergebens heischten die mediatisirten Fürsten eine stimmberechtigte Theilnahme am Bunde: sie drangen nicht durch; doch versprach man ihnen bei den ständischen Verfassungen, die man zugleich sämmtlichen Bundesstaaten im Artikel 13 der Bundesacte zusagte, die Stellung als Standesherren. Außer einer Stände-

verfassung wurde den Bundesgliedern Preßfreiheit, freie Rheinschifffahrt jusqu' à la mer, Freizügigkeit und confessionelle Gleichberechtigung zugesichert.

In Bezug auf ständische Verfassungen machte Hannover den Vorschlag, in allen deutschen Staaten die alten landständischen Vertretungen zurückzuführen; dagegen empfahlen die bisherigen Rheinbundfürsten das mehr im Geiste des französischen Liberalismus concipirte constitutionelle System. Wie der Forderung zur Einführung oder Wiederherstellung landständischer Verfassungen in den einzelnen deutschen Staaten entsprochen wurde, wird weiter unten (XXVIII. 2, 1 u. 2) erwähnt werden.

---

9. Kapitel.

Napoleon's Wiederkehr, die hundert Tage und der zweite Pariser Friede.

1. Mißgriffe der Restauration und gefährliche Stimmung der Oppositionspartei. Landung Napoleon's bei Cannes. Ney's Uebertritt zu Napoleon. Flucht Ludwig's XVIII nach Gent. Napoleon in Paris. Manifest des Wiener Congresses. Murat's Schilderhebung gegen Oesterreich. Murat's Ausgang. Ferdinand IV in Neapel.

Noch war man am Wiener Congreß nicht zum Schlußact gekommen, als ein unerwartetes Ereigniß — die kühne Flucht Napoleon's von Elba und seine Landung in Südfrankreich — wie Blitz und Schlag die diplomatischen Geister und Federn in Schrecken und alles bis jetzt Errungene aufs Neue in Frage setzte.

Die verschiedenen Parteien in Frankreich, mit Ausnahme der Royalisten, hatten von Anfang an — die Bourbonen als ihnen aufgedrungen betrachtet, und das Bemühen Ludwigs XVIII, die imperialistischen und constitutionellen Elemente durch Bezeugung einer liberalen Gesinnung zu gewinnen, als nicht ernstgemeint beargwohnt. Die mehr und mehr hervortretenden Ansprüche des emigrirten Adels

auf Ersatz ihrer verlornen Güter und die von den Kammern votirte Zurückgabe der noch unverkauft gebliebenen an ihre vorigen Besitzer, setzten besonders die Käufer der Nationalgüter in die Besorgniß, sie wieder zu verlieren. Unvorsichtige Aeußerungen der stark reactionären Partei des Grafen von Artois machten besonders auf die Constitutionellen, zu denen der Bürgerstand gehörte, einen üblen Eindruck, und die Opposition derselben wurde in dem Zirkel der aus dem Exil zurückgekehrten Frau von Staël, worin besonders Benjamin Constant hervorragte, und durch die kecken Lieder des Volksdichters Beranger fleißig genährt.

Der gekränkte Stolz der Armee, welche durch die aus der Gefangenschaft und aus den aufgegebenen Festungen zurückgekehrten Tausende sich stark vermehrt hatte, über die von den europäischen Mächten erlittene Demüthigung im Allgemeinen, insbesondere aber der Mißmuth der auf halben Sold gesetzten Offiziere, die sich durch die Einreihung so vieler Edelleute der Emigration in's Heer zurückgestellt sahen und die Glanzzeit des Ruhms schmerzlich zurückwünschten, steigerten die Kraft der Opposition aufs höchste.

Von dieser Stimmung in Frankreich durch seine Agenten unterrichtet, nicht minder auch über das Zerwürfniß der großen Mächte im Schooße des Congresses gut belehrt, ersah sich Napoleon, unter anscheinend ruhigen Beschäftigungen auf Elba, den rechten Augenblick, da gerade die ihn überwachende englische Flotte im Hafen von Livorno war, und schiffte sich insgeheim mit seinen 400 alten Garden, die er nach Elba hatte mitnehmen dürfen, am 15. Febr. 1815 nach Frankreich ein. Am 1. März landete er ungefährdet bei Cannes und erließ sogleich nach allen Seiten hin Proclamationen, in denen er sich „als Befreier Frankreichs vom schimpflichen Joche der Bourbonen" ankündigte und besonders die Soldaten aufforderte, sich unter ihrem alten Führer zu sammeln, dessen Adler schnell durch ganz Frankreich „von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen werde, um sich auf dem von Nôtre-Dame niederzulassen."

Am 7. März schon wurde ihm das von Marchand besetzte feste Grenoble in die Hände gespielt; am 9. gieng in Lyon, wo kurz vorher die Herzoge von Artois und Orleans vergebens die

Gesinnungen für die Bourbons zu beleben gesucht hatten, Volk und Besatzung jubelnd zu ihm über, so daß er es gleich jetzt an der Zeit hielt, in einem Manifest dem ganzen Europa seine Friedensabsichten zu versichern. Am 13. brach er nach Paris auf, bis wohin ihm von allen Seiten das Volk und die Armee zuströmte.

Zwar wurde ihm von Seiten des Königs der Marschall Ney mit Truppen entgegengesendet; aber obwohl dieser kurz zuvor dem Könige mit einem Handkusse versprochen hatte, sich Napoleon's zu bemächtigen, so gieng er doch, von der Ueberredungskunst desselben gewonnen, wieder in den Dienst seines alten Kriegsherrn über.

Eben hatte König Ludwig XVIII den versammelten Kammern sein Vertrauen auf sie und auf die Verfassung erklärt, als Napoleon am 19. in Fontainebleau einzog, so daß der König es für gerathen hielt, noch in derselben Nacht mit den Prinzen, mit den Ministern und mit den Marschällen Berthier, Marmont, Macdonald, Victor, Oudinot und St. Cyr (die sich alle von Napoleon nichts Gutes versahen) Paris zu verlassen und sich, da er auch den Besatzungstruppen der nordischen Festungen nicht traute, über die Gränze nach Gent zu begeben, wo die Engländer ein Lager hatten. Der Herzog von Angoulême, der in Südfrankreich — und der Herzog von Bourbon, der in der Vendée einen Aufstand gegen Napoleon vergebens versucht hatte, entkamen zur See.

Noch an demselben Abend stieg Napoleon in den Tuilerien ab, wurde von den ihm zujauchzenden Offizieren die Treppen hinaufgetragen und von der Königin Hortense und seinen ehemaligen kaiserlichen Hofdienern mit Freuden empfangen.

Sein Erstes war, nach den nöthigsten Verfügungen, die im Bureau des entflohenen Ministeriums vorgefundene Urkunde des neuesten, von der Bourbonenregierung mit Oesterreich und England geschlossenen Bündnisses dem Kaiser Alexander zu schicken, um ihn dadurch für sich zu gewinnen; allein er wußte nicht, daß sich die streitenden Congreßglieder schon vor seiner Flucht aus Elba wieder geeinigt hatten; auch hatte Talleyrand verfügt, daß keiner seiner Boten und Briefe über die Gränze kam, und so blieben alle seine diplomatischen Noten und Anknüpfungsversuche unbeant-

wortet. Alle Congreßglieder hatten auf die Nachricht von Napoleon's Rückkehr nach Frankreich allen Neid und alle Eifersucht auf einander bei Seite gesetzt, und schon am 13. März hatten die acht Unterzeichner des ersten Pariser Friedens in einem von ihnen erlassenen Manifest über Napoleon, als über einen Feind und Störer der Ruhe der Welt, die europäische Acht ausgesprochen, zu deren Vollziehung sie dem Könige von Frankreich den nöthigen Beistand zusagten. Darauf schloßen Rußland, England, Oesterreich und Preußen ein neues Bündniß, wobei sie auf Talleyrand's schlauen Betrieb erklärten, daß sie die Bestimmungen des ersten Pariser Friedens aufrecht erhalten wollten, — womit gesagt war, daß sie Frankreichs Gränzen nicht weiter schmälern und die Bourbons ferner anerkennen wollten.

Während sodann die Kriegsrüstungen betrieben wurden, um diesen Bestimmungen gegen den Geächteten mit den Waffen Nachdruck zu verschaffen, eilten sie, die noch rückständigen Congreßfragen vollends in's Reine zu bringen und ihren sämmtlichen Beschlüssen durch ihre Unterzeichnung die nöthige Form und Gültigkeit zu geben. Am 26. März verließen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm die Congreßsitzung, und als die Bevollmächtigten am 8. Juni die deutsche Bundesverfassung, dieses Werk eiligen und ungereiften Compromisses, vollendet und unterzeichnet hatten, löste sich am 11. Juni 1815 der Congreß auf.

Mit der letzterwähnten Bestimmung des neuen Viermächtebundes (nämlich mit der Verpflichtung einer steten, unbedingten Vertheidigung der Bourbonen) war die Opposition in England nicht zufrieden, so daß das englische Kabinet bei der Ratification des Bündnisses einen Zusatzartikel machte, daß es „nicht im Sinne der Contrahenten liege, den Krieg darum fortzusetzen, um Frankreich eine bestimmte Regierung zu geben." Da auch die drei andern Mächte diesen Artikel annahmen, so wollte schon Napoleon ihn für sich ausbeuten und zunächst Oesterreich zu gewinnen suchen, — als sein Schwager Murat zum zweitenmal seinen Combinationen in die Queere kam und ihn und sich ruinirte.

Noch ehe der eigentliche Krieg gegen Napoleon am Rhein und in den Niederlanden wieder begann, eröffnete sich das Vorspiel desselben in Italien. Denn sobald Murat von der begei-

sterten Aufnahme Napoleon's in Frankreich hörte, beschloß er zu Gunsten desselben eine plötzliche **Schilderhebung gegen Oesterreich.**

Schon im Februar hatte er auf die Nachricht von der Uneinigkeit im Schooße des Congresses, alle seine Truppen, die er seit dem Frieden noch nicht völlig aus dem Kirchenstaate zurückgezogen hatte, wieder in das päpstliche Gebiet verlegt und von Oesterreich den Durchzug nach Oberitalien unter dem Vorwand begehrt, Frankreich zu bekriegen; — aber Oesterreich gieng nicht darauf ein. Als nun Napoleon in Paris wieder den Herrscherstab ergriff, erklärte **Murat** dem Papste, daß er „der Sache seines Schwagers nie fremd gewesen sey," zog mit 40000 M. durch den Kirchenstaat und erließ zu Rimini am 30. März einen **Aufruf an alle Völker Italiens**, sie sollten die Waffen für ihre Unabhängigkeit ergreifen, das Fremdjoch abschütteln und ganz Italien zu Einem Reiche machen.

Zwar wichen die noch unvorbereiteten Oesterreicher bis an den Po zurück, und die Fürsten von Toscana und Modena entflohen; aber die von ihm aufgerufenen Völker blieben ruhig: denn sie verachteten die ihnen durch ihre Feigheit und Raubsucht bekannten Neapolitaner. Als daher die hinter dem Po gesammelten österreichischen Streitkräfte unter **Bianchi** (nachher unter **Frimont**) hervorbrachen, zogen sich Murat's Truppen in Unordnung zurück und hielten erst **bei Tolentino** Stand, wo sie (am 2. und 3. Mai) eine Schlacht wagten, aber **geschlagen** wurden. **Murat** entkam nach Neapel, floh aber von da nach Marseille, worauf **Neapel** am 20. Mai sich an die Oesterreicher ergab. Kurz darnach erschien der König **Ferdinand IV** aus Sicilien und nahm mit Einwilligung von Oesterreich und England (gegen Ersatz der Kriegskosten) **seinen alten Thron wieder ein.**

Murat wurde in Frankreich von Napoleon nicht angenommen. Er begab sich daher nach Corsika, fand aber auch hier keine Stätte, und faßte nun den verzweifelten Gedanken, mit 700 zusammengebrachten Söldlingen das Königreich Neapel wieder zu erobern. Ein Sturm zerstreute aber die sechs Schiffe, mit denen er übersetzte, so daß er mit nur 13 Mann in **Calabrien** bei dem Städtchen **Pizzo** an's Land trat. Als er das Volk zu den Waffen rief, **nahm es den Abenteurer gefangen** und überlieferte ihn der Provincialbehörde, die ihn

dann auf königlichen Befehl am 15. Oct. 1815 nach einem kriegsgerichtlichen Spruch erschießen ließ.

2. Napoleon's Künste zum Zweck neuer Rüstungen. Das Maifest; Versammlung der Kammern. Beginn des Feldzugs an der belgischen Gränze. Die Schlachten bei Ligny und Quatrebras. Die Schlacht bei Waterloo. Napoleon's Flucht nach Paris.

Um sich zu halten, nahm Napoleon seine Zuflucht zur Verstärkung seines imperialistischen Anhangs mit den neuen constitutionellen und alten republikanischen Elementen, indem er in ganz Frankreich die Nationalgarden herstellte, die Deputirtenkammer zusammenrief, die politischen Clubs ungehindert sich bilden ließ, von dem Pöbel der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, denen er auf ihr Verlangen Waffen verabreichen ließ, einen Huldigungsaufzug annahm und am 1. Jun. die politische Komödie eines großen Maifestes mit einem sogenannten Föderativlager gab, bei welchem alle politischen Richtungen vertreten waren und auf die neue Verfassung schwuren. Er wollte zunächst alle diese Parteien für den augenblicklichen Zweck benützen, um nach der Erreichung desselben sie wieder mit der Wucht des vollen Imperialismus niederzuschlagen.

Nachdem er die Kammern eröffnet hatte, die ihn gleich anfangs in der Wahl des Präsidenten, zu dem sie nicht, wie er wünschte, seinen Bruder Lucian, sondern den konstitutionellen Lanjuinais ernannten, entgegen war, begab er sich am 13. Juni zur Nordarmee, die, 130000 M. stark und aus dem Kerne seiner Streiter bestehend, an der Gränze von Belgien gegen die Sambre hin sich zusammenzog, um dort die Engländer, die an 100000 M. (meist Hannoveraner, Holländer, Braunschweiger und Nassauer) von Wellington befehligt wurden, zu überfallen, ehe sie sich mit den Preußen, die an 115000 M. stark unter Blücher an der Maas vertheilt standen, vereinigen könnten.

Wirklich erwarteten die Verbündeten auf dieser Seite keinen Angriff; vielmehr glaubten sie, Murat's Aufstand stehe mit einem Plane Napoleon's, im Süden loszubrechen, in Verbindung. Weder Wellington in Brüssel, noch Blücher in Namur dachten angegriffen zu werden, als plötzlich Napoleon sich zuerst auf Blücher's

vertheiltes Heer warf, und ihn, da Wellington zu spät zu dessen Hülfe aufbrach, am 16. Juni bei dem Dorfe Ligny schlug.

Blücher hätte die Schlacht nicht angenommen, da er nur 80000 M. beisammen hatte, wenn ihm nicht Wellington bei einer Zusammenkunft auf einer Windmühlenhöhe bei Bussy versprochen hätte, zu einer bestimmten Stunde mit Hülfe bei der Hand zu seyn. Aber Wellington zögerte mit der Hülfe, vielleicht weil ein Theil seiner Truppen von Ney zu dem Zweck angegriffen wurde, diese Hülfe zu vereiteln. Die Preußen verloren 12000 M. an Todten und Verwundeten. Dem greisen Blücher wurde gegen Abend das Pferd unter dem Leibe getödtet und er selbst kam beim Sturz unter dasselbe zu liegen, wurde aber zum Glück von den neben ihm vorbeistürmenden französischen Cürassiren nicht bemerkt. Sein Adjutant, Graf Nostiz, blieb bei ihm stehen, entschlossen, ihn mit dem Degen zu vertheidigen. Als bald darauf jene Cürassiere, von preußischen Uhlanen zurückgeworfen, wieder vorbeigejagt waren, hielt Nostiz einige Uhlanen an und mit ihrer Hülfe wurde Blücher glücklich und unbeschädigt unter dem Pferde hervorgezogen. Ohne sich Ruhe zu gönnen, stellte er sich wieder muthig an die Spitze und ordnete in der Nacht den Rückzug, den bereits Gneisenau mit glücklichem Blick nicht rückwärts auf Namur, sondern in die Nähe der englischen Stellung nach Wavre dirigirt hatte. Dort zog Blücher schnell die anderwärts stehenden Theile seines Heeres zusammen, um im Nothfall den Engländern, falls sie, wie er dachte, von Napoleon auch angegriffen würden, zu Hülfe zu kommen.

Am gleichen Tage hatte auf Napoleon's Anordnung Ney mit 40000 Franzosen bei Quatrebras eine Abtheilung des englischen Heers angegriffen, um Wellington an einer wirksamen Unterstützung Blücher's zu hindern. Auf die Nachricht hievon brach Wellington bestürzt von Brüssel auf; der alte tapfere Herzog von Braunschweig-Oels (XXVI. 6, 4.) eilte mit seinen Schwarzen voraus und warf sich zuerst der feindlichen Reiterei entgegen, fand aber durch eine feindliche Kugel den Heldentod. Die Schlacht gieng zwar für die Engländer verloren; aber Wellington zog nun gleichfalls seine anderwärts stehenden Corps an sich und hatte am Morgen des 17. Juni zwischen Quatrebras und Nyfels 70000 M. beisammen, mit denen er gegen Brüssel hin ausbeugte. Ney zog ihm zu langsam nach und erhielt deßhalb von Napoleon, der von Ligny (wo er den Grouchy mit 36000 M. zur Verfolgung und Beobachtung Blüchers zurückließ) herbeieilte, einen heftigen Verweis.

Als hierauf Napoleon mit Ney vordrang, fand er auf den Anhöhen vor dem Walde von Soignies die Engländer kampfbereit, und nun erfolgte am 18. Juni 1815 die große Schlacht, welche von den Engländern nach dem Dorfe Waterloo, von den Preußen nach dem dortigen Vorwerke Belle-Alliance, von den Franzosen nach der Anhöhe St. Jean benannt, den Fortbestand seiner Herrschaft oder ihren Untergang entscheiden sollte.

Noch am 17. Jun. hatte Wellington bei Blücher anfragen lassen, ob er ihn für den morgenden Tag mit zwei Corps unterstützen wolle. „Nicht bloß mit zweien, mit meiner ganzen Armee!" hatte Blücher freudig geantwortet. — In der Nacht vor dem Kampftage regnete es stark, doch am Morgen hellte sich's auf und die Sonne beglänzte das Schlachtfeld und die einander gegenüberstehenden Streiter, von denen Napoleon 70000, Wellington 64000 M. befehligte. Da der vom Regen aufgerissene Boden die Aufstellung des Geschützes erschwerte, so zögerte Napoleon zu seinem Nachtheil mit seinem Angriff bis Vormittags 11 Uhr, da der Boden fester zu werden anfieng. Hierauf begann er den Sturm auf die von den Engländern besetzten Höhen von St. Jean. Der Kampf war hartnäckig und das französische Geschütz schlug furchtbar in die englischen Reihen ein, so daß manches Bataillon auf 100 M. zusammenschmolz. Wellington, auf einem Hügel unter einem Baume stehend und von da aus fest und besonnen die Schlacht leitend, ließ da und dort durch Reserven die Lücken füllen, ritt selbst im dichtesten Kugelregen durch die Reihen, um mit kurzen Worten die Seinen zu ermuntern und die Ordnung zu erhalten, und äußerte kein Wort der Ungeduld über das Ausbleiben der von Stunde zu Stunde erwarteten Preußen, immer hoffend, die Schlacht noch ohne sie zu gewinnen.

Blücher war schon am frühsten Morgen, da es noch regnete, von Wavre aufgebrochen und hatte daselbst den General Thielmann mit einem schwachen Corps stehen lassen, damit der gegen das Blücher'sche Heer ausgesandte Grouchy seinen Abzug nicht merke. Als nachher Thielmann von Grouchy's Uebermacht angegriffen wurde und, auf das Aeußerste bedrängt, Boten über Boten an Blücher um Hülfe schickte, ließ dieser ihm sagen, er solle sich selbst helfen, so gut es gehe, die Hauptentscheidung liege da, wo Wellington stehe und Blücher nicht fehlen dürfe. — Aber der vom Regen aufgeweichte Boden, auf dem die Geschütze nur mit fast übermenschlicher Anstrengung fortgeschafft werden konnten, hielt seinen 8 Stunden weiten Marsch unglaublich auf. Bei jeder Stockung rief er seinen Soldaten sein ermunterndes: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" zu, und als sie über den Regen ungeduldig wurden, sagte er: „Kinder, scheltet mir nicht über den Regen: das ist ja unser alter Alliirter von der Katzbach her! da kön-

nen wir dem König wieder Pulver sparen!" Als neue schwierige Stellen kamen und die Soldaten meinten, es gienge so unmöglich, rief er: „Es heißt wohl, es geht nicht! es muß wohl gehen! Kinder wir müssen vorwärts! Ich hab's ja meinem Bruder Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich ihm wortbrüchig werden soll!"

Unterdeß war es schon 4 Uhr Nachmittags geworden, und das Bülow'sche Corps hatte erst den schwierigen Paß des St. Lambertuswaldes zurückgelegt. Als Napoleon, der gleichfalls auf einem Hügel (bei Rosomme) seinen Standpunct hatte, die aus dem Lambertuswald hervorziehenden Preußen, die er durch Grouchy beschäftigt wähnte, am Horizont erblickte, schickte er ihnen gleich 10000 M. entgegen, um sie aufzuhalten, und griff nun mit verdoppelter Heftigkeit die Engländer an; und als er die Preußen in immer größerer Zahl nahen sah, suchte er noch vor ihrer Ankunft mit seiner alten Garde Wellington's Centrum zu durchbrechen. Wellington setzte dem Ansturm die größte Kaltblütigkeit entgegen; aber seine Regimenter wurden mehr und mehr gelichtet, und als er sechs neue vom linken Flügel her dem Centrum zusandte, warf Napoleon in die durch dieses Absenden entstandene Lücke neue Massen. Es war 7 Uhr Abends. Schon hatten die Engländer zwei ihrer Hauptpuncte La Hayesainte und das Wäldchen Hougemont, verloren, ja schon wichen sie: die Straße nach Brüssel bedeckte sich mit fliehenden Holländern, und das englische Geschütz verstummte.

Da, im Augenblick der Entscheidung, erschienen die Preußen: Ziethen's Corps stürmte gleich mit 24 Feldstücken gegen den Hügel hin, auf welchem das die Gegend beherrschende Vorwerk Belle Alliance lag. Nun bekam Wellington Luft und rief: „Da kommt der alte Blücher ganz, wie er ist!" Durch die Ankunft der Preußen von Neuem ermuthigt, sammelte nun Wellington seine Reiterei und machte einen Hauptangriff auf Napoleon's alte Garde. Diese hielt sich lange auf das standhafteste und begann erst nach der 29ten Salve zu weichen. Der Anblick der weichenden Garde entmuthigte auch die Uebrigen, und nun begann die Niederlage des französischen Heers. Von den Engländern und Preußen, ganz nahe bei Belle Alliance, umzingelt, wurden allein vier Bataillone der alten Garde fast gänzlich vernichtet. (Daß ihr Führer, General Cambronne, auf die vorhergehende Aufforderung, sich zu ergeben, gesagt habe: „Die Garde stirbt, aber ergiebt sich nicht!" ist allerseits als poetische Ausschmückung erklärt.)

Als auch die junge Garde den Ort Planchenoit, den sie aufs tapferste vertheidigt hatte, aufgab, löste der Schrecken das französische Heer vollends in Flucht auf und vergebens suchte Napoleon derselben Einhalt zu thun. Man sagt, er habe den Tod im Schlachtgetümmel suchen wollen, aber sein Adjutant Gourgaud habe, Napoleon's Pferd beim Zügel ergreifend, ihn mit Gewalt mit sich fortgerissen, um ihn zu retten. Es war über 9 Uhr Abends als Blücher's

Erstürmung von La Hayesainte die Niederlage der Franzosen vollends entschied.

Der Sieg der Engländer und Preußen war vollkommen, und als auf der Höhe von Belle Alliance Wellington und Blücher zusammenkamen, erklärte der erstere dankbar, welchen großen Dienst ihm Blücher durch sein worthaltendes Eintreffen geleistet habe. Gneisenau erhielt mit Bülow's Corps den Befehl zur Verfolgung des Feindes, die noch während des Mondscheins begonnen wurde. Dabei erbeuteten die Preußen in Gemappes Napoleon's Reisewagen, den derselbe auf das Geschrei, die Preußen seyen da, ohne Hut und Degen verlassen hatte, um zu Pferd zu fliehen. Den Wagen und darinnen Napoleon's Mantel und Fernglas nahm Blücher zu sich, Hut und Degen nebst den Ordenszeichen übersandte er als Trophäen seinem Könige.

3. Napoleon's vergebliche Versuche sich zu halten. Seine Thronentsagungsacte und Abreise nach Rochelle. Napoleon am Bord des Bellerophon. Einzug der Verbündeten in Paris Zweiter Pariser Friede. Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. Napoleon auf St. Helena.

Obwohl sich nun auf dieser Flucht ein Theil der Truppen wieder zu Napoleon fand, und auch Grouchy mit dem größern Theile seines Corps sich einstellte, so sah Napoleon doch ein, daß er sich im Felde nicht mehr halten konnte, und eilte nach Paris in der Hoffnung, sich dort besser vertheidigen zu können. Allein die Pariser waren seiner müde, und als Carnot — der ehemalige Republikaner — in der Deputirtenkammer für Napoleon die Dictatur, durch welche allein Frankreich noch gerettet werden könnte, in Vorschlag brachte, und auch ein Theil der Armee noch bei ihm auszuhalten bereit war, stimmte die Kammer nicht bei. Dagegen versuchte ein Theil der Kammer und zwar auf den Antrag des alten Lafayette, — dieses „Veteranen der Freiheit", wie er sich nannte, — durch die Hinweisung auf die Tricolore des Jahres 1780 noch einmal das Traumbild einer Republik heraufzubeschwören. Dagegen schlugen Klügere vor, den jungen, damals in Wien befindlichen Sohn Napoleon's zum Kaiser zu machen.

Den letzten Vorschlag ergriff der schlaue Fouché, jedoch in der Hoffnung, durch die Annahme desselben, den Bourbonen, mit denen er bereits in Unterhandlung stand, die Rückkehr zum Thron zu erleichtern.

Napoleon, von den Kammern mit Absetzung bedroht, falls er nicht augenblicklich abdanke, sah keinen andern Ausweg, und stellte daher am 22. Juni zu Gunsten seines Sohnes, Napoleon II, eine Thronentsagungsacte aus. Darauf bestellte die Kammer aus ihrer Mitte eine provisorische Regierung, unter deren Mitgliedern auch Fouché und Carnot waren. Eine Kammerdeputation, bei der sich Lafayette, Benjamin Constant und Sebastiani befanden, begab sich nach Hagenau im Elsassischen, wo die unterdeß aus Deutschland mit den russischen und österreichischen Heeren herangezogenen Monarchen ihr Hauptquartier hatten, und wollte sie für die Thronbesteigung Napoleon's II gewinnen, fand aber weder für ihre Personen, noch für ihre Mission die gehoffte Anerkennung. Eine andere Abordnung gieng den immer näher rückenden Preußen entgegen, um ihnen die Abdankung Napoleon's anzuzeigen und sie zu bewegen, ihren Marsch einzustellen; aber Blücher gieng nicht darauf ein, sondern setzte seinen Zug auf die Hauptstadt fort.

Da trug Napoleon, der als Privatmann in Malmaison seinen Aufenthalt hatte nehmen müssen, der provisorischen Regierung seine Dienste als General zur Vertheidigung der Stadt an, nicht ohne die Hoffnung, sich durch seinen Einfluß auf die Armee wieder emporzubringen. Allein man wollte nichts mehr davon wissen, sondern bestand darauf, daß er Frankreich verlasse und nach Amerika gehe, wozu man ihm zwei Fregatten bewilligte.

Als nun die Preußen sich bereits Malmaison näherten, reis'te Napoleon am 29. Juni nach Rochelle ab, um sich einzuschiffen. Allein Fouché hatte gesorgt, daß englische Schiffe den Hafen sperrten, um ihn gefangen zu nehmen. In dieser Noth erbot sich ein nordamerikanischer Schiffer, ihn auf einem kleinen Fahrzeuge nach Amerika zu retten. Napoleon zog es aber vor, sich an Bord des englischen Schiffes Bellerophon zu begeben, in dem Wahn, sich der Großmuth und Gastlichkeit der Engländer an-

vertrauen zu können. Auf den Bericht des englischen Capitain's Maitland über diesen Vorfall erklärten aber die Großmächte Napoleon für einen Kriegsgefangenen Europa's und überließen ihn der englischen Regierung, die ihm, einem früheren Plane gemäß, die unwirthliche Insel St. Helena im atlantischen Ozean zu seinem künftigen Aufenthalte anwies.

Am 2. Juli schon war Blücher, den die Franzosen durch einige Gefechte vergebens aufzuhalten versucht hatten, vor Paris erschienen, und die mit ihm eröffneten Unterhandlungen hatten den Abzug der französischen Truppen aus Paris und am 7. Juli den Einzug des englischen und preußischen Besatzungsheeres zur Folge. Das Kammerspiel nahm trotz Manuel's (dem Mirabeau nachgesprochenen) Wortes: „Wir sind hier durch des Volkes Willen und werden nur der Gewalt der Bajonette weichen!" ein plötzliches Ende und am 8. Juli hielten Ludwig XVIII und seine Anhänger, am 9. die drei verbündeten Monarchen ihren zweiten Einzug in Paris.

Bis zur Ankunft der Monarchen suchte Blücher in Paris die beim ersten Pariser Frieden vorgekommenen Versäumnisse nach seiner Vorwärtsmethode bestens nachzuholen. In seinem Zorn auf die Pariser, die bloß um der militärischen Ehre willen am 3. Juli kurz vor der Capitulation noch einen Ausfall gemacht hatten, wollte er ihre „Brücke von Jena" in die Luft sprengen. Als Talleyrand durch den preußischen Gesandten ihn um die Erhaltung der Brücke bitten ließ, schrieb Blücher dem Gesandten, er möchte dem Petenten zu wissen thun, daß es ihm lieb wäre, wenn Herr Talleyrand sich vorher auf die Brücke setzte, um mit ihr in die Luft zu fliegen. Doch ließ es die Dazwischenkunft des Königs von Preußen nicht zur Ausführung kommen. Nachdem Blücher sogleich nach seinem Einzug einen feierlichen Gottesdienst hatte abhalten lassen, setzte er den General Müffling zum Gouverneur von Paris ein, schloß durch Militär die Deputirtenkammer, besetzte die Tuilerien und andere Paläste, legte auf die Besitzungen der Anhänger Napoleon's Beschlag und verurtheilte die Stadt zu einer Contribution von 100 Millionen. Doch dieser letztern Auflage versagte sein König die Zustimmung: denn die Verbündeten wollten Paris schonen. Ein besseres Schicksal hatte Blücher's Forderung, daß Paris alle in Preußen geraubten Kunstschätze, die man den Franzosen im ersten Pariser Frieden gelassen hatte, herausgeben müsse. Die Monarchen stimmten zu, und alle Staaten, die durch solchen Raub gelitten hatten, nahmen die ihnen gehörigen Werke der Malerei und Pla-

stik sammt den geraubten seltenen Handschriften zurück. Der Papst, erfreut, die Schätze des Vatikans wieder zu erhalten, gab dafür die im 30jährigen Krieg aus Heidelberg nach Rom geschleppten altdeutschen Handschriften an die dortige Universitätsbibliothek zurück (XXI. 2, 5.).

Diese zweite Einnahme von Paris hatte für den Stolz der Franzosen, welche die erste Einnahme nur dem Verrathe zugeschrieben hatten, etwas sehr demüthigendes, da der nur 19tägige Krieg die Uebermacht der verbündeten Waffen, unter denen noch dazu diesmal die russischen nicht waren, in's hellste Licht gestellt hatte, und die Inschrift, die am Geburtstage Friedrich Wilhelm's an dessen illuminirtem Hotel zu lesen war, (Parcere subjectis, at debellare superbos, Schonung den Unterworfenen, aber Niederwerfung den Hochmüthigen!) ließ ihnen keine beschönigende Ausflucht frei. Die Preußen konnten ihrer Hinweisung auf Jena nun Belle Alliance entgegenstellen.

Jeder deutsche Vaterlandsfreund erwartete nun aber auch, daß man dießmal nicht so glimpflich mit Frankreich verfahren, sondern ihm die Rückgabe Lothringens und besonders des den Deutschen einst so schmählich geraubten Elsasses (XXII. 5, 1.), auferlegen werde. Allein die Monarchen, unter ihnen besonders Alexander, dem vor Allem daran lag, Frankreich stark zu erhalten, hielten sich im Allgemeinen an ihren im ersten Pariser Frieden befolgten Grundsatz, und trennten von Frankreich auf der deutschen Seite nur die Festungen Philippeville, Marienburg und Bouillon, welche an die Niederlande —, Saarlouis und Sarbrück, welche an Preußen —, und Landau, welches bis an die Lauter an Bayern fiel, — auf der italienischen Seite aber den im ersten Pariser Frieden bei Frankreich gebliebenen savoyischen Antheil, der an Savoyen zurückgegeben ward, obgleich es schon Genua dafür bekommen hatte. Auch bedingte man die Schleifung Hüningen's. Mainz, Luxemburg und Landau wurden zu Bundesfestungen erklärt.

Sodann mußte Frankreich zur Entschädigung für die Kriegskosten eine Contribution von 700 Millionen in bestimmten Fristen zahlen, davon man ein Dritttheil für Festungsbauten an den französischen Gränzen bestimmte, 300 Millionen für Oesterreich,

Preußen und Rußland zu gleichen Theilen, 100 Mill. für die kleinern Staaten der Allianz bestimmte, und außerdem an England und Preußen für ihre jüngsten Anstrengungen in den Niederlanden je 25 Millionen zuerkannte.

Endlich mußte sich Frankreich, zur Sicherung seiner innern Ruhe, die Besetzung seiner Nord- und Ostgränzen mit 150000 preußischen und englischen Truppen unter Wellington, sowie die Verpflegung und Besoldung derselben auf fünf Jahre gefallen lassen. Die Engländer mit den Hannoveranern und Niederländern bezogen Quartiere zwischen Paris und der belgischen Gränze, die Preußen in Paris und die Loire hinab bis zum Meere, die Russen in der Champagne und in Lothringen, die Sachsen und Badener im Elsaß, die Oesterreicher, Bayern und Württemberger in Burgund und in der Dauphiné.

Dieser zweite Pariser Friede wurde erst am 20. Nov. 1815 unterzeichnet.

Die wiedereingesetzte Regierung Ludwig XVIII., eines verständigen und gemäßigten Mannes, verfuhr gegen ihre Gegner ebenfalls glimpflich. Nur konnte der Abfall, den sich Einzelne während der 100 Tage grell hatten zu Schulden kommen lassen, nicht ungestraft bleiben, da die Mehrheit der herrschenden Partei mit Ungestüm darauf drang. Daher wurde der Oberst Labedoyère, der bei Grenoble mit seinem Regiment zuerst zu Napoleon übergegangen war, durch einen kriegsgerichtlichen Spruch, und der Marschall Ney durch einen Spruch der Pairskammer erschossen. Ney starb mit dem Muth eines Kriegers, und der Tod dieses Mannes, der einst zu den größten Siegen Frankreichs beigetragen hatte, bereitete der Restauration keine größere Sicherheit, vermehrte vielmehr die Zahl ihrer Gegner. Alle Napoleoniden wurden bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt, eben so alle ehemaligen Conventglieder, die für Ludwig's XVI Tod gestimmt hatten und nach Napoleon's Rückkehr von Elba ein Amt oder die neue Verfassung angenommen hatten.

Unter diesen Verbannten befanden sich auch der stets zweideutige Fouché, der „ehrliche" Carnot und der frühere Constitutionsmacher Siéyes. Den

zum Tode verurtheilten Lavalette, Generaldirector der Posten, rettete seine Frau, die Nichte der Kaiserin Josephine, dadurch, daß sie im Gefängniß die Kleidung mit ihm tauschte und er so über die Gränze entkam. — Der Doppelgänger Talleyrand, der Leiter des Ministeriums, der sich lieber als Beschützer und Vormund der Bourbonen, denn als ihren Diener und Unterthanen ansah, und daher in dieser Stellung für den mit Geist begabten Ludwig etwas Verletzendes hatte, mußte bald zurücktreten und dem Minister Herzog von Richelieu (einem Enkelsohn des historisch berühmten Marschalls) Platz machen, dessen fleckenloser Ruf allen Parteien Vertrauen einflößte. — Die Reaction führte übrigens in einigen Gegenden zu argen politischen Reibungen. Mit besonderer Wuth wurden im Süden von den Royalisten die Republikaner und Bonapartisten verfolgt, und in einigen Gegenden schlug die politische Verfolgung auch in die religiöse über, indem z. B. in Toulouse, in Poitiers und Nismes die Protestanten als vermeintliche Anhänger der Revolution blutig verfolgt wurden. Selbst königliche Befehlshaber, die dem Unfug solcher Verfolgungen steuern wollten, fielen als Opfer derselben, wie denn auch der Herzog von Angoulême mit seiner Gemahlin zu Poitiers aus diesem Grunde in Lebensgefahr schwebte.

Napoleon selbst — „der Urheber des über Frankreich gekommenen Unheils", „der Feind der Ruhe und Freiheit Europa's", „der Genius des Bösen", wie ihn nun die französischen Zeitungen nannten, während das gemeine Volk in Plymouth ihm Beweise großmüthiger Bewunderung gab und die Bedeutung der gefallenen Größe empfand, — war am 4. Aug. an Bord des Schiffes Northumberland gebracht worden, das mit ihm am 8. Aug. Abends den Hafen von Plymouth verließ, am Morgen des 9. die französische Küste in Sicht bekam (wobei ihr Napoleon ein „Lebewohl, du Land der Tapfern!" zurief) und nach einer ungestörten Fahrt, auf der ihn die Schiffsbemannung mit der größten Rücksicht behandelte, am 17. Oct. das Felseneiland St. Helena erreichte, das Napoleon am 18. betrat. Anfangs war er unter die Aufsicht des milden Gouverneurs Cockburn gestellt, der aber bald durch den strengen Hudson Lowe ersetzt wurde. Doch hatte Napoleon wenigstens den Trost, daß treugebliebene Freunde die Gefangenschaft mit ihm theilten: denn in seinem Gefolge befanden sich die Generale Gourgaud und Bertrand, (letzterer mit seiner Familie), der Graf von Montholon und dessen Gemahlin, der Graf Las Cases und sein Sohn, der Kammerdiener Marchand, der

Arzt Automarchi und zwei Abbés. Allein das an sich zwar nicht ungesunde, aber für Napoleon's Natur unzuträgliche Klima, die Unthätigkeit, deren sein rastloser Geist nicht gewohnt war, dazu der Aerger und die Ungeduld über die Beengtheit seiner von allzu großer Vorsicht aufs strengste überwachten Haft, beugten den stolzen Geist des ehemals Mächtigsten unter den Mächtigen der Erde, bis er nach sechsjähriger Seelenpein am 5. Mai 1821 starb.

So scharf und klar er in seinem Exil über die Verhältnisse seiner großen Vergangenheit urtheilte, so blind blieb er über alle von ihm begangenen Fehler, die seinen Sturz herbeiführten: er leitete die Grundursachen desselben immer von andern Personen und äußern Umständen her, und betrachtete Frankreich gleichsam als sein ihm mit Unrecht entrissenes Eigenthum. Dabei glaubte er fest an die Wiederherstellung seiner Dynastie, dachte aber dabei nur an seinen Sohn. Als seine Krankheit, die ihn im Februar an's Lager fesselte, zunahm und ihm sein Ende ahnen ließ, dictirte er sein Testament, worin er nicht nur seine Verwandten, sondern auch die treuen Genossen seiner Gefangenschaft und viele andere Personen bedachte, die ihm einst besondere Dienste erwiesen hatten. — Im März sagte er zu seinem Arzte: „Nicht die Schwäche, sondern die Kraft vernichtet mich; das Leben ist's, was mich tödtet! — Am 22. April meldete ein Diener, man habe in der vergangenen Nacht einen Kometen bemerkt: „Einen Kometen? rief er, ein solcher war der Vorbote von Cäsar's Tod!" Da er in seinem Testamente erklärt hatte, daß er im Bekenntniß des katholischen Glaubens sterbe, ließ er sich am 3. Mai die Sterbsacramente reichen. Noch am letzten Tage beschäftigte er sich in seinen Schlummerphantasieen mit den Grundideen seines Lebens, denn seine letzten Worte waren: „An der Spitze der Armee! Frankreich!" — Während er Abends (11 Minuten vor 6 Uhr) verschied, braus'te (wie bei Cromwell's Tode) über die Insel ein furchtbarer Orkan hin, der die Baumgruppe, unter welcher Napoleon oft hatte frische Luft zu schöpfen gepflegt, mit den Wurzeln ausriß. — Am 28. Mai wurde sein einbalsamirter Leichnam in seiner gewöhnlichen Uniform in einen vierfachen Sarg gelegt, und dieser mit dem Mantel, den der Held bei Marengo getragen, gedeckt; dann ward er von 24 englischen Unteroffizieren getragen und von dem Gouverneur, den Behörden und der Garnison begleitet, in der Nähe einer mit zwei Weiden beschatteten Thalquelle, an deren Wasser er sich oft erquickt hatte, unter dem Donner der Küstenbatterien und sonstigen militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet. Als die Feier beendet war, brach sich jeder der Anwesenden ein Blatt von den Weiden, und ein gleiches Andenken nahm sich in der Folge Jeder der zahlreichen Fremden mit, die auf dieser Insel einkehrend das Grab des Helden besuchten, dessen Schwächen Vielen vor seiner Größe mehr und mehr zurücktraten.

Unbestritten gehört Napoleon I zu den großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, in deren Gang er als ein Werkzeug der Absichten Gottes mit der Menschheit so gewaltig einzugreifen bestimmt war, daß sich die Wirkungen der durch ihn eingetretenen Weltveränderungen auf weit hinaus erstrecken. Noch ist die Zeit nicht da, in welcher die Geschichte dieses außergewöhnlichen Menschen, der alle traditionellen Schranken mit der Macht eines Orkans durchbrochen und die Welt in neue Bahnen der Bewegung geworfen hat, allseitig und unbefangen kann dargestellt werden.

3. Die heilige Allianz.

Der wunderbar rasche Wechsel der Dinge, der in Napoleon's mächtigem Steigen und raschem Fallen, in dem plötzlichen Umschwung der Politik, die er geschaffen und mit so großer Kraft aufrecht erhalten hatte, so wie in der Vertreibung und Wiederzurückführung so vieler Fürsten —, sich vor den Augen aller Welt dargestellt hatte, verfehlte nicht, in den Gemüthern der Menschen, die in den höchsten, wie in den niedersten Kreisen davon berührt worden waren, den tiefsten Eindruck zu machen, und ernste Gemüther konnten nicht umhin, darin die augenfällige Hand Gottes zu erkennen, der allein solche „Gewalt übt mit seinem Arm, und zerstreuet, die hoffährtig sind in ihres Herzens Sinn, der da stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen."

Von dieser Stimmung, welche besonders in Deutschlands gebildeten Kreisen lebendig wurde, waren vor Allen die drei hohen Häupter erfüllt, welche den eisernen Stab des durch Gottes Macht vor ihren Augen niedergeschmetterten Weltbedrängers mehrmals schwer gefühlt hatten. Sowohl der religiös erregbare Kaiser Alexander, als auch die beiden ruhigen und bedachten deutschen Monarchen, König Friedrich Wilhelm III und Kaiser Franz II hielten es bei der Betrachtung, daß in Napoleon's Entfremdung vom tieferen christlichen Lebensquell die Hauptursache seines Falles gelegen, für eine heilige Pflicht, nicht nur sich näher unter einander anzuschließen, sondern auch der Welt ihre Achtung vor dem christlichen Glauben zu erkennen zu geben. Daher schloßen sie am 26. Sept. 1815 einen Vertrag, unter dem Namen heiliger Bund, worin sie erklärten, einander im Sinne des Evangeliums brüderlichen Beistand leisten

und ihre Völker in Liebe, Gerechtigkeit und Frieden regieren zu wollen. Auch luden sie alle andern Mächte, welche mit ihnen die Anwendung der christlichen Grundsätze auf die Politik anerkennen würden, zum Anschluß an diesen Bund ein. Die meisten erklärten nach und nach ihren Beitritt, doch England, Nordamerika, Frankreich und der Kirchenstaat versagten ihn: die beiden erstern, weil sie in solchem von unbeschränkten Mächten ausgehendem Bunde Keime des Absolutismus sahen; Frankreich, weil das damalige Parlament nicht darauf eingegangen wäre, indem dort nicht die Person des Herrschers, sondern die Nation das öffentliche Recht bilde und auslege; der Papst endlich, weil die römische Hierarchie sich allein als Inhaberin der christlichen Wahrheit betrachtet und sich keiner andern, als von ihr ausgehenden religiössittlichen Anordnung unterwirft. (Erst als Frankreich das erwähnte Ministerium Richelieu und ein neues Parlament erhielt und darum der Monarchencongreß zu Aachen im J. 1818 der französischen Regierung auf ihre Bitten die Räumung Frankreichs von den Besatzungsheeren der Verbündeten bewilligte, bat Ludwig XVIII gleichfalls um die Aufnahme in den heiligen Bund und erhielt sie.)

Die heilige Allianz ist in sehr entgegengesetzter Weise beurtheilt worden, indem einerseits die Anhänger der absoluten Monarchie sie himmelhoch prießen, anderseits die Anhänger der Revolution und des Liberalismus sie als ein Werk der Täuschung und als ein klug ersonnenes Mittel zur Unterdrückung der Völker ansahen. Daß jene Fürsten, welche die Idee dieses Bundes faßten, es bei seiner Schließung redlich meinten, und nach der napoleonischen Aera ungerechter Vergewaltigung eine Aera des gerechten Waltens über die Völker heraufführen zu können hofften, ist mit Ehren anzuerkennen. — Das Bedenkliche bei diesem Acte lag nur darin, daß die Contrahenten glaubten, die bloße Subjectivität dieses Vereins könne eine objective, unverletzliche Garantie bieten, während doch die aus so vielen, größtentheils unwiedergebornen Elementen bestehenden Staaten einander noch vorherrschend in der bloßen Kraft des natürlichen Menschen gegenüberstehen und einander nach den eigensüchtigen Trieben ihrer Natur zu vervortheilen trachten. Daher ist auch die Idee dieses Bundes nicht zur vollen Ausführung gelangt, und wird in der Form der Politik auch nie dazu gelangen, weil das an das Tiefinnerste jedes Menschen gewiesene Evangelium mit der Politik seine Auf-

gabe nicht ohne die Gefahr, selbst Schaden zu leiden, theilen kann. Die Inconsequenz dieser, wenn auch noch so edel und fromm gemeinten, Vermischung stellte sich auch bald dadurch heraus, daß man zwar die Revolution nach Unten eifrig zu unterdrücken suchte, der Revolution von Oben aber, wie z. B. in Spanien, freien Spielraum gewährte, und daß sonst auch die wohlgemeintesten Ansätze zu einer durchweg christlichen Politik theils an dem innern Widerspruch ihres Begriffs, theils an der Macht äußerer Verhältnisse, hauptsächlich aber an der Entartung des Geschlechts scheiterten. Die Erkenntniß dieser Inconsequenz entbindet jedoch keinen Christen, auch den auf dem Throne nicht, von der Pflicht, seine Schritte in der Politik nach den Grundsätzen christlicher Moral zu richten: denn es bedurfte nicht erst einer heil. Allianz, um zu einem christlichen Regiment zu verpflichten, sondern diese Verpflichtung liegt bereits eben so im Glauben, in den Institutionen und in der Geschichte der christlichen Völker, wie in der Bestimmung der Menschheit überhaupt, und auch vor der heiligen Allianz gab es so manchen Fürsten, der, so viel an ihm lag, bestrebt war, im Sinne des Evangeliums sein Volk zu regieren und in diesem Sinne mit andern Staaten zu verkehren.

Achtundzwanzigstes Buch.

Die Zeit nach dem Wiener Congreß bis zur Julirevolution.

---

1. Kapitel.

Stand der europäischen Bildung und Literatur am Ende des 18. und im ersten Drittheil des 19. Jahrhunderts.

1. Deutsche Kunst in dieser Periode. Dichtkunst: Die Humoristen. Schiller und Göthe in der dritten Periode ihres Schaffens. Der Schiller'sche Nachfolgerkreis. Die Schicksalsdramatiker.

Vor der weitern Darstellung der äußern Entwicklung der neuesten Zeit ist noch die innere Seite dieser Periode des Weltlebens vom Ende des 18. Jahrhunderts an durch die Ruhezeit hindurch, welche die Wiener Congreßbeschlüsse herbeigeführt haben, in so weit darzulegen, als diese inneren Verhältnisse nicht schon in der Darstellung einzelner, die politische Gestaltung der Welt bedingender, sittlicher Momente berührt wurden. Demnach übrigt noch die Angabe der bis dahin vorgekommenen wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Religion und Kirche, so wie der merkantilen und industriellen Thätigkeit.

Um zunächst mit den Zuständen auf dem Gebiete der Kunst zu beginnen, so wollen wir von Deutschland ausgehen und zuerst einen Blick auf die poetische Literatur dieser Periode werfen. Noch ehe uns da die letzte Stufe der klassischen Wirksamkeit Schiller's und Göthe's entgegentritt, von denen jener in mehr subjectiver, dieser in mehr objectiver Weise den Gegensatz der realen und idealen Welt künstlerisch zu versöhnen strebte, ist einer Dichtergruppe zu gedenken, deren poetische Thätigkeit in vorherrschend subjectiver Art das eigne Ich zum Gegenstand machte, in so fern es, von Außen ebenso gut durch Großes, als auch nur durch Kleines und Alltägliches angeregt, die augenblickliche Stimmung seines Innern bald in wehmüthigen und gefühlvollen, bald in gereizten und spottenden, jetzt in erhebenden, dann unmittelbar darauf in wieder niederschlagenden, möglichst originellen und darum überraschenden Ergüssen herauszugeben liebt, so daß die Theilnahme zwischen den also erzeugten dichterischen Gestaltungen und der Person des Dichters getheilt bleibt, und vom stets contrastirenden Wechsel nicht festgehalten, sondern je nach der Laune des Dichters eben so schnell angezogen, als abgestoßen wird. Es ist dieß jene Dichtungsgattung, welche man Humoristik nennt. Sie kam zuerst (zum Theil wenigstens) in England durch die viel gelesenen, heute noch beliebten Romane von Sterne, Fielding, Smollet u. a. auf, und wurde in Deutschland zur Zeit der Gefühls- sowohl, als Originalitätssucht leicht angenommen und eigenthümlich ausgebildet. Sie wurzelt rein im Subjectiven und ist eine Mischung von tief-Gefühlvollem und muthwillig-Launenhaftem, von hoch-Idealem und niedrig-Realem, die im Einzelnen oft hoch ergötzt oder erhebt, im Ganzen aber bei andauernder Länge keine Befriedigung gewähren kann. Mischt sich dieser Dichtungsart die Satire und die Elegie bei, so verwundet jene nicht, auch wenn sie trifft, und diese geht leicht in zerfließende Empfindung über.

Von solcher Art waren: Theodor Gottlieb v. Hippel mit seinen „Lebensläufen in auf- und absteigender Linie," worin die elegische Stimmung — und mit seinen „Kreuz- und Querzügen von A bis Z," worin die satirische Stimmung, jedoch ohne satirische Wirkung vorherrscht; — Georg Christoph Lichtenberg in seiner witzigen Erklärung der ho-

garthischen Kupferstiche, worin zwar die Satire auch keine Spitzen hat, aber die Darstellung der beschriebenen Charactere schlagend und die Diction vortrefflich ist.

Am bedeutendsten in diesem Fach ist **Jean Paul** Friedrich Richter, der edelste Repräsentant des Humors, dessen eines Auge für die Thorheiten der Welt ein mildes Lächeln, dessen anderes Auge für das sittliche und sonstige Elend der Menschheit eine heiße Thräne hat, so daß er am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts — also zu einer Zeit, die selbst zwischen Ideal und Wirklichkeit auf das Contrastirendste getheilt war, — der „Liebling" der gebildeten Lesewelt war, wie er es zum Theil vorzüglich dem Jünglingsalter noch ist, das auch in jenen Zwiespalt von kleinen und großen Gedanken, von idealen und realen Bestrebungen gestellt und noch nicht zur klaren Entschiedenheit männlichfester Auffassung des Lebens gekommen ist.

Jean Paul hat besonders wegen der sehnsuchts- und wehmuthsvollen Innigkeit seines Herzens, wegen der sittlichen und idealen Richtung seiner Natur, wegen der sprühenden und leuchtenden Blitze seines reichen Geistes, zum Theil auch wegen der vielen dunkeln, räthselhaften und zu Lösungsversuchen auffordernden Stellen in seinen Schriften seine Bewunderer gefunden, welche darüber die große, daneben zusammengehäuft liegende, unverarbeitete Masse Stoffes, über die er künstlerisch nicht Herr geworden ist, gern mit in den Kauf nehmen. Gewiß ist, daß er bei allen seinen Fehlern ungemein viel Anregendes hat, gewiß ist aber auch, daß, wer der Art und Weise Jean Pauls hingegeben bleibt, zu einem echten Kunstgeschmack nicht gelangen wird. Was seine Religiosität betrifft, so ist sie, so tief und wahr gefühlt sie mit ihrer rationalistischen Trias von Gott, Tugend und Unsterblichkeit durchweg in seinen Schriften hervortritt, dem positiven Christenthum abgewandt, das ihm nur in dem Gespenst einer todten und darum finstern Orthodoxie bekannt war, daher er auch seinem Sohne rieth, sich an das „heitere Christenthum eines Herder, Jacobi und Kant" zu halten.

An Jean Paul, meist aber nur an seine Fehler, schloßen sich noch andere Humoristen an, unter denen Amadeus Hoffmann, nachdem er anfangs in den „Serapionsbrüdern" eine Reihe origineller, meisterhafter Erzählungen geliefert hatte, später durch seine unheimliche wilde krankhaft-überreizte Phantasie die Welt, in der sich sein Geist bewegte, zu einem „sinnverwirrenden Zerrbild" machte. Der bessere unter ihnen ist Ernst Wagner, dessen philosophische Romane wenigstens von einer Gabe poetischer Gestaltung und lieblicher Naturschilderung

zeugen, wenn ihr gleich die ihnen zum Grunde liegenden practischen Tendenzen oft schaden.

Betrachten wir nun die letzte Entwicklungsstufe der Schiller'schen und Göthe'schen Muse.

In Bezug auf Schiller ist schon oben (XXIV. 6, 5.) seines Strebens nach dem Idealen und seiner vorherrschend subjectiven Richtung erwähnt worden. Dabei wurde gesagt, daß ihn sein Studium der Geschichte und Philosophie, mehr aber noch sein naher Verkehr mit Göthe, dem plastisch-Objectiven, vor den äußersten Abwegen des Subjectivismus bewahrt hat, wiewohl die „Geschichte" ihm nur das Mittel zur Verleiblichung seiner Ideale und erhebenden Empfindungen war, der Umgang mit Göthe aber seiner ureigenthümlichen Natur keine wesentlich andere Richtung geben konnte, und es auch nicht sollte.

Schiller gestand selbst in Bezug auf seine historischen Leistungen ganz offen: „Ich werde immer eine schlechte Quelle eines künftigen Geschichtforschers seyn, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden; aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden. — Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." — Die Ideen der „Freiheit" und „Menschheit," wie sich jene „im Kämpfen," diese im „Fortschreiten" darstellt, die zu seines Lebens innerstem Wesen gehörten, waren ihm auch die zwei einzigen Grundgedanken, die er in der Geschichte fand, und weil gerade die ganze damalige von der französischen Revolution aufgeregte Zeit von denselben Ideen bewegt war, so fanden damals auch seine historischen Arbeiten einen um so größeren Leserkreis, je mehr dieser seine eigenen Gedanken und Urtheile in genialer Darstellung darin wieder erkannte. Wie die Geschichte ihm auch den von ihm glücklich gewählten Stoff zu seinen Dramen gab, ist schon erwähnt worden.

Neben einigen seiner oben schon gekennzeichneten Dramen gab Schiller in dieser der dritten Periode seines Schaffens das Vorzüglichste in denjenigen seiner lyrischen Gedichte, welche wie der Spaziergang, das Glück, der Genius, das Ideal und das Leben, die innersten Geheimnisse seines dichterischen Geistes erschließen. Ungeachtet seiner großen Täuschung, das gesunkene Geschlecht durch die „Ausbildung des Schönheitssinnes zur sittlichen und politischen Freiheit" erheben zu können, giebt ihm jedenfalls sein

Streben, den heiligsten Interessen der Menschheit zu dienen, so wie sein Glaube an eine „über die Sinnlichkeit und über den moralischen Zwang hinausliegende höhere Entwicklung der Menschheit“ seinen hohen Rang in der Literatur, und besonders werden die noch in der Periode des Strebens und Ringens Stehenden und die dem Phantasie- und Gefühlvollen Geneigten von ihm sich angezogen fühlen, während sich der durch vielfache Lebenserfahrungen hindurchgegangene Mannesgeist mehr mit Göthe beschäftigen wird, wenn auch beide über das Höchste und Letzte keinen Aufschluß zu geben vermögen. Wie hoch übrigens beide in künstlerischer Beziehung stehen und wie sie sich in ihrem Dichterwerth zu einander verhalten, ist auch schon oben angedeutet worden, desgleichen wie sich beide zum offenbarungsglaubigen Christenthum verhielten. (XXIV. 6, 5. a. E.)

Göthe's Dichtungen in der dritten Periode seines Schaffens sind: sein als „psychologisches“ Drama weltberühmter Faust; seine freilich dem Stoff und der Form nach unharmonischen, weder ästhetisch, noch sittlich befriedigenden Meisters Lehrjahre; seine der Form nach meisterhaften, dem Inhalt nach eine „Krankheit der modernen Welt“ psychologisch darstellenden Wahlverwandtschaften, die zwar durch die Vernichtung ihrer schuldigen Opfer auf eine sittliche Wirkung berechnet sind, aber nichts desto weniger unsittlich wirken; ferner die kunstvolle, als Dichtung und Wahrheit bezeichnete Darstellung „Aus meinem Leben,“ bei der er uns zwar Manches verschwiegen, aber nichts eigentlich ersonnen oder als Wahrheit ausgegeben hat; endlich sein „West-östlicher Divan,“ welcher Göthe's Virtuosität, auch fremde Stoffe und Formen wiederzugeben und mit deutschem Geiste zu durchdringen, in glänzender Weise kund gab.

Der **Faust**, zu dem er schon frühe die Idee gefaßt, ihn aber erst 1790 und zwar als Fragment erscheinen ließ, trat 1808 als volle Tragödie an's Licht und steht in genauer Beziehung zu der Zeit, in der sie entstand, einer Zeit, in welcher die Individuen im „Ueberdruß am traditionellen Wissen“ und im unersättlichen Streben nach den verschiedenartigsten Erkenntnissen (selbst nach übernatürlichen: es war die Zeit Cagliostro's), wie nicht minder von einem gewaltigen Drang nach Stillung des unbefriedigten Herzens mit unbestimmten, unklar gedachten Idealen erfüllt, und von einer Sucht nach selbsteignem Kosten aller möglichen Genüsse des Lebens

befallen war. Der göthische Faust steht aber eben sowohl in genauester Beziehung zu dem Dichter selbst, der den Menschen, als solchen, darstellt, wie er in der Dualität seiner Natur „sich selbst gegenüber gestellt ist im Wissen und Wollen, im Erkennen und Genießen, in Kraft und Schwäche, in Gewißheit und Zweifel, in Wahrheit und Irrthum," und die Schranken seines Daseyns zu überschreiten sucht, um das Unbedingte im Wissen und Genießen zu erreichen, aber — folgend dem mephistophelischen Zuge nach Unten und nur durch eine schwache Erinnerung an den Glauben seiner Jugend vorübergehend gehalten, — sich zuletzt dem Bösen für den Fall hingiebt, daß ihm je ein Genuß ganz genügen würde, und darum nun im Dienste des Bösen in die Untiefen der Lust und durch sie zu Verbrechen hinabsinkt, worauf er nach also mißlungenem Versuch, durch Wissen und Genießen das Höchste zu erlangen, einen andern Weg betritt, der im zweiten Theil der Fausttragödie, welchen Göthe erst nach einem langen Zwischenraum gedichtet hat, angegeben wird. Es ist dieß der Weg der That, den der Dichter seinen Helden nun betreten läßt, um ihn auf demselben zur Versöhnung mit Gott zu bringen. Dieß geschieht aber nicht durch jene wahre und einzig passende That der von Christus geforderten gründlichen Metanoia (Buße) und vertrauensvollen Erfassung des Bürgen, um dessentwillen allein Gott dem Gefallenen die vergebende, rettende Hand reicht, sondern es sind dieß einzelne Thaten literarischer, künstlerischer, politischer und anderer gemeinnütziger Thätigkeit, die den Ruhe- und Rastlosen retten soll, bis ihn mitten in solchem Treiben und Jagen der Tod überrascht, worauf seine Seele, auf welche nun Mephistopheles Anspruch macht, durch die theilnehmende Liebe der Engel gerettet wird.

Somit wäre also — abgesehen von den sonst noch eingeflochtenen, tiefsinnig gedachten und von Andern tiefsinnig gedeuteten Allegorieen dieses zweiten Theils — der sittliche Werth und das ewige Heil der Menschenseele von nichts weiter abhängig gemacht als — auf Seite des Menschen — von einem bloßen abstracten Streben an sich, ohne die volle sittliche, nach Heiligung ringende Kampfesarbeit im Innern und ohne das vertrauensvolle Erfassen der nach unserer Rettung sich ausstreckenden Helfershand, anderseits von der liebenden Theilnahme höherer Geister, also zwar von der Barmherzigkeit Gottes, aber von einer Barmherzigkeit, die weder auf den Glauben, noch auf die aus dem Glauben kommende Liebe, noch auf die auf dem Glauben und der Liebe ruhende Hoffnung sieht. Es ist damit zugleich die bequeme Religionsansicht des Dichters ausgesprochen, der das positive Christenthum an Andern zwar ehrt, ja aus der Atmosphäre desselben selbst theilweise Odemzüge geschöpft hat, aber es als etwas Specifisches für sein eignes Bedürfniß entbehren zu können glaubt, wie seine ganze religiös-flache Zeit, deren Spiegel er ist.

Dem „westöstlichen Divan" widmete er seine Zeit und Kraft in der Periode jener, alle deutschen Gemüther mit dem Feuer der Begeisterung erfüllenden Freiheitskriege, gegen welche sich Göthe's neutrale Natur eben so zurückhaltend und passiv verhielt, als er es in seinen jüngern Jahren bei der Bekämpfung der Revolution durch deutsche Kraft und deutschen Sinn war. Es ist bemerkt worden, daß Göthe, so wie er damals in Hermann und Dorothea in das Innere des häuslichen Kreises (wenn auch bei diesem Epos die Zeitbewegung den Hintergrund lieh) sich flüchtete, so sich nun vor dem Begeisterungssturm des deutschen Freiheitskrieges „gewissermaßen in den Orient zu retten" suchte. Hatte er doch in den Zeiten politischer Unruhen und Bewegungen auch seine naturwissenschaftlichen Forschungen und Werke (die „Farbenlehre" und die „Metamorphose der Pflanzen") als einen Ableiter gegen das ihm mißbehagende Treiben der Außenwelt angewendet. Wie sehr seinem Ruhe liebenden, allem Stürmen und Drängen längst abgeneigten Geiste die Gedanken an Erhebung des nationalen Geistes und an Abschüttelung des französischen Fremdjochs ferne standen, zeigt jene Aeußerung Göthe's, deren Ernst Moritz Arndt in seinen „Erinnerungen" gedenkt. Es trafen sich nämlich Göthe und Arndt zu Dresden im Hause von Theodor Körner's Vater, als eben dessen Sohn die Mittheilung machte, daß er in das Lützow'sche Corps eingetreten sey. Da Göthe die Freude des gleichfalls für die deutsche Sache glühenden Vaters sah, rief er mißbilligend aus: „Ja schüttelt nur Eure Ketten! der Mann (Napoleon) ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht brechen!" Steht nun freilich Göthe in dieser Beziehung einseitig da, so ist diese Einseitigkeit eben auch auf Rechnung seiner plastischen Natur zu setzen, die alles Gährende, noch unruhig Bewegte, das ihn aus den ihm völlig bewußten Schranken seiner Individualität hätte hinausdrängen können, stets als ihn in seinen Conceptionen störend und verwirrend von sich ablehnte. Daß er in dieser Ablehnung „kalt" und „vornehm" allen Denjenigen erscheinen mußte, deren Natur auf anderem, weniger neutralen Grunde ruhte, ist begreiflich. Er blieb bis an's Ende diesem seinem marmorglatten, gerundeten Wesen getreu; aber aus dem gleichen Grunde brachte er auch nie etwas hervor, was nicht durch und durch aus seinem eigensten Trieb ungesucht und ungezwungen hervorgieng, und gerade darum haben auch seine Dichtungen eine so eindringende Wirkung auf ihre ganze Zeit gehabt und werden sie auch noch in der Folgezeit bei den ihm verwandten Naturen haben.

Schiller und Göthe in ihrer verschiedenen Klassicität haben ein Jeder seinen eigenen Nachfolgerkreis erhalten. Schiller's idealer und freiheitsliebender Sinn, und mehr noch seine pathetische, reflectirende und sententiöse Darstellungsweise hat Viele zur Nachahmung bewogen; doch was bei Schiller ursprüngliche Na=

tur war, wurde bei Manchen seiner Nachfolger zur Manier. Besonders hat der von ihm in der Braut von Messina (XXIV. 6, 5.) angeschlagene Ton die Gattung der an innerer Unwahrheit krankenden Schicksalsdramen hervorgerufen, von denen eine Zeit lang die Literatur und die Bühne heimgesucht war.

Zu den angesehenern Dramatikern der fatalistischen Richtung gehören Zacharias Werner aus Königsberg († 1823), welcher seinen Dramen zugleich ein krankhaft mystisches Element beigemischt hat; Adolph Müllner († 1820) in Weißenfels, der sich zugleich als Lustspieldichter und schneidender Kritiker eine Zeit lang geltend machte; Franz Grillparzer, der aber den obgenannten Irrweg bald verließ, und in einer Reihe anderer Dramen seinen höhern und mehr selbständigen poetischen Sinn im Gewande edler und schöner Sprache bekundete. — Ernst von Houwald, der sich auch im bürgerlich sentimentalen Drama versuchte.

Ein begeisterter Verehrer Schiller's, besonders dessen Neigung zum Rhetorischen theilend, war Theodor Körner. — Eben so lehnen sich im Schwung der Sprache und im feurigen Gefühl der Vaterlandsliebe Max von Schenkendorf und Ernst Moritz Arndt an Schiller an, vereinigen aber damit in ihren Dichtungen zugleich (obwohl in sehr verschiedener Tendenz) das christliche Element. Arndt insbesondere hat durch sein ganzes Leben hindurch bis in sein hohes Alter ein glühendes Gefühl für echte deutsche Freiheit und Größe bewahrt und durch dieselbe einen kräftigenden und erfrischenden Einfluß auf seine Zeit gehabt.

2. Die Romantik: ihre Schwächen und ihre Bedeutung. Novalis; L. Tieck; die beiden Schlegel; Achim von Arnim und Clemens Brentano. Andere Romantiker. Die schwäbische Dichterschule. Rückert. Platen.

Da Göthe die Gabe, das menschliche Herz in seinen verborgensten Tiefen zu fassen, und seine Gefühle und Gedanken, so wie seine Charactere vollendet darzustellen, in einem hohen Grade besaß, so hat er bei der Allseitigkeit seines Genius und seiner Entferntheit von aller Manier für die zweite und dritte Periode seiner Dichterentwicklung keine so spezifisch ausgesprochenen Nachahmer haben können. Dafür gab es Viele, welche die eine oder die andere Phase seines Dichtergeistes herausgriffen und sich bei ihren Productionen an dieselbe anlehnten.

Indeß hat gerade die Universalität, die in Göthe's Geiste lag, so wie die Universalität der poetischen Bildung, die sich bereits durch ihn in seiner Umgebung zu Weimar, und seit seiner Verbindung mit Schiller auch in Jena, dem damaligen Sammelplatz so vieler andern geistigen Größen, im Leben geltend machte, eine Reihe poetischer Geister zu dem Gedanken angeregt, die Poesie in alle Kreise der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens einzuführen und so gewissermaßen die Einheit der Poesie und des Lebens herzustellen. Da aber das Leben der modernen Welt im Allgemeinen viel zu weit von jener Einheit abstund, und insbesondre die Wirkung der Revolution sich auch in der Vernichtung der Poesie im Leben, alles Glaubens in der Kirche, im Staat und in der Familie geäußert hatte, so lag es jenen Geistern nahe, die Verschmelzung der Poesie mit dem Leben in dem germanischen Mittelalter mit seinem Ritterthum und seiner Cultuspracht, mit seiner Mystik und heiligen Kunst zu finden und nach diesem Muster das Leben der Gegenwart zu gestalten und dieselbe sammt ihrer Literatur von allem durch die Aufklärung eingedrungenen Unschönen, Unsittlichen, Glaubenslosen und Gemeinniedrigen zu befreien.

Das Zurückgehen auf das Mittelalter und seine Anschauungen wurde zunächst durch das Anlehnen an jenen frühern Zug des göthischen Dichtergeistes nach dem Quell echter Volkspoesie eingeleitet, und da man diesen Quell in der deutschen Volksdichtung des 13. Jahrhunderts erkannte, so zog man zunächst jene Volkssagen und Volkslieder mehr an's Licht, sammelte alles sonst Volksmäßige auch aus andern Jahrhunderten und bildete jene Sagen in neuen Formen nach; auch zog man dabei nicht nur die Sagenpoesie des ganzen germanischen Nordens herbei, sondern knüpfte auch an Shakespeare, Cervantes und Calderon an. Dieses Streben wurde zugleich nach einer andern Seite hin durch die neue naturphilosophische Schule (XXIV. 7, 2.) begünstigt, in welcher Phantasie und Speculation sich innig begegneten und die Natur im Lichte der Poesie verklärt erscheinen ließen.

Aus diesen poetischen und philosophischen Bestrebungen einer Anzahl geistreicher Männer gieng bald eine neue Weltan=

schauung hervor, welche sie selbst die romantische, auch symbolische nannten. Diese Schule der Romantiker hat aber zwei Stadien der Entwicklung durchlaufen, die wohl unterschieden werden müssen.

Die Romantik in ihrem ersten Stadium war im Grunde eine verschlechterte Fortbildung des Humanismus, indem der Humanismus doch in der wissenschaftlichen Bildung und in der Natur, diese Romantik aber bloß in der Kunst das Eins und Alles suchte und zu finden meinte. Die Kunst wurzelte aber diesen Romantikern in der von Verstand, Gefühl und Vernunft gleichsam gänzlich losgerissenen Phantasie, und „auf die Fragen: Was ist Wahrheit? was Leben? wo findet der Geist Ruhe und Seligkeit? hatte sie nur eine Antwort: die Kunst."

Selbst der damals noch „romantische" Schelling suchte zu beweisen, die Kunst sey als „die höchste Offenbarung des Absoluten zu betrachten, von der alle Wissenschaften ausgegangen seyen und in die alle wieder zurückmünden." Daher erhoben die Romantiker alles zur Kunst: „Wissen, Leben, Liebe soll Kunst", jede „Tischunterhaltung ein Kunstwerk" sein; man solle „das Studium des Müssiggangs zur Kunst, ja zur Religion erheben!"

Mit diesem Prinzip verfiel die Romantik allmählig auf die gröbsten Abwege, in sofern in ihr fast alle vorangegangenen verderblichen Richtungen und Tendenzen des emancipirten Ich's hervorbrachen und sich nur in einer schönern Hülle darstellten. Ein Abweg war es schon, daß diese Romantiker bei dem Bestreben, das Leben vom Gemeinen zu befreien, das wirkliche Leben an sich als etwas Gemeines ansahen und es in ein pur phantastisches verwandelten, das zum Prinzipe die Willkühr hat, die sich in maaßloser Ueberspanntheit gefiel und darum es auch nur zu „maaß- und körperlosen" Gestaltungen brachte.

Weit schlimmer aber war es, daß die Romantiker in diesem Stadium zwar auch vom christlichen Glauben redeten, der aber damals auch bei den Besten unter ihnen von einer vorherrschenden Kunst- und Gefühlsschwärmerei durchzogen war. Genau besehen lag jedoch dieser ihrer Religion die Vergötterung des eigenen Ich's zum Grunde.

Jene Kunst- und Gefühlsschwärmerei tritt vorzugsweise in Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", in „Sternbald's Wanderungen" von Tieck, und in einem großen Theil von Novalis Schriften hervor; sie hat auf viele junge Kräfte lähmend gewirkt und sie von ernsteren und strengeren Studien abgehalten, wenn auch anderseits der Gewinn, den Manche für eine reinere und höhere Gefühls- und Ideenwelt, als die in der damaligen Gegenwart herrschende war, daraus schöpfen konnten, nicht geläugnet werden soll.

In Folge dieser absoluten Autonomie des Ich's oder des subjectiven Geistes trat die Sittlichkeit zu dem Glauben dieser Romantiker in ein schiefes Verhältniß, das sich auch in der Behauptung aussprach, der Mensch habe „nur so viel Moral, als er Sinn für Poesie und Philosophie habe; und „die wahre Tugend sey — Genialität!" In Manchem riß jenes autonomische Prinzip der Romantik die Schranken der Sittlichkeit, welche der Humanismus und die Philosophie doch noch geachtet hatten, geradezu nieder, als den „Selbstgenuß des Ich's" störend. Ja einer der Koryphäen dieses Stadiums der Romantik predigte ungescheut die Befriedigung der Fleischeslust, erhob sie zu einer „Kunst", kleidete sie in religiöse Formen und „machte sie durch scheinbare Vergeistigung zum Ziel des Lebens." Das geschah in Fr. Schlegel's Lucinde.

Auf diesem Punct angelangt, erschrack aber die Romantik über sich selbst und kehrte in andern ihrer Häupter von diesem Abweg um, indem sie offen bekannte, daß „weder in der Bildung, noch in der Philosophie, noch in der Kunst volle Ruhe und Versöhnung zu erlangen, sondern nur in der Rückkehr zum Glauben der christlichen Kirche das Heil zu finden sey."

Den ersten Schritt zu dieser Umkehr that Novalis, und einige der andern Führer gaben wenigstens die nüchterne Erklärung ab, daß sie mit jenen frühern romantischen Ideen „nur ein poetisches Spiel getrieben" hätten. Mit dieser Umkehr trat die Romantik in ihr zweites Stadium, worin sie sich bestrebte, „das Leben mit dem Christenthum zu durchdringen, eine christliche Posie, eine christliche Literatur, eine christliche Wissenschaft, einen christlichen Staat herzustellen." Sie machte nun zwar nicht mehr

die Kunst, sondern den christlichen Glauben zum Mittelpunct ihrer romantischen Anschauung, ohne aber diesem Glauben die tiefere Begründung durch die heilige Schrift und durch die mit ihr übereinstimmende innere Erfahrung zu geben; vielmehr entschied bei ihr fortwährend „das Ich in letzter Instanz", also die subjective, von den jeweiligen Empfindungen, Gefühlen und speculativen Ansichten eingegebene Deutung des christlichen Offenbarungsglaubens, mit der bei ihnen (welche doch meist von Haus aus Akatholiken waren) die unbedingte Bewunderung der katholischen Cultusformen Hand in Hand gieng.

Bei allen Verirrungen der romantischen Schule hat sie indeß doch, wie keine andere poetische Schule aller vorangegangenen Perioden, die tiefste Wirksamkeit auf das geistige Leben der deutschen Nation geäußert und zu dessen weiterer Entwicklung ein Wesentliches beigetragen. Sie hat durch ihre begabtesten Geister mit liebender Hingebung die lange verachtet und verborgen gelegenen Schätze, welche unser deutsches Volk in Sang und Sage, in Kunst und Poesie sein eigen nennt, hervorgeholt, und durch Uebersetzung, Umbildung und Nachbildung den Sinn und das Verständniß dafür geweckt; — sie hat das von Herder schon eröffnete Verständniß fremdländischer Dichtungen weiter geführt und durch treffliche Uebertragungen den Reichthum poetischen Stoffs und poetischer Formen vermehrt; — sie hat, der damals herrschenden, platten, geistlosen Aufklärerei eines Nicolai und Consorten gegenüber, mit vollem Recht auf die selbständige Würde der Poesie gedrungen; — sie hat durch ihre poetischen Anregungen die deutsche bildende Kunst, insbesondre die Malerei und Sculptur, zu neuer Blüthe gebracht; — sie hat eine neue Wissenschaft, die Literaturgeschichte, begründet; — sie hat den Anstoß zu einer deutschen historischen Sprachforschung gegeben, in welcher die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm „eine Welt nie geahnter Ideen erschlossen" haben; — sie hat durch ihre kritische Sonde und Schneide, die Abscesse einer angefaulten oder marklosen Phantasie, wie sie in den rohen, aller Wahrheit baaren Ritter- und Räubergeschichten, in den eckelhaftschmutzigen Cramer- und Spießischen Romanen, in den sen-

timentalen und weichlichen Lafontaine'schen Familiengeschichten, in den unpoetischen, verflachenden Kotzebue'schen Bühnenstücken zu Tage traten, mit unerbittlicher, schonungsloser Hand aufgeschnitten und bloßgelegt, und so den Sinn der Bessern in der Nation von den geschmackswidrigen, geistlosen Erzeugnissen jener Literatur hinweg auf den höhern, edlern Geist der Poesie, welcher in den unvergänglichen Meisterwerken der verschiedenen Nationen Europa's allmählig eine universelle Anerkennung fand, hingelenkt und diesen Geist auch in den ihr verwandten Künsten und zum Theil auch Wissenschaften zu dem bis jetzt herrschenden gemacht, wenn sie auch zuweilen in dem sich selbst überschätzenden Wahne stand, selbst Göthen zu übertreffen und Schiller's Dichterweihe bezweifeln zu dürfen; — endlich hat sie gegenüber der damals herrschenden Verwerfung alles Positiven im Christenthum in die Kreise der Gebildeten die verlorne Achtung vor demselben zurückgeführt.

Die bedeutendsten Führer der romantischen Schule sind Novalis, Tieck und die beiden Schlegel, denen sich zunächst, wiewohl in untergeordneter Weise, Achim von Arnim und Clemens Brentano anschloßen.

Novalis, eigentlich: Friedrich von Hardenberg, (denn jenen Schriftstellernamen führte er von einem Familiengut), geb. 1772 im Mansfeldischen, gest. 1801, hatte unter den Romantikern die tiefste Anlage für Poesie, die nur wegen seines zu frühen Todes nicht zur vollen Durchbildung gelangen konnte. In seinem unvollendeten Roman Heinrich von Ofterdingen, dem es an künstlerischer Handlung und Gestaltung fehlt, und in seinen naturphilosophischen Aphorismen bestrebte er sich, „die Natur durch Poesie zu verklären.“ Er huldigt darin bei all' seinem hohen Streben nach Wahrheit einer pantheistischen Mystik, auf die er durch das Studium Spinoza's und Jakob Böhme's gerieth. Ein bleibenderes Verdienst hat er in seinen geistlichen Gedichten, von denen einige Lieder auch in protestantische Gesangbücher übergegangen sind, während in den meisten übrigen sich eine begeisterte Hinneigung zum poetisch-idealisirten Katholicismus kund thut. Deßungeachtet hat der in allen seinen dichterischen Erzeugnissen waltende tiefsinnige, wenn gleich oft unklare, Geist Viele zu einer ernstern Lebensansicht angeregt. In Novalis finden sich die wichtigsten Charakterzüge, welche nach ihm die romantische Schule entfaltet hat, „vereinigt beisammen“, nämlich (nach Gelzer): ein obwohl noch ungeläutertes Zurückgehen auf das von der Zeitbildung aufgegebene Christenthum, zugleich

Befreundung mit der Erscheinung desselben im Katholicismus und mit der Zeit, in welcher diese blühte, mit dem Mittelalter und seiner Poesie; Mystik des Gefühls, Phantasie in Naturbetrachtung versenkt, und doch wieder ein theilnehmender Blick auf die Gegenwart; Verkündung einer neuen Zeit, einer großen, die zerrissene Zeit verjüngenden Religionsepoche."

Ludwig **Tieck**, geb. 1773 zu Berlin, seit 1805 Dramaturg in Dresden, 1840 von König Friedrich Wilhelm IV mit einem Jahrgehalt beehrt, gest. 1853) ist der vielseitigste und fruchtbarste unter den Romantikern. Er trat zuerst mit Novellen (Abdallah; William Lowell) auf, die von einem noch von dämonischen Leidenschaften und Zweifeln verwirrten Gemüth zeugten, davon er sich nachher durch die Mystik Jacob Böhme's und Tauler's zu befreien suchte, ohne jedoch zur Heiterkeit und Klarheit des Geistes zu gelangen. Er gab sich dann, von der Liebe zur Poesie ergriffen und durch seine vertraute Freundschaft zu Wackenroder gezogen, der Schwärmerei für die Kunst hin und schrieb den unvollendet gebliebenen Roman „Sternbald's Wanderungen" Erfüllt von der steigenden Gluth des poetischen Triebs wandte er sich einerseits gegen das Gemeine und Philisterhafte in der Tagesliteratur und geißelte mit Humor und Ironie die herrschende Geschmackswidrigkeit in der Romanenliteratur durch seinen Peter Leberecht, seinen gestiefelten Kater, seinen Prinz Zerbino und seine verkehrte Welt. Anderseits stieg er hinab in den Schacht der deutschen Sagen- und Mährchenwelt und entwickelte in der Genovefa, im Fortunat, besonders im Kaiser Octavian und im Phantasus die Romantik zu ihrer vollen Blüthe. Darauf wandte er sich zu literarischen Studien, deren Früchte er in seiner Vorschule des Shakespeare und in seinen dramatischen Blättern niederlegte; er übersetzte mit Schlegel den Shakespeare und kehrte zuletzt zur Novellenpoesie zurück, von der er ausgegangen war und in der er sich durch feine psychologische Characterzeichnung (namentlich im „Dichterleben" und im „Krieg in den Cevennen") Ruhm erwarb, den jedoch seine letzte Novelle wieder schwächte. Auch als Meister im Vorlesen dramatischer Stücke war er berühmt. (Zu seiner nähern Charakteristik dienen die „Erinnerungen aus Tiecks Leben von Rudolf Köpke, Lpz. 1855.)

August Wilhelm von Schlegel, geb. 1767 zu Hannover, seit 1818 Professor in Bonn, gest. 1845) beweist zwar in seinen lyrischen Dichtungen kein unmittelbares und tiefes Dichtertalent, hat es aber dabei in der Form zur Meisterschaft gebracht. Am bedeutendsten ist er übrigens als Kritiker und Aesthetiker in seinen kritischen Schriften und in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Er und sein unten genannter Bruder Friedrich kämpften in ihren Kritiken besonders gegen das Seichte, Platte und Geistlose in den Werken der Leiter der Tagesliteratur

und brachten den Geist eines Lessing und Göthe zur Anerkennung. Besonders groß war in beiden Brüdern das Talent, die edelsten poetischen Erzeugnisse des Auslands mit Geist und Geschmack in's Deutsche zu übertragen. Durch die von ihm begonnene Uebersetzung des Shakespeare und einiger spanischen Dramen des Calderon erwarb er sich ein ausgezeichnetes Verdienst, wie er denn als Sprachkenner auch das Studium der Sanskritsprache bei uns einführen half.

Friedrich v. Schlegel, Bruder des vorigen, geb. 1772, seit 1808 zu Wien, gest. 1829, hatte als lyrischer Dichter mehr Anlage, als sein Bruder, entbehrt aber dessen Formgewandtheit. Den Eindruck seiner obberührten Verirrungen in der Lucinde hat er durch den hohen sittlichen Ernst seiner nachfolgenden Werke zu tilgen gesucht. Am hervorragendsten ist er als (wiewohl oft allzuscharfer) Kritiker, und besonders ihm verdankt die Geschichte der alten und neuen Literatur ihre jetzige Ausbildung. In seinen Vorlesungen über die neuere Geschichte vertheidigt er den Katholicismus: denn an der Uneinigkeit und Zersplitterung des protestantischen Kirchenwesens (dessen Kern er übrigens nicht kannte) sich stoßend und an der Wiederherstellung einer befriedigenden Einheit im Glauben verzweifelnd, flüchtete er sich 1808 in den Schooß der katholischen Kirche, erwartete aber doch, gleich Novalis „ein drittes, ewiges Evangelium", sah den Katholicismus nur „als Gefäß für seine Mystik und für ein darin fußendes „höheres" Christenthum an, und äußerte in seinen letzten Jahren, daß es „bald minder darauf ankommen werde, ob man katholisch oder protestantisch, wohl aber, ob man überhaupt christlich seyn wolle, dem Alles zersetzenden, um sich greifenden Unglauben entgegen." — An ihm ist jedenfalls die große Theilnahme zu rühmen, die ihn in seinen dichterischen und politischen Bestrebungen für die Freiheit des deutschen Vaterlandes belebte und ihn für die Wiedererweckung des deutschen Nationalgefühls durch Poesie und Geschichte zu wirken trieb.

Achim (Joachim) von Arnim, geb. 1781, gest. 1831) und Clemens Brentano geb. 1778, gest. 1842) haben ihrerseits die Bestrebungen der Romantik zunächst durch die gemeinsame Herausgabe des auch von Göthe freudig begrüßten „Wunderhorn," einer Sammlung von Volksliedern meist aus dem 16. Jahrhundert, (die sie jedoch großentheils neu einkleideten und auch mit andern von ihnen eigens künstlich nachgebildeten vermehrten), gefördert, indem sie das Bewußtseyn über die poetische Vergangenheit der Deutschen in einer tiefergreifenden Weise weckten und nährten. — Arnim's eigene Romane (der Kronenwächter, die Gräfin Dolores) leiden an Formlosigkeit und Mangel innerer Einheit. Deßungeachtet zeugen sie von viel genialem Leben und von schöner Gesinnung. Reizender zum Theil, wenn auch dabei nicht beruhigender, ist die Poesie in Brentano's Romanen und

Mährchen, wiewohl er nicht alles, was er so spannend und lieblich anfieng, fortsetzte und hinausführte. Seine nach Harmonie strebende, aber durch und durch unharmonische Natur bewegte sich übrigens in den stärksten Gegensätzen, die in seinen Werken unversöhnt blieben. — Seine begabte Schwester, Achim's Gattin, Bettina, hat in ihrem Romane „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" den Grundsatz der Romantik, das Leben mit Poesie zu durchdringen, festzuhalten gestrebt und sich dadurch einen Namen gemacht, dessen Glanz jedoch die spätern socialen Schriften dieser „Sybille der romantischen Literaturperiode" wieder verdunkelten.

Es wandte sich nun eine ganze Reihe von Dichtertalenten der Romantik zu, ohne daß jedoch jedes alle Tendenzen derselben verfolgt hätte; vielmehr stellten sich gerade die bedeutendsten darunter auch unabhängige Aufgaben, auf die ihr Talent sie wies. Die vorzüglichsten unter diesen letztern sind Uhland, das Haupt der schwäbischen Schule. — Als Vertreter einer römisch=katholischen Romantik ist der geniale Joseph v. Görres zu nennen, gleichwie Henrich Steffens eine protestantische Romantik vertrat. — Mit Rückert und Platen trat die Poesie aus der eigentlichen Romantik heraus und letzterer bildet den Uebergang zur Poesie der modernen Gegenwart, die wir in der folgenden Periode noch kurz berühren werden.

Ganz Romantiker, wiewohl von untergeordnetem Rang, ist Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. 1777 zu Brandenburg, gest. 1843 zu Berlin, in seinem theils aus den nordischen und germanischen Sagenkreisen entlehnten, theils die mittelalterliche Ritter= und Sängerwelt in zum Theil phantastischer Weise darstellenden Romanen, von denen übrigens dem Zauberring und den Fahrten Thiodolf's ein gewisser höherer poetischer Werth eingeräumt werden muß, den auch sein duftig=zartes Kunstmährchen Undine in Anspruch nehmen kann. Auch seine Lieder zeichnen sich durch eine reiche Phantasie und eine klangvolle Sprache aus.

Unter den romantischen Lyrikern sind Ernst Schulze wegen seiner durch den Schmelz der Sprache und den Wohlklang der Verse ausgezeichneten, aber an allzugroßer Weichheit leidenden poetischen Erzählung „die bezauberte Rose" zu nennen; desgleichen Friedrich Hölderlin (geb. 1733) der aber in seinen durch klassische Form ausgezeichneten Gedichten nicht das Mittelalter, sondern den Geist der antiken Welt romantisch darstellte und in das moderne Leben zu verflechten suchte. (Er starb, umhüllt von der Nacht eines 40jährigen Wahnsinns 1846). — Adalbert von

Chamisso (geb. 1771 in der Champagne, gest. 1838 in Berlin), als trefflicher Lyriker der romantischen Schule (wenigstens der Form nach) angehörig, hat in seinem Roman Peter Schlemihl auf „klassische Weise den innigen Schmerz, das Weh des aus dem Vaterlande, aus der Nation gestoßenen Verbannten aus sich herausgelös't, poetisch gestaltet und — poetisch versöhnt." (Vilmar a. a. O.) — J. v. Eichendorff schrieb Gedichte, Romane und Novellen, die zur ältern Romantik neigen.

Heinrich von Kleist, geb. 1776, 1811 durch Selbstmord untergegangen, hat in seinem romantischen Drama Käthchen von Heilbronn ein poetisches Talent kund gegeben, das nur nicht zur höhern Ausbildung gelangte. In seinem Kohlhaas bewies er eine treffliche Gabe psychologischer Erzählung. — Die oben (K. 1, 1.) angeführten Dramatiker sind, besonders von Seite ihrer Schicksalstragödieen, auch hieher zu ziehen.

Von den Vaterlandsdichtern, dem körnigfrischen Freiheitssänger und deutschem Gränzhüter E. M. Arndt, dem innigen, christlichdeutschen Max von Schenkendorf und dem feurigen Kriegssänger Theodor Körner war schon mehrmals oben die Rede. Auch gehört Fr. A. von Stägemann hieher.

Ein Hauptrepräsentant der romantisch-vaterländischen Richtung ist Ludwig **Uhland**, geb. 1787, seit 1829 eine Zeitlang Professor der Literatur in Tübingen, der Meister und Reihenführer der schwäbischen Dichterschule, dessen „frische, aus reiner deutscher Art entsprungene Lieder einen neuen Morgen deutscher Poesie" zu wecken schienen. Er hat sich durch seinen klarverständigen, sittlich-freien, vaterländischen Geist von den Schwächen der Romantik frei erhalten und seine Liebe zum Mittelalter that seinem Protestantismus keinen Eintrag. Zu den Früchten seiner Studien gehören seine „Auswahl alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder in echten Texten, desgleichen seine Biographie Walter's von der Vogelweide, mit dem er viel Geistesverwandtes hat. — Seine nächsten Nachfolger in der Pflege deutscher Sitte und Gesinnung durch Lied und Dichtung waren Gustav Schwab und Justinus Kerner. Schwab † 1850 gieng zwar von der romantischen Schule aus, wendete sich aber bald zur göthe'schen Objectivität und zeichnet sich, unterstützt von klassischer Bildung, durch eine sinnige und sprachlich reine Darstellung vaterländischer Sagen und Geschichten aus. Bei Kerner herrscht mehr die Empfindung und Phantasie vor, neben welcher, unerachtet einer ungelösten Wehmuth und Schmerzensklage, doch auch ein guter Humor und Witz einhergeht, wie denn besonders seine Lieder den echten Volkston treffen, indem sie „schlagend, kurz, voll Seele und überraschender Bilder" sind. — Erwähnenswerth sind auch die volksmäßigen Lieder Wilhelm Müller's.

Zu diesen schwäbischen Dichtern sind in weiterem Sinne noch zu rechnen, die beiden Pfitzer, Karl Mayr, Eman. Fröhlich, Albert Knapp (der besonders als geistlicher Liederdichter ausgezeichnet ist), Ed. Mörike, Ed. Eyth u. a.

Ein gesundes Nebenfeld der Romantik, nämlich die Natur- und Volkspoesie im Volksdialect, bebaute Hebel (geb. 1760 zu Basel, gest. 1826 zu Schwetzingen) durch seine Gedichte in allemannischer Mundart, in denen sich die treuherzige, naive Sitte seines Volks dem Gebildeten verklärt wiederspiegelt und Natürliches und Sittliches im Volkston innig verwebt ist. — Durch seinen „Hausfreund" bahnte er eine Reform des Volkskalenders an.

In Friedrich **Rückert**, geb. 1789 in Schweinfurt, ist zwar auch ein romantischer Grundzug, aber er schlug mehr in Herder's und Göthe's Geist die Bahn universeller Poesie ein, in der er sich überdieß selbstständig bewegt und mit einem tiefen Gedankenreichthum die reichste Fülle der Formen verbindet. Er hat nach Göthe's Weissagung „die Tendenz einer Weltliteratur auf die Höhe geführt," indem er den indischen, persischen, arabischen und hebräischen Orient auf den Boden deutscher Dichtung verpflanzte und die poetischen Stimmen dieser Völker in seinen Gedichten mit voller Meisterschaft wiedertönen ließ. Mag man auch bei der Ueberfülle seiner poetischen Ergüsse Einzelnes an Form und Inhalt tadeln, immer wird man diesen Dichter „nennen können, wenn es sich fragt, ob die Feinheit, Kindlichkeit, Allseitigkeit der Poesie sich mit der Schonung und Heilighaltung des sittlichen Gefühls vereinigen lasse." — Er ist „stets der ursprünglich deutschen Zucht treu geblieben und hat, von allen Influenzen des modernen Zerrissenheitswesens unberührt, die dem Deutschen (relativ) eigenthümliche Klarheit des Geistes und Gesundheit des Herzens bewahrt." (Vergl Barthel's Nat. Lit.)

An Gedankenreichthum und Reife der Gesinnung unter Rückert stehend, aber an Reinheit und Vollendung der Form und an künstlerischer Technik ihm und allen andern deutschen Dichtern überlegen, ist August, Graf von **Platen**-Hallermünde (geb. 1796 zu Ansbach, gest. 1836 in Syrakus). Er machte auch poetische Streifzüge in den Orient, fühlte sich aber dort nicht so heimisch, sondern suchte für sein Streben nach vollendeter Form die Vorbilder in Latium und Hellas. Die ganze Kraft seines großen Formentalents entfaltete er in der Odendichtung, in der vollen Ausbildung des von Fr. Schlegel mühsam bebauten Sonetts, in seinen polemisch-satyrischen Dramen und in seinen politischen Tendenzliedern. Zwar wird er „mehr gepriesen, als gelesen," weil der Inhalt seiner Dichtungen das Gemüth selten erwärmt, und die Unruhe seines Innern, die Heimathlosigkeit seiner Seele, und seine Bitterkeit über verletzte Eigenliebe den Genuß an den wahrhaft schönen Formen seiner Poesie gar oft stört; dennoch aber wird seine begeisterte Liebe für Kunst stets anregend wirken. Sein von ihm hart behandelter Gegner K. Immermann hat, ungeachtet er ihm in der Form weit nachsteht, mehr poetische Tiefe.

3. Die bildenden Künste: Malerei, Baukunst, Bildnerei. Die Musik.

Die bildenden Künste erfreuten sich seit dem Wiedereintritt des Weltfriedens in unserm Jahrhundert einer bedeutenden Förderung durch die Kunst-Academieen in Düsseldorf, München, Dresden und Berlin. Die Malerei hat sich fortwährend an dem Studium der alten italienischen Meister herangebildet, aber namentlich durch die deutschen Künstler zugleich einen selbstständigen Geist mit Glück zu entwickeln gestrebt. Die Maler P. **Cornelius**, Ludw. Schnorr (in Wien), W. Schadow, Peter Heß, Jul. Schnorr (in Dresden), Overbeck, Bendemann, **Kaulbach**, Rugendas, Lessing u. a. gehören zu den deutschen Meistern ersten Rangs. — In Frankreich stehen die Maler David, Horace Vernet, Gérard, Paul de la Roche oben an, verleugnen aber ihr nationales Naturell nicht. — In England können genannt werden West, Wilkie, Martin. Eine mächtige Anregung zum Wetteifer in höhern Kunstbestrebungen gieng von den aufgekommenen Kunstvereinen und wandernden Gemäldeausstellungen aus, durch welche manches Talent geweckt und allgemeiner Kunstsinn gefördert wird.

Die Baukunst und Bildhauerei wurde besonders durch den Kunstsinn des Königs **Ludwig** von Bayern, der schon als Kronprinz und nachher als König alle Hauptzweige der bildenden Kunst in seinen Schutz nahm und mit großer Freigebigkeit unterstützte, auf eine außerordentliche Weise gehoben. Die glänzendsten Zeugnisse dieses Kunstsinns und der von ihm angeregten künstlerischen Thätigkeit auf diesem Felde sind in München die Glyptothek, die Pinakothek, die Basilika, die Arkaden und die Au-Kirche, deßgleichen die der historischen Erinnerung an große Männer gewidmete Walhalla auf dem Regenstauf bei Regensburg, und neuerdings der restaurirte und mit Bildern von Schraudolph verschönerte Dom von Speyer. Allenthalben in Deutschland entzündete sich an diesem Beispiel der Sinn für Pflege der Kunst, der nun auch im Geist der romantischen Schule an die Wiederherstellung alter Baudenkmäler gieng, insbeson-

dere an den Wiederaufbau verfallener Burgen und Kirchen, ja an den Ausbau des größten aller deutschen Bauwerke, an den seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts unvollendet gebliebenen Dom zu Köln im Sinne und Geist des wieder aufgefundenen ursprünglichen Bauplan's (XVI. 8, 6).

Unter den Baukünstlern der neuern Zeit sind Schinkel, Klenze, Gärtner, Zwirner, Semper, Heideloff die vorzüglichsten Unter den Bildhauern sind der Däne **Thorwaldsen,** die Deutschen Dannecker, Rauch, Schadow, Tiek und **Schwanthaler,** die Schweden Overberg und Göthe und der Engländer Flaxmann hervorzuheben.

Die Baukunst im Dienst materieller Interessen, unterstützt durch die technischen Erfindungen der Neuzeit, insbesondere durch die Benützung der Dampfkraft, hat Bauwerke geschaffen, die sich nicht nur den bedeutendsten Werken des Alterthums an die Seite stellen können, sondern sie in vielen Beziehungen übertreffen.

Die Musik, die in der vorigen Periode eine gewisse Höhe der Vollendung, vorzugsweise bei den Deutschen, erreicht hatte (s. XXIV. 6, 6.), wurde seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts in alle Zeitströmungen mit hineingezogen und spiegelte die Unruhe und Zerrissenheit moderner Bildung wieder. So begeisterte sich Cherubini, dessen Musik sich übrigens an Haydn herangebildet hatte, zur Zeit der französischen Revolution in Paris an dem französisch-idealen Republikanismus und strebte in seiner Medea nach der antiken Großheit des musikalischen Styls; doch zog er sich bald bei dem Anblick der Gräuel der Revolution in sich selbst zurück und schrieb in der Kaiserzeit, deren Prunk ihn ungerührt ließ, ein „dramatisch-musikalisches Seelengemälde" (den Wasserträger), und in den Tagen der Restauration Kirchensachen. — In der französischen Kaiserzeit wurde Spontini „der musikalische Herold Napoleon's," dessen Tactik er (nach Riehl) in der Musik nachahmte, indem er „möglichst überraschend, schlaghaft die größten Tonmassen auf einen entscheidenden Punct hinwarf." Nachher gieng er „von der Heldenoper der Kaiserzeit über zur Hof- und Prunkoper der Restauration." Da ihn aber das restaurirte Frankreich nicht mehr verstehen wollte, beugte er als preußischer Ge-

neralmusikdirector eine Zeit lang den deutschen Sieger unter das Joch seiner „plastisch-pompösen Manier." — Der eigentliche „Musiker der Restauration" aus den Tagen des Wiener Congresses war sodann Rossini, dessen „sinnlich-lüsterne, zierlich aufgeputzte Musik Hand in Hand gieng mit dem Wiederaufleben prunkhafter Hofhaltungen." Durch ihn und den „Sirenensang" seiner Opern schlug „das in seiner Nationalität geknickte Italien das eben erst in einem Weltkrieg siegreiche Deutschland in seine Fesseln," bis der deutsche Carl Maria von Weber kam und durch seine „tiefsinnig schwärmerische Romantik des deutschen Volksthums" die spontinische Parodie antiker Größe und das sinnlich-süße Getändel Rossini's, theilweise wenigstens, zurückdrängte, indem er das Volkslied idealisirte und über dasselbe den „mährchenhaften Zauberschein seiner romantischen Seelenstimmung" ausgoß, aber, gleich den Romantikern in der Poesie, nicht aus der lautern Quelltiefe gesunder Wahrheit schöpfte.

Einfacher war die deutsche Liedermusik Konradin Kreutzer's, der mit seinen Compositionen der bessern deutschen Romantik angehört und so sich gewissermaßen musikalisch an die schwäbische Dichterschule anschloß, nur daß er oft in den Fehler der Sentimentalität verfällt, den die naturgesündere Poesie der schwäbischen Schule nicht theilt.

Eine tiefere Richtung in der Musik nahm der geniale Geist **Beethoven's**, durch den sie eine wesentliche Weiterentwicklung erfuhr, indem er insbesondere die Instrumentalmusik ihrer Vollendung entgegenführte und dabei „riesengewaltig die Mächte des vollsten, bewegtesten Orchesters beschwur. Er ist wegen seines tiefsinnigen, sehnsuchts- und ahnungsvollen Empfindungs- und Ideenreichthums und wegen seines vom zartesten Gefühl und freiesten edelsten Walten an bis zur „grübelhaften Speculation" und oft fast „scholastischen Dialectik fortbringenden Erfindungsvermögens" stets ein nur von den Eingeweihten voll und richtig zu fassendes Tongenie, dessen characteristische Stellung unter den übrigen größten Tonkünstlern (von denen er in vielen Beziehungen abweicht) schwer zu bezeichnen ist.

Ludwig von **Beethoven**, geb. 1770 zu Bonn, gest. 1827 zu Wien, hat schon in seinem 11. Jahr durch seinen Vortrag von Seb. Bach's wohltempe-

rirtem Clavier Aufsehen erregt und in seinem 13. Jahre Sonaten geschrieben. Nachdem er in Köln mehrere Jahre kurfürstlicher Hoforganist gewesen war, wurde er in seinem 22. Jahre nach Wien empfohlen, wo er Haydn's Unterricht genoß und seine eigentlich künstlerische Laufbahn begann. Auf dieser erwarb er sich bald solche Freunde, daß, als er 1809 k. westfäl. Kapellmeister in Cassel werden sollte, der Erzherzog Rudolf mit andern Gönnern ihn durch eine lebenslängliche Rente an Wien fesselte und ihn so in den Stand setzte, ohne Amt ganz frei seinen Ideen zu leben. Eine beginnende Harthörigkeit, die bald in volle Taubheit übergieng, löste ihn von allen äußern Einflüssen und Zerstreuungen ab, und führte ihn tiefer in das Innere des Tonreichs ein, worin ihm die Tongeister „sein eigenstes tiefinnerliches Leben und Sehnen immer geheimnißreicher für die Nichtverstehenden, und immer ahnungsvoller, liebeerwärmter für die Mitfühlenden woben." Das Ringen und Sehnen seines Geistes nach entsprechender Darstellung seiner musikalischen Ideen „erschöpfte aber die Kräfte seines Körpers eher, als das eigne Vermögen und Wollen." Er starb an Entkräftung. — Seine Claviercompositionen waren das eigenste Gebiet seines Schaffens und sein reicher Künstlergeist hat „das einsame, sich selbst genügende Fortepiano zu seinem eigensten Organ erhoben." Seine gereiften Schöpfungen haben eine „Plastik der Empfindung, die den gleichartigen Gebilden seiner großen Vorgänger selten eigen ist." — Doch führte ihn das Schwelgen in Empfindungen oft „bis zur Unersättlichkeit," so daß „die Fassungskraft des Zuhörers eher ermattet, als das nie gestillte Verlangen und Sehnen seiner tieferregten Seele." — So reich und tief, wie seine Sonaten und Quartette, sind seine Orchesterwerke, je nach dem Vermögen des Orchesters noch großartiger und machtvoller, so daß seine Polyphonie nur mit der von Sebastian Bach zu vergleichen ist, abgesehen von dem ganz verschiedenen Grunde, dem sie entstammt ist: denn Bach's Tonkunst wandelt auf heiligem Boden (XXIV. 6, 6.) — Beethoven schrieb auch eine Oper, Fidelio, welche seit Mozart und neben dessen Meisterwerken als die vollendetste gepriesen wird. (S. d. Characteristik Beethoven's von A. B. Marr.)

Die Unruhe und Unfertigkeit einer überspannten modernen Civilisation spiegelt sich dagegen besonders in Meyerbeer's neuromantisch-französischer, reflectirender Tendenzmusik, die mit ihrer koketten Raffinirtheit und sinnlich-lüsternen Leichtfertigkeit auf die abgespannten Nerven der feinen Gesellschaft berechnet ist. — Es war daher Zeit, daß eine musikalische Reaction unternommen wurde. Damals, als im Beginn der dreißiger Jahre noch Rossini's verweichlichende Melodieen und Meyerbeer's überreizende Musik die feine Gesellschaft bethörte, trat in **Mendelsohn-Bartholdy** ein Tonkünstler auf, der, an Bach und Händel herangebildet, sich durch die

ernstere, dem Höhern zugewendete Musik in seinen Oratorien, Cantaten, Symphonieen ꝛc. den zerfahrnen und verflachten Sinn der Zeit zu sammeln und wieder zu vertiefen bemüht war. So hat er allmählig in den gebildeten Kreisen Deutschlands eine tiefgreifende Bewegung hervorgebracht und „die ästhetische Liederlichkeit der modernen Salonsstücke" gezügelt und gesittigt, wobei ihm allerdings seine vielseitige Bildung und norddeutsche Feinheit und Gesellschaftsgewandtheit sehr behülflich war.

Felix Mendelsohn-Bartholdy, geb. zu Homburg 1809, Enkel des Philosophen Moses Mendelsohn, kam in seinem 4. Jahr nach Berlin. Schon in seinem 9. Jahre bewunderte man an ihm ein außerordentliches musikalisches Gedächtniß und eine unglaubliche Fertigkeit auf dem Fortepiano. In seinem 15. Jahre hatte er bereits vier Opern componirt. Von 1829—32 machte er mit seinem Vater Kunstreisen durch Frankreich, Italien, England und Schottland, und erregte überall Staunen. Nach Berlin zurückgekehrt schrieb er unter Anderm seine Musik zu Shakespeare's Sommernachtstraum. In Rom schrieb er seine „Lieder ohne Worte" und mehrere Kirchenmusiken. Von 1832—35 war er Musikdirector des niederrhein. Vereins. Als Concertdirigent in Leipzig vollendete er 1836 sein Oratorium Paulus, nachdem er schon das Oratorium Elias geschrieben hatte. — Zwar hat er keine neue Gattungen musikalischer Formen geschaffen, aber er hat die alten „reformirt und geistvoll erweitert;" zwar trugen seine Werke nicht den Stempel des Genies, wohl aber den eines bedeutenden Talents, das mit theoretischem Bewußtseyn geistvoll durchdachte Werke schuf und dem jedenfalls „der Ruhm eines läuternden, reformirenden Wirkens" gebührt. Denn Tausende sind durch ihn zum Studium Händel's, Bach's und Beethoven's getrieben worden, deren Verständniß er erst anbahnte. Er war „der Glückliche, dem es allein gelang, streng, ernst, rein in seinen Schöpfungen zu bleiben und doch — populär zu werden." — In den Oratorien, Symphonieen, Sonaten und Quartetten (also in den Tonformen, die aus der Tiefe des deutschen Geistes entstanden sind) ist Mendelssohn „ein nationaler Meister, der seinen vollen Lebensberuf darein setzte, diese edlen Formen wieder zu Ehren zu bringen. Ebenso sind seine Lieder nicht sein letzter Ruhm." Durch ihn ist „der deutsche Volksgesang im tiefern historischen Sinn gleichsam wieder gefunden worden," und „im Liede war er selbst mit ganz freier Genialität schöpferisch." (Vergl. Riehl's musikal. Characterköpfe.) Mendelssohn starb zu früh für seine Kunst und für die Zeit (am 4. Nov. 1847.)

Ueber die allerneueste Musik, besonders über die „Musik der Zukunft" überlassen wir billig der Zukunft das Urtheil.

4. Die Wissenschaften: Altklassische Philologie und Archäologie; deutsche Sprache und Alterthumsforschung. Pädagogik. Geschichtsforschung und Geschichtschreibung. Kirchengeschichte. Rechts- und Staatswissenschaft. (Römisches Recht. Strafrecht.)

Treten wir nun ein in das Gebiet der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, so begegnen wir darin, in Folge der allseitigen, erweiterten Förderung und Pflege, welche ihr unter dem Schutz edler Fürsten durch die thätigen Bemühungen der Academieen und Universitäten, der Gelehrtenvereine und einzeln für sich stehender Forscher zu Theil wurde, einer großartigen Entwicklung und Ausbreitung.

Wir beginnen mit der Sprachforschung und Alterthumskunde, welche beide eine vielseitige und tiefgehende Behandlung erfuhren, mit der nun besonders die Deutschen den übrigen Nationen vorangiengen. Die Vermehrung der philosophischen Seminare, in welchen Lehrer für höhere Schulen gebildet werden, förderten das Studium der alten Sprachen ungemein, so wie auch in der neuern Zeit die jährlich wechselnden oder wandernden Versammlungen der deutschen Philologen, die seit 1838 aufkamen und seit 1844 auch die Orientalisten und Germanisten in Sectionen bei sich aufnahmen, außerordentlich zur vielseitigen Anregung und gegenseitigen Anerkennung beitrugen.

Die altklassische Philologie und Alterthumskunde oder kritische Behandlung der alten Autoren und die Erläuterung der Alterthümer haben unter den Deutschen vorzüglich folgende Gelehrte gefördert: Böttiger, geb. 1762, gest. 1835 als Oberinspector der königlichen Museen zu Dresden, berühmt durch seine archäologischen Forschungen. (Er war von 1797—1809 Redactor des „deutschen Mercur"); — Friedrich **Jacobs**, geb. 1764 zu Gotha, gest. 1847, zuletzt geh. Hofrath in Gotha, ein feiner und geschmackvoller Kenner des Alterthums und Verfasser verschiedener Elementarbücher der griech. und lat. Sprache, sowie auch mehrerer Erzählungen. — Friedrich Creuzer, geb. 1771 zu Marburg, Prof. der Philologie und alten Literatur in Heidelberg, bekannt durch seine Symbolik und Mythologie der alten Völker, durch seine Briefe über Homer und Hesiod; Mitbegründer der Heidelberger Jahrbücher; — **Gottfried Hermann**, geb. 1777 zu Leipzig, gest. 1849, Prof. d. Beredtsamkeit in Leipzig, gründlicher Erklärer verschiedener altklassischer Autoren; — A. Lobeck, geb. 1781 zu Naumburg, gest. 185.., Prof. der Philologie in Königsberg, berühmter Kritiker griech. und röm. Klassiker; — Fredrich **Thiersch**, geb. 1784 im

Thüringischen, seit 1809 vorzüglicher Kenner der Archäologie und Kunst, Uebersetzer des Pindar, Gründer des philolog. Seminars in München, berühmt durch seine frühere einflußreiche Thätigkeit für das neue Griechenland und für die Gründung der dortigen Dynastie; — Friedr. Gottl. Welcker, geb. 1784 zu Grünberg im Hess., zuletzt Prof. d. Archäol. und gr. Lit. in Bonn, Herausgeber des Aristophanes, der Fragmente des Alkman und d. Theognis ꝛc. — Immanuel Bekker, geb. 1785 zu Berlin, Prof. daselbst, Herausgeber der Anecdota graeca und verschiedener alter Autoren. — A. **Böckh**, geb. 1785 in Karlsruhe, Prof. der Poesie und Beredtsamkeit in Berlin, Herausgeber des Pindar, Verfasser der Staatshaushaltung der Athener; — J. Casp. Orelli, geb. 1787 zu Zürich, Prof. daselbst, krit. Herausgeber verschiedener Autoren, namentlich des Cicero; — C. Reisig, geb. 1792 zu Weißensee, Verfasser mehrerer kritischer Commentare, gest. zu Venedig 1839 auf einer wissenschaftlichen Reise; Ottfried Müller, geb. 1798 zu Brieg, Prof. in Göttingen, Verfasser der Geschichte der hellenischen Stämme und Städte, der Gesch. der Etrusker ꝛc., gest. zu Athen 1840 auf einer wissenschaftlichen Reise in Griechenland. — Außer diesen sind von deutschen Philologen und Archäologen als ausgezeichnet noch zu nennen: Heindorf, Buttmann, Grotefend, Bernhardy, Walz, Passow, Rost, Göttling, K. F. Hermann, Schneidewin, Zumpt, Döderlein, die beiden Dindorf, Hase, Haupt, Hand, Nägelsbach, G. W. Nitzsch, Jahn, Ellendt, Billroth, H. Schmidt, C. L. Roth, Held, Kühner, Krüger, Seyffert, Klotz, Dilthey, Köchly, Wiese, Mützell, Spengel, v. Jan, Hartung, R. Dietsch, Ameis, Halm, Lübker ꝛc. ꝛc.

Als bedeutende Philologen des Auslands sind erwähnenswerth die Engländer Elmsley und Arnold, die Niederländer van Heusde und Bake, die Franzosen Raoul-Rochette und Letronne, der Däne Madvig.

Um die nähere Kenntniß der orientalischen Sprachen erwarben sich besondere Verdienste: im Hebräischen: Gesenius, Ewald; — in Bezug auf die türkische Geschichte und Literatur Jos. v. Hammer-Purgstall; — in der persischen und arabischen Sprache Silvester de Sacy, zuletzt Prof. am College de France und an der Academie zu Paris; in der ägyptischen G. Seyffarth in Leipzig; — in der Sanscritsprache: A. W. von Schlegel in Bonn und Franz Bopp in Berlin; — im Chinesischen Prof. Neumann in München. — Berühmt durch geistvolle und tiefgehende Untersuchungen über das Wesen und den Bau der Sprache, so wie durch Sprachenvergleichung ist Wilhelm von Humboldt, geb. 1767 zu Potsdam, von 1819—1820 Minister des Innern in Berlin, gest. 1835. — Ch. Lassen in Bonn trug zur Aufhellung persischer und indischer Alterthümer bei. — Durch Erforschung der altägyptischen Hieroglyphik und Aufstellung des phonetischen Systems in derselben hat sich der franz. Reisende Champollion d. J. —, durch Untersuchung der altägyptischen Alterthümer überhaupt hat sich neuerdings

Lepsius, Prof. in Berlin, große Verdienste erworben. — Desgleichen haben in archäologischer Hinsicht der Franzose Botta und der Engländer Layard durch ihre Ausgrabungen auf dem Boden des alten Ninive sich um die Aufhellung der altassyrischen Geschichte außerordentlich verdient gemacht.

Was die deutsche Sprache und deutsche Alterthumsforschung betrifft, so haben sich vor Allen die Gebrüder Jakob und Wilhelm **Grimm** (jetzt in Berlin) durch ihre sprachlichen und mythologischen Forschungen, so wie durch weitere Eröffnung und Ordnung des deutschen Sprachschatzes das höchste Verdienst erworben; nach ihnen muß Schmeller, (Oberbibliothekar in München), gest. 1852, Verfasser des bayrischen und cimbrischen Wörterbuchs, mit hohen Ehren genannt werden; — desgleichen sind in diesem Fache noch hervorragend Graff, Lachmann, von der Hagen, v. Laßberg, Benecke, Moné, Maßmann, F. Pfeiffer, Simrock, Holtzmann u. a.

Neue Universitäten erhoben sich 1810 in Berlin, 1816 in Lüttich, Gent und Lemberg, 1818 in Bonn, 1821 in Petersburg, 1826 in München und in London, 1833 in Zürich, 1834 in Bern und Brüssel, 1837 in Athen.

Die Pädagogik bekam vorzüglich an Pestalozzi (XXV. 10, 2. a. E.) einen Hauptvertreter, der mittelst eines, von der Anschauung ausgehenden Unterrichts in naturgemäßer, stufenweiser Aufeinanderfolge des Lehrstoffs die geistige und leibliche Kraft des Zöglings zu entwickeln und zu bilden suchte. Wenn er auch nicht, wie seine Anhänger wähnten, eine allgemeine Umbildung des gesammten Unterrichtswesens bewirkte, so ist doch von ihm eine weit sich verbreitende, lebendige Anregung auf die Erzieherwelt ausgegangen; er würde aber tiefer und nachhaltiger in die Zeit eingegriffen haben, wenn er selbst practischer gewesen wäre, besonders aber wenn er seinem bahnbrechenden Streben das positiv christliche Element zur Grundlage gegeben hätte.

In dieser Beziehung sagt Henning von ihm: „Die Realien und die Ausprägung der Methode in denselben war dem Pestalozzi nicht das Centrum aller pädagogischen Wirksamkeit, sondern das Leben des Kindes, zu dessen Weckung und Erhöhung die „Methode" (darunter verstand er „die gesammte richtige Behandlungsweise der Jugend) nur das Mittel seyn sollte, und sein rastloses Ringen darnach in sich opfernder Selbstverläugnung ist und bleibt fruchtreich, wenn gleich nicht zu leugnen, daß es ruhiger und gesegneter gewesen seyn würde, wenn er das höchste Bedürfniß der menschliche Natur auch im Kinde — die Heiligung erkannt und das Wort des Herrn: „Ohne mich könnet ihr nichts thun! verstanden hätte." — Selbst wenn Pestalozzi von

Natur aus practischer gewesen wäre, so würde das Ergebniß seines Wirkens in Yverdon ohne jene tiefere Grundlage im Wesentlichen kein anderes, als das obenbezeichnete gewesen sein. — Praktischer freilich, wiewohl nicht mit gleichtiefer Liebeswärme ergriff Fellenberg in Hofwyl die Aufgabe Pestalozzi's: sein Wehrli-Institut daselbst wurde durch die rastlose Thätigkeit des edlen Wehrli gewissermaßen ein Vorläufer der später entstandenen Rettungsanstalten für die arme, verwahrloste Jugend. Diese spätern Rettungsanstalten erwuchsen übrigens rein auf dem Boden des lebendigen christlichen Glaubens und tragen (namentlich jetzt, nachdem sie durch Wichern im Rauhen Hause bei Hamburg eine so allgemeine Verbreitung und Anerkennung gefunden haben,) ein Wesentliches mit zur Lösung der socialen Noth bei. Die erste eigentlich-christliche Rettungsanstalt war die von Zeller in Beuggen gegründete, von dessen gesegnetem Wirken selbst Pestalozzi, als er in der letzten Zeit seines Lebens die Beuggener Anstalt besuchte, bekannt hat, daß dort ausgeführt sey, was ihm bei seinen Versuchen der Volksbildung vorgeschwebt habe. (Züge aus Pestalozzi's Leben und Wirken von K. J. Blochmann; Karl v. Raumers Gesch. d. Pädag. „Meine Lebensschicksale" von Pestalozzi selbst).

Die Gymnasialbildung in Deutschland ruhte in dieser Periode wohl noch hauptsächlich auf der Basis des Humanismus oder der klassischen Studien, die seit mehr als tausend Jahren der wesentlichste Bestandtheil des deutschen Geisteslebens waren und äußerlich und innerlich auch die vollste Berechtigung haben: denn sie waren es, denen die zweite klassische Periode unserer Literatur ihr Daseyn und der deutsche Geist überhaupt die Fähigkeit und Fertigkeit verdankt, fremde Stoffe in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und eigenthümlich neu zu gestalten. Es haben sich aber in dieser Periode nicht nur zu viele, die humanistischen Studien und ihre Wirkung allzusehr schwächende, dem bloßen Nützlichkeitsprinzip huldigende Bildungselemente nebenher eingedrängt, wodurch der Hauptzweck der klassischen Bildung, die formale und ideale Kräftigung des Geistes, litt, — sondern es wurde auch, allerdings mit einzelnen Ausnahmen, einseitig auf die bloße Ausbildung des Verstandes und auf den Umfang des Wissens das Hauptgewicht gelegt, die gleichmäßige Einwirkung auf Herz und Geist durch Belebung des christlichen Glaubens aber zumeist versäumt. Wenn auch die Gymnasien Spuren ihres christlichen Ursprungs noch an sich trugen, so gab doch ein schaler Rationalismus den meisten der höhern Schulen ein mattes

Gepräge. Die schlimmen Folgen davon wurden erst in neuerer Zeit erkannt und die Wiedergeburt der Gymnasien in lebendig-christlicherem Geiste zuerst auf privatem Wege, dann einstweilen durch bessere Verordnungen von Oben und durch erneuten Eifer mancher Schulvorstände oder einzelner Lehrer angebahnt.

Denn erkannt ist es nun klar, daß der Humanismus nach seinem wahren sittlichen Werth weder das Christliche, noch das Nationale ausschließt, und daß es nur auf die rechte Verbindung dieser drei Factoren ankommt. Daß gerade die Kenntniß des nichtchristlichen Alterthums der christlichreligiösen Bildung der Jugend nützlich seyn könne, behauptete schon selbst der Kirchenvater Basilius, und wie gerade der Gehalt und Werth der geoffenbarten Religion durch Vergleichung des Gegensatzes in der heidnischen Weltanschauung erst recht einleuchtend werde, haben neuerdings Palmer, Paldamus, C. L. Roth u. a. überzeugend dargethan.

Die neben den Gymnasien aufgekommenen Realschulen ermangeln noch eines klaren Bewußtseyns über ihre Stelle im Organismus der gesammten Bildung eines Volks, weil ihr Prinzip erst noch in dem Streben nach Consolidirung begriffen ist. Macht die Realschule Anspruch darauf, dem Gymnasium parallel zu stehen, daß sie denselben Grad der Bildung, daß sie die allgemeine Bildung, also nicht unmittelbare Vorbildung zu einem besondern Beruf geben will, so wird sie erst noch mehr, als bisher geschah, darthun müssen, daß in ihrem specifischen Unterrichtsmateriale dieselbe bildende Kraft liege, wie in den klassischen Studien. (S. Rümelin in s. beachtenswerthen Schrift: „Die Aufgabe der Volks-, Real- und Gelehrtenschule 1845).

Mit der Erweiterung und Vertiefung der Sprachen- und Alterthumskunde hängen die Fortschritte in der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung zusammen, welche durch kritische Erforschung und Aufhellung der Quellen einer sichtlichen Vervollkommnung entgegengieng. In fleißiger und treuer Eröffnung und Benützung der Quellen, in gründlicher und geordneter Darstellung und im ernsten Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit steht Deutschland voran, und wenn in der Leichtigkeit und Anmuth historischer Darstellung die Franzosen den Vorzug ansprechen, so ist diese bei nicht wenigen ihrer Geschichtschreiber auf Kosten der Gründlichkeit und Wahrheit errungen.

Unter den deutschen Geschichtsforschern des 19. Jahrhunderts zeichnen sich nach der Zeitfolge der Geburtsjahre aus:

Heeren, geb. im Bremischen 1760 † 1842 als Prof. in Göttingen, durch große Klarheit der pragmatischen Darstellung: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt; Gesch. der Staaten des Alterthums 2c.; — Hüllmann, geb. 1765, Prof. in Bonn, durch seine Gesch. des Städtewesens im Mittelalter; — J. Chr. Pfister, geb. 1772, † 1835: Gesch. v. Schwaben; Gesch. d. Deutschen; — **Schlosser**, geb. 1776 in Jever, Prof. in Heidelberg, besonders durch seine Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturz des franz. Kaiserreichs und durch seine Weltgeschichte für das deutsche Volk; — Barthold Georg **Niebuhr**, geb. 1776, † 1831, war von 1816—1824 pr. Ministerresident in Rom, auf dem Gebiet der römischen Geschichte bahnbrechend; — Wilken, geb. 1777, † 1840, Prof. in Berlin, schrieb eine Gesch. der Kreuzzüge; — Luden, geb. 1780, Prof. in Jena: eine Geschichte der Deutschen; — Friedr v. Raumer, geb. 1784 zu Wörlitz, Prof. in Berlin: Gesch. der Hohenstaufen und Gesch. Europa's seit d. Ende des 15. Jahrh.; — Wachsmuth, geb. 1784, Prof. in Leipzig: Hellenische Alterthumskunde; europ. Sittengeschichte; alte Gesch. des röm. Staats; Gesch. Frankreichs im Revolutionszeitalter; — K. Adolph Menzel, geb. 1784, † 1855 Prof. u. Cons.-R. in Breslau: Gesch. d. Deutschen; Gesch. der neuest. Zeit seit dem Tode Friedrich's II; — Dahlmann, geb. 1785, zwischen 1829 bis 1837 Prof. in Göttingen: Geschichte Dänemarks u. A.; — Löbell, geb. 1786, Prof. in Bonn: Fortsetzung der Becker'schen Weltgeschichte; Gregor von Tours und seine Zeit; Universalgesch. (erst begonnen); — J. Voigt, geb. 1786, Prof. in Königsberg! Gesch. Preußens von d. ält. Zeit bis zum Untergang des deut. Ordens; Handb. d. Gesch. Preußens bis zur Reformation; — Lappenberg, geb. 1794, Archivar in Hamburg: Gesch. d. deut. Hansa; Gesch. v. England; — Leop. **Ranke,** geb. 1795, Prof. in Berlin, mit der Gabe ruhiger Objectivität, feiner Beobachtung und schöner Darstellung: die Fürsten und Völker Südeuropa's im 16. u. 17. Jahrh.; Gesch. d. serbischen Revolution, Gesch. d. röm. Päpste; deut. Gesch. im Zeitalter der Reformation; franz. Gesch. im 16. und 17. Jahrh.; — **Pertz,** geb. 1795, Oberbibliothekar zu Berlin: Monumenta Germaniae historica; Archiv für ält. deut. Gesch.; Leben des Ministers v. Stein. — J Friedr. **Böhmer,** geb. 1795, Stadtbibliothekar in Frankfurt: die Regesten der deut. Könige u. Kaiser, d. i. Auszüge aus den Urkunden von den Karolingern an bis zum Schluß der Regierung Ludwig's des Bayern (in denen der ganze thatsächliche Gehalt der mittelalterlichen Geschichte chronologisch und gesichtet vorliegt; Wittelsbachische Regesten. — Wolfg. Menzel, geb. 1798: Gesch. der Deutsch. (in reicher u. körniger Darstellung); Gesch. Europa's v. der fr. Revolution bis zum Wiener Congreß. — Heinr. **Leo,** geb. 1799 zu Rudolstadt, Prof. in Halle: Entwicklung der Verfassung d. lombard. Städte; Gesch. d. Mittelalters; Universalgesch., — letztere im Geiste gründlicher Wissenschaft, genialer Auffassung und entschieden christlicher Weltanschauung. — Barthold, geb. 1799, Prof. zu Greifswalde: Gesch. des Römer-

zugs Heinrichs v. Lützelburg; Georg v. Frundsberg; Gesch. d. deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums. — Lassen, geb. 1800, Prof. in Bonn: Forschungen über persische u. indische Alterthumskunde. — Aschbach, geb 1801, Prof. in Frankfurt a. M.: Gesch. d. Westgothen; Gesch. der Ommaijaden in Spanien; Gesch. Spaniens und Portugals unter der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. — Friedr. Hurter: Gesch. des Papstes Innocenz III und seiner Zeitgenossen; Gesch. Oesterreichs unter Ferdinand II (vom kathol. Standpunct aus). — Droysen, jetzt Prof. in Jena: Gesch. Alexanders d. Großen; Gesch. des Hellenismus; Leben York's. — Waitz in Kiel: Deutsche Verfassungsgeschichte. — J. F. Chr. Kortüm: Gesch. d. hell. Staatsverfassungen; Entstehungsgesch. der städt. Bünde; Gesch. des Mittelalters; Gesch. d. Griechen u. Römer; — Fr. Dor. Gerlach, Gesch. der Römer rc. — Häußer: Gesch. d. Pfalz; deutsche Gesch. v. Tode Friedrich's d. Gr. bis zur Errichtung des deut. Bundes. — Th. Mommsen, Gesch. d. Römer. — C. Hegel: Gesch. d. Städteverfassung v. Italien. — Ed. Arnd: Gesch. d. Ursprungs und d. Entwicklung des franz. Volks; Gesch. der franz. Revolution. — v. Sybel: Gesch. d. franz. Revolution. — A. Fr. Gfrörer: Gesch. d. ost- und westfränkischen Carolinger; Gesch. Gustav Adolf's; — u. A. m.

Unter den französischen Historikern sind nennenswerth: Sismondi, geb. 1773 in Genf: Gesch. d. ital. Republiken des Mittelalters; Gesch. d Franzosen. — de Barante, geb. 1782: Gesch. d. Herzoge von Burgund aus dem Hause Valois. — Aug. Thierry, geb. 1788, † 1856: Briefe über die Geschichte Frankreichs; Gesch. der Eroberung Englands durch die Normannen. — Guizot, geb. 1785 zu Nismes, Minister unter Louis Philipp: Versuch einer Gesch. Frankreichs; Gesch. der englischen Revolution; Gesch. der Civilisation in Europa, — in Frankreich. — Jos. Droz: Gesch. der (ersten) Regierung(s-zeit) Ludwig's XVI. — Thiers, geb. 1800, Minister unter Louis Philipp: Gesch. d. franz. Revol; Gesch. des Consulats u. d. Kaiserreichs (mehr blendend, als wahr).

Unter den englischen Geschichtschreibern sind berühmt: Lingard: Gesch. Englands seit der Revolution von 1688 (vom kathol. Standpunct). — Hallam: die europ. Staaten während des Mittelalters; die Verfassungsgeschichte Englands von Heinrich VII bis Georg II; Thom. Knightley: Geschichte von England; — **Macaulay** zeichnet sich in seiner Geschichte von England und in seinen übrigen historischen Schriften durch lichtvolle Klarheit, lebensvolle Gestaltung und practisch staatsmännischen Blick aus, ist aber oft zu subjectiv playdirend, und malt und schildert mehr, als es sich mit der historischen Wahrheit verträgt. Seine Weltanschauung wurzelt in einem politisch-religiösen Rationalismus. — Gg. Grote: Geschichte Griechenlands.

Schwedische Historiker sind: Hallenberg, geb. 1748, Prof. zu Upsala: Allg. Gesch. d. neuern Zeit; Gesch. Gustav Adolf's. — Geijer, geb. 1783,

Prof. zu Upsala, schrieb unter Anderm eine schwedische Geschichte — v. Lundblad, geb. 1791, schrieb einen schwed. Plutarch und eine Geschichte Karls X.

Außer diesen Geschichtsschreibern sind noch zu erwähnen der Russe Karamsin (geb. 1765, † 1826), der eine Geschichte des russischen Reichs — und der Pole Lelewel (einer der Hauptanstifter der letzten poln. Revolution v. 1830), der unter Anderm eine Geschichte der Eroberungen Boleslaw's des Großen und eine Geschichte Polen's unter Stanislaus August schrieb.

Um die Kirchengeschichte haben sich verdient gemacht bei den Protestanten: Schmidt, Plank, Neander, Gieseler, Guerike, Niedner, Rettberg, H. Kurz u. A.; bei den Katholiken vorzüglich Leop. v. Stolberg, Möhler, Ritter u. A.

Um die Literaturgeschichte haben sich Verdienste erworben, und zwar um die allgemeine: J. Fr. L. Wachler: Allg. Gesch. d. Literatur; Handb. der allg. Gesch. d. liter. Cultur. — J. G. Th. Gräfse, Handb. d. Literatur aller Völker; — um die vaterländische: Koberstein: deutsche Literaturgesch. — Wilh. Wackernagel: Gesch. d. deutsch. Lit. — Vilmar: Vorles. üb. d. deut. Nat.-Lit. — Gervinus: N.-Lit. — J. W. Schäfer: Handb. d. Gesch. d. deut. Lit. — K. Barthel: Gesch. d. deut. Nat.-Lit. d. Neuzeit. — Schmidt u. A.

Die Rechts- und Staatswissenschaft in Deutschland hatte sich in der vorigen Periode in zwei Richtungen dargestellt: die eine Richtung beschränkte sich darauf, den in den römischen Rechtsquellen enthaltenen Stoff gründlich zu untersuchen; die andere, speculative Richtung stellte eine sogenannte Naturrechtslehre auf, die, in einem kläglichen Scholasticismus befangen, einen großen Theil des 18. Jahrhunderts hindurch die eigentliche Rechtswissenschaft verkümmert hat. Diese Naturrechtslehre, die in dem Rousseau'schen contract social sich am grellsten herausstellte, construirte ohne Ehrfurcht vor dem historisch-gewordenen Recht ein auf die republikanischen Ideen des Alterthums gegründetes, dem revolutionären Zeitgeist huldigendes Rechtssystem, das für das Staats- und Privatrecht aller Zeiten und Völker ausreichen sollte. Damit meinte man die höhere Aufgabe der Rechtswissenschaft gelöst zu haben, während man für das Privatrecht nur unlebensfähige (in ihren Kategorieen noch dazu dem römischen Recht entlehnte) Schematismen—, für das öffentliche Recht aber nur hohle, meistens heidnischer Staatsanschauung entnommene Vernunft-Theorieen erhielt, deren innere Consequenzen den Staat, den sie aufbauen wollten, von Grund aus zerstören mußten.

Gegen diese gehaltlosen und grundgefährlichen Rechts- und Staatstheorieen trat nun schon zu Ende des 18. Jahrhunderts eine nothwendige und heilsame Reaction und damit eine Regeneration der Rechtswissenschaft ein durch die sogenannte historische Schule, als deren Bahnbrecher der Civilist Hugo, als deren vornehmste Führer und Leiter Savigny und Eichhorn erschienen.

Im Gegensatz zu jener frühern unhistorischen Schule wurde von ihnen hervorgehoben, daß das Recht bei den Völkern nicht ein bloßes Product freier Willkühr sey, daß man also das Gesetz seiner Bildung nicht in allgemeinen Begriffen suchen dürfe, sondern daß es ein Organisch-gewordenes, aus den Sitten und Bedürfnissen der Völker Herausgewachsenes, also ein Positives sey, das sowohl seinem dogmatischen Inhalte nach, als auch in seiner historischen Entstehung und Entwicklung aufzuzeigen, die Aufgabe der Rechtswissenschaft sey.

Was Savigny (geb. 1779 zu Frankf. a. M., zwischen 1842 und 1848 Justizminister in Preußen) für die historische Erforschung und dogmatische Erkenntniß des römischen Rechts leistete, that K. Fr. Eichhorn (geb. 1787, zuletzt Prof. in Berlin) bahnbrechend für das (öffentliche und private) deutsche Recht, wiewohl viele seiner Forschungen durch die fortschreitende germanistische Wissenschaft wieder umgestoßen wurden. Von den nachfolgenden zahlreichen Vertretern dieser historischen Richtung wurde auch die bis dahin noch nicht angebaute Rechtsgeschichte (d. h. die Gesch. des deutschen und des römischen, des öffentlichen, wie des Privat-Rechts) mit fruchtbarem Erfolge bearbeitet.

Auf den Prinzipien der historischen Rechtsschule fußend, aber sie mit einem von jenen Forschern übersehenen Momente ergänzend, trat in der neuesten Zeit eine noch in der Entstehung begriffene historisch-philosophische Rechtsschule auf, welche den wahren und ganzen Beruf der Rechtswissenschaft in der Verbindung und Durchdringung der historischen Richtung mit der philosophischen sieht. Diese Schule wird mit vorwiegend philosophischer Betonung von F. J. Stahl, mit mehr historischem Accent von Bluntschli vertreten. Beide erkennen den Staat als ein sittlich-organisches Gemeinwesen, als eine moralische Persönlichkeit, die in genauester Beziehung zum Urgrund aller sittlichen Ordnung

Phillips

vgl.

und zu dem Schöpfer und Erhalter aller Persönlichkeit, zu Gott, stehe; sie weichen aber darin von einander ab, daß Bluntschli den Staat mehr aus dem Prinzip des „Humanen," Stahl aus dem des positiv=Christlichen zu construiren unternimmt.

Stahl weis't in seinem, neue Bahnen einschlagenden Werke „die Philosophie des Rechts" — dem Hegel'schen Pantheismus gegenüber — nach, daß die Probleme der Rechtsphilosophie nicht ohne das Prinzip der Persönlichkeit Gottes gelöst werden können. Die großen Thatsachen und Wahrheiten des Christenthums sind das Fundament, auf dem sein dialectisch durchgebildeter Geist das System der Rechtsphilosophie aufbaut. Ihm nach ist „Das Christenthum die Wahrheit und nur von der Wahrheit kann das Heil kommen. Entweder Europa giebt sich seinen wundervollen Wirkungen hin und es beginnt eine neue Aera des Segens und der Herrlichkeit, oder es geht immer trüberen und matteren Zuständen zur gänzlichen Erschlaffung und Verwesung über. — Eine Staatslehre im Geiste des Christenthums zu entwerfen, ist daher die Aufgabe der Wissenschaft, — sie in diesem Geiste mit practischem Genie zu verwirklichen, die Aufgabe der Staatskunst in unsern Tagen. Was ohne diesen Geist Wissenschaft oder politische Klugheit und Geschäftsgewandtheit leisten mögen, ist vom Eitlen, und wenn es gleich durch vorübergehenden Schimmer den Beifall eines oberflächlichen Zeitalters gewinnen mag, so wird es dennoch spurlos vorübergehen, wie das Gras, das heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird." — (Die gleiche Ansicht vertritt Leo im VI B. s. Univ.=Geschichte: „Die rechte Erkenntniß Gottes und seiner heiligen Ordnungen ist die einzige feste Grundlage auch für die Wissenschaft des Staates sowohl, als für das Leben der Staaten und das der Einzelnen im Staate. Darum kann der Mensch im Staate — — nur Gottgegebenes (theils als Natur des Staates, als Natur der gesellschaftlichen Ordnung überhaupt Gegebenes, theils als Natur der besondern einzelnen Nationen Gegebenes) entwickeln, und es ist deutlich, daß diese Entwicklung eine dem Untergang und der Vernichtung entgegenführende ist, wo sie entweder mit Bewußtseyn eine Gott nicht achtende, Gott ausschließende seyn will, oder wo sie (wie im Heidenthum und in allen falschen Religionen) ihrer Thätigkeit eine falsche Gotteserkenntniß zum Grunde legt. Nur im wahren lebendigen Christenthum hat auch der Staat die Gewähr seiner Wahrheit und seines Lebens; in ihm hat er seine Weihe, seine stete Erfrischung — den Baum des Lebens, von dessen Früchten genießend er allein den Tod von sich abwehrt. Es ist in keinem andern Namen Heil." A. a. O. p. 783).

Bluntschli, ein geistvoller Bearbeiter des germanistischen Feldes (durch seine Züricher Staats= und Rechtsgeschichte und sein deutsches Privatrecht) abstrahirt seine Rechtsanschauung aus der vergleichenden Beobachtung der historisch gewordenen Rechtsbildungen und giebt von diesem Standpunct aus

eine universalhistorische Begründung des allgemeinen Staatsrechts. Ihm ist übrigens die sittlich-organische Persönlichkeit des Staats eine „menschliche," die „gemeinsame Natur des Menschen abspiegelnde, wiewohl nicht die einzige leibliche Darstellung der Menschheit," da ihm „die Kirche in ihrer irdisch-sichtlichen Erscheinung auch eine Gemeinschaft, ein Leib der Menschheit" ist. Staat und Kirche faßt er als relativ getrennt, da der Staat als Persönlichkeit die Religion nicht entbehren könne. Daher soll sein „humaner" Staat auch ein „christlicher" seyn, der „seine Gesetze dem Geist und den Anforderungen des Christenthums anpaßt." — Stahl, der den Staat mehr aus dem christlichen Prinzip selbst herausconstruirt, geht in seiner Rechts- und Staatslehre von der Persönlichkeit und Freiheit Gottes (nicht des abstract theistischen oder pantheistischen, sondern des lebendigen, in Christus geoffenbarten Gottes) aus, die allerdings für das ganze ethisch-politische Gebiet der entscheidende Moment ist. Ihm nach verhalten sich Staat und Kirche, wie Moral und Religion, die auch zusammengehören: denn „der Staat bezweckt die Vollendung des Menschengeschlechts in ihm selbst, die Kirche die Einigung der Menschheit mit Gott." Daher „Staat und Kirche, so wie bürgerliche Ordnung und Moralität des Einzelnen, obwohl nach ihrer Idee und ihrer Vollendung sich untrennbar durchdringend, doch auf Erden immer von einander unabhängig und unvermischt bleiben müssen, deßungeachtet aber vermöge jener ihrer ursprünglichen Bestimmung zur Einheit in einem Bande stehen sollen, so wie sie schon thatsächlich die mächtigste Wechselwirkung zu üben nicht unterlassen können."

In Bezug auf die übrigen Disciplinen der Rechtswissenschaft zeichneten sich aus und zwar im römischen Recht (neben Savigny) G. F. Puchta, der das positive Recht zu einer vorzüglichen dogmatischen Darstellung brachte und die Erkenntniß der geschichtlichen Entwicklung des römischen Rechts förderte. — Auf die dogmatische Darstellung des gemeinen deutschen Strafrechts, das in den tiefsten Verfall gerathen war, hatte einen eingreifenden Einfluß P. J. A. von Feuerbach, der sich in Reaction gegen die Willkühr der Practiker an die Spitze einer neuen criminalistischen Schule, der sog. Rigoristen, stellte, welche ein richterliches Arbitrium im Gebiete des Strafrechts verwerfen und das richterliche Urtheil ganz dem Ausspruche des Strafgesetzes unterwerfen. Er ist der Begründer der sog. Zwangs- und Abschreckungstheorie, wornach „der Neigung zum Verbrechen dadurch begegnet werden soll, daß man ein psychologisches Gegengewicht gegen dasselbe in der, durch das Strafgesetz hervorge-

brachten Gewißheit der Strafe, als eines dem Verbrechen folgenden Uebels, aufstellt."

Dagegen hat die unterdeß fortgeschrittene Criminalwissenschaft — wenigstens in Deutschland — die Unrichtigkeit aller relativen Strafrechtstheorieen (zu welchen die Feuerbachische gehört) und die ausschließliche Berechtigung der absoluten dargethan, wornach „die Strafe eine unmittelbar nothwendige, um keines äußern Zwecks (entweder der Abschreckung, oder der Besserung rc.), sondern nur um der Gerechtigkeit willen eintretende Folge des Verbrechens ist." Mit Recht wurde auch das Ausschließen alles richterlichen Ermessens bei der Strafzutheilung als ein Fehler dieses Systems erkannt, und wo man diesen so tief, wie in Bayern, dessen bisheriges Strafgesetzbuch von Feuerbach herrührt, empfunden hat, wird auch die Abhülfe nicht allzufern mehr seyn.

5. Die Naturwissenschaften. Geographie. Physik und Chemie. Medicin. Technische Künste. Industrie. Die materiellen Interessen. Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit.

Am meisten bebaut wurde das Feld der Naturwissenschaft und zwar nach allen Seiten hin, und einige Zweige derselben erreichten eine nie geahnete Höhe der Ausbildung. Die großen Reisen um die Welt, welche zur Durchforschung ferner Länder und ihrer Natur von den Russen durch Krusenstern und Otto von Kotzebue, — von den Engländern durch Parry, Roß (Entdecker des Magnetpols), Wilkes, Dease, Simpson, und den mit seinen Gefährten auf seiner letzten Reise im Eismeer verunglückten Franklin, — von den Franzosen durch Dümont d'Urville, — unter den Deutschen durch Paul von Württemberg gemacht wurden; die naturwissenschaftlichen Reisen, welche Alexander von Humboldt in Amerika und Asien, Spix und Martius in Brasilien, Prinz Maximilian Alex. Phil. von Wied in Brasilien und Nordamerika (dem man die nähere Kenntniß der Botokuden verdankt), die Gebrüder Lander, Rüppell, v. Minutoli, Schimper, Vogel, Overweg, Lepsius in Aegypten, Moritz Wagner in Nord- und Centralamerika, in Algerien, in Armenien, im Kaukasus und den Uferländern des schwarzen Meeres bis in Persien; — Prinz Waldemar von Preußen in

Indien; Barth u. Vogel im Innern von Afrika — unternahmen, erweiterten die Kenntniß der Erde und Naturreiche in außerordentlicher Weise. Und was diese Länderforscher und Entdecker zu Tage gefördert haben, verarbeiteten entweder sie selbst oder andere Männer der Wissenschaft in bedeutenden Werken. So legte der universelle Alexander von Humboldt (geb. 1770), der in allen Erdtheilen als Autorität anerkannt ist, die Masse seines vielseitigen, auf seinen weiten Reisen in Amerika und Asien, so wie durch sein Studium gewonnenen Wissens in seinem Kosmos zusammengefaßt nieder; Karl Ritter durchdrang die Geographie mit einem wissenschaftlichen Geiste und gab ihr eine neue Gestalt, die von Berghaus und andern seiner Schüler weiter gebildet wird. Der französische Zoologe Cuvier (geb. 1769 zu Mömpelgard) erwarb sich Verdienste um die vergleichende Anatomie und allgemeine Physiologie. — Oken stellte ein neues, scharfgegliedertes System der Naturgeschichte auf, dem der naturphilosophische Satz zum Grunde liegt, daß Alles in der Natur durch Entwicklung — die Natur selbst als ein Leib aus Organen besteht: auf diesen Organen beruht seine Eintheilung der Pflanzen und Thiere. — Der Engländer Brewster und der Deutsche Leopold von Buch erweiterten die Geognosie, der französische Akademiker Arago und die deutschen Gelehrten Bischoff in Bonn, Rudolf Wagner in Göttingen die Physiologie; als Zoologen sind zu erwähnen Bechstein, F. A. A. Meyer, Andreas Wagner (in München;) — als Mineralogen sind Breithaupt, Walchner, Brogniart, Murchison, Cotta; als Geologen: v. Fuchs, Leonhardt; Karl v. Raumer bes. als Krystallograph nennenswerth; als Botaniker: Decandolle, Endlicher, Link, v. Reichenbach, Schleiden. Und während die Astronomen Olbers, Gauß, Bessel, Zach, Mädler, Struve, Littrow u. a. durch die mächtigen Teleskopen und Refractoren Frauenhofer's und Merz=Reichenbach's die Wunder des Himmels tiefer erschloßen, zeigten Ehrenberg's mikroskopische Untersuchungen dem staunenden Auge die Wunder der Welt im Kleinen.

Der Frauenhofer'sche Refractor zu Dorpat, dessen Länge 13 Fuß, 7 Zoll — und dessen Durchmesser oben 10, unten 7 Zoll beträgt, gestattet eine

1420fache Vergrößerung des betrachteten Objects. Durch diese neuen Refractoren hat die Astronomie bereits, außer 8 größeren und mittleren, mehr als 30 kleine Planeten aufgezeigt, an 20 Mill. Sterne in der Milchstraße entziffert, an 6000 Nebelflecken aufgefunden, 2800 Doppelsterne und eine Unzahl Kometen nachgewiesen: ja sie glaubt einen gewissen Stern in den Plejaden (die Halcyone) als Centralsonne des Weltraums bezeichnen zu dürfen! — Durch mikroskopische Untersuchungen hat Ehrenberg Unmassen von Infusorien in Erde, Luft und Wasser entdeckt; und eben so hat er aufgezeigt, daß ganze Kreidefelsen aus kieselschaligen Infusorien, Kalkgebirge zur Hälfte aus Schnörkelkorallen bestehen.

Außerordentliche Fortschritte machten die Physik und Chemie nicht nur als Wissenschaften an sich, sondern auch in ihrer Anwendung auf Industrie, Handel und Ackerbau. Als bedeutende Physiker und Chemiker traten auf — in Frankreich: Lavoisier (der in der französischen Revolution guillotinirt wurde), Gay-Lussac, Thenard, Orfila, Biot, Arago, Dumas, Laurent u. A. — in England: Davy und Faraday: in Schweden: Berzelius, als Gründer des electro-chemischen Systems; — der Däne Oerstedt als Entdecker des Electromagnetismus; in Deutschland: Döbereiner, L. Gmelin, (der Verfasser eines mit unermüdlichem Fleiß und umfassendem Wissen bearbeiteten, noch jetzt unübertroffenen großen Handbuchs der Chemie), Poggendorf, Mitscherlich, H. Rose, Mulder, Wöhler und besonders J. v. Liebig, dessen tief-anregende Leistungen nicht nur auf die Bildung überhaupt, sondern insbesondere auch auf Agricultur und Gewerbe von unberechenbarem Einfluß sind.

Der Einfluß der fortgeschrittenen Physiologie machte sich besonders in der Medicin und deren Zweigen geltend, und in ihr ragen die Namen Hufeland, Chelius, Dieffenbach, Schönlein, Pfeuffer u. A. hervor. — Noch sind Gall wegen seiner Schädellehre, Hahnemann als Begründer der Homöopathie, Priesnitz, auch Eucharius Oertel, als Begründer der Hydropathie oder Wasserheilkunde zu erwähnen.

Die Fortschritte in den naturkundlichen und mathematischen Wissenschaften, insbesondere in der Physik, Chemie, Mechanik ꝛc., giengen mit wichtigen und zahlreichen Erfindungen und Entdeckungen Hand in Hand, und hatten auf Verbesserungen tech-

nischer Einrichtungen und durch diese auf die Hebung und Erweiterung der Industrie, des Handels und des Verkehrs einen tiefeingreifenden Einfluß. — Von den Erfindungen seyen hier nur die wesentlichsten hervorgehoben; dabei gehen wir bis zur Gegenwart herab.

Die mächtigste aller Erfindungen ist die Anwendung des Dampfes bei der Schifffahrt und bei Eisenbahnen und bei noch unzähligen anderen Zweigen menschlicher Thätigkeit. Denn es möchte wohl kaum ein Gegenstand des Gewerbswesens zu finden seyn, bei dessen Herstellung nicht der Dampf, sey's bei Erzeugung des Rohmaterials oder bei dessen Verarbeitung, mit Vortheil in Anwendung käme.

„Der Dampf, dieser neugeborne Riese, reicht mit seinen Eisenarmen in die Eingeweide der Erde, er fördert Tausende von Centnern ihrer Schätze an das Tageslicht herauf und verwandelt das geschmolzene Metall durch Schmieden und Walzen zum gewichtigen Barren oder zur feinsten Nadel. Wie auf das Gebot eines Zauberers entspringt aus der unförmlichen Masse das schlanke eiserne Schiff: der Dampf baut es, der Dampf bringt es in sein Element und durch den Dampf überflügelt es in seinem Laufe seine hölzernen Mitkämpfer, deren eichene Rippen Jahrhunderte bedurften, um die gehörige Stärke zu erhalten. Selbst die Buchdruckerkunst, diese größte aller menschlichen Erfindungen, tritt mit ihrem Abstande gegen die abschreibenden Mönche in den Schatten, gegen diesen Schnellschreiber, der in einer einzigen Stunde mehrere tausend wohlgelungener Abdrücke liefert, in welcher die Handpresse kaum einige hundert giebt. — Der Dampf mahlt das Mehl, spinnt die Wolle, webt sie und druckt die reiche Pracht der Blumen auf das leichte Gewebe. Tausende von Rädern werden durch den Dampf bewegt; jedes derselben könnte mit einem einzigen Drucke einen Menschen zu Staub zermalmen, und dennoch ist der Druck der schwächsten Kindeshand im Stande, diese gewaltige Triebkraft zu hemmen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst gab dem menschlichen Geiste die Mittel an die Hand, über die Unwissenheit und den Aberglauben zu siegen, die Erfindung der Benutzung der Dampfkraft setzt uns in den Stand, die Hindernisse zu überwinden, welche in früherer Zeit der physischen Kraft des Menschen unübersteigliche Schranken entgegenzustellen schienen." (Bergmann.) — Die früheren Dampfmaschinen wurden durch Engländer und Deutsche ausgebildet, bis der Schotte James Watt (geb. 1736, gest. 1817) sie schon auf einen hohen Grad der Vervollkommnung brachte. Watt war es auch, der die erste Idee der Locomotiven auffaßte, die sein Freund Robinson mit den Schienenbahnen der

Bergwerke in Verbindung brachte, und den Gedanken äußerte, „daß eine Zeit kommen werde, wo alle Straßen Englands und des Continents mit eisernen Schienen belegt sein, und Dampfmaschinen nach allen Richtungen laufen und mit Windeseile Güter und Reisende von einem Ende Europa's zum ander befördern würden." Und siehe, so ist es gekommen. — Die Idee, den Dampf zur Bewegung der Schiffe zu verwenden gehört dem Nordamerikaner Robert Fulton, der auch der erste war, der ein Dampfschiff zu Stande brachte: im Jahr 1838 fuhr das erste Dampfschiff von England nach Amerika. Seitdem regiert der Dampf sogar Kriegsschiffe und Kanonenboote und hilft die stärksten Bollwerke zerstören.

Eine gleich große Erfindung ist die der electromagnetischen Telegraphie: denn diese Benachrichtigungskunst kommt der Gedankenschnelligkeit am nächsten: in wenig Sekunden sendet der Telegraph des Menschen Gedanken hunderte von Meilen weit über Berge und Flüsse hinweg, ja durch das Meer hindurch an noch so entfernte Orte, und es ist gleich, ob die Nachricht eine oder tausend Meilen zu gehen hat: sie langt im gleichen Zeitraum an. Bereits bedecken netzartig unzählige Telegraphenlinien nicht nur den Boden Europa's, sondern verbinden auch an mehreren Orten unterseeisch die durch das Meer getrennten Länder, und sind so das wunderbarste und wirksamste Vehikel, den Gang der Ereignisse und Begebenheiten, somit den Gang der Geschichte zu beflügeln.

Die ältere, einfache Telegraphie war schon 1794 durch den Franzosen Claude Chappe sehr verbessert worden, so daß man eine Nachricht von 150 Stunden weit her in nicht ganz 7 Minuten bekommen konnte. Im Jahr 1833 wurde sie aber durch die electromagnetische Telegraphie überboten, welche von den deutschen Naturforschern Gauß und Weber (damals noch in Göttingen) erfunden, von Steinheil in München 1837 genauer für die Anwendung vorbereitet, und dann von den Engländern und Amerikanern practisch weiter ausgebildet und vereinfacht wurde. — Um einen nähern Begriff von der Schnelligkeit dieses Telegraphen zu geben, hat man berechnet, daß eine Nachricht rund um die Erde, also eine Strecke von 5400 Meilen, kaum den zehnten Theil einer Sekunde bedarf; daß ferner die Strecke von der Erde bis zum Monde, also 50000 Meilen, von einer electromagnetischen Nachricht in noch nicht einer Sekunde durchlaufen würde; ebenso, daß dieser Telegraph, um eine Nachricht bis in die Sonne zu bringen, die 20 Millionen Meilen von uns entfernt ist, nur 5 Minuten und $22\frac{1}{2}$ Sekunden Zeit brauchen würde, während das Licht zu dieser Reise $8\frac{3}{4}$ Minuten Zeit nöthig hat, — eine Entfernung, welche die mensch-

liche Vorstellung weit übersteigt: denn „ein Dampfwagen von größter Schnelligkeit würde mehr als 400 Jahre brauchen, um diesen Raum zu durchlaufen.“ — An die Telegraphie läßt sich die Stenographie oder Schnellnachschreibekunst erwähnend anknüpfen, in so fern sie eben so schnell, als der Redner spricht, den Vortrag desselben mit besonderen Zeichen zu Papier bringt. Unter den verschiedenen Schreibkürzungsmethoden ist die von Gabelsberger in München erfundene, die verbreitetste.

Noch heben wir aus der langen Reihe neuer Erfindungen die Photographie oder Lichtbildekunst hervor, die sich in die Daguerrotypie (Lichtbildnerei auf Metallplatten, also auf glänzender Oberfläche) und Talbottypie (Lichtbildnerei auf Papier, also auf matter Oberfläche) abzweigt, und in wenigen Secunden jeden, selbst auch den bewegtesten Gegenstand auf das naturgetreueste — besonders bei der ersteren bis in die feinsten Züge und Linien hinein — wiedergiebt.

Die Daguerreotypie erfand der Landschafts- und Decorationsmaler Daguerre aus der Normandie, derselbe, der auch das Diorama erfand (in welchem sich gemalte Landschaften 2c. mit optischer Täuschung und wechselnder Beleuchtung die Natur nachahmend darstellen). Doch brauchte er anfangs zur Hervorbringung eines Lichtbildes, selbst beim hellsten Sonnenschein, fast ganzer 25 Minuten, so daß diese Kunst zum Portraitiren lebender Personen und bewegter Gegenstände noch nicht zu brauchen war. Erst ein Deutscher (Prof. Petzval in Wien) erfand eine Vorrichtung, welche jene Zeit auf 5 Minuten verkürzte; andere Deutsche verbesserten dann die sinnreiche Einrichtung so, daß man in neuester Zeit kaum eine Secunde zur Erzeugung eines Lichtbides braucht. — Die Talbottypie (eine Erfindung Talbot's) war der Daguerreotypie vorangegangen und wurde nur neuerdings wieder hervorgeholt und verbessert, ist aber umständlicher, und ihre Bilder bedürfen der Nachhülfe durch Künstlerhand. — Von den Lichtbildern kann man nun auch jetzt durch Galvanoplastik Abdrücke oder Copien machen. Dennoch wird die Photographie im Portraitiren die Zeichnungskunst und in Bezug auf Vervielfältigung die Lithographie nie ganz verdrängen, weil diese es vermag, im Portrait den Geist und die ideale Seite der Personen mehr hervorzuheben.

Die Regsamkeit auf dem Gebiete der materiellen Interessen ist besonders in unserer Zeit ohne Beispiel groß, und die Ergebnisse derselben haben sich in den neuen Kunst- und Industrieausstellungen, die sich jüngst zu Weltausstellungen erweitert haben, in nie gesehenem Umfang dargestellt.

Allerdings hat auch die industrielle Thätigkeit in ihrer steigenden Vervollkommung ihre volle Berechtigung, und die Förderung derselben kann an sich nicht zum Vorwurf gereichen, wenn anders diese Fortschritte des menschlichen Erfindungsgeistes nicht als Zweck, sondern nur als Mittel, und zwar als Mittel zur Förderung des Gottesreiches auf Erden erkannt und verwendet werden, dessen Bürger selbst beim Ueberfluß an irdischen Gütern in Selbstverläugnung dieselben „besitzen, als besäßen sie nicht,“ noch ihrer mißbrauchen, vielmehr durch ihren rechten Gebrauch sich und andern zugleich einen reichen Lebensgenuß bereiten, dem kein Lebensüberdruß auf der Ferse nachfolgt.

Ist jedoch nur egoistisches Genießen Triebfeder und Ziel jener Thätigkeit, so tritt der Cultus der Materie ein, der, weil er erfinderisch ist in Herbeischaffung und Schöpfung von Dingen, die eine Sinnenlust in sich bergen, das Leben „mit falschen Göttern bevölkert“, und so ein neues Heidenthum gebiert, dessen ungezügelte Barbarei sich vergebens mit den schönsten Namen umhüllt, während sie mit ihrer Lügenhülle die Gräuel und Scheuel des Todes und Moders bedeckt. Ist einmal ein Volk durch Entäußerung der ewigen Wahrheit und aller mit ihr zusammenhängenden höhern Güter des Lebens — der Genußsucht verfallen und dadurch dem Dienste des goldnen Kalbes, dann ist auch die Wüste nicht ferne, in welcher sein Abfall vom lebendigen Gott mit dem Zerfallen seines Leibes gestraft wird.

6. Die deutsche Philosophie: Schelling; Hegel. Stand der prot. Theologie: Schleiermacher. Der Supranaturalismus. Kantischer Rationalismus. Der alte Kirchenglaube. Die Bibelgesellschaften. Die evangelischen Missionen.

Die Philosophie endlich trat in dieser Periode in eine neue Phase ihrer Entwicklung ein.

So viel Anregendes Fichte's idealistische Subjectivitätslehre (XXIV 7, 2.), besonders in ihrer practischen Anwenduug auf Religion und Politik, namentlich für diejenigen hatte, die seine beredten Vorträge hörten, so wenig brachte Fichte es zu einer eigentlichen

Schule, und keiner seiner Anhänger hat durch wesentliche Leistungen im Fichte'schen Ideenkreis sich ausgezeichnet, so daß von einer Vertiefung und Weiterbildung seiner Lehre nicht die Rede sein kann.

Dagegen suchten andere Philosophen die kantische Lehre tiefer zu begründen und weiter zu bilden, wie z. B. Jac. Fried. Fries, der es unternahm, vermittelst „einer neuen analytischen Bearbeitung der Theorie des menschlichen Geistes" die kritische Methode Kant's zu vervollkommnen, indem er der kantischen Kritik „eine anthropologische Kritik der (erkennenden und handelnden) Vernunft" entgegenstellte, nach deren Grundsätzen er dann auch eine Darstellung der übrigen Theile der Philosophie gab.

Abgestoßen von der Einseitigkeit des Idealismus, insbesondre der Fichte'schen Subjectivitätslehre, dagegen angezogen von Spinoza's genialer, phantasiereicher Speculation suchte **Schelling** (XXIV. 7, 2.) für seine metaphysischen Speculationen nach einem höhern philosophischen Standpunct und strebte nach einer allumfassenden Einheit, in welcher „alle dem logischen Denken sich darstellenden Gegensätze der Wirklichkeit mit vernünftig erkennbarer Nothwendigkeit enthalten und vermittelt" wären. Ihm nach besteht „das Absolute" (Gott) in der Einheit des Idealen und Realen" und offenbart sich in dem allumfassenden Leben der Natur „als ein durch den Widerstreit entgegengesetzter Kräfte nach einem allgemeinen Gesetze der Polarität bildendes Prinzip." Nach diesem stellte er die „Naturphilosophie" und die „Transcendentalphilosophie" (Idealphilosophie) als die beiden philosophischen Grundwissenschaften auf, denen beiden eine Fundamentalwissenschaft zum Grunde liege, die er das „absolute Identitätssystem" nannte.

Diese damalige Philosophie Schelling's besteht „in der Erkenntniß und Wissenschaft des Göttlichen", das mit dem wirklichen Absoluten gleich sey. Dieser Ansicht nach ist Gott nichts anders, als „das Seyn" und „erfüllt allein und ganz die Sphäre der Wirklichkeit"; er ist „kein Wesen, das bloß durch den Gedanken ergriffen werden könnte, sondern er ist das allein Anschauliche und das in allem Anschaubaren allein Angeschaute;" — er existirt nicht bloß in der Gedankenwelt, sondern auch in der wirklichen Welt der Natur; in ihm ist die reale und ideale Welt nicht als Gegensatz vorhanden. Die Natur ist ihm „nicht bloß Product einer unbegreiflichen Schöpfung, sondern diese Schöpfung selbst," nicht nur die Erscheinung oder Offenbarung des Ewigen, vielmehr „zu-

gleich dieses Ewige selbst." — Schelling's, des Naturphilosophen, Gott ist also wesentlich die Natur und die Natur wesentlich Gott. Dieses absolute, alle Gegensätze in sich vereinigende Seyn wird „nicht von dem Verstand im reflectirenden Denken, sondern nur durch die Vernunft in der ihr eigenthümlichen unmittelbaren intellectuellen Anschauung erfaßt."

Auf diesem seinem Identitätsstandpuncte aber konnte Schelling den Widerstreit der Gegensätze nicht in einem methodisch-rationalen Denken, sondern nur in der von ihm sogenannten „intellectuellen Anschauung" vereinigen, und brachte es auf diese Weise nur zu einer geistreich dichtenden Speculation über die Natur der Dinge. Deßungeachtet aber hatte sie auf die geschichtliche Fortentwicklung der Philosophie einen tiefeingreifenden Einfluß. Auch erzeugte diese schellingische Philosophie eine Schule, indem viele talentvolle Anhänger seiner absoluten Identitätsphilosophie, angeregt durch „das Kühne, Großartige und Vielversprechende" in Schellings Ansichten, entweder seine philosophische Naturbetrachtung oder die ideale Seite seines Systems fortzubilden suchten und namentlich diese letztere auf die Psychologie, auf die Religionslehre, auf die Aesthetik, auf die Mythologie und Geschichte anwendeten.

Zu denen, welche Schelling's Lehre auf einen oder den andern Zweig der Wissenschaft und Philosophie anwendeten, gehören Heinrich Steffens, Joseph Görres, Oken, Franz v. Baader (über diesen jedoch s. XXIV. 11, 3.), Solger, J. Jakob Wagner, Eschenmayer u. a. — Wie namentlich die Romantiker sich mit ihren Phantasiegebilden an Schelling's Naturphilosophie anschloßen, ist oben (K. 1, 2.) gesagt worden. — Schelling's Verdienst auf dieser Stufe seiner philosophischen Thätigkeit bestand jedenfalls darin, daß er der beschränkten Vorstellungsweise Kant's von der bloß subjectiven Bedeutung des menschlichen Erkennens entgegentrat und dem mechanisch trennenden Gegensatz zwischen Geist und Natur die Behauptung einer „organischen Einheit beider" entgegensetzte. Sein Mangel an strenger Methode aber verleitete viele seiner Anhänger zur Vernachlässigung der Kritik in Behandlung ihrer wissenschaftlichen Felder, so wie auch zur Geringachtung eines logisch-methodischen Verfahrens, so daß selbst Schelling über solche Schüler Klage führen mußte. — Daß in der Folge Schelling seiner Philosophie eine Umbildung in's positiv-Christliche gab, davon weiter unten (XXIX, 11, 3.) — Im Gegensatz gegen den „subjectivistischen Idealismus" Kant's und gegen die Schellingische Identitätslehre stellte J. Fr. Herbart ein neues System auf, das

einen zwischen Idealismus und Realismus in der Mitte stehenden „Monismus" vermittelst einer eigenthümlichen „Kritik des Erkennens" zu begründen sucht.

Dem Mangel einer strengwissenschaftlichen Methode in Schelling's damaliger Philosophie suchte nun G. Wilh. Fr. **Hegel**, der im Allgemeinen Schelling's Identitätslehre als richtig annahm, dadurch abzuhelfen, daß er von dem Standpunct der absoluten Identität aus „die philosophischen Begriffe in einer, ihrem Inhalt angemessenen Form systematisch zu entwickeln" unternahm. Dabei bildete er den in Schelling's Lehre liegenden pantheistischen Keim zu einem vollständig dialectisch ausgeprägten System des Pantheismus aus. Die Hegel'sche Philosophie, als „die sich selbst im angemessenen Denken vollkommen erfassende und wissende Idee" zerfällt in drei Haupttheile, nämlich in Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie. Das in dieser Dreigetheiltheit niedergelegte Hegel'sche System ist unter allen philosophischen Systemen das systematischeste, und regte das wissenschaftliche Denken und philosophische Forschen nach Wahrheit in einem hohen Grade an. Auch ist hervorzuheben, daß sie noch eine objective und positive Seite hat, nach welcher sie sogar auch die christliche Kirchenlehre wissenschaftlich auffassen lehren will. Nichts desto weniger steht sie mit dem Inhalte der reinen Christuslehre, ja mit dem Wesen der Religion überhaupt im innersten Widerspruch.

Denn nach Hegel enthüllt sich Gott auf der höchsten Religionsentwicklungsstufe „als der dialectische Prozeß des Absoluten, das vermittelst der Rückkehr aus der Natur im menschlichen Vorstellen und Denken zum Selbstbewußtsein gelangt"; — nach Hegel ist „die individuelle Persönlichkeit des Menschen etwas Vergängliches, ein vorübergehendes Moment im dialectischen Verlauf der Besonderung und Vereinzelung des Absoluten."

Hegel hat also nur scheinbar den positiven Glauben gefördert; denn in seinem System herrscht doch nur wieder, wie in den vorhergegangenen Systemen Kant's und Fichte's, und wie in dem humanistischen, sentimentalen und romantischen Subjectivismus das Ich als „der Gott in Menschengestalt" vor, und ist

auch hier, wie dort, „Selbstherrscher und Souverain," der sich nicht unter die Objectivität des h. Schriftworts beugt. –

Wie ein Theil seiner vielen Anhänger, die sog. Hegel'sche Linke (die Hegelingen), die Souverainetätsrechte dieses Ich ausgebeutet hat, wird sich zeigen, wenn wir weiter unten auf die neuste Phase der philosophischen und religiösen Bewegungen unserer Zeit noch einen kurzen Blick werfen werden (XXIX. 11, 3).

Der wechselnde Einfluß der Zeitphilosophie und der allgemeinen Weltbildung auf den Stand der Theologie war auch in dieser Periode nicht zu verkennen.

Die meiste Verwüstung hatte seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts der aus dem französischen Revolutionsgeist entstandene Materialismus und deistische Naturalismus, desgleichen das flache Aufklärungsbestreben der Menschenvervollkommnungsideen der Illuminaten und der aus Semmler's Schule (XXIV. 9, 4.) selbst wider seine Absicht hervorgegangene vulgäre Rationalismus allenthalben in den obern Schichten der Gesellschaft angerichtet.

Mitten in diesem von allem Offenbarungslichte verlassenen, allem evangelisch-Kirchlichen abgewandten, dem trüglichen Schein und Schimmer der Weltbildung hingegebenen Geschlechte war es schon ein Gewinn, wenn unter den Theologen ein mit dem Geist vielseitigster Bildung, mit überlegener Schärfe des Denkens und auch mit Wärme des Gefühls ausgestatteter Mann auftrat und — wenn auch mit Hintansetzung des Kirchenglaubens — sich wenigstens der damals in den höhern Gesellschaftskreisen verachteten Religion annahm und späterhin weitergehend das Christenthum, so weit er es erfaßt und an sich erfahren hatte, wieder zu einem Theil seiner verlornen Ehren zu bringen suchte.

Es war dieß **Schleiermacher**, der 1799 durch seine „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" mächtig in die Gott- und Christus-entfremdete Zeit eingriff und durch seine, wenn auch einseitige (weil subjective und aprioristische) Aufstellung der beiden Begriffe des Abhängigkeitsgefühls und der Erlösungsbedürftigkeit, auf die er die frommen Seelenzustände zurückführt, manchen seiner Zuhörer und Nachfolger den Uebergang aus dem Unglauben in den Glauben

vermittelte, obgleich ihnen der letztere nachher erst auf anderem Wege zur vollchristlichen werden konnte, während freilich Andere gerade durch das Stehenbleiben auf seiner Dogmatik dem biblisch-christlichen Offenbarungsglauben fremd blieben.

Friedrich Schleiermacher, geb. d. 21. Nov. 1768 in Breslau, erhielt seine frühere Bildung in den Anstalten der Brüdergemeinde zu Niesky und Barby, in welchen Keime der Frömmigkeit in ihn gelegt wurden, die, obgleich er nachher die Verbindung mit der Brüdergemeinde aufgab, in ihm aufgiengen, und, wenn auch durch seine Philosophie zum Theil zurückgedrängt, doch noch an seinem Lebensende wieder stark hervortraten. Er wirkte von 1796—1802 als Prediger am Charitéhause zu Berlin, ward dann (nach kurz vorübergehender Hofpredigerwirksamkeit in Stolpe) von 1802 bis 1807 Professor und Universitätsprediger in Halle, hielt hierauf Vorlesungen in Berlin, durch die er auch begeisternd auf die deutsche Erhebung gegen das französische Fremdjoch einwirkte, und bekleidete (von 1810 an) eine Professur in Berlin, wo er 1834 starb. Er hat sich auch als Uebersetzer und Erklärer des Plato großes Verdienst erworben. — Seine Reden über Religion waren (auch nach Lücke's Urtheil) mehr „Schutzreden für die Religion überhaupt, gehalten im Vorhofe der Heiden"; sie hatten noch nichts mit dem Christenthum zu thun. Es ist in ihnen sogar noch von keinem persönlichen Gott und von keiner persönlichen Unsterblichkeit die Rede; ja sie streifen öfters an den Pantheismus. Dennoch war seine Ansicht von Gott wärmer und lebendiger, als der frühere kalte Glaube des Deismus, der zwar einen persönlichen Gott annahm, aber sich unter Gott ein von der Welt getrenntes, selbstgenügsames, um Welt und Menschen sich nichts kümmerndes Wesen dachte. Im Uebrigen freilich liegt diesen Reden nur das Princip der Autonomie des Ich's, von dem die ganze Zeit erfüllt war, ebenfalls zum Grunde, und Selbsterhebung, Selbstgenuß, Selbststärkung" heißt hier Religion, hebt also damit eigentlich die wahre Religion auf. — Zwanzig Jahre später endlich (1821) trat Schleiermacher in seiner „Glaubenslehre" für das „evangelische Christenthum" auf, wie er es nämlich mit seinem religiösen Selbstbewußtseyn auffaßte. Ihm nach beruht der christliche Glaube nicht auf dem philosophischen Wissen, das er von der Theologie ganz getrennt wissen will, sondern auf dem „Gefühl der Abhängigkeit von Gott." Nicht wie Gott an sich ist, sondern wie er sich zu diesem frommen Gefühl verhält, will er darthun. Während er aber in diesem seinem individuellen Glauben das Allgemeingefühl der christlichen Kirche auszusprechen glaubte, sprach er nur sein subjectives Gefühl aus und war noch weit davon entfernt, sich dem Worte Gottes, über das er sein Gefühl oder inneres Selbstbewußtseyn zum Richter setzte, völlig zu unterwerfen. Da er aber der innigen Ueberzeugung lebte (und

in dieser auch starb), daß nur in dem historischen Christus, mit welchem die Herrschaft der Sünde aufhöre und das Reich der Gnade oder die Herrschaft des göttlichen Geistes beginne, einzig das Heil zu finden sey, so hat er eine tiefgehende Anregung auf das theologische Studium seiner Zeit geäußert. Wie diese Zeit beschaffen war, ersieht man daraus, daß die Rationalisten ihn bald für einen Pietisten, bald für einen völligen Pantheisten, die kirchlich Rechtgläubigen aber, welche der Dialectik seines vom Gefühl getragenen Verstandes mißtrauten, ihm allen Sinn für Gläubigkeit absprachen. — Ein nüchternes Urtheil aber spricht ihm allerdings diesen Sinn mit vollster Ueberzeugung zu, verwahrt sich aber gegen das Ansinnen, dem Schleiermacherschen Standpuncte eine andere Bedeutung, als eben die eines Uebergangsschrittes zunächst zum Theismus, der dann unter dem Hinzutritt anderer, außer der Consequenz der Schleiermacherischen Ansicht liegenden Momente zur Erkenntniß schriftgemäßen Offenbarungsglaubens führen kann, was jedoch nur für die historische Entwicklung, noch nicht aber schon für die persönliche Entwicklung gilt.

Nur eine kleine Zahl damaliger Gottesgelehrten suchte wenigstens im Supranaturalismus, also mit Preißgebung der alten Kirchenlehre, die wesentlichen christlichen Heilswahrheiten möglichst festzuhalten. Er stellte sich dar in Württemberg (und zwar im Geiste der aus der vorangegangenen Periode her noch wirksamen Theologie Bengel's S. XXIV. 7, 4.) in der sogenannten Tübinger Schule durch die Theologen Storr, Flatt, Süßkind. Auch Knapp in Halle und Reinhard in Dresden huldigten dem Supranaturalismus, der zugleich seine Vertheidiger gegen die Angriffe der Deisten in dem großen Mathematiker Euler, in dem großen Physiologen Albrecht von Haller und in den Kirchenhistorikern Schröckh in Wittenberg und Plank in Göttingen fand.

Von Bengel, an dessen Geist die Tübinger Schule sich anlehnte, sey zur nähern Verständigung nachträglich Folgendes erwähnt: Seine Ansicht war, daß die Kirche sich auf den Grund ihrer Ordnungen natürlich entwickele, und er war nicht dafür, daß „man den verfahrenen Karren der Kirche stehen lasse und davon gehe"; aber wohl drang er darauf, daß die lebendigen Glieder der Kirche sich zusammenhalten müßten, um von diesem Punct aus das Leben in der Kirche wieder zu erwecken," und billigte daher die privaten Erbauungszusammenkünfte der Gläubigen. Sein XXIV. 7, 4 erwähntes Gnomon, eine lateinisch verfaßte Erklärung des Neuen Testaments für Bibelfreunde und Bibelforscher, (nun von C. F. Werner übersetzt) ist eine wahre Fundgrube, da es „kurz, originell, kräftig redend

und lebendig aus inniger Liebe und Erkenntniß des h. Textes" hervorgegangen ist. (Siehe Bengel's Leben, von Burk.) Bengel hat zahlreiche Schüler hinterlassen, unter welchen sich der geistvolle Oetinger, Crusius, Hahn, der fromme Liederdichter Hiller u. a. befanden und zugleich auf die verschiedenen Kreise glaubiger Laien einen gesegneten Einfluß ausgeübt haben, aus denen wir nur Einige, wie Hoffmann, den Gründer der Gemeinde Kornthal, und Michael Hahn, den begabten Verfasser einer Reihe von Erbauungsschriften nennen wollen.

Dagegen prägte sich der kantische Rationalismus vollständig aus in der Dogmatik eines Gabler, Stäudlin, Ammon, Paulus, so wie in der rationalisirenden Theologie eines Wegscheider, Bretschneider und Röhr, die zwar den frühern nackten, durchaus von Gott und allem Göttlichen abgelösten Naturalismus verdrängen halfen, nichts desto weniger aber durch ihre mehr oder minder unverholene Verwerfung positiv-christlicher Wahrheiten dem modernen theologischen Unglauben durch eine täuschende Anschließung an die christlich-kirchliche Sprache auch im Volke Eingang zu verschaffen bemüht waren.

Die Aufstellung eines förmlichen Systems des Unglaubens gieng zumeist von Wegscheider in Halle aus, der von der h. Schrift nur das beibehalten wissen wollte, was die menschliche Vernunft sich zurechtlegen könne. (Das Merkwürdigste war, daß er diese seine Dogmatik „den Manen Luther's" widmete!) Damit wurden gerade die spezifischen Grundlagen des Christenthums beseitigt, und es blieben nichts, als die drei Postulate der practischen Vernunft (des Gewissens), nämlich der Glaube an Gott, Tugend und Unsterblichkeit nebst einer kraftlosen Werkthätigkeit zurück, also eine Religion, wie sie auch von der Weltbildung aufgestellt wurde. — In ähnlicher Weise lehrten Gesenius in Halle, Bretschneider in Gotha und Röhr in Weimar. Letzterer nannte den Augustinus (XIII. 13, 2) wegen seiner kirchlichen Lehre von der Sünde und Gnade einen Entheiliger des Evangeliums, dagegen den Pelagius (XIII. 13, 2) einen ehrwürdigen Vertheidiger der Vernunft gegen die Unvernunft, die Lehre von Christi Erlösungs- und Versöhnungstod eine Dichtung unwissender und spitzfindiger Kirchenlehrer, und sprach die Hoffnung aus, daß, wenn alle christlichen Dogmen früher oder später fallen würden, sich die Menschen in der christlichen Moral einigen würden. Auch machte er ein eigenes rationalistisches Glaubensbekenntniß und erwartete von ihm, daß es die evangelische Kirche annehmen werde.

Indeß hatte der alte Kirchenglaube auch in dieser öden Zeit des dürrsten Unglaubens noch immer eine Anzahl Prediger und Seelsorger, die ihre Kniee vor Baal nicht gebeugt haben, und vorzüglich war noch im Volk ein Kern von Glaubenstreuen vorhanden, welche, als die Kanzeln leere, lose Speise boten, ihre geistliche Nahrung aus den Schriften älterer Glaubensmänner holten, — und statt der verstümmelten Lieder moderner Gesangbücher die Kernlieder der gläubigen Väterzeit wenigstens beim Hausgottesdienst oder in Erbauungszusammenkünften sangen und den Spott und Hohn der Welt nicht scheuten, welche, vom Haß ungläubiger Geistlicher und ihrer Anhänger angetrieben, sie verfolgte und da und dort selbst obrigkeitliche Einschreitungen gegen sie veranlaßte.

Dergleichen „stille" Kreise biblisch-glaubigen Christenthums, das mit dem Namen „moderner Pietismus" bezeichnet wurde, gab es von jeher, vorzüglich im Württembergischen, in mannigfaltiger, zum Theil freilich auch von mehr oder weniger gefärbter Art; und in den preußischen Rheinlanden hat das Wupperthal in seinen Geistlichen und Gemeinden dem lebendigen Christenthum einen entschiedenen Halt gewährt.

Außerhalb Deutschland war die Neologie besonders in den Niederlanden verbreitet. Als man in Amsterdam der deutsch-lutherischen Gemeinde einen rationalistischen Prediger aufdringen wollte, riß sich ein Theil der Gemeinde los und behauptet sich seitdem selbständig als „wiederhergestellte lutherische Kirche". — In Norwegen trat der lutherische Bauer Nielsen Hauge mächtig gegen die falsche Aufklärung auf. — In Schweden bildete sich 1803 die Gesellschaft der Leser, die sich mit dem Lesen der Bibel und Schriften Luther's erbaute. — In England setzten viele Dissenters dem lauen Wesen der Staatskirche ein lebendig-thätiges Christenthum entgegen.

Dem Bedürfniß nach Schriftkenntniß suchten die zuerst in England aufgekommenen Bibelgesellschaften abzuhelfen, indem der Mangel an Bibeln in Wallis schon 1787 zur Errichtung einer solchen Gesellschaft veranlaßte, die sich auf Hughe's Vorschlag 1804 zur „großen britisch-ausländischen Bibelgesellschaft" erweiterte, und als solche die Mutter aller nachfolgenden Bibelgesellschaften in andern Ländern wurde.

Der erste Vorsitzer jener großen Bibelgesellschaft war Lord Teignmouth, den drei Secretaire unterstützten (Hughe, aus der Staatskirche, Owen aus den Dissenters und Dr. Steinkopf, der Prediger der deutsch-evangelischen Kirche in London. Nach dem Muster derselben bildeten sich viele Bibelgesellschaften und

Hülfsvereine. Im J. 1806 entstand die irländische; dann folgte die niederländische in Amsterdam; 1813 wurde durch die Bemühungen der schottischen Agenten Paterson und Pinkerton die russische gestiftet und vom Kaiser Alexander I genehmigt, der selbst Mitglied wurde und der Gesellschaft 25,000 Rubel schenkte. Im J. 1814 trat durch den Schotten Henderson die dänische und durch Paterson die schwedische, 1816 die schleswig-holsteinische in's Leben.

Die erste deutsche Bibelgesellschaft (nach der mit dem Franke'schen Waisenhause verbundenen Canstein'schen Bibelanstalt in Halle) kam 1804 in Nürnberg zu Stande. Selbst mehrere deutsche Katholiken wurden vom Eifer, die Bibel zu verbreiten, ergriffen, bis 1816 der Papst die Thätigkeit der Bibelgesellschaften in den heftigsten Ausdrücken verdammte, so daß dadurch die Wirksamkeit jener Gesellschaften in katholischen Landen gehemmt wurde. Einen desto größern Aufschwung nahmen sie im evangelischen Preußen, wo der Prediger Jänicke in Berlin dafür wirkte und König Friedrich Wilhelm III seine Theilnahme bethätigte, so daß 1814 die preußische Hauptbibelgesellschaft mit vielen Hülfsvereinen entstand. Im gleichen Jahre folgten Hannover, dann Stuttgart und Dresden, und so nach und nach fast alle übrigen deutschen Lande nach. — In der Schweiz war es besonders Basel, wo eine große Thätigkeit für Bibelverbreitung lebendig wurde. Gleichermaßen erfolgte das Aufkommen der Bibelgesellschaften in Frankreich und in andern Ländern Europa's; eben so in Nordamerika und Asien. — Im Ganzen hat bis heute die britische Bibelgesellschaft die h. Schrift in 152 Sprachen, von denen 125 ganz neu übersetzt werden mußten, in Umlauf gebracht, und 28 Millionen Bibeln verbreitet, so daß mit Hinzurechnung der übrigen, von ihr unabhängigen Gesellschaften in Europa und Amerika die Zahl der verbreiteten Bibeln über 48 Millionen beträgt, während im Beginn der bibelgesellschaftlichen Thätigkeit nicht mehr als 5 Millionen Bibeln in der Welt vorhanden waren.

Dieser Eifer für die Verbreitung der h. Schrift steht in genauem Zusammenhang mit dem früher erwachten Triebe zur Verbreitung des Christenthums in Heidenlanden überhaupt durch evangelische Missionen, wie denn die schon fast 100 Jahre zuvor gegründete dänisch-ostindische (lutherische) Missionsgesellschaft (XIII. 5, 3) sowohl, als die Mission der Brüdergemeinde (XIV. 7, 3) ihre gesegnete Wirksamkeit fortgesetzt hatten. Der Sinn dafür erwachte jetzt auch in andern Kreisen. Nachdem 1792 die Methodisten eine Missionsgesellschaft gegründet hatten, vereinigte sich 1795 eine große Anzahl le-

bendiger Christen in England aus allen evangel schen Dissenterparteien zur „Allgemeinen Londoner Missionsgesellschaft", und ihrem Beispiel folgte 1796 die schottische und 1799 die staatskirchliche Missionsgesellschaft für die auswärtigen Besitzungen Englands. — Auf dem Continent gründete sich 1797 die niederländische und 1815 trat die evangelische Mission in Basel hervor. In Berlin war Jänicke seit 1800 für die Mission thätig, worauf 1824 daselbst eine eigentliche Missionsgesellschaft zusammentrat. Im J. 1829 trat die rheinische Missionsgesellschaft in Barmen und zehn Jahre darnach die lutherische zu Dresden in's Leben. — Die Mission überhaupt war es, welche allmählig die Wiedergeburt einer lebendigen Kirche wesentlich förderte, und in der Mission haben die Gläubigen aller evangelischen Confessionen das „Panier" gefunden, unter dem sie sich sammeln und stärken zu dem Streite, der mit dem Heidenthum in entfernten, wie in heimischen Landen zu führen ist, um in Verbindung mit den Arbeiten der allgemeinen evangelischen Kirche, als deren Diaconie sie im Grunde zu betrachten ist, dem Siege Christi allenthalben Bahn zu machen.

Die englische Dissenter-Mission zählt gegenwärtig in verschiedenen Heidenländern 120 Stationen mit 170 ordinirten Missionären; die staatskirchliche hat 100 Stationen. Die Methodistenmission zählt an 250 Stationen mit 330 Missionären. Auch in Schottland wurden bald drei Gesellschaften, in Amerika vier (die methodistische, baptistische, amerikanische und bischöffliche) gestiftet. Die Basler Mission mit einem eigenen Seminar hat ihre meisten Stationen in Ostindien, und viele ihrer Zöglinge stehen auch im Dienst anderer Gesellschaften. (S. W. Hoffmanns Eilf Jahre im Dienste der Mission.) Die Barmer Mission mit ihrem Seminar hat ihre Stationen besonders in Südafrika und auf Borneo. (Ein Näheres über diese deutschen Missionsanstalten s. XXIX. 11, 4. a. E.) — Im Ganzen zählen die evangelischen Missionen gegenwärtig auf etwa 1000 Stationen eben so viele ordinirte Missionäre mit eben so vielen Gehülfen. (Von der s. g. Innern Mission s. d. folgende Periode.)

7. Die Harmsischen Thesen. Die preußische Union. Die Breslauer Lutheraner. Restitution des Papstthums. Convertiten.

Als sodann im Jahr 1817 die Feier des Reformationsjubiläums bei allen deutschprotestantischen Parteien eine neue Begeisterung für den Protestantismus im Allgemeinen erweckte, trat der lutherische Archidiacon Klaus Harms in Kiel in seinen 95 Thesen gegen den auf Kanzeln und Kathedern herrschenden Rationalismus, als gegen ein Pabstthum der Vernunft, auf und forderte mit der ihm eigenen volksthümlichen Kraftsprache zur Rückkehr zum lutherischen Glauben und zur alten frommen Sitte der Väter auf. Aus Anlaß dieser Thesen entspann sich ein heftiger theologischer Streit über Vernunft- (Denk-) und Offenbarungsglauben, der die Folge hatte, daß in Gemeinden und Häusern, welche im geistlichen Tod gelegen hatten, bei den Einzelnen wieder mehr Theilnahme an positiver Religion erwachte.

Da in den meisten Gliedern der beiden bis dahin allenthalben noch getrennt bestandenen Confessionen der Lutheraner und Reformirten, und zwar in der Wissenschaft, wie im Leben, das Bewußtseyn des Sonderbekenntnisses gänzlich zurückgetreten war, so konnte das ebengenannte Reformationsjubiläum den von Seite der Calvinisten je und je gehegten Wunsch einer Vereinigung der getrennten protestantischen Confessionen um so leichter beleben, da dieselbe schon in frühern Zeiten, namentlich vom reformirten brandenburgisch-preußischen Hause, versucht worden war.

Weil nun besonders der aus dem deutschen Freiheitskampf in religiöser Beziehung zur Erneurung angeregte preußische Staat den Beruf eines Vorkämpfers für den Protestantismus in sich fühlte, so fand König Friedrich Wilhelms III Aufruf zu einer lutherisch-calvinistischen Union eine große Theilnahme, so daß nach mannigfachen Verhandlungen die Vereinigung selbst im J. 1821 zu Stande kam, die sodann fast gleichzeitig, auch in Nassau, Rheinbayern, Anhalt, Baden, in den beiden Hessen, in Weimar, Württemberg — jedoch nicht allenthalben ohne Uebereilung oder auch nicht ohne hie und da angewandte Kunstmittel — eingeführt wurde.

Um den unionistischen Gottesdienst in Preußen zu regeln, und der liturgischen Willkühr besonders der rationalistischen Geistlichen, welche bei der h. Taufe und dem h. Abendmahl die Einsetzungsworte jämmerlich veränderte, ein Ende zu machen, — ließ Friedrich Wilhelm III eine Agende entwerfen. Diese Agende war aber keinem der vereinigten Theile recht und konnte daher erst nach mannigfachen Ueberarbeitungen im J. 1830 in Kraft treten. So war nun die evangelische Kirche in drei Tropen oder Formen vorhanden, als lutherische, als reformirte, (welche beide die Unterscheidungslehren noch festhielten, aber sie nicht als trennend ansehen wollten) und als real-unirte, welche die Unterscheidungslehren für unwesentlich erklärte. Daß die Art der Einführung der Agende das Werk der Union nicht vollkommen befestigte, noch weniger ihm zum Sieg über die beiden ältern Confessionen verhalf, zeigte sich in der folgenden Periode.

Schon durch alle jene Erörterungen über die Agende war vielen Lutheranern ihr altes Bekenntniß wieder zum Bewußtseyn gekommen, und ihr Widerspruch gegen die Union führte zu einem hitzigen Kampf, in welchem der Wortführer der Breslauer Lutheraner Dr. Scheibel 1832 seines Pfarramts und seiner Professur entsetzt, mehrere andere Geistliche mit Gefängniß gestraft, andere im Amte suspendirt und ihren Gemeinden die Agende mit Militärgewalt aufgedrungen wurde. Als darauf die suspendirten Geistlichen 1835 eine Synode hielten und beschloßen, jedes rechtmäßige Mittel zur Rettung der lutherischen Kirche zu versuchen, so wurden die Verfolgungen gegen die Weigerer gesteigert, und viele sahen sich dadurch genöthigt, nach Amerika und Australien auszuwandern. Von da an trat mehr Milde ein, und als Friedrich Wilhelm IV zur Regierung kam, wurden die gefangenen Geistlichen ihrer Haft entlassen und den separirten Lutheranern gestattet, als eine eigene von der Staatskirche unabhängige Religionsgesellschaft zu bestehen. (S. XXIX. 5, 2)

Der durch solche Unionsbestrebung belebte Sinn für Herstellung einer „allgemeinen Volkskirchlichkeit" suchte einen Halt in der Aufstellung einer Presbyterialverfassung, wodurch die Geistlichkeit mit der Gemeinde — oder doch einer Synodalverfassung, wodurch wenigstens die Geistlichen unter sich in nähere Verbindung gebracht und dadurch hauptsächlich die „überwiegend juri-

stische und centralbüreaukratische Consistorialverfassung" gemildert werden sollte. Allein einerseits Furcht vor einem „Kirchenstaat in der Staatskirche", anderseits Gleichgültigkeit und hie und da auch Abneigung gegen kirchliche Disciplin ließ es vorerst nur in einigen Ländern, wie z. B. in Bayern und Baden (der Form nach schon seit 1821), in Rheinpreußen und Westfalen zu Synodalverfassungen kommen.

Was das Reformationsjubiläum für die Protestanten war, das war für den römischen Katholicismus die 1814 erfolgte Restitution des Papstthums, das sich gleich durch die von Pius VII mittels der Bulle Sollicitudo omnium gebotene Wiederherstellung des Jesuitenordens und durch die von Leo XII erneuerte Inquisition wirksam erwies. Es erwachte wieder ein großer Eifer für die in Verfall gerathene katholische Mission daheim und in den Heidenländern, und der im J. 1825 ausgeschriebene Jubelablaß fand eine ungewöhnliche Theilnahme in der katholischen Christenheit.

Bereits wurde der milde, versöhnliche Geist des Bischoffs Sailer, der vorher bei vielen Katholiken Eingang gefunden hatte, als zu sehr dem protestantischen Prinzip sich zuneigend, von Oben zurückgewiesen und die strengtridentinische Lehre durch ihre wissenschaftlichen Vertreter (Möhler, Klee, Döllinger) wieder in den Gemüthern befestigt, während die Uebertritte eines Friedr. Leopold von Stolberg, Friedrich Schlegel, Hurter u. a. aus dem Protestantismus in den Schooß der katholischen Kirche der Wiederherstellung ihres Ansehens Vorschub leisteten.

Anderseits wendeten sich aber auch vom evangelischen Glauben ergriffene Katholiken, wie Martin Boos, Goßner, Henhöfer u. a. der protestantischen Schrift- und Rechtfertigungslehre zu, und die beiden letztgenannten giengen mit einem Theil ihrer Gemeinden zur evangelischen Kirche über. — Die der Abweichung vom kirchlichen Dogma beschuldigte Richtung in der Lehre des katholischen Professors Hermes in Bonn († 1831) gewann Anhang unter einem Theile der Geistlichkeit, wurde aber vom Pabst Gregor XVI verdammt. — Die weitere Restauration der katholischen Kirche durch die wiederauflebende Hierarchie in ihr ist das Strebeziel der neusten Bewegungen auf diesem Gebiete. (S. XXIX. 11, 5.)

2. Kapitel.

Deutschlands Wiederordnung seiner innern Angelegenheiten bis zur Wiener Schlußacte.

1. Der 13. Artikel der deutschen Bundesacte. Die constitutionellen Staaten Deutschlands. Oesterreich. Preußen und die Provincialstände. Die politischen Parteien: Conservative und Liberale.

Mit dem Schlusse des Wiener Congresses und des zweiten Pariser Friedens, so wie mit dem Eintritt der mit letzterem zusammenhängenden heiligen Allianz trat für Europa eine neue Zeit ein. Die Beziehungen der auswärtigen Politik traten hinter die Bewegungen zurück, welche in Folge der Bestimmungen jener Verständigungsacte sich nunmehr im Innern eines jeden Staates kund gaben, um seinen Ausbau oder seine neue Einrichtung zu fördern. Man dachte nicht mehr auf Krieg und Eroberung: man wollte durch allen Aufwand geistiger Mittel das Wiedererrungene ordnen, sichern und zum höchsten Ertrag der Kräfte bringen.

Dabei strebten jedoch die größern Staaten nach vorwiegendem Einfluß auf die kleinen, um dadurch unter sich theils eine Gleichgewichts=, theils eine Uebergewichtsstellung zu behaupten. Die kleinern Staaten auf dem größern politischen Schauplatze, den fortan die fünf Großmächte einnahmen, traten mehr und mehr zurück, fanden jedoch in den inneren Gegensätzen der Pentarchie einen größern Schutz für ihre Selbständigkeit, als in den aufgestellten Congreß= und Bundesbeschlüssen.

Das politische Leben im Innern der meisten westeuropäischen Staaten, bethätigte sich vor Allem in den Verfassungskämpfen, welche auf parlamentarem Boden, unterstützt von der steigenden Macht der freieren Presse, dazwischen aber

auch mit den Waffen im Hin- und Herdrängen bald revolutionärer, bald reactionärer Kräfte gekämpft wurden.

Was zunächst das deutsche Volk betrifft, so wendete es sich, froh der wiedergewonnenen Selbständigkeit und Sicherheit, im Allgemeinen der Wiederordnung seiner häuslichen und staatlichen Angelegenheiten zu, und überließ sich der Hoffnung, daß allmählig Alles, was in den neuen Bundesstatuten in Aussicht gestellt war, sich erfüllen und das darin Mangelhafte sich verbessern lassen werde.

Ein nicht geringer Theil der Deutschen fand sich freilich durch die Neugestaltung der vaterländischen Verhältnisse nicht befriedigt, weil dadurch der deutschen Nation, als solcher, nach Außen keine politisch genügende und hinreichend ehrenvolle Stellung in der europäischen Völkerfamilie angewiesen, nach Innen dem Einzelnen kein so großer Antheil an der Gesetzgebung und Regierung, als man erwartet hatte, zugestanden und ein zu großer Theil der Sorge für die Gesammtwohlfahrt dem unbestimmten guten Willen der Regierungen überlassen worden wäre.

Am wenigsten befriedigte die deutsche Bundesverfassung Diejenigen, welche sich die Wiedererrichtung eines deutschen Kaiserthums geträumt hatten. Auch die beiden deutschen Großmächte fühlten, daß zu einer kräftigeren Durchführung der Gesammtbeschlüsse nach Innen und zu einer vollkommeneren Repräsentation Deutschlands nach Außen noch Vieles fehle. Daher schlugen sie ein von ihnen beiden geführtes Directorium vor, als oberste Vollziehungsbehörde, neben einem engeren Fürstenrath und einem weiteren, aus Fürsten und Abgeordneten der Bundesstaaten zusammengesetzten Gesetzgebungs- und Berathungskörper. Dabei sollte Deutschland in Kreise getheilt und mit Kreisobersten, als Untervollziehungsbehörden, versehen werden. Ein Bundesgericht sollte die innern Streitigkeiten schlichten und kein Bundesglied für sich allein mit fremden Mächten Bündnisse schließen oder Kriege führen können. — Diesem Vorschlage aber traten die größern Staaten des ehemaligen Rheinbundes entgegen und wurden in ihrem Widerspruch von den auswärtigen Mächten unterstützt, in deren Rechnung ein starkes Deutschland nicht paßte. Da nun auch Oesterreich nicht gerade fest darauf bestand, so mußte Preußen, das am meisten für diesen Vorschlag war, Stuck für Stück nachgeben, und selbst das Bundesgericht, auf dem es am längsten bestand, fallen lassen. — Daß

man dann, anstatt einer starken Executivbehörde neben einer gesetzgebenden Behörde nur ein Mittelding zwischen beiden aufstellte, sollte sich für die Folge in Deutschlands Verhältnissen nach Innen und Außen bitter bestrafen.

Desto fester hielt sich daher der vorstrebende Theil der deutschen Nation an den 13. Artikel der Bundesverfassung, der alle deutsche Staaten zur Wiederherstellung oder Einführung landständischer Verhältnisse verpflichtete. Es hatte nämlich früher in Deutschland allenthalben Landstände gegeben und „dem Rechte nach" bestanden sie in einzelnen Staaten noch, wenn auch in veränderter und geschwächter Wirksamkeit; in andern waren sie ganz außer Wirksamkeit gekommen. Sie wiederherzustellen und mit zeitgemäßen Verbesserungen auszustatten, erschien Manchem als das Natürlichste. Allein theils hatten selbst die Leiter des Wiener Congresses, welche die absolutistischen Regierungsgrundsätze des 18. Jahrhunderts als der Neuzeit allzu widersprechend erkannten, schon den Ideen der letztern theilweisen Raum bei sich gegeben, theils machte die Zusammensetzung einzelner Staaten (aus aufgehobenen geistlichen Fürstenthümern, aus mediatisirten Landestheilen und aus eingetauschten Ländern) eine völlige Wiederherstellung der alten Landstände unmöglich. Daher schien die Ansicht gerechtfertigt, daß so grundverschiedene Landestheile nur durch eine neue, allgemeine landständische Verfassungsform zu einer Einheit verbunden werden könnten. Ja einzelne Staaten glaubten selbst über den Artikel 13 hinausgehen und eine eigentliche Vertretung des Volks gewähren oder in Aussicht stellen zu dürfen.

Diejenigen deutschen Staaten, in welchen die alten landständischen Formen in Abgang gekommen waren und die Regierungsgewalt keine bestimmten Gränzen hatte, waren Oesterreich und Preußen. Zu denjenigen Staaten, in welchen noch altlandständische Verfassungen, aber mit einzelnen Abänderungen bestanden, gehörten Sachsen, Hannover, Kurhessen, die vier freien Städte und andere kleinere Staaten Norddeutschlands. Staaten endlich, welche aus vielen neuhinzugekommenen Ländertheilen zusammengesetzt waren und in welchen die verschiedensten ständischen, landschaftlichen und corporativen Einrichtungen gegolten hatten, waren die rheinbündischen Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, von welchen jeder darum auch eine neue, allgemeine Constitution für sich nöthig erachtete.

Die neugeschaffenen allgemeinen Constitutionen, welche sich nun die ehemaligen rheinbündischen Staaten gaben, nahmen zwar von der ersten, durch Talleyrand und Fouché entworfenen Charte Ludwigs XVIII viele einzelne Züge auf und bewiesen dadurch, daß es nicht so leicht war, in diesen Beziehungen ganz aus der geistigen Atmosphäre des westlichen Nachbars, an dessen Schicksal diese Staaten eine geraume Zeit gebunden waren, herauszutreten; sie unterschieden sich aber doch von ihrem Muster nicht unwesentlich dadurch, daß sie gleich das Zweikammerprinzip aufstellten, die Wahlen nicht bloß von der Besteurung, sondern auch von der Beschaffenheit des Besitzes abhängig machten und keine unmittelbare Vertretung des Volks, sondern der in ihm vorhandenen adeligen, bürgerlichen und ackerbauenden Eigenthümer einführten. Aber eben dieser theilweise ständische, theilweise parlamentäre Character dieser Constitutionen gab ihnen in der Anwendung etwas Schwankendes, Halbes, sogar den Schein und die Täuschung Begünstigendes, wenn sie auch in die so lange an passive Haltung gewöhnte Masse viel Leben und Bewegung brachten.

Bayern hatte durch seinen König **Maximilian** I Joseph schon 1811 eine Gesammtverfassung bekommen, durch welche die alten Landstände in den bayrischen Provinzen aufgehoben wurden: sie war aber nicht ganz durchgeführt worden. Als nun der 13. Artikel der Bundesacte die Einführung oder Erneurung der Landstände verlangte, diese aber bei der eingeführten Centralisation in Bayern zurückzuführen nicht möglich und räthlich schien, so gab König Max am 26. Mai 1818 eine neue Reichsverfassung mit einer Reichsrathskammer, deren Mitglieder ihre Würde theils vererbten, theils vom König auf Lebenszeit bekamen, und mit einer zweiten oder Abgeordnetenkammer, die aus Vertretern des begüterten Adels mit Gerichtsbarkeit, der drei Landesuniversitäten, der katholischen und protestantischen Geistlichkeit, der Städte und Marktflecken und der Landbesitzer ohne Gerichtsbarkeit bestehen. Diese neue Constitution wurde überall im Lande mit Freude und Dank begrüßt und erhöhte die ohnedieß große Popularität Königs Max des Guten. Das von ihm 1817 abgeschlossene Concordat mit dem Papste Pius VII fand weniger Beifall, weil durch dasselbe das Recht des Staats zu sehr beschränkt erschien und gewisse Theile desselben mit der Verfassung im Widerspruch stunden, dessen versuchte Lösung viele Schwierigkeiten verursachte.

In **Württemberg** hatte die Gewaltherrschaft des Königs Friedrich I die Unzufriedenheit des Volks längst in einem hohen Grade hervorgerufen, so daß

der König nach dem Sturze Napoleons und nach der Festsetzung des 13. Artikels der Bundesverfassung fühlte, daß er etwas thun müsse, um sich zu halten. Er eilte daher vom Congreß hinweg in seine Hauptstadt, und gab am 15. März 1815 seinem Lande eine ständische Verfassung und zwar nach dem Einkammersystem, in welcher die Gesetzgebung und Besteurung von der Beistimmung der Stände abhängen, die jedesmalige Eröffnung gesetzlich bestimmt und die Freiheit der Berathung gewährleistet sein sollte. In der Zahl der Abgeordneten befanden sich auch mehrere Virilstimmen und erbliche Mitglieder. Allein seine Stände wollten von diesem „liberalen Geschenke moderner Staatsweisheit" nichts wissen, sondern verlangten ihr „gutes altes Recht", und zwar Altwürttemberg seine „alte" Verfassung, Neuwürttemberg die früher besessenen Rechte seiner mediatisirten Landestheile. Ja sie baten sogar in einer Beschwerdeschrift an die beim Congreß noch versammelten Monarchen um Vermittlung, und drohten das Volk von den Steuern zu entbinden, wenn man ihnen nicht hülfe. — Während dieses hartnäckigen Streites starb König Friedrich I in der Nacht vor dem 30 Oct. 1816, und sein Sohn und Nachfolger König **Wilhelm** I, der selbst viel Hartes von seinem Vater erlitten hatte und als Kronprinz schon die Hoffnung des gedrückten Landes war, suchte mit einer ständischen Commission eine neue Verfassung zu vereinbaren, die aber nur nach langen und großen Mühen — und erst, nachdem der König durch viele und wesentliche Verbesserungen in allen Zweigen der Verwaltung die Hartnäckigkeit des Altwürttembergers und das Mißtrauen der Neuwürttemberger besiegt hatte, zu Stande kam und am 27. Sept. 1819 von den Ständen angenommen und vom Könige bestätigt wurde. Sie hatte zwei Kammern, in deren erster auch die ehemaligen Reichsstände, in deren zweiter die Vertreter des ansässigen Adels rc. mitsaßen und gewährte ein ausgedehnteres Wahlrecht, sowie mehr Schutz gegen die Beamtenherrschaft, daher sie für noch freisinniger galt, als die bayrische.

In **Baden**, das aus der reformirten Rheinpfalz, aus dem katholischen Breisgau und aus den Gebieten vieler ehemaliger Reichsstände entstanden war, hatten sich die verschiedenen landständischen Rechte während der Rheinbundsperiode gänzlich verloren und der Großherzog Karl Friedrich, welcher 1811 starb, hatte unumschränkt regiert, jedoch mit einer so weisen Mäßigung, daß sein Volk zufrieden war. Allein die verschwenderische Regierung Ludwigs, welcher seinem Neffen Karl († 1818, einem Enkel Karl Friedrichs) auf dem Throne folgte, erweckte eine solche Unzufriedenheit, daß die ehemaligen pfälzischen Theile den Wiederanschluß an Bayern, die Breisgauer den Rücktritt unter die ehemalige österreichische Herrschaft laut verlangten. Der Wiener Congreß jedoch wollte an dieser Gränze Frankreichs einen zusammenhängenden Staat haben und willigte in keine Zertrennung. Die durch den frühen Tod eines Erbprinzen eingetretene Kinderlosigkeit Karl's und die bestrittene

Ebenbürtigkeit der aus der morganatischen Ehe Karl Friedrich's erzeugten beiden Grafen von Hochberg stellte noch einmal den Bestand des Landes in Frage. Um das Aussterben des badischen Hauses zu verhindern, erhob der Großherzog Karl die Grafen von Hochberg zu Markgrafen und Prinzen von Baden und erklärte sie für successionsfähig. Dieser Act erhielt die Sanction des Bundestags und damit wurde auch der Bestand des Landes aufrecht erhalten. — Da nun die Wiederherstellung der alten landständischen Verfassungen nicht möglich erschien, so wünschte das Volk eine neue Gesammtverfassung; nach langem Zögern ertheilte Großherzog Karl am 22. Aug. 1818 eine Constitution mit zwei Kammern, in deren erstern die Mediatisirten noch größere Vorrechte, als in Bayern und Württemberg bekamen, während die zweite Kammer mit allen Rechten einer Volksvertretung ausgestattet wurde, so daß in der Folge die Weiterbildung der badischen Verfassung im Sinne des „Fortschritts" gerade dieses Land zum „Brennpunct des politischen Meinungskampfes" in Deutschland machte.

Die hessen-darmstädtische Verfassung wurde, nach verschiedenen Kämpfen um das Mehr oder Weniger der Bewilligung, am 28. März 1819 gegegeben. Die Verfassung in Nassau war schon am 2. Sept. 1814 in das Leben getreten.

Im Königreich **Sachsen** hielt die Rücksicht auf das Unglück des bereits betagten Königs und der zähe Widerstand der von Alters her bevorrechteten Stände noch eine Zeit lang die alte Staatseinrichtung aufrecht.

Im Königreich **Hannover**, das seit Georg I, der den englischen Thron bestieg, in politischer Beziehung einer englischen Colonie glich, traten zwar schon im Jahr 1814 die alten Landstände zusammen, ließen aber Alles beim Alten, da wegen der Abwesenheit des Regenten im fernen London das hannöverische Ministerium, auf eine starke Aristokratie gestützt, eine fast unumschränkte Macht erlangt hatte. Endlich erließ der Prinz-Regent 1819 eine Verfassung, in der aber der ansässige Adel ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht hatte.

In Kurhessen wurden die alten, vor 1806 bestandenen Landstände wieder hergestellt, konnten aber vom Kurfürsten Wilhelm I keine Erweiterung ihrer Rechte erlangen und verzehrten ihre Kraft in fortgesetzter „Abwehr der Regierungsforderungen."

In den übrigen norddeutschen Staaten, so weit sie auf die alten Landstände zurückgiengen, wurden da und dort einzelne Verbesserungen erstrebt. — Eine neue Verfassung in sehr liberalem Sinne erhielt Weimar durch seinen hochgebildeten Großherzog Karl August. — In den vier freien

Städten machte sich die Rückkehr zu ihrer alten reichsstädtischen Verfassung am leichtesten, bei der man jedoch einzelnen Verbesserungen Eingang ließ, andere dagegen verschob.

In **Oesterreich's** deutschen Provinzen bestanden die alten Postulatentage zwar noch, doch hatte man ihnen längst das Steuerbewilligungsrecht genommen und ihnen bloß die „Aus- und Umschreibung" der von der Regierung geforderten Steuern belassen, und mit dieser dürftigen Einrichtung gedachte man dem 13. Artikel zu genügen. Bloß den Tyrolern hatte man beim Rückfall ihres Landes an Oesterreich etwas mehr von ihren alten Freiheiten gelassen; die übrigen blieben ihnen vorenthalten, weil gegenüber den andern Provinzen eine zu große Ungleichförmigkeit vermieden werden sollte.

In **Preußen** endlich war es am wenigsten möglich, überall auf alte landständische Einrichtungen zu fußen, weil sie in den alten Landestheilen durch die selbstherrliche Regierung Friedrich Wilhelm's I und Friedrichs des Großen in Abgang und neue Einrichtungen an ihre Stelle gekommen waren. Friedrich Wilhelm III erklärte daher in einer Kabinetsordre vom 22. Mai 1815 in den ältern Provinzen Provincialstände einführen und die in den neuerworbenen Ländern geltenden Provinzialstände erhalten und beleben zu wollen. Ja er stellte sogar eine Reichsverfassung mit Volksvertretung in Aussicht, welche „zu dauerhafter Bewahrung durch eine schriftliche Urkunde" verbrieft werden sollte. Er glaubte diesen Beweis von Vertrauen seinem Volke, zum Dank für dessen begeisterte und ausdauernde Vertheidigung des Thrones und Landes geben zu sollen. Allein bei der so großen Verschiedenartigkeit der Landestheile, aus denen Preußen durch die Congreßacte zusammengesetzt ist, und bei der großen Mannigfaltigkeit der frühern Rechte und Institutionen darin — stieß die Entwerfung einer solchen allgemeinen Constitution auf große Schwierigkeiten, so daß der bedachte Monarch die Arbeit der hiezu niedergesetzten Commission erst noch länger prüfen lassen und zur Veröffentlichung und Einführung einer Gesammtverfassung erst noch eine ruhigere Zeit abwarten wollte, als die war, in welcher in West- und Süddeutschland ein ungewöhnlicher Geist der Opposition sich regte und in Spanien und Italien unerwartet revolutionäre Gährungen ausbrachen, von denen weiter unten (Kap. 3) wird berichtet werden.

Während einerseits die Regierungen und bevorrechteten Klassen in den unbeschränkten sowohl, als in den altlandständischen Staaten nicht geneigt waren, die Ansprüche des Volks an politische Mündigkeit anzuerkennen und durch zeitgemäße Zugeständnisse zu befriedigen, und daher sich bemühten, den aufstrebenden

Geist der Opposition möglichst niederzuhalten, begnügte sich anderseits ein Theil der Regierten in constitutionellen Ländern nicht auf dem gesetzlichen Weg vernünftiger Reformen die wahre Freiheit zu erstreben, sondern gab in oft ungestümen Forderungen einen revolutionären Sinn kund, der in manchen Geistern, mehr oder weniger bewußt, nach einem gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden hindrängte.

So stellten sich allenthalben zwei entgegengesetzte politische Parteien heraus, eine die aus den Conservativen (in ihrer äußersten Spitze Aristokraten genannt), die andere, die aus den Liberalen (auf ihrem äußersten Flügel Demokraten, auch Radicale genannt) bestanden. Zwischen beiden bildete sich später aus den gemäßigten Fractionen beider Theile eine Mitte oder ein Centrum, das die beiden Extreme in einer dritten Partei zu vermitteln suchte.

2. Die deutsche academische Jugend: die Burschenschaft; die Wartburgfeier. Kotzebue's Ermordung. Die Carlsbader Beschlüsse. Der Wiener Congreß und die Wiener Schlußacte.

Da der deutsche Bund, als eine Nothschöpfung des Wiener Congresses, selbst den besonnen denkenden, geschweige den freiheitsbegeisterten Theil Deutschlands nicht befriedigte, bemächtigte sich die Sehnsucht nach Verwirklichung der Ideale, welche viele Theilnehmer an dem Freiheitskriege von einer Wiedergeburt Deutschlands in sich trugen, besonders der akademischen Jugend: denn gerade von den Universitäten und manchen ihrer berühmten Lehrer war durch Wort und Schrift ein nicht geringer Anstoß zur Bekämpfung der Fremdherrschaft ausgegangen, und gar viele studierende Jünglinge hatten sich an der Waffenerhebung betheiligt. Der rohe mittelalterliche Geist, welcher so lange her auf den deutschen Universitäten unter dem Schutze ihrer alten Privilegien geherrscht hatte, war durch einen so ernsten Kampf um die höchsten Güter dem Streben nach einer Reform des akademischen Lebens gewichen. Die daraus hervorgegangene Errichtung der allgemeinen Burschenschaft, die von Jena ausgieng, hatte einestheils Reinigung der

Sitten, Bewahrung deutscher Art und Belebung des Studieneifers, anderseits auch im Geiste ihrer Leiter die Anstrebung einer zwar zunächst theoretischen, aber in Zukunft in die Praxis übergehenden volksthümlichen und staatlichen Einheit Deutschlands zum Zweck. Sie nahm daher auch die Pflege der Turnkunst in sich auf, die nach der Absicht ihres schon erwähnten Schöpfers Jahn, als Mittel zur Kräftigung des jungen Geschlechts auf eine nationale Wiedergeburt und staatliche Erneuerung Deutschlands mit vorbereiten sollte.

Allein an der Unbekanntschaft dieser Jugend mit der wirklichen Welt und mit den Gränzen der Möglichkeit, so wie an der Selbstüberschätzung und sanguinischen Verblendung einiger ihrer Leiter und Förderer in Betreff der entgegenstehenden Hindernisse scheiterte die idealistische Unternehmung. Das Wartburgfest, das die aus meist protestantischen Norddeutschen bestehende Burschenschaft am 18. Oct. 1817 zum Andenken an die Reformation Luthers und zugleich an den Sturz der französischen Herrschaft durch die Leipziger Schlacht feierte, ließ die tiefer liegende Tendenz erkennen, und die dadurch hervorgebrachte Aufregung führte zu weitern bedenklichen Symptomen eines am deutschen Volkskörper im Verborgenen schleichenden Fiebers.

Die Wartburgfeier schloß nämlich mit einer Nachahmung der von Luther und den Wittenberger Studenten vorgenommenen Verbrennung der päpstlichen Bannbulle und des kanonischen Rechts, indem man mehrere den deutschen Patrioten anstößige Schriften höherer Staatsmänner und Staatswissenschaftslehrer — wie z. B. Ancillon's Schrift über Souverainetät und Staatsverfassung, v. Kamptz's Codex der Gensd'armerie, v. Haller's Restauration der Staatswissenschaft und alle Schriften des Geheimerath Schmalz, der den Tugendbund angegriffen und die Befreiungsthat des deutschen Volkes ihres Verdienstes schmählich zu berauben versucht hatte, — als der Reaction dienend unter Hohn und Spott verbrannte. — War schon das ein Mißgriff bei diesem Feste, daß man, im Widerspruch mit der beabsichtigten Geisteseinigung Deutschlands das protestantische Prinzip so stark hervortreten ließ und dadurch den katholischen Theil Deutschlands zurückstieß, so war diese materiell-handgreifliche Art der Beleuchtung und Widerlegung gegnerischer Ansichten um so mehr übel gewählt, weil die Reaction hinter dieser Demonstration die Beabsichtigung noch größerer Gewaltthätigkeiten vermuthete.

Als nun hierauf Oken's und Luden's Zeitschrift, begünstigt durch die freie Presse in Weimar, die gegen die vorhandene

Reaction gerichteten Meinungen mit nicht hinreichender Mäßigung in weitere Kreise zu bringen unternahmen, waren die Anhänger des Alten um so thätiger, den Neuerungsgeist zu bekämpfen, wobei dann so weit gegangen wurde, daß eine deutsche Regierung selbst die Jahresfeier der Leipziger Schlacht verbot! Dazu kam, daß zwei in ausländischem Dienst stehende Aufpasser durch Uebertreibung der Gefahr Oel in's Feuer goßen: der russische Staatsrath v. Stourdza, welcher in einer Schrift über Deutschland den Geist der deutschen Professoren und Studenten als entsetzlich schlecht schilderte, und der gleichfalls im russischen Dienst stehende, in Weimar und nachher in Mannheim lebende Schriftsteller August von Kotzebue, welcher aufgestellt zu seyn schien, durch seine journalistische Thätigkeit und insbesondere durch seine Berichte an den Kaiser von Rußland über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland — dem seit dem Befreiungskrieg erwachten freien Geiste entgegenzuwirken. Obgleich Kotzebue im Grunde keine bedeutende Persönlichkeit war, von der Deutschlands Heil oder Unheil abhieng, so sahen doch Viele in ihm einen gehässigen Verräther des Vaterlandes, und die in allen liberalen Kreisen, besonders aber unter der akademischen Jugend umlaufenden Urtheile über diesen Mann, so wie die daran sich knüpfenden Wünsche für eine baldige, aus irgend einer Katastrophe hervorgehende Umwandlung der öffentlichen Verhältnisse — fielen zündend in das tiefe, aber melancholische Gemüth eines durch sonstige Strenge der Sitten ausgezeichneten, aber geistig unklaren jugendlichen Schwärmers, des in Jena studierenden Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, der ganz allein und ohne Mitwissende, nach Mannheim reis'te und dort den Staatsrath Kotzebue am 23. März 1819 erdolchte, in dem Wahne, dadurch Deutschland von seiner größten Gefahr gerettet zu haben.

Da er nach der That sich selbst den Dolch zweimal in die Brust stieß, aber sich nicht zum Tode traf, so ward er in's Gefängniß gebracht und einer langen gerichtlichen Untersuchung unterworfen, welche jedoch die anfängliche Vermuthung eines Complottes oder einer geheimen Vehme, von der er abgesandt sey, völlig widerlegte. Als seine schweren Wunden bis auf einen gewissen Grad geheilt waren, wurde er zu Mannheim öffentlich mit dem Schwerte hingerichtet. Er blieb übrigens bis an sein Ende in seinem Wahne, Deutschland einen Dienst erwiesen zu haben, befangen, und kam nicht zur Erkenntniß seines Unrechts.

Seine Hoffnung, ganz Deutschland werde sich erheben, um die Ideen zu verwirklichen, welche ihm den Dolch in die Hand gegeben hatten, blieb unerfüllt: Niemand erhob sich. Dagegen benützten die Regierungen, von Metternich beeinflußt, diesen blutigen Vorfall, der in eine gefährliche Untiefe der politischen Zustände blicken ließ, zu Maaßregeln, welche die bedrohte Ordnung und Sicherheit durch Zurückdrängung der bisher gestatteten gesetzlichen Freiheiten schützen sollten.

Um die innere Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten zu beschränken und der Gewalt des Bundestages eine größere Ausdehnung zu geben, brachte Fürst Metternich den Gesandtencongreß zu Carlsbad zu Stande, auf welchem die Aufhebung der Preßfreiheit, die Einführung der Censur für Schriften unter zwanzig Druckbogen, die Niedersetzung einer Centraluntersuchungs-Commission in Mainz, die Unterdrückung der demagogischen Umtriebe, die Aufhebung der Burschenschaften und Turnanstalten und die Ueberwachung der Universitäten sammt der Beaufsichtigung der akademischen Vorträge der Lehrenden durch eigene Universitätscommissäre beschlossen wurde. Diese Carlsbader Beschlüsse wurden am 20. Sept. 1819 vom Bundestag bestätigt.

Und nun begann eine Zeit beengender Reaction gegen den in Deutschland sich regenden Geist volksthümlicher Bewegungen, die man als Folgen einer zum Umsturz der deutschen Regierungen bestehenden Verschwörung ansah. Es erfolgten zunächst in Preußen, in Folge von Haus- und Papier-Untersuchungen verschiedene Verhaftungen junger Männer, die im Verdachte der Demagogie standen, und selbst Jahn und der edle E. M. Arndt, welche beide einst durch Wort, Schrift und Beispiel so viel zur Erhebung des deutschen Volkes gegen die Fremdherrschaft beigetragen hatten, wurden nun als Begünstiger demagogischer Umtriebe ihrer Aemter entsetzt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Um aber den Geist der Demagogie noch sicherer zu bannen, brachte Fürst Metternich noch im Nov. des gleichen Jahres als eine Fortsetzung des Carlsbader Congresses den Wiener Congreß zu Stande, dessen Bestimmung dahin gieng, aus den süd- und westdeutschen Verfassungen Alles zu entfernen, was einer eigentlichen

Volksrepräsentation gleichkam und dafür das landständische Wesen auszubilden, welches dem monarchischen Prinzip eine sicherere Garantie versprach. Diese in Wien gefaßten Bestimmungen wurden in die sog. Wiener Schlußacte zusammengefaßt, welche am 8. Jun. 1820 von der Bundesversammlung bestätigt wurde und als ein Grundgesetz der Deutschen eine der Bundesacte gleiche Kraft erhielt.

Daher hielt Preußens König, den alle diese Ereignisse im Innern Deutschlands, verbunden mit den Nachrichten über die in den südeuropäischen Staaten überall ausgebrochenen Revolutionen höchst bedenklich und besorgt machten, mit Ertheilung einer Verfassung zurück, ja er verschob auch die Ausführung des von ihm gefaßten Gedankens einer Reichsständeversammlung auf günstigere Zeiten, und beschränkte sich bloß auf Einführung von berathenden Provinziallandständen, die am 5. Jun. 1823 in Preußen eingesetzt wurden.

Durch jene von den Großmächten ausgegangenen Reactionsbeschlüssen verschärfte sich — weniger in Preußen, das im Ganzen der Maaßhaltung seines im Unglück bewährten Königs vertraute, als vielmehr in den durch solche Beschlüsse am meisten betroffenen constitutionellen Staaten Deutschlands — das politische Parteiwesen und trat, von gleichzeitig sich regenden religiösen Gegensätzen angetrieben, immer schroffer hervor, so daß sich nach und nach durch das ganze Leben der Nation eine gewisse Spaltung, zum Nachtheil der mehr und mehr verschwindenden Innerlichkeit des Familienlebens und einer gleichmäßig fortschreitenden Entwicklung des Staatenlebens, hindurchzog. Dieß wird sich besonders nach der Rundschau zeigen, die wir nun über die verschiedenen europäischen Staaten antreten wollen, in welchen der Mehrzahl nach das politische Parteitreiben einen besonders gefährlichen Character annahm und nachher durch seinen rückschlagenden Einfluß auch einer gesunden Entwicklung deutschnationaler Politik Eintrag that.

---

3. Kapitel.

Rundschau über die außerdeutschen Nationen Europa's in der Zeit der ersten Restauration bis zur Julirevolution.

1. Spanien. Ferdinand VII und seine Camarilla. Der spanische Liberalismus. Verschwörungen und Aufstände. (Riego. Abisbal.) Die neuen Cortes von Cadix und Wiedereinführung der Constitution von 1812. Die politischen Parteien.

Treten wir nun die Rundschau über die außerdeutschen Nationen und ihren Entwicklungsgang seit den Befreiungskriegen und den Feststellungen des Wiener Congresses an! Wir beginnen bei Spanien, wo das Volk als Masse dem französischen Unterjocher, und zwar einzig aus Nationalgefühl, „wie Ein Mann von Herz" (nach Napoleons eigenem Ausdruck) mit den Waffen widerstanden —, die „aufgeklärte" Partei im Volke aber, des weltlichen und geistlichen Despotismus der alten Regierung überdrüssig, diesen Kampf zugleich zu einer „Regeneration im Innern" zu benützen versucht hatte.

Die Entfernung des bourbonischen Königshauses, der fortgesetzte Freiheitskampf, das Gefühl bestehender Mißbräuche und mißglückte Versuche theilweiser Reformen hatten zur Errichtung der Cortes von Cadix geführt, welche die Königsgewalt aufs Aeußerste beschränkten, dem Adel seine frühern Vorrechte und der Kirche ihre Güter nahmen, ohne daß davon dem Volke etwas zu Gute kam. Daher war das eigentliche Volk den Bestrebungen der constitutionellen Partei wenig geneigt; vielmehr trat nach der Beendigung des Kriegs die verhaltene Abneigung des Volks gegen die neue Constitution deutlich hervor.

Es wäre nun an dem auf den Thron zurückgekehrten Königshause gewesen, eine verständige Vermittlung der extremen Parteien anzustreben. Allein Ferdinand VII, damals 30 Jahre alt, ein

Mann ohne angeborne Würde und ohne Regierungsweisheit, durch sein Unglück noch mehr im absoluten Herrscherſinn bestärkt, erkannte, unterstützt vom Volk, von der Geistlichkeit, von einem Theile des Heeres unter Elio, ja sogar von einem Theile der Cortes selbst, die Cortes nicht an und erklärte am 4. Mai 1814 von Valencia aus die von den Cortes gegebene Constitution für einen Eingriff in seine Souverainetätsrechte, versprach aber die früheren mittelalterlichen Cortes (der Procuratoren von Spanien und Indien) einzuberufen und die Rechte Aller zu berücksichtigen.

Nach seinem Einzug in Madrid, wobei ihn Elio's Truppen umgaben und das Volk ihn mit der größten Begeisterung empfieng, wurden die bedeutendsten Cortesmitglieder verhaftet. Anstatt nun aber versprochenermaßen die alten Cortes zu berufen, regierte Ferdinand nur nach seinem willkührlichen Belieben und nach den Eingebungen seiner, aus Höflingen und Geistlichen bestehenden Camarilla.

Ferdinand VII hob sogleich die Preßfreiheit auf, verbot alle fremden Zeitungen im Land, stellte alle Mönchsorden wieder her, entzog mit Gewalt den Käufern der Nationalgüter das Erworbene und verbannte viele von Denen, die unter Joseph eine Beamten- oder Offizierstelle angenommen hatten; er führte die spanische Inquisition wieder ein, ließ im Gerichtswesen überhaupt die von den Cortes abgeschafften Mißbräuche (sogar die Folter) wieder aufkommen, führte das System der Monopole und Privilegien wieder zurück und ließ alle Freunde der Freiheit, die ihre Dienste und Kräfte der Befreiung des Landes gewidmet hatten, z. B. die Generale O'Donnoju, Alava, Calvo de Rosa, den großen Redner Arguelles, den Dichter Martinez de la Rosa und viele sonstige Cortes- und Juntasmitglieder, Cortesminister und Staatsräthe und viele freigesinnte Männer unter den Offizieren und Geistlichen — in den Kerkern der Inquisition oder in den Festungen schmachten, oder in den Hafenstädten Zwangsarbeiten verrichten.

Es bildeten sich daher geheime Gesellschaften und bald brachen da und dort Aufstände aus, die aber schnell unterdrückt wurden. Der Liberalismus breitete sich indeß weiter aus, da auch sonst ruhige und besonnene Naturen den vielen Uebelständen einer offenbaren Mißregierung abgeholfen sehen wollten. Eine Vereinigung der Neuconstitutionellen mit den Absolutisten in den alten Cortes schien des schroffen Gegensatzes wegen unmöglich; und doch

war auch unter den Liberalen kein rechter Zusammenhang, weil es überhaupt an einer hervorragenden Persönlichkeit fehlte und die bisherige Decentralisirung des Landes keine rechte Gemeinsamkeit der Unternehmungen aufkommen ließ.

Die erste größere Verschwörung brach 1814 in Cadix aus; sie wurde aber, da General Morillo den König davon in Kenntniß setzte, sogleich erstickt. Ein gleiches Schicksal hatte die Verschwörung des patriotischen Generals Diaz Porlier. Ebenso betrieb Lacy eine Verschwörung der Liberalen, die mit der Einnahme von Barcellona begann: sie wurde aber unterdrückt und Lacy hingerichtet. — In Valencia herrschte Elio mit eiserner Willkühr gegen die ganze Bevölkerung, und alle Gefängnisse füllten sich mit Angeklagten. Daher bildete sich unter dem Oberst Vidal eine geheime Verschwörung; aber auch er wurde mit seinen Anhängern verhaftet und hingerichtet. Elio ließ 119 der Angeklagten foltern.

Endlich gab der Plan Ferdinand's, die abgefallenen südamerikanischen Colonieen wieder zu unterwerfen, Veranlassung zu einer allgemeinen Bewegung.

An der Spitze des Armeecorps, das zu Cadix nach Südamerika eingeschifft werden sollte, stand der Graf Abisbal, der die Befreiung Spaniens von Ferdinands Joch im Sinne trug, aber, durch Porlier's und Lacy's Schicksal gewarnt, es nicht wagte, loszuschlagen. Dagegen faßte einer seiner Offiziere, Rafael Riego, den Muth, am 1. Jan. 1820, sein Bataillon in einem Dorfe der Halbinsel Isla de Leon, in der Nähe von Cadix, die Constitution von 1812 beschwören zu lassen, und wollte sich der Stadt Cadix bemächtigen, die aber von treuen königlichen Truppen vertheidigt wurde. Er wendete sich daher mit seinem Anhang nach Andalusien, fand aber bei der dortigen Bevölkerung keine Unterstützung und war genöthigt, sich in die Schluchten der Sierra Morena zu werfen, wo sich sein bereits zusammengeschmolzenes Corps vollends auflöste.

Indeß hatte dieser Erhebungsversuch auf ganz Spanien eine electrische Wirkung. Er fand bald Nachahmung bei der Besatzung von Coruña: sie beschwor die Constitution, verhaftete den Gouverneur und setzte eine Junta ein, die in ganz Galicien Gehorsam fand. Plötzlich tauchte in Navarra auch Mina wieder auf

und fand Anhang. Auch in Catalonien und Aragonien regte sich allenthalben der Geist des Aufstands.

Jetzt trat Graf Abisbal hervor, vereinigte sich in Ocana (in der Nähe von Aranjuez) mit seinem Bruder O'Donnel, gewann dessen Regiment, so wie die Garnisonen benachbarter Städte und gab sich den Titel „Oberbefehlshaber des Nationalheeres."

Durch alles dieß bewogen, entschloß sich Ferdinand, um einen allgemeinen Aufstand zuvorzukommen, am 7. März 1820 die alten Cortes einzuberufen; allein es war zu spät: man bestund auf der Einberufung der neuen Cortes von Cadix, und König Ferdinand sah sich gezwungen, die Constitution von 1812 anzuerkennen. Ganz Spanien, so weit es nämlich liberal zu nennen war, brach in Jubel aus und gab sich im Vertrauen auf die „Loyalität" des Königs den besten Hoffnungen hin.

Obgleich sich nun Ferdinand in die ihm aufgedrungene Lage, in der er sich mit Ministern und Räthen der Revolutionspartei umgeben mußte, äußerlich fügte, unterhielt er doch immer Verbindungen in verschiedenen Theilen des Landes mit Königlichgesinnten, welche die Hoffnung in ihm nährten, es werde ihm ein abermaliger Umschwung in der Gesinnung des Volks oder eine Hülfe vom Ausland wieder seine unbeschränkte Königsgewalt verschaffen.

Denn die plötzliche Revolution hatte den größten Theil des Volkes überrascht; ihr Zweck war demselben unklar und darum gleichgültig, ja Vielen verhaßt, indem das Landvolk durch die Aufhebung der Klöster und durch die Einziehung aller geistlichen Güter —, die Geistlichkeit selbst durch die Abschaffung des Zehnten ohne Entschädigung —, der Adel durch die Ausschließung seiner Vertretung in den Cortes und durch die Abschaffung der Ritterorden — endlich manche Provinzen, namentlich die baskischen, durch die Entziehung ihrer Fueros oder uralten Rechte sich gekränkt fühlten, während sie von den wirklichen Verbesserungen, welche die Cortes einführten, noch keine Früchte spürten. Und da auch die Cortes ihrerseits jeden Vorschlag zu mäßigenden Abänderungen der radicalen, in vielen Stücken den Sitten und Gewohnheiten des Volks widerstrebenden Verfassung hartnäckig zurückwiesen, insbesondere dem Könige auch nicht die billigste Erwei=

terung der allzueingeschränkten Kronrechte einräumen wollten, so war an keine Einigung der Gegensätze zu denken. Das ganze Land theilte sich in Absolutisten oder Servile und in Constitutionelle oder Liberale, von denen die Extremsten die Communeros mit ihren jacobinischen Grundsätzen, die Freimaurer und die Descamisados waren, welche alle in ihren geheimen Clubs durch den Mißbrauch der Presse, durch Aufhetzung des Pöbels und durch Einschüchterung der Gegner das Land mächtig unterwühlten und in beständiger Aufregung erhielten.

Da aber die spanischen Liberalen, besonders die Cortes, zwar nicht Mangel an guten Rednern (wie Arguelles, Alcala Galiano, Martinez de la Rosa, Toreno u. a.), aber unter sich keine großen, practisch unternehmenden Geister hatten, so schleppte sich bei der Gleichgültigkeit der Masse die Revolution hin, ohne ein anderes Ergebniß, als das einer beständigen Spannung der Gemüther und einer zunehmenden Zerrüttung des Volkswohlstandes, bis ein Anstoß von Außen (die französische Intervention) eine unerwartete Wendung herbeiführte, von der weiter unten K. 6, 2 näher die Rede sein wird.

2. Portugal unter englischem Einfluß. Die Regentschaft. Lord Beresford. Die Verschwörung Freyre's. Die Junta von Oporto. Provisorische Regierung. Die constituirenden Cortes. Rückwirkung auf Brasilien. Rückkehr König Johann's. Die Königin und Don Miguel. Palastrevolution. Sturz der Königin und Don Miguel's Verweisung. Der Abfall Brasiliens. Don Pedro Kaiser. Johann's Tod: die Regentschaft.

Auch auf Portugal hatte die spanische Revolution eine merkliche Rückwirkung. Seit das Königshaus Braganza sich in Brasilien aufhielt, wurde Portugal durch eine Regentschaft verwaltet, in welcher der Patriarch von Lissabon den Vorsitz hatte. Allein die Regierungsgewalt lag eigentlich in den Händen der Engländer, die nach dem Frieden den Lord Beresford als Befehlshaber der portugiesischen Armee in Lissabon beließen, um durch ihn in politischer Hinsicht die Regentschaft nach dem Willen und Interesse Englands zu lenken.

Diese Schiedsrichterstellung Beresford's und der Engländer empörte das Nationalgefühl der Portugiesen um so mehr, als Beresford zugleich eine gewisse Geringschätzung gegen die Portugiesen an den Tag legte und Portugal wie eine englische Colonie zu behandeln schien.

Daher bildete sich eine Verschwörung, deren Haupt der Generallieutenant Freyre (eigentlich Gomez Freyre d'Andrade, aus einem altadeligen Hause) war, an den sich noch andere Glieder der höhern Aristokratie und verschiedene Offiziere des Heeres und der Miliz anschloßen. Man wollte sich Beresford's und einiger anderer Engländer gewaltsam entledigen, dem Freyre den Heerbefehl übergeben und an die Stelle der Regentschaft eine provisorische Regierung setzen.

Das Geheimniß wurde aber von einer vornehmen Dame zweideutigen Rufs dem General Beresford verrathen, doch wußte sie keinen der Verschwörer anzugeben. Längst gehegter Argwohn und Bestätigung desselben durch (auf der Post) geöffnete Briefe führte zur Verhaftung Freyre's und mehrerer anderen Verschwornen. Der nun gegen diese Männer eingeleitete Prozeß endete mit ihrer Verurtheilung und am 19. Oct. 1817 wurde Freyre mit acht seiner Genossen durch den Strang hingerichtet. Ihre Leichname wurden verbrannt und die Asche in den Tajo gestreut. Das Schicksal vieler anderen Verschwornen war Einkerkerung oder Zwangsarbeit in Festungen.

Einige Jahre hielt die Furcht den Haß gegen Beresford nieder; in geheimen Clubs, mit denen sich das Land bedeckte, sann man auf Mittel, Freyre's Tod zu rächen. Beresford, der aus einzelnen Anzeigen die Stimmung gegen ihn kannte, fühlte, wie unsicher er stand, und wollte sich daher persönlich vom Könige Johann VI (Joao), der in Brasilien seit 1816 den Thron bestiegen hatte, mit größeren Vollmachten versehen lassen. Er reis'te daher nach Rio Janeiro und glaubte, daß die Furcht vor ihm unterdeß Alles in Ruhe erhalten werde.

Kaum aber hatte er sich entfernt, als sich in Oporto, der zweiten mächtigen und zugleich reichsten Stadt des Reichs, dem Hauptherde des Liberalismus, die Opposition, vom Militär

unterstützt, unter dem Oberst Sepulveda in der Nacht vom 23/24 August 1820 den Plan zu einer provisorischen Regierung und zur Einberufung der Cortes behufs der Abfassung einer Constitution entwarf. Am andern Tag traten die geistlichen und weltlichen Behörden der Stadt dem Beschlusse bei: man errichtete eine Junta zur Verwaltung der Stadt und Provinz und verständigte das Volk durch ein Manifest.

Die Regentschaft in Lissabon drohte zwar und schickte ein Regiment gegen die aufrührerische Stadt; allein das Regiment schloß sich selbst dem Aufstand an, und da die Regentschaft keine weitern Mittel zur Unterdrückung desselben hatte, so versprach sie, die Cortes berufen zu wollen. Allein die Junta von Oporto zog bereits mit bewaffneter Macht gegen Lissabon, wo sie von dem Heere und der Miliz mit Jubel empfangen wurde. Sogleich wurde die Regentschaft aufgelöst, eine provisorische Regierung eingesetzt und zur Einberufung der Cortes geschritten.

Da erschien Beresford, von Brasilien zurückkehrend, im Hafen von Lissabon und vernahm mit Schrecken von der eingetretenen Umwälzung. Er wollte mit Gewalt einschreiten, aber man ließ ihn nicht landen und lachte seiner Drohungen. Es blieb ihm nichts übrig, als nach England zurückzukehren. Mit ihm entfernten sich auch mehrere andere vornehme Engländer, ja selbst viele portugiesische Adelige, die mit der Revolution nichts zu thun haben wollten.

Das Ausland, ja selbst England erhob gegen die neue Ordnung der Dinge in Portugal keinen Einspruch, weil die provisorische Regierung dem Könige Johann treu bleiben zu wollen erklärte und dieser selbst durch ein eingesandtes Decret die Einberufung der Cortes genehmigte, unter denen er freilich nur die alten sogenannten Cortes von Lamego verstand.

Alsbald traten am 27. Jan. 1821 die constituirenden Cortes zusammen, in denen jedoch bald die demokratische Partei über die aristokratische und klericale das Uebergewicht bekam. Daher wurden nicht bloß alte schreiende Mißbräuche, wie namentlich die Inquisition, abgeschafft, sondern man behandelte den Adel, die Geistlichkeit und das Volk mit eben so geringer Rücksicht,

wie in Spanien. Die revolutionäre Bewegung äußerte ihre Wirkung auch in dem entfernten Brasilien, wo man ebenfalls die Einführung der Cortesconstitution verlangte. Der Kronprinz Don Pedro, nach möglichst baldiger Selbständigkeit strebend unterstützte die Neuerung. König Johann, schwach wie er war, gab nach, verließ aber im Unwillen darüber Brasilien, nachdem er seinen Sohn Don Pedro zum dortigen Reichsverweser bestellt hatte, und kehrte nach Portugal zurück, wo er am 3. Juli zu Lissabon mit Freudensbezeugungen aufgenommen wurde.

Ohne sich den Plänen einer im Stillen sich vorbereitenden Reaction hinzugeben, bestätigte und beschwur er am 1. Oct. 1822 die von den Cortes entworfene Verfassung, und hätte sie für seine Person vielleicht gehalten, wenn nicht aus seiner eigenen Familie heraus in die Entwicklung derselben eingegriffen und dadurch Portugal auf die Bahn neuer Unruhen geworfen worden wäre.

Seine Gemahlin Carlotta, Schwester Ferdinand's VII, die früherhin einen zügellosen Wandel geführt und nun mit ihrem Gemahl weder in ehelicher, noch in politischer Hinsicht harmonirte, war — mehr aus „Selbstsucht und Hochmuth", als aus reinem „Interesse für Kirche und Königthum" — nicht nur allen Beschränkungen der Krongewalt, sondern auch allen wirklichen Verbesserungen abhold und setzte alle möglichen Mittel in Bewegung, um mit Hülfe des unzufriedenen Adels und Klerus die früheren Zustände zurückzuführen.

Bei diesem ihrem Bestreben hatte sie an ihrem, ihr im Charakter ähnlichen, zügellosen und rohen Sohne Don Miguel ein passendes Werkzeug. Auch wußte sie ein Glied der höhern Aristokratie, den reichen Grafen Amarante, der wie die meisten seines Standes die constitutionelle Regierung haßte, durch die Aussicht auf hohe Auszeichnungen dahin zu bringen, daß er einen Aufstand organisirte und am 21. Febr. 1823 zu Villa Real die Herstellung der absoluten Monarchie proclamirte. Er wurde von der constitutionellen Macht geschlagen und über die Gränze nach Spanien gesprengt, wo ihn der in Galicien befehligende General Morillo, der selbst mit Abfallsgedanken umgieng, duldete.

Unterdeß hatte ein Verwandter Amarante's, Sampayo, ei-

nen Theil des constitutionell-portugiesischen Heeres gewonnen und sich mit Don Miguel vereinigt, der nun zu Villafranka sein Hauptquartier aufschlug. König Johann wollte ihn zum Gehorsam bringen, aber da er und die Cortes fast ganz von der Militärmacht verlassen waren, so lösten sich am 2. Juni die Cortes auf und viele ihrer Glieder flohen nach England.

König Johann, auf diese Weise wieder zum unumschränkten Monarchen gemacht, wollte nun zwar eine gemäßigtere Constitution entwerfen lassen; aber sie kam nicht zu Stande. Doch blieb sie stets ein Lieblingsgedanke des Königs, in welchem ihn unter den Hofbeamten der Marquis von Loulé, der Graf (nachmals Herzog) von Palmella und der General Graf Subserre bestärkten. Daher waren diese Männer — der Königin, dem Don Miguel und dem Klerus verhaßt. Eines Morgens ward Loulé im königlichen Vorzimmer ermordet gefunden und die öffentliche Meinung enthielt sich nicht, ihre Vermuthung über den Urheber der That laut auszusprechen.

Weil nun der König auf Palmella's Rath einige seiner absolutistischen Minister mit gemäßigt-freisinnigen ersetzte, so beschloß die Königin, ihren Gemahl durch eine Palastrevolution zur Thronentsagung zu zwingen. Don Miguel, als Generalissimus der Armee, machte die Truppen glauben, der König sey „von Feinden des Altars und Thrones" umgeben, und ließ unter gleichzeitiger Verhaftung mehrerer hundert Constitutionellgesinnter den König bewachen, mit dem Vorwand, es geschehe dieß, ihn gegen ein bestehendes Complott zu sichern.

Der König willigte Anfangs aus Furcht in Alles, was man von ihm begehrte; als er aber den Trug gewahrte, bat er das diplomatische Corps um Beistand und entzog sich mit Hülfe des englischen und französischen Gesandten seinen Gegnern dadurch, daß er auf ein englisches Schiff gieng. Als dem Volke die wahre Sachlage bekannt wurde, erklärten sich einige Regimenter für den König. Da gab die Königin ihre Sache verloren und entfloh; Don Miguel aber mußte seinen Vater um Verzeihung bitten und sich in's Ausland begeben, wo er zu Wien einige Jahre lebte.

König Johann berief nun die (alten) Cortes von La-

mego, um mit ihrem Rath Verbesserungen im Staate einzuführen. Zugleich benützten die Engländer diese Gelegenheit, den unterdeß erfolgten Abfall Brasiliens, das sich unabhängig vom Mutterland erklärt und den Don Pedro zum Kaiser erhoben hatte, zu ihren mercantilen Zwecken zu benützen, und setzten es bei dem Könige Johann durch, daß er die den Brasilianern bis dahin verweigerte Anerkennung ihrer Selbständigkeit aussprach.

Nachdem die Königin noch verschiedene, aber vergebliche Versuche gemacht hatte, eine Restauration zu bewirken, wurde sie zuletzt im Palast von Queluz unter strenge Aufsicht gestellt. König Johann aber erlebte die von ihm beabsichtigte neue Ordnung nicht: er starb am 10. März 1826, nachdem er eine Regentschaft ernannt und seine Tochter Isabella an die Spitze derselben gestellt hatte. Die von ihm unbestimmt gelassene Erbfolge sollte in der Folge noch zu einem traurigen Bürgerkrieg führen.

3. Italien. Haß der Liberalen gegen Oesterreich. Reaction in Sicilien, im Kirchenstaat, in Toscana, Modena, Sardinien. Die österreichische Regierung in Lombardo-Venetien. Die Carbonari. Der Aufstand in Neapel. Nationalparlament. Der Aufstand auf Sicilien.

Kein Land hatte Napoleon's tiefgreifenden Einfluß mehr erfahren, als Italien; keinem hatte er seine Gunst in höherem Maaße zugewendet, als dieser „Wiege seiner Größe", und dennoch sah sich keines in seinen Hoffnungen auf ihn mehr getäuscht. Ein großer Theil derjenigen Italiener, die er bei seinen italienischen Feldzügen begünstigt hatte, um durch sie das Volk für sich zu gewinnen, hatte gehofft, er werde ganz Italien in eine einheitliche Form bringen und dadurch eine selbständige Nationalität begründen, eine Hoffnung, die sich Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit in den Italienern geregt hatte.

Statt dessen hatte Napoleon, außer der Gründung der kleinen Königreiche Italien und Neapel, alles übrige Italien mit Frankreich vereinigt, so daß die Italiener ihn, den sie anfangs als Befreier bejubelt hatten, zuletzt als den Unterdrücker ihrer Nationalität ansahen und sich über seinen Sturz freuten.

Nichts desto weniger hatten die Italiener durch ihn und ihre Verbindung mit Frankreich große politische Güter, namentlich Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit der Culte, des Eigenthums, der Gewerbe und Befreiung von vielen Mißbräuchen und drückenden Einrichtungen, errungen und dadurch ein so gesteigertes Selbstbewußtseyn bekommen, daß gerade jede Hoffnung auf einstige Erlangung einer völligen Selbständigkeit nur um so reger in der Brust Vieler fortlebte.

Als daher nach dem Sturze Napoleon's die alten Regentenhäuser wieder in ihre Länder und Rechte eingesetzt wurden, ohne daß man den einzelnen Staaten ihre während der französischen Herrschaft gewonnenen Rechte gewährleistete, so warf die liberale Partei in den verschiedenen italienischen Staaten einen desto größern Haß auf Oesterreich, dem durch seine Stellung in der Lombardei ein so starkes politisches Uebergewicht über die andern italienischen Höfe zugefallen war, die nun unter österreichischem Schild alle sich beeiferten, die frühere unbeschränkte Regierungsgewalt wieder herzustellen.

So hob König Ferdinand von Sicilien nach seiner Rückkehr in Neapel die französischen Einrichtungen — mit einziger Ausnahme des einträglichen Steuerwesens —, in Sicilien aber auch diejenige Verfassung wieder auf, die er selbst im J. 1812 den Sicilianern auf Betrieb der Engländer gegeben hatte, und führte die unumschränkte Regierungsgewalt wieder ein. — Im Kirchenstaat hatte der 1814 zurückgekehrte Papst Pius VII nach Abschaffung aller französischen Institutionen die Inquisition und den Jesuitenorden wieder zurückgeführt. — In Toscana stellte der Großherzog Ferdinand die frühern Einrichtungen her; weil er aber im milden Geiste seines edeln Vaters Leopold (aus dem österreichisch-lothringischen Hause) regierte, so fügte das Volk sich leicht in sein Regiment und öffnete später, als alle andern italienischen Staaten, den Forderungen des liberalen Zeitgeistes sein Ohr. — In Modena regierte der wiedereingesetzte Herzog sein sonst gefügiges Volk mit despotischer Willkühr und erbitterte es dadurch. — In Sardinien, wo man den französchen Einrichtungen am meisten anhieng, machte der zurückgekehrte Victor Emanuel sich es zur Aufgabe, alles Französische auszurotten; dagegen vermehrte er die Bisthümer, übergab den Jugendunterricht den Jesuiten, ließ das Rädern wieder in der Gerichtspflege aufkommen, beschränkte die Juden wieder auf besondere Stadttheile und erregte durch solche grelle Reaction, so wie überhaupt durch

ein Gemisch von clerical-militärischem Regiment eine allgemeine Unzufriedenheit.

Nur in dem lombardisch-venetianischen Königreiche schlug Oesterreich einen vernünftigeren Weg zur Befriedigung seiner italienischen Unterthanen ein, indem es zwar die Erinnerungen an die Revolution und an Napoleon zurückzudrängen, aber das Volk durch eine geordnete Verwaltung und rege Sorge für die Hebung des Wohlstandes an seine Herrschaft zu fesseln suchte.

Es wurde zwar die französische Gesetzgebung beseitigt, doch aber die französische Gemeindeverwaltung beibehalten, im Uebrigen aber sowohl für die Lombarden (in Mailand), wie für die Venetianer in Venedig eine Centralcongregation eingesetzt, der man sogar einen Schein von Volksvertretung bewilligte. Mit weiser Umsicht gestattete die Regierung der Geistlichkeit keinen übermäßigen Einfluß, begünstigte den Adel mit Maaß und ließ denjenigen Einheimischen, die nicht zur systematischen Opposition gehörten, Theil an der Verwaltung, sorgte für unparteiische Rechtspflege und förderte Handel und Gewerbe in jeder Weise.

Allein gerade in dem lombardisch-venetianischen Italien lag der meiste Stoff zur Widersetzlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge. Dort hatten sich schon tiefere Ansätze zu einer italienischen Nationalität bilden können und selbst Napoleon hatte dem Streben darnach dadurch Vorschub geleistet, daß er nach seinem Sturz äußerte, er habe die Absicht gehabt, wenn ihm ein zweiter Sohn geboren würde, diesem die Herrschaft über ganz Italien zu geben.

Anfangs trat die Unzufriedenheit mit der neuen Regierung in den mittlern Ständen in einzelnen Angriffsversuchen heraus, die aber durch Bestrafung unterdrückt wurden. Alsdann betheiligten sich auch Glieder des höhern Adels an feindseligen Unternehmungen, die eine verdoppelte Strenge in der Ueberwachung nöthig machten. Vor dieser zogen sich dann die Patrioten in das Dunkel geheimer Gesellschaften zurück, die in dem schon früher vorhandenen Bund der Carbonari ihren Vereinigungspunct fanden.

Der Carbonaribund, so genannt von dem aus dem Köhlergewerbe entnommenen Rituale, soll schon im 17. Jahrhundert in Neapel entstanden und anfangs nur gegen den hierarchischen Druck gerichtet gewesen seyn. Als die fran-

zösische Herrschaft in Italien eindrang, wirkten ihr die Carbonari anfangs entgegen und strebten die Bourbonenherrschaft wieder zurückzuführen. Mit der Zeit ergriffen sie die Idee der politischen Einheit Italiens und waren daher auch nicht von Murat zu bewegen, ihn bei seinem Versuch der Wiedergewinnung Neapels zu unterstützen. Ihre gegen das Bestehende in Kirche und Staat gerichteten Grundsätze hatten sich allmählig in ganz Italien verbreitet, und die gegliederte, in mystische Symbole und Ceremonien gehüllte Verfassung, die sie sich unterdeß gegeben hatten, übte besonders auf die Jugend und überhaupt auf die lebhafte Phantasie des Italieners eine große Anziehungskraft. Die neapolitanischen Carbonari giengen übrigens damit um, nicht das Königthum abzuschaffen, sondern nur es durch eine freie Verfassung zu beschränken, und Allen eine politische und religiöse Gleichberechtigung zu verschaffen. Selbst viele Weltgeistliche und Mönche gehörten dieser Verbindung an.

In dieser Zeit allgemeiner Gährung fiel die spanische Revolution von 1820 „wie ein Blitzstrahl" in den vorzüglich in Neapel aufgehäuften Brennstoff. Um dem Brand zuvorzukommen, griff Ferdinand's Regierung zu einem Mittel, das den Umsturz nur beschleunigte: sie zog unter dem Vorwand einer Heerschau die Armee in Einem Lager zusammen, um ihren Gegnern zu zeigen, daß sie auf Alles gefaßt sey. Allein gerade dieses Uebungslager gab den Carbonari's aus den verschiedenen Provinzen Gelegenheit, sich nur desto genauer zu verständigen, und selbst viele der obern Offiziere (besonders die aus Murats Zeit) gaben sich den carbonarischen Grundsätzen um so eher hin, da sie sich durch die Anstellung eines Oesterreichers, des Grafen Nugent, zum Oberbefehlshaber — zurückgesetzt sahen.

Plötzlich am 2. Juli gab die Besatzung von Nola, wo den Carbonarismus sogar ein Kanonikus, Namens Minichini, zu fördern bemüht war, das Zeichen zum Aufstand und verband sich mit der Besatzung von Avellino, der Hauptstadt der Provinz, wo man sogleich die spanische Constitution von 1812 verkündigte. An die Spitze der Bewegung trat nun der schon aus Napoleon's und Murat's Zeit durch militärisches Geschick bekannte Wihelm Pepe, der unverweilt die Aufständischen nach Neapel führte, die dortige Bevölkerung fortriß und den König zur Anerkennung der Constitution zwang. Ein feierlicher Einzug

der Carbonaria in Neapel, die Beschwörung der Constitution, die Errichtung einer Junta und die Berufung eines Nationalparlaments folgten sich rasch aufeinander. Da sich nirgends Widerstand fand, so gieng Alles ohne Blut ab.

Nur in Sicilien fand diese Revolution mit ihrer spanischen Constitution keine Beistimmung. Die Inselbevölkerung erhob sich zwar auch, aber nur, um die ihr entrissene Constitution von 1815 wieder zu erlangen. Bei dem hitzigen Temperament der Sicilianer war aber der Aufstand mit blutigen Ausschweifungen des Hasses und der Grausamkeit verbunden, am meisten in Palermo. Daher sandte die constitutionelle Regierung in Neapel den Bruder Pepe's, Florestan Pepe, mit Truppen nach Sicilien. Es gelang ihm, Palermo einzunehmen und die Stadt zu entwaffnen, worauf nachher General Coletta mit neuen Truppen die neapolitanische Constitution in ganz Italien durchsetzte.

4. Fortsetzung: der Monarchen- und Ministercongreß in Laibach. Unterdrückung des neapolit. Aufstandes durch die Oesterreicher. Der Aufstand in Piemont; Prinz Carignan; Abdication Victor Emanuels; Unterdrückung des Aufstands.

Diese Revolutionen und ihre Wirkung auf das übrige Italien, legten den auswärtigen Regierungen, in deren Ländern ebenfalls der Prinzipienkampf zwischen Legitimität und Volkssouverainetät lebhaft angeregt war, die Pflicht auf, das in Italien ausgebrochene Feuer zu dämpfen, um dessen weiteres Umsichgreifen zu verhüten. Die nächste und größte Gefahr erkannte Oesterreich darin für den ruhigen Bestand seiner italienischen Provinzen, und dem diplomatischen Geschick des diesen Kaiserstaat leitenden Staatskanzlers Fürsten Metternich gelang es, den Kaiser Alexander von Rußland und den König Friedrich Wilhelm III von Preußen zu einem Monarchen- und Ministercongreß und diesen zu einem bewaffneten Einschreiten zu vermögen. Der Congreß wurde zu Troppau in Schlesien eröffnet, aber schon nach den ersten Tagen nach Laibach in Krain verlegt.

Bei diesem Congreß war Alexander anfangs gegen eine bewaffnete Intervention; als aber zufällig in Petersburg ein Garderegiment gegen seinen

harten Obersten eine Meuterei stiftete, ließ sich Alexander, dadurch erschreckt, zu einem Vertrag bewegen, in welchem Rußland, Preußen und Oesterreich sich anheischig machten, jeder revolutionären Bewegung, zunächst der in Neapel, entgegenzutreten. Englands und Frankreichs Bevollmächtigte klagten zwar über Hintansetzung, mußten aber geschehen lassen, was sie nicht ändern konnten, da auf Metternich's Betrieb auch die Gesandten der andern italienischen Mächte für ein bewaffnetes Einschreiten stimmten. Selbst König Ferdinand von Neapel erschien auf Einladung der Monarchen bei dem Congreß, denn sein Parlament hatte ihn dahin in dem Wahn gelassen, er werde dort die neue Verfassung bei dem Monarchen günstig befürworten.

Da Oesterreich schon länger her seine italienische Armee auf dem Kriegsfuß hatte, so bot die rasche Ausführung dieses Beschlusses keine Schwierigkeit. Im Februar 1821 brach das österreichische Heer unter General Frimont auf und erschien schon nach 18 Tagen an der Gränze Neapels, wo man zwar in Eile ein Volksaufgebot erlassen, aber es noch nicht eingeübt hatte und aus Mangel an hinreichenden Kriegsbedürfnissen keineswegs in der Verfassung war, einem Angriff von Außen zu begegnen. Dazu kam, daß die ganze Revolution nicht in der tiefsten Ueberzeugung aller Volksklassen wurzelte, sondern bei den Meisten nur aus einer schwindelhaften und darum bloß vorübergehenden Begeisterung hervorgegangen war, welche jede pomphafte Idee der Volksredner schon für baare Realität nahm.

An der Spitze der zusammengerafften Streitkräfte Neapels standen Wilhelm Pepe und der gleichfalls schon aus der napoleonisch-muratischen Zeit her bewährte General Carascosa. Der erstere griff am 7. März die österreichische Vorhut bei Rieti an und warf sie anfangs; da es ihm aber an Reiterei zur Verfolgung gebrach, ward er von den österreichischen Reserven auf zwei Seiten so gepackt, daß sich sein Heer in volle Flucht auflöste.

Auf die Nachricht von dieser Niederlage wollte Carascosa mit dem Hauptheere sich näher auf Neapel zurückziehen, um nicht von der Hauptstadt abgeschnitten zu werden; aber kaum hatte er diesen Befehl ertheilt, als das ganze Heer ohne einen Flintenschuß auseinander lief und Capua sich sogleich ergab, so daß die Oesterreicher am 24. März in Neapel als Sieger einzogen, und kurz darauf der zurückgekehrte König unter

Freudenbezeugungen des Volks wieder in seine früheren Rechte eingesetzt werden konnte.

Neapel erhielt hierauf nach österreichisch-italischem Muster zwei Centralcongregationen, deren Mitglieder der König selbst ernannte; dasselbe geschah in Sicilien, das aber seine eigene Verwaltung erhielt. Die Häupter der Revolution entzogen sich der Bestrafung durch die Flucht; andere Carbonari wurden hingerichtet und ihre Güter eingezogen. Insbesondere übte der Polizeiminister Canosa eine so grausame Reaction, daß selbst Oesterreich auf seine Entfernung dringen und mehrere Jahre lang das Land besetzt halten mußte, um neue Revolutionsversuche niederzuhalten, zu denen das unvernünftig regierte Volk sich nun fortwährend geneigt zeigte.

Die Revolution in Neapel hatte in Piemont Nachahmung gefunden, die aber noch einen schnellern Verlauf und Ausgang nahm.

Das sardinische Königreich bestand aus Savoyen, Piemont, Genua und Sardinien. Von diesen Provinzeu war Savoyen durch seine eigenthümliche Sprache und Abstammung, Genua durch die Erinnerung an seine ehemalige republikanische Größe, Sardinien durch seine insularische Lage und Besonderheit den Bestrebungen der italienischen Carbonari mehr oder weniger fremd: dagegen hatte in Piemont der demokratische Liberalismus seinen Herd. Von dem König Victor Emanuel und seinem Bruder Karl Felix, die beide kinderlos waren, hatten die Carbonari keine Begünstigung zu erwarten, desto mehr aber von dem jungen Prinzen Karl Albert, aus der Seitenlinie Savoyen-Carignan, der in seiner Unerfahrenheit sich insgeheim ihren Bestrebungen hingab.

Man knüpfte mit den Unzufriedenen in der Lombardei Verbindungen an und bereitete einen Aufstand vor der, als die Oesterreicher auf dem Zug gegen Neapel waren, losbrechen und sich über ganz Mittelitalien verbreiten sollte. Schon sah sich der junge Prinz im Geiste als König von Italien. Indeß wurde er wieder schwankend, wann er daran dachte, daß bei einem ungünstigen Ausgang auch seine sardinische Erbberechtigung auf dem Spiele stand.

Da rief unversehens die Besatzung von Alessandria die

Constitution von Cadix aus, und andere Besatzungen folgten ihrem Beispiele. Am 12. März besetzte man die Citadelle von Turin, und Carignan's Artilleriecorps schlug sich sogleich zu den Aufständischen. Erschreckt dadurch, entsagte der König Victor Emanuel, der seiner Ueberzeugung nicht untreu werden und doch auch keinen Bürgerkrieg veranlassen wollte, der Krone zu Gunsten seines Bruders Karl Felix. Da aber dieser sich in Modena aufhielt, so ernannte er den Prinzen von Carignan zum einstweiligen Regenten.

Der Prinz-Regent wollte aber in diese Constitution nur unter der Bedingung gewisser Abänderungen willigen und setzte einstweilen zur Einberufung eines Parlaments eine Commission nieder, an deren Spitze der Marquis von Santa Rosa stand, der ein edler Character, aber leidenschaftlicher Enthusiast in der Politik war.

Indessen giengen dem Prinzen mehr und mehr die Augen über die Gefahr auf, welche dem Lande und seinem eigenen künftigen Thronrechte von dieser demokratischen Constitution drohte. Zugleich hatte er in Erfahrung gebracht, daß Oesterreich und seine übrigen Verbündeten jeden Versuch einer revolutionären Aenderung in den italienischen Zuständen mit den Waffen niederschlagen würden. So übereilt und unbesonnen der Prinz anfangs der Revolution beigetreten war, so übereilt und wenig besonnen handelte er bei seinem Rücktritt.

Als nämlich Karl Albert (von Modena aus) seine Zustimmung zu einer Constitution verweigerte und ihre Anhänger für Rebellen erklärte, anderseits eine österreichische Armee unter Bubna sich bereits gegen Piemont in Bewegung setzte, verlor der Prinz von Carignan den Kopf, entfloh heimlich nach Novara, legte dort die Regentschaft nieder und stellte sich dem von Karl Albert abgesandten Stellvertreter, dem General de la Torre, „zur Verfügung."

Santa Rosa brachte in der Verzweiflung ein kleines constitutionelles Heer auf und wollte die Constitution noch halten oder wenigstens eine Modification erzwingen, mußte aber der Uebermacht des treugebliebenen Theils der königlichen Truppen in ihrer Verei-

nigung mit den österreichischen zuletzt weichen, welche am 10. März in Turin einzogen.

Santa Rosa entkam nach Frankreich; einer der andern Hauptleiter wurde hingerichtet, und von den übrigen eine Anzahl mit Gefängniß bestraft. Ein österreichisches Corps hielt auf Ansuchen des Königs 14 Monate lang die Festung Alessandria und deren Umgebiet besetzt, und allmählig trat Alles in Piemont wieder in's alte Geleise.

---

4. Kapitel.

(Fortsetzung der Rundschau.) Griechenlands Befreiung vom türkischen Joch.

1. Griechenland. Die Griechen des Festlands. Die Inselgriechen. Die Phanarioten. Gegensatz in der griechischen Geistlichkeit. Das stets lebendige Freiheitsgefühl der Griechen. Die Hetärie.

Gehen wir nun von Italien über nach den türkisch-europäischen Ländern, wohin um diese Zeit der große Befreiungskampf der Griechen gegen die türkische Herrschaft die Augen von ganz Europa zog.

Die Griechen hatten sich, ungeachtet ihrer politischen Abhängigkeit von ihren Unterdrückern nie ihrer nationalen Eigenthümlichkeit entkleiden lassen. Diese stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit des Griechen, so wie seine geistige Gewandtheit, seine ungemeine Befähigung für merkantile und nautische Thätigkeit und die jedem Einzelnen innewohnende, mehr oder weniger deutliche Erinnerung an eine ruhmvolle historische Vergangenheit, ließ ihm sein Joch leichter tragen, weil die Hoffnung, es irgend einmal abzuschütteln, nie in ihm erloschen war.

Die kurzsichtige Unwissenheit und sorglose Trägheit des Siegers hatte von Beginn der Eroberung des Landes an bis dahin mehrere griechische Stämme in einer gewissen Unabhängigkeit belassen, so daß die Gegenden, darin dieselben lebten, oft Zufluchtsstätten für Verfolgte und Unzufriedene aus andern Stämmen wurden, und von da aus manchmal *Versuche der Selbstbefreiung* ausgiengen, die, wenn sie auch nicht gelangen, doch der Pforte viele Noth bereiteten. Dergleichen Stämme auf dem Festlande waren die *Hirtenvölker* in den gebirgigen Gegenden Macedoniens, die *Sulioten* in Epirus und die *Mainotten* auf der Halbinsel Morea. In noch größerer Unabhängigkeit hielten sich besonders die *Inselgriechen*, wie z. B. die Hydrioten, die Ipsarioten, die Spezzioten, die Sphakioten auf Kandia, die Griechen auf Lesbos, Samos und Rhodos —, welche sämmtlich zugleich tüchtige Seeleute waren und des *altgriechisch-nationalen Blutes mehr* in ihren Adern rinnen hatten, als die Festländer, welche zwar *gewiß nicht gänzlich*, vielleicht aber vorherrschend slavischen Ursprungs seyn mögen.

Dem Character nach wesentlich verschieden von dieser mehr unabhängigen und nach Freiheit leidenschaftlich strebenden Klasse von Griechen war eine andere Klasse, die unter dem Namen *Phanarioten* (so benannt von dem Phanar, einem Stadttheile Constantinopels, den sie bewohnten,) eine Art *Aristokratie* mit gewissen, *durch das Herkommen erblich gewordenen Vorrechten und Vorzügen* ausmachten und ein Verbindungsglied zwischen der Pforte und dem christlichen Ausland darstellten, indem sie durch ihre Geschmeidigkeit und ihre Kenntniß der europäischen Verhältnisse sich der Pforte bei deren Unterhandlungen mit den christlichen Mächten unentbehrlich gemacht und sich dadurch großen Reichthum und Einfluß verschafft hatten.

Aus den Phanarioten wurden in der Regel die Hospodare der Walachei und Moldau und die Beamten für andere hohe, den Christen zugängliche Aemter genommen. Ihr an die Unterdrücker ihrer Nation sich eigennützig hingebender Character bildete einen starken Gegensatz zu den freiheitsliebenden, thatkräftigen Gebirgs- und Inselgriechen.

Ein ähnlicher Gegensatz bestand unter der *griechischen Geistlichkeit*

indem der höhere Klerus, der im Rufe besserer Bildung, aber auch eines habsüchtigen Wesens stand, und dessen Amtsernennung oder Amtsbestätigung ein Vorrecht der Pforte war, einen bedeutenden Einfluß auf die Rechtspflege und Verwaltung hatte, so weit sie Christen anvertraut war; dagegen die niedere, mit dem Volke eng verwebte Welt- und Klostergeistlichkeit, ungeachtet ihrer Armuth und Unwissenheit, in der Masse der Nation am kräftigsten das religiöse Bekenntniß und das griechische Volksthum lebendig erhielt.

War auch der Grieche, besonders der mit Fremden verkehrende, durch die lange Unterdrückung mit manchen „sittlichen Gebrechen" behaftet, und war auch namentlich sein „Mangel an Treu' und Glauben" (die graeca fides) sprüchwörtlich geworden, so zierten ihn doch auch anderseits achtbare Tugenden, vornehmlich eine gewisse „Reinheit des Familienlebens", Heilighaltung der Verwandtschaftsbande, Anhänglichkeit an das Christenthum und ein lebhaftes Gefühl ihrer hellenischen Abstammung, welchen letzteren Zug der gemeinste Grieche mit dem vornehmsten theilt. Eben sein stets lebendiges Freiheitsgefühl gab sich leicht dem geringsten Strahl der Hoffnung hin, der seinem Vaterlande Befreiung vom türkischen Joche versprach, so schwer er auch oft seinen leichten Glauben mit bitterm Verluste büßen mußte.

Als z. B. die Russen 1770 die Moldau und Walachei besetzten, die türkische Flotte wegnahmen und auch auf der Küste Morea's landeten, erhob sich diese Halbinsel, um das türkische Joch abzuschütteln. Dafür mußten sie, als Katharina II dann mit der Pforte den Frieden von Kutschuck-Kainardsché (XXIV. 1, 2 a. E.) schloß, ohne für die Griechen Amnestie zu bedingen, die Rache der Türken so schwer fühlen, daß ihrer 80000 theils dem Schwerte, theils der Sclaverei verfielen.

Doch diese Unglücksfälle schlugen ihren Muth nicht darnieder, sondern stärkten durch ein gesteigertes Bewußtseyn der großen Kluft zwischen „Kreuz und Halbmond" ihre Hoffnung auf endliche Befreiung nur um so mehr. Gelehrte Griechen im Ausland belebten durch ihre Schriften die Erinnerung an die glorreiche Vorzeit des Griechenthums; handelsreiche Griechen in Triest und Livorno, in Marseille, Amsterdam und London sandten ihrem Vaterlande Beiträge zur Errichtung von Schulen; Söhne wohlhabender Griechen besuchten italienische und

deutsche Universitäten und kehrten mit befestigten Ideen zur Wiedergeburt ihres Vaterlandes zurück. In Paris studierende Griechen stifteten zu diesem Zweck einen politischen Bund, der den Namen Hetäria führte und sich bald über alle Theile Griechenlands verbreitete. Bereits drohte diese Hetärie mit einem furchtbaren Aufstand, als die Hinrichtung des griechischen Freiheitsdichters Rhigas (1798) den Ausbruch desselben für eine Zeit lang erstickte. — Betrachten wir nun vorerst auch die Lage der Türkei.

2. Die Türkei. Reformversuche Selim's III. Aufstände: Paßwan Oglu und Czerny-Georg. Entthronung Selim's III und Mustapha's IV. Mahmud II und der Janitscharenaufstand. Mehemed Ali von Aegypten. Blutbad der Mameluken. Ali Pascha von Janina.

Schon 1795 hatte Sultan Selim III den Anfang zu Reformen gemacht sowohl im Heerwesen durch Bildung einer neuen regulären Kriegsmannschaft (der Seymen), als auch in der Verwaltung durch Errichtung von Schulen, durch Veränderung des Kalenders nnd besonders durch eine neue Steuerordnung. Da diese neue Besteuerungsart den Erpressungen der Beamten ein Ziel setzen sollte und sich auch auf solche ausdehnte, die vorher steuerfrei gewesen waren, so zeigte sich allenthalben die größte Unzufriedenheit, die auch an den Janitscharen, welche sich durch die Errichtung jenes neuen Truppencorps in ihrer bisherigen Alleingeltung beeinträchtigt sahen, eine starke Stütze fand. Daher Empörungen über Empörungen von Seiten der Pascha's, welche der Pforte nur in so weit gehorchten, als sie ihren Vortheil dabei gewahrten.

Schon früher hatte der Pascha von Widdin, Paßwan Oglu, durch einen Aufstand sogar Constantinopel bedroht; er wurde zwar (1798) in Widdin eingeschlossen, wußte sich aber doch im Besitze seines Paschaliks bis an seinen Tod zu behaupten, der 1807 erfolgte. — Im Jahr 1804 erhob sich in Serbien Czerny-Georg (eigentlich Georg Petrowitsch) um sich Unabhängigkeit, oder wenigstens Gleichstellung mit den Hospodaren der Walachei und Moldau, zu erkämpfen. Als er 1806 die Stadt Belgrad eroberte und die Russen zu seiner Unterstützung in Jassy und Bucharest einrückten, erklärte (auf Napoleon's Betrieb) die

Pforte an Rußland und England den Krieg, der nachher mit dem Frieden von 1809 beendet wurde. (S. XXIV. 3, 3).

Die oberwähnte Unzufriedenheit der Janitscharen brach 1807 in einen Aufstand aus, in welchem Selim III durch Mustapha IV entthront und nach einem vergeblichen Versuche, sich wieder des Throns zu bemächtigen, ermordet wurde. Der Usurpator hatte das gleiche Schicksal und mußte an Sultan Mahmud II den Thron überlassen. Als dieser mit Reformversuchen fortfuhr, entstand 1808 ein neuer Janitscharenaufstand, der nur durch Wiederherstellung der Privilegien dieser Soldatesca gestillt werden konnte.

Einige Jahre darnach brach auf Englands Betrieb jener ebenfalls schon erwähnte Krieg der Pforte mit Rußland aus, der 1812 zu ihrem Nachtheil mit dem Frieden von Bucharest ausgieng und den Pruth zur Gränze zwischen Rußland und der Türkei machte. — Im Jahr 1813 griffen die Serbier wieder zu den Waffen und legten sie nicht eher nieder, als bis ihnen die Pforte in Czerny-Georg einen eigenen Fürsten zugestand.

Eben so machte sich der Pascha von Aegypten fast unabhängig. In Arabien hatte sich nämlich die muhammedanische Secte der Wechabiten (auch Wahabiten, so benannt von ihrem Stifter Abdul Wahab, der in Muhammed keinen Propheten, sondern nur einen Heiligen sah und eine Reform des Koran's anstrebte) mit der ganzen Kraft ihres Fanatismus erhoben und die heiligen Städte Mekka und Medina erobert. Da der Pascha von St. Jean d'Acre sie nicht hatte bewältigen können, so trug die Pforte die Bekämpfung desselben dem Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, auf, der sich 1806 durch „Beseitigung" mehrerer Mammeluken-Bey's zu dieser Stelle emporgeschwungen und sich durch kluge Verwaltung bedeutende Mittel und ein auf europäische Weise disciplinirtes Heer zu verschaffen gewußt hatte.

Bevor Mehemed Ali in den Kampf gegen die Wechabiten auszog, ließ er die Mammeluken, von denen er während seiner Entfernung einen Aufstand besorgte, durch ein mit Hinterlist veranstaltetes Blutbad völlig vernichten. Er konnte nun zwar die Wechabiten nicht ganz unterwerfen, befreite aber doch Mekka und Medina und behielt von da an nicht nur Arabien unter dem

Einfluß seiner Herrschaft, sondern dehnte diese auch bis Darfur und Kordofan aus. Und um sich gegenüber der Pforte in einer gewissen unabhängigen Stellung zu erhalten, unterhielt er ein großes Heer und eine wohlbemannte Flotte, zog viele Ausländer in seinen Dienst, und suchte sich durch viele auf Civilisation abzweckende Unternehmungen bei den europäischen Mächten Ansehen und Geltung zu verschaffen, hatte aber dabei nicht das Wohl seiner Unterthanen, sondern nur die Befriedigung seiner Selbstsucht zum Ziel.

Auch Ali Pascha von Janina (in Epirus) strebte nach Unabhängigkeit und stützte sich dabei auf die Hülfe der Sulioten, die 1820 für ihn die Waffen erhoben, nicht ahnend, daß nachher der Tyrann sie auf grausame Weise zu unterdrücken suchen werde.

3. Der Befreiungskampf der Griechen: Erneurung der Hetärie. Verunglückter Aufstand Alexander Ypsilanti's. Der Aufstand in Morea. Ermordung des Patriarchen in Constantinopel. Die Mainotten. Die provisorische Regierung. Siege der griechischen Flotten. Die Unabhängigkeitserklärung. Die Philhellenen.

Unterdessen hatte sich in Griechenland die Hetärie (schon während des Wiener Congresses) erneuert und sich durch Aufnahme fast aller bedeutenden und reichen Griechen im In- und Auslande gekräftigt. Ermuthigt durch die zunehmende, aus dem Abfall so wichtiger Provinzen entstehende Schwäche der Pforte, durch die allenthalben bestehende Unzufriedenheit der christlichen Bevölkerung in der Türkei und durch die damals in Spanien, Portugal und Italien ausgebrochenen Revolutionen, glaubten die Leiter der Hetärie, an deren Spitze Alexander Ypsilanti stand, den Augenblick gekommen, darin sie das türkische Joch zerbrechen könnten.

Fürst Alexander Ypsilanti, ein Phanariote, Sohn eines in der Verbannung gestorbenen Hospodar's der Walachei, hatte unter Katharina II im russischen Dienst gegen Napoleon gestritten und bei Dresden einen Arm verloren. Er befand sich als General und Adjutant des Kaisers Alexander zur Zeit des europäischen Congresses in Wien, von wo aus er insgeheim die Hetäristen nach der Moldau und Walachei dirigirte, um dort im Vertrauen auf die Nähe Rußlands gegen die Pforte loszubrechen. Zuvor aber trat er aus dem

russischen Militärverband, um den Kaiser Alexander nicht zu compromittiren, auf dessen Unterstützung er sich und seinen Freunden Hoffnung machte.

Den Kern der Unternehmung bildeten 500 Hetäristen unter dem Namen „die heilige Schaar," an die sich noch etwa 700 Streiter anschloßen. Von Michael Suzzo, dem Hospodar der Moldau insgeheim unterstützt, überschritt das kleine Heer den Pruth und zog ohne Widerstand in Jassy ein, von wo aus Ypsilanti in Proclamationen ganz Griechenland zur Erhebung aufrief.

Zugleich erhob auch in der Walachei ein Hetärist, Namens Wladimiresko, die Fahne des Aufstands; allein da die Walachen nicht lange zuvor von einem phanariotischen Hospodar hart behandelt worden waren, so konnten sie die Griechen nicht leiden, und auch die walachische Regierung leistete nur negativen Vorschub. Zwar zog Ypsilanti ohne Widerstand auch in Buchareſt ein; allein allenthalben waren es nur die wenigen Griechen im Lande, die sich ihm anschloßen, während die eigentlichen Walachen sich zurückhielten. Nun suchte Ypsilanti Serbien zum Anschluß zu bewegen: aber Fürst Milosch von Serbien wehrte ihm den Durchzug durch sein Land. Von Rußland aber war keine Hülfe zu erwarten; vielmehr tadelte Kaiser Alexander die unbesonnene Erhebung.

Unterdeß hatte die Pforte die Pascha's von Ibrail und Silistria mit ansehnlichen Streitkräften ausgesendet, um den Aufstand zu unterdrücken. Zwar schlug Fürst Georg Kantakuzenos in der Moldau die Türken und brachte in Jassy die schon zurückgefallenen Bojaren wieder zur Unterwerfuug; allein die türkische Uebermacht zwang den Fürsten Ypsilanti sich gegen Siebenbürgen hin in das Gebirg zu ziehen, wo er zu Terzawist sich verschanzte. Von da aus überfiel er die Türken bei Dragaschan (Dragetschan), wurde aber mitten im Gefecht von dem walachischen Theil seiner Truppen verlassen und verlor ungeachtet der außerordentlichen Tapferkeit der Seinen die Schlacht. Der Rest hielt sich unter Giordaki noch eine kurze Zeit in der Moldau, bis er der Uebermacht erlag und sich nach dem heldenmüthigsten Widerstand in einem verschanzten Kloster, das die Türken stürmten, mit seinen letzten tapfern Kampfgenossen in die Luft sprengte. Ypsilanti selbst

gewann die österreichische Gränze, wurde aber dort verhaftet und nach der ungarischen Festung Munkacz gebracht, wo er nach sechs Jahren starb. Kantakuzenos zog sich nach blutigen Gefechten auf das russische Gebiet zurück.

Dennoch war durch diesen unglücklichen Ausgang die Sache der Griechen nicht verloren. Sie hatten Europa den Beweis gegeben, daß es ihnen an Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit nicht fehle. Die Türken selbst erkannten nur zu gut, daß dem griechischen Aufstand ein tiefes religiöses und politisches Moment zum Grunde liege, und daß es sich um eine eigentliche Revolution handle, welche an die Stelle des Halbmonds das Kreuz zu setzen gedenke. In allen Türken erwachte daher mit der Furcht die äußerste Wuth, die sich im Blute der Christen zu sättigen lechzte.

Noch während des nordgriechischen Aufstandes hatten sich auch die Griechen in Morea, angefeuert durch den kriegerischen Bischoff Germanos, der selber mit dem Schwert in der Hand Patras bestürmte, erhoben, und bald war die ganze Halbinsel von der Flamme der Freiheitsbegeisterung ergriffen. Da sie sich durch jene Niederlage Ypsilanti's nicht entmuthigen ließen, so rief Sultan Mahmud II im Zorn die muselmännische Bevölkerung in Constantinopel zu den Waffen, was die Folge hatte, daß am Ostertag 1821 wilde Haufen in die dortige griechische Hauptkirche drangen, den alten Patriarchen Gregorius vom Altar rissen und ihn unter dem Eingang aufknüpften. Mehrere der vornehmsten Phanarioten und 300 der reichsten griechischen Kaufleute wurden hingerichtet und einige griechische Kirchen niedergerissen. Aehnliche Gräuel erfolgten in fast allen Städten, besonders in Adrianopel, Thessalonich, Smyrna.

Allerdings protestirten die europäischen Gesandten in Constantinopel gegen diese Schlächtereien: ihr bloßes Wort war aber ohnmächtig. Das christliche Volk im übrigen Europa verdachte es daher den Großmächten, daß sie das Kreuz von den Türken so ruchlos konnten mit Füßen treten sehen, ohne rasch einzuschreiten. Besonders war man auf England erzürnt, das den fortwährenden Christenmord (wie sonst auch den so lebhaft betriebenen Christenverkauf) duldete, ja es sogar nicht hinderte, daß seine Kaufleute von Malta und den jonischen Inseln aus die Türken mit Waffen und Kriegsvorräthen unterstützten!

Um so entschiedener und furchtbarer widerstunden die Griechen der Halbinsel, wo bereits Pietro Mauromichalis, Fürst der Mainotten, ein Schrecken der Türken geworden war. Während in Kalamata eine provisorische Regierung zusammentrat, besiegten da und dort die Griechen, geführt von Demetrius Ypsilanti (einem Bruder Alexander's), von Maurocordato, Kolokotroni, Nikitas, Karaiskaki, Odysseus und andern tapfern Häuptlingen, die Türken mehrmals im offenen Felde, nahmen Athen und Theben ein und verbreiteten den Aufstand bis Thessalien und Macedonien hin. Im October erstürmte Bischoff Germanos Tripolizza; selbst Navarin fiel in die Hände der Griechen. Auch die Sulioten, damals noch die Stütze Ali Pascha's von Janina, brachten unter Markos Bozzaris und Tsavellas den Türken schwere Verluste bei.

Die höchste Begeisterung aber ergriff die Inselgriechen, besonders die Bevölkerungen von Hydra, Ipsara und Spezzia, deren Handelsschiffe sich in Kriegsschiffe umwandelten und alle Waffenfähigen an Bord nahmen und der ganzen türkischen Flotte so zusetzten, daß diese sich nach den Dardanellen zurückzog, zumal alle Inseln des Archipels in Aufregung waren.

Im Dezember 1821 erklärte die provisorische Regierung, die sich den klugen, mit der europäischen Civilisation und Politik bekannten Fürsten Alexander Maurokordatos, einen Phanarioten, zum Präsidenten gegeben hatte, durch das „organische Gesetz von Epidaurus" die Unabhängigkeit Griechenlands und gab darin der gesammten Nation eine republikanische Verfassung. Aus diesem Grunde mißbilligte der europäische Congreß von Verona (s. unten K. 6, 1. a. E.) den griechischen Aufstand, in welchem alle Mächte eine Gefahr für das monarchische Prinzip, und Oesterreich insbesondere einen Anlaß zur künftigen Vergrößerung Rußlands sah, dessen Macht durch den Anfall der Türkei das europäische Gleichgewicht wesentlich bedroht haben würde.

Nichts desto weniger richtete das ganze Abendland, besonders die nicht geringe Zahl derer, die ihre Bildung zum Theil aus dem Born der altclassischen Literatur Griechenlands geschöpft hatten, die

Blicke mit Begeisterung auf den Heldenkampf der Neugriechen, die man so gern als „Söhne der alten Hellenen“ sich dachte. Es bildeten sich in vielen Ländern unter den Philhellenen oder Freunden der Griechen Vereine, welche ihnen Geld- und Kriegsvorräthe sandten, und besonders bewies der edle Eynard, ein Banquier zu Genf, eine unermüdete Opferthätigkeit. Viele Philhellenen zogen persönlich aus, um sich an diesem Freiheitskampfe selbst zu betheiligen.

Unter ihnen sind nennenswerth der württembergische General Normann, der französische General Fabvier; auch der englische Dichter Lord Byron opferte sein Vermögen und Wohlseyn der griechischen Sache, und wenn er auch bald nach seiner Ankunft in Griechenland starb, so hat doch sein Anschluß auf die Engländer einen solchen moralischen Einfluß geübt, daß sie seitdem den Griechen eine weit thätigere Theilnahme bewiesen, als vorher. — Besonders ermunternd und hochehrenwerth waren die Anstrengungen, welche König Ludwig I von Bayern, als der einzige unter den europäischen Fürsten, für die Sache Griechenlands machte.

4. Glänzende Thaten der Griechen zur See und zu Land. Partheiungen unter den Griechen. Ibrahim Pascha auf Morea. Missolunghi's Fall. Der Londoner Vertrag. Die Schlacht bei Navarin. Landung der Franzosen. Die Gränzen des neuen Griechenlands.

Anfangs waren die Türken durch ihren gleichzeitigen Kampf mit Ali Pascha von Janina gehemmt. Als sie aber denselben bezwungen hatten (er kam durch Verrath ums Leben, im Febr. 1822), verwandten sie ihre ganze Kraft gegen die Griechen. Lange aber konnten die türkischen Heere gegen die kühnen Freiheitshelden nichts ausrichten, obgleich sie, wo sie ihnen beikommen konnten, die abscheulichsten Grausamkeiten gegen sie verübten. Die glänzenden Thaten, welche die Griechen in diesem Kampfe verrichteten, stehen nicht unwürdig den Thaten ihrer hellenischen Altvordern zur Seite.

Die Insel Chios hatte sich zu unvorbereitet erhoben. Daher war es dem Kapudan Pascha oder Großadmiral der türkischen Flotte ein Leichtes, sich der Insel zu bemächtigen und die wehrlose Bevölkerung theils der Wuth des Schwertes zu opfern, theils sie in die Sclaverei fortzuschleppen. Empört über die dabei verübten Gräuel suchte die vereinte Flotte der Ipsarioten und Hydrioten die türkische Flotte auf und griff sie ungeachtet

ihrer Uebermacht an. Zwar blieb der Kampf unentschieden; aber in der Nacht vom 18. zum 19. Juni nahten sich der Ipsariote Constantin Kanaris und der Hydriote Georg Papinis mit Brandern den türkischen Schiffen und zerstörten sie so völlig, daß selbst der Kapudan Pascha mit 3000 Türken umkam. Auch Miaulis schlug in einem Vierteljahre dreimal die übrigen türkischen Flotten (1824).

Im westlichen Livadien (auf dem Boden des alten Acarnaniens) kämpfte Maurokordato mit einer ausgesuchten Schaar Tapferer, unter denen sich Markos Bozzaris mit seinen Sulioten und ein Corps Tactiker (d. h. auf europäische Art eingeübter Krieger) befanden, anfangs mit Glück, wurde aber am 16 Juli (1824) bei Peta durch den Verrath eines abfallenden albanesischen Häuptlings geschlagen. Unter den 2000 dabei Gefallenen waren auch viele deutsche, vom General Normann befehligte Philhellenen; Normann selbst wurde schwer verwundet. Dagegen schlugen Kolokotroni und Nikitas ein Heer von 3000 Türken in der Nähe von Argos, und Maurokordato vertheidigte im westlichen Griechenland das feste Missolunghi, das zu Wasser und zu Land schwer bedrängt wurde, mit so außerordentlicher Tapferkeit, daß die Türken sich zurückziehen mußten.

Obgleich nun der Krieg — hauptsächlich durch die Uneinigkeit der Griechen, bei denen sich die Partei der Kapitani's (oder Palikaren) mit der Partei der Politiker nicht vertrug, — eine Zeit lang matt geführt wurde, so konnte doch der Sultan mit eigenen Kräften den Aufstand nicht bewältigen. Denn wenigstens in Morea und in Livadien zog jeder Grieche den Untergang der Unterwerfung vor, wie denn der kühne Markos Bozzaris vor seinem Sturm auf das türkische Lager „einem Leonidas gleich" sich mit seinen Getreuen dem Tode weihte und dann mit ihnen ganze Türkenschaaren erlegte, bis ihn selbst der Todesstrahl traf.

Daher sah sich der Sultan gezwungen, seinen mächtigen und übermüthigen Vasallen, den Pascha Mehemed Ali von Aegypten aufzufordern, mit ägyptischen Truppen den Aufstand in Morea zu dämpfen. Mehemed Ali, gelockt durch das Versprechen, Kandia und Cypern mit seinem Paschalik verbinden zu dürfen, und getrieben von der Hoffnung, seinem Unabhängigkeitsziele dabei näher zu kommen, schickte seinen Sohn, den wegen seiner Tapferkeit und Grausamkeit gleichmäßig gefürchteten Ibrahim Pascha, mit 20000 Mann und 150 Kanonen nach Morea ab, wo derselbe im März

1825 landete und durch seine große Streitmacht dem Kriege bald eine der Pforte günstigere „Wendung" gab.

Ungeachtet die Griechen sogleich ihren Haber durch eine Versöhnung ausglichen und in den nun folgenden schweren Kämpfen ihre äußerste Kraft anstrengten, so konnten sie doch nicht hindern, daß Ibrahim Navarin erstürmte und in Vereinigung mit einem neuen türkischen Heere unter Sengen und Brennen, Plündern und Morden, ganz Morea verwüstend durchzog und zuletzt nach langer Belagerung (im Apr. 1826) Missolunghi erstürmte, dessen Einwohner, nachdem sich der dritte Theil derselben unter Noto Bozzaris durchgeschlagen hatte, theils niedergemacht wurden, theils sich selbst in die Luft sprengten.

Missolunghi lag auf einer Landzunge an einer Bai des Meerbusens von Patras und war ehedem der Schlüssel zum Peloponnes. Nachdem es 1822 von Maurocordato und 1823 von Marco Bozzaris tapfer vertheidigt und das erstemal von den Griechen entsetzt, das zweitemal durch eine Seuche im türkischen Heere befreit worden war, wurde es 1825 unter Noto Bozzaris auf's Neue, und zwar von Reschid Pascha, eingeschlossen. Zwar brachte Miaulis ungeachtet der Seeblokade Proviant auf einige Wochen hinein; ein zweiter Versuch aber mißlang ihm, da inzwischen Ibrahim Pascha die beiden Inselforts eingenommen hatte. Den Hungertod vor Augen, beschloßen die in Missolunghi eingeschlossenen Sulioten einen Ausfall zu wagen, um sich in das Gebirg durchzuschlagen. Dem ersten 3000 Mann starken Haufen, mit Weibern und Kindern in der Mitte, gelang es, sich durch den Feind hindurch Bahn zu brechen und das Gebirg zu erreichen; ein zweiter Haufe aber fiel unter dem Schwert und an 4000 Weiber und Kinder wurden nach den Sclavenmärkten abgeführt. Die in der Stadt zurückgebliebenen Greise und Priester sprengten sich und die eindringenden Türken in die Luft.

Unterdessen aber hatte sich die griechische Regierung (schon im Aug. 1825) an die Engländer um Hülfe oder Vermittlung gewendet und bei dem freigesinnten Ministerium Canning Theilnahme gefunden. Entschlossen, das heldenmüthige Griechenvolk zu retten, aber auch zugleich dem Kampfe überhaupt, dessen Ausgang doch noch zur Schwächung der Türkei und dadurch zur Befriedigung der russischen Plane auf dieselbe hätte führen können, — ein Ende zu machen, suchte Canning die übrigen dabei betheiligten Großmächte zum Einschreiten zu bewegen.

Da die griechische Nationalversammlung, die sich zur leichtern Herstellung der Einigung den in russischen Diensten stehenden, aus Corfu gebürtigen Grafen Capo d'Istria zum Präsidenten gewählt hatte, den Gedanken an eine Republik aufgab und erklärte, sich eine constitutionelle Monarchie unter einem fremden Fürsten geben zu wollen, so hatte Oesterreich keinen Vorwand mehr zum Widerstand, und Frankreich und Rußland zeigten sich in ihren neuen Throninhabern (Karl X und Nikolaus) nunmehr den Griechen geneigt. Daher kam zwischen England und Rußland am 6. Jul. 1827 zu London ein Vertrag zu Griechenlands Gunsten zu Stande, dem dann auch Frankreich beitrat.

Während sich die Flotten der Verbündeten im Mittelmeere zusammenzogen, wurde die Pforte eingeladen, der griechischen Nation gegen Tribut eine den Donaufürstenthümern ähnliche Stellung zu gewähren, und als die vereinigte Flotte unter dem Oberbefehl des englischen Admirals Codrington der türkischen Flotte in der Bucht von Navarin gegenüber lag, wurde Ibrahim Pascha auf Morea aufgefordert, die Feindseligkeiten einzustellen. Er versprach's; dennoch aber geriethen die beiden feindlichen Flotten am 20. October 1827 an einander und in wenigen Stunden war die türkische Flotte vernichtet. Das war die Seeschlacht von Navarin, welche von dem neuen englischen Ministerium (Canning war einige Zeit vorher gestorben) als ein „unerwartetes Ereigniß" bezeichnet ward. Denn die Verbündeten wollten einen Krieg mit der Pforte vermeiden und daher beschränkten sie sich fortan auf bloße Unterhandlungen, während Ibrahim's Macht, von Aegypten abgeschnitten, auf Morea fortlastete.

Endlich als im August des folgenden Jahres (1828) eine französische Flotte bei Koron landete, bequemte sich Ibrahim zur Räumung der Halbinsel, worauf ein Vertrag der Verbündeten den Griechen Morea und die Cycladen als einen eigenen, unter dem Schutze der Pforte stehenden Staat zu garantiren verhieß. Weil sich aber die Moreoten und Inselgriechen von ihren Brüdern in Mittel- und Nordgriechenland nicht trennen lassen wollten, so wurde ihnen durch einen neuen Ver-

58*

trag (v. 22. März 1829) eine Erweiterung der Gränzen zugestanden, welche aber Sultan Mahmud erst durch einen andern Zwang von Außen zuzugestehen veranlaßt werden mußte. Dieser Zwang gieng von Rußland aus, nach dem wir uns nun zunächst wenden müssen.

---

5. Kapitel.

(Schluß der Rundschau.) Rußland und die Polen. Rußland und die Pforte. Das neue Königreich Griechenland. England.

1. Die polnische Constitution. Der nördliche und südliche Geheimbund in Rußland. Tod des Kaisers Alexander. Die Thronentsagung Constantin's. Czar Nicolaus. Der Aufstand in Petersburg und in Kiew. Unterdrückung desselben. Regierungsthätigkeit des Kaisers. Krieg mit Persien. Paskéwitsch-Eriwansky. Das kaspische Meer russisch.

Im russischen Reiche waren seit mehreren Jahren wichtige Veränderungen vorgegangen. Kaiser Alexander, früher so geneigt zu freisinnigen Grundsätzen, nach welchen er sogar dem ihm zugefallenen Königreiche Polen eine constitutionelle, der französischen Charte Ludwigs XVIII nachgebildete Verfassung gewährt hatte, war theils durch eine inzwischen gewonnene tiefere religiöse Richtung, theils durch die in Portugal, Spanien, Neapel und Piemont ausgebrochenen Revolutionen — den liberalen Ideen abgeneigt worden, weil ihm ihre Consequenzen zu Umwälzungen zu führen, Rußlands Verhältnisse aber so geartet schienen, daß, wenn, wie in jenen südeuropäischen Staaten, das Militär, das in Rußland die Hauptgrundlage der öffentlichen Ordnung war, von dem gleichen Geiste der Neuerung ergriffen wurde, auch die Sicherheit

der Krone, und zwar noch mehr als anderwärts, würde gefährdet werden. Aus diesem Grunde sah er auch die Erhebung der Griechen nur mit Besorgniß, weil er ihre Tendenzen von denen der südeuropäischen Freiheitsmänner um so weniger zu unterscheiden vermochte, als sich die Griechen anfangs für eine Republik aussprachen.

Diese Zurückhaltung gegen die Griechen, die der Czar selbst auch in jener Zeit, da der griechische Patriarch ein Opfer türkischer Rohheit wurde, nicht aufgab, zog ihm bei den vornehmen Russen den Tadel der Inhumanität, bei dem niedern Volke den Tadel religiöser Gleichgültigkeit zu. Die stille Unzufriedenheit mit des Kaisers politischer Gesinnungsänderung überhaupt schlug besonders in der Armee, bei deren Offizieren der Feldzug nach Frankreich und der Aufenthalt daselbst freie Ideen geweckt hatte, um so tiefere Wurzel, als gleich nach der Rückkehr aus Frankreich in Petersburg viele höhere Civil- und Militärpersonen in geheimen, der Freimaurerei nachgeahmten Gesellschaften mit dem Zweck zusammengetreten waren, auch im russischen Reiche verschiedenen politischen Reformen den Eingang zu verschaffen. Diese Gesellschaften mit ihren politischen Grundsätzen bildeten sich nachher, als Alexander an der Gränze der Donaufürstenthümer eine Armee zur Demonstration gegen die Pforte zusammenzog und sie auch nach erfolgter Beilegung der Differenzen noch stehen ließ, im Lager dieser Truppen noch weiter aus, so daß im russischen Reiche nun ein nördlicher und ein südlicher Geheimbund bestand, von denen jener in Petersburg unter der Leitung des Fürsten und Gardeobersten Trubetzkoi und anderer Großen die unbeschränkte Monarchie in eine beschränkte verwandeln wollte, — dieser, der südliche Bund, vorzüglich in Kiew unter der Leitung des Obersten von Pestel eine der nordamerikanischen Verfassung ähnliche Staatseinrichtung erstrebte.

Die politischen Umtriebe des südlichen Bundes nahmen am Ende den Character einer förmlichen Verschwörung an, indem man eine Truppenmusterung, welche Kaiser Alexander in Südrußland im künftigen Frühjahr (1826) abhalten wollte, zur Ermordung desselben und zum Umsturz der Regierung zu benützen gedachte.

Als der Kaiser von einigen Seiten her in Betreff dieser Gefahren Winke und Warnungen erhielt, ließ er zwar mehrere Verhaftungen vornehmen, konnte aber auf keine sichere Spur kommen. Daher bemächtigte sich seines ohnedieß seit mehreren Jahren zur Zurück- und Abgezogenheit geneigten Wesens eine gewisse Schwermuth, die ihn bestimmte, noch im Sommer 1825 zur Wiederherstellung seiner tief angegriffenen Gesundheit eine Reise in die milden Gegenden der taurischen Küsten am asowischen Meere zu machen. Es war seine letzte Reise: er starb zu Taganrog am Fieber, den 1. Dez. 1825.

Schon als er Petersburg verließ, blickte er noch einmal nach dieser Stadt mit der Ahnung zurück, daß er sie nicht wieder sehen werde. Der milde und schöne Süden Tauriens und der Umgang mit seiner ihm nachgereisten Gemahlin zu Taganrog stimmte ihn zwar heiterer; allein eine Erkältung, die er sich bei einem Spazierritt an der Meeresküste zugezogen hatte, verursachte ihm ein Fieber, das, weil er ärztlichen Beistand verschmähte, in ein Gallenfieber ausartete und jenen unglücklichen Ausgang nahm. Der Gedanke, den Tod seines Vaters (XXVI. 1, 5.) nicht durch strengere Bestrafung der Schuldigen gesühnt zu haben, bereitete ihm noch in den letzten Tagen manchen Schmerz. Auch hatte er vor, nach seiner Genesung die Regierung niederzulegen. Mit ihm starb ein edler Fürst, dessen Namen in die wichtigsten Ereignisse des europäischen Staatenlebens verflochten war, ja der eine Zeit lang die Geschicke Europa's in seiner Hand gehabt hatte. Vermöge der in ihm vorherrschenden Phantasie, mit der er auch die Religion erfaßte, „idealisirte er die Welt" und mißkannte oft die Wirklichkeit. Die ihm begegnenden „Täuschungen" vertauschte er dann gegen andere, und wenn er sie sich nicht mehr verbergen konnte, war Verstimmung und Schwermuth die Folge. Der Grundton seines Gemüthes war aber edel: er wollte das Gute, liebte die Gerechtigkeit über Alles und wollte als Menschenfreund Alles durch Liebe beglücken." (Eylert.)

Der Tod Alexander's und die bestehende Unklarheit der Thronfolge setzte alle Parteien im Reich in die äußerste Spannung, und besonders fühlten die Verschwornen, daß die Zeit der Entscheidung gekommen sey, daß aber diese zunächst von Petersburg ausgehen müsse. Der nächste Thronerbe war eigentlich der Großfürst Constantin, dem sein Bruder Alexander nach Errichtung der polnischen Constitution den Oberbefehl über die polnische Armee und nachher die Vicekönigswürde über Polen anvertraut hatte. Der lei-

denschaftliche Character dieses Fürsten aber, der mit despotischer Willkühr und Ungerechtigkeit schaltete und in die den Polen verbriefte Constitution, welche doch Alexander mit großer Gewissenhaftigkeit achtete, einzugreifen sich erlaubte, so daß ganz Polen sich mit Furcht und Abscheu von ihm wandte, hatte den Kaiser Alexander schon im J. 1822 bewogen, dem Großfürsten (bei Gelegenheit seiner Vermählung mit einer Polin) die Verzichtleistung auf die russische Thronfolge zuzumuthen. Constantin, der selbst seine Unfähigkeit zum Regieren fühlen mochte, jedenfalls die größere Ungebundenheit seiner jetzigen Stellung vorzog, gieng darauf ein. Das Abdications=Document ward aber nicht veröffentlicht, sondern nur im Reichsarchiv und in der Kathedrale von Moskau niedergelegt.

Weil sonach diese Thronentsagung im Grunde noch nicht die rechtliche Form eines Staatsgrundgesetzes hatte, so hielt sich sein jüngerer Bruder, der Großfürst Nicolaus, an welchen nun die Reihe der Thronfolge kam, aus Ehrfurcht vor dem monarchischen Recht verpflichtet, in Petersburg mit seinen Garden seinem in Warschau befindlichen Bruder Constantin, als dem legitimen Czar, den Eid der Treue zu leisten, den er auch den übrigen Truppen und allen Behörden im Lande auferlegte. Allein Constantin beharrte auf seinem Rücktritt und erneuerte öffentlich seine Verzichtleistung. Jetzt erst hielt sich Großfürst Nicolaus berechtigt, den Thron zu besteigen, und setzte den Tag der Huldigung auf den 26. Dezember fest.

Nicolaus Paulowitsch, geb. d. 6. Jun. (n. St.) 1796, war unter den 10 Kindern Paul's und Maria Feodorowna's (einer geb. württembergischen Prinzessin) das neunte, und 20 Jahre jünger als sein Bruder, der verstorbene Kaiser Alexander. Schon als Knabe versprach er leiblich und geistig bedeutend zu werden. Von Natur ernst und abgeschlossen, zeigte er späterhin unter der strengen Hülle auch eine schöne Milde und besonders gegen die Seinigen die innigste Hingebung. Als Rußland's Krieger „den Stahl in der Faust, das Kreuz im Herzen" sich gegen Napoleon aufmachten, bat der 15jährige Großfürst in einem Briefe seinen Bruder den Kaiser, auch am Kampf für's Vaterland Theil nehmen zu dürfen, was Alexander ihm jedoch versagen mußte. Unter den Studien, die er machte, zog ihn (obwohl er auch malte und in der Musik componirte) das Geniewesen so an, daß er in der Folge „sein eigener größter Ingenieur" wurde. — Hoffesten und Salonsunterhaltungen abgeneigt, gieng er, bloß mit seinem Bruder

Michael vertraut, einsam seinen ernsten Weg. Nachdem er mit diesem Bruder einen Theil Deutschlands, Frankreichs und Englands bereis't und am Hofe zu Berlin den preußischen Militärdienst gründlich erlernt hatte, vermählte er sich am 13. Jul. (n. St.) 1817 mit der Prinzessin Friederike, Luise Charlotte Wilhelmine von Preußen, der großen Königin Luise eben so liebenswürdigen, als mit Würde ausgestatteten Tochter, die ihm 1818 den Prinzen Alexander, 1819 die Prinzessin Maria (nachmalige Herzogin von Leuchtenberg) und 1822 die Prinzessin Olga (nachmalige Kronprinzessin von Württemberg) gebar. In dieser gesegneten Verbindung entwickelten sich mehr und mehr auch die innern edlen Eigenschaften, deren er fähig war. Seine ganze Erscheinung hatte für Jedermann etwas Imponirendes, zumal er die edelste Männergestalt besaß, die man sehen konnte, und sich das Herrscheransehen in seinem ganzen Benehmen ausdrückte. Er sprach mit Lebhaftigkeit, doch stets mit eben so großer Einfachheit, als Würde, dabei ohne alle Verstellung, obwohl in die Gedanken seines Innersten einzubringen Keinem möglich war. — So große Loyalität er bei der Uebernahme der Krone bewies, so sollte ihm doch dadurch „die furchtbare Prüfung nicht erspart" werden, „die er an der Schwelle seiner Regierung bestehen sollte." (G. Hesekiel nach Jerrmann.)

Inzwischen hatten sich die Verschworenen unter der Führung des alten eiteln Trubetzkoi verabredet, den Huldigungstag zur Ausführung ihres Umsturzplanes zu benützen. Zu dem Ende bearbeiteten sie die Soldaten in den Kasernen durch die Vorspiegelung, Constantin, der rechtmäßige Regent, sey in's Gefängniß geworfen worden und Nicolaus wolle über ihn hinweg den Thron besteigen, und brachten sie dahin, daß sie mit dem Ruf: Es lebe Constantin und die Constitution! in Waffen den Isaaksplatz besetzten.

Als Kaiser Nicolaus durch den Stadtgouverneur, Grafen Miloradowitsch, von diesem Verrath benachrichtigt wurde, umarmte er schweigend die Kaiserin, nahm seinen kleinen Sohn auf den Arm und trat mit ihm unter die Wache des Palastes, mächtig rufend, ob auch sie zu den Meuterern gehöre? hier sey er mit dem Thronfolger und übergebe sich ihrer Gewalt. Auf das laute Hoch! das ihm diese Veteranen zuriefen, übergab er ihrem Kapitän Dolgorucki seinen Sohn mit dem Vertrauenswort, daß sie ihn als den Thronfolger gewiß schützen würden, falls er selbst fallen sollte. Dann warf er sich auf's Pferd und sprengte mit Miloradowitsch und

einigen Adjutanten nach dem Aufruhrplatz, den die kampfbereite Masse der verführten Soldaten zusammt einer großen tobenden Volksmenge besetzt hielt.

Dort angekommen, ritt gleich ein aufständischer Offizier mit gespanntem Pistol auf ihn zu, kehrte aber auf des Kaisers festen Blick und Zuruf: „Was willst Du von mir?" wieder um, und sagte laut zu seinen Leuten: „Er sah mir in's Auge und ich konnte ihn nicht tödten." Eine Zeit lang war der Kaiser, von nur wenigen Getreuen umgeben, allein dem Mordsinn der Empörer ausgesetzt, und nur seine feste Haltung machte sie stutzen.

Inzwischen hatten sich auch die dem Kaiser treugebliebenen Gardegrenadiere der Preobraszenkoischen Kaserne mit dem Großfürsten Michael an der Spitze, um ihren Herrn gesammelt, und von einer andern Seite her rasselte ein Artilleriepark heran und stellte sich mit brennenden Lunten neben dem Kaiser auf. Die Aufrührer zauderten, indem sie auf Trubetzkoi's Befehl zum Angriff warteten; allein dieser erschien nicht, weil ihm der Muth entfallen war. Doch pfiffen schon einige Kugeln, so daß Großfürst Michael den Kaiser, der vor der Fronte hielt, um das Zeichen zum Angriff bat. Dieser aber wollte das Blut der Seinen schonen: denn, sagte er, ist das erste Geschütz abgebrannt, dann muß auch der letzte Mann fallen!

Während nun eine Todtenstille eintrat und aller Augen auf den Kaiser gerichtet waren, fiel aus den Reihen der Aufrührer ein Schuß, der den edlen Miloradowitsch niederstreckte. Darüber empört brannte ein Artillerieoffizier sogleich sein Geschütz ab und auf des Kaisers Ruf zum Angriff, ergoß sich ein Kartätschenregen auf die Empörer, von denen hunderte fielen, während die Uebrigen theils gefangen wurden, theils die Waffen von sich werfend ihr Heil auf der Flucht suchten.

So hatte die Geistesgegenwart des Kaisers den Thron gerettet. Er drückte dem treuen Miloradowitsch die Augen zu und kehrte dann nach seinem Palast zu seiner Gemahlin zurück, die er mit den wehmüthigen Worten umarmte: „Das also ist der Anfang unserer Regierung!" Als er seinen Sohn holen ließ, wollten ihn die Getreuen an keinen Andern herausgeben, als an den Kaiser selbst, der ihnen

denselben anvertraut hatte. Gerührt gieng der Kaiser zu ihnen und empfieng ihn aus ihren Händen zurück.

Unterdeß hatten auch die Verschwörer des südlichen Bundes den Entschluß gefaßt, am 1. Jan. 1826 loszuschlagen. Allein der Anschlag wurde verrathen, und der General Diebitsch, Adjutant des kurz vorher verstorbenen Kaisers Alexander, nahm es über sich und ließ an demselben Tag, da der Aufstand in Petersburg ausbrach, den Obersten Pestel mit noch vielen andern hohen und niedern Offizieren verhaften. Zwar sammelte der Oberstlieutenant Murawiew-Apostol einige Bataillone, wurde aber nach einem kurzen Gefecht auch gefangen und mit den Andern nach Petersburg gesendet. Hiermit war der allgemeine Aufstand vollends gedämpft.

Allenthalben im Reiche wurde nun dem Kaiser der Eid der Treue ohne Widerrede geleistet. Seine Unerschrockenheit und Festigkeit fand im In- und im Auslande die höchste Bewunderung, und auf lange Jahre hinaus zeigte sich von Verschwörungen und Aufständen in Rußland keine Spur mehr.

Durch ein niedergesetztes Gericht wurde über sämmtliche gefangene Empörer die Strafe verhängt: 36 wurden zum Tode, 17 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken, andere zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt, viele weniger Betheiligte begnadigt. Doch wurde die Strafe der Hinrichtung (durch den Strang) nur an fünfen vollzogen, unter denen sich Pestel und Murawiew-Apostol befanden. Trubetzkoi wurde nur verbannt und nach einiger Zeit begnadigt. Allmählig wurden auch den Andern die Strafen erlassen und bis zum Jahr 1842 waren alle begnadigt.

Die Untersuchungen gegen die Theilnehmer an den geheimen Gesellschaften hatten den Kaiser auf eine Menge von Mißbräuchen und Gebrechen aufmerksam gemacht, welche sich in der letzten Regierungszeit Alexanders, der sich von Allem zurückgezogen hatte, durch Verschwendung am Hofe, durch Unterschleif öffentlicher Gelder, durch Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Beamten 2c. eingeschlichen hatten. Daher faßte Kaiser Nicolaus den festen Entschluß, alle Ungehörigkeiten abzustellen und durch eine ununterbrochene Aufopferung von Zeit und Kraft — Ordnung und Regelmäßigkeit in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes einzuführen und Rußland auf der Bahn der Civilisation wesentlich vorwärts zu bringen. Nicht leicht

hat ein Fürst einen so großen Plan mit mehr Selbstverläugnung und Willensausdauer vom Beginn seiner Regierung an festgehalten und bis an sein Lebensende verfolgt.

Er hielt fest an seiner eingeführten Tagesordnung und gestattete sich nie eine müssige Stunde, wobei ihm sein starker Körper und seine feste Gesundheit zu Statten kam. Nach dem Aufstehen von seinem eisernen Feldbett sah er im ganzen Schlosse nach und ordnete zunächst Alles an, was heute in Bezug auf die Erziehung seiner Kinder geschehen sollte. Dann machte er im Sommer, wie im Winter einen Gang durch die freie Luft. Um 9 Uhr arbeitete er mit dem Kriegsminister; um 10 Uhr begrüßte er die Kaiserin und widmete sich einige Minuten der Familie. Die übrige Zeit bis 2 Uhr gehörte den Staatsgeschäften, wobei er nie eine Minute auf sich warten ließ. Von 2 bis 4 Uhr fuhr er einspännig aus und besuchte öffentliche Anstalten. Um 4 Uhr speis'te er einfach bei mäßigem Getränke. Auch der Abend gehörte meist den Staatsgeschäften und im Sommer zuweilen eine Stunde der Landschaftsmalerei. Auch in der Nacht sprang er oft vom Lager auf und nahm einen überraschenden Inspectionsbesuch in einer der öffentlichen Anstalten vor: denn er wollte sich von Allem selbst vergewissern; in der Regel beobachtete er dabei das Incognito. So war er in seinem weiten Reiche der einzige Mann, der Tag und Nacht im Dienste war, dem er selbst seine Familienfreuden, für die er so sehr viel Sinn hatte, häufig nachsetzte.

Seine „riesenhafte" Thätigkeit erstreckte sich auf die verschiedenen Gebiete des Staatsdienstes. In der Gesetzgebung, Verwaltung, Polizei, Industrie, im Kriegswesen — „überall wurde die sichtende, schlichtende, strafende, ordnende und belohnende Hand des Alleinherrschers sichtbar. Des Kaisers eigene Kanzlei war die große reformirende Behörde, und die hundert Generaladjutanten flogen als Vollstrecker der kaiserlichen Befehle wie Blitze durch das Reich; wo es aber den letzten, den höchsten Ernst galt, da war der Kaiser selbst."

Bald nach seinem Regierungsantritt sah er sich veranlaßt, auswärtigen Gegnern das Gewicht der russischen Waffen fühlen zu lassen. Als die Nachricht von Alexander's Tod und der Petersburger Empörung nach Persien drang, ließ der Schah Feth Ali seinen Sohn Abbas Mirza in Süd-Georgien einfallen, um die von ihm im Frieden von Tiflis 1814 an Rußland abgetretenen Provinzen wieder zu erobern. Allein der russische Gouverneur von

Transkaukasien, der kräftige General Yermoloff, schlug in zwei siegreichen Schlachten die Perser wieder über die Gränzen zurück.

Da der Czar aber bei der Fortsetzung des Kriegs den politischen Grundsätzen Yermoloff's nicht traute, so mußte dieser sein Commando an den General Paskéwitsch abtreten, der, mit eben so großer Kühnheit als Klugheit die Abneigung der Tartaren gegen die Perser benützend, in Persien eindrang und Eriwan erstürmte. Dadurch sah sich Abbas Mirza zu einem Vertrag genöthigt, nach welchem das ganze Chanat Eriwan (diesseits und jenseits des Araxes) sammt noch einem andern Chanate an Rußland abgetreten, 18 Mill. Silberrubel gezahlt und das kaspische Meer ausschließend den russischen Kriegsschiffen überlassen werden sollte. Der Schah weigerte sich zwar, den Vertrag zu genehmigen; als aber Paskéwitsch die Feindseligkeiten wieder begann und eine wichtige Festung erstürmte, bestätigte der Hof von Teheran den Tractat (1828).

Zur Belohnung wurde Paskéwitsch in den Grafenstand erhoben und mit dem Titel Eriwansky beehrt. Nicht lange darauf sollte er auch gegen die Türkei das Glück der russischen Waffen bewähren.

2. Die Pforte. Mahmud's Heeresreform. Vernichtung der Janitscharen. Der Vertrag von Akjermann: Suzerainetät der Donaufürstenthümer. Krieg mit Rußland. Diebitsch-Sabalkansky. Paskéwitsch in Erzerum. Der Friede von Adrianopel.

Die Pforte hatte nämlich unterdeß die größten Anstrengungen gemacht, um des griechischen Aufstandes Herr zu werden. Sultan Mahmud, überzeugt, daß er ohne eine Reform des türkischen Heerwesens durch Einführung europäischer Tactik und Disciplin seinen Feinden nicht gewachsen sey, daß sich aber die zuchtlosen, eigenwilligen Janitscharen nie dazu verstehen würden, erließ mit Zustimmung des Mufti und der Ulema's den Hattischerif vom 28. Mai 1827 über die Errichtung eines regelmäßigen Fußvolks, das neben den Janitscharen bestehen sollte. Natürlich erkannten darin die Janitscharen sogleich den Anfang zu ihrer

Beseitigung und machten deßhalb im Jun. 1827 einen gewaltigen Aufstand. Dieser aber gab dem Großherrn den gewünschten Anlaß, sich dieser entarteten Soldateska durch eine blutige Bestrafung für immer zu entledigen, und ein neues auf europäischen Fuß eingerichtetes Heer aufzustellen, das er durch fremde, besonders französische Offiziere einüben ließ.

Nachdem die Janitscharen in der Nacht vom 14. Jun. die Paläste der Großen geplündert und zerstört hatten, sammelte sich am Morgen die Masse derselben auf dem großen Platz der ehemaligen byzantinischen Rennbahn zu weiterem Angriff. Allein Mahmud, darauf gefaßt, ließ die Fahne des Propheten aufpflanzen, durch den Mufti den Fluch über die Janitscharen aussprechen und die Topschi's (eine neugeschaffene Artillerie) mit den Geschützen gegen sie anrücken. Da die Janitscharen kein Geschütz hatten und ihr Aga es mit dem Sultan hielt, so konnten sie dem Kartätschenfeuer nicht widerstehen: ganze Schaaren wurden niedergeschmettert; die andern flohen in ihre Kasernen, worin sie so lange widerstanden, bis auch diese in Brand geschossen waren. Was den Kartätschen nicht erlag, verfiel dem Beile des Henkers, das acht Tage hindurch nicht ruhte. Ein Ferman erklärte sodann das Institut der Janitscharen für abgeschafft. — Es dauerte aber lange, bis das religiöse und nationale Vorurtheil gegen das neue, von christlichen Lehrmeistern eingeübte Militär überwunden war.

Schon länger her hatte Rußland die Absicht, in der Moldau und Walachei festern Fuß zu fassen und darum von der Pforte (auf den Grund eines frühern Vertrags) die Räumung dieser Provinzen von türkischen Truppen und Schadensersatz für die Einbußen verlangt, welche die dort befindlichen Russen erlitten hatten. Um einen Krieg mit Rußland zu vermeiden und Zeit zu Rüstungen zu gewinnen, hatte die durch den Kampf gegen die Griechen bedrängte Pforte mit dem Kaiser Nicolaus am 25. Sept. 1826 den Vertrag von Akjerman eingegangen, worin bestimmt ward, daß die Pforte zwar ferner die Hospodare der Moldau und Walachei zu ernennen das Recht habe, daß sie dieselben aber ohne Zustimmung des Czars nicht von diesen Stellen solle entlassen dürfen. Dadurch verwandelte sich die Souverainetät der Pforte über diese Provinzen in eine Suzerainetät (in bloße Lehensoberhoheit) und die Hospodare waren im Grunde jetzt mehr von Rußland, als von der Pforte abhängig.

Gern hätte Canning dieses Vorschreiten Rußlands verhindert; aber da ihm daran lag, diese Macht für die Emancipation Griechenlands zu stimmen, so ließ er gewähren, zumal Kaiser Nicolaus fest darauf bestand, daß er in seinen Differenzen mit der Pforte keine fremde Einmischung dulden werde. So kam (einige Wochen nach jener Janitscharenkatastrophe) der bereits erwähnte Vertrag der drei Großmächte v. 6. Jul. 1827 zu Stande, der im October darauf die Schlacht von Navarin (s. oben K. 4.) und die Errichtung eines hellenischen Staats mit der schon erwähnten anfänglichen Einschränkung zur Folge hatte.

Durch die von den drei Großmächten bei Navarin erfahrne Friedensverletzung erachtete sich die Pforte ihrer aus dem Bucharester Frieden fließenden Verpflichtungen gegen Rußland enthoben und rüstete mit aller Anstrengung zum Krieg. Kaiser Nicolaus hatte bereits seinen Gesandten abberufen, und stellte nun sein 70000 M. starkes Heer am Pruth unter den Oberbefehl des alten Feldmarschall Grafen von Wittgenstein, während er seinem Feldherrn in Asien, dem Perserbesieger Paskéwitsch, den Befehl ertheilte, von Georgien aus gegen die turkische Gränze vorzugehen.

Am 7. Mai 1828 überschritt das russische Hauptheer unter den Augen des Kaisers den Pruth und besetzte ohne Widerstand die Moldau und Walachei. Am 4. Juni erfolgte die russische Kriegserklärung. Bald waren zwar die kleinern Donaufestungen Isaktschi, Brailow 2c., auch Varna erobert; aber der tapfere Widerstand der Türken im verschanzten Lager bei Schumla und einreißende Krankheiten zwangen die Russen, mit dem größten Theil des Heeres die Winterquartiere in der Walachei und Moldau zu beziehen. — In Asien eroberte der kühne Paskéwitsch zwar die Festung Kars, mußte sich aber wegen zu geringer Streitkräfte wieder nach Georgien zurückziehen.

Im Feldzug des folgenden Jahres (1829) trat Rußland an der Donau mit größern Streitkräften auf, die jetzt unter den Oberbefehl eines kräftigeren Feldherrn, des Generals von Diebitsch, eines gebornen Preußen, gestellt waren, der alsbald am 12. Juni den Großvezier bei Kulawtscha (in der Nähe von

Schumla) schlug, am 18. Silistria eroberte, am 20. Juli den Balkan überstieg (weßhalb er den Ehrentitel Sabalkansky erhielt) und am 20. August in Adrianopel einrückte. — Auch Paskéwitsch war unterdeß in Asien glücklich vorgedrungen und hatte Erzerum, die Hauptstadt Armeniens, erobert. Es war augenfällig: der Thron des Großherrn wankte in seinen Grundfesten.

Alle Welt hoffte oder fürchtete, je nachdem man den Türken den Untergang wünschte oder das wachsende Uebergewicht der Russen besorgte, Nicolaus werde sich nicht enthalten können, auch in Constantinopel (dem Ziele der russischen Wünsche seit Katharina II) als Sieger einziehen. Allein er hielt sein Wort, gab den übrigen Großmächten Gehör, und bot die Hand zum Frieden von Adrianopel, der unter Preußens Vermittlung am 14. Sept. 1829 geschlossen wurde. Nichts desto weniger legte dieser Friede den Grund zum vergrößerten Uebergewicht Rußlands im Orient, indem er das moralische Ansehen der Pforte schwächte und „die Welt daran gewöhnte, Rußland für den Schiedsrichter in den türkischen Angelegenheiten" anzusehen.

Rußland erhielt in diesem Frieden zwar nur ein Stück von türkisch Armenien mit den Städten Achalzik und Achalkalaki, anderthalb Mill. Ducaten als Entschädigung für die Verluste russischer Unterthanen in den Donaufürstenthümern und zehn Millionen Kriegskostenersatz, auf welche letztere Summe aber die Großmuth des Czars späterhin fast ganz verzichtete. Außerdem mußte aber die Pforte die frühern Verträge in Betreff der Moldau und Walachei erneuern, und sich verpflichten, die Hospodare auf Lebenszeit zu ernennen. Der Inhalt jener Verträge gab den Russen gewissermaßen das Recht, sich in die innere Verwaltung jener Fürstenthümer zu mischen. Zugleich wurde das schwarze Meer den Schiffen aller mit der Pforte in Frieden lebenden Nationen mittels der freien Fahrt durch die Dardanellen und den Bosporus geöffnet, und russische Schiffe sollten auch die Donau befahren dürfen. Zu dem letzten Zweck mußte die Pforte die in den Donaumündungen liegenden Inseln an Rußland abtreten. Dadurch bekam dieses einen die Donaufürstenthümer bedrohenden Besitz, indem es auf einer Insel der Sulinamündung eine Quarantaineanstalt und ein Zollhaus errichtete.

3. Griechenland unter Capo d'Istria's Verwaltung. Prinz Leopold's Ablehnung der griech. Krone. Die Ermordung Capo d'Istria's. Die Londoner Conferenz. Otto, König von Griechenland. Die neuen Gränzen. Die bayr. Regentschaft.

Da der Friede von Adrianopel für die Pforte sogleich die Bedingung in sich schloß, die von den drei Großmächten den Griechen gewährte Freiheit anzuerkennen, und auf Oberhoheit und Tribut zu verzichten, so trat damit Griechenland, wiewohl in sehr verengertem Umfang, in die Reihe der unabhängigen Staaten (4. Jan. 1830) und sollte einen auswärtigen Fürsten zum Monarchen bekommen.

Die Verwaltung Griechenlands hatte bisher Capo d'Istria, als Präsident der Nationalversammlung, in Händen gehabt. Ueberzeugt, daß sich ein Volk, das 400 Jahre lang unter einer so despotischen Herrschaft, wie die türkische, gestanden war, bei seiner Neigung zur Ungebundenheit und zu einem sich gegenseitig aufreibenden Parteiwesen, noch nicht selbst regieren könne, gieng derselbe darauf aus, die Griechen in allen Beziehungen zu bevormunden und jede ihrer bisher gewohnten freisinnigen Regungen und Einrichtungen — anstatt bloß die Auswüchse derselben zu beschneiden und die nöthigen Schranken mit weiser Berücksichtigung der nationalen Eigenthümlichkeiten zu ziehen, — möglichst schnell zu unterdrücken. Er löste die Nationalversammlung auf, schaffte die Gemeindeordnung ab, ernannte aus eigner Macht die Obrigkeiten und begünstigte dabei bloß die russisch-gesinnte Partei, indem er denen, welche sich zu Frankreich oder England neigten, allen Einfluß entzog.

Dadurch, so wie durch die Einführung eines stehenden und bezahlten Heeres, einer zahlreichen Beamtenschaft, einer complicirten Rechtspflege und einer erhöhten und streng controlirten Besteurung, entfremdete er sich einen großen Theil der Griechen, insbesondere das Landvolk, die Palikarenhäuptlinge der livadischen und mainottischen Gebirgsländer und die Häupter der Inselgriechen, die alle in dem Freiheitskampfe so viele Opfer gebracht und durch tapfere Thaten sich Ruhm und Ansehen errungen, aber freilich auch einen

trotzigen Unabhängigkeitssinn bewahrt hatten, dem der zu straff angezogene Zügel nicht behagte.

Als der von den Schutzmächten zum König designirte Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, Schwiegersohn des Königs Georg von England, sich zur Uebernahme der Krone bereit erklärte, schilderte Capo d'Istria demselben (in der Absicht, ein Uebergewicht des britischen Einflusses zu verhüten) die innern Zustände Griechenlands mit so abschreckenden Farben, daß Prinz Leopold die griechische Krone ablehnte.

Da sich Capo d'Istria im Uebrigen keiner unrechten Absichten bewußt war und als ehemaliger russischer Minister für Griechenland nur in dem confessionell-verwandten Rußland das wahre Heil sah, so ahnete er nichts von dem tiefen Haß, den diejenigen Griechen gegen ihn fühlten, die ihn nicht nur eines antinationalen Regierungssystems, sondern, wiewohl fälschlich, des Bestrebens beschuldigten, sich selbst eine erbliche Herrschaft gründen zu wollen.

Plötzlich sagten sich die Mainotten unter der Führung Petro Bei's, des Hauptes der Familie Mauromichalis, desgleichen viele Inselgriechen unter der Führung des berühmten hydriotischen Seehelden Miaulis von der Regierung los. Daher ließ Capo d'Istria den Petro Bei verhaften, und gedachte mit Hülfe der Schutzmächte die Flotte Miaulis' zu bezwingen. Dieser aber, in die Enge getrieben, verbrannte im Hafen von Poros seine 28 griechischen Fahrzeuge, um sie nicht in die Hände der Regierung gerathen zu sehen.

Während nun Capo d'Istria Anstalten machte, die Nationalversammlung wieder zu berufen, wurde er am 9. Oct. 1831 in Nauplia beim Gang in die Kirche von Constantin und Georg Mauromichalis ermordet.

Nun erwachte das Parteiwesen in voller Stärke. Um die Verwirrung zu beendigen, berief der bisher zurückgesetzte Senat zur Einsetzung einer neuen Regierung drei Männer: Augustin Capo d'Istria, Kolokotronis und Kolettis, davon die beiden ersten unter russischem, der letztere unter französischem Einfluß stand, und die unter argen Wahlumtrieben zu Stande gekommene Nationalversammlung wählte den Augustin Capo d'Istria zu

ihrem Präsidenten. Da dieser aber zu parteiisch in russischem Sinne waltete, bildete sich eine Gegenregierung, welche gleichfalls eine Nationalversammlung aufstellte.

Um dieser Zwietracht, durch welche die Griechen ihre Unfähigkeit, sich ohne einen fremden Fürsten selbst zu regieren, deutlich an den Tag legten, ein Ende zu machen, vereinigten sich die drei Schutzmächte in der Londoner Conferenz vom 7. Mai 1832 zur Erhebung des Prinzen Otto, zweiten Sohnes des Königs Ludwig I von Bayern, auf den Thron von Griechenland, das sie zu einem Königthum mit noch etwas erweiterten Gränzen erhoben. Eine neue Nationalversammlung der Griechen zu Napoli di Romania bestätigte am 8. Aug. diese Erwählung.

Zwar trat, bis der neue König kam, auf eine Zeit lang wieder unter den Parteien Griechenlands eine wahre Anarchie ein; sie wurde aber unter Mitwirkung französischer Truppen bekämpft, so daß nun König Otto am 30. Jan. 1833 auf griechischem Boden erscheinen und die freudige Huldigung der Nationalversammlung empfangen konnte.

Die Unterhandlungen mit der Pforte über eine Erweiterung der Gränzen des neuen Königthums zu dem jetzigen Umfang (mit der Nordgränze bis zu dem Meerbusen von Arta und Volo), der Abschluß einer Anleihe von 60 Mill. Fr., welche die Schutzmächte der neuen Regierung gewährten, und die Ausrüstung eines bayrischen Schutzheeres hatten die Ankunft des Königs in Griechenland so lange verzögert. Da König Otto erst 18 Jahre alt war, ihm also noch zwei Jahre zu seiner Mündigkeit fehlten, so wurde eine Regentschaft gebildet, die aus dem bayr. Staatsrath Grafen von Armansperg, dem Staatsrath von Maurer und dem General von Heidegg bestand. Diese ertheilte in einer Proclamation Amnestie und entwickelte sodann eine große Thätigkeit, um der argen Verwirrung durch eine verbesserte Verwaltung überhaupt, insbesondere durch Sicherung des Eigenthums und Herstellung eines gesetzlichen Zustandes ein Ende zu machen.

4. England. Zunahme seiner Macht seit dem Sturze Napoleon's. Die Kluft zwischen Reichen und Armen. Die Kornbill. Die Strikes. Die Radicalen und die Reformers. Der Prinz-Regent als Georg IV. Castlereagh. Der kön. Ehescheidungsprozeß. Die Bandmänner und die Oranienmänner in Irland. O'Connell's Repealverein. Canning's Reformen. Abschaffung der Testacte. Wellington. Emancipation der Katholiken.

Die Londoner Conferenz, welche die Einrichtung des griechischen Königthums bewirkte, erinnert uns, einen Blick in die Entwicklung der englischen Zustände zu thun, wie sie sich seit dem Sturze Napoleons gestaltet hatten.

England hatte aus dem Sturze Napoleon's unter den europäischen Staaten die meisten Vortheile gezogen. Es hatte durch den Zurückfall Hannovers an das englische Königshaus wieder einen festen Fuß in Deutschland —, durch die Schutzherrschaft über die jonischen Inseln eine verstärkte Stellung im Mittelmeere —, durch die von Dänemark abgetretene Insel Helgoland eine Station zur Bedrohung der Weser- und Elbemündungen —; durch die Vermehrung seiner Colonieen auf der westlichen Hemisphäre einen Einfluß auf das amerikanische Festland —; durch Verträge und Eroberungen in Ostindien eine Erweiterung seines asiatischen Besitzes und durch die Besetzung verschiedener fester Puncte in der Südsee eben so viele weitere Knoten seines großen, über die Erde ausgespannten Machtnetzes gewonnen, so daß es an Machtumfang und Reichthum obenan stand.

Ungeachtet seiner freien, jedoch vom Geiste der Aristokratie durchdrungenen Verfassung, die jedem Engländer Gleichheit vor dem Gesetz verbürgt, bestanden doch in diesem Handelsstaate die grellsten Unterschiede des Vermögens und der Bildung. Der Umstand, daß der im Vergleich zur großen Masse der Bevölkerung kleine Stand der Aristokratie einen so großen Grundbesitz hatte, während die Freeholders oder kleinen Landbesitzer (die doch einst die „englische Freiheit" gegründet hatten), im Laufe der Zeit theils verschwunden, theils um alle Bedeutung gekommen waren, — hatte das Uebel zur Folge, daß die großen Eigenthümer ihre Besitzungen verpachteten und diese Pächter hinwiederum nur durch wandernde Taglöhner das Feld bebauten.

So kam es, daß in England eine große Kluft zwischen Reichen und Armen entstand, die durch keine Uebergangsstufen vermittelt war und einen Revolutionskeim in sich barg, dessen Entwicklung allerdings der, durch einen so lange her geübten Gebrauch der Freiheit an Gesetzlichkeit gewöhnte Sinn der Nation nicht begünstigte, zumal die englische Aristokratie für das Wohl und die Größe des Landes auch Opfer zu bringen wußte.

Dazu kam, daß die englische Industrie und Fabrication auch im Ausland eine mächtige Concurrenz erhalten hatte, und daß das fortgeschrittene Maschinenwesen viele Menschenhände überflüssig machte, welche der Armuth (besonders in den Manufacturstädten) anheimfielen. — Die 1814 gegebene Kornbill zur Beschränkung der Einfuhr fremden Getreides und die dadurch im Innern erhöhten Fruchtpreise vermehrten die Noth der arbeitenden Klasse, welche sich daher durch sogenannte Strikes d. i. durch Einstellung der Arbeiten behufs der Erzwingung höherer Löhnung oder durch Zerstörung der Maschinen ꝛc. zu helfen suchte, bis späterhin die theilweise oder volle Zulassung fremden Getreides wieder eine Erleichterung brachte.

Der Prinz-Regent, der im Namen seines in Wahnsinn verfallenen Vaters Georg's III regierte, hatte die anfänglichen Hoffnungen von seinem versprechenden Aeußern nicht erfüllt und sich durch ein zügelloses Leben um die Achtung der Nation gebracht. Sein Uebertritt von den whigistischen Grundsätzen zu den torystischen machten ihn dem freigesinnten Theile des Volks verhaßt, und auch das sittenwidrige Leben seiner von ihm getrenntlebenden Gemahlin Karoline (von Braunschweig) konnte zum Theil ihm zur Last gelegt werden.

Aus dieser Ehe war eine Tochter, die Prinzessin Charlotte, vorhanden, die als Thronerbin galt und 1816 an den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg vermählt wurde, aber zum Leidwesen des Volks schon im folgenden Jahre starb. — Von den sechs Brüdern des Prinz-Regenten hatte gleichfalls keiner den ernst-sittlichen Charakter ihres Vaters Georg III.

Sein Minister Castlereagh war die Stütze der Tories, die sich politischen und kirchlichen Reformen abgeneigt erwiesen. Die

Regierungsgegner im Volk zerfielen in zwei Parteien, in Radicale unter der Führung Hunt's und in Reformers unter der Leitung des Sir Franzis Burdett, während die Parlamentsopposition im Oberhaus von Lord Grey, im Unterhaus von Lord Brougham (spr. Brohm) geführt wurde. Die Radicalen giengen auf einen völligen Umsturz der Verfassung aus, verlangten allgemeines Wahlrecht, geheime Abstimmung, Abschaffung der Adelsvorrechte ꝛc., und glichen den ehemaligen französischen Demokraten. So weit nun giengen die Reformers bei weitem nicht; aber weil die Tories die Grundsätze derselben für eine Brücke zum Radicalismus ansahen, bestunden sie mit um so zäherer Festigkeit auf dem Alten.

Die heftigen Angriffe dieser Parteien auf das Regierungssystem führten zur (wiewohl vorübergehenden) Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte (XXI. 9, 3.), zur Beschränkung des Versammlungsrechts und zur Verschärfung der Preßgesetze.

Eine große Aufregung im Lande verursachte der Scandal des königlichen Ehescheidungsprozesses Als nämlich der Prinz-Regent nach dem 1820 eingetretenen Tode seines Vaters unter dem Namen Georg IV die englische Krone erhielt, machte seine in Italien und auf Reisen lebende Gemahlin Karoline Anspruch auf den Mitgenuß der königlichen Würde, und als er ihr denselben auf den Grund ihres Lebenswandels verweigerte, bestand sie desto hartnäckiger darauf und kehrte nach England zurück, wo ihr die Volksgunst zur Seite stand. Nun brachten die Minister des Königs eine Anklagebill gegen sie vor das Parlament, die aber beim zweiten Lesen mit nur so geringer Majorität durchgieng, daß das Ministerium die Bill zurückzog und den Prozeß fallen ließ. Weil aber doch ihr Anspruch auf Mitkrönung zurückgewiesen wurde, so starb sie an den Folgen des darüber empfundenen Verdrusses.

Die tiefe Unzufriedenheit in einem Theile des Volks mit der Regierung wurde vorzüglich durch zwei Uebelstände verstärkt, nämlich einerseits durch die mit dem Geiste der freien Verfassung Großbritanniens im Widerspruch stehende bürgerliche Beschränkung der Katholiken, denen der Zutritt zum Parlament und den höhern Aemtern fortwährend verschlossen war, — anderseits durch das, aus dem Wachsthum der Bevölkerung allmählig entstandene Mißverhältniß der Volksvertretung im Unterhause.

Der letztere Mißstand kam daher, daß nicht wenige kleine Orte, und selbst manche verrottete Burgflecken das Recht hatten, einen Abgeordneten in's Parlament zu senden, während große Manufacturstädte, ungeachtet ihrer hochgestiegenen Einwohnervermehrung, nicht stärker vertreten waren, als es vor derselben der Fall gewesen war. Daß dieß dem Einfluß der Aristokratie zu Gute kam, lag auf der Hand. Dennoch würden die Tories eher in einige Reform hierin gewilligt haben, wenn sie nicht gefürchtet hätten, daß sie dem Radicalismus zur Brücke dienen möchte.

Der erstere, die Katholiken betreffende Mißstand wurde am Meisten in Irland gefühlt, wo sie bei weitem die Mehrheit bildeten. Die höheren Klassen der irischen Bevölkerung suchten daher auf gesetzlichem Wege durch Rede und Schrift die Gleichstellung der Iren mit den Briten herbeizuführen; das niedere katholische Volk aber auf dem Lande gieng durch Stiftung geheimer Vereine (z. B. der Bandmänner, der Weißburschen rc.) darauf aus, an seinen protestantischen Grundherren oder Pfarrern, theils für die Härte, womit manche derselben den Pachtzins eintrieben, theils auch bloß aus Mißwillen wider diese Abgaben an sich, durch Mord und Brand Rache zu nehmen.

Dagegen suchten sich die Protestanten in Irland gleichfalls durch ähnliche Vereine (z. B. der Oranienmänner rc.) gegen die Ueberfälle ihrer Gegner zu schützen, und die Regierung suchte durch vermehrte Strenge die Ruhe der Insel aufrecht zu erhalten, so daß die Erbitterung der Iren nun noch höher stieg.

Da führte unversehens die Selbstentleibung Castlereagh's (der in der letzten Zeit seiner Verwaltung den Titel Marquis von Londonderry geführt hatte) eine Veränderung des Regierungssystems herbei. Sein Nachfolger im Ministerium des Auswärtigen war der schon früher wegen seiner großen Beredtsamkeit und Umsicht hochgeachtete Georg Canning, der sich, „obgleich ein Zögling Pitt's und in den Reihen der Tories emporgekommen", zu freisinnigen Grundsätzen neigte und daher dem Hofe nicht zu Sinne war. Die Tories glaubten sich zwar an den Premierminister, Graf Liverpool, halten zu können; da aber dieser sich Canning's Eingebungen hingab, so zeigte

sich bald in allen Zweigen der Verwaltung ein neuer, dem bisherigen entgegengesetzter Geist der Regierung Englands.

Zunächst verhinderte Canning (auf dem Congreß zu Verona) den Plan einer bewaffneten Dazwischenkunft in Spanien, so wie nachher Ferdinand's VII Plan einer Unterstützung des portugiesischen Infanten Don Miguel; er verschaffte den südamerikanischen Republiken die Anerkennung; er schloß mit Rußland und Frankreich den Vertrag zur Befreiung Griechenlands; er gab dem Verbot des Sclavenhandels durch die Bedrohung mit Todesstrafe mehr Nachdruck; er minderte in England die Getreideeinfuhrsteuer und den Zollsatz und bereitete die Emancipation der Katholiken vor. Er würde noch viele und große Reformen hervorgerufen haben, wenn er nicht am 8. August der Last übermäßiger Arbeiten erlegen wäre.

Das nachfolgende Ministerium des Lords Goderich war ein aus Tories und Whigs gemischtes, und wohl darum in seinen Entschließungen schwankend. Nach dem freiwilligen Abtreten Goderich's bildete Graf Lyndhurst ein neues Ministerium, in welchem der Herzog von Wellington als Lord des Schatzes zum erstenmal eine selbständige Stellung einnahm. Als ehemalige Stütze des Lord Castlereagh huldigte er zwar torystischen Grundsätzen, und umgab sich allmählig mit torystischen Collegen im Ministerium, aber dennoch trug er mit gesundem Sinne dem von Canning angebahnten Geist der Zeit Rechnung. Das bewies er durch Abschaffung der Testacte (XXI. 9, 2.) und andere das Volk erleichternde Maaßregeln, vorzüglich aber durch seine Beförderung der Katholiken-Emancipation, die nach O'Connell's mächtiger Agitation für diesen Zweck den Irländern nicht länger mehr vorenthalten werden konnte.

Und so wurde denn durch Parlamentsspruch vom 30. März, resp. 13. April 1829 den Katholiken der so lange her angestrebte Zutritt zum Parlament und zu allen Staatsämtern (mit Ausnahme des Lordkanzleramts und der irischen Vicekönigsstelle) unter der Bedingung gewährt, nie etwas gegen die protestantische Staatskirche unternehmen zu wollen.

Schon Canning hatte diese Bill durch's Unterhaus gebracht, war aber damit im Hause der Lords gescheitert. Selbst Wellington aber erkannte, daß

man Irland nicht länger ohne Schaden für England unter dem Druck der Ausnahmsgesetze belassen könne. Bisher hatte es zwar dem „grünen Erin" nicht an zeitweisen Kämpfern für sein Recht gefehlt; aber erst in dem irländischen Advocaten Daniel O'Connell fand sich der mit eben so felsenfester Kraft, als flammender Beredtsamkeit ausgerüstete Volksmann, der gewaltige „Agitator", welcher mit allen Gründen der Religion, der Moral und des Rechts, wie mit allen Künsten der Dialectik seine bis in die entferntesten Winkel der Insel dringende Stimme für die Aufhebung jener Ausnahmsgesetze erhob. Um desto eher durchzudringen, trat er als Bewerber um einen Parlamentssitz für die irische Grafschaft Clare auf, und wirklich wurde er im Juli 1828 mit großer Stimmenmehrheit unter stürmischem Jubel zum Parlamentsglied erwählt. Weil aber das Oberhaus noch nicht zur Zustimmung geneigt war, so verbot Wellington zwar den Inländern den von O'Connell gestifteten Repeal-Verein, (der mit der Auflösung der legislativen Union Irlands und Englands drohte,) gab ihnen aber dabei zu verstehen, daß das Ministerium mit der Katholikenemancipation umgehe. Als er sodann die Sache wirklich vor das Parlament brachte, erhob sich protestantischer Seits die heftigste Opposition. Allein Wellington, „seiner einmal gewonnenen Ueberzeugung treu", überwand am Ende die Bedenklichkeiten des Königs und der Lords, und so gieng die Katholiken-Bill glücklich durch beide Häuser. In Kurzem saßen acht katholische Lords im Parlament.

Die englischen Besitzungen im nördlichen Amerika, welche seit 1791 sich als Ober- und Unterkanada darstellten, und eine der englischen ähnliche Verfassung haben, boten dem britischen Kabinet und Parlament noch keine Schwierigkeiten, wiewohl seit 1820 daselbst eine stärkere Opposition aufzutreten anfieng. — Ein Krieg mit den nordamerikanischen Staaten (1812 bis 1814) endete mit dem Frieden zu Gent und lehrte die Engländer, daß es am besten sei, sich mit dem aufstrebenden Freiheitsstaate lieber stets im Frieden zu vertragen.

Wir schalten hier einen kurzen Abriß der Geschichte der **Vereinigten Staaten Nordamerika's** v. 1797—1825 ein, deren Entwicklung wir oben XXIV. 5, 6 bis zum Tode Washington's verfolgt haben. — Den Anhängern der föderalistischen Politik Washington's gelang es, nach dem Tode desselben den Johann Adams auf den Präsidentenstuhl zu erheben (1797—1801). Dieser hat die verschiedenen Versuche der französischen Directorialregierung, die nordamerikanischen Freistaaten durch Abbrechung alles Verkehrs zur Theilnahme am europäischen Krieg zu vermögen, mit Festigkeit zurückgewiesen.

Unter ihm wurde der Sitz der Bundesregierung von Philadelphia nach Washington verlegt, das im District Columbia, welchen Virginien und Maryland an den Bund abtraten, erbaut und zur Bundesstadt erklärt worden war.

Weil Adams dadurch, daß er zur Abwehr französisch-revolutionärer Einflüsse eine Fremdenbill und ein Aufruhrgesetz durchgesetzt hatte, unbeliebt worden war, so wurde er bei den Wahlen im J. 1801 übergangen und der antiföderalistisch gesinnte Jefferson zum Präsidenten gewählt. Dieser erhielt sich zwei Quatriennien hintereinander (1801—1809) auf dem Präsidentenstuhl. Als Napoleon die europäische Continentalsperre einführte, ordnete Jefferson durch den Staatencongreß ebenfalls eine Handelssperre für Nordamerika an, die aber das Volk nicht vertrug, so daß sie wieder aufgehoben werden mußte. Bei seinem Abtreten folgte ihm der Ruhm, den Frieden mit Europa aufrecht erhalten und die Staatsschuld um 36 Mill. Dollars vermindert zu haben.

Dagegen ließ sich sein Nachfolger Madison, der auf zweimal hintereinander gewählt wurde (1809—1817), ungeachtet des Einspruchs der Föderalisten oder Whigs, 1812 zu einer Kriegserklärung gegen England drängen, das nicht auf das Durchsuchungsrecht (bei neutralen Schiffen) verzichten wollte und auch die Freiheit der amerikanischen Bürger durch Matrosenpressen beeinträchtigte. Obgleich die Angriffe des nordamerikanischen Landheers auf Canada mißlangen, so bewies doch die Flotte einigemal, daß es ihr nicht an Muth und Geschicklichkeit fehle, mit der englischen anzubinden. Freilich waren damals die Engländer durch den Kampf mit Napoleon anfangs sehr gehemmt; als ihnen aber die Beendigung desselben gestattete, den Krieg mit Amerika nachdrücklicher zu führen, so empfanden die Freistaaten allerdings die Uebermacht ihrer Gegner: die englische Flotte unter Cochrane blockirte die Ost- und Südküste, und ein englisches Landungsheer unter General Roß drang bis Washington vor und verheerte diese Stadt, wobei selbst das Capitol in Flammen aufgieng. Schon faßten die Engländer den übermüthigen Gedanken, sich die nordamerikanischen Freistaaten wieder zu unterwerfen; allein der muthige Congreß gewährte alle Mittel zur energischen Behauptung der Freiheit. Schon hatten die Nordamerikaner eine englische Flotille auf dem Champlainesee weggenommen und General Jakson einen Angriff der Engländer auf New-Orleans (im Jan. 1815) tapfer zurückgeschlagen, als die Kunde von dem unterdeß zu Gent im Dez. 1814 abgeschlossenen Frieden zwischen beiden streitenden Theilen in Amerika anlangte. Er bedingte die Herausgabe der gegenseitigen Eroberungen und stellte die Grundsätze einer Gränzregulirung auf.

Während dieses Krieges hatten die Nordamerikaner auch einigemal mit den von den Engländern aufgereizten Indianern an der Nord- und Westgränze

(namentlich mit den Creeks) zu kämpfen gehabt: nach dem Frieden wurden die Verträge mit ihnen erneuert. Auch wurden die nordafrikanischen Seeraubstaaten wegen ihrer Seeräubereien zur Genugthuung angehalten. — Um die beständigen Conflicte mit den Schwarzen zu mindern, bildete sich eine Gesellschaft zur Gründung der Colonie Liberia auf der westafrikanischen Küste mit der Bestimmung, die freien Farbigen Amerika's aufzunehmen und „dem Sclavenhandel durch die Civilisirung der Neger entgegenzuwirken."

Der eingetretene Friede richtete die gemeinsamen Kräfte Nordamerika's besonders auf die Förderung des materiellen Wohls, durch welche sich vorzüglich die auf Jakson's Präsidentschaft folgende Regierung Monroe's auszeichnete, der gleichfalls zweimal den Präsidentschaftsposten bekleidete (v. 1817 bis 1825). Während die einzelnen Staaten den Verkehr durch Canäle, Straßen, Eisenbahnen, Dampfschifffahrt zu beleben suchten, baute der Congreß „die große Cumberlandsstraße, welche, über das Alleghanigebirg führend, Washington mit der Ostküste verbindet, — hob die Zollschranken im Innern auf und schloß Handelsverträge mit England und Frankreich, auch einen Vertrag mit Spanien, durch den die Vereinigten Staaten im J. 1819 die beiden Florida's erwarben, deren Südgränze dann der kräftige Jakson, als Gouverneur, dadurch schützte, daß er die stets feindseligen Seminolen zur Ruhe brachte (1821.)

Die Präsidentschaftsperiode Monroe's, während welcher auch die innern Parteikämpfe einen mildern Character annahmen, war eine so glückliche, daß man sie in der Folge die „Ära der guten Gesinnung" nannte.

---

6. Kapitel.

(Forts.) Das restaurirte Frankreich bis zum zweiten Sturz der Bourbonen.

1. Ludwig's XVIII constitutionelle Treue. Die Ultraroyalisten. Bonapartisten und Revolutionäre. Der Congreß von Aachen. Das Ministerium Decazes. Die Parteien in der Kammer. Ermordung des Herzogs von Berry. Beschränkung der geheimen Clubbs. Bonapartistische Aufregung durch Napoleon's Tod. Das Ministerium Villèle. Der Congreß von Verona. Intervention in Spanien.

Es ist Zeit, zu sehen, was in der Zwischenzeit das restaurirte Frankreich für Anstrengungen machte, sich in der ihm angewiesenen Richtung zunächst in sich selbst zu befestigen.

Das wiedereingesetzte bourbonische Königthum hatte die schwierige Aufgabe, die legitime Monarchie gegen die geheimen bonapartistischen und revolutionären Strebungen zu befestigen und dabei die ultraroyalistischen Ausschreitungen seiner Anhänger zu zügeln. Ludwig XVIII, selbst ein durch bittere Erfahrungen gereifter, politisch richtig blickender Fürst, hatte die beste Absicht, innerhalb der Gränzen eines gemäßigten Royalismus auch den Gegnern durch genaue Einhaltung der Charte gerecht zu werden.

Sein Ministerium hatte gegenüber den durch die Verfassung mit großer Macht ausgestatteten Kammern, auf deren Anklagen die Minister so leicht ihre Stellen verlieren konnten, eine unsichere, und besonders in Zeiten der Aufregung unselbständige Stellung. Der schon oben (XXVII. 9, 2.) genannte Herzog von Richelieu mußte, um sich zu halten, den Ultraroyalisten in manchen Stücken nachgeben. In welcher Weise die Reaction anfangs gegen ihre gestürzten Feinde verfuhr, ist schon oben (XXVII. 9, 2.) erwähnt worden.

Um den Klerus zu befriedigen, dem man freilich seine alten Privilegien nicht wiedergeben konnte, gaben die Kammern ihm wenigstens das Recht zurück, Grundeigenthum zu erwerben und fromme Geschenke anzunehmen, und schafften die von der Revolution eingeführten Ehescheidungen wieder ab. Um den Adel für die in der Revolution erlittenen Einbußen seines Grundvermögens zu entschädigen, trugen sie auf eine theilweise Geldentschädigung an, welche aber noch nicht gewährt wurde.

Da sich die Geistlichkeit und der Adel stets mit der unerfüllbaren Hoffnung trugen, die Rechte privilegirter Stände wieder zu erlangen, nahmen die revolutionär- und die bonapartistisch-Gesinnten (besonders im nördlichen und östlichen Frankreich) davon Veranlassung, Verschwörungen zu stiften, die in Lyon, Grenoble, Paris zu Ausbrüchen kamen, aber entdeckt und mit Strenge unterdrückt wurden.

Um daher die von dem blinden Ungestüm der Ultraroyalisten, wie von den Freveltaten der Antiroyalisten gefährdete constitutionelle Charte zu retten, löste Ludwig XVIII durch Ordonnanz vom 16. Sept. 1816 die Kammer auf, welche der

Spott die „unauffindbare Kammer" (la chambre introuvable) genannt hatte.

Vor Allem kam es nun dem Könige und dem Herzog von Richelieu darauf an, die Räumung Frankreichs von der noch auf dem Lande lastenden Occupationsarmee zu bewirken, welche nicht nur große Kosten verursachte, sondern auch der Würde des Bourbonenthrons nachtheilig erschien. Daß die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen dem Antrage des französischen Hofs auf diese Räumung bei dem im Herbst 1818 eröffneten Congreß von Aachen wohlwollend entgegenkamen und daß selbst ein Nachlaß der Kriegsentschädigungskosten gewährt wurde, worauf Frankreich der heiligen Allianz beitrat, ist bereits (XXVII. 9, 3.) erwähnt worden. Zugleich erklärten Rußland, England, Oesterreich und Preußen, den Bourbonenthron in Frankreich mit bewaffneter Hand gegen jeden revolutionären Versuch schützen zu wollen.

So groß der Jubel in Frankreich über die Räumung des Landes von den fremden Truppen war und so laut man deßhalb den Bemühungen der Regierung Anerkennung zollte, so wenig nahmen die Parteikämpfe in Frankreich ab. Sowohl die um den Grafen von Artois sich sammelnden Ultras, denen der König die Charte zu gewissenhaft beobachtete, als auch die Bonapartisten und Republikaner, deren Wünschen die Charte im Wege stand, setzten dem Ministerium den heftigsten Widerstand entgegen, so daß sich Richelieu am Ende zurückzog und dem Ministerium Decazes Platz machte.

Weil nun Decazes, ein junger, talentvoller Mann, den die Gunst des Königs in den Grafen-, zuletzt in den Herzogstand erhob, durch abwechselndes Nachgeben zwischen den Ultras und den Constitutionellen in der neuen Kammer ein Gleichgewicht zu bilden suchte, so erschien er bei beiden Theilen in einem zweideutigen Lichte.

Zu den streng Constitutionellen in der Kammer gehörten vorzüglich die Generale Sebastiani und Foy, welche jedoch beide dem Königthum zugewandt waren, während Dupont de l'Eure und Benjamin Constant bei ihrem Constitutionalismus den

Bourbonen nicht geneigt waren. Lafayette und der Banquier Laffitte vertraten das demokratische Element in der Kammer.

Das unbesonnene Drängen der Ultras hatte den Widerwillen der Feinde des Königthums je länger, je mehr gestärkt, und die freie Presse und populäre Literatur hatten unter dem Einfluß geheimer Gesellschaften das Ihre gethan, den Haß gegen die Bourbonen zu schüren, der sich gar bald und sicher sein Opfer aussuchte.

Die Hoffnung der Royalisten nämlich ruhte, da Ludwig XVIII sowohl, als der ältere Sohn des Grafen von Artois, der Herzog von Angoulême kinderlos waren, auf dem zweiten Sohne des Grafen von Artois, dem Herzoge von Berry, der mit Maria Caroline, der Enkeltochter des Königs von Neapel und Sicilien, vermählt war und Aussicht auf Nachkommenschaft hatte. Er war ungeachtet eines reizbaren Temperaments doch wegen seines gütigen und großmüthigen, heitern und offenen Characters bei den Royalisten und wegen seiner Achtung vor der Charte auch bei den Constitutionellen beliebt. Außerdem besaß er Geist und Kunstsinn, den er während seines Aufenthalts in Italien ausgebildet hatte.

Plötzlich wurde dieser Prinz von dem Sattleigesellen Louvel, einem Bonapartisten, am Ausgang des Theaters ermordet, und dieses furchtbare Ereigniß setzte ganz Frankreich in Schrecken (den 13. Febr. 1820).

Der Herzog war mit seiner Gemahlin in der Oper. Mitten im Stück wünschte die Herzogin aus Ermüdung nach Hause und wurde von dem Herzoge, welcher der Vorstellung bis zum Ende beiwohnen wollte, bis an den Wagen begleitet. Eben als er vom Wagen hinweg zur Rückkehr in's Opernhaus umwendete, ward ihm ein Dolch bis an den Griff in die Brust gestoßen, so daß er, als er das Eisen stecken fühlte, ausrief: „Ich bin ein Mann des Todes!" Schnell warf die Herzogin sich wieder aus dem Wagen in die Arme ihres sinkenden Gatten, den man sogleich in ein Zimmer neben seiner Loge trug, wo er unter der Opernmusik (die man, um Aufsehen zu vermeiden, nicht hatte unterbrechen lassen) mit dem Tode kämpfte. Alle königlichen Verwandten eilten bestürzt herbei; auch der greise Ludwig hatte sich nicht zurückhalten lassen. Der sterbende Herzog tröstete seine Gemahlin, die von Schmerz außer sich war, und bat sie, sich um des jungen Lebens willen, das sie unterm Herzen trüge, zu schonen. Als man ihm den Namen des Thäters, den

man eingefangen hatte, nannte, beklagte er es, durch die Hand eines Franzosen sterben zu müssen, und bat den König um dessen Begnadigung. Als man ihm noch seine kleine Tochter brachte, segnete er sie mit dem Zusatz: „Möchtest du glücklicher seyn, als deine Angehörigen!" Nachdem er gegen Morgen unter den Klagelauten der Seinen verschieden war, drückte ihm König Ludwig mit standhafter Ruhe die Augen zu. — Der Thäter, bei dessen Prozeß sich herausstellte, daß er ohne Mitwisser war, wurde hingerichtet. Seine Absicht, die Hoffnung der Bourbonen auf Erhaltung des Throns durch einen Stammhalter zu vernichten, sollte durch ihn nicht erreicht werden. Denn die Herzogin gebar später einen Posthumus, auf den dann die Royalisten ihre Hauptoffnung setzten.

Die Ermordung des Herzogs von Berry verstärkte die Reaction und führte zunächst zum Sturz des Ministers Decazes, welchen die Ultra's in der zweiten Kammer, seit er sich ihnen nicht mehr so gefällig erwies und selbständiger auftrat, aus Rache der geheimen Mitschuld an Louvel's Verbrechen ziehen und ihn in Anklagestand versetzen wollten. Der König, von seines Ministers Unschuld überzeugt, willigte zwar nicht ein, mußte aber, von allen Seiten bestürmt, ihn entlassen; doch ehrte er ihn dadurch, daß er ihm den Gesandtschaftsposten in London ertheilte.

Nun trat der Herzog von Richelieu wieder an die Spitze des Ministeriums, das sich aber sammt dem König auf Andringen der Ultras genöthigt sah, im Widerspruch mit der Charte ein neues Wahlgesetz, die Einführung der Censur und die Bechränkung der persönlichen Sicherheit zu genehmigen. Die Folge war, daß die feindlichen Parteien sich in geheime Clubs zurückzogen und Verschwörungen anzettelten, welche jedoch immer unterdrückt wurden.

Die Freude aller Wohlgesinnten über die Geburt des Herzogs von Bordeaux (jenes oberwähnten nachgebornen Sohnes, des Herzogs von Berry) als über ein Ereigniß, das der Revolution und dem Absolutismus die Wiederkehr abschneiden könnte, schien den Parteienkampf eine Zeit lang zu beschwichtigen. Allein die Gegensätze waren unvereinbar, und nur Ludwig's klarem Sinne und angestrengter Thätigkeit gelang es, beide in Schranken zu halten und durch eine gemilderte und gemäßigte Ausführung des aufgestellten Ausnahmezustandes die Ruhe aufrecht zu erhalten, so leidenschaftlich oft die Parteien in den Kammern sich bekämpften.

Eine Hauptstütze für sein Bestreben, einen gemäßigten Geist der Restauration und des Royalismus darzustellen, fand der König in der Person des Kammermitglieds, Joseph von Villèle, der, obgleich zur Rechten gehörend, durch seine Kenntnisse in der Finanzverwaltung, durch seine Klarheit und Präcision im Vortrag und durch seine kluge Mäßigung die Anerkennung aller Parteien genoß. Der König zog ihn daher in's Ministerium, (jedoch vorerst noch ohne Portefeuille) und da der Herzog von Richelieu keinen Theil mehr befriedigte, so galt Villèle bald als sein Nachfolger.

Um diese Zeit (im Jul. 1821) gelangte die Nachricht vom Ableben Napoleon's auf St. Helena (XXVII. 2. a. E.) nach Europa und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit eine Zeit lang von den Tagesdebatten ab auf den großen Todten, dessen rückkehrende Unglücksgefährten durch ihre Berichte von seinem Leben und Leiden eine eigene Literatur hervorriefen, welche in der Einbildungskraft des Volkes um das Haupt des Hingeschiedenen eine neue Strahlenkrone legte und besonders den bonapartistischen Theil der Nation zu neuer Begeisterung für alles das, was mit dem Namen Napoleon zusammenhieng, mächtig entzündete.

Da nun auch die Anhänger der, wenn auch längst abgenützten Revolution ihre Rechnung bei diesen den Bourbonen unangenehmen Kundgebungen fanden, so kam es, daß die gesammte Opposition eine ungemeine Stärke bekam und der Kampf gegen das Königthum in ein erhöhtes Stadium trat.

Vergebens suchte der Herzog von Richelieu „auf dem Boden der Verfassung eine selbständige Stellung" zu gewinnen: er verlor das Vertrauen von beiden Seiten; selbst Villèle trat aus dem Ministerium, um nicht in seinen Sturz gezogen zu werden. Als sich der Herzog in der Minorität sah, zog er sich mit dem ganzen Ministerium zurück.

Nun ließ der König durch Villèle ein neues Ministerium bilden, in welchem der Vicomte von Montmorency das Aeußere, v. Peyronnet das Siegel, v. Corbière das Innere, Villèle die Finanzen übernahm.

Villèle, der durch seine Finanzoperationen dem Handels- und Gewerbswesen einen neuen Aufschwung gab, suchte im Innern das Gleichgewicht zwischen den Ultra's und den Constitutionellen möglichst zu erhalten und die Auswüchse des einen, wie des andern Theils zu entfernen, was um so schwieriger war, da sich um diese Zeit in Spanien, in Neapel, in Piemont der Geist des Umsturzes, in Deutschland, Polen, Holland wenigstens der Geist großer Unzufriedenheit regte und den Beweis gab, daß das Wort noch nicht gefunden war, das den Frieden und die Ruhe in die Herzen der Völker hätte zurückführen können.

Die nächste Beachtung erheischte Spanien, dessen Revolution auch auf Frankreich einen bedenklichen Einfluß äußerte. Der nach der Beilegung der italienischen Unruhen durch die österreichischen Waffen eröffnete Monarchen-Congreß von Verona beschloß daher (mit Ausnahme der Stimme Englands) eine bewaffnete Dazwischenkunft in Spanien, und beauftragte Frankreich mit der Ausführung derselben. Die vom Congreß und von Frankreich ausgehende Aufforderung an die spanischen Cortes, die Constitution in gemäßigtem Sinne zu ändern, wurde von denselben trotzig zurückgewiesen und so mußte zum Ernst geschritten werden.

Nachdem Villèle an der Stelle des Herzogs von Montmorency zur Leitung der Regierung und Chateaubriand zum Minister des Aeußern berufen worden war, wurde der Plan der Intervention in Spanien den Kammern vorgelegt, in denen er zwischen den Ultras und Liberalen, welche letztere gegen den Krieg waren, die heftigsten Kämpfe hervorrief.

Als in der Hitze der Debatten ein Mitglied der äußersten Linken, Namens Manuel, sich eine beifällige Anspielung auf den Tod Ludwig's XVI erlaubte, erklärte ihn die Majorität der Kammer seines Stimmrechts verlustig und ließ ihn, weil er seinen Sitz nicht gutwillig räumen wollte, durch Gensd'armen entfernen. Diese Gewalthandlung der Ultras bewog 62 andere Glieder der Linken, Verwahrung dagegen einzulegen und freiwillig die Kammersitzungen zu verlassen. Der Eindruck, den dieser Schritt auf die Massen machte, bereitete der Restauration große Verlegenheit.

In den Kammern gieng übrigens durch Chateaubriand's glänzende Beredtsamkeit der Interventionsantrag mit großer Majori-

tät durch, und am 7. April 1823 überschritt ein französisches Heer von 100000 M. unter dem Oberbefehl des Herzogs von Angoulême die spanisch-französische Gränze.

2. Die Lage Spanien's: das Heer und das Volk. Einrückung des franz. Heers in Madrid. Flucht der Cortes mit Ferdinand nach Sevilla und dann nach Cadix. Die Franzosen vor Cadix: die Erstürmung des Trocadero. Wiedereinführung der absolutistischen Regierung.

Die spanischen Machthaber hatten sich in ihrer Stärke und in der Gesinnung des Volkes getäuscht. Das spanische Heer war in kläglicher Verfassung; denn die Cortes hatten fest darauf gerechnet, die Liberalen der französischen Kammer würden im Stande seyn, die Intervention zurückzuweisen. Die tapfersten Führer, wie Mina und Empecinado, hatten sich nur im Kleinkrieg hervorgethan, und die Generale O'Donnell (Graf von Abisbal), Morillo und Ballesteros im regelmäßigen Krieg unter Wellington nur untergeordnete Stellen bekleidet, und waren den französischen Generalen, die alle aus Napoleon's Schule waren, nicht gewachsen.

Das Volk selbst, diesmal nicht wie früher gegen Napoleon von der Geistlichkeit zum Kampf angefeuert, sondern eher von ihr zurückgehalten, verhielt sich aus Abneigung gegen die Theorien der Cortes gleichgültig.

So konnte das französische Heer, begleitet von einer spanischen Junta, die sich aus der spanisch-absolutistischen Regentschaft von Seo d'Urgel gebildet hatte, ohne bedeutenden Widerstand über Saragossa bis Madrid vordringen, das die Cortes verlassen hatten, um sich nach Sevilla zu flüchten, wohin sie den König Ferdinand zu folgen zwangen.

Während in Madrid das Volk seine Abneigung gegen die Constitution der Cortes und seine Freude über einen Umschwung durch rohe Plünderung der Häuser der Entflohenen und durch Mißhandlung der Constitutionellgesinnten bezeugte, bildeten „die Behörden der alten Monarchie" (der Rath von Castilien und Indien) auf die Dauer der Abwesenheit Ferdinand's eine einstweilige Regent-

schaft und stellten an deren Spitze den Herzog von Infantado, der sich aus den Anhängern des absoluten Königthums ein Ministerium schuf, das gegen die Liberalen mit Gefängniß und Gütereinziehung vorschritt.

Von der Geistlichkeit, insbesondere von den Mönchen, angetrieben, welche durch die Cortesconstitution am meisten verloren hatten, wandte sich auch die Mehrheit der Südspanier von den Cortes ab, und da selbst O'Donnell (Abisbal) zu den Franzosen abfiel, so sahen sich die Cortes genöthigt, sich nach Cadix zurückzuziehen, wo sie auf eine Erhebung der Gebirgsbewohner und auf eine energische Vertheidigung ihrer noch übrigen Generale rechneten. Allein sowohl Morillo, als Ballesteros verließen am Ende ihre Sache und verglichen sich mit den Franzosen, welche, wenig aufgehalten, gegen Cadix zogen und es, nach einem verzweifelten Widerstand der Constitutionellen, am 31. Aug. 1823 durch die Erstürmung des Trocadero eroberten.

Der Trocadero war eine Befestigung der Landzunge, die den Zugang zum innern Hafen von Cadir vertheidigte. Als auch das Fort San Petri und die Insel Leon eingenommen war, suchten die Cortes durch Unterhandlung Garantieen für die Zukunft zu erlangen. Da aber der Herzog von Angouleme, der bei der Einnahme auch Beweise persönlicher Tapferkeit gegeben hatte, unbedingte Ergebung verlangte, so setzten die Cortes den Vertheidigungskampf fort. Als sodann das Bombardement und der Sturm auf die Stadt selbst begann, nöthigten die Einwohner selber die Cortes zur Nachgiebigkeit. Sie gaben den König Ferdinand frei und lösten sich auf. Wer vor dem Einzug der Franzosen entkommen konnte, verließ das spanische Gebiet. — Von allen Anhängern der Cortes setzten nur Mina und einige andere Guerilleros den Kampf fort und legten erst sechs Wochen nach der Einnahme von Cadir die Waffen nieder. — Riego aber, der sich zuletzt in's Gebirg geworfen hatte und nach einer Gelegenheit aussah, sich zur See zu retten, wurde gefangen und zu Madrid nach kriegsgerichtlichem Spruch hingerichtet.

Hierauf erklärte der befreite König alle seit dem März 1820 erlassenen Gesetze für ungültig und wurde bei seiner Wiedereinführung der absolutistischen Regierung von der Geistlichkeit, dem Adel und den wieder eingesetzten Civil- und Militärbeamten nur zu eifrig unterstützt: denn die Verfolgungen gegen alle Liberalen „im Namen des Thrones und Altars" nahmen einen

so strengen und unmenschlichen Character an, daß selbst der Herzog von Angoulême sich bewogen fühlte, zur Mäßigung zu rathen. Da er aber nicht Gehör fand, verließ er Spanien so bald als möglich und kehrte nach Frankreich zurück; doch ließ er zu Ferdinand's Sicherheit den größten Theil des französischen Heeres noch eine Zeit lang in Spanien zurück.

Welchen Einfluß der Ausgang der spanischen Constitution auf die Aufhebung der Cortesverfassung in Portugal hatte, wurde oben (K. 3, 2.) erwähnt, wo bereits die portugiesische Geschichte bis zum Tode Johann's VI fortgeführt wurde.

3. Günstige Kammerwahlen in Frankreich. Verlängerung der Wahlperiode. Entschädigung für die Ausgewanderten. Tod Ludwig's XVIII. Karl X. Parteistreit über das Entschädigungs- und über das Sacrilegiengesetz. Villèle und Chateaubriand. Das Ministerium Martignac; das Ministerium Polignac.

Die in Spanien gelungene Zurückführung der absoluten Regierung hatte die Ultras in Frankreich mit um so kühnern Hoffnungen erfüllt, da die französische Armee bewiesen hatte, daß sie auch den Lilien ihren Dienst mit Hingebung zu widmen bereit war.

Weil sich in der Mittelklasse Frankreichs, welcher die Mehrheit der Wähler angehörte, aus Furcht vor einer neuen Revolution der Geschmack am Liberalismus sehr vermindert hatte, so fielen die Wahlen des Jahres 1824 für die Anhänger der Legitimität besonders günstig aus. Um daher eine so geneigte Kammer länger beibehalten zu können, als das bisherige Wahlsystem, das eine alljährliche theilweise Ergänzung der Kammer vorschrieb, es gestattete, so brachte das Ministerium Villèle die Verlängerung der Wahlperiode auf sieben Jahre (nach welchen dann eine allgemeine Wahl eintreten sollte) in Vorschlag, und setzte denselben, ungeachtet der scharfen Opposition Royer Collard's, der auf die mit allgemeinen Wahlen in Frankreich verknüpften Gefahren aufmerksam machte, mit großer Mehrheit durch.

Um hierauf zur Entschädigung für die Ausgewanderten, welche durch die Revolution um alles Eigenthum gekommen waren, die hinreichenden Mittel zu bekommen, schlug Villele die Herabsetzung der Staatsschuldzinsen von 5 auf 4 Procent vor; allein der Antrag wurde, als verfrüht, von

der Pairskammer nicht angenommen. An dem Schicksal dieses Antrags war die Eigenliebe Chateaubriand's Schuld, der sich seit einiger Zeit nicht hinlänglich befriedigt fühlte und in dieser seiner Verstimmung seine Beredtsamkeit zur Vertheidigung jener Regierungsmaßregel nicht leihen wollte. Da seine Reizbarkeit und sein verletzender Unabhängigkeitssinn überhaupt etwas Unbequemes für seine Collegen hatte, so wurde er aus dem Ministerium entfernt. Von da an wurde Chateaubriand ein Hauptgegner des herrschenden Systems.

Unterdeß nahte das Ende Ludwig's XVIII heran, der lange mit großer Selbstüberwindung das Sinken seiner Kräfte zu verbergen gesucht hatte, damit nicht die Kunde von seiner Hinfälligkeit auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten störend einwirken möchte. Mit ihm schied ein Fürst, der klar und fest durch redliche Beobachtung seiner eingegangenen constitutionellen Pflichten das Schiff des Staates durch die gefährlichen Klippen des Parteikampfs hindurch zu führen gesucht hatte.

Nachdem er am Abend zuvor seine letzte Pflicht gegen die Kirche erfüllt hatte, ließ er alle seine Verwandten und Vertrauten sich um sein Sterbelager versammeln, warf einen Rückblick auf das Schicksal seines Hauses, das nach so langem Darniederliegen wieder emporgekommen war, und ermahnte seinen Bruder und Nachfolger, den Grafen von Artois, „die von ihm verliehene Verfassung als den besten Theil seiner Hinterlassenschaft anzusehen und treu zu beobachten," dann werde er gewiß auch „in dem Schlosse seiner Väter sterben!"

Als am 16. Sept. 1824 gegen Morgen der Arzt des Hofes den Puls des Königs still stehen fühlte und sich mit der altherkömmlichen, seit dem Tode Ludwigs XV nicht mehr gehörten Formel: „Der König ist todt! es lebe der König!" gegen den Grafen von Artois verbeugte, huldigten alle Anwesenden demselben als dem nunmehrigen Könige.

Karl X (unter diesem Namen bestieg Artois den Thron) war zwar schon 67 Jahre alt, zeigte aber in seiner vortheilhaften äußern Erscheinung noch Spuren der körperlichen Kraft und Gewandtheit, die ihn in seinen jüngern Jahren auszeichneten, und verband mit feinen und anmuthigen Umgangsformen eine unverkennbare Herzensgüte, Großmuth und Aufrichtigkeit. Doch hatte sein Geist nicht die volle Umsicht, sondern bewegte sich streng in den Anschauungen der Vergangenheit des ehemaligen Königthums: es wurde

ihm daher schwer, sich den Verläugnungen zu unterziehen, welche eine constitutionelle Regierung dem Könige auferlegt. Doch hatte er niemals im Sinne, die Verfassung zu stürzen und die absolute Herrschaft zurückzuführen; nur glaubte er in zweifelhaften und controversen Fällen die Auslegung zu Gunsten der königlichen Prärogative ansprechen zu dürfen.

Anfangs hatten König und Volk eine gute Hoffnung von einander, und Karl's X feierlicher Einzug in Paris, so wie seine Krönung in Rheims erinnerte an die Glanzzeit der alten Monarchie. Bald aber regte sich in den Kammern der Parteienstreit auf das leidenschaftlichste, besonders als Villele wieder den Antrag auf Entschädigung der durch die Revolution um ihr Eigenthum Gekommenen —, noch mehr aber als er das Sacrilegiengesetz d. h. die Auflegung schwerer Strafen auf die Entweihung der Kirchen, kirchlicher Heiligthümer und der Gottesdienste vorbrachte. Zwar erhielten beide Anträge die Majorität, aber der liberale Theil des Volkes wurde fortan mehr und mehr gegen die Restauration eingenommen und immer heftiger wurden die Angriffe ihrer Gegner.

Der Vorschlag Peyronnet's auf „Bevorzugung der Erstgebornen bei testamentarischen Bestimmungen" regte den Widerstand der Presse, die darin eine Verletzung des Grundsatzes der Gleichheit sah, so heftig auf, daß das Gesetz zur Freude der Liberalen die Zustimmung der Pairskammer nicht erhielt.

Die größte Aufregung im Volke aber brachte die Begünstigung hervor, die der König den geistlichen Congregationen angedeihen ließ, welche, von dem katholischen Klerus gestiftet, durch öffentliche Processionen, aufgepflanzte Missionskreuze und heftige Kanzelreden gegen die Revolution und den Bonapartismus die Menge für „Thron und Altar" zu begeistern suchten. Der Unwille gegen die, wie man glaubte, in alles Weltliche sich mischende Geistlichkeit richtete sich mehr und mehr auch gegen den König, der nicht Schärfe des Blicks genug besaß, in diesen Bewegungen das Begründete von dem Unbegründeten, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden.

Am meisten jedoch wurde nun Villele von der öffentlichen Meinung als Beförderer einer Reaction gegen die Verfassung ange-

griffen, und selbst in den Kammern klagten ihn einerseits die Ultra's der Lauheit gegen die Monarchie, anderseits die Liberalen des Verraths gegen die Verfassung an, und die schärfsten Pfeile richtete Chateaubriand's beredte Polemik gegen ihn. So kam es, daß einmal sogar die Nationalgarden bei einer Musterung, die der König über sie hielt, riefen: „Es lebe die Constitution! nieder mit den Ministern!"

Die Auflösung, womit der König die Nationalgarde wegen dieser Demonstration bestrafte, hatte dann weitergehend den schlimmen Einfluß auf die neuen Kammerwahlen, die so ausfielen, daß Villele zurücktreten und dem Ministerium Martignac (zu welchem auch Roy, Portalis u. a. gehörten) Platz machen mußte. Da sich dieses Ministerium aber auch keine parlamentare Mehrheit verschaffen konnte, obwohl es den König zu etlichen Zugeständnissen an die öffentliche Meinung bewog (z. B. zur Beschränkung der Zahl der geistlichen Seminarien und zur Entfernung der Jesuiten vom Unterricht), — so entließ es der König und berief den Fürsten Julius von Polignac an die Spitze eines neuen Ministeriums, in das auch Bourmont und de la Bourdonnay traten — drei Namen, aus welchen alle Parteien schließen zu müssen glaubten, der König habe die Absicht, die Bahn der Constitution zu verlassen und die des Absolutismus zu betreten.

Polignac, der Sohn der vertrauten Freundin der Königin Marie Antoinette, hatte einst an der royalistischen Verschwörung gegen den Consul Bonaparte Theil genommen und nach der Rückkehr der Bourbonen den Eid auf die Constitution verweigert. — General Bourmont war während der 100 Tage am Vorabend einer Schlacht zum Feind übergegangen; als nunmehriger Kriegsminister war er bei den Kammerdebatten eine der energischesten Stützen des Ministeriums. — De la Bourdonnay war vorher der Führer der Ultras in der Kammer gewesen und hatte sich stets gegen das Constitutionswesen erklärt.

4. Opposition der neugewählten Kammer. Die Expedition nach Algier. Die Wiederwahl der 221. Die Ordonnanzen Karl's X. Die Juliusrevolution. Laffitte und Lafayette. Der Herzog von Orleans. Veränderung der Charte. Louis Philipp König der Franzosen. Flucht Karl's X.

Die neugewählte Kammer setzte daher dem neuen Mi-

nisterium eine so compacte Majorität (221 gegen 181) entgegen, daß sich der König bemüßigt glaubte, die Kammer wieder aufzulösen und eine neue zu berufen. Jedermann fühlte, es gehe der Kampf zwischen der königlichen und parlamentarischen Gewalt einer ernsten Katastrophe entgegen!

Inzwischen hatte das Ministerium Polignac einen Krieg gegen den Raubstaat Algier vorbereitet, dessen Dey den französischen Handelsconsul durch einen Schlag mit dem Fliegenwedel beleidigt und dafür Genugthuung zu geben verweigert hatte. Eine große französische Flotte unter dem Viceadmiral Duparré mit einem Landungsheer von 30000 M. unter dem Oberbefehl Bourmont's (der das Kriegsministerium an Polignac abgab), zog aus, landete glücklich an der nordafrikanischen Küste und eroberte in einem See- und Landangriff am 4. Juli die Stadt Algier, deren Fall dem Dey sein Land kostete, das von nun an mit 2 Mill. Einwohnern auf 4000 Q.-Meilen eine Colonie Frankreichs werden sollte.

Nach einem siebenstündigen Sturm, dem der Dey Hussain den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt, wehten die französischen Fahnen auf dem Palast des Dey. Zum Lohn für diesen Sieg erhielt Bourmont den Marschallstab. Der Dey verließ, der Capitulation gemäß, mit seinen Schätzen das Land und nahm als Privatmann seinen Aufenthalt in Neapel. Seine Miliz wurde nach Asien transportirt. Auch die Beherrscher der benachbarten Raubstaaten von Tunis und Tripolis mußten dem Seeraub und dem Tribut christlicher Mächte entsagen, und versprechen, keine Christen mehr zu Sclaven zu machen. Auch die drei Bey's von Oran, Titteri und Constantine mußten sich vor den christlichen Waffen beugen und fortan Tribut an Frankreich erlegen. (Zehn Jahre darauf wurde Constantine, dessen Bey sich unabhängig machen wollte, in einem furchtbaren Sturm gleichfalls erobert und zur Provinz Algier geschlagen. Siehe unten XXIX. 3, 3.)

Der König und sein Ministerium hatten gehofft, diese glückliche Expedition werde auf die neuen Kammerwahlen günstig einwirken. Allein das Volk, einzig mit den Wahlen beschäftigt, bezeugte sich gegen jene Expedition gleichgültig, und als die neuen Kammern zusammentraten, befanden sich nicht nur jene 221 Opponenten, sondern noch viele andere Regierungsgegner darin.

Anstatt wenigstens die Kammern zu eröffnen und einige dem Volke nützliche Vorlagen zu machen, dann erst, nach deren systematischen Verwerfung, das Aeußerste zu thun, erließ Karl X in allzuraścher Eile drei verhängnißvolle Ordonnanzen: durch die erste erklärte er die letzte Wahl für nichtig und ordnete eine neue an; durch die zweite gab er ein neues Wahlgesetz, das die Zahl der Deputirten vermindern sollte; durch die dritte hob er das Preßgesetz auf und stellte alle Journale unter Censur.

Kaum hatte das Volk, von den Journalisten in einer Proclamation aufgeklärt, den Sinn dieser constitutionswidrigen Ordonnanzen begriffen, als am andern Tage die Fonds der Börse fielen, und alle Fabrikanten, Handwerker und Waarenhändler ihre Geschäfte einstellten und ihre Arbeiter und Lehrlinge entließen, die nun zu Tausenden lärmend und schreiend die Straßen durchzogen. Schnell wuchs die Masse durch noch andere Volkshaufen und strömte nach den öffentlichen Plätzen unter dem wilden Ruf: „Tod den Ministern! es lebe die Charte!“

Der König und das Ministerium hatten die Tragweite ihres Verfahrens nicht erwogen und sich auf einen gewaltsamen Widerstand nicht gefaßt gemacht, also auch die Militärmacht in Paris nicht verstärkt; als daher die letztere, nur 12000 M. stark, unter dem Befehl des Marschalls Marmont gegen den beginnenden Volksaufstand gebraucht wurde, unterlag sie nach einem schweren Kampfe der Uebermacht. Die drei Julitage (27. bis 29.) des Jahres 1830 entschieden über das Geschick der Bourbonen.

Ueber 4000 Barrikaden aus den Steinen des schnell aufgerissenen Pflasters stiegen in einem Nu empor, während die Glocken aller Thürme Sturm läuteten und die auf dem Stadthause und auf dem Thurme der Kirche Notredame aufgepflanzte Tricolore über die Absicht des Aufstands keinen Zweifel ließ. Selbst die Bäume auf den Boulevards wurden gefällt, um damit die königliche Reiterei aufzuhalten. Am ersten Tage wandte sich die Volkswuth gegen den erzbischöfflichen Palast, der erstürmt und völlig ausgeplündert wurde. In dem Kampf gegen die königlichen Truppen stellten sich theils Bürger der aufgelösten Nationalgarde, theils Schüler der polytechnischen Schule an die Spitze. — Gleich anfangs war eine Municipalcommission auf dem Stadthause zusammengetreten, die nun die Nationalgarde zusammenrief

und ihr den greisen Lafayette zum Befehlshaber gab, der schon in der ersten Revolution die gleiche Stellung zu ähnlichem Zwecke gehabt hatte! Von den kämpfenden Massen bedrängt, zog Marmont mit einem Theile seiner Truppen nach St. Cloud, zum Schutze des Königs zurück, der dort durch bereits aus Rouen herbeigezogene Aufständische bedroht war; ein Theil derselben war zu den Aufständischen übergegangen und nur die Garde und die Schweizer kämpften gegen das Volk fort. Zuletzt streckten selbst die Schweizer, die mit der größten Tapferkeit das Louvre vertheidigt hatten, aus Mangel an Munition und an Lebensmitteln, die Waffen, worauf das Volk die Tuilerien plünderte.

Nun erst ließ sich Karl X bewegen, zu unterhandeln: er nahm seine Ordonnanzen zurück und wollte auch ein neues Ministerium ernennen, zögerte aber damit noch 24 Stunden und diese Verzögerung vereitelte die Rettung. Denn unterdeß — es war der dritte Tag — waren die einflußreichsten Deputirten der Oppositionspartei — darunter Casimir Perier, Gérard, Guizot, Sebastiani u. a. in dem Hause des Banquiers Laffitte, der sich mit Lafayette der Leitung der Bewegung bemächtigt hatte, versammelt und warteten auf die Antwort des Königs, der für den Ueberbringer derselben, den neuernannten Minister, Grafen Mortemart, sicheres Geleite verlangt hatte. Allein da dieser um 1 Uhr Morgens (30. Jul.) noch nicht da war und vom Stadthaus her die Kunde kam, daß dort eine Partei die Republik proclamiren wollte, so entstand unter den bei Laffitte Versammelten, welche von der Republik Gefährdung der Personen und des Eigenthums, Bürgerkrieg und Anarchie fürchteten, ein Moment der Unschlüssigkeit, die jedoch Laffitte, auf Eingebung des Dichters Beranger, durch den Vorschlag beendete, daß es zur Abwendung der Republik kein anderes Mittel gebe, als nach Errichtung einer provisorischen Regierung den Herzog von Orleans zu proclamiren.

Anfangs waren die Stimmen der versammelten Deputirten getheilt, indem einige erklärten, sie hätten „nicht das Recht, einen neuen Regenten einzusetzen, man müsse deßhalb das Volk in den Urversammlungen befragen." Nachdem aber auch Lafayette dem Vorschlage Laffitte's beigetreten war, ernannte man 60 Deputirte, welche dem Herzog von Orleans in Neuilly die Würde

eines Generalstatthalters des Königreichs antrugen und ihn nach Paris zu kommen einluden.

Louis Philipp, Herzog von Orleans, geb. am 6. Oct. 1773, ältester Sohn des in der ersten Revolution berüchtigten Egalité (XXV. 5, 2.) hatte als Zögling der Frau von Genlis bei vorzüglichen Geistesgaben eine vorherrschende Verstandesbildung bekommen. Er sog frühe den in seines Vaters Hause herrschenden Freiheitsgeist ein und besuchte anfangs auch den Jacobinerclub. Im Jahr 1791 wurde er Oberst eines Regiments, 1791 Generallieutenant, kämpfte als solcher bei Valmy und siegte mit Dumouriez in der Schlacht bei Jemappes. Nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (1793) entgieng er der Verhaftung nur durch die Flucht auf das österreichische Gebiet. Obgleich man ihm verschiedene Anträge machte, gegen sein Vaterland zu dienen, lehnte er doch alle ab und zog das verläugnungsvolle Leben eines Verbannten vor. Entblößt von allen Mitteln wandte er sich zuerst nach der Schweiz, wo er unter dem angenommenen Namen Chabaud-Latour eine Stelle als Lehrer der Mathematik in Reichenau annahm, nachdem er sich zuerst einer Anstellungs-Prüfung unterzogen hatte. Als nach acht Monaten die Kunde von der Hinrichtung seines Vaters eintraf, hielt er sich in der Schweiz nicht mehr für sicher, sondern nahm sich auf den Rath eines ehemaligen amerikanischen Geschäftsträgers vor, nach Amerika zu gehen. Da er aber in Hamburg das Unzureichende seiner Mittel gewahrte, durchreis'te er von da aus Schweden, Norwegen, Lappland zu Fuß und beobachtete besonders das Berg- und Forstwesen, bis es ihm in Hamburg möglich gemacht wurde, 1796 die Ueberfahrt nach Amerika anzutreten.

Nachdem er in diesem „Lande der Freiheit" vier Jahre lang im Umgang mit verständigen Männern gemäßigt-politische Ansichten gewonnen hatte, kehrte er 1800 nach England zurück, söhnte sich mit dem dort befindlichen ältern Zweig der Bourbonen aus und gieng dann nach Italien und Sicilien, wo er sich mit Amalie, der Tochter des Königs von Neapel, zu Palermo vermählte. Nach Napoleon's Sturz und der Thronbesteigung Ludwig's XVIII kehrte er nach Paris in das Haus seiner Väter, in das Palais Royal zurück. Die Ultras aber betrachteten ihn stets mit Mißtrauen, zumal er sich durch seine Opposition gegen die von ihnen ausgehenden Verfolgungen, so wie durch seine häuslichen Tugenden die Gunst der Bourgeoisie gewann. Um den Verdächtigungen der Ultra's auszuweichen, gieng er auf einige Zeit nach England, und als er 1817 wieder in Paris erschien, wurde sein Haus der Sammelplatz liberaler Größen, die, wie Laffitte, Casimir Perier, Dupin, u. a., auf die Fehler der Restauration ein scharfes Auge hatten und in dem Herzog von Orleans den „Mann der Zukunft" sahen.

Karl X, der die alte Eifersucht des Orleans'schen Stammes auf die regie-

rende Linie kannte, suchte den Herzog durch Wohlthaten, insbesondere durch Verleihung des Titels „Königliche Hoheit" und durch Erzielung der Wiederherstellung der Orleans'schen Apanage, die dann den Grund zu seinem großen Reichthum legte, von falschen politischen Schritten abzuhalten. Der Herzog seinerseits suchte dem Könige allen Argwohn zu benehmen, äußerte dem Könige seine Billigung über dessen letzte Wahlproclamation und schrieb ihm, als die Liberalen schon den Sturz Karl's X vorbereiteten, eine Ergebenheitsversicherung. Als sodann die Juliusrevolution ihren Anfang nahm, begab er sich insgeheim nach Neuilly, um nicht zur Parteinahme gezwungen zu werden. Doch theilte seine Schwester, die Prinzessin Adelaide seinen Aufenthalt den liberalen Freunden desselben mit, die dann obige Einladung an ihn ergehen ließen.

Schon am Abend des 30. Jul. begab er sich incognito nach Paris und erklärte (auf Talleyrand's Rath) am andern Tage die angebotene Würde annehmen zu wollen; er begab sich nach dem Stadthause, wo ihn die provisorische Regierung empfieng und Lafayette ihm die dreifarbige Fahne einhändigte, dann mit ihm in's Fenster trat und ihn vor allem Volk umarmte, das ihm nun von allen Seiten zujubelte. Nach dem Erlaß einer Proclamation, worin Louis Philipp versicherte, daß von nun an „die Charte eine Wahrheit" werden sollte, eröffnete er am 3. Aug. als Generallieutenant von Frankreich die Kammersitzung mit einer Art Thronrede, worin er auf eine zeitgemäße Veränderung der Charte hindeutete, aber des Herzogs von Bordeaux, als legitimen Thronfolgers, mit keiner Silbe gedachte. Kaum hatte er sich nach dieser Rede entfernt, so trug ein Abgeordneter (Berard) darauf an, man sollte ihm nach revidirter und von ihm beschworner Charte — die Krone geben.

Als Louis Philipp am 31. Jul. vom Stadthaus in das Palais Royal zurückbegleitet worden war, hatte er dort eine Unterredung mit Lafayette, worin dieser, wie erzählt wird, äußerte: obwohl er bisher ein Bewunderer der amerikanischen Verfassung gewesen sey, so müsse er nun doch „die constitutionelle Monarchie, umgeben von freien, republicanischen Institutionen, als die beste Regierungsform für Frankreich anerkennen." — Als Karl X jene Eröffnungsrede aus der Zeitung las, sagte er: „Ich hoffe wenigstens, daß der Herzog von Orleans Scheu trägt, eine Krone zu nehmen, die ihm von Rechtswegen nicht gehört!" Nein, entgegnete die Her-

zogin von Angoulême, er wird sie nicht nehmen, aber dulden, daß man sie ihm aufsetze!" — Und so kam's.

Nachdem die Reform der Charte vor und von beiden Kammern angenommen worden war, wurde der Thron für erledigt erklärt und dem Herzog von Orleans und seinem Stamme zuerkannt. Am 9. Aug. beschwor Louis Philipp die Charte und wurde unter dem Jubel des Volks zum König ausgerufen.

Die Veränderung der Charte bestand darin: der Eingang mit der Erwähnung der „königlichen Machtvollkommenheit" wurde weggelassen; die katholische Religion nicht mehr als Staatsreligion, sondern als „Religion der Mehrheit der Franzosen" bezeichnet; der 14. Artikel dahin bestimmt, daß der König nie eine andere Gewalt in Anspruch nehmen dürfe, als die, welche ihm die Charte verliehen; der bisherige Titel König von Frankreich und Navarra in den Titel „König der Franzosen" verwandelt; beiden Kammern das Recht der Initiative beigelegt; die Pairskammer wurde zwar belassen, aber die Erblichkeit der Pairs aufgehoben; die Oeffentlichkeit auch bei der Pairskammer eingeführt und die Legislaturperiode von sieben auf fünf Jahre herabgesetzt; — zum Artikel über die Preßfreiheit wurde der Zusatz gemacht, daß die Censur nie mehr eingeführt werden dürfe.

Karl X war am vierten Tag der Julirevolution mit dem Hofe, der Garde und den Haustruppen zuerst nach Trianon, dann nach Rambouillet gezogen, wo er Verstärkungen aus den Uebungslagern an sich ziehen und sich nach den royalistischeren Westprovinzen wenden wollte. Am 1. Aug. erließ er an den Herzog von Orleans ein Schreiben, worin er wiederholt die Ordonnanzen zurücknahm, die Eröffnung der Kammern genehmigte und den Herzog zum Generallieutenant ernannte. Als er hörte, daß der Abfall der Armee von Tag zu Tag zunahm, verzichtete er in einem zweiten Schreiben für sich und für den Herzog von Augoulême auf den Thron und verlangte die Anerkennung des Thronrechts für seinen Enkel, den Herzog von Bordeaux.

Während er, auf die Treue des Herzogs von Orleans bauend, noch auf Antwort wartete, erschienen drei Deputirte aus Paris vor ihm und machten ihm die Vorstellung, daß er am besten thun werde, Frankreich zu verlassen. Immer noch hoffend, der Herzog werde die Krone dem rechtmäßigen Thronfolger ausliefern, begab er sich

am 16. Aug. nach Cherbourg, wo er mit Thränen im Auge seine treuen, gleichfalls bis zu Thränen gerührten Haustruppen auflöste und sich mit seiner Familie nach England einschiffte. — Vier seiner Minister, darunter Fürst Polignac wurden zu lebenslänglicher Haft auf die Festung Ham abgeführt. So war die legitime Monarchie in Frankreich und mit ihr der Stern der Bourbonen seit 40 Jahren zum drittenmal untergegangen, und ob die Sonne der Juliusmonarchie einen langen Tag regieren werde, konnte Niemand wissen.

Neunundzwanzigstes Buch.

Die Zeit von 1830 bis zur Gegenwart.

---

1. Kapitel.

Rückschlag der französischen Revolution auf andere Staaten.

1. Die Revolution in Belgien. Die französisch-liberale und die katholisch-ultramontane Partei im Königreich der Niederlande. Volksaufstand in Brüssel. Sieg der Insurgenten. Der belgische Nationalcongreß. Die Conferenz in London und ihr Grundsatz der Nichtintervention. Belgien ein neutrales Königreich unter Leopold von Sachsen-Koburg. Einfall der Holländer in Belgien. Die Franzosen in Belgien. Die Citadelle von Antwerpen. Nachgeben der Holländer. Thronwechsel in Holland. Belgiens Aufschwung.

Wie ein gewaltig aufgeregter Wellenschlag weit hinein in das Meer kreisende Wallungen wirft, so wirkte der Stoß der französischen Julirevolution erschütternd auf andere Staaten Europa's zurück, in welchen die extremen Parteien das in Frankreich gegebene Beispiel ungesetzlicher Gewalt begierig ergriffen und es zu ihrem Vortheil anzuwenden suchten, — wobei sich nur hie und da durch die verborgen eingreifende Hand Gottes ein allgemein Gutes herausbildete.

Den ersten Rückschlag bekam das Königreich der Niederlande zu fühlen, dieses aus der politischen Eifersucht der Mächte hervorgegangene Zwittergeschöpf des Wiener Congresses, in welchem

Belgien und Holland ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Stammesnatur und historischen Vergangenheit, der Religion und Sprache, der Interessen und Neigungen in Ein Reich zusammengeschmiedet worden waren, um für England und Deutschland als eine Vormauer gegen Frankreich zu dienen.

Schon länger her klagten die Belgier über Steuerdruck, den ihre Beiziehung zur Tilgung der holländischen Staatsschuld verursachte, über Zurückstellung bei Ertheilung von Civil- und Militärämtern, über Hintansetzung ihrer Nationalität und Sprache, über Beschränkung in kirchlicher Beziehung, besonders wegen Beaufsichtigung der katholischen Schulen durch protestantische Organe. Diese Klagen giengen durch eine aufreizende Presse in gehässige, maaßlose Angriffe auf die holländische Regierung über, die sich ihrerseits durch Verfolgung der Zeitungsredactoren (mit Geldbußen, Gefängniß und Verbannung) zu helfen suchte, aber dadurch nur die Zahl ihrer Feinde vermehrte, die sich in zwei Factionen, einer französisch-liberalen und einer katholisch-ultramontanen darstellten und ungeachtet ihrer grundsätzlichen Geschiedenheit doch in der Opposition gegen die Regierung einig waren und die Unzufriedenheit des Volks bis zum Haß steigerten.

Da fiel plötzlich die Nachricht von der Julirevolution in Frankreich wie ein Funke in den bereit liegenden Zunder, und am Morgen des 22. August las man zu Brüssel in einem Anschlagzettel mit Anspielung auf die eben im Gang begriffenen Zurüstungen zur Geburtsfeier des Königs Wilhelm I folgendes Programm: „Montag den 23. Feuerwerk, Dienstag den 24. Illumination, Mittwoch den 25. Revolution." Und siehe Mittwoch Abends, nach der Aufführung der Oper: „die Stumme von Portici" entstand auf dem Theaterplatze ein Volksauflauf: man stürmte die Druckerei einer regierungsfreundlichen Zeitung, riß von allen öffentlichen Gebäuden das oranische Wappen herunter und verwüstete den Palast des Justizministers van Maanen, die Wohnung des Polizeidirectors und einige Fabriken.

Da die Regierungstruppen schwachen Widerstand leisteten und sich bald in die Casernen zurückzogen, so bildete sich eine Bürger-

garde, die den weitern Excessen des Pöbels Einhalt that und einen Bürgerausschuß, der die Regierung vertrat und Abgeordnete nach dem Haag sandte, um dem Könige die Beschwerden und Wünsche der Belgier vorzulegen.

Doch der König sandte ein Heer unter dem Befehl seiner beiden Söhne (des Prinzen Wilhelm von Oranien und des Prinzen Friedrich in Niederland), um die Widerspänstigen zur Ordnung zu weisen. Vor Brüssel angekommen, ließen sich die Prinzen bewegen, ohne das Heer in die Stadt zu kommen, wo sie nach gepflogener Unterhandlung den Belgiern eine getrennte Verwaltung unter der Bedingung der fernern Anerkennung der oranischen Dynastie versprachen.

Allein der König genehmigte den Vertrag nicht, so daß der Bürgerausschuß aus Furcht vor dem Pöbel eben im Begriffe war, sich mit dem vor der Stadt stehenden holländischen Heere zu vergleichen, als (am 21. Sept.) die Führer der anti-oranischen Partei mit Hülfe der bewaffneten Volksmenge die Bürgergarde entwaffneten und nach Auflösung des Bürgerausschusses einen aus Radicalen und Ultramontanen bestehenden belgischen Centralausschuß bildeten und die Leitung desselben dem Republikaner de Potter übergaben.

Nun gab der Prinz von Oranien seinen Truppen Befehl, in Brüssel einzurücken. Sogleich aber machten alle angesehenen Bürger mit dem Volke gemeinsame Sache, und der bisherige Widerstand gieng in volle Revolution über. Jedes Haus wurde zu einer Festung und erschwerte den einrückenden holländischen Truppen das Vordringen. Von einem Spanier, Don Juan van Halen, einem Abenteurer, geführt, brachten die belgischen Aufständischen in einem dreitägigen Kampfe (vom 23. bis 26. Sept.) den Holländern eine so schwere Niederlage bei, daß der Prinz am 27. tief betrübt die Stadt verließ und sich mit dem kleinen Reste seiner Truppen nach Antwerpen rettete, worauf von den festen Plätzen Belgiens einer nach dem andern in die Hände der Insurgenten fiel. Nur die Citadelle von Antwerpen hielt sich durch die Tapferkeit und Willensfestigkeit des Generals Chassé, der die sich feindlich gegen ihn wendende Stadt durch eine sieben-

stündige Beschießung aus 700 Kanonen bestrafte und alle Angriffe der Belgier abschlug.

Wohl erklärten sich jetzt die einberufenen holländischen Generalstaaten bereit, in eine getrennte Verwaltung Belgiens unter oranischer Hoheit einzuwilligen; allein zu spät: der belgische Nationalcongreß bestand auf voller Unabhängigkeit Belgiens und auf dem Ausschluß der oranischen Dynastie vom Thron. De Potter und sein Anhang verlangten zwar eine republikanische Verfassung, aber die Mehrheit der Belgier wünschte bei der constitutionellen Regierungsweise zu bleiben.

Unterdeß aber hatten die europäischen Großmächte eine Conferenz in London eröffnet, die unter den Streitenden einen Waffenstillstand vermittelte und auf des klugen Talleyrand's Rath den Grundsatz der Nonintervention oder Nichteinmischung aufgestellt, wodurch nach der damaligen Lage der Sache die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Belgiens ausgesprochen war, das auf ewige Zeit ein eigener, aber neutraler Staat seyn sollte.

Es galt nun, für den neuen Staat einen König zu wählen. Jede Partei stellte ihren Candidaten auf: die französische den Herzog von Nemours (zweiten Sohn Louis Philipps, Königs der Franzosen), die republikanische Partei den jungen Herzog von Leuchtenberg, und die Partei der Gemäßigten den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg (Gemahl der verstorbenen britischen Thronerbin), der einige Zeit zuvor den griechischen Thron ausgeschlagen hatte. Der letztere Fürst, von England und Frankreich unterstützt, wurde gewählt und hielt am 21. Juli 1831 unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Brüssel.

Nachdem er die von dem belgischen Congreß neu entworfene, sehr freie Repräsentativverfassung, in welcher die Kirche vom Staate getrennt erscheint, beschworen hatte, löste sich der Congreß auf, und das neue Königreich Belgien trat in die Reihe der europäischen Staaten.

Doch der greise König Wilhelm I hatte bereits Protest gegen den Ausspruch der Londoner Conferenz eingelegt, vorzüglich aus dem Grunde, weil man dem belgischen Staate einen zu gerin-

gen Theil der Staatsschuld zugewiesen habe; und ohne den Waffenstillstand zu kündigen, ließ er ein Heer unter dem Prinzen von Oranien in Belgien einfallen. Dieser schlug die unvorbereiteten Belgier in mehreren Schlachten (bei Hasselt, Tirlemont und Löwen) und hätte der neuen Londoner Conferenzschöpfung leicht ein Ende gemacht, wenn der Grundsatz der Nichteinmischung auch gegen ihn beobachtet worden und nicht auf Leopold's Hülferuf und mit Englands Zustimmung ein starkes französisches Heer unter dem Marschall Gérard in Belgien eingerückt wäre, dem es bald glückte, die Holländer wieder über die Gränze zurückzuwerfen.

Dabei erwarb sich der holländische Schiffslieutenant van Spyk durch Selbstaufopferung einen Ruhm, indem er sich mit seinem Kanonenboote, um es nicht in die Hände der Feinde gerathen zu lassen, in die Luft sprengte. — In Folge des Ernstes, den Holland bewiesen hatte, mußte sich nun auf die Entscheidung der Londoner Conferenz Belgien gefallen lassen, gegen Beibehaltung des wallonischen Theiles von Luxemburg — den deutschen Theil dieses Gebietes sammt der Festung Luxemburg, sowie einen Theil von Limburg an Holland zu überlassen, welche beiden letztern Lande sodann zum deutschen Bunde gehören sollten.

Da aber der König von Holland fortwährend den 24 Artikeln der Londoner Conferenz seine Anerkennung versagte, so schloß der König der Belgier mit England und mit Louis Philipp, dem neuen französischen König der Franzosen, (mit dessen Tochter Louise sich Leopold unterdessen vermählt hatte) ein Bündniß, vermöge dessen ein neues französisches Heer abermals unter Gérard einrückte und die Citadelle Antwerpens belagerte. Zwar wurde diese, ungeachtet der tapfersten Vertheidigung Chassé's, erobert; dennoch aber gab König Wilhelm nicht nach, so daß eine französisch-englische Flotte die holländischen Küsten blokirte und die Conferenz noch drei Jahre lang sich Mühe gab, einen Vergleich zu Stande zu bringen.

Endlich, als selbst die Generalstaaten, bewogen durch den großen Schaden, den die Blokade dem holländischen Handel zufügte, in den König drangen, gab dieser nach und nahm am 4. März 1838 die Conferenzartikel an. Nicht lange darauf, am 7. Oct. 1840,

legte er die Krone zu Gunsten des Prinzen von Oranien nieder, der nun als König Wilhelm II den holländischen Thron bestieg.

Wilhelm II war mit der russischen Großfürstin Anna Paulowna vermählt. Der aus dieser Ehe entsprossene Wilhelm III folgte im Jahr 1819 seinem Vater auf dem Throne.

In dem Königreich Belgien erhielt nicht nur die französische Nationalität und Sprache, sondern auch der Katholicismus völlig die Oberhand. Zwar suchten die Flandrer (Fläminger) ihre durch patriotische Schriftsteller (wie Willems, van Duyse, van Ryswyk, Conscience rc.) neu belebte flämische Muttersprache, eine Mundart der Deutschen, geltend zu machen, auch schien sie bereits einen ziemlich festen Boden gewonnen zu haben; doch ist in neuerer Zeit wieder ein Stillstand in dieser Anstrebung eingetreten.

König Leopold gab sich ganz seinem neuen Berufe hin, beobachtete unter allen Versuchungen treu und redlich die Verfassung und hat sich, obgleich Protestant, doch stets mitten in den heftigsten Kämpfen der parlamentarischen Parteien durch Besonnenheit und Umsicht, Klugheit und Gerechtigkeit die hohe Achtung des ganzen belgischen Volkes erworben. Unter ihm entfaltete Belgien mit seinen vielen Kanälen und Eisenbahnen in commercieller und industrieller Hinsicht eine hohe Blüthe des Wohlstandes, während Holland, zwar immer noch wohlhabend durch seinen Colonialhandel, doch noch nicht dahin gelangen konnte, seine große Staatsschuld zu mindern, geschweige sich ihrer zu entledigen.

2. Der (letzte) Aufstand der Polen. Der höhere und niedere Adel. Aufstand in Warschau. Flucht Constantin's. Streit der Parteien. Die provisorische Regierung. Czartorisky. Clopicki, Dictator. Kaiser Nicolaus' Aufruf. Uebergewicht der Demokraten auf dem Reichstag. Allgemeine Volksbewaffnung. Ausschließung des Hauses Romanow. Die Fünfmännerregierung.

Einen starken Nachhall hatte die französische Julirevolution auch in Polen gefunden, das unter russischem Scepter bei getrennter Verwaltung mit einem eigenen Reichstag und Senat, so wie mit einer eigenen Nationalbewaffnung sich einer Ruhe

und eines Wohlstandes erfreute, wie es solchen in dem anarchischen Chaos seiner frühern Selbstregierung nie genossen hatte. Aber nicht sowohl das gemeine Volk, das übrigens die Russen „aus nationalem Instinct" auch nicht leiden konnte, als vielmehr der zahlreiche polnische Adel, seiner frühern Selbständigkeit und Ungebundenheit eingedenk, fühlte sich unbefriedigt, sah die auf das Wohl des niedern Volkes abzielenden Maaßregeln des russischen Guberniums (z. B. die Verminderung der Leibeigenschaft) mißgünstig an, und nahm daher von den willkürlichen Eingriffen des Vicekönigs Constantin in die bestehende Verfassung einen doppelten Anlaß zum steigenden Haß gegen die russische Herrschaft. Doch zeigte sich in dieser Beziehung unter dem polnischen Adel eine verschiedene Richtung. Die höhere Aristokratie, deren Häupter meist im Senate saßen und die den Fürsten Czartorisky zum Führer hatte, scheute einen gewaltsamen Bruch mit Rußland und wollte lieber auf dem Verfassungswege durch Förderung des „moralischen und materiellen Fortschritts" eine Wiedergeburt Polens und durch dieselbe im Laufe der Zeit eine sich gleichsam von selbst ergebende Wiederherstellung der ehemaligen politischen Unabhängigkeit bewirken.

Der niedere Adel dagegen, demokratischen Grundsätzen ergeben und von einem vaterlandsbegeisterten Wilnaer Universitätslehrer, Namens Lelewel, geleitet, dabei auf geheime politische Gesellschaften sich stützend, sah in einer nationalen Erhebung gegen Rußland das natürliche Recht und die natürliche Pflicht eines jeden Polen. Schon im Jahre 1828 hatten diese Demokraten an eine Schilderhebung —, ja einige Fanatiker bei einem Besuche des Kaisers Nicolaus in Warschau (1829) sogar an die Ermordung desselben gedacht. Doch da die Aristokraten die Hand nicht boten, so fühlten sie sich noch zu schwach.

Als aber die Nachricht von der so schnell und glücklich durchgeführten Revolution in Paris und Brüssel in Warschau anlangte, lebte die alte Hoffnung der Polen auf Frankreichs Beistand wieder auf. Alsbald verbreitete sich die Sage, der Czar wolle gegen die neu errungene Freiheit des Westens ausziehen und in diesem Unterdrückungskampfe die Polen zur Vorhut verwenden. Da

geriethen alle politischen Clubs in Bewegung und der Gedanke an eine Erhebung zur Wiedererlangung der polnischen Freiheit durchzuckte den größten Theil des Adels, der Offiziere und der studierenden Jugend in Polen. Rasch reifte der Verschwörungsplan. Am 29. Nov. 1831 brach ein von den Demokraten verabredeter Aufstand in Warschau aus und mit Mühe entgieng der Vicekönig Constantin der Ermordung.

Zwar war eine dunkle Erwartung von einem bevorstehenden Schlag verbreitet und Constantin war mehrmals gewarnt worden. Einige Verhaftungen führten jedoch zu keiner Entdeckung. Während am 29. Abends Alles den Zerstreuungen sich hingegeben und die meisten russischen Offiziere im Theater oder in Gesellschaften und daher die russischen Soldaten in den Casernen sich selbst überlassen waren, befand sich auch der Vicekönig auf seinem Lustschloß Belvedere, von Gesellschaft umgeben, und ahnete keine Gefahr. Die Verschwornen hatten die Rollen vertheilt: ein Theil hatte die Ermordung des Vicekönigs, ein Theil die Erstürmung des Zeughauses, ein Theil den Ueberfall der Kasernen übernommen. Die Anzündung eines Brauhauses war das Zeichen zum Aufstand. — Plötzlich drang eine Anzahl Studierender mit andern Verschwornen unter dem Ruf: „Tod dem Tyrannen!" in den Schloßhof. Die Wachen wurden niedergemacht und einige Verschworne drangen in's Schloß, tödteten im Vorzimmer einen hohen Beamten und wollten schon in das Gemach Constantin's dringen, als dieser durch die Geistesgegenwart seines Kammerdieners gerettet wurde, der schnell die Thüre zuriegelte und seinen Herrn in einer Dachkammer versteckte. Da die Verschwornen wieder umkehrten und einen General tödteten, den sie in der Dunkelheit für den Vicekönig hielten, so bekam Constantin Zeit, in der Nacht auf geheimem Wege den Palast und die Stadt zu verlassen.

Unterdeß war das Zeughaus erstürmt und ein Waffenvorrath von 40000 Gewehren unter das Volk vertheilt worden, und nun begann der Kampf gegen das meist führerlose russische Militär. Die Nacht aber unterbrach ihn bald und am folgenden Morgen zogen sich die russischen Truppen (darunter auch das treue polnische Garderegiment) auf Constantin's Befehl aus der Stadt und setzten mit ihm auf das rechte Weichselufer über, von wo aus sie bald die russische Gränze erreichten.

Ganz Warschau in allen Ständen und Geschlechtern überließ sich nun einem begeisterten Freudensturm und sah sich ohne Besorgniß schon am Ziele seiner Wünsche und Hoffnungen, zumal in allen

Theilen des Landes die lebhafteste Zustimmung sich kund that. Allein als sich der Freudenrausch ein wenig ernüchterte, trat in Betreff der Mittel zur weitern Durchführung des Aufstandes die frühere Meinungsverschiedenheit der Parteien wieder hervor. Während die Demokraten rasch die Massen aufbieten und auch Preußisch- und Oesterreichisch-Polen, desgleichen das altpolnische Rußland aufwiegeln wollten, scheuten sich die Aristokraten vor diesen extremen Mitteln und wollten sich noch einen Weg zum gütlichen Vergleich mit Rußland offen halten.

Da dem Volke die demokratischen Führer dem Namen nach weniger bekannt waren, dagegen ihm die allbekannten, von jeher mit Polens Ruhm verflochtenen Namen Czartorisky, Radziwill 2c. mehr Vertrauen einflößten, so überließ man es dem hohen Adel, an die Stelle des bisher in Polen bestandenen Verwaltungsraths eine provisorische Regierung einzusetzen, welche, mit Ausnahme Lelewel's, aus aristokratischen Notabilitäten bestand und sich den Fürsten Adam Czartorisky zum Präsidenten gab, dagegen zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht den durch die allgemeine Stimme bezeichneten General Joseph Clopicky machte.

Dieser hatte einst an Koszziusco's Seite für die polnische Freiheit gefochten, dann unter Napoleon gegen Spanien gedient, war nach Errichtung des Königreichs Polen Divisionsgeneral geworden, hatte aber, von Constantin beleidigt, seinen Abschied genommen.

Da Clopicky aber bereits bejahrt und von Jugend auf an militärische Ordnung und Disciplin gewohnt war, so erkannte er in dem wirr durcheinander tönenden Meinungschaos, wie es sich mit allen Uebertreibungen aufgeregter Gemüther in den Zeitungen und Clubs kund gab, ein großes Hemmniß. Er ließ sich daher am 5. Dez. (1830) von der provisorischen Regierung bis zum Eintritt gesetzlicher Ordnung zum Dictator ernennen und machte die provisorische Regierung zu seinem Ministerium, aus dem jedoch Lelewel entlassen wurde.

In Warschau befand sich ein dem russischen Hof ergebenes Mitglied des ehemaligen Verwaltungsraths, Fürst Lupecky, der gleich anfangs die Fäden des Aufstandes den Demokraten zu entwinden und sie in die Hände der Aristokratie zu legen gewußt hatte und, so wie zuerst die provisorische Regierung, nun auch den

Dictator mit der Hoffnung zu erfüllen suchte, der Kaiser werde, wenn der hohe Adel die russische Oberhoheit zu erkennen fortfahre, leichter zufrieden gestellt und so der Krieg vermieden werden können. Da nun die polnischen Großen ohnedieß den übereilten Aufstand als ein Uebel ansahen, so ließen sie sich leicht bereden, den Fürsten Lubecky und den Grafen Jeziersky nach Petersburg mit der Bitte zu senden, der Czar möge ihre Constitution von 1815 zur Wahrheit machen und sie auch auf die altpolnischen Provinzen Rußlands ausdehnen. (Diesen letztern Zusatz machte man, nur um das Volk zu befriedigen, zum Schein: denn man hatte nicht im Sinn, darauf zu bestehen.) — Bereits aber hatte Kaiser Nicolaus einen Aufruf an die Polen erlassen, worin er ihnen, mit Ausnahme der Anstifter des Aufstandes, Amnestie verhieß, wenn sie den Verwaltungsrath wiederherstellen, die Waffen wieder ins Zeughaus abliefern, die gefangenen Russen herausgeben und die polnische Armee nach Plock entsenden würden, um dort die Befehle des Kaisers zu erwarten. — Als nun jene Deputirten nach Petersburg kamen, wies er sie mit ihren Forderungen ab und auf seinen Aufruf hin, und drohte im Weigerungsfalle mit dem Untergang Polens: denn der Kaiser wollte nicht einem Zwang nachzugeben scheinen. Fürst Lubecky, der diese Abgeordnetenrolle nur übernommen hatte, um mit Sicherheit aus Polen zu entkommen, blieb in Petersburg, und Jeziersky kehrte allein mit gedämpfter Hoffnung nach Warschau zurück.

Um den Kaiser versöhnlich zu stimmen, hatte Clopicky als Dictator gleich die politischen Vereine aufgehoben, die Presse unter Aufsicht gestellt und noch Manches gethan, das beweisen sollte, man wolle nichts als die Beeinträchtigung der Constitution von 1815 abwenden. Als aber auf dem am 18. Dez. eröffneten Reichstage die Demokraten die Erklärung durchsetzten, daß das Volk den Aufstand billige, und dadurch jede Aussöhnung mit dem Czar unmöglich wurde, so legte Clopicky im Unwillen darüber seine Dictatur nieder. Er ließ sich aber wieder zur Annahme derselben bewegen, mußte es jedoch dulden, daß ihm der Reichsrath einen Aufsichtsausschuß zur Seite setzte, und ein Manifest erließ, worin man die Volkserhebung zu rechtfertigen suchte. Clopicky ernannte nun einen Nationalrath, worin Czartorisky die Präsidentschaft übernahm, und schuf ein neues Ministerium, in das er aber den Lelewel berufen mußte, mit dem er bald wieder in Conflict gerieth.

Des Kaisers Antwort auf die polnische Deputation und die Nachricht von der Zusammenziehung der russischen Heeresmacht be-

schleunigte die bereits begonnene Aufstellung einer polnischen Streitmacht in und um Warschau, zu welcher Freiwillige aus allen Theilen des Landes mit Begeisterung herbeiströmten. Um diese Macht zu vermehren und den Russen gewachsen zu seyn, verlangte die Bewegungspartei, daß man in Litthauen einfallen solle, dessen Anschluß dann auch Samogitien, Podolien und Volhynien nach sich ziehen würde. Allein Clopicky, immer noch in dem Wahn, daß sich gegenüber Rußland noch eine friedliche Vermittlung finden lassen werde, verweigerte seine Zustimmung. Deßhalb enthob ihn der Aufsichtsausschuß der Dictatur, wollte ihn aber verpflichten, den Oberbefehl über das Heer beizubehalten. Er trat aber ganz ab, jedoch mit dem Versprechen, dem neuen Oberbefehlshaber seinen Rath und dem Kampf fürs Vaterland seinen Arm nicht entziehen zu wollen.

Hierauf erklärte der Reichstag (am 25. Jan. 1832) auf Antrag des Grafen Soltyck das Haus Romanow des polnischen Thrones verlustig, setzte eine Fünfmänner-Regierung ein, in welcher Czartorisky den Vorsitz hatte und Lelewel die Demokraten vertrat, und übertrug dem Fürsten Radziwill den Heerbefehl. Allein sämmtlichen aristokratischen Führern fehlte es an der nöthigen Energie und Entschlossenheit: sie versäumten aus diplomatischen Bedenklichkeiten die Zeit und Gelegenheit zum raschen Handeln. Obgleich es dem Volke nicht an Begeisterung, dem Heere nicht an Tapferkeit und Muth fehlte, so lähmte doch die alte polnische Uneinigkeit der Generale und die Schwäche Radziwill's die vorhandene Thatkraft.

3. Fortsetzung: Einrücken der Russen unter Diebitsch. Beginn des Kampfes. Die Schlacht bei Grochow. Skrzinecky Oberfeldherr; seine Unthätigkeit. Vergebliche Erhebungen in den russischen Provinzen. Die Schlacht bei Ostrolenka. Diebitsch' Tod. Paskewitsch. Verluste der Polen. Auflösung der Regierung. Erstürmung Warschau's. Der polnische Heeresrest in Modlin. Polen russische Provinz.

Dadurch hatten die Russen Zeit zum Rüsten und Vorgehen gewonnen. Unversehens überschritt auf Befehl des Czars im Anfang Februars der russische Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabal-

kansky mit 118000 M. und 400 Kanonen den Bug und nahm, in mehreren Colonnen die Richtung gegen Warschau. Jetzt erst dachten die Polen an die Befestigung Warschau's und der jenseits der Weichsel gelegenen Vorstadt Praga und betrieben eine größere Volksbewaffnung; aber weder die Regierung, noch der Reichstag konnten sich zu dem großartigen Entschluß erheben, die Leibeignen frei und dadurch der Nationalkraft mehr Nachdruck zu geben. So waren kaum 45000 M. zum Schutze der Hauptstadt bereit.

Muthig indeß begannen die Polen den Angriff durch das Gefecht von Stoczek (14. Febr.), dem nun eine Reihe von Gefechten folgte, in denen sie unter Skrzinecky bei Dobre, unter Clopicky bei Wawer, unter Jankowsky und Malachowsky bei Bialolenka, unter Clopicky bei Grochow, wenn auch nicht immer glücklich, doch stets mit ausgezeichneter Tapferkeit kämpften.

In der Schlacht bei Grochow, in der Diebitsch selbst mit 70000 M. dem Radziwill und Clopicky mit 45000 M. entgegenstand, bewährten besonders die polnischen Lanzenreiter ihren alten Ruf. Als die Polen bereits der Uebermacht wichen, vernichteten sie noch das beste russische Reiterregiment zum größten Theil, und zogen sich dann bis Praga zurück. An 12000 Russen und 8000 Polen deckten die Wahlstatt. Unter den Verwundeten befand sich Clopicky, der sich nun genöthigt sah, vom Kriegsschauplatz ganz zurückzutreten. Selbst mitten in der Schlacht hatte sich der Mangel an Einigkeit unter den Generalen besonders darin gezeigt, daß Krukowiezky einem Befehle Clopicky's nicht gehorchen wollte, weil derselbe keine eigentliche Charge mehr bekleidete!

Da der greise Radziwill nach Clopicky's Abgang seine Oberbefehlshaberstelle niederlegte, wurde sie dem tapfern und redegewandten Skrzinecky übertragen. Weil dieser aber, gleich dem Clopicky und Czartorisky, in der ganzen Erhebung kein Heil für Polen sah, so ließ er sich mit Diebitsch in Unterhandlungen ein. Da Diebitsch vor Allem die Zurücknahme der Ausschließung der Romanow verlangte, Skrzinecky dagegen Bürgschaften für Polen verlangte, welche Diebitsch ohne Zustimmung des Czar's nicht gewähren konnte, so begann nach einer kurzen Ruhe der Kampf auf's Neue.

Als Diebitsch unvorsichtig seine Macht theilte, um auf das linke Weichselufer überzugehen, vereinigte Skrzinecky seine gleichfalls schon getheilten Truppen auf Pronzinsky's klugen Rath, und gewann mehre Gefechte, in denen er zusammen an 10000 Gefangene machte. Allein gleich darauf fiel er in eine lange nachtheilige Unthätigkeit, während welcher Diebitsch Gelegenheit bekam, sich wieder zu concentriren und den Polen eine Reihe von Nachtheilen beizubringen.

Inzwischen hatte Dwernizky auf Befehl der polnischen Regierung Volhynien zu insurgiren versucht; sein kleines Corps aber mußte bald der dreifach stärkern Macht der Russen unter Rüdiger weichen und sich mit 6000 M. auf österreichisches Gebiet (Galicien) retten, wo er mit seinen Truppen entwaffnet und gefangen wurden. Zwar erhob sich in Volhynien, in Podolien, in der Ukraine, und selber in Samogitien ein Theil des polnischen Adels, unterlag aber aus Mangel an regulärem Militär den Russen oder rettete sich nach Polen.

Nachdem sich Skrzinecky's Streitmacht durch neue Aufgebote bis auf 75000 M. vermehrt hatte, machte er sich endlich auf und rückte gegen Diebitsch an, dessen Hauptmacht zwischen dem Narew und Bug stand, griff aber die unter dem Großfürsten Michael stehenden russischen Garden nicht rechtzeitig an. Dadurch bekam Diebitsch Zeit, zur Unterstützung derselben herbeizueilen und den Polen am 26. Mai in der blutigen Schlacht bei Ostrolenka, ungeachtet der Tapferkeit Skrzinecky's, einen solchen Schlag beizubringen, daß sie sich, wiewohl in geschickter Weise, auf Warschau zurückzogen, wo Alles in die größte Bestürzung gerieth und man sich lange keines Raths wußte.

Selbst als am 10 Juni Diebitsch bei Pultusk — und einige Wochen darauf der Großfürst Constantin bei Witepsk durch die von Osten her in Europa einbrechende Cholera hingerafft wurden, benützte man diesen Schrecken der Russen nicht, sondern Skrzinecky blieb auch nach erfolgter Ergänzung seines Heeres lange Zeit unthätig, weil ihm von Paris aus die täuschende Hoffnung gemacht worden war, die Großmächte würden sich Polens annehmen.

Inzwischen gab der Czar dem Feldmarschall Paskéwitsch-

Skrzynecky den erledigten Commandostab über das russische Heer in Polen, und dieser faßte nun den Plan, die untere Weichsel zu überschreiten und Warschau auf derjenigen Seite anzugreifen, die am schwächsten befestigt war. Der Schrecken und die Verwirrung war in Warschau um so größer, als mittlerweile auch die Unternehmung auf Litthauen gescheitert war, auf die man große Hoffnung gesetzt hatte.

Die Unternehmung auf Litthauen, wohin General Gielgud mit 12000 M. im Anfang Juni abgeschickt worden war, gab einen neuen Beweis von der Unfähigkeit und Uneinigkeit der meisten polnischen Führer. Anstatt in Eilmärschen nach Wilna zu ziehen, wo damals nur 3000 Russen standen, und durch Wegnahme dieser Stadt die Litthauer zur Erhebung zu ermuthigen, hielt sich Gielgud auf seinen Gütern auf, die er als geborner Litthauer in diesem Lande hatte, und als er endlich vor Wilna ankam, fand er die Russen so verstärkt, daß er zurückgeschlagen und genöthigt wurde, sich mit einem Theile seines Heeres bei Memel auf die preußische Gränze zu retten. Eben als sie dort die Waffen strecken mußten, sprang ein polnischer Offizier aus dem Glied hervor und schoß den General Gielgud mit den Worten: „Stirb, Verräther!" nieder. — Dagegen gelang es dem tapfern General Dembinsky, der sich kurz zuvor mit 4000 M. von Gielgud getrennt hatte, sich durch die Russen durchzuschlagen und glücklich Warschau zu erreichen.

Zwar sandte Skrzinecky endlich einige Corps ab, um in Südpolen die Generale Rüdiger und Golowin anzugreifen. Da aber auch diese Corps geschlagen wurden, so nahm der Reichstag am 10. August dem Skrzinecky den Oberbefehl ab, den dann einstweilen Dembinsky und Prondzinsky übernahmen. Zugleich fiel der Pöbel, von Demagogen, die auch den Skrzinecky einen Verräther schalten, aufgestachelt, über die Gefängnisse her, worin noch Andere der Verrätherei Beschuldigte saßen, und mordeten Schuldige, wie Unschuldige.

Weil es nun bei der offenbaren Erlöschung der Begeisterung und Erlahmung aller Thatkraft vollends an einer verständigen Leitung und Zügelung fehlte, und die Anarchie überhand nahm, so entfloh Czartorisky verkleidet aus der Stadt ins polnische Lager; die provisorische Regierung löste sich auf; der vom Pöbel eingeschüchterte Reichstag machte den characterlosen General Krukowiecky zum Präsidenten, und dieser ernannte den 70jährigen

Malachowsky zum Generalissimus. In dem Gefühl, daß nicht mehr zu helfen wäre, vermehrte Krukowiecky verrätherischer Weise die Verwirrung, um das verlorne Staatsschiff auf den Strand laufen zu lassen und sich dadurch — den Dank des Kaisers zu verdienen!

Als Paskéwitsch der Hauptstadt näher rückte, entsandte Krukowiecky einen bedeutenden Theil der Streitkräfte, darunter den General Romarino mit 20000 M., unter verschiedenen Vorwänden weit von Warschau hinweg, so daß nur 34000 M. zur Vertheidigung der Stadt zurückblieben, und als Paskéwitsch am 6. und 7. Sept. Warschau bestürmte, war unter den Vertheidigern kein Zusammengreifen, da Malachowsky keinen Gehorsam fand. Das polnische Heer zwar kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung, so daß 11000 Russen auf dem Platze blieben; allein da Paskéwitsch immer neue Streiter nachrücken ließ, so war der Fall Warschau's nicht mehr aufzuhalten.

Am 7. Abends schickte Krukowiecky, vom Reichstag ermächtigt, einen Unterhändler an Paskéwitsch mit dem Erbieten der Unterwerfung und gab zugleich den Befehl, das polnische Heer nach Praga überzuführen. Einige Stunden darauf nahm der Reichstag die ertheilte Vollmacht zurück, setzte den Krukowiecky ab, überlieferte ihn den Russen und schloß einen 48stündigen Waffenstillstand. Während desselben verließ der Reichstag mit der polnischen Armee, die noch 22000 M. zählte, Warschau und Praga und wendete sich nach Modlin. Am 8. zogen sodann die Russen in Warschau ein.

Noch aber dachte die polnische Armee an die Fortsetzung des Kriegs. In Modlin wollte Malachowsky, von einigen kühnen Generalen bestimmt, das Corps des Generals Romarino an sich ziehen; allein Romarino gehorchte nicht, sondern zog immer weiter nach dem Süden, wo ihm nach einigen Gefechten die Hälfte seines Corps auseinander lief und er mit der andern Hälfte am 16. Sept. über die Gränze gieng und sich in Galicien entwaffnen ließ. Kurz darauf, d. 23. Sept. gieng auch General Rozyki, der sich eine Zeit lang gegen Rüdiger tapfer gehalten hatte, über die krakovische Gränze, um dort die Waffen zu strecken.

Von Modlin aus unterhandelte Rybinsky, der sich nach Verdrängung Malachowsky's den Oberbefehl hatte geben lassen, mit

Paskéwitsch über Amnestie und Gewährleistung der Constitution. Da aber Paskéwitsch auf unbedingter Unterwerfung bestand, so blieb, obgleich die Offiziere und Soldaten sich zu einer letzten verzweifelten Gegenwehr erboten, bei der gewissen Aussicht auf einen vergeblichen Kampf nichts übrig, als über Plock nach der preußischen Gränze zu ziehen, wo sie nach einem feierlichen Protest gegen Polens Behandlung ihre Waffen an die Preußen ablieferten.

Mit der Uebergabe der Festungen Moblin und Zamock an die Russen nahm die polnische Revolution ein Ende.

Dieselben Ursachen, welche früherhin dem polnischen Staat den Untergang gebracht, — nämlich Mangel einer religiösen und sittlichen Erneurung des ganzen Volks, Selbstsucht und Neid, Hader und Zwietracht unter dem polnischen Adel, der sich allein als die Nation betrachtete und keinen freien Bürger- und Bauernstand aufkommen lassen wollte, vereitelten auch diese, wie jede vorangegangene Bestrebung für Wiederherstellung der Freiheit und Unabhängigkeit, und machte die Edelsten der Nation zu Märtyrern einer verlornen Sache.

Das Strafgericht, das nun folgte, war furchtbar. Alle, welche überführt wurden, als Reichstagsglieder für die Verwerfung der Dynastie Romanow gestimmt zu haben, ferner verschiedene Generale (d runter Krukowiecky) und viele andere Schuldige wurden nach Sibirien geschickt, die Güter der Entflohenen und Geächteten eingezogen, das Nationalheer aufgelöst und unter die russischen Truppen vertheilt, dem ganzen Volke die Waffen abgenommen, die Universitäten Warschau und Wilna geschlossen, die Constitution von 1815 für aufgehoben erklärt, das Land zu einer russischen Provinz mit getrennter Verwaltung gemacht und durch ein organisches Statut in den einzelnen Palatinaten berathende Versammlungen eingeführt. An die Spitze der Civil- und Militärverwaltung wurde Fürst Paskéwitsch als Statthalter gestellt.

Der Entflohenen und Geächteten rechnet man an 40000, die sich unter allgemeinster Theilnahme an ihrem Geschick durch Deutschland nach der Schweiz, nach Frankreich und Eng-

land wendeten, um von nun an im Exil „das Brod der Trübsal zu essen". Ein Theil von ihnen fand daselbst durch nützliche Thätigkeit eine neue Heimath; die meisten aber — ohne Ergebung in ihr zum Theil selbst verschuldetes Geschick, ohne Kenntnisse, ohne Bildung, und doch voll Selbstüberschätzung und Anmaaßung, voll Unzufriedenheit und Unruhe, selbst im Exil unter sich selbst gespalten und uneinig, — vermehrten in der Regel die Zahl der Revolutionäre in dem Lande ihres Aufenthalts, um durch neue Umwälzungen irgendwie und irgendwo die alte, immer wache Sehnsucht nach der Wiedergewinnung und Wiederherstellung ihres verlornen Vaterlandes zu befriedigen.

4. Die Revolutionen in der Schweiz. Sturz der meisten aristokratischen Cantonsverfassungen. Aargau radical, Zürich gemäßigt-demokratisch. Die Revolution in Bern. Trennung von Baselstadt und Baselland. Das Siebnerconcordat. Das Sarner Bündniß. Versuch einer Gegenrevolution. Die Schweiz Herd revolutionärer Umtriebe.

Auch auf die Schweiz hatte die Julirevolution und nachher die polnische Revolution eine empfindliche Rückwirkung.

In den meisten Cantonen der Schweiz machten die durch Abkunft, Vermögen und Stellung hervorragenden Geschlechter im großen und kleinen Rath, sowie auch in der Tagsatzung, noch die Mehrheit aus, und wußten durch ihre Bildung und altherkömmliche Erfahrung im Regiment, sowie durch ihre verwandtschaftlichen Verbindungen untereinander sich im Besitz der einflußreichsten Aemter zu erhalten. Daher führten diejenigen, welche sich durch die Oligarchie von der öffentlichen Gewalt mehr oder weniger ausgeschlossen sahen, zum Theil begründete, oft aber auch unbegründete Klagen über Nepotismus; dazu kamen dann noch Klagen über zu hohen Census bei den Wahlen zur Volksvertretung, und von Seiten der minder vertretenen Landbevölkerung Klagen über das Uebergewicht der Städter. So wurde allenthalben in den nicht aristokratischen Ständen dieser Cantone eine große Unzufriedenheit empfunden, die zuletzt aus Anlaß der Julirevolution in unruhige Bewegungen ausbrach, welche, genährt von fremden Wühlern, in

vielen Cantonen die Umwandlung der mehr aristokratischen Verfassungen in demokratische zur Folge hatte.

Die erste Bewegung gieng von dem neuen Aargau aus, wo der Landsturm den oligarchischen Rath zur Aufstellung einer neuen rein demokratischen Verfassung zwang. — Weniger stürmisch, aber nicht minder fest nöthigte Zürich seinen Rath zu einer Umänderung der Verfassung in eine gemäßigte Demokratie. Eben so gieng's in Thurgau, St. Gallen, Solothurn, Schaffhausen, Lucern, Freiburg und im Waadtland. — In dem Vorort Bern, dessen Patriciat in der Erinnerung an seinen frühern Ruhm der Weisheit und Kraft, am entschiedensten widerstand, kam es durch den Einfluß L. Snell's, eines liberalen deutschen Flüchtlings, zu einem Waffenkampf zwischen dem Volk und der Regierung: die letztere unterlag, und eine neue demokratische Verfassung verwischte die letzten aristokratischen Spuren in Bern's Institutionen. — In Wallis, Graubündten, Genf und Neuenburg blieb es im Ganzen noch beim Alten. In Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell herrschte von jeher die Demokratie.

In Basel sollte jedoch der Kampf zwischen dem aristokratischen und demokratischen Elemente den bisherigen Bestand des Kantons tief erschüttern und ihn in zwei neue Cantone, Baselstadt und Basel-Land, auseinanderreißen.

Die ländliche Bevölkerung nämlich, welche im großen Rath 60 Mitglieder hatte, während die städtische 90 zählte, forderte volle politische Gleichheit für alle Cantonsbürger. Die Anhänger des alten Regiments schlugen anfangs dieß radicale Begehren ab; erst als die Bewegung wuchs, wollten sie Gleichheit der Mitgliederzahl im großen Rathe zugestehen. Das genügte nun der Bewegungspartei nicht mehr: sie trat in Liestal zusammen und verlangte von Basel ein allgemeines Wahlrecht und Vertretung nach der Kopfzahl; und als der große Rath nicht darauf eingieng, bildete sich in Liestal eine provisorische Regierung, die das Landvolk zu den Waffen rief. Es kam zum Kampf mit den Regierungstruppen; letztere siegten und die Aufständischen wurden bestraft. — In einer bald darauffolgenden zweiten Erhebung aber siegte das Landvolk, und die Tagsatzung, worin nun die Bewegungspartei überwog, forderte die streitenden Theile zu einem Vergleich auf. Ehe aber die Stadt Basel sich eine für seine Ver-

hältnisse gefährliche Vertretung nach der Kopfzahl gefallen ließ, erbot sie sich lieber zu einer Trennung vom Land, und so zerfiel der Canton in zwei neue Cantone, in Basel-Stadt und Basel-Land, welches letztere sich eine neue demokratische Verfassung und Liestal zum Regierungssitz gab.

Da indessen in allen Cantonen, welche eine gewaltsame Veränderung erfahren hatten, die Partei des Alten auf frühere oder spätere Wiederherstellung hoffte, so schloßen die neudemokratischen Cantone Bern, Aargau, Thurgau, Solothurn, Zürich und Lucern das sog. Siebnerconcordat zum Zweck der Behauptung der gewonnenen Volkssouverainetät und brachten es auf der Tagsatzung dahin, daß ein Ausschuß zur Revision der Bundesacte niedergesetzt wurde. — Weil nun die Tagsatzung des Jahres 1832 zwar die Trennung von Baselstadt und Baselland genehmigte, aber beide zusammen doch nur als Einen Canton angesehen wissen und ihnen auf der Tagsatzung nur Eine gemeinsame Stimme einräumen wollte, so legten Baselstadt, Uri, Unterwalden, Schwytz, Wallis und Neuenburg Protest gegen diese Entscheidung ein und beschloßen im Sarner Bündniß keine Tagsatzung mehr zu beschicken, auf der Baselland erscheinen würde.

Der obgenannte Ausschuß der Tagsatzung hatte unterdeß einen Entwurf zu einer Verfassung für die gesammte Eidgenossenschaft ausgearbeitet; allein die darin ausgesprochene Aufhebung aller cantonalen Unabhängigkeit widerstrebte dem Gefühl für die historische Entwicklung der Eidgenossenschaft noch zu sehr, als daß er allseitig hätte gefallen können, und so blieb die Idee noch unausgeführt! Die Verwerfung dieses Projects aber gab den Anhängern des Sarner Bündnisses den Muth, eine Gegenrevolution zu versuchen. Alt-Schwytz (wo Abyberg den Schild erhob) suchte sein abgefallenes Außer-Schwytz, Baselstadt das untreue Baselland sich mit den Waffen wieder zu unterwerfen. Sogleich aber brachte die Tagsatzung, worin das Siebnerconcordat die Obmacht hatte, 20000 M. in die Waffen, und zwang Baselstadt und Altschwytz zur Unterwerfung unter den Willen der Tagsatzung, den Sarnerbund aber zur Auflösung. Am 17. Aug. 1833 wurden übrigens Baselstadt und Baselland als besondere unabhängige Cantone anerkannt und zwischen beiden die Theilung des Staatsvermögens, des Kriegsmaterials und — was für Baselstadt aus ehrenwerthen Gründen das schmerzhafteste war — auch des Universitätsguts vorgenommen.

Die in den verschiedenen Cantonen sich bekämpfenden Parteien konnten jedoch um so weniger zur Ruhe kommen, als vom Beginn der Unruhen an die gastliche Aufnahme und dann fortwährende

Anhäufung so vieler politischer Flüchtlinge aus andern Ländern die Schweiz mehr und mehr zu einem Herd revolutionärer Elemente und demagogischer Umtriebe machte, welche den Nachbarstaaten nicht geringe Gefahr bereiteten.

5. Italien nach der franz. Julirevolution. Verunglückte Aufstände in Parma, Modena, Sardinien, im Kirchenstaat. Landung der Franzosen in Ancona. Das „junge Italien".

In Italien regte die französische Julirevolution die nationale und demokratische Partei zu neuen revolutionären Bewegungen auf, und zwar zunächst in Parma und Modena, wo die Landesherren von den Aufständischen vertrieben, aber bald durch die österreichischen Waffen wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden. — Auch in Sardinien bereitete die Corbonaripartei wieder eine Revolution vor, welche von der Schweiz aus durch eine Schaar polnischer und anderer Flüchtlinge unter Anführung des polnischen Generals Romarino unterstützt werden sollte. Als aber dieser geschlagen und gefangen wurde, unterblieb die beabsichtigte Revolution.

Im Kirchenstaat hatte Papst Gregor XVI (seit Febr. 1831) mit rücksichtsloser Willensstrenge der Hierarchie wieder neue Kraft verliehen. Da er zugleich auch in der Verwaltung des Staats schroff und ohne alle Rücksicht auf wirklich billige Forderungen der Zeit verfuhr, und selbst den Mahnungen Oesterreichs in Bezug auf zeitgemäße Einrichtungen kein Gehör gab, so war dieser Papst „ein Schrecken für alle Freigesinnten" und das weltliche Regiment des Kirchenstaats verlor mehr und mehr das öffentliche Vertrauen. Die gesteigerte Unzufriedenheit derselben führte zu einem Aufstand in den Legationen, den abermals Oesterreich durch eine Absendung seiner Truppen dahin dämpfen mußte.

Mit Eifersucht sah Frankreich das dadurch steigende Uebergewicht Oesterreichs in Italien; um daher dort ebenfalls sich wieder eine Machtstellung zu verschaffen, landete mitten im Frieden, von keiner Partei aufgefordert, gegen alles Völkerrecht unversehens in der Nacht v. 16. Febr. 1830 eine fran-

zösische Flotte bei Ancona, setzte Truppen an das Land und besetzte zum Erstaunen aller Welt die dortige Citadelle. Zwar belegte Gregor dafür Ancona mit dem Interdict; am Ende aber ließ er sich diesen Handstreich in der Erwägung gefallen, daß die Anwesenheit der Franzosen ihm als Gegengewicht gegen Oesterreichs vorwaltenden Einfluß dienen könne. — Nur in Neapel unter Ferdinand II war es ruhig geblieben. Doch erhielt in allen italienischen Staaten die Partei des „jungen Italiens", geleitet und unterstützt von revolutionären, aus dem Ausland hereinwirkenden Flüchtlingen, eine fortwährende Aufregung und Gährung der Gemüther.

6. Portugal. Die neue Charte Don Pedro's. Maria da Gloria. Die Miguelisten. Rückkehr Don Miguel's. Thronumwälzung. Miguel's Despotie. Gegenrevolution Don Pedro's I. Don Miguel's Entsagung. Herstellung der constitutionellen Verfassung. Tod Pedro's I.

In **Portugal** war nach dem Tode Johann's VI die Regentschaft in den Händen seiner ältesten Tochter Isabella, bis Dom Pedro von Brasilien, — der gleich nach seines Vaters Johann's Tode auf die Nachfolge in Portugal hatte verzichten müssen, weil beide Kronen nicht auf Einem Haupte vereinigt werden sollten, — den portugiesischen Thron für seine damals erst siebenjährige Tochter Maria da Gloria in Anspruch nahm und deren Anerkennung durch eine freisinnige, der Charte Ludwigs XVIII nachgebildete Verfassung (Carta de Lei) zu Wege brachte. Um ihr den Thron zu sichern, suchte er seinen noch in Wien sich aufhaltenden Bruder Miguel und dessen Partei dadurch zu versöhnen, daß er ihm jene seine Tochter verlobte. Nach dieser Charte, welche Don Miguel in Wien unbedingt beschwor, wurde die neue portugiesische Kammer am 30. October 1826 von der constitutionell-gesinnten Regentin Isabella eröffnet.

Kurz darauf brach plötzlich an zwei Enden des Reichs ein absolutistischer Aufstand (in Traz-os-Montes unter dem Marquis von Chabras und in Algarbien unter dem Marquis

von Abrantes) zu Gunsten Don Miguel's aus. Doch wurden diese Aufstände durch den Muth des Kriegsministers Saldanha mit Hülfe der Engländer unterdrückt. Um die Partei Don Miguel's zu befriedigen, übertrug nun der Kaiser Pedro dem Don Miguel die Regentschaft bis zur Volljährigkeit Maria da Gloria's, mit der Bedingung, die Charte zu beobachten. Am 6. Dez. 1827 erließ Don Miguel Wien und begab sich über London, wo er sich vorstellen sollte, nach Lissabon, wo er am 26. Febr. 1828 bei der Verlobung mit seiner Nichte die Verfassung noch einmal beschwor. Deßungeachtet bereitete er mit seinem Anhang Alles zum Umsturz der Verfassung vor. Auf einmal erscholl in den Straßen Lissabon's der Ruf: „Es lebe Don Miguel und der absolute König!" Bestellte Addressen über Addressen liefen aus allen Theilen des Landes ein, die ihn um Abschaffung der Charte und um Uebernahme der unumschränkten Regierung baten. Scheinbar nur nachgebend, berief er die alten Cortes von Lamego, die unter dem drohenden Einfluß des Militärs, ohne auf Don Pedro und auf die Rechte seiner Tochter Rücksicht zu nehmen, am 23. Juni. die portugiesische Krone ihm zuerkannten. — Hierauf führte Don Miguel fünf Jahre lang ein despotisches Regiment, von welchem die absolute Regierung Ferdinand's an Rohheit und Grausamkeit weit übertroffen wurde.

Doch bildete sich in Terceira für die Azoren eine provisorische Regierung, welche die Rechte Donna Maria's vertheidigte. — Im Jahr 1831 wurde Don Pedro in Folge eines unglücklichen Kriegs mit Buenos-Ayres und aus Veranlassung seiner Beziehungen zu Portugal durch eine Revolution genöthigt, den Thron Brasiliens seinem Sohne Pedro II abzutreten, bis zu dessen Mündigkeit eine Regentschaft das Kaiserreich verwaltete. Don Pedro I selbst aber, von Frankreich und England unterstützt, sammelte ein Heer und eine Flotte (welche letztere der Engländer Napier befehligte), und landete 1832 in Oporto, von wo aus er den Don Miguel bekriegte, bis dieser im J. 1834 sich genöthigt sah, dem Throne zu entsagen und Portugal zu verlassen. — Hierauf übernahm Don Pedro die Regentschaft für seine Tochter

Maria da Gloria und stellte die Verfassung wieder her, nachdem er einige Theile derselben in monarchischem Sinne abgeändert hatte. Er starb jedoch in demselben Jahre und das Land war unter den schwachen Händen seiner 16jährigen Tochter den Bewegungen der Parteien preißgegeben, die ihren Thron aufs neue gefährdeten, so daß dieser nur mit Hülfe Englands gegen die Miguelisten aufrecht erhalten werden konnte.

7. Spanien. Ferdinand's VII fortgesetzter Absolutismus. Vermählung mit Christine von Neapel. Aufhebung des salischen Gesetzes. Protest und Verbannung des Don Carlos. Tod Ferdinand's. Christine Regentin. Die Christino's und die Carlisten. Die Basken. Die Exaltados und Moderados. Zumalacarreguy. Spaltung der Carlisten: Der Vertrag von Bergara. Flucht des Don Carlos. Auflösung der Cortes. Christina's Abdankung. Espartero Regent. Reaction Christinens durch Narvaez. Isabella's Vermählung.

In Spanien hatte unterdeß Ferdinand VII nach seiner Restauration durch die französischen Bourbonen (XXVIII. 6, 2) fortgefahren, in thöricht=absoluter Weise zu regieren und dadurch die Constitutionellen und Liberalen zu fortgesetzten Widerstandversuchen zu reizen. Im Oct. 1830 z. B. machte eine Schaar Ausgewanderter unter Valdez und Mina einen neuen, wiewohl vergeblichen Versuch, ihrem Vaterlande eine freie Verfassung zu erkämpfen.

So sehr König Ferdinand allen Revolutionsgrundsätzen feind war, so erlaubte er sich doch selbst eine revolutionäre Maaßregel, durch die er Spanien in eine neue, tiefe Erschütterung stürzte. Er hatte im J. 1829 sich zum viertenmal verheirathet, und zwar mit seiner schönen und „lebenslustigen" Nichte Marie Christine von Neapel, die ihm, dem bisher kinderlosen, eine Tochter Isabella gebar. Um nun dieser Tochter den Thron zu verschaffen, hob er am 31. März 1830 das salische Gesetz (das die weibliche Linie vom Thron ausschließt) auf, und erklärte durch eine sogenannte pragmatische Sanction v. 1. Oct. 1830 seine Tochter zur Kronerbin. (Das salische Gesetz, das bei allen bourbonischen Dynastieen galt, war seit 1713 mit Uebereinstimmung der Cortes in Spanien eingeführt worden.)

Gegen diesen willkührlichen Act des Königs protestirte sein Bruder Don Carlos, weil ihm dadurch die Thronfolge entzogen wurde. Zwar wußte er den König (während einer Krankheit desselben) zum Widerruf der Sanction zu bewegen; allein der König nahm diesen nachher auf Christinens Betrieb wieder zurück, verbannte den Don Carlos und ließ die gedachte pragmatische Sanction von den Cortes bestätigen.

Als Ferdinand VII am 29. Sept. 1833 starb, regierte Christine, als Vormünderin und Regentin, anfangs durch das Ministerium Zea Bermudez im Geiste des „erleuchteten Despotismus"; nachher mußte sie, von den Moderados gedrängt, um ihrer Tochter den Thron zu erhalten, durch Anstellung freisinniger Minister (wie Martinez de la Rosa) und durch Verleihung des Estatuto real v. 10. Apr. 1834 (d. i. einer Constitution mit zwei Kammern) die Liberalen und Constitutionellen befriedigen, welche beide nun mit dem Parteinamen Christinos bezeichnet wurden, während die absolutistische und die auf das Landvolk sich stützende hierarchische Partei, als Anhänger des Don Carlos, der seine Ansprüche festhielt, den Namen Carlisten bekamen. Auf die Seite der Carlisten schlugen sich auch die baskischen Provinzen (Biskaja, Guipuzkoa und Alava), welche bei der Wiedereinführung einer Constitution ihre landschaftlichen Fueros (Vorrechte, durch welche sie gewissermaßen Freistaaten unter dem Schutze der spanischen Krone waren,) zu verlieren fürchteten und daher den Prinzen, der von seiner Partei als König Karl V begrüßt wurde, freudig bei sich aufnahmen. Die Christinos dagegen wurden von Frankreich und England (als Gliedern der damals noch bestehenden Quadrupelallianz, zu der auch Portugal gehörte) unterstützt.

Zwischen jenen beiden, auf Leben und Tod einander gegenüberstehenden Parteien entzündete sich nun ein Prinzipienkampf, der mit furchtbarer Heftigkeit und Grausamkeit geführt wurde. Die Carlisten waren durch die Einheit ihres Prinzips untereinander einig und von einer großen Begeisterung für ihre Sache beseelt; auch hatten sie an Zumalacarreguy, Maroto und Cabrera tüchtige Führer: allein ihr Haupt, Don Carlos, stand ihnen durch seine Charakterschwäche oft hemmend im Wege.

Dagegen waren die Christinos durch Uneinigkeit gespalten, indem die Exaltados (Ueberspannten) oder Progressisten (Fortschrittsmänner) die fast republikanische Verfassuug von 1812 verlangten, die Moderados oder Gemäßigten aber eine der französischen Charte Louis Philipp's nachgebildete Constitution erstrebten.

Christine selbst zeigte sich mehr den Wünschen der Moderados geneigt und hatte darum die Exaltados gegen sich. Als sie dann mit einem jungen schönen Leibgardisten, aus niederm Stande, Namens Muñoz, eine geheime Ehe eingieng und ihn nachher zum Herzog von Rianzares erhob, verlor sie die Achtung des Volks und vermehrte dadurch die Unruhen im Lande, die von den Exaltados zu ihren Zwecken ausgebeutet wurden.

Auch waren die Finanzen der christinischen Regierung zerrüttet, und ein Finanzminister nach dem andern hinterließ, wiewohl selbst bereichert, eine leere Staatskasse; selbst Mendizabal, dem die Cortes ein unbedingtes Vertrauensvotum gegeben hatten, verstand es nur dadurch zu helfen, daß er an 900 Klöster aufhob und deren Güter als Staatseigenthum erklärte. Der Staatscredit war dahin, aber die Minister und Christina giengen reich aus dem Ruin desselben hervor. Daher mangelte es auch der christinischen Armee an Sold, Kleidung, Mund- und Kriegsvorrath, so daß sie gegen die Carlisten, die anfangs nur schwach waren, nichts ausrichten konnte.

Eine Zeit lang führte Zumalacarreguy, „der große Capitän", die Carlisten gegen Rodil, Mina, Valdez &c. von Sieg zu Sieg. Als er bei der Belagerung von Bilbao (17. Jun. 1835) den Tod fand, geriethen die Carlisten zwar in Nachtheil; bald aber stellte der kühne Cabrera, begünstigt durch die fortdauernden Uneinigkeiten der Christinos, das Glück wieder her. Allein der Krieg nahm durch gegenseitige Grausamkeit eine immer abscheulichere Gestalt an. Die Grausamkeit Cabrera's gieng über alle Begriffe, hatte aber ihren Grund darin: daß die Christinos seine 72jährige Mutter hatten erschießen lassen. Auch der Graf España wüthete in Ober-Catalonien in ähnlicher Weise und die Christinos vergalten mit gleicher Barbarei.

Noch belagerten die Carlisten Bilbao, dessen Besitz für sie entscheidend gewesen wäre. Da gelang es dem Führer der Christinos, Espartēro, durch Erstürmung des carlistischen Lagers, die Stadt Bilbao und dadurch Christina's Regentschaft,

somit Isabella's Thronfolge zu retten. Von da an leitete er (zum Grafen von Luchna erhoben) fast allein die Sache der Christinos.

Unterdessen herrschte in ganz Spanien vollständige Anarchie; in allen Städten bildeten sich unabhängige Junten und verlangten die Constitution von 1812, welche zu gewähren Christine keine Lust hatte. Um zunächst die Ruhe in der Hauptstadt herzustellen, erklärte sie Madrid in Kriegsstand und die Nationalgarde für aufgelöst. Allein nun erhob sich am (13. Aug. 1836) ganz Madrid im Aufstand, so daß sich Christina in dem Lustschlosse La Granja, wo sie sich mit Muñoz aufhielt, genöthigt sah, eine Militärdeputation anzunehmen und die Constitution von 1812 einstweilen anzuerkennen, bis im folgenden Jahre durch die Cortes eine neue Constitution zu Stande kam, welche durch Aufstellung zweier Kammern wenigstens den republicanischen Character der vorigen entfernte.

Im gleichen Jahre 1837 vereitelte Espartero Cabrera's Hauptunternehmung gegen Madrid, warf die Carlisten, in deren Lager Zwietracht ausgebrochen war, über den Ebro zurück und drang in Catalonien ein. Noch einmal drang Cabrera (1838) verwüstend sogar bis Valencia vor und erfocht auf der Rückkehr einen glänzenden Sieg bei Maella. Allein im J. 1839 rückte Espartero, von Zurbano unterstützt, in die baskischen Provinzen ein und machte solche Fortschritte, daß sich unter den Basken, deren Land unter den Verheerungen des Kriegs am meisten litt, der Wunsch nach Beendigung des Bürgerkriegs durch eine friedliche Ausgleichung erzeugte. Diese Spaltung unter den Carlisten benützte Espartero (der inzwischen zum Herzog von Morella und zum Siegesherzog ernannt worden war) und schloß mit dem Baskenführer Maroto den geheimen Vertrag von Bergara (31. Aug. 1839), worin den Basken und Navarresen gegen Niederlegung ihrer Waffen Amnestie und ihre Fueros (so weit sie irgend mit der Verfassung vereinbar wären) bewilligt wurden.

So, von seinen gewichtigsten Anhängern verlassen, sah sich Don Carlos genöthigt, nach Frankreich zu fliehen, wo

ihm Bourges zum Aufenthalt angewiesen wurde. Nur Cabrera führte noch ein Jahr lang mit der ihm eigenen wilden und grausamen Weise den Kampf in Catalonien fort, bis er, der Uebermacht weichend, sich mit seinem ganzen Anhang über die Pyrenäen nach Frankreich rettete.

Weil nun Christina, auf die Moderado's gestützt, die Cortes auflöste und ein Gesetz über die Ayuntamiento's gab (d. i. über die Gemeinderäthe, denen ausgedehnte Befugnisse zustanden, mittels welcher sie sogar wesentlichen Einfluß auf die Corteswahlen hatten), so wußte Espartero die Regentin dahin zu bringen, daß sie ihn zum Ministerpräsidenten ernannte. Als solcher muthete er ihr dann zu, das Ayuntamientosgesetz wieder zurückzunehmen, die moderadistischen Cortes aufzulösen und neue Cortes zu berufen. Dazu aber wollte sie sich nicht hergeben, sondern legte ihre Regentschaft nieder (12. Oct. 1839) und begab sich nach Frankreich, wo sie zu Marseille ihre Entsagung bestätigte.

Espartero war nun am Ziele seines Ehrgeizes: er ließ sich von den neuen Cortes zum Regenten ernennen und gab der jungen Königin Isabella den Urheber der Verfassung von 1812, Augustin Arguelles, zum Vormund. Als Regent hatte er zwar die Cortes und Madrid auf seiner Seite, und führte manche Verbesserungen ein. Weil er aber den Zehnten aufhob, das Kirchengut für Nationaleigenthum erklärte und mit dem päpstlichen Stuhle alle Verbindungen abbrach, so hatte er die Geistlichkeit und das Volk gegen sich; und weil er anderseits allen republicanischen Bestrebungen entgegen war, so verlor er das Vertrauen der Exaltados, die sich in ihm getäuscht sahen.

Diese Lage der Dinge in Spanien benützte Christina in Paris und gewann, von Louis Philipp unterstützt, die moderadistischen Generale Narvaez und O'Donnel für eine Reaction, indem sie nun in einer eigenen Protestation ihre Abdankung für erzwungen erklärte. Der erste Versuch der beiden Generale, gleichzeitig im Süden von Cadix aus, wo Narvaez landete und im Norden, wo O'Donnel Pampeluna angriff, einen Aufstand zu erregen, mißlang. Als aber die allgemeine Erbitterung über Espartero's Verfahren gegen die Kirche wuchs, vermehrten sich die Aufstände

und Pronunciamento's oder Erklärungen gegen die Regierung. Hierauf landete Narvaez zum zweitenmal, und zwar in Andalusien, und verschaffte sich durch die ihm von Christina mitgegebenen reichen Geldmittel bald einen so großen Anhang, daß sich bei seiner Annäherung Espartero mit seinem Anhang in die Sierra Morena zurückzog und, als Madrid dem Narvaez die Thore öffnete, nach Cadix eilte, wo er sich nach England einschiffte (Jul. 1843).

Narvaez ließ hierauf die junge Königin Isabella II von den Cortes mündig erklären und rief die Königin-Mutter Christine an den Hof zurück, wo sie dann wieder eine Zeit lang, von Narvaez und den Moderados unterstützt, die Zügel der Regierung führte.

Die verbannten Priester wurden zurückgerufen, der Verkauf der noch übrigen Kirchengüter eingestellt, und ein Concordat mit dem Papst angebahnt, der dann Isabella II als Königin von Spanien anerkannte. — Auch die Verfassung wurde wesentlich modificirt. — Im Oct. 1846 vermählte sich Isabella, 16 Jahre alt, mit ihrem Vetter, dem Infanten Francisco von Assis, dem Sohne Francisco's de Paula, während ihre Schwester Luise sich mit dem Herzog von Montpensier, jüngstem Sohne Louis Philipps von Frankreich verband. Die Politik, welche dieser Heirath zum Grunde lag, war es, welche den König mit England verfeindete, das ihm von da an allenthalben entgegen war.

8. England. Wirkung der franz. Julirevolution auf die Parlamentsreform. Lord Brougham's Antrag. Wellington's Rücktritt. Das gemischte Ministerium Grey. Schicksal der Reformbill. Folgen derselben. Freigebung des Handels nach Ostindien und China. Sclavenemancipation. Tod Wilhelm's IV. Victoria und Albert. Chartisten-Unruhen. Der Opiumkrieg: Der Afghanenkrieg. Bezwingung der Sikhs.

Selbst in England war die Wirkung der französischen Julirevolution spürbar. Die gelungene Katholiken-Emancipation, welche das torystische Ministerium Wellington's hatte gewähren müssen, machte das Verlangen nach endlicher Durchführung der oft begehrten Parlamentsreform wieder rege (XXVIII 5, 4). Die Nachricht von der Julirevolution verursachte sodann bei den neuen Wahlen zum bevorstehenden Parlament eine so große Aufregung, daß nun

selbst das gemeine Volk nach „Reform!“ schrie, und Wellington's Entfernung verlangte, der noch immer der Reform entgegen war. Als hierauf die Thronrede Wilhelms IV am 2. Nov. 1830, worin übrigens die Thronveränderung in Frankreich anerkannt wurde, jeden Reformversuch als ein Streben nach dem Umsturz der Verfassung bezeichnete, — da kündigte Lord Brougham im Unterhause den Plan zu einer umfassenden Parlamentsreform an — „nicht zum Umsturz der Verfassung (wie er sagte), sondern zur Herstellung der ursprünglichen Reinheit derselben.“

Diese Rede brachte eine große Volksaufregung hervor so daß Wellington genöthigt war, abzutreten und einem neuen, aus Tories und Whigs gemischten Ministerium Grey Platz zu machen, das auch Brougham, Melbourne, Russel, Palmerston in sich aufnahm und sogleich (durch Russel) eine Reformbill vorlegte.

Darin wurden den verrotteten Flecken nicht nur, sondern auch allen Orten unter 2000 Einwohnern das Wahlrecht entzogen, dafür aber Orten mit 4000 Einwohnern 1 Vertreter, den sieben größten Städten aber 2 Vertreter zuerkannt. Die Zahl der Wähler wurde aufs Doppelte erhöht.

Aber die Bill gieng nicht durch, daher das Parlament wieder aufgelös't wurde. Die neuen Wahlen fielen zu Gunsten des Ministeriums, die neue Abstimmung im Unterhaus zu Gunsten der Bill aus: allein das Oberhaus verwarf sie. Darauf entstand ein Volkstumult: bewaffnete Haufen wurden mit Mühe von einem Sturm auf Wellington's Palast abgehalten, in Bristol das Stadthaus verbrannt und sonst Unfug versucht. Als das vertagte Parlament wieder zusammenkam, legte Russel eine neue Bill mit geringer Veränderung vor; allein sie scheiterte abermals im Oberhaus.

Nun sollte Wellington wieder ein neues Toryministerium bilden, vermochte es aber nicht, weil Peel in dasselbe zu treten sich weigerte. Daher wieder ein Ministerium Grey, welchem es endlich gelang, am 4. Jun. die Reformbill durch das Oberhaus zu bringen, worauf am 7. Jun. die königliche Bestätigung erfolgte. Eben so gieng auch die schottische und irische Reformbill durch. Lord Grey nannte die Reformbill eine „Endmaßregel“,

weil diese neue Volksvertretung „alle künftig erforderlichen Reformen auf dem Weg des Gesetzes heraufführen" werde.

Nach derselben stellte England 171, Wales 29, Schottland 53 und Irland 105 Abgeordnete zum Unterhaus. Um wählen zu dürfen, genügte ein reines Einkommen von 10 Pf. Sterling, in den Städten die Einnahme einer Hausmiethe oder die Zahlung eines Hauszinses von 10 Pf. — Um gewählt zu werden, mußte man in den Grafschaften 600 Pf., in den Städten 300 Pf. reines Einkommen besitzen.

Von dem nach dieser Reform gewählten neuen Parlamente giengen sogleich verschiedene wichtige, folgenreiche Beschlüsse aus z. B. die Freigebung des Handels nach Ostindien und China, und die großartige, mit außerordentlichen Opfern verbundene Abschaffung der Sklaverei in allen englischen Colonieen gegen eine Entschädigung für die Sclaveneigenthümer von 20 Mill. Pf. St.

Die Sclaven-Emancipation war das Werk des edlen, glaubensvollen William Wilberforce, der sein ganzes Parlamentsleben hindurch nicht müde wurde, seine darauf gerichteten Anträge wieder und immer wieder vorzubringen. Schon 1787 trat er mit der berühmten Motion über die Abschaffung des Sclavenhandels hervor und drang damit durch. Sein darauffolgender Antrag auf Unterdrückung der freien Einfuhr der Sclaven in's britische Gebiet, den er 1791 stellte, gieng erst im folgenden Jahre durch und zwar mit Hülfe von Fox und Pitt. Den Sieg seines Antrags über völlige Emancipation der Sclaven, diesen Triumph der christlichen Menschenfreundlichkeit, erlebte der Edle nicht mehr: denn kurz zuvor (1833) war er gestorben. Sein Grab erhielt eine Stelle in der Westminsterabtei neben Pitt und Canning. Ueber Wilberforce's Leben s. Leo's Univ. Gesch. VI. nach der Darstellung von Wilberforce's Söhnen (Uhden); vgl. die Lebensbeschreibung W.'s von Fr. Kayser.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV. Da er keine Leibeserben hatte, so fiel die Krone nach den Landesgesetzen seiner (damals 18 Jahre alten) Nichte Victoria zu, der Tochter des Herzogs von Kent und einer Prinzessin von Sachsen-Koburg. Königin Victoria vermählte sich am 10. Febr. 1840 mit ihrem Vetter, dem Prinzen Albert von Koburg, der durch Talent und Charakter einen wohlthätigen Einfluß auf die Königin und in so manchen Beziehungen auch auf das Land bekam.

Da sich Victoria zu den Regierungsgrundsätzen der

Whigs neigte, so erhielten diese das Uebergewicht, und das von ihnen gebildete Ministerium Melbourne setzte zu Gunsten der Irländer die Zehntablösungsbill durch.

Um diese Zeit brachen in England die Chartistenunruhen aus. Von einem radicalen irischen Advocaten Feargus O'Connor geführt, forderten die durch den allgemeinen Gebrauch der Maschinen in Noth versetzten Hand=, und Fabrikarbeiter in einer sogenannten „Volkscharte" allgemeines Stimmrecht, eine neue Landesein=theilung und einjährige Parlamente mit geheimer Abstimmung, und bestürmten das Parlament mit ihren Riesen= oder Monsterpetitionen. Es kamen zwar dabei auch einzelne blutige Auftritte vor: dennoch scheiterte die Bewegung an der gesetzlichen Gesinnung und Haltung des englischen Volks und Parlaments.

Da sich die Chartisten in ihren Hoffnungen auf die Whigs getäuscht hatten und denselben daher ihre Unterstützung entzogen, so nahm das Whigministerium Melbourne seine Entlassung. Zwar versuchte nun Sir Robert Peel ein Toryministerium zu bilden, brachte es aber nicht zu Stande und so blieben die Whigs noch am Ruder.

Unter diesem Ministerium brach in Folge der Zwistigkeiten, in welche England (durch die Freigebung des chinesischen Handels) wegen vermehrten Schleichhandels mit Opium, das in China verboten ist, gerathen war, der sogenannte Opium=Krieg aus (1840). Da nämlich der chinesische Kaiser, erzürnt über diese von England begünstigte Einschmugglung des Opiums, die Engländer aus Canton verwies und allen Handel mit ihnen untersagte, so erklärte England den Krieg, eroberte verschiedene Küstenpuncte und drang mit seinen Dampfschiffen am 9. Aug. 1842 bis Nanking vor, worauf die chinesische Regierung den Frieden von Nanking (1842) eingieng, in welchem China die Insel Hongkong an England abtreten, 6 Mill. Pf. St. Kriegskosten zahlen und fünf chinesische Häfen (zu Canton, Amoi, Futschen, Ningpo und Schanghai) dem Handel aller Nationen öffnen mußte.

Fast in die gleiche Zeit fielen die Kämpfe, durch welche sich die britische Herrschaft in Ostindien weiter ausbreitete. Nachdem nämlich die Engländer schon 1826 ihrem ostindischen Reiche einiges Gebiet des birmanischen Reichs einverleibt hatten, veranlaßte sie die Eifersucht auf den vorwiegenden Einfluß Rußlands auf Persien zu einem Zug gegen Afghanistan, wo sie 1838 den von seinen Gegnern vertriebenen Schah Schudscha, der sich zu den Engländern geflüchtet hatte, wieder einsetzten. Im Jahr 1841

brachte eine allgemeine Erhebung der Afghanen einem britischen Heere am Keiberpaß, beim Flusse Kabul, den Untergang. Bald darauf rächten sich die Engländer durch einen verheerenden Einfall in das Land der Afghanen, zogen sich aber dann wieder zurück und unterwarfen nicht nur das am Ausfluß des Indus liegende Gebiet des Emir's von Sind, sondern auch, wiewohl mit schwerem Kampfe, das im Pendschab liegende Land der mächtigen Sikhs, durch welches das britische Ostindien im NW. erst seine natürliche Gränze bekam.

9. Das Toryministerium Peel. O'Connell's Wiederaufnahme der Repealagitation. Die Einkommensteuer. Durchführung der Kornbill. Das Whigministerium Russell. Beruhigung Canada's. Aufschwung des Kaplands. Der Kaffernkrieg.

Als endlich im Jahr 1841 ein Toryministerium unter Peel's Leitung zu Stande kam, regten sich die Repealer in Irland wieder und die Chartisten in England blieben in fortwährender Bewegung. Nicht befriedigt durch die bisherigen Zugeständnisse an Irland, hatte nämlich O'Connell eine neue Repeal-Agitation unternommen, bei welcher er Monster-Meetings hielt und mit Losreißung Irlands von Großbritannien drohte; ja ein Theil seiner Anhänger durchzog, dem von O'Connell aufgestellten Grundsatze des gesetzlichen Widerstandes entgegen, in großen Banden (Weißfüße genannt) unter Mord und Brand das Land. Da schritt endlich die Regierung ein: O'Connell wurde verhaftet und vom Gericht zu einer Geldbuße verurtheilt (1844), worauf eine gewisse Ruhe eintrat, zumal sich das englische Parlament bemühte, den lange gedrückten und vernachläßigten Irländern mehr und mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (O'Connell, von seinen Repeal-Anstrengungen in seiner Gesundheit angegriffen, zog sich aus der Oeffentlichkeit zurück und starb 1847 in Italien.)

Als die Chartisten mit einer neuen Petition von einer halben Million Unterschriften gegen die Hemmung der Korneinfuhr vor das Parlament zogen, setzte Peel (1842) sein „Korngesetz mit gleitender Zollscala" durch, um mittels Erniedrigung des Eingangszolls nach dem Grad des Steigens der Kornpreise ein wohlfeileres Brod zu erzielen. Bald darauf gelang ihm auch die

Reform des Armenwesens, indem er durch Einführung der Einkommensteuer Allen, deren jährliches Einkommen unter 1000 Schilling beträgt, durch Abgabenbefreiung eine große Erleichterung verschafft. Mit dem Antrag, alle Ausfuhrzölle und einen bedeutenden Theil der Einfuhrzölle aufzuheben, näherte er sich zum großen Verdruß vieler Tories dem Freihandelssystem Cobden's.

Peel's letztes Werk zur Verringerung der Noth im Volke war die Durchführung der Kornbill d. i. der Freigebung des Kornhandels (16. Mai 1846). Ihr hat es England zu danken, daß während der neuen Erschütterungen, welche zwei Jahre darauf den Continent betrafen, die ihm vom Chartismus drohenden Gefahren glücklich vorübergiengen.

Bald nach der Durchführung seiner Reformen mußte aber Peel den leidenschaftlichen Angriffen seiner Gegner, besonders der strengtorystischen, weichen. Es folgte nun das Whigministerium Russell, das jedoch von ihm und den Peeliten — d. i. von etwa 120 gemäßigten Tories im Sinne Peel's — unterstützt wurde, so daß Peel noch Gelegenheit hatte, sein Reformsystem zu befestigen und zur Weiterentwicklung desselben beizutragen. Zum Unglück des Landes aber fand der große Staatsmann vier Jahre darauf (1850) durch einen Sturz vom Pferd seinen Tod.

So wie die obenerwähnten ostindischen Colonieen Englands an Machtumfang zunahmen, so giengen auch dessen amerikanische, afrikanische und australische Colonieen wenigstens gedeihlicheren Zuständen entgegen. — In Canada, das 1837 mit Losreißung gedroht hatte, brachten die freisinnigen Concessionen des englischen Parlaments, welche 1838 die Ruhe wieder hergestellt hatten, gute Früchte, und die nachher durch die Sclavenemancipation in der ersten Zeit eingetretenen Nachtheile glichen sich bald wieder aus. — Das Capland in Afrika nahm unter englischer Herrschaft einen sichtbaren Aufschwung und wurde auch mehr und mehr für die Eröffnung des innern Afrika wichtig, indem weit hinein an der Capgränze evangelische Missionsstationen errichtet wurden, die mit dem Samen des Evangeliums zugleich den der Gesittung dort ausstreuten. Die in der Folge ausgebrochenen Kriege mit den Kaffern, welche der Colonie von diesen wilden Stämmen schwere Gefahr drohten, sind in neuster Zeit mit Kraft beendigt worden. — In Australien gehen die Colonieen auf Neuholland, Vandiemensland und Neuseeland einer raschen Entwicklung entgegen, wenn auch die Entdeckung

der australischen Geldschätze den Fortschritten höherer Gesittung noch da und dort hemmend und störend in den Weg tritt.

10. Die englischen Besitzungen in Amerika. — Die nordamerikanischen Freistaaten. Präsident Adams. Präsident Jackson. Verpflanzung der Indianer nach dem Westen. Tilgung der Nationalschuld. Martin van Buren. Harrison Tyler. Ausgleichung mit England in der Durchsuchungsfrage. Die Texas-Annexation. Präsident Polk. Krieg mit der mexikanischen Union. Erwerb von Obercalifornien. Der californische Goldreichthum. Religiöse Zustände in Nordamerika.

In den amerikanischen Besitzungen Englands war die seit 1820 stärker hervorgetretene Opposition so gewachsen, daß es im J. 1837 in Unter-Canada, wo die Bevölkerung großentheils französischer Abkunft ist, zu gewaltigem Widerstand gegen die Verordnungen der mutterländischen Regierung kam. Doch gelang es dem englischen Parlament und Kabinet den entstandenen Zwiespalt dadurch zu heilen, daß man 1840 den Canadiern eine neue Verfassung gewährte, bei welcher der französischen Bevölkerung mit der britischen in beiden, unter Einem Generalgouverneur stehenden Provinzen gleiche Rechte eingeräumt wurden.

Mit den nordamerikanischen Freistaaten währte das seit 1814 wiederhergestellte Vernehmen fort, wiewohl die von Jahr zu Jahr durch massenhafte Einwanderungen wachsende Größe derselben das Selbstgefühl der Nordamerikaner ungemein steigerte und sie oft zu herausfordernden Uebergriffen reizte, welche sie, bei ihrer bereits in die weiteste Ferne sich erstreckenden Eroberungs- und Annexationslust, früher oder später in einen Conflict mit den Mächten der von ihnen gering geachteten „alten" europäischen Welt bringen werden.

Wir fügen hier gleich die Fortsetzung der oben XXVIII. 5, 4. begonnenen kurzen Uebersicht über die Weiterentwicklung der nordamerikanischen Vereinsstaaten von 1825 bis 1848 an.

Nach Monroe's ruhiger Präsidentschaft folgte die des John Quincy Adams (1825—1829), unter welchem die Ausdehnung des Schutzsystems auf viele andere Fabrikate zu einem heftigen Parteistreit Veranlassung gab, bei welchem die Partei der „Nullifiers" sogar zur Gewalt schreiten wollte, sich aber doch noch durch Daniel Webster's scharfe Congreßreden in den Schranken halten ließen. Als sie späterhin ihre Agitation erneuerten, brachte sie der neue, aus der

demokratischen Partei hervorgegangene Präsident Jackson (1829—1837) mit der energischen Erklärung, „die Gesetze der Unionsstaaten müßten aufrecht erhalten werden und sey's auch im äußersten Fall mit gewaffneter Hand," zur Ordnung zurück. — Um den fortwährenden Reibungen mit den Indianern ein Ende zu machen und doch ihre Race zu erhalten, schlug Jackson die Verpflanzung derselben aus dem Süden in die Westgegenden jenseit des Mississippi vor, und führte diese Maaßregel auf friedlichem Wege durch, indem ihnen der Congreß ihre Ansprüche auf den Boden ihrer Väter abkaufte. Nur die Cherokesen wollten anfangs nicht gutwillig weichen, bis sie 1838, um den vielfachen Bedrängnissen von Seiten der Weißen zu entgehen, ihr väterliches Land verließen. Auch ein Theil der Seminolen ließ sich erst durch einen blutigen Krieg, den zu veranlassen ein zweideutiger Vertrag benützt wurde, zur Wanderung nach dem Westen bewegen (1842).

Unter Jackson wurde 1836 die Nationalschuld vollends getilgt; doch geriethen einzelne Staaten, die sich in zu große Speculationen eingelassen hatten, so tief in Schulden, daß viele Familien dadurch ruinirt wurden und der amerikanische Credit eine geraume Zeit stark darunter litt. Zu noch größerer Erschütterung des Credits führte der Speculationsschwindel, den die von Jackson's Nachfolger Martin van Buren (1837—1841) begünstigte Vertheilung der Staatsgelder in die Banken der einzelnen Staaten hervorbrachte.

Der folgende Präsident, General Harrison, gieng aus den Reihen der Whigs hervor, starb aber schon nach einem Jahre. Sein gleichfalls whigistischer Nachfolger, Präsident Tyler (1841—1845), ein entschiedener Charakter, legte zweimal sein Veto gegen eine längst vorbereitete und zuletzt durch beide Häuser gebrachte Bill wegen Errichtung einer Nationalbank — und einmal sein Veto gegen eine neue Tarifbill ein. Ihm danken die Vereinigten Staaten die glückliche Ausführung der Gränzregulirung mit England, so wie eine Ausgleichung in der Durchsuchungsfrage, indem England und die Union übereinkamen, ein gemeinschaftliches Schiffsgeschwader an der amerikanischen Küste behufs der Unterdrückung des Sclavenhandels zu unterhalten. — Als England nun wenigstens noch das „Besuchsrecht" d. i. das Recht, fremde, unter amerikanischer Flagge fahrende Schiffe zum Zweck der Cognition der Flagge zu besuchen, in Anspruch nahm, gab Tyler es nur für den Fall eines Seeraubverdachts zu, andernfalls er die ganze Kraft der Marine zum Schutz der amerikanischen Flagge aufbieten werde. — Eben so vertrat er bei dem Streit über das Oregongebiet, durch welches die Freistaaten die Verbindung mit dem stillen Meere beanspruchten, die Regierung seines Landes gegen England auf das kräftigste.

Schon länger her hatte die Texasfrage alle Gemüther in den Vereinigten Staaten in große Bewegung versetzt. Es hatte sich nämlich im J. 1836 die

mexikanische Provinz Texas von dem mexikanischen Staatenverein losgerissen und den Wunsch ausgesprochen, mit den nordamerikanischen Freistaaten verbunden zu werden; doch stund Tyler an, die Annexationsbill zu begünstigen, weil der mexikanische Staatenverein sich dagegen verwahrte. Erst der neue demokratische Präsident James Polk (1845—1849) begünstigte die Bill, und weil er einen Kampf mit Mexiko voraussah, stellte er 1845 am Rio Grande ein Beobachtungscorps unter General Taylor auf. Schon im folgenden Jahr 1846 führte der Streit über die Texasgränze zum Krieg mit der mexicanischen Union, deren Präsident Paredes mit einem starken mexikanischen Heere den Rio Grande überschritt, wogegen Taylor mit dem nordamerikanischen Heer über den gleichen Fluß in das altmexikanische Gebiet ein-, und gegen Mexiko vorrückte, während noch ein anderes nordamerikanisches Landheer gegen Californien auszog. — Mittlerweile aber brach in der Hauptstadt Mexiko eine Revolution aus, die den Paredes stürzte und den Santa Anna (der früher schon einmal Präsident war) zum Dictator erhob. Dieser rückte nun gegen Taylor vor, wurde aber von ihm geschlagen, worauf ein unterdeß neuangelangtes nordamerikanisches Heer unter dem General Scott nach der Einnahme von Vera Cruz auch Mexico einnahm. Der mexikanische Congreß sagte sich nun von Santa Anna los (der nach einem vergeblichen Versuche, den Krieg fortzusetzen, nach Jamaica entfloh) und schloß unter dem neuen Präsidenten Anaya im Sept. 1848 Frieden mit den nordamerikanischen Freistaaten. In diesem Frieden trat Mexico Obercalifornien ab und erkannte den Rio Grande als Gränze an; die nordamerikanischen Freistaaten dagegen zahlten 15 Mill. Dollars an Mexico und entschädigten die mexicanischen Bürger für ihre Privatverluste.

Kaum war das abgetretene californische Gebiet, das meist aus rauhen, unfruchtbaren Gegenden bestand und wie todt dagelegen war, in den Händen der Nordamerikaner, als es durch seinen zufällig entdeckten Goldreichthum zu einem Eldorado, freilich zunächst nur für diejenigen wurde, welche den Goldklumpen zu ihrem Götzen machen. Die Veranlassung zur Entdeckung des dort zu Tage kommenden Goldes gab übrigens ein fleißiger Deutscher, Namens Sutter, der sich in der Nähe der damals kleinen Missionsstadt San Francisco niedergelassen und mit Hülfe der umwohnenden Indianer am Sacramentofluß ein eilf Quadratmeilen großes Gebiet urbar gemacht und darauf Mühlen angelegt hatte, auch bereits mit Schiffen directen Handel mit den Sandwichsinseln trieb. Als er am Südarme des Amerikanoflusses eine Sägemühle baute und der aufgestaute Fluß in den neuen Mühlgraben eingelassen wurde, riß die Strömung auf beiden Seiten Uferstücke mit fort: auf einmal gewahrte man in den Sandablagerungen gediegenes Gold. Vergebens suchte Sutter den Fund zu verheimlichen; es half nichts: die Kunde davon führte schon in wenigen Wochen Schaaren

amerikanischer Goldgräber herbei, die sich bald durch Tausende von Glücksrittern und Abenteurern aus allen Ländern der Welt vermehrten, dahin eilend, um ihre Seelen mit dem Golde zu sättigen, davon nur in den ersten 6 Monaten schon ein Werth von 20 Mill. Dollars ausgegraben wurde. — In Kurzem entstund — freilich unter Umständen, die den Beobachter, der etwas Höheres kennt, als den Schlamm, aus dem das Gold gewühlt wird, mit sittlichem Abscheu erfüllte, — eine Stadt mit 60000 Einwohnern aller Nationen, von wo aus, als dem Mittelpuncte eines rasch aufblühenden Staates, bereits Handelsschiffe nach Japan ausgesendet wurden. Die Verschiffungen von Gold betrugen v. 1851—1855 den Werth von fast 232 Mill. Dollars. Die in Californien entdeckten Quecksilberminen sind so reichhaltig, daß sie, wäre es möglich, die ganze Welt von hier aus versehen könnten. — Ein verheerender Indianerkrieg bedroht aber dieses Land im J. 1856 mit schweren Nachtheilen.

In religiöser Beziehung umschließt der nordamerikanische Freistaat, obgleich seine Verfassung nur den Glauben an Einen Gott voraussetzt, bei der eigenthümlichen Entstehungsart seiner (im J. 1855 auf 27'840,000 Einw. geschätzten) Bevölkerung die verschiedenen Kirchen und die vielgestaltigsten Secten. Die bischöffliche Kirche mit etwa 1 Mill. Bekenner hat die feste kirchliche Einrichtung des Mutterlandes; die meist deutsch-lutherische (in 1400 Gemeinden) hat eine halbe Million Glieder, und eben so viele zählt die deutsch- oder holländisch-reformirte Kirche: beide Kirchen haben ihre Seminarien und Synoden und werden zum Theil von Europa aus unterstützt. Die katholische Kirche ist in sichtlicher Zunahme begriffen und hat bereits über eine Million ihr Angehörige. — Durch eine größere Gliederzahl zeichnen sich dort mehrere Secten aus: die Baptisten, die aus den englischen Independenten oder Congregationalisten entstanden sind und die Kindertaufe verwerfen, umfassen 4½ Millionen: die nichtbaptistischen Congregationalen zählen ohngefähr 1½ Mill. Die Methodisten belaufen sich auf 3 Mill., die Presbyterianer auf 2 Mill. Von Menoniten, Unitariern, Arminianern und andern kleinern Secten mögen sich an 2 Millionen vorfinden. (Ueber die religiös-sittlichen Zustände Nordamerika's s. Schaaf's Amerika, 1854. Ueber die Zustände der Deutschen in Amerika s. d. Schrift v. Franz Löher.)

---

2. Kapitel.

Deutsche Zustände in Folge der französischen Julirevolution.

1. Preußen's innere Weiterentwicklung ohne Constitutionalismus. Die Fortschrittspartei in Baden. Oesterreich's Abschließung und Sorge für das materielle Wohl seiner Völker. Preußen's Ruhe.

Wieder nach Deutschland von unserer Rundschau zurückkehrend, finden wir, daß auch da so mancher Zunder vorlag, in welchen die von der französischen Julirevolution herüberfliegenden Funken da und dort zündend einschlugen und zu kleinen Flammen emporschlugen, die gelöscht einige Brandstellen hinterließen.

Die Gegensätze des Constitutionalismus und Absolutismus waren miteinander noch im lebhaften Ringen um die Obmacht. Die Fehl= und zum Theil Uebergriffe, welche bei der Wahl und Entwicklung des Repräsentativsystems im Eifer des socialen Fortschritts in den neuen constitutionellen Staaten begangen wurden, hatten besonders in den beiden größten deutschen Staaten Preußen und Oesterreich die ihnen anhängende Vorneigung zu reactionärer Haltung nur noch vermehrt.

Zwar hatte Preußen erklärt, daß die von ihm seit dem 5. Jun. 1823 in's Daseyn gerufenen Provinzialstände nur den Grund zu den künftigen Reichsständen abgeben sollten; — aber die „Freigesinnten" hielten dieses System nur für eine täuschende Ausweichung, gaben die Hoffnung für eine von Oben her zu erwartende „Wiedergeburt" Deutschlands auf, und überließen sich einem zunehmenden bittern Unmuth, besonders seit die Carlsbader Beschlüsse mit der Art und Weise ihrer Ausführung sich wie ein Alp, auf selbst nüchterne, zu keinerlei gewaltsamen Freiheitsbestrebungen geneigte Gemüther legte.

So sehr sich Preußen schmeichelte, durch seine trefflich geregelte Verwaltung, durch Erhaltung der unvergleichlichen

Landwehrverfassung, durch eine erneuerte Städteordnung, durch Ablösung der grundherrlichen Lasten, durch die Beiziehung des Adels zur Besteuerung, durch Förderung der materiellen Interessen (namentlich durch Aufhebung der den innern Verkehr hemmenden Schranken) und durch Hebung der Intelligenz mittels des damals nach mehreren Seiten hin nur zu übermäßig gesteigerten Schulunterrichts, dem „Zeitbedürfnisse" abschlägliche Rechnung tragen zu können: so trat doch das Alles bei Beurtheilung der preußischen Zustände den Männern des Fortschritts wenig ins Gewicht. Denn je mehr man sich zu Preußen versehen und je mehr man von ihm erwartet hatte, desto weniger wollte man Friedrich Wilhelm's III besorgliches Zaudern begreifen und billigen. Nur der übermächtige Einfluß Metternich's auf die preußische Politik schien das Verhalten Preußens zu erklären, und der Spott und Unwille wandte sich verdoppelt gegen den Hemmschuh der österreichischen Politik.

Dagegen rühmte man über Alles das politische Talent, welches sich unter allen constitutionellen Staaten in Baden, besonders seit der Thronbesteigung des Greßherzogs Leopold (März 1830), durch die dort gänzlich entfesselte Presse, durch ein ungemein freisinniges Gemeindegesetz (in welchem die Idee des allgemeinen Staatsbürgerthums über die bisherigen Ständeunterschiede siegte), durch die Freigebung unbeschränkter Beurtheilung aller europäischen Staatsangelegenheiten, durch das Auftreten „freimüthiger" Kammerredner wie Rotteck, Welcker u. a. kundzugeben und den übrigen Staaten constitutionellen und nichtconstitutionellen Gepräges vorzuleuchten berufen schien. Hier, wie in den andern deutschen Staaten, spiegelten sich die meisten Liberalen vorwiegend an dem öffentlichen Leben Frankreichs, wo die Abgeordneten der Nation mit ihrer Presse und Kammerthätigkeit maaßgebend in das Regiment eingriffen und dabei alle großen Zeit- und Tagesfragen — nicht, wie in England, von practisch-nationalem Standpuncte, sondern — mehr nach idealistischem, für alle Völker zugeschnittenen Modell und Maaßstab zu behandeln suchten. Das Land, von dem aus seit Jahrhunderten die Unterdrückung der

Völker ausgegangen war, sollte jetzt plötzlich allen Völkern die wahre Panacee der Freiheit zu bringen geeignet —, und eine Entwicklung in germanisch=nationalem Sinn und Wesen ein Unding seyn!

Während übrigens Oesterreich sich zwar in einseitiger Berechnung gegen das übrige Deutschland fast hermetisch abschloß und es für bedenklich, ja für unausführbar hielt, seinem in Sprache, Character und Sitten so ganz verschiedenen Völkern eine allgemeine, reichseinheitliche Verfassung zu geben, so war es wenigstens ein Hauptaugenmerk der Regierug, das materielle Wohl dieser Völker durch Hebung des Handels und der Industrie mittels Verbesserung der Verkehrsanstalten (in Bezug auf Canäle, Eisenbahnen, Dampfschifffahrt) möglichst zu fördern, — und weitaus die Mehrzahl seiner Unterthanen fühlte sich dabei auch so befriedigt, daß die Julirevolution Frankreichs in Oesterreich keinen Wiederhall fand, wenn auch die Aufgeklärteren die Mängel der Regierung und die Gebrechen der Verwaltung wohl erkannten und verbessert wünschten.

Auch in Preußen blieb es ruhig, da der größte Theil des Preußenvolks, ungeachtet der noch fehlenden Garantieen, mit seinem Vertrauen in die bewährte Redlichkeit und Treue seines vielgeprüften Königs gleichtreu den Thron desselben schützend umgab. Zudem war nicht zu verkennen, daß Preußens ganzer Entwicklungsstand und Regierungsmodus schon an sich ein freieres Gepräge hatte, als sein vorerwähnter großer Nachbarstaat.

In Bayern hielt **Maximilian I Joseph** treu an der von ihm gegebenen Charte, und als er 1825 starb, trauerten alle Parteien aufrichtig über den Verlust dieses Königs mit dem weiten, wohlwollenden Herzen. Ihm hatte sein offenes, heiteres männliches Angesicht, die Geradheit, mit der er jedem entgegenkam, und die Gabe harmloser Unterhaltung allgemeine Achtung und Liebe erworben. „Er lebte aus dem Vollen und doch blieb er und sein Haus reich." Seinem Nachfolger, dem Könige **Ludwig**, der schon als Kronprinz wegen seiner deutschen Gesinnung und aufopfernden Kunstliebe die Anhänglichkeit Vieler genossen hatte, war gleichfalls die Aufrechthaltung der Constitution eine Sache der Ueberzeugung; er konnte freie Meinungen hören, setzte aber Ueberschreitungen eine feste Haltung entgegen.

2. (Fortsetzung.) Die Aufstände in Braunschweig, in Hessen-Cassel; die Bewegungen im Königreich Sachsen und Hannover. Die demokratische Bewegung in Rheinbayern: das Hambacher Fest. Das Frankfurter Attentat. Die Wiener Conferenzbeschlüsse. Die Bundescommission. Ruhe. Der Zollverein. Tod Kaisers Franz I.

Dagegen gab es in Nord= und Mitteldeutschland noch manche Staaten mit so auffallenden, die gesunde Entwicklung des innern und äußern Volkswohlseyns hemmenden Gebrechen, daß die Entfernung derselben durch eine Verfassungsänderung selbst den besonnenen, jeder falschen Freiheitsbestrebung abholden Beobachter als eine Nothwendigkeit erschien, wenn er sie freilich nicht auf gewaltsamem Wege herbeiwünschen mochte. Auf einige Staaten dieser Art wirkte daher die Hitze der Julíussonne in verschiedenen Beziehungen läuternd und umschmelzend ein.

Zuerst brach in Braunschweig ein Aufstand aus, welcher der Willkührherrschaft des Herzogs Karl ein Ende machte und seinen Bruder Wilhelm an die Regierung brachte, der eine freiere Verfassung gab, als diejenige war, die seit 1820 in diesem Lande gegolten hatte.

Braunschweig hatte an dem Herzog Karl einen Regenten, von dessen Hang zur Ungerechtigkeit das ganze Land in allen seinen Ständen schwer zu leiden hatte. Er kehrte sich an keine Gesetze und Institutionen, erhöhte nach Laune die Steuern, stieß gerichtliche Urtheilssprüche um, bot Staatsgüter zum Verkauf aus, behandelte die verdientesten Männer schnöde, verfolgte besonders diejenigen höhern Beamten, welche während seiner Minderjährigkeit vom Könige von England, als dem Haupte des welfischen Stammes, das Land verwaltet hatten, und forderte sogar den hannöver'schen Minister, Grafen Münster, zum Zweikampf heraus! Obgleich der Herzog als zufälliger Augenzeuge der Julíusrevolution in Paris zu seinem nicht geringen Schrecken einen Begriff von dem, was Volkswuth heißt, bekommen hatte, so fuhr er doch nach der Rückkehr in sein Land fort, die Geduld seines Volkes durch Verletzung der Interessen Aller, selbst des Militärs, auf die Probe zu setzen. Plötzlich aber brach am 7. Sept. 1830 ein Aufstand aus, in welchem sein Schloß in Flammen aufgieng, und er selbst, von Jedermann verlassen, sich durch die Flucht nach England rettete. Seine Versuche, das Kabinet von St. James und den deutschen Bundestag zur Hülfe zu vermögen, schlugen fehl; und als er sich selbst durch einen

Ueberfall wieder der Regierung Braunschweigs bemächtigen wollte, entgieng er kaum der persönlichen Mißhandlung von Seiten des Volkes. Daher erklärte ein Beschluß der deutschen Bundesversammlung mit Beistimmung des Königs von England und der übrigen braunschweigischen Agnaten den Herzog für regierungsunfähig, und sprach seinem Bruder Wilhelm, der interimistisch die Regierung übernommen hatte, das Regierungsrecht zu. Dieser vereinbarte nun mit den alten Landständen eine neue freiere Verfassung, die dann von einer, nach den Bestimmungen derselben gewählten neuen Ständeversammlung (12. Oct. 1832) angenommen wurde.

In Hessen-Kassel erfuhr die Mißregierung des Kurfürsten Wilhelm II gleichfalls den Unwillen des Volkes, das bei Gelegenheit einer Brottheuerung mit einem Aufstand drohte und dem Kurfürsten (am 15. Oct.) eine neue freie Verfassung abnöthigte. Weil er sich aber in dieselbe nicht schicken und sein dem Volke verhaßtes Verhältniß zur Gräfin Reichenbach nicht aufgeben mochte, so mußte er einen zweiten Aufstand erfahren, der ihn bewog, seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten zu ernennen und sich von der Regierung und dem Lande zurückzuziehen.

Im Königreich Sachsen, wo das königliche Haus zwar in musterhaft sittlicher Ordnung lebte, wo aber in der Verwaltung von Alters her viele Mißbräuche bestanden, kam es in Leipzig bei Gelegenheit eines Mißgriffs der Polizei zu einem Tumult, in welchem die Wohnungen einiger dem Volke verhaßten Beamten verwüstet wurden. Alsbald brach auch in Dresden eine noch ausschweifendere Bewegung aus, die zur Errichtung einer Bürgergarde und weitergehend zu der Forderung einer zeitgemäßern Verfassung und Umänderung des Gemeinwesens führte. Der hochbejahrte König Anton mußte seinen Minister, den Grafen Einsiedel, entlassen und den freigesinnten Minister von Lindenau an die Spitze der Geschäfte berufen, dazu seines Bruders Sohn Friedrich August zum Mitregenten annehmen, worauf eine neue Verfassung mit den gewöhnlichen Attributen constitutioneller Regierungsform berathen und angenommen wurde.

In Hannover, wo die Verfassung von 1819 über der Bevorzugung des Adels den Bürger und Landmann zu wenig

bedacht hatte, bestand länger her eine dumpfe Unzufriedenheit, welche, nach einem gleich unterdrückten Vorspiel in Osterode, am 8. Jan. 1831 zu Göttingen in eine auf Erzielung einer freiern Verfassung gerichtete Bewegung übergieng. Sie wurde aber durch ein rasches Eingreifen der Regierung (an deren Spitze vom Könige Wilhelm III der Herzog von Cambridge gestellt worden war) sogleich unterdrückt. Indeß bewogen die von allen Seiten des Landes einlaufenden Petitionen um eine Verfassung den König, den beim Volke nicht beliebten Minister Grafen Münster zu entlassen und ein neues liberales Staatsgrundgesetz entwerfen zu lassen, das im nächsten Jahre zur Ausführung kam.

In den süddeutschen constitutionellen Staaten wurde in Folge der Juliusrevolution wohl eine sehr erhöhte Regsamkeit der Kammern nach der linken Seite hin bemerkt; aber zu einer eigentlich größern und bedenklichen demokratischen Bewegung kam es nur in Rheinbayern, dessen räumliche Geschiedenheit vom Hauptlande dieselbe begünstigte. Das Hambacher Fest (26. und 27. Mai 1832) sollte den Beweis liefern, wie schnell und grell sich der Liberalismus der südwestdeutschen Bevölkerung den Grundsätzen der Demokratie, ja zum Theil dem Republikanismus genähert hatte. Zwar schlug der Ernst der strengen Bundesbeschlüsse vom 28. Jun. die ganze Bewegung bald nieder; aber die im „jungen Deutschland" fortwirkende Exaltation wurde von den Leitern der Fortschrittspartei zu dem eben so unsinnigen, als frevelhaften Versuch einer gewaltsamen Revolutionirung des ganzen Deutschlands benützt, einem Versuche, der in dem Frankfurter Attentat zu Tage trat, das unter der Führung einiger Demagogen von einer Anzahl Studenten und andern jungen Leuten zum Sturz der Bundesversammlung und zur Aufrichtung einer provisorischen Regierung für Deutschland unternommen wurde, aber in kläglicher Weise scheiterte.

Das **Hambacher Fest** war eine Versammlung von fast 30000 Menschen, welche sich in der bayrischen Pfalz auf einen Aufruf Wirth's (Redacteurs einer Zeitung „die deutsche Tribüne," die zugleich mit dem „Westboten" Siebenpfeifer's die Grundsätze der Volkssouverainetät und die Idee der Einheit Deutschlands verbreitete) zu einem „Verbrüderungsfest

aller Deutschen" auf dem Bergschlosse Hambach bei Neustadt an der Haardt einfanden, und aus Deutschen verschiedener Gaue, aus elsäßischen Franzosen und aus polnischen Flüchtlingen („den Zugvögeln der Revolution") bestanden. Die Aufpflanzung der schwarzrothgoldenen Reichsfahne, die freiheitstrunkenen, einen ungemessenen Geist der Demokratie athmenden Reden der verschiedenen Demagogen und zuletzt das den „vereinigten Freistaaten Deutschlands und dem verbündeten republikanischen Europa" geltende dreimalige Hoch! ließen erkennen, was diese „freisinnige" Partei im Schilde führe, — aber auch wie politisch-unfähig zur Vertretung einer Freiheit im deutschnationalen Sinne sie sich erwies. — Wie sehr sich die Leiter dieser Partei in der Kraft und Zahl ihrer Anhänger täuschten, bezeugte auch die Leichtigkeit, womit der bayrische Feldmarschall Fürst Wrede diese pfälzische Bewegung dämpfte. — Ein Theil der Schuldigen floh nach der Schweiz und nach Paris, um von dort aus durch die Presse auf Deutschland zu wirken; ein Theil gieng nach Amerika; nur Wirth, ein enthusiastischer, aber von Eitelkeit und Selbstsucht freierer Fortschrittsmann, hielt sich moralisch verpflichtet, die Folgen seiner Handlung zu tragen, und bot sich unerschrocken dem Gefängniß und der Verurtheilung dar.

Alle diese Ueberstürzungen und falschen Freiheitsbestrebungen hatten nur noch strengere politische Beschränkungen in Deutschland nach den Beschlüssen der Wiener Conferenz zur Folge, die sich unter Anderm in Ueberwachung der Ständeversammlungen durch eine eigene Bundescommission, in verstärkter Aufsicht über die Presse, über politische Vereine und über die wandernden Handwerker, welche von solchen Clubs (namentlich in der Schweiz und in Frankreich) für die Republicanisirung Deutschlands bearbeitet wurden, kund gab und die Hoffnung verständiger Vaterlandsfreunde auf friedlichem und gesetzlichem Wege zu verbesserten Zuständen zu gelangen, auf weiter hinaus zurückstellten.

Um den Ausschreitungen des Constitutionalismus zu begegnen, bestimmte die gedachte Wiener Conferenz, daß die Ständekammern die regelmäßige Steuerbewilligung an keine Bedingung knüpfen, die Budgetposten nur im Allgemeinen aufstellen, den Regierungen die Mittel zur Erfüllung ihrer Bundespflichten und den verfassungsmäßigen Regierungsverordnungen ihre Anerkennung nicht verweigern dürften. Zur Entscheidung über Streitigkeiten zwischen den Regierungen und ihren Ständen wurde ein aus Delegirten von 34 Bundesgliedern bestehendes Schiedsgericht eingesetzt, aus denen jede der beiden streitenden Theile drei

wählen darf, und diesen sechs Beisitzern wird von Bundeswegen ein siebenter als Obmann beigegeben.

Während nun in den deutschen Bundesstaaten eine gewisse Ruhe eintrat, wendeten deren Regierungen ihre Sorgfalt auf die fortgesetzte reellere Förderung der materiellen Interessen. Schon im Jahre 1828 hatten Bayern und Württemberg das erste Beispiel einer Zolleinigung gegeben, worauf sich dann Preußen unter großen Opfern und Mühen den Ruhm erwarb, mit Bayern, Württemberg und Hessen durch Aufhebung aller bisherigen gegenseitigen Zollsperren 1829 die erste größere Zolleinigung zu Stande gebracht zu haben, die im Beginn des Jahres 1834 bereits fünfundzwanzig Millionen Deutsche mit einem Gebiet von 8000 Q. M. zur Freiheit des Handels und Verkehrs vereinigte. Dieser deutsche Zollverein gab den ihm angehörenden Staaten in der Vertretung nach Außen auch eine gewisse vorwiegende politische Bedeutung, und zugleich drängten die aus dem Vereinszweck fließenden Interessen die eigentlichen politischen Zeitfragen auf einige Zeit in den Hintergrund.

Diejenigen Staaten, die sich dem Zollverein nicht anschloßen, waren: Oesterreich, Lichtenstein, die beiden Mecklenburg, Hamburg, Lübeck, Bremen, Luxemburg, Limburg, Hannover, Oldenburg und Lippe; die drei letztern Staaten schloßen unter sich einen eigenen Steuerverein.

Der Tod des Kaisers Franz I (am 1. März 1835) änderte in den innern und äußern Verhältnissen Oesterreichs nichts, da sein Sohn und Nachfolger Ferdinand I, ein Fürst von größter Gutmüthigkeit, die Leitung der Staatsgeschäfte gleichfalls den Händen des Fürsten Metternich überließ und dieser aus Besorgniß vor der Demokratie sein System in keiner Beziehung den Zeitanforderungen anzubequemen für heilsam hielt.

Kaiser **Franz** I, dessen lange Regierung, wie wir sahen, in eine hochbewegte Zeit fiel, war von Natur gerade und offen, besonnen und ruhig, voll Gleichmuth und Maaßhaltung. Er war für Jedermann zugänglich, daher auch bei Allen beliebt. Auch in der Vertraulichkeit, mit der er sich Manchen hingab, verließ ihn nie die sittliche Würde, und alles Gemeine war ihm zuwider. Einer der vielen Züge seiner Menschenliebe ist folgender: Er gieng einst von Schönbrunn

aus mit seiner Gemahlin durch ein stilles Dorf spatzieren; da begegnete ihm ein Mann, der auf einem Schubkarren die Leiche eines Armen in einem Sarge, neben dem ein Hund gieng, nach dem Kirchhofe fuhr. Der Kaiser fragte, warum nicht ein Verwandter oder sonst Jemand mit diesem Sarge gienge? Auf die Antwort, daß sich Niemand um den Sterbenden bekümmert habe und den Todten hier nur sein treuer Hund begleite, sagte Franz: „Nun, so will ich mitgehen!“ Er folgte dem Sarge zum Grabe und betete dort mit entblößtem Haupte ein Vaterunser. — Seine Völker wußten sein Regierungssystem (das in seinem Kanzler Metternich und in dessen Maxime: „Alles für das Volk und nichts durch das Volk!“ repräsentirt war) gar wohl von seiner Person zu unterscheiden: denn sie hatten Freude und Leid mit ihm getheilt; sie hiengen an ihm, wie an einem Vater, dessen Erziehungs-Handlungen man nicht alle billigen kann. Von einer vorhandenen Mißbilligung des österreichischen Regierungssystems erfuhr er auch nie etwas, und so schied er mit dem Bewußtseyn, das Wohl seiner Völker redlich gewollt und dafür nach bestem Wissen redlich gesorgt zu haben. „Er schied mit dem Glauben, der Gegenstand ihrer Verehrung und Liebe zu seyn, und darin hatte er recht; er schied mit der Ueberzeugung, einen gut organisirten Staat, eine im Innern festgestellte Macht seinem Nachfolger zu hinterlassen, und darin hatte er — unrecht.“ (Mailath.)

---

3. Kapitel.

Die Juliusmonarchie in Frankreich.

1. Louis Philipp der Bürgerkönig. Wiederhervortreten der Parteien. Die Legitimisten; die Republikaner. Die Doctrinairs. Das Juste-Milieu. Das gemischte Ministerium. Die Creditsumme. Prozeß gegen die gefangenen Minister. Beginnende Reaction. Das Ministerium Laffitte. Das Ministerium Perier. Die Civilliste. Steigende Opposition gegen den König. Der St. Simonismus. Die Besetzung Ancona's. Perier's Tod.

Sehen wir nun wieder auf Frankreich hin und verfolgen den Gang der Entwicklung, den dort nach dem Sturze der Bourbonen die neue Ordnung der Dinge nahm.

Der Sieg der Volksgewalt über das restaurirte Königthum überraschte die Menge so, daß sie (mit Ausnahme einer republikanischen Partei) sich die schnell improvisirte Juliusmonarchie ohne Widerrede gefallen ließ, obgleich diese weder aus dem Erbfolgerecht, noch aus der allgemeinen Volkswahl hervorgegangen war. Aber gerade aus diesem Mangel nach der einen und nach der andern Seite hin kam die Unsicherheit her, die der Juliusmonarchie vom Anfang bis zum Ende anklebte und ihr die zweideutige Signatur einer fingirten Dynastie aufdrückte.

In Ludwig Philipp selbst hatte sich durch den ungewöhnlichen Geschickswechsel, dem er in seinem Leben ausgesetzt gewesen, ein Character ausgebildet, der sich leicht in jede Lage fand und sie mit seinem überaus feinen Verstande und seiner großen Welt- und Menschenkenntniß geschickt zur Befestigung seiner Dynastie zu benützen bemüht war. Persönlich ohne Furcht, aber durch seine Lebenserfahrungen an Behutsamkeit gewöhnt und zum Zweifel geneigt, getraute er nicht, sich einer entschiedenen Richtung mit aller Kraft des Geistes und Willens hinzugeben: seine Entschlüsse ruhten nicht auf dem festen Grund einer über alle Widersprüche erhabenen idealen Ueberzeugung, welche kühnen und freien Schwungs sich die Umstände möglichst zu unterwerfen sucht. Vielmehr zog er es in der Regel vor, sich bloß mit kluger Berechnung nach den Umständen zu richten. Dabei aber war er jeder „Unordnung und Gewaltsamkeit" feind und stets zur „Milde und Menschlichkeit" geneigt.

Diese beiden letztern Eigenschaften, und sein bürgerlich-häuslicher Sinn, den ihm sein früheres zum Theil unter den Mittelklassen der Gesellschaft hingebrachtes Leben eingeflößt hatte, erwarben ihm die Anhänglichkeit der die Ruhe liebenden und mit ihrem Handel und Wandel nur in der Ruhe gedeihenden Bourgeoisie. „Bürgerkönig" zu heißen und zu seyn, rechnete er sich darum zum Hauptverdienst, während das gemeine Volk und selbst der Soldatenstand eine andere Größe an ihm vermißte, die der Franzose — wenn auch oft nur ihrem Scheine nach — an seinen Königen von jeher zu sehen und zu bewundern liebte.

Obgleich sich Louis Philipp nur auf die Mittelklassen stützte, da der Adel und die Geistlichkeit in der Verfassung keine Bedeutung

hatten, das niedere Volk aber erst noch der Heranbildung für ein constitutionelles Leben bedurfte, so mißachtete er doch keinen aus jenen Ständen, die sich ihm ferne stellten, sondern nahm Jeden auf, der sich ihm anschloß. Und weil im Anfang das neue Königthum, das Bürgerthum und das Volk zusammenstimmten, so glaubte man, Frankreich sey am Ende seiner langen (von 1789 an gerechneten) Revolutionsperiode angelangt.

Allmählig aber traten wieder Parteien hervor, die sich zu neuen Kämpfen anschickten. Die Legitimisten, als Anhänger der ältern Bourbonen, zogen sich von den Orleans zurück und hofften auf die Zukunft; die Geistlichkeit war dem größten Theile nach dem Juliusthrone abgeneigt und hielt sich desto strenger an die Kirche; ja ein Theil, mit dem Abbé de Lamennais an der Spitze, wich vom kirchlichen Grund und gab sich demokratischen Schwindeleien hin. — Die republikanische Partei, die mit dem Census, dem Zweikammersystem und der Verwaltungscentralisation unzufrieden war, gieng in mehr und mehr sich verschärfende Opposition über, und überzog Frankreich mit einem Netz von geheimen Gesellschaften, welche durch Emeuten in den bevölkertsten Städten auf den Umsturz des Throns und der Verfassung hinarbeiteten.

Eine andere Partei, genannt die Doctrinairs, weil sie in der Politik Alles auf allgemeine theoretische, insbesondere historisch-politische Grundsätze zurückzuführen und aus ihnen zu erklären suchten, hatte schon unter der Restauration eine gewisse Vermittlung zwischen den Ultraroyalisten und der Revolution angestrebt, und suchte jetzt unter der Juliusdynastie zwischen der Bourgeoisie und der Revolution durch Empfehlung der Charte und ihrer Vortheile die Lehre von der richtigen Mitte (dem sogenannten juste milieu) geltend zu machen. Da sich unter den Doctrinairs bedeutende Geister befanden, die mit gewandter Dialectik die Quasilegitimität der orleanistischen Dynastie vertheidigten, so machte auch Louis Philipp das juste milieu zum Programm seiner Regierung.

Aber gerade dieses Schweben und Schwanken zwischen zwei Prinzipien machte die Stellung des Bürgerkönigthums von

Anfang an zu einer zweideutigen. Gleich das nach diesem Grundsatz gewählte Ministerium repräsentirte die in dem orleanistischen Regierungssystem herrschenden verschiedenen Ansichten, und die gleiche Physiognomie hatte die Deputirtenkammer mit ihren verschiedenen Fractionen.

An der Spitze des Ministeriums stand der Siegelbewahrer und Justizminister Dupont de l'Eure, der die republikanischen Attribute des Juliusthrons hütete; Guizot, Minister des Innern, und der Herzog von Broglie, Minister des Unterrichts, waren beide Doctrinärs; Gérard, Kriegsminister, und Sebastiani, Marineminister, waren beide mit dem Grafen Molé, dem Minister des Auswärtigen, auf Erhaltung der Ruhe im Innern und auf gutes Vernehmen mit dem Ausland bedacht; Baron Buis war ein Freund Talleyrand's, gleichwie dieser der vertrauteste Rathgeber Louis Philipp's war. Von den vier Ministern ohne Portefeuille stand Laffitte (ein Banquier) zu Dupont; — Casimir Perier (auch ein Banquier), Dupin der Aeltere und Bignon zählten zum Centrum in der Deputirtenkammer. Dieses Centrum enthielt alle diejenigen, die ihren politischen Grundsatz dahin aussprachen, daß sie den König, nicht weil er, sondern obgleich er ein Bourbon sey, anerkannten. Die Doctrinärs in der Kammer bildeten gewissermaßen die Rechte, der gegenüber als Linke diejenigen standen, welche wie Laffitte und Lafayette den Revolutionsgrundsätzen ergeben waren.

Um die Schäden, welche der letzte Umsturz einzelnen Klassen verursacht hatte, einigermaßen gut zu machen, wurde ein Credit von 30 Mill. Fr. zur Erleichterung des Handelsstandes, und 5 Mill. (zu denen Louis Philipp aus seinem Eignen noch hinzu that) zur Beschäftigung arbeitsloser Arbeiter bewilligt; auch erhielten die Wittwen und Waisen der Juliuskämpfer Unterstützungen. Eben so suchte man die Presse zu mäßigen und den Unordnungen des Pariser Proletariats zu steuern und hob einige Clubs auf, die das Volk zu Ausschweifungen ermuntert hatten.

Unterdeß nahte der Termin zur Vornahme des Prozesses der gefangenen Minister Karl's X, und weil Polignac und Peyronnet aus ihrer Haft hatten fliehen wollen, aber wieder ergriffen wurden, so wachte im Volke der Geist der Unruhe auf und forderte den Tod der Unglücklichen.

Darüber traten Guizot, Perier und Molé aus dem

Ministerium, das sich nun auflösen und einem vorwiegend demokratischen Platz machen mußte. Die Erhebung Laffitte's zum Ministerpräsidenten, und die von der Pairskammer ausgesprochene Verurtheilung der Minister Karl's X zu ewigem Gefängniß wirkte beruhigend auf die Volksbewegung; die Ernennung Sebastiani's zum Minister des Auswärtigen beruhigte einigermaßen die ausländischen Mächte, welche dieser Ministerwechsel sehr besorgt gemacht hatte.

Nun erst konnte Louis Philipp wieder zur Reaction greifen. Zunächst wurde Lafayette vom Obercommando der Nationalgarde entfernt. Zwar setzte Laffite die Herabsetzung des Census und in Bezug auf Belgien (K. 1, 1.) das Prinzip der Nichtintervention durch; aber als bei der Berathung des Gemeindegesetzes die Kammer nicht auf Laffitte's stark liberale Concessionsvorschläge eingieng, und Oesterreich, welchem Laffitte die Intervention in Italien nicht gestatten wollte, mit Krieg drohte: so sah sich Laffitte gezwungen, aus dem Ministerium zu treten und die Leitung seinem Gegner Casimir Perier zu überlassen, dessen Wahlspruch „Friede und Ordnung" war.

Die Ordnung war unter Laffitte auch durch einen argen Tumult des Pariser Pöbels gestört worden. Weil nämlich der Erzbischoff von Paris (von Quelen) einen Trauergottesdienst für den 11 Jahre zuvor ermordeten Herzog von Berry gehalten hatte, wobei die Legitimisten eine weiße Fahne auf dem Thurme der Kirche flattern ließen und am Trauerkatafalk ein Bildniß des jungen Herzogs von Berry, des von ihnen sogenannten Heinrichs V, anbrachten, so stürmte der Pöbel den erzbischöflichen Palast und verwandelte ihn in einen Trümmerhaufen, ohne daß die Behörden anfangs Miene machten, dem Unfug zu steuern. — Da Laffitte besonders bei den Verhandlungen mit dem Ausland keine Erfahrung und Gewandtheit besaß, so hatte der König mit Sebastiani die auswärtigen Angelegenheiten in die Hand genommen, und Laffitte merkte lange nicht, daß dadurch seine Ministerpräsidentschaft fast nur eine nominelle war.

Casimir Perier, ein fester, willenskräftiger, aber selbstwilliger Character, übernahm das Ministerium nur unter der Bedingung, daß ihm der König die wirkliche, nicht bloß nominelle Leitung überließe. Er hatte den schon unter Karl X viel besprochenen Grundsatz „Le roi regne, mais ne gouverne pas,"

und wußte ihn während seines ganzen Ministeriums durchzuführen. Er bekämpfte in der Kammer alle demokratischen Anträge und verschaffte der Reaction die Oberhand. Er war es auch, der auf König Leopold's Hülfegesuch die bewaffnete Einschreitung Frankreichs in Belgien gegen Holland erwirkte, und der den furchtbaren Aufstand der theils durch Nahrungslosigkeit gedrückten, theils durch die Revolutionspartei aufgehetzten 40000 Seidenarbeiter in Lyon durch den Kriegsminister Soult mit Waffengewalt unterdrücken ließ. Es wäre ihm wohl auch gelungen, die Aufhebung der Erblichkeit der Pairs zu hintertreiben, wenn nicht gerade der Fall Warschau's (S. oben K. 1, 3.) einen Tumult in Paris hervorgerufen hätte. Doch brachte er kurz darauf (Dez. 1831) die Kammer wenigstens dahin, daß sie den König ermächtigte, die Pairs auf Lebenszeit zu ernennen.

So kräftig und entschieden Perier auf Befestigung des Juliusthrones hinarbeitete, so nahm doch, und zum Theil eben deshalb, der Geist des Widerstandes, der besonders in den untern Volksklassen von den demokratischen und republikanischen Vereinen genährt wurde, mehr und mehr überhand. Besonders offenbarte das Volk bei Gelegenheit der Festsetzung der Civilliste (für welche der König 18 Mill. forderte, die Kammer aber nur 12 Mill. bewilligte) eine ungemein gehässige Gesinnung gegen die Person Louis Philipp's und seine Familie, — eine Gesinnung, die um so unedler war, da gerade das Privatleben des Königs und seiner Familie allen Theilen der Nation zum Muster hätte dienen können, und damals auch seine nähere Umgebung keinen gerechten Tadel sich zu Schulden kommen ließ. Pasquille und satirische Carrikaturen aller Art gegen den König sowohl, als gegen die vorzüglichsten auf seiner Seite stehenden Staatsmänner wurden allenthalben offen ausgeboten und steigerten die Nichtachtung des Volkes gegen die Regierung Doch hielt Perier's Strenge und Wachsamkeit wenigstens die äußere Ruhe noch aufrecht.

Einen tiefen moralisch-verderblichen Einfluß auf die Gesinnung der Massen hatte die neuhervortretende moral-philosophische Secte der St. Simonisten, welche auf eine Umbildung der socialen Verhältnisse ausgieng, die sie jedoch nicht, wie die politischen Vereine, mit physischer Gewalt, sondern durch

Belehrung des Volks zu Stande zu bringen suchte. Der Stifter dieser Secte, ein Graf von St. Simon, der aber bereits 1825 gestorben war, hatte ein System erdacht, das durch Aufhebung des Privateigenthums, so wie der Erb- und Familienrechte alle Uebel und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft aufheben zu können behauptete. Unter der geräuschvollen Kaiserherrschaft achtete Niemand auf diese Lehre; doch in der ruhigern Zeit der Restauration ergriffen junge excentrische Köpfe jene Ideen und suchten ihnen durch Stiftung einer St. Simonistischen Gesellschaft eine practische Anwendung zu geben. Ihre Lehren vom gemeinsamen Eigenthum und von Vertheilung der Arbeit nach Befähigung und Verdienst konnten als Chimären sich selbst überlassen bleiben; aber ihre Lehre von der Aufhebung der Ehe und von der „freien Frau" griffen die tiefinnersten Stützen der Sittlichkeit an, und forderten die Staatsgewalt zum Eingreifen auf. Die Häupter der Secte wurden bestraft und die Versammlung der St. Simonisten verboten. Doch lehnten sich an den St. Simonismus, wie wir sehen werden, späterhin andere communistische Versuche zu einer socialen Umwälzung an.

Perier's letzte politische Action war die übrigens widervölkerrechtliche Besetzung Ancona's (s. oben K. 1, 5.), die der Uebermacht Oesterreichs in Italien ein Gegengewicht geben sollte. Als mit den polnischen Flüchtlingen die Cholera nach Paris kam und der Pöbel diese neue Krankheit einer Brunnenvergiftung zuschrieb und einige Menschen als vermeintliche Vergifter zerriß, besuchte der König mit Perier — während die meisten Kammerdeputirten auf's Land flohen — die Choleraspitäler, um das Volk zu ermuthigen. Einige Tage darauf ward Perier selbst von der Cholera ergriffen und starb am 16. März 1832.

Der Tod dieses conservativen Ministers wurde von allen Ordnungsliebenden betrauert: denn nur seiner entschiedenen Thatkraft, seinem practischen Scharfblick und seiner mächtig imponirenden Haltung hatte Frankreich die äußere Ruhe und der Julinsthron wenigstens so viele Festigung zu danken, daß dieser noch auf Jahre hinaus ungeachtet mannichfacher Schwankungen sich halten konnte.

2. Louis Philipp's Selbstregierung. Der compte rendu der Opposition. Die geheimen Clubs. Der Barrikadenaufstand. Das Ministerium Soult-Guizot. Thiers. Der Aufstand in der Vendée. Die Herzogin von Berry. Thiers' Antrag auf Befestigung von Paris. Das Vereinsverbot. Emeuten. Die Höllenmaschine. Fieschi. Die Septembergesetze.

Nach Periers Tod ließ Louis Philipp das Ministerium (das nun mit Montalivet's Namen bezeichnet wurde) unverändert, übernahm aber selbst den Vorsitz im Ministerrath und lenkte nun Frankreichs Geschicke selbständig nach seinem Sinn, als der „unveränderliche Gedanke" (la pensée immuable), wie man den König zu nennen pflegte. Dieß war und blieb der Gedanke, sich auf die wohlhabenden Mittelklassen zu stützen und die Kammer als den eigentlichen Ausdruck des Volks anzusehen. Darüber aber entgiengen ihm die Bedürfnisse der Minderbegüterten, die sich daher um so leichter den Glücks-Vorspiegelungen der demokratisch-republicanischen und communistisch-socialen Factionen hingaben.

Die neue Situation benützend traten 140 Kammer-Oppositionsglieder (darunter Marschall Clauzel, General Lamarque, Dupont de l'Eure, Laffitte, Lafayette, Odillon-Barrot, Franz Arago ꝛc.) mit einem sogenannten Rechenschaftsbericht (compte rendu) auf, worin sie die Juliusmonarchie des Abfalls von der Grundlage ihrer Entstehung beschuldigten. Die Folge war, daß sich zwar einerseits die Majorität mehr an Louis Philipp anschloß, anderseits aber die geheimen Vereine und das von ihnen bearbeitete Volk in große Aufregung gerieth, die sich bei der Leichenfeier Lamarque's in einer Demonstration kund that, welche beim Einschreiten der Polizei in einen Barrikadenaufstand übergieng, den die Linientruppen und Nationalgarden mit den Waffen niederschlagen mußten. Die Erklärung des Belagerungsstandes und die Niedersetzung von Kriegsgerichten zur Bestrafung der Schuldigen vermehrte die Unzufriedenheit der Menge so, daß diese Maaßregel bald zurückgenommen und das unpopulärgewordene Ministerium mit einem andern vertauscht wurde, das Soult's Namen trug.

Während in diesem Ministerium Guizot (ernster Protestant und geistreichster Doctrinär) die höhern und niedern Volksschulen nach dem Muster der Deutschen einzurichten begann, und Broglie, als Minister des Auswärtigen, durch die Eroberung der von Chassé vertheidigten Citadelle von Antwerpen (s. ob. K. 1, 1. a. E.) die Holländer zur Räumung Belgiens zwang, machte sich Thiers, als Minister des Innern, durch Unterdrückung eines legitimistischen Aufstands in der Vendée und durch die Gefangennehmung der Herzogin von Berry einen populären Namen.

Obgleich nämlich Karl X in Görz (wohin er sich von England aus übersiedelt hatte,) als bourbonisches Familienhaupt, mit dem der legitimistische Adel in Frankreich in steter Verbindung stand, die Hoffnung auf die Wiederherstellung seines Hauses zwar nicht aufgab, aber seinen Anhängern voreilige Versuche dazu widerrieth, ließ sich die in Italien lebende Herzogin von Berry (Mutter des Herzogs von Bordeaux, den die Legitimisten Heinrich V nannten) vom Marschall Bourmont zu einem Versuch, einen Aufstand in Frankreich zu erregen, in der Meinung bewegen, der Julithron habe gar keine Wurzeln geschlagen. Sie landete in Marseille, und fand bei einem Zug durch den Süden und Westen Frankreichs die Legitimisten zwar voll Anhänglichkeit, aber zu einer allgemeinen Bewegung vermochte sie dieselben nicht zu bringen, selbst nicht in der Vendée; die Wenigen, die sich zu einer Schilderhebung einfanden, waren selbst unter sich uneinig, indem ihr Manche, die Lage der Dinge besser kennend, riethen, von dem Versuche für jetzt abzustehen. Sie bestund aber auf ihrem Plan, und so kam es zu einigen Gefechten mit den königlichen Truppen, worin zwar die Legitimisten tapfer kämpften, aber bald unterlagen und zersprengt wurden. Die Herzogin hätte sich nun retten können, aber unerschrocken, wie sie war, gefiel sie sich in den Gefahren der Flucht von Schloß zu Schloß, bis sie in Nantes einen heimlichen Aufenthalt nahm und von dort aus mit ihren Anhängern in den verschiedenen Provinzen verkehrte. Allein die Polizei entdeckte ihren Aufenthalt, den ein Jude, Namens Deutz, der ihr Unterhändler für die Pariser Legitimisten war, dem Thiers verrathen hatte. Sie wurde gefangen genommen. Louis Philipp war lange in Verlegenheit, wie er mit ihr verfahren solle. Da erklärte sie, sie wäre mit einem italienischen Grafen heimlich vermählt; auch wurde sie wirklich im Gefängniß von einer Tochter entbunden. Dieser Umstand bestimmte den König, sie der Haft zu entledigen und aus Frankreich fortschaffen zu lassen. Sie gieng nach Sicilien, jedoch ihre Rolle war ausgespielt: selbst die Legitimisten schämten sich nun ihrer.

Diese mißglückte legitimistische Erhebung hatte nur dazu gedient, den König in seiner Stellung zu befestigen. Von günstiger Wirkung war darauf das neue Municipal- und Departementalgesetz in Bezug auf Freigebung der Selbstverwaltung. Nichts desto weniger wuchs der Widerstand der republicanischen Partei. — Um daher Paris in Zukunft leichter im Zaum halten zu können, wußte Thiers die Kammer unter dem Vorwand etwa nothwendiger Vertheidigung gegen äußere Feinde dahin zu bringen, daß sie zur Befestigung von Paris die Mittel gewährte.

Die geheimen politischen und socialen Vereine hatten fast nur revolutionäre Zwecke und fanden besonders unter den Fabrikarbeitern volkreicher Städte die meisten Anhänger. Daher wurde von den Kammern ein Verbot aller Vereine erlassen und die Fortsetzung oder Neuerrichtung derselben von der Ermächtigung der Regierung abhängig gemacht. Als man dieses Gesetz auch in Lyon anwenden wollte, brach dort ein mächtiger Aufstand aus, den die königlichen Truppen nur durch einen mehrtägigen blutigen Kampf dämpfen konnten. Auch an andern Orten, besonders aber in Paris, fand der Lyoner Aufstand Nachahmung, wurde aber durch die gleiche Strenge unterdrückt.

Diese Emeuten riefen den gewagten Gesetzvorschlag zur allgemeinen Entwaffnung des Volks hervor, der wirklich angenommen wurde. Obgleich der, vor dem Pairshof eröffnete Prozeß der verhafteten Aufständner einen glänzenden Beweis von der großen Milde der Juliusmonarchie und ihres Hauptes gab, so ließ doch der tödtliche Haß der Revolutionäre gegen Louis Philipp in keinem Stücke nach. Vielmehr machte er sich im Juli 1835 durch Fieschi's Höllenmaschine Luft, deren verderblicher Wirkung der König nur wie durch ein Wunder entgieng.

Als nämlich der König am Gedächtnißfeste der Julirevolution, umgeben von seinen Söhnen und einem glänzenden Stabe, zur Heerschau über die Nationalgarde und Linie sich begab und auf dem Boulevard du Temple anlangte, erfolgte plötzlich eine furchtbare Explosion, und aus dem Fenster eines benachbarten Hauses hervor drangen eine Menge Kugeln und trafen über 60 Personen verschiedenen Alters und Standes, darunter den Marschall Mortier.

Louis Philipp war durch die Annahme einer Bittschrift, die ihm Jemand überreichte, ein wenig zurückgeblieben und dadurch nicht in die Schußlinie gekommen. Er bewies dabei die größte Unerschrockenheit, ließ sogleich für die Verwundeten sorgen und setzte die Heerschau fort. Fieschi, ein korsischer Soldat, wurde in jenem Hause ergriffen und im Febr. 1836 mit noch zwei Mitschuldigen, Pepin und Morey, hingerichtet.

Dieses gräuliche Attentat gab Veranlassung zu den strengen Septembergesetzen, welche die Verurtheilung von Staatsverbrechern dem Gericht der Pairskammer überwiesen. Der beredte Widerstand Royer Collard's gegen diese Gesetzgebung richtete nichts aus und die republikanische Partei schien gebrochen zu seyn.

3. Gutes Verhältniß der Julimonarchie zu den auswärtigen Mächten. Giftigkeit der Opposition und Presse. Neue Mordversuche. Erster Aufstandsversuch Louis Napoleon's. Befestigung Algeriens. Bugeaud. (Eroberung von Constantine; Besiegung Abdel-Kader's; Demüthigung Marocco's.)

Durch die Beweise von Kraft, welche der Julimsthron bisher so unverkennbar gegen die Revolution entwickelte, gestalteten sich die Beziehungen desselben zu den ausländischen Mächten freundlicher, was besonders die herzliche Aufnahme, welche Louis Philipp's beide ältere Söhne, der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours am Berliner und Wiener Hofe (1836) fanden, besonders aber die Verlobung des Herzogs von Orleans mit der edlen, dem preußischen Hause verwandten Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin bewies, mit der er sich im folgenden Jahre vermählte. — Um diese Zeit ward auch von der Kammer die Ausstattung der an den König Leopold von Belgien seit 1832 verheiratheten Tochter Louis Philipp's genehmigt.

Dagegen stimmte die Opposition in der Kammer einen immer feindlichern Ton an und wurde nicht müde, der Regierung ihre Untreue gegen ihren revolutionären Ursprung vorzuhalten. Diesen Ton verschärften sodann geheime, vor der Polizei sich verbergende Pressen, deren schädliches Gift mehr und mehr die Massen mit der gehässigsten Gesinnung gegen den König und seine

Regierung durchdrang. Daher kam es auch, daß sich nach dem Vorgange Fieschi's noch viele Mordversuche folgten, deren Gelingen aber stets die über Louis Philipp's Leben sichtbar wachende Vorsehung verhinderte.

So schoß Alibaud, ein Handlungsdiener, am 25. Jun. 1836 nach dem König und wurde dafür hingerichtet, und noch am 27. Dez. desselben Jahrs schoß Meunier, ein Handwerker, nach ihm und wurde deportirt. Eine zweite Höllenmaschine sollte den König, sein Gefolge und die Minister beim Zug zur Kammereröffnung tödten; der Anschlag scheiterte und der Urheber Hubert, ein Elsäßer, wurde deportirt. Eben so schoß 1840 Darmès, ein Arbeiter, 1846 Lecomte, ein Forstbeamter, und kurz darauf Henry, ein Stahlwaarenfabrikant, nach dem König. Die beiden erstern wurden hingerichtet, der letztere zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. — Dazwischen machte Louis Napoleon, jüngster Sohn des ehemaligen Königs von Holland und Neffe Napoleon's I im J. 1836 zu Straßburg einen Versuch, die Regierung zu stürzen und das bonapartistische Regiment zurückzuführen; er wurde aber ergriffen und nach Amerika verbannt.

Um den auch in der Kammermajorität ab= und aufwogenden Meinungen der Doctrinärs und der Tierspartie und den Schattirungen beider zu genügen, mußte Louis Philipp oft sein Ministerium wechseln. Dieß brachte auch ein Schwanken in das Regierungssystem, obgleich der König seine selbständige Stellung über beiden Theilen zu wahren und die Leiter derselben, Guizot und Thiers, die sehr verschiedenen Geistes waren, gegen einander in Schranken zu halten, immer aber für seine Zwecke zu benützen wußte. Wo es indeß galt, den Revolutionsgelüsten entgegenzutreten, war das Ministerium und die Kammermajorität einmüthig, desgleichen auch einverstanden mit der Bestrebung des Königs, die von der Restauration gemachte Eroberung Algeriens wider die Ansicht Mancher, welche daraus Verwicklungen mit England und der Türkei besorgten, nicht aufzugeben, sondern sie festzuhalten und die Herrschaft Frankreichs auf der Nordküste Afrika's auszubreiten. Ein glücklicher Erfolg belohnte zuletzt die daran gewandten Opfer.

In der ersten Zeit waren die Kämpfe gegen die Eingebornen Algeriens aus Mangel an hinreichenden Mitteln von mancherlei Unfällen begleitet, wie denn Marschall Clauzel's Sturm auf Constantine (das

alte Cirta) mißlang und General Damremont bei einem erneuerten Angriff auf diese Stadt fiel. Auch litten die Truppen viel durch die Ueberfälle der Araber. Als aber die französischen Soldaten mit der Natur des dortigen Kriegs vertrauter wurden und die Kammer mehr Mittel gewährte, wuchs die Aussicht auf Erfolg. Im Oct. 1837 entschied die glänzende Eroberung Constantine's durch den General Bugeaud den dauernden Besitz der Provinz. Die fortgesetzten Kämpfe mit dem tapfern und listigen Marabut Abd-el-Kader, der den Seinen den „heiligen Krieg" gegen die Ungläubigen predigte uud heimlich von England mit Waffen und Kriegsbedarf unterstützt wurde, kosteten viele Jahre hindurch große Opfer und Anstrengungen, bis endlich Abd-el-Kader gefangen und nach Frankreich gebracht wurde, wo er von Louis Philipp überaus achtungsvoll behandelt, späterhin sogar frei gegeben wurde mit ter Bedingung, in Kleinasien zu leben und nie etwas gegen Frankreich zu unternehmen, — ein Versprechen, das Abd-el-Kader redlich hielt. — Der zwischen einfallende Krieg mit Marocco, den dieser Staat 1844 mit Frankreich begann, endete 1847 durch den Sieg Bugeaud's bei Isly mit der Demüthigung Marocco's. — Als Bugeaud das ganze Gebiet Algeriens unterworfen hatte, bemühte er sich, die Colonie auch im Innern durch eine geregelte Verwaltung zu befestigen und für Frankreich fruchtbar zu machen.

4. Der Socialistenaufstand; das Boulogner Attentat. Das Ministerium Thiers. Die orientalische Verwicklung. Frankreich und Mehemed Ali. Thiers' Rheinbedrohung. Das Ministerium Soult. Guizot. Frankreich im Viermächtebund. Feindschaft zwischen Thiers und Guizot. Zurückführung der Ueberreste Napoleons I. Der Communismus und das Proletariat. Louis Philipp's Verlaß auf die Interessen des Reichthums.

Während durch die Septembergesetze und die Wachsamkeit und Sorge der Regierung allenthalben die äußere Ordnung als befestigt gelten konnte und auch der zunehmende Wohlstand von ihr zeugte, bewiesen zwei neue Versuche der Ruhestörung, der socialistisch-republikanische Aufstand Barbés und Blanqui's (v. 12. Mai 1839) und das Boulogner Attentat Louis Napoleon's (v. 6. Aug. 1840), daß im Verborgenen Kräfte lauerten, die mit der Zeit dem Juliusthrone gefährlich werden konnten.

Der Rest der aufgehobenen republicanischen „Gesellschaft der Menschenrechte" hatte sich in die neue geheime „Gesellschaft der Jahrzeiten" umge-

wandelt, an deren Spitze zwei junge fanatische, nicht ungebildete Männer, Barbé und Blanqui, stunden, welche durch Verbreitung socialistischer Ideen auf den Umsturz der Juliusmonarchie ausgiengen. Mit einigen hundert Mitgliedern dieser Gesellschaft überfielen sie die Wachen des Justizpalastes und Stadthauses und riefen die Republik aus, fanden aber im Volke nur geringe Unterstützung und mußten den Truppen weichen. Während sich ihre Gefährten retteten, wurde Barbé und zwei Monate darauf auch Blanqui gefangen genommen und vom Pairshof zum Tod verurtheilt. Louis Philipp schenkte ihnen aber das Leben und bestrafte sie mit lebenslänglichem Gefängniß.

Louis Napoleon war von Amerika zurückgekehrt und hatte sich in der Schweiz niedergelassen. Weil ihm aber die französische Regierung den Aufenthalt daselbst erschwerte, gieng er nach England. Dort warb er ein halb hundert Leute, kleidete sie in die Uniform der alten Kaisergarde, setzte mit ihnen auf die französische Küste über und zog in Boulogne ein, wo er in einer Proclamation an die französische Nation versprach, ihr ihre ehemalige Größe wiederzugeben. Weil er aber keine Unterstützung fand und die Zollsoldaten sich seiner bemächtigen wollten, warf er sich wieder in das Boot, auf dem er gelandet war. Dieses aber schlug um und er wurde gefangen. Louis Philipp, stets zur Milde geneigt, ließ ihn durch den Pairshof nicht zum Tode, sondern nur zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilen. Er wurde nach Ham gebracht, von wo er 1846 wieder nach England entfloh. (Wer ahnete damals, was aus diesem „Abenteurer" noch werden würde?)

In den auswärtigen Verhältnissen war Louis Philipp's Politik keineswegs der Bedeutung Frankreichs angemessen: denn da er um jeden Preis einen Bruch mit irgend einer der größern Mächte mied, so erschien er stets nachgiebig und oft inconsequent, wie solches das Juste-milieu-Prinzip mit sich brachte. Dieß zeigte sich auch in dem neuen Kampf der Pforte mit ihrem Vasallen Mehemed Ali von Ägypten, welchen letzteren Frankreich begünstigte. Als nun die übrigen vier Großmächte für die Pforte entschieden und Frankreich dadurch isolirt erschien, drohte Thiers, welchem kurz zuvor eben dieser Verwicklungen wegen die Ministerpräsidentschaft übertragen worden war, mit einem Angriff auf den Rhein und lärmte ganz Frankreich zu gewaltigen Rüstungen gegen Deutschland auf. (Wie die Deutschen ihm darauf antworteten, ist unten in K. 5, 2. erwähnt.) Am Ende aber trat Louis Philipp (auf den Rath Guizot's, der damals als Gesandter in London war,) doch den

Beschlüssen des Viermächtebunds bei und ließ die Aegypter zusammt seinem Minister Thiers fallen, indem letzterer dem Ministerium Soult-Guizot Platz machen mußte, das am 15. Juli 1841 jenen Vertrag unterzeichnete, durch den der Pforte das Recht zuerkannt wurde, in Friedenszeiten die Dardanellen und den Bosporus für die Kriegsschiffe aller Nationen zu schließen.

Dieser Act zog dem neuen Ministerium bei der Opposition den Spottnamen „das Ministerium des Auslands" und dem Minister Guizot insbesondere den Spottnamen „der Flüchtling von Gent" zu (mit Anspielung auf seine Flucht nach Gent während der hundert Tage). Von da an trat zwischen Guizot und Thiers, welche früherhin vereint den Juliusthron so kräftig gestützt hatten, eine Feindschaft ein, die der Juliusmonarchie Unheil bereitete. Denn von nun an hielt sich Thiers mehr zur Opposition, und als kurz nach seinem Austritt aus dem Ministerium die unter seiner Vorstandschaft beschlossene Zurückführung der Ueberreste Napoleon's von St. Helena nach Paris durch den Prinzen Joinville Statt hatte und der berühmte Todte im Dom der Invaliden beigesetzt wurde, hörte man neben dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!" auch den Ruf: „Nieder mit dem Ministerium! nieder mit Guizot! Es lebe Thiers!"

Diese Zurückführung der Leiche Napoleon's durch die von Joinville befehligte Expedition (auf der Fregatte Belle Poule) geschah in der Absicht, durch Stärkung des Nationalbewußtseyns dem Juliusthrone die öffentliche Meinung zu gewinnen. Man bedachte aber nicht, daß dadurch alle Erinnerungen an die „große Kaiserzeit" und an die damit zusammenhängenden Wünsche und Bestrebungen Vieler wieder wach werden würden. Und so bereitete man der Juliusdynastie, anstatt eines Verdienstes, eine drohende Gefahr. „Der neue Prometheus hätte für immer auf dem Felsen gelassen werden sollen, an welchen er von der Furcht und dem Haß seiner Feinde geschmiedet worden war, und wo Gram und Stolz, wie der Geier an den Eingeweiden des Titaniden, an seinem Leben genagt hatten. (E. Arnd.)

Da die von Thiers beantragte Befestigung von Paris, welche das Ministerium Guizot ausführte, 140 Mill. kostete und die obeerwähnten von Thiers gegen Deutschland veranlaßten Rüstungen 185 Mill. betrugen, so entstand eine bedeutende Lücke im Staatshaushalt, die durch eine erweiterte Personensteuer gedeckt

werden sollte. Weil daher diese nun auch Fabrikarbeiter, Taglöhner, Handwerksburschen ꝛc. betraf, so entstund in den untersten Schichten des Volks eine tiefe Unzufriedenheit und Gährung, die bei der Rückkehr des Prinzen von Aumale (vierten Sohnes Louis Philipp's) aus Algier in einer Emeute zu Tage trat, bei welcher auf den Prinzen geschossen wurde, den nur die zufällige Wendung seines Pferdes rettete. Der Thäter (Quenisset) wurde zum Tode verurtheilt, aber von Louis Philipp begnadigt und nach Nordamerika deportirt.

Die unterdeß aufgekommenen communistischen Lehren Fourrier's, und noch weitergehend die Lehren Cabot's (des Stifters der Icarier) und Proudhon's, welche dahin zielten, alle Religion als eine Pest der Menschheit zu vertilgen, die Ehe und Familie als eben so viele Wurzeln der Selbstsucht auszurotten, die Güter der Einzelnen als gemeinschaftlich zu theilendes Gut, ja alles „Eigenthum als Diebstahl“ und jede Art von Autorität als Tyrannei zu betrachten, — verbreiteten sich durch Geheimpressen und Versammlungen von Tag zu Tag mehr in den niedern Volksklassen Frankreichs und durch Handwerksgesellen und Fabrikarbeiter auch in die benachbarten Länder. Kein Wunder, daß dieses Seelengift, von den Massen begierig aufgenommen, das innerste Leben der Staaten angriff, und man in einen Abgrund schauen konnte, der alles zu verschlingen drohte. Leider fanden die Proletarier, zu welchen außer den genannten Klassen, auch politische Flüchtlinge, Verarmte und Herabgekommene aller Art gehörten, in der Selbstsucht, Habsucht und Genußsucht der meisten Vornehmen und Reichen eine gewisse Rechtfertigung ihrer Leichtgläubigkeit, mit der sie sich den diabolischen Lehren und Vorspiegelungen ihrer theils fanatischen, theils boshaften Verführer hingaben. Die einzige Leuchte, welche aus dieser Finsterniß die Verführer und Verführten hätte herausführen können, das Wort Gottes, war für dieses Geschlecht längst völlig erloschen.

Louis Philipp erkannte die Größe dieser Gefahren nicht, sondern glaubte die Interessen seiner Dynastie am besten zu sichern, wenn er fortführe, vorzugsweise die Interessen

des Reichthums zu wahren. Aber gerade dadurch entfremdete er sich das Volk, für dessen Bedürfnisse seine Regierung von Anfang an nicht hinreichend gesorgt hatte. Das Glück, das bisher fast alle seine Unternehmungen begünstigt hatte, ließ ihn jedoch hoffen, durch fernere kluge Berechnung auch über diese Klippen hinwegzukommen.

---

4. Kapitel.

Auftritt der orientalischen Frage im Kampf der Türkei mit Ägypten. Rußlands continentales Uebergewicht.

1. Mahmud II und Mehemed Ali von Aegypten Eroberung Syriens durch Ibrahim Pascha. Sieg über den Sultan bei Konieh. Rußlands Hülfsanerbieten. Einsprache Frankreichs, Englands und Oesterreichs: der Friede von Kutajah: Syrien ägyptisch. Der Vertrag von Unkiar-Skelessi: das schwarze Meer ein russischer Binnensee.

Der Conflict, in welchen Frankreich unter Louis Philipp und seinem Minister Thiers mit den übrigen Großmächten eine Zeit lang gerathen war, bezog sich, wie erwähnt, auf die orientalische Frage, die seit dem mächtigen Vorschreiten Rußlands gegen die Türkei anfieng, mehr und mehr in den Vordergrund der europäischen Politik zu treten. Es fragte sich, ob man das zusehends in sich zusammensinkende türkische Reich dem vorwiegenden und am Ende alleinigen Einflusse Rußlands überlassen und damit sich selbst zur Unmacht verurtheilen solle? Zwar schien der Friede von Adrianopel die drohendste Gefahr abgewandt zu haben; auch gaben die Reformen Mahmuds II den außer Rußland an jener Frage betheiligten Mächten die Hoffnung, die Pforte werde dadurch ihrer befürchteten Auflösung entgehen und dem russischen Andrang noch eine nachhaltige Kraft entgegensetzen können.

Nachdem Mahmud II die ihm widerstrebenden Bosnier und Albanesen, welche ihm gegen Rußland keine Hülfe geleistet hatten, zur Unterwürfigkeit zurückgebracht hatte, drohte ihm von einem andern noch wichtigeren Vasallenstaat eine neue schwere Gefahr. Mehemed Ali, Vicekönig von Ägypten, nicht zufrieden, für seine dem Sultan gegen die Griechen geleisteten Dienste die Insel Candia erhalten zu haben, trachtete nun auch nach dem Besitz der reichen Provinz Syrien, um von da an immer weiter in Asien um sich zu greifen.

Da ihm der Sultan sein Verlangen abschlug, so suchte er eine Ursache zum Krieg mit dem Pascha von St. Jean d'Acre (einem der vier Paschaliks, in welche Syrien getheilt ist). Unversehens überschritt Mehemed Ali's Sohn Ibrahim Pascha an der Spitze eines auf europäische Weise disciplinirten Heeres die ägyptische Gränze, besetzte Gaza, Jaffa und Jerusalem, und belagerte zu Land und zu Wasser das feste Acre. Da der Sultan seine erneuerten Forderungen mit der Acht beantwortete, eroberte Ibrahim 1832 Acre mit Sturm und unterwarf sich bald ganz Syrien. Vergebens entsandte der Sultan zwei Heere hintereinander: das erste wurde bei Beylan, das zweite am 20. Dec. bei Konieh (dem alten Ikonium) geschlagen und sogar der Großvezier Redschid Pascha gefangen. Durch diesen Sieg stand dem Ibrahim, der unterdeß sein Heer auf 100000 M. gebracht hatte, der Weg nach Constantinopel offen.

Während England und Frankreich es versäumten, den Sultan zu unterstützen, hatte Rußland schon beschlossen, diese Gelegenheit wieder zur Erweiterung seines Einflusses auf die Türkei zu benützen. Czar Nicolaus bot dem Sultan seine Hülfe an, und dieser, der sich von England und Frankreich verlassen sah, nahm in seiner Noth, wiewohl ungern, den angebotenen Beistand an. Alsbald erschien ein russisches Heer und bezog bei Scutari auf der kleinasiatischen Küste ein Lager.

Jetzt machte Frankreich den Sultan auf die Gefahr aufmerksam, die ihm von Rußland drohe, und bot ihm seine Hülfe und Vermittlung an. Begierig ergriff sie der Sultan, um des russischen Beistandes los zu werden. Weil nun aber Ibrahim den vereinten

Vorstellungen Frankreichs und Englands kein Gehör gab, bewogen beide Westmächte im Verein mit Oesterreich den Sultan zum Frieden mit Ibrahim, den dieser am 6. Mai 1833 bei Kutajah auf die Bedingung eingieng, daß er mit Syrien und dem Gebiet von Adana (auf kleinasiatischem Boden) belehnt wurde.

Rußland zog nun zwar sein Heer zurück, brachte aber den Sultan zu dem Vertrag von Unkiar-Skelessi (8. Juli 1833), worin ihm der Czar in jedem künftigen Falle Hülfe versprach, der Sultan aber sich anheischig machen mußte, die Dardanellen für alle fremden Kriegsschiffe zu schließen. Dadurch wurde das schwarze Meer ein russischer Binnensee und die Türkei jedem beliebigen Angriffe von Rußland ausgesetzt, das sich irgend einmal leicht Constantinopels bemächtigen und so das von Peter I und Katharina II gesteckte Ziel der russischen Politik erreichen konnte.

2. Ausdehnung Aegyptens in Arabien und Abessinien. Erneuerter Krieg mit dem Sultan. Sieg Ibrahim's bei Nisib. Mahmud's Tod. Abdul-Medschid. Frankreich auf ägyptischer Seite. Der Londoner Vertrag. Die englisch-österreichische Flotte. Mehemed Ali erblicher Besitzer Aegyptens.

Nach eingetretenem Frieden vermehrte Mahmud II seine Kriegsmacht und schloß mit England einen Handelsvertrag. Mehemed Ali aber sann auf's Neue darauf, wie er sich von der Pforte ganz unabhängig machen könnte. Er pflegte Frankreichs alte Freundschaft, unterhielt Verbindungen mit den Reformfeinden im türkischen Reich und dehnte unter der Hand seine Macht an der arabischen und abessinischen Küste des rothen Meers bis zum persischen Meerbusen hin aus.

Mit Schrecken gewahrte dieß der Sultan, und als Mehemed Ali eine neu angeordnete Steuermaßregel nicht befolgen wollte, erklärte ihn Mahmud aller seiner Würden verlustig und ließ ein Heer in Syrien eindringen. Dieses aber wurde von Ibrahim bei Nisib (1839) total geschlagen, und siebzehn Tage darauf gieng der türkische Kapudan, Achmed Pascha, mit seiner gan=

zen Flotte, anstatt die ägyptische anzugreifen, zu derselben über!

Diesen letztern Schlag erlebte Mahmud nicht mehr: er starb sechs Tage nach der Schlacht bei Nisib nach einer unruhevollen Regierung, während welcher er hatte die Moldau, Walachei und Serbien dem russischen Einfluß überlassen, Griechenland verloren gehen, Aegypten, Syrien und Arabien in der Gewalt eines abtrünnigen Vasallen sehen müssen.

Sein Sohn und Nachfolger Abdul Medschid war erst 17 Jahre alt, hatte aber den alten schlauen Chosrew Pascha zum Großvezier, der sich nun sogleich an die europäischen Mächte um Hülfe und Vermittlung wandte. Allein Mehemed Ali verlangte jetzt als Friedensbedingung sogar den erblichen Besitz der ihm unterworfenen Länder. Da kamen Frankreich, England und Oesterreich zur Erhaltung der Türkei überein, die Sache gemeinsam zu schlichten, und auch Rußland (das von dem Aegypter mehr zu befürchten hatte, als von der schwachen Pforte, die es als seine künftige Beute ansah) schloß sich den genannten Mächten an.

Verschiedene Interessen aber und gegenseitige Eifersucht führte unter ihnen zu Verwicklungen. Weil Frankreich darauf bestand, den Vicekönig von Aegypten zu begünstigen — in der Hoffnung, sich durch seine nähern politischen und geographischen Beziehungen zu demselben zum Herrn des Mittelmeers zu machen: so traten England, Rußland, Oesterreich, denen sich auch Preußen anschloß, zu dem Londoner Vertrag v. 15. Juli 1840 zusammen, wornach Mehemed Ali die erbliche Herrschaft von Aegypten, jedoch noch unter der Oberhoheit des Sultans, dazu einen Theil von Syrien auf Lebenszeit behalten, alle übrigen Eroberungen aber nebst Candia und der übergetretenen türkischen Flotte an die Pforte zurückgeben sollte.

Daß es darüber zwischen Frankreich und dem Viermächtebund beinahe zu einem Krieg gekommen wäre, wenn nicht Louis Philipp einlenkend nachgegeben hätte, ist oben (K. 3, 4) erwähnt worden. Bald erschien eine englisch-österreichische Flotte und unterstützte die türkischen Landtruppen an den syrischen Küstenplätzen; Acre wurde erstürmt und Alexandria beschossen, so daß sich

selbst die ägyptische Bevölkerung gegen den Vicekönig erhob. Jetzt erst gab dieser nach und begnügte sich nach der Räumung von Syrien, Arabien und Candia mit dem erblichen Besitz von Aegypten.

Die Folgen dieser orientalischen Wirren waren, daß Frankreich viel von seinem Einfluß auf Aegypten einbüßte, daß diese Einbuße den Interessen Englands daselbst zu gute kam und daß Rußland nicht nur von den ehrgeizigen Plänen des Aegypters nichts mehr zu fürchten, sondern auch den Vortheil hatte, die bisherige Harmonie Englands und Frankreichs gestört, dagegen sich im Besitz des schwarzen Meeres ungestört zu wissen.

3. Rußland's continentales Uebergewicht. Der Panslavismus. Des Kaisers Nicolaus Schritte zur innern Hebung Rußlands. Anbahnung gesetzlichbürgerlicher Freiheit. Antagonismus zwischen Rußland und England.

Ueberhaupt stieg die Macht und das Ansehen Rußlands durch die damalige Lage der europäischen Verhältnisse mehr und mehr: denn Frankreich war durch seine Parteikämpfe nach Innen und nach Außen hin geschwächt; Deutschland durch seine Bundesverfassung und politischen Meinungskämpfe gespalten und auf sich selbst beschränkt, dabei in steter Furcht vor neuen Ausbrüchen im Westen; Oesterreich insbesondere hatte Italien zu bewachen und schloß sich mit Preußen in allgemeinen Fragen an das conservative Rußland an, obgleich dieses ihm an der untern Donau eine Lebensader zu unterbinden begann. Daher hatte Rußland unbestritten die Präponderanz auf dem Continent: seine Diplomatie wahrte und förderte allenthalben die russischen Interessen; sein Einfluß auf die slavischen und griechischkatholischen Bevölkerungen in den türkischen und österreichischen Ländern (mit Inbegriff Griechenlands) wuchs fort und fort und gestaltete sich durch die Aufstellung der Idee des halb in der Wirklichkeit, halb in der Phantasie existirenden Panslavismus zu einer für Viele fast unheimlichen Macht, durch die sie wie von einem Alp sich um so gedrückter fühlten, je angelegener es sich der Liberalismus seyn ließ, Rußland als gleichbedeutend mit der entsetzlichsten Despotie darzustellen, und es dadurch zum Popanz der Völker, den Kaiser Nicolaus zum „Tyrannen und Blutmenschen" zu machen!

Und doch verdanken die Russen diesem vielverkannten Herrscher die Anbahnung einer gesetzlichen bürgerlichen Freiheit. Ueberzeugt nämlich, daß eine plötzliche Freigebung der Leibeigenen die Jahrhunderte hindurch Geknechteten nur zum Mißbrauch der Freiheit verlocken und sie dadurch in größeres Elend und den aus einem großen Völkergemenge bestehenden Staat in Zerrüttung bringen würde, — schlug der Czar den Weg der allmähligen stufenweisen Emancipation ein. Der erste Schritt, den er dazu that, war die Herabsetzung der 20jährigen Militärpflicht auf eine 8jährige, wodurch er jährlich viele Tausende dem Lande und ihren Familien zurückgab. Sodann minderte er den schnöden durch Kauf und Verschenkung stattfindenden Menschenhandel mit Leibeigenen dadurch, daß er 1827 den Leibeigenen als integrirenden Theil des Grundes und Bodens erklärte. Weitergehend erhob er auf den sämmtlichen Staatsgütern die Leibeigenen zu Kronbauern, in welcher Eigenschaft jährlich der männliche Kopf nur 1⅓ Thlr. Pacht zu zahlen hat und außerdem jeden Schaden durch Brand, Hagel rc. von der Krone ersetzt —, jedes wesentlich-nöthige Bedürfniß dargereicht bekommt. Hierauf bereitete der Czar den Uebergang der Leibeigenen zum Genuß der staatsbürgerlichen Rechte dadurch vor, daß er ihnen die Befugniß des Contrahirens gestattete, wodurch er ihnen nicht nur das Recht des Besitzes, sondern, was noch mehr ist, die Anerkennung ihres sittlichen Werthes als Menschen sicherte. — Allmählig kamen dadurch und mit Beihülfe des den Gemeinden unter gewissen Bedingungen sich öffnenden Kronschatzes bereits viele Gemeinden in die Lage, sich von ihren Grundherren loszukaufen. — Nur die stets von Westen her drohenden Revolutionsstürme hielten die schnellere und weitere Entwicklung der bürgerlichen Freiheit zurück, die unter andern Umständen in Rußland sich künftig schon darum leichter, als man gewöhnlich annimmt, ergeben wird, da von jeher die Gemeindeverfassung daselbst auf dem Grundsatz der Autonomie ruht, indem die Gemeinde ihre Aeltesten, ihre Verwalter, ihre Justiz- und Finanzverweser selbst wählt, und diese sogar unmittelbar aus Urwahlen hervorgehen. — Wie ungemein

viel in Rußland für den Gewinn der Freiheit und Bildung noch zu thun ist, — so viel ist wenigstens gewiß, daß seit Peter dem Großen kein russischer Herrscher mit so viel Kraft, Selbstverläugnung und Einsicht seinen Regentenpflichten oblag und stets bemüht war, zur Erreichung jener höhern Güter dauernde Grundlagen zu legen, als eben Kaiser Nicolaus, dieser von den Einen so geliebte, von den Andern so gehaßte, und doch von Allen — nur „von den Einen heimlich und wider Willen, von den Andern offen und frei“ — bewunderte Fürst.

Gegenüber dem absolut regierten Rußland ist allerdings England mit seiner freien Verfassung, seinem Reichthum und seiner Seegröße die auf entgegengesetzte Prinzipien gebaute Weltmacht, welche daher in stetem Antagonismus mit dem nordischen Colosse begriffen ist. Beide Mächte arbeiten sich allenthalben in und außer Europa entgegen; im Kaukasus, wie in Canada, in Afghanistan, wie in Persien, suchen sie Mittel und Wege, sich gegenseitig beizukommen und wo möglich zu vernichten. Und schon damals konnte man an der Spannung, in welche jener Antagonismus auch die, mit diesen beiden Großmächten durch die Interessen der Lage verbundenen Völker hineinzieht, deutlich abnehmen, daß es irgend einmal zu einem Hauptzusammenstoß kommen werde. Nach menschlicher Berechnung jedoch schien dieser Zeitpunct noch weit in der Ferne zu liegen, und Niemand ahnete, daß neue unversehens eintretende Katastrophen ihn so bald herbeiführen würden.

5. Kapitel.

Deutschland im letzten Jahrzehent vor seiner Revolution.

1. Die Ablösung Hannover's vom englischen Staatsverband. Ernst August. Der hannöver'sche Verfassungsstreit. Die Göttinger Siebener. Der Streit über die gemischten Ehen in Preußen. Die Verhaftung der Erzbischöffe von Köln und Gnesen. – – Tod Friedrich Wilhelm's III.

Wenden wir wieder unsern Blick auf die innern Verhältnisse Deutschlands, wo sich der politische Meinungskampf eine Zeit lang wieder mehr in den Schranken des Gesetzlichen bewegte, aber bald ein Streit auf politischem und ein Streit auf kirchlichem Gebiete anfieng, die Gemüther in leidenschaftliche Erregung zu bringen. Das erste jener beiden Ereignisse war der hannöver'sche Verfassungsstreit, der sich nach eingetretener Ablösung Hannovers vom englischen Staatsverband im Jahre 1837 dadurch erhob, daß der neue König von Hannover, Ernst August, die dortige liberale Landesverfassung nicht anerkannte und auf den Grund der Verfassung von 1819 eine neue, das Königthum weniger beschränkende Verfassung eigenmächtig einführte (octroyirte).

Als nämlich König Wilhelm von England d. 20. Jun. 1837 starb und die englische Krone an seine Nichte Victoria fiel, diese aber nicht auch in Hannover, wo das salische Gesetz gilt, die Nachfolge bekommen konnte, so wurde Hannover vom Verband mit der englischen Krone frei und erhielt an dem Bruder Georg's III und Oheim Victoria's, dem Herzog von Cumberland, Ernst August, seinen eigenen König. Der Heimfall dieses Landes an eine von England fortan unabhängige Dynastie war ein Glück für Deutschland, das unter jener Verbindung Hannover's mit England gar manche Nachtheile erlitten hatte. Ernst August, ein ernster, fester Character, der in England der Torypartei angehört und eine Zeit lang Aussicht auf den englischen Thron gehabt hatte, war mit dem Constitutionalismus, wie ihn viele Deutsche nach französischem Muster auffaßten, nicht einverstanden. Gleich nach seinem Regierungsantritt in Hannover erklärte er die dort

1833 umgeänderte Verfassung für aufgehoben, weil sie (wie es allerdings der Fall gewesen war) ohne seine agnatische Zustimmung zu Stande gekommen wäre und dem monarchischen Prinzip und somit dem Volkswohle nicht hinreichende Rechnung trüge. Mit innerm Widerstreben leisteten viele Beamte den Huldigungseid; manche forderten ihre Entlassung und sieben ausgezeichnete Professoren der Universität Göttingen (Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber), die sich durch ihren auf die Verfassung von 1833 abgelegten Eid verbunden erklärten und deßhalb sich weigerten, den der Huldigung angefügten Revers zu unterschreiben, wurden ihrer Stellen entsetzt. Das Verfahren gegen diese Männer der Wissenschaft verstärkte die in vielen Theilen Deutschlands vorhandene Unzufriedenheit in hohem Grade. Der nun eintretende Kampf der hannöverschen Stände mit ihrer Regierung führte bis zur Klage der erstern bei dem Bundestage, der aber mit 9 gegen 7 Stimmen dieselbe abwies, so daß also allerdings nicht wenige Regierungen den Schritt des Königs mißbilligten. Der Entwurf des Königs zu einer neuen Verfassung (worin namentlich die Krondomainen wieder hergestellt und die Civilliste wieder abgeschafft wurde) fand erst durch eine dritte Ständeversammlung (v. 1840) nach einigen Modificationen die ständische Annahme.

Während dieses hannöver'schen Verfassungsstreites führten auch die auf kirchlichem Gebiete entstandenen Kölner Wirren der politischen Gährung weitere Nahrung zu, indem die Weigerung des Erzbischoffs von Köln, Freiherrn Clemens Droste von Vischering, und die seinem Beispiel folgende Weigerung des Erzbischoffs von Gnesen und Posen, Martin von Dunin, den gemischten Ehen ohne das Versprechen der katholischen Kindererziehung die kirchliche Einsegnung zu ertheilen, zur Gefangennehmung jener beiden Kirchenfürsten, und diese in ihren Folgen nicht überlegte Staatshandlung zu einem heftigen Kirchenstreit zwischen den römischen Bischöffen und der preußischen Regierung, und überhaupt zu einer scharfen Spannung zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland führte.

Friedrich Wilhelm III hatte nämlich durch Kabinetsordre v. 17. Aug. 1825 die längst schon in den Ostprovinzen Preußens bestandene Verordnung, daß die confessionelle Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen vom Willen des Vaters abhängen solle, auch in den westlichen Landestheilen eingeführt, so daß also der katholische Geistliche die Einsegnung auch ohne das Versprechen, die Kinder katholisch erziehen zu

lassen, vornehmen, also wider die Satzungen seiner Kirche handeln mußte. Damit waren allerdings viele katholische Geistliche und Laien unzufrieden: da aber der Erzbischoff von Köln, Graf Spiegel zum Desenberg, dazu schwieg, weil er einer freieren Ansicht huldigte, so blieb Alles ruhig. Der päpstliche Stuhl selbst schien in dieser Angelegenheit nachzugeben, da die Ausdrücke im Breve eine zwiefache Auslegung zuließen. Daher kam zwischen der preußischen Regierung und den rheinisch-westphälischen Bischöffen am 19. Juni 1834 eine Uebereinkunft zu Stande, in welcher sie versprachen, sich in Beziehung auf die gemischten Ehen nach den Staatsgesetzen richten zu wollen. Als aber im folgenden Jahre Graf Spiegel starb, und der bejahrte, allen liberalen Neuerungen abgeneigte und desto strenger seiner Kirche ergebene Clemens Droste von Vischering den erzbischöfflichen Sitz bestieg, so schien er zwar anfangs jene Uebereinkunft dadurch, daß er sie eine Zeit lang beobachtete, auch anzuerkennen: denn er hatte vor seiner Erwählung an den Minister Altenstein geschrieben, daß er „sich wohl hüten werde, jene gemäß dem Breve vom Papst Pius VIII darüber getroffene und in den vier Sprengeln (Köln, Münster, Paderborn, Trier) zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu halten oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe und der Friedfertigkeit anwenden werde." (s. Ritter's Kirchengesch. p. 609). Als aber der römische Stuhl plötzlich ein Verbot der Einsegnung gemischter Ehen (bei nicht vorausgegangenem Versprechen katholischer Kindererziehung) erließ, unterwarf sich der Erzbischoff demselben sogleich und war durch keine Unterhandlungen zum Nachgeben gegen die Regierung zu bewegen, weil sich nun der päpstliche Wille so unumwunden ausgesprochen hatte. Da wird er am 20. Nov. 1837 verhaftet und als Staatsgefangener auf die Festung Minden gebracht. Das gleiche Geschick traf den Erzbischoff Dunin, welcher, weil er gleichfalls seiner Kirche folgsam sich dem Regierungswillen widersetzte, auf die Festung Colberg abgeführt wurde. (Welche tiefeingreifende Bewegung diese unglückliche Staatsaction auf dem Kirchengebiete hervorbrachte, wird unten noch berührt werden.)

Dieser Streit drohte selbst für die politische Ruhe im preußischen Rheinland und Westfalen gefährlich zu werden, wenn nicht zuletzt der König in so weit eingelenkt hätte, daß er im April 1839 vorerst dem gefangenen Erzbischoff Clemens erlaubte, in die Pflege seiner Familie auf das Schloß Darfeld zurückzukehren, — woran sich nachher um so leichter eine Lösung des Conflictes schien knüpfen lassen zu können. Dieß zu thun, war aber dem Könige nicht mehr beschieden.

Denn am 7. Juni 1840 erfolgte der Tod dieses allein noch übrigen Mitstifters der heiligen Allianz, Friedrich Wilhelm's III, dessen Wahlspruch „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott!" das ganze Leben des gottesfürchtigen Königs vollkommen kennzeichnet. Mit ihm schloß eine wichtige Epoche in der preußischen und großentheils auch deutschen Geschichte.

Aus dem Leben dieses edlen Königs, dessen Namen mit Deutschlands ehrenreichster Periode so genau verflochten ist, sey nur noch Folgendes erwähnt. Als er auch seine letzte geliebteste Tochter Luise — ein Abbild ihrer Mutter — an den Prinzen Friedrich in Niederland verheirathet hatte, fühlte er sich zu einsam und ohne jene häusliche Unterstützung, die nur eine gute Gattin einem ältlichen (er war bereits 54 Jahre alt) von Sorgen umgebenen und der Pflege bedürftigen Manne geben kann. Daher gieng er eine zweite (und zwar morganatische) Ehe mit der Gräfin Auguste von Harrach ein, die er im Bad Teplitz hatte kennen lernen und die er nun zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern erhob. Es gelang dieser zartsinnigen und tactvollen Frau, den ernsten und sorgenvollen König aufzuheitern und in seinem Alter noch zu beglücken. — Von seinem Character sagt Eylert (III. 2, S. 522 ff.) unter Anderm: „Er war ohne alle Tünche eines schimmernden Berufs und unendlich mehr, als er schien. Nur nach und nach erkannte man dieß, wenn man ihn oft sah und hörte. Er blieb sich immer gleich: eine grundredliche Natur; — offen und klar lag sein ganzes Wesen da, — schlicht und einfach. Nie hat man ihn, weder im tiefsten Unglück, noch im höchsten Glück außer sich gesehen: er war immer bei sich. Er herrschte, weil er sich selbst beherrschte; er behielt das Ganze im Auge, weil er sich selbst nicht aus den Augen verlor. Seine Ruhe gieng mit der Zunahme der Jahre nicht in Schwäche über; der äußere Mensch verfiel zwar, aber der innere erneuerte sich (vorzüglich im Auge) alle Tage bis an den letzten." Dieser kam für ihn am Pfingstfest. Er schlief sanft hinüber und auf seinem edlen Antlitz lag der Friede einer bessern Welt."

2. Friedrich Wilhelm IV. Lösung des Kirchenconflicts. Amnestie für politisch Verfolgte. Milderung der Censur; Erweiterung der Provinzialständebefugnisse. Förderung der Wissenschaft. Regierungsprinzipien des Königs. Neue Gährungsstoffe: der Deutschkatholicismus; das Lichtfreundthum. Friedrich Wilhelm IV Schirmer des Protestantismus.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV (1840) bezeichnete für Preußen den Anfang einer neuen Entwicklungsperiode.

Schon als Kronprinz die Hoffnung des preußischen Volkes, machte er nach seinem Regierungsantritt vor Allem der vorhandenen kirchlichen Spannung ein heilsames Ende, und zwar zunächst auf katholischer Seite durch Freigebung der beiden gefangenen Erzbischöffe; späterhin (1845) auf protestantischer Seite durch eine Generalconcession an die separirten Lutheraner zur Errichtung eines eigenen lutherischen Oberkirchenraths zu Breslau. — In politischer Hinsicht suchte er durch eine Amnestie für die um politischer Vergehungen willen Verfolgten, durch die Wiederanstellung des Professors Ernst Moritz Arndt, durch die Aufhebung der Internirung des Turnmeisters Jahn, durch die Berufung der ausgeschiedenen Minister von Boyen, Wilhelm von Humboldt und von Beyme in den Staatsrath, durch Anstellung zweier aus den vertriebenen Göttinger Siebenern an preußischen Universitäten; durch Milderung der Censur und Nachlaß der Preßbeschränkung, durch Erweiterung der Befugnisse der Provincialstände (insbesondere durch ein allzweijährliches Zusammentreten ihrer Landtage und durch zeitweise Vereinigung ihrer sämmtlichen Ausschüsse), endlich durch großartige Förderung der Wissenschaft und durch andere auf freiere Regierungsgrundsätze deutende Schritte die Gemüther zu beruhigen und zu gewinnen.

Friedrich Wilhelm IV, bei aller Vertrautheit mit fremder Bildung und umfassendem Blick in und über die allgemeinen Weltverhältnisse — doch ein echt deutscher Character mit lebendigstem Sinn für deutsche Macht und Größe, erkannte die Mängel der deutschen Bundesverfassung wohl, und suchte sich über eine Verbesserung derselben mit dem Fürsten Metternich persönlich zu verständigen. Es kam aber nur zu einer Verbesserung des deutschen Bundesheerwesens, wozu die damaligen durch den franz. Minister Thiers veranlaßten Drohungen Frankreichs in Betreff der Rheingränze (K. 3, 4.) dringend riethen, — Drohungen, die des Deutschen Antwort in Becker's starkgesungenem Liede: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ mit obligater Begleitung von Festungsbau und Heeresrüstungs-Beschlüssen bald wieder verscheuchte. (Der nähere Grund, aus welchem diese Gefahr vorübergieng, ist unten K. 5, 3. angegeben.) — So wie dieser König bei der Annahme der Huldigung vor allem Volk mit Josua's Worten: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“

gelobt hatte, das Evangelium zur Richtschnur seines Lebens zu nehmen, und sonst auch insbesondere durch die Bekenntnißworte „sola fide“ andeutete, was der Cardinalpunct seines Glaubens sey, so konnte man bald auch in politischer Beziehung den seine Regierung leitenden Gedanken erkennen, der in der Erhaltung und weitern Ausbildung des „christlichen Staats“ mit einem starken Königthum „von Gottes Gnaden“ und mit einer organisch gegliederten, nicht nach der Kopfzahl bemessenen, sondern auf den wirklichen Ständen und deren Bedürfnissen und Interessen beruhenden Volksvertretung bestand. Daher seine Bemühungen für Aufrechthaltung und Wiederbefestigung des positiven Grundes in der Religion, und für Fernhaltung oder Entfernung aller der christlichen Kirche gefährlichen und selbst den Staat untergrabenden, weil im Innersten mit der Demokratie verwandten, sogenannten „freikirchlichen“ Tendenzen, wie sie ein Rupp, Uhlich und Wislicenus ꝛc. verfolgten. Daher die Berufung von Männern, die der positivchristlichen, dabei germanisch-historischen Richtung aus innerster Ueberzeugung angehörten, zu den einflußreichsten Aemtern in Staat, Kirche und Schule. Daher die Zurückweisung aller selbst von verschiedenen Provincialständen öfters ausgehenden Anträge, welche auf Gewährung constitutioneller Garantieen hinausliefen. Denn in dem Constitutionalismus, als einer vertragsmäßigen Festsetzung der Regenten- und Unterthanenrechte erblickte er eine, vorherrschend aus gegenseitigem Mißtrauen hervorgegangene und fortwährend darauf fußende, französischer Anschauungsweise nachgebildete, den deutschen Grundcharacter alterirende Regierungsform. Zu welchen Modificationen dieses seines Grundgedankens die Umstände ihn späterhin bewogen, wird weiter unten noch berührt werden.

Einige Jahre floßen in ruhiger Erwartung hin — von Seiten der Regierung bezüglich der Wirkung ihrer Maaßnahmen, von Seiten des Volks bezüglich weiterer Gewährungen. Auch im übrigen Deutschland herrschte in dieser Zeit äußerlich Ruhe. Doch wucherten auf dem politischen Felde die Giftgewächse des Radicalismus und der Demokratie, genährt durch Vereine und selbst durch die Presse — ungeachtet der Censur, ja öfters durch sie gefördert, und ungeachtet der moderirenden Bemühungen redlicher Constitutionellen, — immer weiter greifend fort, zumal sich auf sittlich-religiösem Gebiete in der Literatur, wie im Leben mehr und mehr die widerkirchlichen und socialen Neuerungen geltend machten und immer tiefer in die Massen einwirkten, um sie für eine künftige Umwälzung reif zu machen.

Da brachte die Ausstellung des heiligen Rocks in Trier durch den Bischoff Arnoldi und der dagegen gerichtete „Absagebrief" J. Ronge's, eines jungen abgesetzten Geistlichen in Oberschlesien, so wie die Aufforderung des katholischen Pfarrers Czersky in Preußisch-Polen zur Lossagung von der katholischen Kirche und zur Annahme eines von ihm entworfenen Glaubensbekenntnisses eine neue Gährung hervor. Es bildete sich in Breslau auf den Grund jener neukatholischen Lehre eine Religionsgesellschaft, deren Glieder sich Deutschkatholiken nannten und an deren Spitze der auf Czerski eifersüchtige Ronge (ein Mann kecker Rede und geringer theologischer Erkenntniß) sich stellte, um sie nach völliger Entkleidung des in ihr vorhandnen positiven Glaubensrestes weiter zu verbreiten. Eben dieser völligen Entchristlichung wegen fand der Deutschkatholicismus bei solchen Katholiken und sogar Protestanten Eingang, denen ohnedieß der Offenbarungsglaube abhanden gekommen war, wenn auch einige namhafte Männer, sich selbst täuschend, dieser Afterreligion eine große Zukunft weissagten.

Nachdem Ronge eine Zeit lang durch mehrere westdeutsche, meist protestantische Gaue seinen trunkenen Dionysoszug gemacht hatte, wobei der umherziehende Afterreformator „bei Rehbraten und Champagner Geschichte zu machen" sich vermaß, schlug das neue Licht bald in eine revolutionäre Propaganda um und verlor sich zuletzt im Sand und Schlamm der allgemeinen Verneinung. — Um so mehr war die gläubige Richtung in der Kirche bemüht, wenn auch unter dem Druck des Hohns und Spotts von Seiten des herrschenden Rationalismus und Lichtfreundthums, die der christlichen Kirche anvertrauten Güter vor der Zerstörung des widerchristlichen Zeitgeistes zu retten und bei eignem ernsterem Streben nach dem lebendigen, in der Liebe thätigen Glauben die Treue gegen Gottes Gesetze zu beweisen.

Während die römische Kirche durch noch strengere Abschließung gegen allen Protestantismus ihre Güter zu schützen suchte, indem sie fortfuhr, den Protestantismus für identisch mit der Revolution anzusehen, — dachte König Friedrich Wilhelm IV, als Schirmherr des Protestantismus, darauf, die evangelisch-protestantische Kirche seines Landes so zu stellen, daß sie allmählig sich selbst ihre weitere Ausgestaltung geben könne. Er ließ daher die Geistlichkeit

der sechs westlichen Provinzen zu Kreissynoden und bald darauf (1844) zu Provinzialsynoden zusammentreten. Es zeigte sich aber in einigen dieser Synoden, daß weitaus die Mehrzahl der Geistlichkeit dieser großen Aufgabe noch nicht gewachsen war.

3. Bedenkliche Symptome politischer Verirrung in Preußen und Sachsen. Verschwörungen in Preußisch-Polen und Galicien. Aufhebung des Freistaats Krakau. — Der vereinigte Landtag in Preußen. Die systematische Opposition. Verstimmung.

Waren schon bisher da und dort in deutschen Landen die Leidenschaften der Parteien in Rede und Schrift von sichtbar gefährlicher Wirkung auf das Denken und Thun der Menge, so zeigten die sich mehrenden Mordversuche auf hohe Häupter, — (in Frankreich auf Louis Philipp, in England und Spanien auf die Königinnen, selbst in Preußen auf den König (wenn auch im letzten Fall Politik nicht die unmittelbare Triebfeder war) — wie tief bereits das sittliche Gefühl durch die politischen Agitationen und durch die gefährlichen, vom Westen aus nach Deutschland eingebrachten Lehren des Socialismus und Communismus abgestumpft war. Auch zeigten sich bereits wieder Versuche, das Bestehende mit roher Gewalt anzugreifen und herrschende Uebelstände, wahre wie vermeintliche, durch künstlich erregte Tumulte abzustellen.

So verfolgte und bedrohte ein Haufe Demokraten in Leipzig den hochgebildeten Prinzen Johann von Sachsen, weil er ihnen als Begünstiger freiheitfeindlicher Bestrebungen galt, so daß er sich eiligst aus der Stadt entfernen mußte. — So bildete sich 1846 eine Verschwörung unter den preußischen Polen, wurde aber im Entstehen unterdrückt. Zugleich sollte ein Aufstand in Galicien ausbrechen und sich von da nach dem Königreich Polen verbreiten. Zu dem Ende hatten sich in dem kleinen Freistaat Krakau eine Menge revolutionärer Geister eingefunden, die dort eine provisorische Regierung errichteten, deren Haupt Tissowsky unter dem Titel eines Dictators alle Polenländer zur Erhebung aufforderte. Allein österreichische, russische und preußische Truppen rückten sogleich in den Freistaat ein, und die widerstandlose Flucht der improvisirten Machthaber bezeugte die Kopflosigkeit der ganzen Unternehmung. — Da bereits auch in Galicien ein Theil des Adels losgebrochen war, wendeten sich die galicischen Bauern, veranlaßt durch die

Klagen der österreichischen Beamten, die vom aufständischen Adel zu leiden gehabt, nicht bloß gegen die aufständischen Edelleute, sondern gegen den ganzen Adel, und verübten an schuldigen und unschuldigen Gliedern dieses Standes die größten Gräuel. — Daher schloßen Preußen, Oesterreich und Rußland am 6. Nov. 1846 einen Vertrag, durch welchen Krakau, als der Herd aller polnischrevolutionären Umtriebe, seiner Selbständigkeit entkleidet und an Oesterreich, zu dem es früher schon einmal gehört hatte, zur Einverleibung in seinen Staat übergeben wurde. England und Frankreich thaten zwar Einspruch auf den Grund der Wiener Verträge; — als ob diese nicht von ihnen selbst schon durch die Lostrennung Belgiens von Holland durchbrochen worden wären! — doch thaten beide es nur um der Form willen.

Unterdessen wurden in Preußen die Freigesinnten nicht müde, den König an die Verheißungen seines Vaters zu erinnern, und da Friedrich Wilhelm IV bereits auf die Forderungen der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit im Gerichtswesen, als einer im Grunde altgermanischen Institution, eingegangen war, so war die Erwartung auf eine weitergehende Entschließung des Königs um so gespannter.

Da erschien das Patent vom 3. Febr. 1847 zur Einberufung eines Vereinigten Landtags auf Grundlage der bisherigen Provincialstände, und alle Liberalen glaubten, daß auf demselben die erwartete Reichsrepräsentation zu Stande kommen werde. Allein sie täuschten sich: denn schon aus der königlichen Eröffnungsrede war zu entnehmen, daß eine allgemeine Volksrepräsentation sich mit der Ueberzeugung des Königs nicht vertrage.

Der Vereinigte Landtag war in zwei Curien getheilt. Die erste Curie, aus den Prinzen des Hauses, den Mediatisirten, den Standesherren, den stimmfähigen Stiftern und Körperschaften bestehend, sollten für sich allein berathen und nur bei Vorlagen neuer Staatsanlehen oder von Steuerabänderungen mit der zweiten Curie zusammentreten; Stimmenmehrheit sollte entscheiden. Beschwerden und Gesuche sollte nur dann an den König gebracht werden, wann zwei Drittheile der Stimmen in jeder Curie dafür wären. In Hinsicht auf Gesetzgebung sollte nur Beirath und Gutachten eingeräumt seyn. Das Petitionsrecht sollten die Curien nur in Bezug auf Provincialangelegenheiten üben. Die im J. 1842 errichteten vereinigten ständischen Ausschüsse sollten alle vier Jahre einberufen werden.

Des Königs weiter oben (K. 5, 2. a. E.) schon angedeutete Grund-

ansicht trat besonders in den Worten hervor: daß „keine Macht der Erde ihn zwingen solle, das natürliche und unmittelbare Verhältniß zwischen ihm und seinem Volke in ein conventionelles, constitutionelles verwandeln zu lassen"; „nie werde er zugeben, daß sich zwischen Gott im Himmel und dieses Land ein Blatt Papier als eine zweite Vorsehung eindränge, um durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen." — Aber ach! die Treue der patriarchalischen Zeit, oder auch die Herrn- und Mannentreue des ältesten Lehnstaats, wie sie dem Staatsideal des Königs vorschwebte, wo war sie in einer Volksmenge zu finden, die in überwiegender Zahl dem Rationalismus und der Zeitphilosophie, noch dazu zum großen Theil den Extremen beider, dem Lichtfreundthum und dem Junghegelianismus, huldigte, deren moralische, religiöse und politische Einflüsse die ganze Zeit-Atmosphäre erfüllten? Wie so bald und wie empfindlich sollte sich der Mangel dieser Treue herausstellen, im Staatsleben so sehr, wie im Familienleben, dessen Grundstützen, Treu und Glauben längst so anbrüchig geworden waren, daß eben darum auch nicht wenige der Edelsten im Volke eine Verbriefung gegen Mißbrauch von Oben, wie gegen Mißbrauch von Unten für nöthig hielten, wenn auch nicht gerade nach französischem Muster.

Die Verstimmung über das Gebotene war daher bei Vielen nicht gering, wie die Addresse des Landtags auswies, in welcher derselbe mit 487 gegen 107 Stimmen seine „ehrerbietigen Bedenken" aussprach. Der König fühlte sich daher zu der Erklärung bewogen, daß er zwar an der Grundlage des Patents festhalten werde, daß er aber dasselbe in seinen einzelnen Theilen nicht für abgeschlossen ansehe, vielmehr Anträge auf dessen weitere Entwicklung annehmen und prüfen werde. Allein die Opposition fuhr fort, von „Wahrung der landständischen Rechte" zu sprechen, welche doch, da Preußen vorher ein unbeschränktes Regiment gehabt hatte, noch gar nicht vorhanden waren und auch von ihr selbst noch nicht klar bezeichnet werden konnten. Systematisch verwarf sie auch mehrere der nützlichen Regierungsvorlagen, weil sie behauptete, daß der Landtag, bevor er die vollen ständischen Befugnisse habe, keine Gewährleistung übernehmen könne.

Und so erfolgte dann die Schließung dieses Landtags zu geringer Befriedigung für beide Theile. Doch trug sich die Regierung und die gemäßigte Seite des Landtags mit Hoffnungen für allmählige Verständigung, ohne zu ahnen, was in der nahen Zukunft für eine weltgerichtliche Erschütterung über Deutschland hereinbrechen

sollte. Aber von einer bald eintretenden Katastrophe in dem durch Meinungskämpfe aller Art zerrissenen Innenleben der einzelnen Staaten hatten diejenigen Regierungen noch weniger eine Ahnung, welche dem constitutionellen Geiste mit ungleich willigerem und aufopferungsvollem Sinne entgegenkamen, und jedenfalls dürfen diejenigen, welche dem auf Schwächung des monarchischen Prinzips ausgehenden Andringen radicaler Fortschrittsmänner und ehrgeiziger Volkstribunen allzuviel nachgaben, sich von der allgemeine Schuld, an der Jeder oben und unten, hüben und drüben seinen Theil hat, am wenigsten freisprechen.

---

6. Kapitel.

Vorspiele des Umsturzes in der Schweiz und in Italien.

1. Die Schweiz in ihren kirchlichen und politischen Gegensätzen. Die Jesuiten in Freiburg und Wallis. Die Klösteraufhebung im Aargau. Der Freischaarenputsch. Der Sonderbundskrieg. Bundesrevision und allgemeine Bundesverfassung. Neuschatel's Losreißung von der preuß. Hoheit.

In der Schweiz, wo seit der Julirevolution sich viele Cantone in demokratische verwandelt hatten (s. ob. K. 1, 4.), waren die Gegensätze der Aristokratie und Demokratie, des Katholicismus und Protestantismus in fortgehender Bewegung, wiewohl sie sich mehr in dem allgemeinen Gegensatz des Conservatismus und Radicalismus darstellten. Nachdem schon länger her in Freiburg und im Wallis die Jesuiten durch ihre starkbesuchten Erziehungsanstalten Stoff zu erhöhter Spannung gegeben, beschloß in Baden eine Conferenz der Radicalen das Kirchen- und Unterrichtswesen dem Staat unterzuordnen, und diesem Beschlusse gemäß wurden im Aargau acht Klöster unter weltliche Verwaltung gestellt.

Als deßhalb die Ultramontanen dieses Cantons Aufstände versuchten, hob die Aargauer Regierung im J. 1841 jene Klöster völlig auf und bestimmte deren Güter für die Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit. Darunter befand sich auch das reiche, vom Hause Habsburg gestiftete Kloster Muri, dessen rücksichtslose Aufhebung die Katholiken besonders erbitterte. Daher verbanden sich die sieben katholischen Cantone enger, stürzten in Lucern die liberale Regierung und riefen zur Stärkung der neuen conservativen Regierung daselbst die Jesuiten herbei.

Dagegen wendeten sich nun die vertriebenen Liberalen an ihre Gesinnungsgenossen in den übrigen Cantonen, und aus dem Aargau, aus Bern und Zürich zogen sich Freischaaren zusammen und unternahmen im März 1845 einen „Putsch" auf Lucern. Aber die sieben Urkantone besiegten die schlecht geführten Freischaaren und forderten die Tagsatzung nicht nur zur Bestrafung der Cantone, die jenen Freischaaren den Auszug nicht gewehrt hatten, sondern auch zur Wiederherstellung der argauischen Klöster auf.

Da die Tagsatzung nicht darauf eingieng, so schloßen die sieben katholischen Urcantone zur Abwehr etwaiger Angriffe ein Waffenbündniß, das man den Sonderbund nannte. Dagegen stürzten die Radicalen in Waadt (durch Druey), in Genf (durch James Facy) und in Bern (durch Snell, Ochsenbein und Stämpfli) die dort noch bestandnen conservativen Regierungen und bestimmten dann die Tagsatzung durch die Stimmen von zwölf ganzen und zwei halben Cantonen zu dem Beschlusse, daß man die Jesuiten vertreiben und der Sonderbund sich auflösen müsse.

Da die Glieder des Sonderbunds, von dem Lucerner Siegwart Müller bewogen und von auswärtigen Mächten heimlich unterstützt, dem Bundesbeschlusse zu folgen sich weigerten, so kam es am 4. Nov. 1847 zu einem Bürger- und Religionskrieg in der Schweiz. Denn während Oesterreich, Frankreich und Preußen zu vermitteln suchten, rieth England (durch Palmerston) dem Genfer General Dufour, als Oberbefehlshaber des schweizerischen Bundesheeres, zur raschen Beendigung des Kriegs mittels raschen Angriffs. Alsbald überzog Dufour mit seiner an Zahl

weit überlegenen Macht die Cantone Freiburg, Zug und Lucern, und beendete binnen 9 Tagen den Sonderbundskrieg. Die zersprengten Häupter des Sonderbunds flüchteten nach Italien; die besiegten Cantone mußten die Kriegskosten zahlen, ihre conservativen Regierungen mit liberalen oder radicalen vertauschen und sich einer Revision der schweizerischen Bundesverfassung unterwerfen.

Aus dieser Revision gieng für die Eidgenossenschaft eine neue, der nordamerikanischen Verfassung nachgebildete Bundesverfassung hervor, der gemäß die Schweiz ein Bundesstaat wurde, an dessen Spitze ein beständiger aus sieben Gliedern bestehender Bundesrath mit einem von den Cantonalregierungen gewählten Ständerath (von je zwei Gliedern aus jedem Canton) und mit einem frei aus der ganzen Volkszahl (1 auf 20000) gewählten Nationalrath steht, der zu Bern seinen beständigen Sitz hat.

Bei dieser Gelegenheit riß sich der Canton Neufchatel von der preußischen Herrschaft los und schloß sich ganz dem Schweizerbund an. Weil bis dahin die Schweiz unter der Herrschaft des Radicalismus ein Revolutionsherd für die Nachbarstaaten war, indem sie die Revolutionäre aller Länder bei sich aufnahm, und es ungestört geschehen ließ, daß von dort aus die Ruhe der Nachbarn durch Schrift und That vielfach gestört wurde, so kam sie oft mit ausländischen Regierungen in Collision, und fand sich theils durch die ernsten Vorstellungen derselben, theils am Ende durch die eigene, aus bitterer Erfahrung gewonnene Einsicht bewogen, die gefährlichsten Revolutionsgeister aus ihren Gränzen zu weisen.

2. Italien. Die Umsturzpropaganda Mazzini's. Rom Hauptherd der Bewegung. Pius IX. Seine Concessionen. Die Evviva's. Die Bewegung gegen die Kirche. Gioberti. Revolutionslauffeuer durch Sicilien, Sardinien, Toscana und Lombardovenetien.

Mehr und mehr gieng bei den Völkern der neueuropäischen Mitte der Same der socialpolitischen Theorien auf, der zunächst von der auf dem Revolutionsgrund stehenden Bewegungspartei in Frankreich ausge=

streut und von den radicalen Fortschrittsmännern den Nachbarstaaten weiter getragen und verwendet wurde. Ein Geschlecht, das unter dem Einfluß der antichristischen Zeitströmung erwachsen war, suchte sich als junges Italien, junge Schweiz, junges Deutschland, junges Polen, ausschließend der Gegenwart zu bemächtigen und die Zukunftsträume ihrer politischen und philosophischen After-Weisheit durch den Umsturz alles Alten zu verwirklichen. Vornehmlich giengen dießmal von Italien her die Sendboten der Umsturzpropaganda, an deren Spitze der Advocat Mazzini (aus Modena), Gründer des „jungen Europa," stand, nach allen Seiten aus, um eine Umwälzung alles Bestehenden vorzubereiten. Was sich in Folge dieser Umtriebe und Wühlereien zuerst in Italien und in der Schweiz begab, konnte als Vorspiel zu der Revolution gelten, die in Frankreich ausbrechend wiederum der begonnenen Bewegung in Italien einen weitern Schwung gab und auch auf Deutschland merklich zurückwirkte.

In Italien wurde schon im Jahr 1846 Rom der Hauptherd der Bewegung. Dem Papste Gregor XVI, dem gehaßten Gegner aller Freisinnigen, war Cardinal Mastai Ferretti aus Bologna als Papst Pius IX gefolgt, in welchem merkwürdiger Weise die römische Kirche einen eifrigen Hüter ihrer Interessen und der Kirchenstaat zugleich einen freisinnigen Reformer sehen sollte.

Zum Erstaunen aller Welt amnestirte er die politisch Verurtheilten, hob einige Klöster zur Bezahlung der Staatsschulden auf, besteuerte die geistlichen Güter, mäßigte die Beschränkung der Presse, gab der Stadt Rom eine freie Municipalverfassung, berief einen Staatsrath und öffnete den Laien die Bahn zu den höhern Staatswürden, welche bisher nur Geistlichen anvertraut waren. Aber diese wohlgemeinten, rasch hinter einander gewährten Zugeständnisse an den Geist der Zeit reizten sogleich zu weitern Begehrungen.

Das Volk, geleitet von demokratischen Clubs, an deren Spitze der Holzhändler Brunelli, genannt Ciceruacchio, stand, verlangte unter beständigen Erweisungen von Verehrung gegen die Person des Papstes nun auch eine Zusammenberufung

der Notabeln, dann die Bildung einer Nationalgarde, dann eine Volksvertretung nebst einer Civilliste für den Papst.

Mazzini und seine Gesinnungsgenossen, die mit allen eben nicht heiklen Mitteln ihrer republikanischen Politik auf die Einheit und Selbständigkeit Italiens ausgiengen, nährten durch die allerorts bestehenden Clubs im Volke die Hoffnung, daß man mit Hülfe dieses Papstes die Zwecke Jung-Italiens werde erreichen können. Und als vollends Papst Pius, in der Meinung, den wilden Strom der Bewegung in ein geregeltes Bett leiten zu können, die entschiedensten Fortschrittsmänner in sein Ministerium berief und am 14. Februar eine — Constitution ertheilte, wobei er der jubelnden Menge versprach, ihre Wünsche nach Möglichkeit zu befriedigen, — da wollte in allen Theilen Italiens der begeisterte Ruf: Evviva Pio nono! nicht aufhören!

Aber wie theuer sollte Pius IX seine Volksfreundlichkeit büßen müssen! Die politische Bewegung ergriff natürlich nun auch das Gebiet der Kirche, auf welchem der Papst nichts weniger gewillet war, als Reformen zu gewähren. Das Auftreten Gioberti's gegen die Jesuiten bewog das Volk, sich gegen die Priester überhaupt zu wenden, und an manchen Orten wurde gegen Klöster, Mönche und Weltgeistliche Gewalt verübt. Die den Römern gewährte Volksbewaffnung, welche sogleich im übrigen Italien war nachgeahmt worden, diente als Mittel, dem Papste alles abzutrotzen. Er wollte entschieden Einhalt thun, drang aber nicht durch, und mußte mit Schmerz den nun in seinem Staate einbrechenden völligen Umsturz gewahren, den er im Beginn seiner Regierungsthätigkeit nicht geahnet hatte. (Von dem weitern Verlauf der römischen Revolution s. unten Kap. 8, 10.)

Von der Revolutionsflamme in Rom fielen die ersten Funken in den im Königreich beider Sicilien bereitliegenden Zündstoff. Am 12. Jan. 1848 kam es in Palermo zu einem blutigen Volksaufstand, der von dem König Ferdinand II für Sicilien eine Constitution mit einem eigenen sicilischen Parlament erzwang. — Am 8. Febr. gab König Carl Albert von Sardinien, dem ein großer Theil der Freiheitspartei die Rolle eines Oberhaupts im projectirten italienischen Staatenbund zudachte, eine überaus freisinnige Constitution, in welcher auch die Gleichberechti-

gung der Culte ausgesprochen wurde, die daher auch den lange gedrückten Waldensern, so wie überhaupt den Protestanten zu Gute kam — Am 17. Febr. sah sich der Großherzog von Toscana durch einen Aufstand in Livorno zur Verleihung einer Constitution genöthigt.

Im lombardisch=venetianischen Königreiche, das sich unter Oesterreichs Herrschaft einer großen Ordnung und darauf fußenden Wohlstandes erfreute, hatte sich länger her die alte Abneigung der Lombarden gegen die Deutschen theils durch die Beschränkungen, welche die österreichische Regierung den beständigen Versuchen derselben zum Widerstand entgegensetzen mußte, theils durch die Aufreizungen des jungen Italiens zu grimmem Haß gesteigert. Der vielfach ertönende Ruf Morte ai Tedeschi! (Tod den Deutschen!) und sonstige Versuche, der Regierung zuerst durch passiven Widerstand zu schaden, führte in verschiedenen Städten zu so bösartigen Händeln, daß der greise, aber entschlossene Militärgouverneur Graf Radetzky im Febr. 1848 im ganzen Lande das Standrecht zu verkündigen für gut fand. Die Schwüle, welche sich nun über das Land lagerte, verkündigte den Ausbruch eines schweren Gewitters, den in Frankreich die Februarrevolution beschleunigte, auf die wir sogleich kommen werden.

---

7. Kapitel.

Frankreich bis zum Sturz der Juliusmonarchie.

1. Louis Philipp im Glück. Plötzlicher Tod des Herzogs von Orleans. Die künftige Regentschaft für den Grafen von Paris. Mehrung der Angriffe auf Louis Philipp. Die Expedition nach Otaheiti. — Störung der Entente cordiale mit England durch die spanische Heirath.

Wir hatten in unserer Betrachtung die Juliusmonarchie in ihrer Entwicklung bis auf den Punct begleitet, wo sie, von Außen betrachtet, das Ansehen des gefestigten Bestandes hatte, weil Louis Philipp das Staatssteuer mit geschickter Hand führte, die Majorität der Kammern für sich hatte, die Zufriedenheit der besitzenden

und erwerbenden Stände genoß und sich der Gunst der auswärtigen Mächte erfreute, so daß er, ungeachtet der beständigen Angriffe der Factionen auf ihn, der Hoffnung sich hingab, seinen Thron gesichert auf seine Nachkommen bringen zu können.

Da sollte ein furchtbarer Schlag — der unglückliche Tod seines, bei allen Wohlgesinnten und besonders bei dem Heere beliebten ältesten Sohnes, des Herzogs von Orleans — den greisen König an den Unbestand des Glücks und an die Unsicherheit menschlicher Berechnung erinnern.

Der Herzog von Orleans, 32 Jahre alt, ein Mann von anmuthigen Sitten, offenem Wesen, tapferm, muthigem Sinn, mit vieler Einsicht in die Bedürfnisse des Volks, die er einst möglichst zu berücksichtigen gedachte, wollte am 13. Juli 1842 nach Neuilly fahren, um sich vor seiner Abreise in das Lager von St. Omer von seinen Aeltern zu verabschieden. Unterwegs wurden die Pferde scheu: er sprang aus dem Wagen und stürzte, ausgleitend, mit dem Kopf so heftig auf das Steinpflaster, daß er, aller Bemühungen der Aerzte ungeachtet, nicht mehr zur Besinnung kam und nach einigen Stunden seinen Geist aufgab.

Der Schmerz der königlichen Familie war gränzenlos und wurde in ganz Europa mitgefühlt. Die Folgen dieses Unfalls ließen sich auch gleich in den politischen Verhältnissen wahrnehmen. Der ältere Sohn des Verunglückten, der Graf von Paris, war erst vier Jahre alt: es wurde also für den Fall des Ablebens Louis Philipp's durch ein Gesetz die künftige Regentschaft vorgesehen, dieselbe aber nicht der Mutter des Unmündigen, der trefflichen Herzogin Helene von Orleans, sondern dem zweiten Sohne des Königs, dem Herzog von Nemours, zugewendet. Die Kammer genehmigte das Gesetz, wies aber das Verlangen einer Dotation für den Herzog von Nemours, der beim Volke nicht beliebt war, zurück.

Die Angriffe auf die Juliusmonarchie mehrten sich nun in auffallender Weise, und selbst Männer, wie Thiers, der dem Ministerium jede Blöße abzulauern suchte oder auch wohl da eine finden wollte, wo keine war, — oder wie Odilon Barrot, der unaufhörlich auf die verlassenen Urgrundsätze der Revolution hinwies, — oder wie Lamartine, der sich meist in unbestimmten,

darum vieldeutigen Klagen über Nichterfüllung der Volkshoffnungen ausließ und mit dem vollen Glanz seiner poetischen Diction die große Zukunft einer „weisen Demokratie" und einer beglückenden „Regierung der Arbeit" prieß, — trugen zur größern Verwirrung und Verstimmung der öffentlichen Meinung wesentlich bei. Und wenn auch Guizot mit der ganzen Kraft seines Geistes und Schärfe seiner Beweisführung fortfuhr, die constitutionelle Regierung zu vertheidigen, und noch viele parlamentäre Siege erfocht, so machte das doch keinen Eindruck auf die Massen, welche um diese Zeit auch von Ledru-Rollin's alle bisherigen politischen Excentricitäten überbietendem Radicalismus aufgestachelt und für eine künftige Republik erhitzt wurden.

Um die allgemeine Gedankenbewegung etwas nach Außen zu leiten und dem Nationalstolze zu schmeicheln, veranstaltete die Regierung eine Expedition in das stille Meer, deren Führer Dupetit-Thouars unter Anderm die Insel Otaheiti, deren Königin Pomare unter dem Schutze des Völkerrechts stand, für Frankreich in Beschlag nahm. Daraus und durch ungerechte Behandlung jener Königin entstanden mit den Einwohnern Verwicklungen, die zu Streitigkeiten mit England führten. Die bereitwillige Genugthuung, welche das französische Ministerium, als es von diesen Vorgängen unterrichtet war, den Engländern durch eine Entschädigung für den Missionär Prichard gab, bot der Opposition neuen Stoff, das Ministerium durch Spott in den Augen des Volks herabzusetzen. — Das bis dahin so gute Verhältniß zwischen der französischen und englischen Regierung, das durch einen persönlichen Besuch Louis Philipp's bei der Königin Victoria in Windsor sich zur entente cordiale gesteigert hatte, wurde bald nach jener Expedition in einer für England weit empfindlicheren Art gestört, indem Louis Philipp mit seiner Kunst eine eheliche Verbindung seines jüngsten Sohnes, des Herzogs von Montpensier, mit Donna Luise, der Schwester der Königin Isabella von Spanien, zu Stande brachte, wodurch Englands Eifersucht rege wurde, die einen künftigen dynastischen Einfluß Frankreichs auf Spanien fürchtete.

2. Thiers' Kammerreformplan. Reformbankette. Corruptionsfälle und die Presse. Louis Philipp und Guizot. Verbot des großen Reformbanketts. Beginn der Februarrevolution. Die drei Februartage. Abdankung und Flucht des Königs. Der Sturm auf die Tuilerieen.

Weil sich Thiers in der Kammeropposition befand, in welcher Ledru Rollin mit der Idee seiner sogenannten „reinen De-

mokratie" auftrat, so glaubte er solcher Tendenz gegenüber seine fortwährende Anhänglichkeit an die Constitution versichern zu müssen, äußerte aber dabei, daß er sich „von dem herrschenden Regierungssystem getrennt" fühle. Dadurch gab er der Opposition eine desto verstärktere Kraft. Stets darauf bedacht, das Ministerium Guizot zu stürzen, brachte er nun in Verbindung mit Odilon Barrot eine Veränderung des Wahlgesetzes in Vorschlag, wobei es auf die Ausschließung gewisser Beamtenklassen und auf Erweiterung des Wahlrechts abgesehen war. Allein sein Vorschlag gieng, da Louis Philipp entschieden dagegen war, nicht durch, vielmehr führte die eintretende neue Kammer dem Ministerium eine noch größere Stimmenmehrheit zu.

Dennoch brachte Thiers durch Duvergier d'Hauranne einen neuen Reformplan vor, und als derselbe wieder durchfiel, ließ er die Anhänger der Reform zu einem Reformbankett in Chateaurouge einladen, hielt sich aber selbst davon fern. Bei diesem Bankett wurde der Toast auf den König unterlassen, wohl aber der Revolutionen von 1789 und von 1830 mit Begeisterung gedacht und mit Erwähnung des Elendes der arbeitenden Klassen die Nothwendigkeit einer Staatsverbesserung hervorgehoben. Solche Reformbankette wurden im ganzen Lande nachgeahmt.

Die Regierung, der Kammermehrheit gewiß, glaubte ruhig zusehen zu können. Dagegen beutete die Presse und die Opposition die gegebene Gelegenheit für ihre Zwecke aus, und trug, da sich seit einiger Zeit in den höhern Gesellschaftskreisen mehrere Fälle arger sittlicher Verdorbenheit ereigneten, kein Bedenken, diese geradezu aus dem Regierungssystem selbst abzuleiten. Dadurch aber gab die oppositionelle Presse den ohnedieß gegen die oberen Gesellschaftsklassen mißtrauischen, von ihr von Anfang an irrgeleiteten Massen die gefährlichste Waffe zum Angriff auf alles Bestehende in die Hand.

Zu den erwähnten Fällen gehörte die große Bestechlichkeit, welche sich die ehemaligen Minister Cubières und Teste während ihrer Amtsführung hatten zu Schulden kommen lassen, so daß sie vom Gericht zum Verlust der bürgerlichen Ehre verurtheilt wurden. Eben so erregte die gräßliche Ermordung der Tochter Sebastiani's durch ihren eigenen Gemahl, den Herzog von Praslin, den tiefsten sittlichen Abscheu: der hohe

Verbrecher wäre jedoch ebenfalls der gerichtlichen Verurtheilung unterlegen, wenn er sich derselben nicht durch Selbstvergiftung entzogen hätte. In Bezug auf den Ernst der Einschreitung mit dem Gesetz hätte man jedenfalls der Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen. Eben so hätte man bei den vorgefallenen Bestechungs- und Geldausbeutungsfällen sich an die ungleich größern derartigen Vergehungen von Seiten vieler Marschälle Napoleon's erinnern sollen.

Da Guizot derjenige war, der durch seinen, von einem makellosen Leben getragenen moralischen Einfluß auf die Kammermehrheit und durch seine große, keineswegs auf äußern Effect berechnete Beredtsamkeit die Grundsätze der constitutionellen Monarchie aus innerster Ueberzeugung am entschiedensten vertheidigte, so blieb er die Hauptstütze Louis Philipp's, darum aber auch der Gegenstand des bittersten Hasses der Opposition. Da die Reformbankette ihren Fortgang nahmen und die Reden dabei immer aggressiver wurden, so entschloß sich das Ministerium, Einhalt zu thun und ließ ein Reformbankett des 12. Bezirks von Paris durch den Polizeipräfecten verbieten. Darüber erhob die Kammeropposition einen furchtbaren Sturm, wobei Lamartine äußerte, ein ähnliches Verbot habe die Revolution von 1789 zum Ausbruch gebracht, Ledru Rollin aber die Charte von 1830 eine „unreife Geburt" nannte. Unter Protest gegen jede Beschränkung des Versammlungsrechts erließen 92 Kammeroppositionsglieder einen neuen Aufruf zu einem großen Reformbankett in Paris, und 10000 Nationalgardisten mit den Zöglingen der hohen Schulen erboten sich, die Gäste dabei zu schützen. Die Agitation erreichte den höchsten Grad.

Als nun die Regierung mit allen Mitteln einzuschreiten beschloß, bewog Thiers, in seinem Innersten selbst von der wachsenden Aufregung erschreckt, die meisten Oppositionsglieder, von dem Bankett abzustehen. (Nur Lamartine erklärte hinzugehen und wenn auch eine Kugel seinen Kopf treffen sollte!) Man begnügte sich nun, eine förmliche Anklage gegen das Ministerium zu erheben.

Inzwischen aber zeigten sich bereits (am 21. Febr.) in verschiedenen Theilen der Stadt Volkshaufen, die sich unter dem

Ruf: Es lebe die Reform! nieder mit Guizot! zusammenrotteten. Auch alle Glieder der geheimen Gesellschaften waren in offener Bewegung. Am 22. und 23. Febr. kam es bereits zu einzelnen Barrikadenkämpfen zwischen dem Volk und dem Militär. Erschreckt darüber, entschloß sich Louis Philipp — wie wohl zu spät — den Guizot zu entlassen, worüber großer Jubel entstand und die ganze Stadt sich festlich erleuchtete! Allein die Ernennung Molé's an Guizot's Statt befriedigte nicht. Ein vom Republikaner Lagrange geführter Arbeiterhaufe mit rother Fahne und Fackeln einherziehend — es war um 10 Uhr Nachts — warf dem Kriegsminister Hebert die Fenster ein und zog zu gleichem Zweck nach Guizot's Wohnung, traf dort aber auf eine Truppenabtheilung, die den Weg versperrte. Bald fiel von Seiten der Aufrührer ein Schuß und traf das Pferd des Truppenbefehlshabers. Empört darüber gab das Militär eine Salve, durch welche eine Anzahl Menschen getödtet wurde. Da stob die Menge auseinander und schrie wild durch alle Straßen: „Zu den Waffen! wir sind verrathen: man mordet das Volk!"

Kurze Zeit darauf kehrte Lagrange mit einem Theile seiner rasenden Leute zurück, lud, was an Todten noch auf dem Platze lag, auf einen großen Karren und fuhr damit durch die Straßen, um das Volk zur Wuth zu reizen. Neue Haufen schloßen sich an und um Mitternacht zog man die Sturmglocke. Nun verbreitete sich der Aufstand immer weiter und an allen Hauptpuncten der Stadt erhoben sich mächtige, mit großem Geschick angelegte Barrikaden.

Als Louis Philipp diese Vorgänge erfuhr, bekleidete er den Marschall Bugeaud mit dem Oberbefehl über die Truppen und beauftragte den Thiers mit der Bildung eines neuen Ministeriums. So brach der 24. Februar an, der mit dem Umsturz des Juliusthrons und mit der Flucht Louis Philipp's endete, die ihn dem Schicksal seines Vorgängers gleichstellte.

Am Morgen des 24. Februars war ganz Paris in Waffen und die Revolution im vollsten Gang: tausend Barrikaden starrten den königlichen Truppen entgegen. So klug aber der erfahrne Marschall Bugeaud seine militärischen Anordnungen getroffen hatte, so wenig wurden sie gehörig befolgt. Ließ sich doch selbst General Bédeau mit den Aufrührern in Unterhandlungen wegen Waffenruhe ein! Auch gebrach es den Truppen zum Theil an Lebensmitteln und an hinreichendem Schießbedarf. Dazu kam, daß Thiers nicht eher das

Ministerium übernahm, als bis der rathlose König den Bugeaud wieder vom Oberbefehl abrief und die Truppen in die Kasernen zurückgehen hieß. — Die darauffolgende Ankündigung des Ministeriums Thiers-Barrot beruhigte das Volk ebenfalls nicht, da es auch auf Thiers mißtrauisch war; und selbst Barrot konnte die Aufständischen nicht zur Ruhe bringen. Endlich erschien der König selbst, von der Königin angetrieben, zu Pferd mit seinen beiden ältern Söhnen und hielt Heerschau über die Linie und Nationalgarde: da er aber bemerkte, daß seine Gegenwart keinen Eindruck machte, begab er sich niedergeschlagen wieder in seine Gemächer zurück.

Immer drohender wurden die Massen, immer größer die Rathlosigkeit und Verwirrung des Königs und seiner Umgebung: da trat der Journalist Emil von Girardin vor den König mit der Nachricht, die Minister würden vom Volke nicht anerkannt und die Massen seyen gegen die Tuilerieen im Anzug; wenn der König das Königthum retten wolle, so solle er abdanken! Bugeaud und die Königin mißriethen ihm diesen Schritt. Der König schwankte; endlich ergriff er zögernd die Feder und — schrieb seine Abdankung zu Gunsten seines Enkels unter der Regentschaft der Herzogin von Orleans.

Allein damit hatte er sich wehrlos und seinen Anhängern die kräftige Organisation des Widerstands unmöglich gemacht. Die Linientruppen und diejenigen Nationalgarden, die ihm noch anhiengen, stunden jetzt führerlos da, so daß das Volk unaufgehalten gegen das Palais Royal, worin es Alles dem König Angehörige zerstörte, und von da gegen die Tuilerieen vordrang, um auch dort seine Wuth auszulassen. — Nun rieth man dem König zur Flucht; er kleidete sich daher um, und als er in bürgerlicher Kleidung ohne alle Insignien des Königthums wieder zu den Seinigen trat, wendete sich die Königin, bei diesem Anblick plötzlich ihr ganzes Elend überschauend, an den daneben stehenden Thiers mit den vorwurfsvollen Worten: „Das ist Ihr Werk, Herr! Sie haben den Brand geschürt, dessen Lohe über die Monarchie zusammenschlägt! Sie verdienten nicht, einen so guten König zu haben!" — Thiers, wohl fühlend, wie er dem König und — sich selbst geschadet, entfernte sich schweigend. Hierauf schickte sich der König an, zu gehen, und sagte zur Herzogin von Orleans, welche mit ihren Händen das Gesicht bedeckend schluchzte: „Helene, Sie bleiben mit Ihren Kindern!" — Als die königliche Familie, 15 Personen an der Zahl, in den Schloßhof trat, konnten die königlichen Wagen, durch die Schüsse der Aufrührer verhindert, nicht vorfahren, und so mußte die Familie in drei gewöhnlichen Wagen die Abreise nach St. Cloud und von da nach Dreux antreten.

Als der General Lamoricière mit des Königs Abdankung vor einer der Hauptbarrikaden ankam, rief man ihm entgegen, umzukehren; die Abdankung genüge nicht, man wolle den Sturz der Dynastie! — und als der Her-

zog von Nemours, die Erfolglosigkeit des Widerstandes erkennend, den noch übrigen bereitstehenden Truppen den Befehl zum Rückzug gab, stürmte das Volk von allen Seiten in die Tuilerieen und zertrümmerte auch dort Alles, was an die königliche Familie erinnerte; den Thronsessel aber trug man auf den Bastilleplatz und verbrannte ihn am Fuße der Juliussäule!

3. Die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer. Die Linke. Die provisorische Regierung und die Republik. — Der König und seine Familie zu Claremont in England.

Unterdeß hatte sich die Herzogin von Orleans mit ihren beiden kleinen Söhnen, durch das Gefühl der Pflicht, ihren Kindern die Thronfolge zu sichern, ermuthigt, in Begleitung des Herzogs von Nemours und Dupins des Aeltern, des ehemaligen vertrauten Rathes des Hauses Orleans, in die Deputirtenkammer, von deren Gliedern etwa 300 an der Zahl im Palast Bourbon versammelt waren, begeben und war von der Mehrheit mit Beifall begrüßt worden. Sie nahm ihren Platz vor der Rednerbühne unterhalb des Präsidentenstuhls. Hierauf berichtete Dupin über die Abdankung des Königs zu Gunsten des Grafen von Paris und über die Anordnung der Regentschaft in der Person der Herzogin von Orleans. Während die conservative Majorität Beifall rief, erhob sich von der Linken lauter Widerspruch. Ein Deputirter, Namens Marie, forderte die Kammer zur Wahl einer provisorischen Regierung auf; Ledru Rollin verlangte die Einführung derselben unmittelbar durch das Volk, und Lamartine sprach in demselben Sinne. — In dem hierauf sich erhebenden Tumulte beobachtete die Herzogin eine feste Haltung, konnte aber nicht zu Wort kommen. Zwar sprach Odilon Barrot für den Grafen von Paris und für die Herzogin; aber La Rochejacquelin verlangte Abstimmung durch das Volk.

Dabei füllte sich der Saal mit bewaffneten Volkshaufen, die eben vom Sturm auf die Tuilerieen herkamen. Sie schrieen „Nieder mit der Kammer!", steckten die dreifarbige Fahne auf die Rednerbühne und forderten eine provisorische Regierung. Nun erklärte der Präsident Sauzet die Kammer für aufge-

hoben und entfernte sich mit den constitutionellen Deputirten in Eile. Mit Mühe entkam die Herzogin mit ihren Kindern durch die entgegengesetzte Thüre aus dem Saal in das Hotel der Invaliden, von wo aus sie sich einige Tage darauf mit den Ihren über Belgien nach Deutschland rettete.

Inzwischen hatte sich die im Saal gebliebene Linke mit der übrigen rohen Menge die Rechte einer gesetzgebenden Versammlung angemaßt und unter Lärmen und Toben auf Lamartine's volksschmeichlerische Rede unter dem beständigen Rufen: „Es lebe die Republik!" eine provisorische Regierung gewählt. Sie bestand aus den Deputirten Dupont de l'Eure, Lamartine, Ledru Rollin, Cremieux, Arägo und Garnier Pagés, denen nachher auf dem Stadthause noch die Journalisten Armand Marast, Flocon, Louis Blanc und aus der Arbeiterklasse der Mechanicus Albert zugesellt wurden, damit alle Farben der republikanischen Partei repräsentirt wären. Vom Stadthause aus erließ sodann die extemporirte Regierung zwei Proclamationen: in der einen wurde die Republik mit Vorbehalt der Genehmigung des Volks, in der andern Dupont de l'Eure als Präsident derselben zusammt seinem Ministerium verkündigt. Louis Blanc las sie auf dem Grèveplatze dem Volke vor und mit einem unermeßlichen Freudengeschrei der Menge war am Abend des 24. Febr. 1848 die neue Republik zu Stande gebracht, die ohne Widerrede in ganz Frankreich anerkannt wurde.

Louis Philipp, der noch in Dreux die Nachricht von der Errichtung der Republik erhielt, eilte erschüttert mit der Königin weiter, bis er die Küste der Normandie erreichte, wo er, von dem Arm der neuen Machthaber fast erreicht, schon im Begriff war, sich einem elenden Fischernachen anzuvertrauen, um nach England überzusetzen, als ihm der englische Viceconsul Jones von Havre ein englisches Schiff zur Verfügung stellte, das ihn, als Engländer verkleidet, unter dem Namen Mr. Smith (die Königin als Mad. Lebrun) zu Honfleur aufnahm und am 4. März an die englische Küste brachte. Er nahm seinen Aufenthalt zu Claremont, einem Schlosse seines Schwiegersohns, des Königs der Belgier, einige Meilen von London, und trug daselbst unter dem Namen

eines „Grafen von Neuilly" im Schooße seiner Familie, zu der sich nach einiger Zeit auch seine Söhne wieder fanden, mit Ruhe und äußerer Würde sein schweres Geschick, bis er zwei Jahre darnach ohne Aussicht auf eine Wiederherstellung seiner Dynastie als 76jähriger Greis in den Armen der Seinigen starb.

Man hat es bei Vergleichung des Sturzes Louis Philipp's mit dem Sturze Karl's X bemerkenswerth gefunden, daß beide, beim Ausbruch der Revolution 74 Jahre alt, nach einem dreitägigen Kampfe, und zwar Karl X im Sterbemonat des Thronerben Louis Philipp's (des Herzogs von Orleans), — Louis Philipp im Sterbemonat des Thronerben Karl's X (des Herzogs von Berry) entthront wurden und zu Gunsten eines 10jährigen Enkels abdankten; — sowie daß Karl X auf seiner Flucht von mehreren tausend Garden, drei Commissären der provisorischen Regierung und von vielen Freunden und Dienern begleitet wurde, die alle beim Abschied von ihm weinten; daß dagegen Louis Philipp ohne Reisemittel, von allen Freunden verlassen, sich vor den Leuten verbergend, bis zur Gränze sich durchhelfen mußte.

Frankreich aber sollte nur zu bald die traurigen Folgen dieser leichtsinnigen Staatsumwälzung in dem Stocken alles Handels und Gewerbs, in dem Sinken alles Wohlstandes, in der Abwesenheit aller vernünftigen Autorität, in dem Losbruch aller schlechten Leidenschaften, in dem Verfall der Ordnung und Sittlichkeit erfahren und wieder einem Schiffe gleichen, das steuerlos im Meeressturm herumgeworfen wird.

---

8. Kapitel.

Deutschland und seine Revolution von 1848.

1. Die Liberalen und die Radicalen. Der Ruf nach Volksvertretung am Bundestag. Die liberalen Ministerien. Beginn des Aufstandes in Wien. Die Entfernung Metternich's. Die Aula und die constituirende Nationalversammlung. Beginn des Aufstandes in Berlin. Der Barrikadenkampf. Die preuß. Nationalversammlung.

So war denn die Zeit herbeigekommen, da der Abfall vom lebendigen Gott und seinem geoffenbarten Worte auch in Deutsch-

land vor Aller Augen offenbar werden sollte. Es brach die Revolution vom Jahre 1848 aus.

Schon einige Jahre her konnte man in Deutschland aus dem kecken Tone radicaler Zeitschriften und Broschüren, aus überstürzenden Reden mancher Kammermitglieder, aus den häufigen privaten Zusammenkünften renommirter Fortschrittsmänner, ohne Prophetengabe auf einen frühern oder spätern Ausbruch der durch die politischen Ereignisse im Ausland auf's höchste gespannten Leidenschaften schließen, die sich auf allen Seiten gegen den nur mit Spott und Hohn genannten deutschen Bund zu vereinigen und eine allgemeine Erschütterung herbeizuführen drohten. Bereits ist erwähnt worden, daß von der badischen Kammeropposition ein Hauptimpuls auf die öffentliche Meinung in Deutschland ausgieng. Die 1847 in Mannheim gegründete „Deutsche Zeitung" strebte das Reform-Organ einer Partei zu werden, welche die Klein- und Mittelstaaten unter ein liberales Preußen stellen und die Interessen des deutschen Volks gegen die dynastischen Interessen der Fürsten wahren zu sollen gedachte, ohne jedoch einen gewaltsamen Umsturz zu predigen. Aber einen solchen beabsichtete eine neben ihr herangereifte republikanische und sociale Partei, welche mit den Revolutionsmännern in Frankreich und in der Schweiz in regem Verkehre stand und schon länger her durch alle demagogischen Mittel darauf ausgieng, die Volksmassen, namentlich die Handwerker, mit Haß gegen das Christenthum und dessen Träger, gegen die Fürsten und ihre Beamten, gegen die Reichen und Besitzenden zu erfüllen.

Hatten auch die Leiter der „preußisch-deutschen" Partei keine Beziehung zu jenen Radicalen, so glaubten doch Einzelne unter ihnen seiner Zeit sich derselben zu Demonstrationen bedienen zu können; umgekehrt dagegen schloßen die Radicalen sich einstweilen mit verdeckter Farbe jenen Liberalen an, um seiner Zeit nach dem Siege jener Partei mit abgenommener Maske die Fahne der Republik aufpflanzen zu können.

Daher der Jubel der gesammten Fortschrittspartei, als im Jahr 1847 die Schweizer so leicht und rasch ihre alte Verfassung umwarfen und sich zu einem Bundesstaate constituirten; als ferner Pius IX in Rom seine weltliche Herrschaft den Revolutionsmännern

überließ und das aufgewühlte Italien über Oesterreich herzufallen drohte; endlich als die Juliusmonarchie in Frankreich durch die Reformbankettbewegung in ihrem Bestande bedroht wurde; — daher schon längst das offene Geheimniß, das man sich am Mittel- und Oberrhein in's Ohr sagte: „wenn Hecker (Advocat in Mannheim und Deputirter der badischen Kammer) den Finger in die Höhe hebt, so steht ganz Deutschland wie Ein Mann auf!"

Nur zehn Tage vor der Februarrevolution in Paris, brachte in der zweiten badischen Kammer der Abgeordnete Bassermann einen Antrag auf Vertretung des Volkes bei'm Bundestag vor und sprach damit ein Losungswort aus, das bald in allen deutschen Ländern wiederhallte. Als nämlich der electrische Schlag der französischen Februarrevolution (gleich der frühern Julirevolution) abermals die meisten Glieder des europäischen Staatenkörpers durchzuckte, erhob sich mit Einemmale in fast allen deutschen Hauptstädten der Ruf nach ungehemmter Preßfreiheit, nach freiem Vereinsrecht, nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, nach Volksbewaffnung, nach einem einheitlichen Deutschland mit Vertretung des Volkes beim Bunde.

In den ersten Märztagen nahmen daher, von den Kammern gedrängt, die Regierungen in Baden, in den beiden Hessen, in Württemberg, Bayern, Sachsen, Hannover bis herab zu den kleinsten Staaten das Programm der liberalen Opposition an, stellten aus ihr liberale Ministerien auf und gewährten Alles, was man nachher mit dem Namen Märzerrungenschaften bezeichnete. Selbst Preußen und Oesterreich, wohin die Propagandafäden reichten, konnten sich den stürmischen Forderungen nach Volksvertretung nicht entziehen, also daß am 1. März der Bundestag eine Verordnung an die Bundesstaaten erließ, daß man Vertrauensmänner aus der Nation nach Frankfurt a. M. zur Entwerfung einer Bundesverfassung senden sollte.

Diese von Oesterreich und Preußen im Bundestag zugelassene Initiative der Bundesversammlung hatte ihren Grund in verhängnißvollen revolutionären Vorgängen, die unterdeß in Wien und in Berlin eingetreten waren.

In **Wien** trafen die Nachrichten von der Wiedererrichtung einer Republik in Frankreich und von der wachsenden Revolutionsbewegung in Oberitalien ein, als eben die niederösterreichischen Stände beisammen waren. Sogleich traten einige Universitätsstudierende und junge Mitglieder eines juridisch-politischen Lesevereins, welche durch die in Ungarn von Ludwig Kossuth, dem Leiter der dortigen ständischen Opposition, gehaltenen Agitationsreden, ergriffen waren, zu einer Petition um eine constitutionelle Charte und um Anschließung an das für Frankfurt projectirte Nationalparlament zusammen. Als die Petenten von dem Fürsten Metternich eine ausweichende Antwort bekamen, entstund am Abend ein Studenten- und Arbeiter-Auflauf, und der Ruf nach einer Constitution mit Ministerverantwortlichkeit und nach Entfernung der Jesuiten sowohl, als des Staatskanzlers ertönte allenthalben in der Stadt. Das ausrückende Militär wurde verhöhnt und konnte auch durch Waffengebrauch dem wachsenden Tumulte nicht Einhalt thun. Die Villa des Fürsten Metternich wurde gestürmt und derselbe genöthigt, sein Amt niederzulegen und sich zu flüchten. — Um weiteres Unglück zu verhüten, ließ Kaiser Ferdinand I das Militär abziehen, gewährte durch neue Ministerien, von denen eines das andere ablöste, Volksbewaffnung, Preßfreiheit, freies Vereinsrecht, Aufhebung der Frohnden und bäuerlichen Lasten, und gab am 25. Apr. 1848 selbst eine Zwei-Kammer-Constitution. Da diese aber den Demokraten, an deren Spitze die vom Pöbel unterstützten Studenten in der Aula standen, nicht genügte, so bewilligte der Kaiser, von wilden Volkshaufen geschreckt, das Verlangen nach einer constituirenden Nationalversammlung mit Einer Kammer, und entfloh mit seiner Familie in das treue Tyrol nach Innsbruck. — Zwar suchte nun das schwache Ministerium Pillersdorf der Herrschaft der Aula ein Ende zu machen; aber die Studenten zwangen ihn, das herbeigerufene Militär wieder abziehen zu lassen, verbarrikadirten die Straßen und führten eine immer tollere Wirthschaft. Hierauf jedoch mußte die Aula die Herrschaft mit den Bürgern theilen und ein aus Studenten und Bürgern zusammengesetzter demokratischer Sicherheitsausschuß mit einem Juden an der Spitze regierte die Stadt bis zum Zusammentritt der constituirenden Versammlung. Was vorher in Oesterreich sich an flacher Aufklärung, frivolem Leichtsinn und geistlosem Materialismus von lange her gesammelt hatte, das trat jetzt in vollster Zuchtlosigkeit und Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnungen ungenirt zu Tage.

In **Berlin** waren am 18. Jan. 1848 die Provincialstände-Ausschüsse eben an der Beendigung ihrer Aufgabe, als die Nachricht von einem bevorstehenden Revolutionsausbruch in Paris einlief. Alsbald sprach sich unter den Ausschußmitgliedern, besonders unter den rheinländischen, das Verlangen nach einer freisinnigen Constitution aus. Der König versprach den Schei-

denden die Periodicität des vereinigten Landtags. Auf einmal kamen Bürger-Deputationen aus Berlin, Magdeburg, Königsberg, Danzig, Breslau und andern großen Städten mit Petitionen um eine Constitution. Zugleich rotteten sich, wie planmäßig, in Berlin Volkshaufen zusammen, so daß man für nothwendig fand, das Militär gegen sie aufzustellen. — Nun verhieß der König die Einberufung der Provincialstände. Als aber die Nachricht von den Wiener Vorgängen eintraf, entschloß sich der König durch ein neues freigesinntes Ministerium Preßfreiheit und Volksbewaffnung zu bewilligen, und verhieß die Ausbildung der Landstände zu einer Volksrepräsentation.

Am 18. März drängten sich Volksmassen nach dem königlichen Schloß, um für diese liberalen Geschenke zu danken, zugleich aber auch, um die Entfernung des Militärs zu verlangen. Da der König dieses Begehren, als unehrenhaft für seine Truppen, abschlug, drängte die von demokratischen Wühlern geleitete Masse gegen das Militär hin, wich aber, als die Reiterei eine Vorwärtsbewegung machte und die Infanterie aufzog, wieder etwas zurück. Da giengen unversehens einigen Soldaten die Gewehre los, ohne daß Jemand getroffen wurde, — und diesen Umstand benützten die Volksführer und rannten mit dem Ruf: „Mord! Verrath! Zu den Waffen!“ durch die Straßen, um Barrikaden zu bauen und Waffenläden zn plündern. — Eine von Seite der Regierung rasch ausgesteckte Fahne mit der Inschrift: „Mißverständniß!“ konnte die Masse nicht beruhigen: der Aufruhr war los und der Kampf zwischen Volk und Militär dauerte die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen des 19. bestürmten Bürgerdeputationen den König mit der Behauptung, die Ruhe werde eintreten, wenn das Militär entfernt werde. Da gebot der König, vom Gefühl überwältigt, den Rückzug der Truppen, und unbesiegt, wie sie waren, mußten die Braven wie Besiegte abziehen. Die Bürger für sich aber waren nicht im Stande, den vielen fremden Aufruhrelementen, die sich in diesen Tagen von Außen in die Hauptstadt eingedrängt hatten, zu wehren. Rasend brachten die Aufständischen ihre Gefallenen auf den Schloßplatz vor das Angesicht des Königs. Da sie besonders den Prinzen von Preußen (jüngern Bruder und präsumtiven Nachfolger des Königs) für einen Gegner des Liberalismus ansahen, entfernte sich derselbe aus Berlin mit einer Mission nach England, indeß der König Amnestie ertheilte, und, mit der deutschen Tricolore geschmückt, einen Zug durch die Hauptstadt hielt, auch in einem Aufruf an das deutsche Volk sich für den Constitutionalismus erklärte und dabei versicherte, daß „von nun an Preußen in Deutschland aufgehen“ solle. Als man ihn bei diesem Umzug als deutschen Kaiser begrüßen wollte, wieß er diese Zumuthung mit Entschiedenheit zurück.

Der auf den 1. Apr. einberufene vereinigte Landtag, trat unter großer, von der entfesselten Presse unterhaltener Aufregung zusammen und stellte ein

Wahlgesetz behufs einer constituirenden preußischen Nationalversammlung auf, die am 22. Mai eröffnet wurde und mit der Krone eine Constitution vereinbaren sollte.

2. Die Vertrauensmänner in Heidelberg. Das Vorparlament. Die republikanische Partei. Der Beschluß wegen Schleswig-Holstein. Der Fünfziger-Ausschuß. Der erste badische Aufstand.

Unterdeß waren in Heidelberg 51 Vertrauensmänner aus verschiedenen deutschen Kammern zusammengetreten und hatten noch andere Notabilitäten aus allen deutschen Ländern nach Frankfurt a. M. zu einer Versammlung eingeladen, um eine Volksvertretung beim Bundestag zu erwirken. An 500 „deutsche Männer" von verschiedenen Abstufungen der Freigesinntheit kamen am 31. März in der Paulskirche der Bundesstadt zusammen und beriethen sich dort als sogenanntes Vorparlament „über die Grundlagen einer deutschen Reichsverfassung mit einem Reichsparlament."

Gleich in diesem Vorparlamente zeigte sich eine Verschiedenheit der politischen Tendenzen, indem eine kleinere Partei, mit Hecker an der Spitze, das Programm einer Republik mittels gewaltsamen Umsturzes des monarchischen Prinzips durchzusetzen trachtete. Als die Mehrheit dieses Ansinnen zurückwies (jedoch von einem Theile mit dem Bemerken, daß das Volk dazu noch nicht reif sey), so verließ Hecker mit seinem Anhang Frankfurt, um in Baden für seinen Zweck zu agitiren.

Hierauf stellte das Vorparlament den Grundsatz der „Volkssouverainetät" auf und sprach die Zuziehung des eigentlichen Preußenlandes nicht nur, sondern auch des mit Holstein gegen Dänemark aufgestandenen Schleswig's zum beabsichtigten deutschen Staatenbund aus und schürzte durch den letztern Schritt einen verhängnißvollen, für die Zukunft kaum entwirrbaren Knoten.

Mit der Erhebung Schleswig's und Holsteins gegen die dänische Herrschaft hatte es folgende Bewandtniß. Diese beiden Herzogthümer, von welchen Holstein mit Lauenburg zum deutschen Bunde gehörten, waren von jeher mit dem Königreiche Dänemark nur durch Personalunion d. h. durch einen gemeinsamen Regenten aus dem oldenburgischen

Hause verbunden, aber unter sich durch eine abgesonderte deutsche Verwaltung unlösbar vereinigt gewesen. Am 3. Dez. 1839 starb König Friedrich VI und ihm folgte sein Vetter Christian VIII, der nur einen einzigen, in kinderloser Ehe lebenden Sohn Friedrich hatte. Es war vorauszusehen, daß nach dem Tode dieses Sohnes der Thron nach dem in Dänemark geltenden Königsgesetze von 1665 an die Cognaten d. h. an die weiblichen Seitenverwandten —, dagegen die Nachfolge in Schleswig und Holstein nach dem in diesen Herzogthümern geltenden Erbfolgerechte an die Agnaten oder männlichen Seitenverwandten, also an die herzoglich Holstein-Sonderburg-Augustenburgische Linie, fallen, folglich von Dänemark abgetrennt werden würden. Weil nun in diesem Falle Dänemark als Königreich zu klein und sein Bestand in Frage gestellt worden wäre, so forderten die eigentlichen Dänen, bei welchen die Augustenburgische Linie unbeliebt war, die Einverleibung Schleswig-Holsteins mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß dadurch in der Bevölkerung der Herzogthümer das Bewußtseyn ihrer alten Selbständigkeit und ihrer Zusammengehörigkeit erwachte und sich nun zwischen den Dänen und Schleswig-Holsteinern die gegenseitige Gereiztheit mehr und mehr steigerte. Nachdem schon auf dem Roeskilder Landtag von 1843 ein dänischer Abgeordneter einen Antrag auf „Staaseinheit" vorgebracht hatte, erließ im Jahr 1846 König Christian VIII den sog. „Offenen Brief", worin er das obbenannte Königsgesetz von 1665 auch auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein mit Lauenburg ausdehnte. Doch (hieß es in dem Briefe) sollte dadurch weder die Selbständigkeit Schleswigs, noch sein Verhältniß zu Holstein beeinträchtigt werden.

Durch dieses einseitige Verfahren geriethen die Herzogthümer in die größte Aufregung und selbst der (vormärzliche) deutsche Bund hielt es für nöthig, in einem Protest v. 17. Sept. 1846 zu Gunsten der Erbansprüche der Agnaten einzutreten und die Rechte Deutschlands zu wahren, — aber ohne Erfolg. Als nun nach dem Tode Christian's VIII am 20. Januar 1848 Friedrich VII zur Regierung kam, trat er sogleich mit dem „Entwurf einer Gesammtverfassung" hervor. Dagegen verlangten Schleswig und Holstein eine gemeinsame Verfassung für sich. Alsbald erhoben sich die Dänen in Kopenhagen, ermuthigt durch die französische Februarrevolution, und drangen dem Könige das aus sogenannten Eiderdänen (Graf Moltke, Orla Lehmann zc.) bestehende Casino-Ministerium auf, das Schleswig bis zur Eider dem dänischen Königreiche einverleiben wollte. Dagegen erhoben sich die Schleswig-Holsteiner und errichteten, weil sich der König in der Gewalt des Ministeriums befinde, eine provisorische Regierung (Beseler, Graf Reventlow zc.) und der Augustenburgische Prinz Friedrich von Noer lieh der Sache seinen Namen. — Von hinzu eilenden deutschen Freiwilligen unterstützt, zogen die Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen aus, wurden aber von den besser

gerüsteten und an Zahl überlegenen Gegnern am 9. April bei Flensburg geschlagen und mußten Schleswig in dänische Hände fallen sehen.

Da ergriff das deutsche Vorparlament die schleswig-holsteinische Sache und gab durch den Märzbundestag dem bereits auch märzlich gewordenen Preußen den Auftrag, die „meerumschlungenen" Schleswig-Holsteiner „in ihren Rechten" zu schützen.

Nachdem das deutsche Vorparlament die Constituirung des Reichsparlaments eingeleitet hatte, löste es sich auf und hinterließ einen Fünfzigerausschuß, der mit dem eingemärzten Bundestag und den 17 demselben beigegebenen Vertrauensmännern die Einberufung des Reichsparlaments betrieb und dabei den Bund auch zur Dämpfung des ersten badischen Aufstandes veranlaßte.

Denn unterdeß hatte Hecker zu Constanz im badischen Seekreis, wo ihm die radicale Schweiz einen Rückhalt bot, „die Republik" proclamirt. Die durch den Bund dahin aufgebotenen hessischen und badischen Truppen trafen mit den Aufrührern bei Kandern zusammen. Zwar wurde daselbst der hessische General Friedrich von Gagern, als er eben die feindlichen Anführer durch Vernunftgründe zur Niederlegung der Waffen bewegen wollte, durch einen tückischen Schuß getödtet; dennoch wurden die Aufrührer (besonders nach der Einnahme Freiburgs) völlig zersprengt, während gleichzeitig eine von Frankreich über den Rhein her eingefallene Freischaar von einer Compagnie Württemberger in die Flucht gejagt wurde.

3. Das deutsche Reichsparlament. Die Parteien darin. Abschaffung des Bundestags. Der Reichsverweser und das Reichsministerium. Aufstellung der Grundrechte. — Der Kampf in Schleswig-Holstein: Preußen's Theilnahme; der Malmöer Waffenstillstand. — Der Barrikadenkampf in Frankfurt.

Am 18. Mai 1848 wurde in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. das deutsche Reichsparlament mit ohngefähr 550 Abgeordneten, deren Wahl unter der Anordnung der Regierungen vorgenommen worden war, eröffnet und erhielt an Heinrich von Gagern (dem ältern Bruder des bei Kandern gefallenen Generals) seinen Präsidenten. Unzählige Deutsche blickten mit den größten Hoffnungen auf die Weisheit dieser an Talenten reichen Versammlung hin, welche das deutsche Vaterland zur ursprünglichen

Würde und Bedeutung erheben sollte. Aber schon die theils mit Spott, theils mit Gleichgültigkeit erfolgte Zurückweisung des Antrags eines geistlichen Mitglieds, daß man die Versammlung mit Gebet eröffnen möchte, ließ Manche ahnen, daß sich das Wort der Schrift erfüllen werde: „Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen."

Von vorne herein erkannte sich das Parlament in seiner Majorität das Recht zu, ohne Vereinbarung mit den Fürsten (von denen doch alle Glieder desselben unter dieser Voraussetzung hingesandt worden waren) die künftige Verfassung Deutschlands festzusetzen, und verpflichtete sich, die nationalen Rechte aller zum deutschen Bunde gehörigen Nichtdeutschen zu verbürgen. Deßungeachtet wollte man weder in Oesterreich, wo die Aula herrschte, noch in Böhmen, worin sich die Tschechen von Oesterreich loszureißen und ein Slavenreich zu gründen suchten, etwas vom Frankfurter Parlament wissen. Nur die gegen Oesterreich in Aufstand begriffenen Ungarn sandten eine Deputation nach Frankfurt, welche dort um so feierlicher aufgenommen wurde.

Sehr schnell stellte sich in dieser Versammlung die Parteiverschiedenheit heraus. Die übrigens nicht große Mehrheit des Parlaments, in welcher die preußisch=deutsche Partei überwog, bezweckte mit Heinrich von Gagern die Einheit Deutschlands und hielt an der constitutionellen Monarchie fest: sie schonte daher die Fürsten, zugleich schon auch darum, weil sie der denselben noch zu Gebot stehenden Armeen zum Schutze gegen die drohende Republik bedurfte. — Eine kleinere Partei dieser Mehrheit war mit der preußisch=deutschen Partei in dem Begriff „Deutschland" nicht einig, indem sie an dem Grundsatz festhielt, daß ein Deutschland ohne Oesterreich den europäischen Mächten gegenüber zu schwach seyn würde.

Die Republikaner, obwohl als die extremste Linke bei weitem in der Minderheit, aber mächtig unterstützt durch den abgerichteten Pöbel auf den Gallerieen, durch die wie ein Netz über Deutschland geworfenen politischen Vereine und durch die oft von Parlamentsgliedern der Linken geleiteten Volksversammlungen, trugen stets ihre Sympathie mit den Republi=

kanern in Frankreich, mit den Ungarn, Böhmen und Lombarden gegen Oesterreich, mit den Polen gegen Preußen zur Schau, und verfolgten das Hirngespinnst einer „europäischen Republik", ja giengen auf Sprengung des gemäßigten Parlaments und auf Verwandlung desselben in einen demokratischen Convent aus!

Einer der nennenswerthen Beschlüsse war die Decretirung von — 6 Mill. Gulden, um damit den Anfang zur Herstellung einer von allen Seiten gewünschten deutschen Flotte zu machen. Alsdann gieng man an die Abschaffung des Bundestags, der durch die längst auf ihn gehäufte Schmach nunmehr als unhaltbar erschien. Eine andere Centralgewalt sollte ihn ersetzen: nur war man lange unschlüssig, woher sie nehmen, daß sie weder zur Dictatur, noch zum Convent mißbraucht würde.

Da that am 24. Juni Heinrich von Gagern „einen kühnen Griff," und schlug den alten, noch rüstigen und allgemein populären Erzherzog Johann zum Reichsverweser vor, der denn auch mit 436 gegen 109 Stimmen erwählt wurde. Der Erzherzog hatte den Tact, dieses Amt „nur auf den Grund der Zustimmung sämmtlicher deutscher Regierungen" zu übernehmen, die daher nicht ausblieb. Er erschien am 11. Juli im Parlament mit den Worten: „Da habt Ihr mich —!" und ward mit größtem Jubel aufgenommen. Nachdem er sich mit einem Reichsministerium umgeben, gebot er allen deutschen Heeren, ihm zu huldigen. Allein Preußen und Oesterreich ließen diese Huldigung bei ihren Armeen nicht zu und Bayern gestattete sie nur bedingt.

Die Verhandlungen im Parlament drehten sich nun lange Zeit nur um Aufstellung der sogenannten „Grundrechte", welche die Bürgschaft deutscher Freiheit enthalten sollten, während es sich mehr und mehr offenbarte, daß den Schöpfern dieser Grundrechte jede Macht abgieng, diese sogenannte Freiheit durchzuführen. Dieß erkannte die preußisch-deutsche Partei, die man nachher die kleindeutsche nannte, weil sie ein Deutschland ohne Oesterreich wollte, gar wohl; sie hielt daher absichtlich noch mit der Aufstellung einer Verfassung zurück und wartete nur, bis das in den schleswig-holsteini-

schen Kampf verwickelte Preußen freie Hand bekam, um unter preußischer Aegide ein einheitliches Deutschland herzustellen.

Es hatten nämlich inzwischen die Preußen unter General Wrangel durch die Erstürmung des Danewirk (d. 23. Apr.) die Dänen aus Schleswig vertrieben und waren tief in Jütland eingedrungen. Weil aber von da an die nordeuropäischen Mächte, welche an der Nord und Ostsee kein starkes Deutschland aufkommen lassen wollten, sich einmischten, und England und Schweden den Preußen mit der Blokade seiner Häfen, Rußland mit dem Einmarsch in sein Gebiet drohte, überdieß auch Preußen in seinem eigenen Innern tief erschüttert war: so rief es in der Noth der Selbsterhaltung seine Truppen aus Dänemark zurück, und schloß, nachdem Wrangel noch die Dänen bei Düppel geschlagen, auch der bayrische Freiherr von der Tann mit seinem Freicorps noch einige kühne Streifzüge gemacht hatte, am 26. August den Waffenstillstand von Malmö (in Schweden) auf 7 Monate, den das Frankfurter Parlament genehmigte und der Reichsverweser bestätigte. Demgemäß mußten die dänischen und deutschen Truppen (bis auf 2000 M) Schleswig räumen, und eine Regentschaft aus fünf von beiden Seiten ernannten Eingebornen sollte die Herzogthümer bis zum Austrag des Friedens regieren.

Anderseits hatten die Demokraten im Frankfurter Parlament die ihren Parteizwecken drohende Gefahr längst erkannt und alle Federn der republikanisch-communistischen Propaganda springen lassen, um allenthalben durch Volksversammlungen, Aufstände und terroristische Demonstrationen einen völligen Umsturz zu bewirken. Da gab der oberwähnte, von Preußen mit Dänemark geschlossene Waffenstillstand von Malmö, welcher in allen mit Schleswig-Holstein sympathisirenden Kreisen die höchste Entrüstung hervorgerufen hatte, der Revolutionspartei in Frankfurt Veranlassung zu einer großen Volksversammlung (auf der Pfingstwiese), die das Parlament zu sprengen und einen Convent an dessen Stelle zu setzen beschloß.

Der Barrikadenkampf, der sich nun am andern Tag (d. 17. Sept.) in Frankfurts Straßen erhob, wurde jedoch auf Gagern's Betrieb von den hessischen und von den aus Mainz hereileilenden preußischen Truppen niedergeschlagen. Doch hatte das Parlament zwei seiner conservativen Glieder als Opfer der Volkswuth zu beklagen, indem der preußische General von Auers-

wald und der junge ritterliche Fürst Lichnowsky — welcher letztere den Demokraten, denen er im Parlament öfters seine Verachtung zugeschleudert hatte, besonders verhaßt war, — von dem fanatisirten Pöbel auf die unmenschlichste Weise ermordet wurden.

Um diese Zeit wurde auch ein zweiter badischer, von Gustav Struve angeführter Freischaarenzug vereitelt. — Von da an glaubte Robert Blum, ein Hauptführer der extremen Parlamentslinken, der Demokratie nicht mehr in Frankfurt nützen zu können, sondern ihr in Wien aufhelfen zu müssen, wo unterdeß die österreichische Revolution im vollsten Gange war.

4. Eröffnung der österreichischen Nationalversammlung in Wien. Die Slavenbewegung in Böhmen. Die Parteien im österreichischen Reichstag. Der beginnende Abfall Ungarns: Kossuth's Magyarenthum.

In Wien war unterdeß die constituirende Nationalversammlung zusammengetreten und war durch den Erzherzog Johann, welcher bereits die Reichsverweserstelle in Frankfurt bekleidete, auf Ersuchen des noch in Tyrol befindlichen Kaisers Ferdinand am 22. Jul. für das Kaiserthum Oesterreich eröffnet worden. Dem Erzherzog war es auch gelungen, ein kräftiges Ministerium daselbst zu Stande zu bringen, in welchem der Justizminister Bach und der Kriegsminister Latour bereits den Gedanken faßten, diese Revolution zur „Wiedergeburt Oesterreichs" zu benützen.

Bereits war Böhmen zur Ordnung gebracht, wo die Tschechen während der Wiener Verwirrung sich unabhängig zu machen versucht und am 31. Mai — im Gegensatz gegen das deutsche Parlament in Frankfurt — einen allgemeinen Slavencongreß nach Prag ausgeschrieben und dort auch eine provisorische Regierung für Böhmen eingesetzt hatten. Man hatte von Wien aus den Fürsten Windischgrätz nach Prag geschickt, um mit dem dortigen Militär die Rechte des Kaisers zu wahren. Auch dort maßten Studenten sich das große Wort an und schnell erhoben sich Barrikaden. Als Windischgrätz eben die Aufrührer im Guten zur Ruhe bewegen wollte, tödete ihm eine Kugel seine Gemahlin am Fenster und sein Sohn wurde im Barrikadenkampf schwer verwundet. Deßungeachtet beobachtete der Fürst die größte Mäßigung und zog, als man ihm kein Gehör schenkte, in der Nacht des 14. Jun. mit den Truppen aus der Stadt. Schon frohlockten die Aufrührer, als

der Fürst vom Hradschin aus einige Bomben über die Stadt sandte und dadurch die Empörer zur Capitulation zwang. Er verfuhr mit der größten Milde, und seitdem waren es gerade die Böhmen, welche in der zu Wien eröffneten Nationalversammlung durch ihren Haß gegen die Deutschen und Ungarn der Einheit der österreichischen Monarchie am förderlichsten waren.

Auch auf dem österreichischen Reichstage traten zwei Hauptparteien hervor, eine constitutionelle, die mit dem Minister Bach auf Einheit und Kräftigung des Kaiserstaats ausgieng, und eine radicale, welche die Zertrennung der Monarchie in Nationalitäten bezweckte. Die nächste große Sorge für das Ministerium bildete die gesteigerte Gefahr, welche der drohende Abfall Ungarns von Oesterreich mit sich führte, indem Kossuth daselbst die Bildung eines unabhängigen Magyarenthums betrieb.

Bereits am 14. März hatte dieser phantastische Agitator Ungarns vom Kaiser die Gewährung eines eigenen Ministeriums für Ungarn erreicht, welchem Graf Batthiany vorstand. Allmählig hatte er auch die Abtrennung des ungarischen Heers von dem österreichischen beim Kaiser durchgesetzt und auf der am 11. April in Pesth eröffneten Landesrepräsentation die Union Siebenbürgens mit Ungarn zu Stande gebracht. Zugleich trug er auf Verdrängung der sächsischen, serbischen und kroatischen Sprache durch die magyarische an. Dadurch aber rief er einen heftigen Nationalitätenkampf hervor, indem die Serben zu Carlowitz ein eigenes Nationalcomité errichteten und in blutigem Kampfe widerstanden, die Kroaten aber unter ihrem Ban Jellachich eine drohende Haltung annahmen, die bald dem kossuth'schen Magyarenthum gefährlich werden sollte.

5. Stand der Revolution in Italien. Aufstände in Mailand, Venedig und Neapel. Einfall des Sardenkönigs in die Lombardei. Radetzky's Sieg bei Custozza. Waffenstillstand.

Eine zweite, noch größere Sorge machte der kaiserlichen Regierung der Stand der Revolution in Italien, wo sich, wie oben K. 6, 2. erwähnt, der Sardenkönig Karl Albert (von seiner Partei la Spada d' Italia genannt) in Verbindung mit den Radicalen Italiens mit geheimer Zustimmung der Engländer zum Sturz der österreichischen Herrschaft daselbst verbunden und wo der obschon

82jährige, aber noch rüstige Radetzky bisher vergebens um Verstärkung nachgesucht hatte.

Plötzlich fielen zu Mailand — während der Abwesenheit des Erzherzogs Rainer — am 17. Mai auf die Nachricht von der Wiener Revolution die Demokraten, unterstützt von Freischärlern aus der Schweiz, über das österreichische Militär her, so daß, da zugleich der Sardenkönig im Anzug war und die Lombarden auch in andern Städten losbrachen, Radetzky mit seinen Truppen die Stadt verließ und sich gegen Verona hin zurückzog, um dort wenigstens die Verbindung mit den Festungen Mantua und Peschiera zu unterhalten.

Inzwischen schlugen sich die übrigen festen Plätze zu den Aufrührern und selbst das wichtige Venedig, wo das österreichische Gubernium den Kopf verlor, fiel nach vergeblichem Widerstand der Besatzung in die Gewalt der Aufrührer, die unter der Leitung des Demokraten Manin sogleich die alte Republik errichteten.

Schon zog der Sardenkönig mit 60000 Piemontesen, welchen sich 8000 Lombarden und 63000 andere Italiener aus Toscana, Parma, Modena, Rom und Neapel anschloßen, gegen Radetzky heran, der nur an 35,000 M. treue kaiserliche Truppen um sich hatte und durch den Abfall Venedigs und durch einen drohenden Aufstand in Wälschtyrol von Wien abgeschnitten war.

Deßungeachtet wagte es Karl Albert nicht, ihn offen anzugreifen, sondern wollte erst den Sieg der Wiener Revolution abwarten, der dann, wie er glaubte, den Radetzky nöthigen würde, sich ihm zu ergeben. Aber dadurch bekam Radetzky Zeit, ein ihm unter dem General Nugent zugesandtes Hülfscorps von 19000 M. an sich zu ziehen, und auch der Erzherzog Albrecht mit dem jungen Erzherzog Franz Joseph, welche beide aus Wien entkommen waren, fanden sich in Radetzky's Lager ein, letzterer insbesondere, um sich dort seine ersten Sporen zu verdienen.

Endlich griff der Sardenkönig bei Santa Lucia an, wurde aber geschlagen und mußte bald nachher mit Verdruß gewahren, daß der König beider Sicilien, der inzwischen durch seine tapfern Schweizersöldner den Aufstand in Neapel bewältigt hatte, sein 15000 M. starkes Truppencorps aus Oberitalien (wohin

er es gezwungen gegen Radetzky hatte senden müssen) abrief, um nun auch Sicilien wieder zu unterwerfen (was ihm auch gelang). Hierauf eroberte Radetzky Vicenza, zwang die Römer sich hinter den Po zurückzuziehen, gewann Rivoli und erfocht am 25. Juli den glänzenden Sieg bei Custozza, durch welchen Oesterreich gerettet wurde.

Der Sardenkönig, der sich einige Zeit zuvor von den aufständischen Lombarden die eiserne Krone hatte schenken lassen, zog sich nun nach Mailand zurück, wo er aber von den Einwohnern, die sich in ihrer Meinung von seinem Heldenthum getäuscht sahen, als ein Verräther behandelt wurde und in Lebensgefahr gerieth, so daß er froh war, daß Radetzky ihn ungehindert in sein Königreich abziehen ließ, wo er sich durch Herausgabe aller von ihm noch besetzten lombardischen Plätze einen Waffenstillstand erkaufte.

So war einstweilen die Lombardei wieder gewonnen und es konnte nun die Belagerung Venedig's mit mehr Kraft betrieben werden.

6. Die Revolution in Ungarn. Ermordung Lamberg's in Pesth. Aufstand des Wiener Pöbels. Ermordung Latour's. Anarchie. Belagerung und Erstürmung Wien's. Standrecht. Robert Blum.

Im Vertrauen auf diesen Sieg Radetzky's kehrte Kaiser Ferdinand am 12. Aug. wieder nach Wien zurück, mußte aber bald durch den Verrath Kossuth's in Ungarn die Flamme des Aufruhrs hoch emporlodern und in Folge davon selbst Wien und die Lombardei wieder in die Gefahr des Untergangs zurückfallen sehen.

Kossuth nahm es sich als Chef des ungarischen Finanzministeriums heraus, ohne Genehmigung des Kaisers an 70 Mill. Papiergeld zu machen, wodurch er sich die Mittel zur Aufbringung eines eigenen vom Kaiser unabhängigen Heeres von 200000 M. verschaffte. Eine Zeit lang versuchte der neue Palatin von Ungarn, Erzherzog Stephan, den Kossuth durch Unterhandlungen zur Unterordnung zurückzubringen; als er aber wahrnahm, daß vielmehr Kossuth ihn zum Werkzeug brauchen wollte, wie er es schon dem Grafen Ba-

thiany gemacht hatte, so verließ er das Land, in welchem nun Kossuth durch den Mißbrauch des kaiserlichen Namens die Besatzungen der Festungen Komorn, Peterwardein, Munkacz und Essег für sich gewann, indeß nur Arad und Temeswar dem Kaiser treu blieben.

Jetzt erst gebrauchte der Kaiser Ernst; er verbot das Kossuth'sche Papiergeld, erklärte alle bisherigen Anordnungen desselben für ungültig und sandte den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Lamberg nach Pesth, um den Oberbefehl der Truppen zu übernehmen. Allein Lamberg wurde dort von dem aufgehetzten Demokratenpöbel (d. 28. Sept.) auf unmenschliche Weise ermordet, und eben so ließ Arthur Görgey, einer der kossuth'schen Insurgentengenerale, den Verwaltungsvorstand von Siebenbürgen, Grafen Zichy, aufknüpfen, weil derselbe den Schutz des Ban Jellachich angerufen hatte, der eben auf des Kaisers Befehl mit seinen Kroaten über die Donau heranzog, um den Aufstand in Ungarn dämpfen zu helfen.

Hierauf ließ Kossuth alle Federn seines Intriguensystems springen, um auch Wien wieder aufzuregen und sich dadurch in Ungarn freie Hand zu verschaffen. Mit Geldmitteln reichlich versehen, wußten seine Agenten (der Magyarenedelmann Pulsky und der Jude Tausenau) unter dem Wiener Pöbel einen Aufstand zu organisiren und durch die demokratischen Clubs und Versammlungen dem Kossuth einen großen Anhang zu gewinnen; selbst die Bauern auf dem Lande ließen sich durch das Versprechen der Aufhebung aller bäuerlichen Lasten auf Kossuth's Seite ziehen und zu Tausenden nach Wien locken, wo sie für die Insurrection bearbeitet wurden.

Als am 6. Oct. eine kaiserliche Truppenabtheilung von Wien nach Ungarn aufbrechen wollte, um sich mit Jellachich zu vereinigen, hinderte der Pöbel den Abzug, überfiel das Kriegsministerium und ermordete den Kriegsminister Latour auf das gräßlichste: denn dieser Mann, der bisher unter allen Verhältnissen auf die feste Haltung des Heeres hingewirkt hatte, war der Revolutionspartei längst ein Hauptdorn im Auge gewesen.

Da entfloh der Kaiser mit seiner Familie zum zweitenmal

aus Wien und begab sich nach Olmütz, in die Nähe des dort unter dem Fürsten Windischgrätz sich sammelnden Heeres, während der Rest der Wiener Besatzung unter dem Grafen Auersperg sich aus Wien auf die Anhöhen zurückzog.

Von diesem Augenblick an lebte in Wien die wüste Aulawirthschaft wieder auf, riß die Regierung an sich, machte den Literaten Messenhauser zum Stadtcommandanten und purgirte den Reichstag in ihrem Sinn. Allein am 20. Oct. erklärte Windischgrätz Wien in Belagerungsstand und rückte mit seinem Heere von Böhmen her gegen die Stadt, während Jellachich, auf seinem Wege nach Ungarn umkehrend, von Süden her die Stadt faßte.

Auf einmal machten sich die ärgsten, meist fremden Schreier aus dem Staube und überließen den Uebrigen, die Sache auszufechten. Diese, aus Bürgern und Freischärlern bestehend, riefen in Eile den polnischen General Bem zur Leitung der Vertheidigung herbei, bauten Barrikaden und sahen mit Sehnsucht auf die Ungarn aus, von denen sie Entsatz hofften. Bereits aber hatten Windischgrätz und Jellachich die Beschießung der Stadt begonnen und der Kampf war im blutigen Gang, als Messenhauser erklärte, die Stadt nicht mehr halten zu können. Nun entschloß man sich zur Capitulation, welche Windischgrätz gewährte. Weil aber gleich darauf ein ungarisches Heer an der Schwechat erschien, so brachen die Demokraten die Capitulation und nahmen die Vertheidigung wieder auf. Allein Jellachich schlug das schwache Heer der Ungarn in die Flucht, und Windischgrätz eröffnete den Sturm auf die Stadt. In Kurzem (am 31. Oct.) wurde sie eingenommen und durch Erklärung des Standrechts der heillosen Anarchie ein Ende gemacht.

Unter den Gefangenen befand sich Robert Blum, der das Seine zur Unterhaltung der Bewegung beigetragen und zuletzt auf den Barrikaden mitgekämpft hatte. Seine Berufung auf seine Eigenschaft als Frankfurter Parlamentsmitglied konnte nicht anerkannt werden, und so wurde er am 9. Nov. in der Brigittenau standrechtlich erschossen; er starb mit Muth. Sein Tod versetzte die Demokratie aller Orten in Wuth, und die deßhalb veranstalteten Todtenfeiern spannten eine Zeit lang die Sehnen der Demokraten zu neuen, jedoch vergeblichen Anstrengungen in ihren Vereinen und Versammlungen an.

7. Das Unwesen der Demokratie in Berlin. Pöbelexcesse. Das Ministerium Brandenburg und Manteuffel. Die preußische Reichsverfassung. — Die klein- und großdeutsche Partei im Frankfurter Parlament. Oesterreich ein Gesammtstaat. Das kleindeutsche Programm.

Während der ganzen Wiener Revolution, in welcher der österreichische Reichstag unter dem Einfluß der Straßenherrschaft stand, war auch in Berlin die preußische Constituante dem Terrorismus des von der zügellosen Presse und den Demokratenclubs geleiteten Pöbels ausgesetzt, der durch beständige Tumulte keine Ruhe und Ordnung aufkommen ließ, zumal die preußische Militärmacht in der entfernten dänischen Halbinsel beschäftigt und die Bürgerwehr des unaufhörlichen Dienstes müde und von den Bummlern eingeschüchtert war. Gieng doch der Pöbel so weit, selbst einen Minister zu insultiren und das unbewachte Zeughaus seiner Waffen und historisch merkwürdigen Trophäen zu berauben.

Die demokratischen Vereine beherrschten förmlich die Beschlüsse der constituirenden Versammlung, und wer in ihr der Mäßigung das Wort redete, wurde vom Pöbel verhöhnt und beleidigt. Zuletzt belagerte der Pöbel (ohne zu ahnen, daß es der Tag der Erstürmung Wiens war, der für alle deutschen Demokraten verhängnißvoll werden sollte) den Eingang zum Sitzungssaal und hielt mißliebigen Abgeordneten Stricke unter das Gesicht mit der Drohung, sie aufzuhängen, wenn sie nicht im Sinn der Demokratie stimmen würden.

Als aber die Nachricht von der Besiegung des Wiener Aufstandes eintraf und auch im Frankfurter Parlament nach dem dortigen Barrikadenkampf eine Reaction im Anzuge war, so ergriff der König von Preußen den Moment allgemeiner Indignation über den Berliner Pöbelexceß und ernannte am 2. Nov. ein neues thatkräftiges Ministerium mit dem Grafen von Brandenburg und dem Freiherrn von Manteuffel an der Spitze, das muthig der Anarchie entgegentrat. Das Parlament wurde vertagt und von Berlin hinweg nach der Stadt Brandenburg verlegt, und als die oppositionelle Mehrheit in Berlin noch forttagen wollte, rückte General Wrangel, der nach dem Frieden von Malmö aus

Dänemark zurückgekehrt war, mit den königlichen Truppen in die Stadt ein, löste die Bürgerwehr auf und nöthigte jene Versammlung, deren letzte Handlung ein Steuerverweigerungsbeschluß war, zum Auseinandergehen.

Weil nun aber nach der Eröffnung der Reichsversammlung in Brandenburg (am 27. Nov.) die Demokraten durch ihr Austreten eine gültige Beschlußnahme unmöglich zu machen suchten, so löste der König die ganze Versammlung (am 5. Dec.) auf und gab aus eigener Macht eine neue Reichsverfassung, die er den darin bezeichneten, auf den 25. Febr. des folgenden Jahres einberufenen Kammern zur Revision überwies.

Der Sieg der Regierungen in Oesterreich und in Preußen über die Demokraten hatte eine bedeutende Rückwirkung auf die Haltung des deutschen Parlaments in Frankfurt, das bisher ohnedieß nicht im Stande gewesen war, jenen beiden Mächten, selbst nicht in ihrem scheinbaren Unterliegen, seinen Willen aufzunöthigen. Die kleindeutsche Partei im Parlament, vertreten durch den Parlamentspräsidenten Heinrich von Gagern, lehnte sich immer entschiedener an Preußen an, von dem sie sich eine wesentlichere Förderung ihres politischen Prinzips versprach, als von dem zur Reaction geneigten Oesterreich; die großdeutsche Partei, vertreten durch den Reichsminister von Schmerling, wollte aber Oesterreich durch Ausschließung seiner nichtdeutschen Provinzen aus dem Umfang eines einheitlichen Deutschlands nicht hinausdrängen lassen. Da nun aber im Parlament die Demokraten aller deutschen Länder ebenfalls vor einer Reaction in Oesterreich Furcht hatten, so kam in der Paulskirche — vier Tage vor der Erstürmung Wiens — der Beschluß zu Stande, daß ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen nie zu einer staatlichen Einheit verbunden werden, sondern nur in einer Personalunion zu ihm stehen d. h. durch die Person des Monarchen mit ihm vereinigt erscheinen könne.

Weil daher durch diesen Beschluß Oesterreich nur in Bezug auf seine deutschen Provinzen zu Deutschland gehörend, der österreichische Kaiser aber mit seinen außerösterreichischen Staaten vom deutschen Reich ausgeschlossen erschien, so ließ Fürst Schwarzenberg,

der neue Leiter des wieder durch sich selbst erstandenen und am 27. Nov. in Betreff aller seiner Provinzen zu einem Gesammtstaat erklärten Oesterreichs, im Frankfurter Parlament erklären, daß sich Oesterreich nie werde aus Deutschland ausschließen lassen.

Desto eifriger arbeitete nun die kleindeutsche Partei an der Verwirklichung ihrer Idee eines deutschen constitutionellen Bundesstaats mit einem Volkshaus und einem Reichsoberhaupt, zu welchem sie sich den König von Preußen ausersehen hatte, und als Heinrich von Gagern am 15. Dec. an der Stelle des aus diesem Grunde abtretenden v. Schmerling in das Reichsministerium trat, machte die Parlamentsmajorität das kleindeutsche Programm immer offener auch zu dem ihrigen.

Preußen wollte zwar an die Spitze eines engern Bundesstaats treten, aber zugleich mit Oesterreich in einem weitern Staatenbund vereinigt bleiben; Oesterreich dagegen wollte weder das eine, noch das andere, verwarf auch insbesondre ein Volkshaus und schlug ein Zusammentreten der deutschen Staaten nach Gruppen und die Errichtung eines von allen deutschen Regierungen gebildeten Staatenhauses vor.

8. Die deutsche Reichsverfassung. Die Kaiserwahl. Preußens Ablehnung. Die republikanisch-revolutionären Bewegungen in der Pfalz, in Baden, Württemberg und Hessen. Bewaffnetes Einschreiten Preußens. Austritt der Kleindeutschen aus dem Parlament. Das demokratische Rumpfparlament und sein klägliches Ende.

Da während dieser diplomatischen Verhandlungen in Frankfurt Oesterreich in seinem Kampfe mit der ungarischen Revolution anfangs den Kürzern zu ziehen schien und deßhalb im Frankfurter Parlament die Kleindeutschen sowohl, als die Demokraten erhöhte Hoffnungen, jene für ihren preußisch-deutschen Bundesstaat, diese für die Republik schöpften, kam nach vielen Parlamentskämpfen endlich die deutsche Reichsverfassung im Sinne der Kleindeutschen zu Stande.

Die sechs Hauptabschnitte dieser Verfassung handelten vom Reich, von der Reichsgewalt, vom Reichsoberhaupt, vom Reichstag, vom Reichsgericht und von den Grundrechten des deutschen Volkes. Sie sprach dem Reichsoberhaupt die erbliche Kaiserwürde zu, welche einem der regierenden deutschen Für-

sten übertragen werden sollte, und ließ den Reichstag aus einem Staatenhaus und einem Volkshaus bestehen, davon jenes zur Hälfte durch die Regierungen, zur Hälfte durch Volksvertretungen der deutschen Staaten zu ernennen, dieses (das Volkshaus) von Abgeordneten des deutschen Volks nach einem auf dem demokratischen Prinzip der Kopfzahl beruhenden Wahlgesetz und nach dem allgemeinen Stimmrecht zu wählen sey.

Als es hierauf zur Wahl des Reichsoberhauptes kam, setzte die kleindeutsche Partei die Wahl des Königs von Preußen, jedoch nur um den Preis bedeutender, die Reichsgewalt und Kaiserwürde schmälernder Zugeständnisse an die Demokraten und nur mit einem Mehr von 42 Stimmen durch, worauf eine feierliche Deputation nach Berlin abgeordnet wurde, um die neugeschaffene Würde dem Könige zu überbringen. Allein Friedrich Wilhelm IV erklärte beim Empfang der Abordnung (am 3. April), daß er diese Würde ohne freies Einverständniß der deutschen Fürsten und freien Städte nicht annehmen könne; nur mit Bewilligung aller deutschen Regierungen würde er sich dazu entschließen können.

Da nun aber zwei Tage darauf (am 5. Apr.) sämmtliche Oesterreicher im Parlamente von ihrer Regierung abberufen wurden, auch der Reichsverweser seine Entlassung einreichte und nur bis zur Erneuerung einer andern Centralgewalt noch bleiben wollte; da ferner am 14. Apr. von den übrigen deutschen Staaten nur die kleinern sich für Annahme der Reichsverfassung und für die getroffene Kaiserwahl erklärten, die Königreiche Bayern, Hannover, Sachsen und Württemberg aber sie mißbilligten: so sprach der König von Preußen am 28. Apr. seine entschiedene Ablehnung aus.

Dem Parlament aber wurde preußischer Seits gerathen, diese Reichsverfassung, welche durch ein so unnatürliches Compromiß zu Stande gekommen sei und weder der Selbständigkeit der Verwaltung der Einzelstaaten, noch der Möglichkeit kräftiger Ausübung der Centralgewalt Rechnung trage, ja welche durch das ihr beigegebene demokratische Wahlgesetz sogar als Brücke zur Republik dienen könne, — erst noch der Berathung der Fürsten zu unterstellen und sie dann endgültig mit ihnen zu vereinbaren.

Allein das Parlament bestand auf der von ihm beschlossenen Reichsverfassung, obgleich es wußte, daß ihm

jede Macht zur Durchführung derselben abgieng; ja es protestirte sogar gegen die Erklärung des Königs von Preußen, daß er jeder gefährdeten Regierung gegen anarchische Bewegungen seinen bewaffneten Arm leihen werde. — Dennoch rieth Gagern, die Hoffnung auf Preußen nicht wegzuwerfen, bei dem allein wahre Macht liege. Er wurde aber von der demokratischen Partei verlacht, welche von nun an durch ihr Toben gegen die Fürsten, als gegen Rebellen, und durch die leidenschaftlichsten Angriffe auf ihre Gegner jede Verständigung unmöglich machte und durch radicale Beschlüsse die Gefahren der Anarchie und Revolution heraufbeschwor.

Die Reichsverfassung, deren Durchführung in den Staaten, die sie anerkannt hatten, von den Constitutionellen mit großen Anstrengungen betrieben wurde, diente den Demokraten nur zum Vorwand für ihre republikanisch-revolutionären Bestrebungen. In verschiedenen deutschen Staaten und Städten entstanden darum Aufstände, die mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten, so z. B. in einigen Städten Preußens (wie in Elberfeld, in Iserlohn) und in Sachsen, wo es besonders in Dresden zu einem so heftigen Demokratenausbruch kam, daß der König sich in die Feste Königstein flüchtete, und die Stadt durch eine provisorische Regierung so lange terrorisirt wurde, bis preußisches Militär dem sächsischen zu Hülfe kam und den Aufstand niederschlug. — In Württemberg konnte die Regierung einem Aufruhr nur dadurch zuvorkommen, daß sie sich am 25. Apr. für die Annahme der Reichsverfassung erklärte.

Unter solchen Umständen rief Preußen am 14. Mai seine Abgeordneten aus dem Frankfurter Parlament zurück; Hannover, Bayern und Sachsen thaten das Gleiche; nur die demokratisch Gesinnten darunter blieben zurück, und so kam es, daß die letztern in der Paulskirche das Uebergewicht bekamen und revolutionäre Beschlüsse faßten, ja die aufständischen Bewegungen in der Pfalz und in Baden unterstützten.

Auch bei diesen Aufständen diente die Durchführung der Reichsverfassung zum Vorwand republikanischer Tendenzen. In der bayrischen Rhein-Pfalz, wo schon länger her durch Volksvereine und Volksversammlungen die demokratischen Ideen verbreitet waren, stellte am 2. Mai ein sogenannter Landesausschuß demokratischer Vereine zu Kaiserslautern eine provisorische Regierung auf, die dann ein allgemeines Volksaufgebot erließ, in Ludwigshafen und in der Festung Landau einen Theil des Militärs zum Abfall verführte und von den Reichen Geld erpreßte.

— Gleichzeitig hatte im Großherzogthum Baden, das seit Jahren durch seine ultraliberalen Kammern und Ministerien, und seit 1848 durch Volksvereine und Volksversammlungen für einen Umsturz unterwühlt war, eine Revolution damit begonnen, daß in Rastatt, Lörrach und Freiburg verführte Soldaten einen Aufstand machten, und daß zuletzt nach einer großen zu Offenburg gehaltenen Volksversammlung ein Soldatenaufstand in Karlsruhe die Regierung stürzte, so daß der Großherzog sich durch die Flucht ins Ausland retten mußte, worauf sich eine provisorische Regierung bildete, die nun über die Armee und über die Staatskassen verfügte. Allein diese revolutionäre Armee, obgleich sie sich ihre Offiziere selbst gewählt hatte, achtete keine Bande der Subordination und bekundete mehr und mehr ihre moralische Auflösung.

Während Württemberg, worin sich gleichfalls Erhebungsgelüste zeigten, durch Aufstellung des Militärs an seiner Gränze einen etwaigen Einfall von Baden her zu verhüten suchte, zersprengten in Hessen die Truppen eine bewaffnete Volksversammlung, bei der ein Regierungsbeamter erschossen worden war, und als die badischen Aufstandstruppen mit badischen Freischaaren gegen die Hessen anrückten, kam es bei Hemsbach zu einem Treffen, worin die Badener geschlagen wurden.

Während so in Baden die Revolution in vollem Gang und durch Parteiungen im Regiment die Verwirrung im Lande auf das Höchste stieg, Hessen aber zum weitern Eingreifen zu schwach war, Württemberg nur seine Gränze besetzt halten wollte, Bayern aber bei dem schwierigen Geist seiner eigenen Truppen und theilweise auch seiner fränkischen Bevölkerung gehemmt war, seiner Pfalz zu Hülfe zu kommen, — war es kaum abzusehen, wie der Aufstand in Baden und in der Pfalz bewältigt werden könnte. Von Tag zu Tag stieg der Terrorismus der Demokraten in diesen Landen und die Gefängnisse füllten sich mit Conservativen, um in ihnen Pfänder gegen eine Reaction zu haben, — als endlich unversehens ein preußisches Heer unter dem Prinzen von Preußen (am 12. Juni 1849) zunächst in die bayerische Pfalz einrückte, so daß die dortigen Freischaaren erschrocken auseinander liefen und theilweise mit den zugelaufenen fremden Demokraten über den Rhein in's Badische flohen. Nach der Einnahme von Ludwigshafen und nach der Besetzung der Festungen zogen die Preußen bei Germersheim über den Rhein, um auch Baden aus seiner Revolutionsnoth zu retten. Es gelang, unter Mitwirkung eines vom Reichsverweser unter dem General Peucker ausgesandten Reichsheers, und nach verschiedenen Niederlagen der badischen Insurgenten floh der schuldigste Theil derselben in die Schweiz; die Festung Rastatt, die sich verzweifelt hartnäckig vertheidigte, ergab sich, und am 18. Aug. konnte der Prinz von Preußen den geflüchteten Großherzog wieder in seine Residenz zurückführen. — Einige der Häupter des Aufstandes wurden kriegsrechtlich erschossen. — Ein Theil der Preußen hielt das Land bis zum Ein-

tritt völliger Ruhe noch besetzt. — Die Pfalz war gleich nach der Befreiung durch die Preußen von einem bayrischen Heere unter dem Fürsten von Thurn und Taxis besetzt worden. — Allenthalben in den deutschen Staaten wurden die Beförderer der Revolution vor die Gerichte gestellt, die meisten aber von den durch demokratische Drohungen eingeschüchterten Geschwornen freigesprochen. Von den Haupträdelsführern entzogen sich die meisten der Bestrafung durch die Flucht nach der Schweiz oder nach Amerika.

Noch war die badische Revolution, deren Fäden in die republikanisch = demokratische Linke der Paulskirche zurückliefen, in vollstem Gange, als es immer offenbarer wurde, daß der früheren Parlamentsmehrheit die Zügel völlig entglitten waren. Als daher selbst der Reichsverweser zu verstehen gab, er werde sein Amt dem wiederkommenden Bundestag zurückstellen müssen, an dessen Stelle er es bekommen, und somit das klein= oder preußisch=deutsche Kaiserthum zum Luftgebilde geworden war, so trat Gagern mit einer großen Anzahl anderer gefeierter Männer aus dem Parlament. Dieses bestund nun fast nur noch aus Demokraten, die sich zu der Zeit, da sich ein Reichsheer sowohl, als ein preußisches Heer zur Unterdrückung des badischen Aufstandes sammelte, in Frankfurt nicht mehr sicher hielten und mit 71 gegen 64 Stimmen beschloßen, das Parlament nach Stuttgart zu verlegen (6. Juni).

Dort aufgenommen, sprach dieses Rumpfparlament die Absetzung des Reichsverwesers aus und setzte eine aus fünf Gliedern bestehende Reichsregentschaft ein, der es nichts Geringeres als die Oberleitung über die Militärmacht von ganz Deutschland übergab. Als nun diese sogenannten Reichsregenten einstweilen über die württembergischen Militär= und Landeskräfte zu verfügen den Versuch machten, trat ihnen das Ministerium Römer entgegen und ließ durch Soldaten das Sitzungslokale des Rumpfparlaments schließen, so daß es sich aufzulösen genöthigt sah.

Ein so klägliches Ende nahm die anfangs so vielversprechende deutsche Nationalversammlung, und von den Hoffnungen, die sie in Bezug auf Einheit, Macht und Größe Deutschlands in der Mehrheit des deutschen Volkes erweckt hatte, gieng nicht eine in Erfüllung. Sie hatte dieses Unternehmen auf eigenmächtigem Wege begonnen, hielt zuletzt Fleisch für ihren Arm und ärntete daraus das Verderben.

9. Der Revolutionskrieg in Ungarn. Anfängliche Vortheile der österreichischen Heere, dann Siege der Insurgenten. Errichtung der Republik. Kossuth Dictator. Rußlands Hülfe: Gemeinsame Bekämpfung des Aufstandes. Görgey's Waffenstreckung. Kossuth's Flucht in die Türkei. Reaction.

Unterdessen war Oesterreich in der Bekämpfung der ungarischen Revolution begriffen, und es stand in Frage, ob Austria's Glückstern auch dießmal aus dem düstern Gewitterdunkel mit altem Glanze hervorgehen werde, zumal gleichzeitig in Italien ein abermaliger Losbruch des eben erst zurückgedrängten Feindes Statt hatte.

Schon im Dezember 1848 waren, wie oben angedeutet wurde, Windischgrätz und Jellachich in Ungarn eingerückt, um den Demagogenkünsten Kossuth's, der bisher den Wiener Aufstand nur zur Sicherung seines eigenen Unwesens unterhalten hatte, ein Ende zu machen. Bereits am 5. Jan. zog Windischgrätz in Pesth ein, nachdem Kossuth den Sitz des sog. ungarischen Reichstags nach Debreczin verlegt und seine Hauptarmee hinter die Theiß zurückgezogen hatte.

Während so die Ungarn im Westen bedrängt und im Süden von den Raizen und Serbiern bekämpft wurden, drang von Norden her Graf Schlick bis Tokay vor und im Osten leitete General Puchner den Angriff. Allein einige Monate hindurch vermochten die österreichischen Heere gegen die von kühnen Führern befehligten Ungarn nichts auszurichten, vielmehr mußten sie fast ganz Ungarn wieder in den Händen der Insurgenten sehen.

Graf Schlick wurde bei Tokay zurückgeschlagen; Puchner wurde von Bem so gedrängt, daß er sammt den Russen, die ihm aus der nahen Wallachei zu Hülfe kamen, zurückgeworfen ward und Siebenbürgen verlor, wo nun besonders die armen Sachsen von der Wuth der Ungarn schrecklich zu leiden hatten. Nun vereinigte sich Windischgrätz mit Schlick und schlug (im Febr.) die Hauptmacht der Ungarn unter Görgey und Dembinsky bei Kapolna; von da an aber erlitten Windischgrätz, Schlick und Jellachich eine Niederlage nach der andern: der erstere mußte auch Pesth wieder räumen und der letztere nach Croatien zurückweichen.

Hierauf erklärte Kossuth durch den Reichstag am 14. April das Haus Habsburg der ungar'schen Krone verlustig, und proclamirte die Republik, zu deren Präsidenten man ihn wählte. Da auch des Fürsten Windischgrätz Nachfolger im Oberbefehl (sowohl Welden, als Haynau) dem Kampfe keine andere Wendung geben konnten, so suchte Kaiser Franz Joseph in einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Nicolaus zu Warschau um Rußlands Hülfe nach. Da dieses selber durch den ungarschen Aufstand schwer bedroht war, so erhielt Fürst Paskéwitsch den Befehl, mit einem schon bereit stehenden Heere von 100000 M. über die Karpathen in Ungarn einzurücken, während noch 40000 Russen von der Wallachei aus operirten.

Von da an wandte sich das Blatt: Paskéwitsch faßte die Ungarn im Norden, Haynau im Westen und Jellachich im Süden, und nachdem Haynau den Dembinsky zweimal (das letztemal am 9. Aug. bei Temeswar) geschlagen hatte, auch Jellachich siegreich vorgedrungen war, legte Kossuth, durch den Ausspruch seines Kriegsraths gedrängt, am 11. Aug. seine Dictatur in Görgey's Hände nieder. Görgey aber, schon länger her überzeugt, daß sich nun die magyarische Sache nicht mehr durchführen lasse, faßte, obgleich er sich so eben glücklich zwischen zwei russischen Heeren hindurchgedrängt hatte, den Entschluß, sich den Russen zu ergeben. Er streckte am 13. Aug. mit 30000 M. bei Vilagos vor dem russischen General Rüdiger die Waffen. Da seinem Beispiel auch andere ungarische Corps folgten, so sahen sich Kossuth, Dembinsky und Bem genöthigt, in die Türkei zu entfliehen.

Hierauf verließen die Russen Ungarn, das nun, nach der Uebergabe von Komorn, welches Klapka bis zum 27. Sept. tapfer vertheidigt hatte, wieder völlig in Oesterreichs Gewalt war. Es verlor nun mit seiner ehemaligen Verfassung alle seine Vorrechte, tauschte aber dafür als integrirendes Glied des neuen österreichischen Gesammtstaates ein besseres Loos ein, als ihm sein egoistisches Magnatenthum von jeher bereitet hatte.

Bei der hierauf eintretenden Reaction wurden mehrere Leiter des Aufstands, deren man habhaft wurde, kriegsrechtlich hingerichtet. Nur Görgey durfte

ungefährdet in Klagenfurt (nachher in Grätz) leben, Klapka wurde nach England entlassen. Alle, welche sich nach der Türkei gewendet hatten, wurden dort (auf Rußlands und Oesterreichs Bedrohen) als Gefangene behandelt und späterhin theils nach England, theils nach Amerika entlassen. Auch Kossuth durfte auf die Verwendung des englischen Ministeriums frei nach England gehen, wo ihm seine gewandte Zunge wohlfeile Triumphe bereitete und sein Schwindelgeist nicht müde wurde, für die Zukunft magyarischer Freiheit zu agitiren. — Bem gieng in der Türkei zum Islam über und wurde Pascha. Einige Tausend Ungarn, die in der Türkei nüchtern wurden, erhielten Begnadigung.

10. Erneuter Kampf in Italien: Abermaliger Einfall des Sardenkönigs in die Lombardei. Radetzky's Sieg bei Novara. Frieden. Einnahme Venedigs. Die Revolution in Rom. Flucht des Papstes. Die Mazzinische Republik. Die Oesterreicher in den Legationen, die Franzosen in Rom. Reaction. Rückkehr des Papstes.

Während dieses furchtbaren Kampfes in Ungarn hatte Oesterreich, wie schon erwähnt, auch in Italien wieder einen heißen, doch kurzen Kampf zu bestehen. Der Sardenkönig Karl Albert, englischen Eingebungen folgend, und durch die anfänglichen Siege der Ungarn ermuthigt, kündigte am 12. Febr. 1849 den mit Oesterreich geschlossenen Waffenstillstand auf und fiel mit 80000 M. in die Lombardei ein, indem er vorhatte, gleich vornweg Mailand zu nehmen und eine allgemeine lombardische Erhebung zu bewirken. Allein der Heldengreis Radetzky, den er auf dem Rückzug nach der Adda wähnte, überschritt bei Pavia den untern Tessino und kam dem Sarden in die rechte Flanke. Da kehrte derselbe, um nicht von Turin abgeschnitten zu werden, eiligst um, wurde aber schon bei Mortara vom Feldzeugmeister d'Aspre geschlagen und dann von Radetzky in der Hauptschlacht bei Novara (am 23. Febr.) so völlig besiegt, daß er noch am Abend dieses Unglückstags — im Gefühl der Schmach, die er sich durch eine zweimal mißglückte, wenig ehrenvolle Schilderhebung gegen Oesterreich zugezogen hatte, — seine Krone zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel II niederlegte, Italien verließ und sich an das Westende Europa's, nach Portugal, zurückzog, wo er noch im Laufe desselben Jahres (28. Juli) zu Oporto starb. Der neue König von Sardinien bat nun in einer Zusam=

menkunft mit Radetzky um Frieden und erhielt in demselben (6. Aug.) sein Land ungeschmälert zurück. Doch mußte er 75 Mill. Kriegskosten zahlen.

Kurz darauf wurde auch die noch immer hartnäckig sich vertheidigende Lagunenstadt nach dem Fall des Forts Malghera und nach einem furchtbaren Bombardement zur Capitulation genöthigt, welche Radetzky am 25. Aug. unter sehr milden Bedingungen gewährte. Durch die Einnahme Venedigs verlor die Revolution in Oberitalien den letzten Halt.

Dagegen schlugen in Rom die Wogen der Revolution noch hoch über den Vatican hinaus. In Rom, dem Sammelplatz von vielen tausend revolutionären Flüchtlingen aus allen italienischen Staaten, hatte Pius IX im September 1848 den Grafen Rossi zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen, dessen Festigkeit ein Damm gegen die Revolution zu werden versprach. Als derselbe eben die Kammern zu eröffnen im Begriff war, traf ihn ein tückischer Dolch, und das Volk und Militär zwang den Papst, ein demokratisches Ministerium einzusetzen und eine constituirende Versammlung für ganz Italien auszuschreiben. Weil man den Papst von da an wie einen Gefangenen behandelte und sogar sein Leben in Gefahr gerieth (denn man hatte nach seinen Fenstern einige Schüsse gerichtet, deren einer seinen Secretär tödtete), so entfloh der Papst im Wagen des bayrischen Gesandten Grafen von Spaur in der Nacht auf den 25. Nov. über die Gränze in das Neapolitanische, wo er von Gaëta aus gegen das Unwesen in Rom Verwahrung einlegte. Alsbald proclamirte am 5. Febr. 1849 Mazzini in Rom die Republik, an deren Spitze er sammt noch zwei andern mit dictatorischer Gewalt schaltete. Auch berief er sogleich eine constituirende Versammlung für ganz Italien nach Rom, das die Hauptstadt des künftigen einigen Italiens werden sollte.

Nun wandte sich Pius IX an die auswärtigen katholischen Mächte um Hülfe. Nachdem die Oesterreicher die Herrschaft des Doppeladlers in Oberitalien wieder hergestellt hatten, rückten sie in den Kirchenstaat ein und entrißen den Aufrührern Bo-

logna und Ancona. Kurz vorher hatte die neue französische Republik 16000 M. unter dem General Oudinot bei Civita Vecchia landen lassen, die nun gegen Rom zogen, wo die Römer unterdessen ein neapolitanisches und spanisches Heer zurückgeschlagen hatten. Nach einer von Garibaldi mit äußerster Kühnheit und Hartnäckigkeit unternommenen Vertheidigung, die den belagernden Franzosen schwere Opfer kostete, verließ Garibaldi mit 4000 M. die Stadt und wandte sich in die Abruzzen. Rom wurde hierauf von den Franzosen besetzt. — Eine päpstliche Regierungscommission von drei Cardinälen begann die Strafuntersuchungen und übte mit Hülfe der Jesuiten eine strenge Reaction, bis der Papst auf Oesterreichs Vorstellungen durch Gewährung einiger politischer Reformen die Spannung der Gemüther minderte. — Pius selbst kehrte erst 1850 in seinen Staat zurück, der aber noch lange durch flüchtige, als Räuberbanden umherziehende Freischaaren beunruhigt wurde. Auch hielt Mazzini, der mit den übrigen Häuptern entkommen war, von seinem Versteck in der Schweiz und in England aus, seine Partei in Italien in beständiger Agilität und durch sein verruchtes Sicariersystem seine Gegner in beständiger Furcht.

11. Deutschland ohne Centralorgan. Die preußische Union. Die Gothaer. Das Dreikönigsbündniß. Das Erfurter Parlament. Das österreichische Bundesplenum in Frankfurt. Die kurhessische Verfassungsfrage. Die Preußen und Oesterreicher im Hessenland. Preußens Resignation. Das Olmützer Versöhnungswerk. Wiederaufrichtung des deutschen Bundesstaats. Fort- und Ausgang des Schleswig-Holsteiner Kriegs.

So hatten sich denn Oesterreich und Preußen in sich selbst, von alter Schuld geläutert, in neuer Kraft wieder aufrecht gestellt und den Dämon der Anarchie erstickt, und auch in den übrigen Staaten war der Sturm, der die Revolutionsfluth über Europa dahin gepeitscht hatte, und zwar im deutschen Westen durch Preußen, im italienischen Süden durch Oesterreich, im Osten vorzüglich durch Oesterreich in Verbindung mit Rußland, — also im Grunde durch die drei Hauptmächte der heiligen Allianz, welche freilich seit

1848 ebenfalls in ihrem Grunde erschüttert war, zu einer gewissen Ruhe gebracht.

Deutschland aber hatte, seit seine beiden Großmächte die deutsche Reichsverfassung abwiesen, keinen wesenhaften Einigungspunct mehr, und die deutschen Einzelstaaten konnten über ihr künftiges Verhältniß zu einander zu keinem einigenden Beschlusse kommen. Preußen war deßhalb schon am 17. Mai 1849 mit den Botschaftern der übrigen deutschen Staaten zu einer Conferenz in Berlin zusammen getreten und hatte durch den General von Radowitz, den persönlichen Freund des Königs, Einigungsvorschläge gemacht; da sie aber nur Modificationen des preußisch-deutschen Programms enthielten, so gieng Oesterreich nicht darauf ein, um nicht mit seinen außerdeutschen Provinzen von Deutschland ausgeschlossen zu werden. Und da auch Bayern und Württemberg, von der preußischen Union eine Theilung Deutschlands besorgend, sich nicht dazu verstanden, so gieng Preußen einstweilen mit Hannover und Sachsen eine Union ein, bei welcher auch ein Volkshaus gewährt werden sollte.

Nach der Auflösung des Frankfurter Parlaments trat die Gagern'sche Partei am 26. Juni in Gotha zusammen, um den preußischen Unionsgedanken aufzunehmen, und da sich Kurhessen Baden, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg und die andern kleinen sächsischen Häuser den Gothaern anschloßen, so schrieb Preußen (das unterdessen die hohenzollerischen Fürstenthümer an sein Haus gebracht hatte) ein Unionsparlament nach Erfurt aus, schloß aber zugleich mit Oesterreich ein Interim ab, demgemäß der Erzherzog Johann seine bisherige Reichsverwesergewalt an diese beiden deutschen Großmächte abtrat.

Unzufrieden indeß mit dem preußischen Sonderbund protestirten Oesterreich, Bayern, Sachsen und Hannover gegen das Erfurter Parlament, und um der preußischen Union den Boden zu entziehen, schloßen Bayern, Sachsen und Württemberg das sogenannte Dreikönigsbündniß, das eine Bundesregierung von sieben Staaten mit einem Volkshaus vorschlug. Diesen Plan billigte Oesterreich und verlangte mit seinen nichtdeutschen Provinzen beizutreten. Doch blieb es nur beim Vorschlag.

Das unter dem Vorſitz des inzwiſchen zum Miniſter des Aeußern erhobenen General Radowitz am 20. März 1850 eröffnete Erfurter Parlament (gegen das ſich zuletzt auch Württemberg auf's ſchneidendſte erklärt hatte) beſchäftigte ſich mit dem Gothaer Unionsplan und gieng nach fünf Wochen wieder auseinander.

Während ſich hierauf am 10. Mai die Unionsglieder zu einem Congreß in Berlin verſammelten, trat Oeſterreich auf Schwarzenberg's Betrieb an demſelben Tage mit ſeinen Anhängern in Frankfurt in der ausgeſprochenen Abſicht zuſammen, das alte Bundesplenum wieder aufzurichten, und da ſich allmählig noch andere Fürſten anſchloßen, ſo eröffnete Oeſterreich am 1. Sept. den Bundestag wieder und forderte Preußen auf, denſelben zu beſchicken. Allein dieſes beharrte in ſeiner eingenommenen Stellung.

Der Widerſtreit der Anſichten verſetzte beide Großmächte in die größte gegenſeitige Spannung. Die Entſcheidung dieſer Differenz zwiſchen der Union und dem wiederhergeſtellten Bundestag ſollte durch die kurheſſiſche Verfaſſungsfrage herbeigeführt werden, in ſoferne dieſe mittelbar die Veranlaſſung wurde, jene Spannung bis auf einen Punct zu treiben, wo ſie entweder zu einem unheilbaren Bruch oder zu einer heilſamen Wiedervereinigung ausſchlagen mußte.

Der Kurfürſt von Heſſen hatte im Febr. 1850 den Miniſter Haſſenpflug berufen, um in demſelben gegenüber den Ständen ſeines mit einer ultraliberalen Verfaſſung begabten Landes eine Stütze zu haben. Da die Stände ihr Mißfallen über dieſe Miniſterwahl zu erkennen gaben, wurden ſie aufgelöst und neue Wahlen ausgeſchrieben. Da nun der Miniſter die Ausſcheidung Kurheſſens aus der preußiſchen Union betrieb, ſo fielen die Wahlen antiminiſteriell aus, und als die neue Ständeverſammlung mit Steuerverweigerung drohte, erfolgte abermals Auflöſung. Da nun faſt alle Verwaltungs- und Gerichtsbeamten, auf die Verfaſſung ſich berufend, paſſiven Widerſtand leiſteten (alſo gewiſſermaßen der Regierung den Gehorſam aufkündigten), ſo wandte ſich der Kurfürſt an den „Bundestag." Dieſer befahl bewaffnete Intervention, und ließ ein öſterreichiſch-bayriſches Executionsheer unter dem Fürſten von Thurn und Taxis in das heſſiſche Gebiet ein- und gegen Fulda vorrücken. Einige Tage zuvor hatte aber ſchon ein preußiſches Heer unter dem General von der Grö-

den von Norden her Kassel und Fulda besetzt, weil Preußen, zwischen dessen östlichen und westlichen Provinzen Kurhessen liegt, durch welches vertragsmäßig seine Militärstraßen gehen, nicht glaubte, dieses Land von Gegnern der Union besetzen lassen zu dürfen.

Kampfgerüstet stunden sich die Brüderheere im Hessenland einander gegenüber: schon hatte Preußen auch den Befehl zum Aufgebot seiner ganzen Heeresmacht gegeben, ja am 8. Nov. waren bei Bronzell zwischen den beiderseitigen Vorposten schon einige Schüsse gefallen, — als von dem in Warschau mit dem Kaiser von Oesterreich conferirenden Kaiser von Rußland eine Mahnung an Preußen ergieng, sowohl in Kurhessen, als auch in Schleswig nicht weiter vorzugehen, wenn es nicht dadurch einen größeren, durch das Eingreifen auswärtiger Mächte ganz Deutschland zerrüttenden Kampf hervorrufen wolle.

Da stellte der König von Preußen in weiser Selbstverläugnung nicht nur alle seine Rüstungen ein, sondern gab auch den Unionsplan auf und ließ sich durch den Minister Manteuffel zu den Olmützer Punctationen herbei, worauf nach dem Beitritt aller übrigen Staaten die in Dresden eröffneten freien Conferenzen, welche auf den Grund der alten, zwar erschütterten, aber nicht vernichteten Grundlage des deutschen Bundes eine verbesserte Einrichtung dieses obersten Verwaltungsorgans bezweckten, das Olmützer Versöhnungs- und Friedenswerk befestigten. Und so erfolgte denn die Rückkehr aller deutschen Staaten zum Bundestag, der am 15. Mai 1851 wieder eröffnet wurde und einige Zeit darnach die sogenannten „deutschen Grundrechte“ und was daraus in die Gesetze der Einzelstaaten übergegangen war, für ungültig erklärte. Der Bund selbst konnte aber auch nach seiner Wiederaufrichtung zu keiner recht positiven Wirkung gelangen, und scheint durch seine Constitution bloß darauf angewiesen, zu verhüten, daß Deutschland nicht ganz auseinanderfalle, im Uebrigen „jede eingreifende Initiative dem Ermessen und der Kraft der Einzelstaaten innerhalb ihrer speziellen Sphäre“ zu überlassen.

Die Sache der Schleswig-Holsteiner nahm durch diese Wendung der deutschen Angelegenheiten, gleichfalls ein unerwartetes, für viele Deutsche

schmerzliches Ende. Nachdem sich der Malmöer Waffenstillstand den Winter hindurch erhalten hatte, erneuerten die Dänen im Frühling 1849 den Krieg. Die damalige deutsche Centralgewalt verordnete für die Herzogthümer eine Regentschaft und sandte Reichstruppen dahin ab, welche aus Contingenten verschiedener deutscher Staaten bestunden und den Dänen viel zu schaffen machten. Schon am 5. April schoßen zwei kleine deutsche Strandbatterien in der Bucht von Eckernförde das dänische Linienschiff Christian VIII (von 80 Kanonen) in Brand, daß es aufflog, und zwangen die Fregatte Gefion (von 60 Kanonen), die Flagge zu streichen; — am 13. April erstürmten Bayern und Sachsen die Düppeler Schanzen; — am 23. Apr. schlugen die Schleswig-Holsteiner und Preußen unter der Führung des preußischen Generals Bonin die Dänen in der Schlacht bei Kolding, drangen in Jütland ein und belagerten Fridericia, wurden aber, da ihnen hinreichendes Geschütz mangelte, durch einen Ausfall der Dänen zum Abzug gezwungen.

Inzwischen schritt die auswärtige Diplomatie wieder ein, und, von England, Rußland und Schweden gedrängt, mußten die Preußen und Reichstruppen einen neuen Waffenstillstand eingehen, der am 10. Jul. in Berlin abgeschlossen wurde. Den Bedingungen desselben gemäß sollte der nördliche Theil Schleswigs von schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt und das Land einstweilen von einer aus einem Preußen, einem Engländer und einem Dänen bestehenden Commission verwaltet werden. — Vergebens protestirten die Herzogthümer; Preußen rief seine Offiziere aus der schleswig-holsteinischen Armee ab und schloß am 2. Juli 1850 Frieden mit Dänemark. Nun erst rückten die Dänen in Schleswig ein, wo sich ihnen ein aus Schleswig-Holsteinern und deutschen Freiwilligen bestehendes Heer entgegenwarf, über welches der aus dem preußischen Dienst getretene General Willisen den Oberbefehl übernommen hatte. Dieser wurde aber am 29. Jul. bei Idstädt von den besser gerüsteten Dänen besiegt und mußte sich hinter die Eider zurückziehen. — Kurz darauf am 2. Aug. wurde zu London ein neues Protokoll unterzeichnet, das die Einheit der dänischen Monarchie gewährleistete. Auch Oesterreich und Preußen traten bei, und der „deutsche Bund" bestätigte den von Preußen mit Dänemark geschlossenen Frieden.

Als jedoch die Schleswig-Holsteiner unverzagt den Kampf fortführten und einen wiewohl vergeblichen Sturm auf Friedrichsstadt versuchten, übernahmen Oesterreich und Preußen die Beilegung des aufreibenden Kampfes: ein österreichisches Heer setzte die Dänen wieder in den Besitz der Festung Rendsburg (die nachher von den Dänen geschleift wurde) und stellte am 8. Febr. 1851 die dänische Regierung in Holstein wieder her. — Die nun in den Herzogthümern eintretende Reaction trieb Viele

in die Verbannung und richtete sich sogar gegen die deutsche Sprache in Schleswig! — Ein weiteres Londoner Protokoll v. 12. Mai regelte die Thronfolge für die dänische Gesammtmonarchie: die Holstein-Augustenburgische Linie wurde ausgeschlossen und dem von Friedrich VII bezeichneten Prinzen Christian, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, die Thronanwartschaft zuerkannt. — — Die „deutsche Flotte", welche, so klein sie war, die Dänen doch „aus der Elbe gejagt" hatte, nahm ein wahrhaft betrübtes Ende, indem sie — an den Meistbietenden verkauft wurde!

12. Das centralisirte Oesterreich: der Reichsrath; die Landesverfassungen der Kronländer. Zoll- und Handelsvertrag mit Preußen. Die revidirte Verfassung in Preußen. Hannover im deutschen Zollverein.

Unter allen deutschen Staaten hatte natürlich Oesterreich bei der Reorganisation seines aus so gewaltigen Erschütterungen geretteten Staates die meisten Schwierigkeiten zu überwinden. In wunderbarer Weise stieg es aus dem Feuerbrand seiner Revolution einem Phönix gleich mit verjüngter und verstärkter Kraft empor, indem es sich durch Centralisirung die Möglichkeit verschaffte, zu einer größern geistigen und materiellen Machtentfaltung zu gelangen, als dieß je vorher der Fall war. Nachdem schon am 7. März 1849 der Reichstag von Kremsier, der das Prinzip der Volkssouverainetät nicht aufgeben wollte, und die berathene, aber noch nicht eingeführte Verfassung am 4. März 1851 aufgehoben, dagegen ein Reichsrath für die Gesammtmonarchie eingesetzt worden war, erhielt jedes Kronland eine neuorganisirte Landesverfassung mit einer ständischen Einrichtung, durch welche letztere die Wünsche und Beschwerden des Landes an den Kaiser gelangen. Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, die Ablösung der Feudallasten ist nach gesetzlicher Bestimmung erfolgt; zwischen Ungarn und den andern österreichischen Kronländern sind alle Zollschranken entfernt; für alle Kronländer gilt ein und dasselbe Civil- und Criminalgesetzbuch; der Maaßstab der Besteuerung ist für alle Staatsbürger der gleiche. Mit Preußen ist seit d. 19. Apr. 1853 durch einen auf 12 Jahre geschlossenen Zoll- und Handelsvertrag eine künftige Zolleinigung angebahnt. Auch der Wissen-

schaft und Kunst ist ein freieres Feld geöffnet und insbesondere genießen die höhern Schulen durch Berufung geistig hervorragender Kräfte des In- und Auslandes eine vorher nie gekannte Pflege.

In Preußen war, nachdem es sich den Umstrickungen der Demokratie entwunden hatte, im April 1849 die zweite Kammer, welche auf der Anerkennung der deutschen Reichsverfassung bestund, aufgelöst und durch ein neues Wahlgesetz eine andere Kammer zusammengebracht worden, welche die Verfassung revidirte und von einzelnen Auswüchsen reinigte. Sie wurde am 21. Jan. 1850 angenommen und erfuhr nachher noch weitere Verbesserungen, bis sie in der neuesten Zeit durch die Aufstellung eines Herrenhauses und eines Abgeordnetenhauses mehr und mehr wieder den positiven Boden des Rechts gewann, auf dem es nun in der Entwicklung zu einer auf dem ständischen Princip beruhenden Verfassung begriffen ist. Auch die materiellen Interessen wurden wieder in sichernde Hand genommen: und nach der Errichtung jenes Zoll- und Handelsvertrags mit Oesterreich der deutsche Zollverein erneuert und durch Aufnahme Hannovers erweitert, worauf Preußen, um sich die Nordsee zu öffnen, von Oldenburg einen Hafenplatz im Jahdebusen kaufte.

Die übrigen deutschen Staaten bemühten sich gleichfalls, den von den Sturmfluthen der Jahre 1848 und 1849 aufgewühlten Grundsand wieder aus sich hinauszuschaffen und sich von den verderblichen unter den „Märzerrungenschaften“ auf constitutionell-gesetzlichem Wege zu befreien, und in dieser heiklen Arbeit sind noch die meisten begriffen.

---

9. Kapitel.

Frankreichs zweite Republik und zweites Kaiserthum.

1. Lamartine und die Rothen. Die Nationalwerkstätten; die mobilen Nationalgarden. Drohender Bankerott. Die demokratische Republik. Juni-Aufstand der Rothen. Der viertägige Barrikadenkampf. Cavaignac's Präsidentschaft.

Es ist Zeit, wieder nach dem Revolutionsherd zurückzublicken, von welchem größtentheils die eben betrachteten Weltbewegungen ausgegangen sind. Die neue Republik Frankreich, entstanden aus einer „Uebertölpelung" der kraft- und characterlosen Pariser Bourgeoisie durch das kecke und wohlorganisirte Proletariat, wurde anfangs durch einen dirigirenden Ministerrath repräsentirt, in welchem der Dichter Lamartine das leitende Wort führte und mit der Verkündigung der alten Republikaner-Trias „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" zugleich die Aufhebung der Todesstrafe für politische Verbrechen verband. Er gab sich alle mögliche Mühe, die Massen in Ruhe und insbesondre die sogenannte rothe Republik im Zaum zu halten, welche Abschaffung des Privateigenthums, Einführung der Gütergemeinschaft, Verdrängung aller Großhändler und Fabrikbesitzer und ähnliche radicale Verrücktheiten verlangte.

Um das Ungestüm der arbeitenden Klasse zu mäßigen, ließ man den rothen Republikaner Louis Blanc seine hohle Weisheit „von der Organisation der Arbeit" im Palais Luxemburg (dem bisherigen Lokale der Pairskammer) vor seinem Arbeiter-Auditorium auskramen, und willigte in die Errichtung von sogenannten Nationalwerkstätten, in welchen anfangs 75000 Arbeiter für täglich anderthalb Francs, später sogar 120000 Arbeiter für täglich zwei Francs Lohn aus der Staatskasse mit Lieferungsarbeiten be-

schäftigt wurden, die schlecht genug ausfielen, weil diese Arbeiter lieber nichts arbeiteten. Auch errichtete man aus jungen, kräftigen Proletariern zehn Bataillone mobile Nationalgarden mit täglich einem Franc Löhnung für den Mann, kurz verschwendete Unsummen von Geld, um die Arbeiter zufrieden zu stellen.

Dadurch fielen die Staatspapiere um die Hälfte: um sich zu helfen, nahm man seine Zuflucht zur Erhöhung der Grundsteuern, bezahlte die Einlagen in die öffentlichen Sparkassen, anstatt mit Geld, mit verzinslichen Staatspapieren und verfiel auf ähnliche verderbliche Finanzoperationen. Handel und Gewerbe stockten; der Staats- und Privatcredit sank und ein Bankerott drohte heran.

Endlich am 4. Mai trat die aus 900 Mitgliedern bestehende verfassunggebende Nationalversammlung zusammen, erklärte sich einstimmig für eine demokratische Republik und setzte am 10. Mai eine Executivcommission als neue provisorische Regierung ein, welche bestimmt war, mit Hülfe eines Ministeriums, das sie sich selber wählen durfte, die Beschlüsse der Versammlung auszuführen. Zu Mitgliedern dieser Regierung wurden Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier Pagès und Marie, zum Präsidenten derselben Arago gewählt.

Unzufrieden mit der ganzen Richtung dieser Republik, die den „Rothen" nicht wahrhaft demokratisch genug war, stürmte am 15. Mai eine von Blanqui angeführte Volksmasse, ohne von der Nationalgarde und von den Mobilen aufgehalten zu werden, unter dem beständigen Ruf: „Es lebe Polen!" in die Nationalversammlung und verlangte Krieg mit Rußland, Absendung einer Armee an den Rhein, eine Steuer der Reichen von 1000 Millionen an die Armen und Auflösung der Versammlung. In der gleichen Zeit zog ein anderer Haufe unter Barbè's Führung nach dem Stadthause und proclamirte dort eine neue Regierung, die aus ihm selbst, Louis Blanc, Caussidière, Proudhon und einigen andern Socialisten bestehen sollte.

Jetzt erst erkannte die Nationalgarde die Gefahr, die dem Gemeinwohl in einer socialen Republik drohte: sie schritt ein, zer-

sprengte die Massen und nahm Barbé mit 70 andern Rothen gefangen, worauf die Nationalversammlung durch eine Art Versöhnungsfest die Ruhe hergestellt zu haben glaubte. Als sie aber zur Abstellung der Finanznoth daran gieng, die kostspieligen Nationalwerkstätten, diese Herbergen des Müssiggangs, der sittlichen Unordnung und des revolutionären Treibens, aufzuheben, und diejenigen Arbeiter, die nicht aus Paris waren, in die Provinzen zu verweisen, wo sie zu Canal- und Eisenbahnbauten verwendet werden sollten: da griffen alle Arbeiter zu den Waffen, pflanzten die rothe Fahne auf und brachen am 22. Juni in einen so planvoll angelegten und tactisch-klug angeordneten Aufruhr los, daß Paris vier Tage hindurch mit der verzweifelten Hartnäckigkeit der Rothen einen Barrikadenkampf zu bestehen hatte, wie er daselbst noch nie erlebt worden war. Doch der Entschiedenheit und Umsicht des Generals Cavaignac und der Tapferkeit des Heeres und der Nationalgarde gelang es, wenn auch mit schweren Opfern, den Aufstand niederzuschlagen und so den glühenden Krater der rothen Republik zu verschütten, der alle Saaten der Bildung und Gesittung mit dem tödtenden Lavastrom der Barbarei zu vernichten drohte.

An 40,000 Arbeiter, untermischt mit entlassenen oder entsprungenen Sträflingen, die von Häuptern der socialcommunistischen Clubs und abgesetzten Offizieren der republikanischen Garde geleitet wurden, hatten sich in Haufen von je 7 bis 8000 M. in die engen Straßen des volkreichen östlichen Stadtviertels vertheilt, errichteten dort allenthalben furchtbare Barrikaden und suchten von ihrem Hauptlager in der Kirche St. Severin und von der Vorstadt St. Antoine aus das Stadthaus und die Polizeipräfectur zu gewinnen, um daselbst die sociale Republik auszurufen. — Sogleich erklärte die Nationalversammlung die Stadt in Belagerungsstand und übertrug dem General Cavaignac mit der Dictatur die Anordnung der Vertheidigung. Er hatte anfangs nur 10000 M. von der Linie, bot aber eiligst die Garnisonen der benachbarten Orte auf und suchte zuerst in Proclamationen durch die Sprache der Vernunft auf die Menge zu wirken; allein die fanatisirten und durch berauschende Getränke in Wuth und Wahnsinn versetzten Menschen achteten nicht darauf, hörten auch nicht auf die wohlmeinenden Mahnungen mehrerer Abgeordneten, ja selbst nicht auf die Stimme der Religion, welche durch den frommen Erzbischoff Affre an sie sprach, der mit der Palme des Friedens in der Hand eine Barrikade erstiegen hatte: er fiel als Opfer seiner Menschenliebe durch eine tückische Kugel getroffen. — Die Wuth der Empörer kannte keine Gränzen:

sie mordeten und verstümmelten die Gefangenen auf eine schauderhafte Weise, reichten ihnen vergifteten Brandwein und verübten die raffinirtesten Bosheiten. Ganz Paris war von Schrecken gelähmt; während des Wuthgetöses auf dem Kampfplatz herrschte auf den übrigen Plätzen und Straßen Todtenstille, und alle Thüren und Fenster waren geschlossen.

Schon verabredete Cavaignac mit dem Kammerpräsidenten für den Fall, daß der Aufstand in Paris siegen sollte, den Sitz der Nationalversammlung in eine Provincialstadt zu verlegen. Indessen eilten, vom tiefsten Mitgefühl für die Hauptstadt ergriffen, auch die Nationalgarden aus den benachbarten Städten und Dörfern herbei, so daß es gelang, Straße für Straße, Haus für Haus, Barrikade um Barrikade zu nehmen, das Terrain der Aufrührer immer enger einzuschließen und sie endlich auseinander zu sprengen. An 5000 Todte deckten den Kampfplatz und an 14000 wurden gefangen; die andern zerstreuten sich in wilder Flucht.

Nach der Besiegung des Juni-Aufstandes (27. Juni) legte Cavaignac die Dictatur nieder und wurde von der Nationalversammlung mit der Präsidentenwürde beehrt. Von da an nahm die neue Republik eine energischere Haltung an: Paris wurde unter das Kriegsrecht gestellt; 4000 Rothe wurden deportirt, die Presse und das Vereinsrecht wurde beschränkt und auch gegen das Ausland alle Propaganda eingestellt: Lamartine mußte die auswärtigen Angelegenheiten an Cavaignac überlassen, dessen soliderer Republicanismus den Mächten des Auslands mehr Gewähr gegen den Socialismus bot, als Lamartine's poetische Schwarmgeisterei.

2. Die neue Constitution der Republik. Louis Napoleon Präsident. Wiederholter Aufstand der Rothen. Beschränkung der republikanischen Freiheiten.

Am 4. Nov. wurde die von der Nationalversammlung berathene Constitution (die siebente seit 60 Jahren) vollendet und angenommen. Sie war nach amerikanischem Muster zugeschnitten: die aus 750 Mitgliedern bestehende Nationalversammlung, gewählt durch directe allgemeine Abstimmung auf je drei Jahre, wurde von einem auf 4 Jahre gewählten Präsidenten repräsentirt, der nach dem Ablauf seiner Amtsdauer wieder sollte gewählt werden können.

Da die rothen Republikaner zwar besiegt, aber nicht vernichtet waren, vielmehr nicht wenige derselben unter Ledru-Rollin's Führung ihren Sitz noch in der Nationalversammlung hatten, so war allen Besitzenden vor einer frühern oder spätern Wiedererneuerung der Gräuel bange, und unter dem Eindruck dieser Besorgniß fiel unter den vier vornehmsten Candidaten der Präsidentschaft das Stimmenloos auf Louis Napoleon Bonaparte, dessen Name den meisten Franzosen — die (um ein Wort E. M. Arndt's, das er im deutschen Parlament sprach, zu gebrauchen) im Grunde „einen Herrn haben müssen," — die meiste Gewähr eines künftigen festen Regiments zu geben schien. Bei der allgemeinen Abstimmung erhielt er $5^1/_2$ Mill. Stimmen, während Cavaignac nur $1^1/_2$ Mill., Lamartine und Ledru-Rollin aber gar wenige bekamen.

Es ist schon oben (K. 3, 3. und 4.) von Louis Napoleon's Abstammung, so wie von seinen ersten Versuchen, die bonapartistische Regierung in Frankreich zurückzuführen, berichtet worden. Er war während der kinderlosen ersten Ehe Napoleon's I von diesem seinem Oheim zum Thronerben auserseben, stand nach der Geburt des Königs von Rom wenigstens noch in fortwährender Gunst und wollte später den Onkel sogar in's Exil begleiten. Nach der Verbannung der Napoleoniden aus Frankreich lebte er als Graf von St. Leu bei seiner Mutter in Augsburg, folgte ihr dann nach Arenenberg in der Schweiz, wo er sich mit den Studien des Kriegswesens beschäftigte und ein „Handbuch der Artillerie" schrieb. Nachdem er im Kirchenstaat an einem bewaffneten Aufstand Theil genommen, wollte er sich der Sache der Polen bei ihrem letzten Aufstand widmen, gab sie aber, als er an der Gränze Polens den Fall von Warschau vernahm, wieder auf. — Nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt (Sohns Napoleon's I) betrachtete er sich als den Erben der Ansprüche seines Oheims und stellte in seiner Schrift „Politische Träume" die Behauptung auf, „daß Frankreich nur durch die Napoleoniden wiedergeboren werden könne." Daher seine Versuche, zuerst von Straßburg aus, nachher von Boulogne aus sich Frankreich's zu bemächtigen, welcher letztere Versuch ihn (wie oben K. 3, 4. erwähnt wurde) auf die Festung Ham führte, aus der es ihm aber nach fünf Jahren gelang, als Zimmermann verkleidet nach England zu entkommen. Als nach der Februarrevolution in Frankreich die Republik wieder eingeführt wurde, kehrte Louis Napoleon dahin zurück und wurde von 8 Departements zum Abgeordneten in die Nationalversammlung gewählt, in der er sich für die Sache der Ordnung und für die Entwicklung der demokratischen Staatsverfassung erklärte. Sein Name als

Neffe des Kaisers, und die Achtung vor seinem entschlossenen Character verschaffte ihm besonders unter den Bonapartisten eine große Popularität, und selbst Monarchisten hielten ihn zur Herstellung der Ordnung für geeigneter, als seine Mitbewerber, unter denen Cavaignac von den Socialisten gehaßt und den Legitimisten ein zu ausgesprochener Republikaner war, Lamartine keiner Partei ein rechtes Vertrauen, Ledru-Rollin aber als Socialist Allen nur Furcht einflößte. — Cavaignac, der nichts für sich begehrte, legte ohne Widerstreben seine Stelle nieder und fügte sich als „ehrlich-strenger" Republikaner dem Nationalwillen.

Der neue Präsident Louis Napoleon wählte in sein Ministerium Männer aus allen Parteien, doch die strengen Republikaner hielt er von sich fern, und behauptete, seinen Ministern gegenüber, seine volle Selbständigkeit. — Die Rothen machten zwar am 29. Jan. 1849 wieder einen Aufstandsversuch, aber Louis Napoleon ließ ihnen durch Changarnier, den Obercommandanten von Paris, zu fühlen geben, daß er nicht mit sich spielen lasse. Dadurch gewann er das Vertrauen der Ordnungsliebenden, so wie durch die schon oben erwähnte Absendung einer Truppenmacht unter Oudinot nach Rom zur Unterstützung des Papstes die Gunst der Geistlichkeit.

Nachdem die Constituante am 25. Mai noch das allgemeine Stimmrecht votirt hatte, löste sie sich auf, und die gesetzgebende Versammlung (Assemblée legislative) trat an ihre Stelle. Ihre Zusammensetzung fiel ungeachtet dieses demokratischen Wahlgesetzes vorherrschend antirepublikanisch aus, wie an den ehemaligen Parteiführern Thiers, Berryer, Bugeaud, Molé u. a. und an dem Präsidenten, den sich die Legislative in Dupin d. Ä. gab, zu erkennen war.

Daher machten die Rothen, unter der Leitung der socialdemokratischen Kammer-Linken, noch einen zweiten Aufstandsversuch, der aber wieder von Changarnier vereitelt wurde und die Kammer bestimmte, dem Präsidenten der Republik die Vollmacht zu weitern Beschränkungen der republikanischen Freiheiten (der Presse, des Clubwesens, des Stimmrechts) und eine Dotation von 2½ Mill. Francs zu gewähren (im Jul. 1848).

3. Fusionsbestrebungen der Legitimisten und Orleanisten. Der Staatsstreich vom 2. December, Allgemeine Volksabstimmung. Louis Napoleon Präsident mit dictatorischer Gewalt. Das Plebiscit: Wiederherstellung des Kaiserthums. Napoleon III und Kaiser Nicolaus. Napoleon's friedliche Haltung.

Während nun Louis Napoleon im August Reisen durch die Provinzen machte und durch Ansprachen die Beamten und Corporationen für sich gewann, arbeiteten in Paris die Parteien der Legitimisten und Orleanisten, welche die Republik als Brücke zum Königthum zu benützen gedachten, für ihr besonderes Ziel, und eine Fraction von beiden machte den Vorschlag einer Fusion, bei welcher die Orleanisten das Thronrecht Heinrichs V anerkennen sollten, wogegen Heinrich V den Grafen von Paris adoptiren würde; der Vorschlag aber scheiterte an dem Widerstreben der puren Orleanisten, die bei der nächsten Präsidentenwahl den Prinzen Joinville durchsetzen und durch diesen dann den zertrümmerten Thron des Bürgerkönigs für den Grafen von Paris wieder aufrichten zu können hofften.

Allein Louis Napoleon hatte keine Lust, sich seinen Plan (seine idées Napoleoniennes) durchkreuzen zu lassen: er nahm dem General Changarnier, der den Orleanisten geneigt schien, den Oberbefehl über die Besatzung von Paris, und drang auf eine Verfassungsrevision. Da ihm die Legislative hierin entgegen war, so gewann er das Militär durch die Aussicht auf Beförderungen und das Volk durch den Antrag auf Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts; und als dieß von der Legislative ebenfalls verworfen wurde, umgab er sich mit einem ganz bonapartistischen Ministerium (Persigny, Morny, St. Arnaud, Fould, Rouher) und führte am 2. December 1851, dem Jahrestage der Schlacht bei Austerlitz und der Kaiserkrönung seines Oheims, den länger vorbereiteten Staatsstreich vom 2. December aus, der ihm die Präsidentschaft der Republik auf zehn Jahre und dadurch die Brücke zum Kaiserthum verschaffte.

In der frühsten Morgenzeit des 2. December ließ er die Generale Changarnier, Cavaignac, Lamoricière, Bedeau, Leflo, ferner Thiers und

andere angesehene Glieder der Kammeropposition verhaften. Dem erstaunten Paris verkündigte beim Erwachen eine an allen Straßenecken angeschlagene Proclamation die Auflösung der Nationalversammlung und die Herstellung des allgemeinen Stimmrechts, und berief das französische Volk zu Urversammlungen, in denen über eine von L. Napoleon vorgelegte Verfassung mit einem verantwortlichen Oberhaupt auf 10 Jahre abgestimmt werden sollte; wolle das Volk nicht ihn wählen, so wolle er seine Präsidentschaft den Händen der neugewählten Kammer zurückgeben und sich zurückziehen. Eben so richtete er eine Proclamation an das Heer und verhieß ihm, als der „Elite der Nation" die ihm „im Staate gebührende Ehre und Stellung". — Als hierauf die Legislative einen Versuch machte, sich zu versammeln, wurde sie von der bewaffneten Macht auseinander gesprengt und eine Anzahl ihrer Glieder verhaftet. Vergebens protestirte der Cassationshof und der Staatsrath gegen diesen Gewaltvorgang, und eine Erhebung der Rothen in der Vorstadt St. Antoine, so wie eine Bewegung derselben in den Departements wurde von der auf L. Napoleon's Seite stehenden Militärmacht mit rascher Entschiedenheit unterdrückt.

Die Furcht vor einer wiederkehrenden Anarchie bewog das Volk, sowohl den Staatsstreich durch eine Mehrheit von 7½ Mill. Stimmen gegen nur 650000, als auch den vorgelegten Verfassungsentwurf, zusammt der Präsidentschaft Louis Napoleon's auf zehn Jahre zu genehmigen. Und nun gieng er mit raschen Schritten auf sein letztes Ziel los. Am 1. Jan. 1852 erklärte er den napoleonischen Adler wieder für das Feldzeichen der französischen Armee und die Nationalgarde für aufgelöst. Eine andere Verfügung entzog der Jury das Urtheil über die Preßvergehen; am 10. Jan. verhängte ein Decret über einen Theil der Verhafteten die Verbannung, über einen andern Theil die Deportation; am 14. Jan. wurde die neue Verfassung verkündigt, die im Wesentlichen der Consularconstitution von 1799 ähnlich war.

An der Spitze der Republik stund der Präsident mit dictatorischer Gewalt; ihm zur Seite ein Staatsrath für die Vorbereitung der Gesetze, ferner ein unabsetzbarer Senat von 150 Mitgliedern aus den hervorragendsten Männern der Nation zur Ueberwachung der Verfassung, endlich ein gesetzgebender Körper von 262, durch das allgemeine Stimmrecht auf 6 Jahre gewählten Mitgliedern, welche die vom Staatsrath vorgeschlagenen Gesetze ohne Debatten anzunehmen oder zu verwerfen das Recht haben sollten.

Weiter vorgehend zog der neue Herrscher das Vermögen der Familie Orleans ein und ließ sich eine Civilliste von 12 Mill. Fr. votiren. Am 15. August, als am ehemaligen Napoleonsfesttage, begnadigte er eine Anzahl Verbannter und bereis'te im October auch das südliche Frankreich, wobei er den häufigen Zuruf: „Es lebe der Kaiser!" gerne annahm und in den Reden, die er allenthalben hielt, versicherte, daß „das Kaiserthum der Friede sey!" So vergewissert, daß auch dort die allgemeine Stimmung für ihn sey, ließ er am 7. Nov. ein Senatusconsult veröffentlichen, in welchem das Volk zu der Erklärung aufgefordert wurde, ob es seinen Präsidenten zum erblichen Kaiser haben wolle.

In seiner Botschaft an den Senat v. 4. Nov. 1852 sagte er unter Anderm: „In der Wiederherstellung des Kaiserthums findet das Volk eine Bürgschaft für seine Interessen und eine Genugthuung für seinen gerechten Stolz. Diese Restauration sichert die Zukunft, schließt das Zeitalter der Revolutionen und heiligt (!) die Erinnerungen von 1789; sie befriedigt den gerechten Stolz des Volks, weil es durch freie und besonnene Wiederherstellung dessen, was das gesammte Europa mit Waffengewalt gestürzt hat, in edelster Weise seine Scharte auswetzt, ohne Opfer zu veranlassen, ohne die Unabhängigkeit zu bedrohen, ohne den Frieden der Welt zu gefährden. Wenn mich die Nation auf den Thron hebt, so krönt sie sich selbst!" — Daraus, so wie aus allen seinen frühern Reden und Handlungen, war es schon damals dem Beobachter klar, daß er, nachdem er eine Zeitlang den liberalen Ideen gehuldigt und sich von ihnen hatte emportragen lassen, nunmehr am Ziele seines Strebens zwar in der Praxis dem liberalen System entsagte, theoretisch aber, obgleich „Retter der Revolution", dennoch das Prinzip der Revolution beibehielt und beide Gegensätze in einem liberalen Despotismus zu vereinigen strebte. Mit jener Wiederherstellung des napoleonischen Imperialismus erklärte er „das göttliche Recht" für immer abgethan und den „Nationalwillen" für die einzig wahre Legitimität. Durch den Ausdruck: „das Kaiserthum ist der Friede" sollte indeß der Unterschied zwischen dem Imperialismus des Oheims und dem des Neffen festgestellt und dem In- und Auslande die Beruhigung gegeben werden, daß der neue Bonapartismus keine Propaganda machen wolle.

Das Plebiscit oder die Volksabstimmung erfolgte noch in demselben Monate, und unter ohngefähr 10 Mill. stimmberechtigter Franzosen stimmten 7,839,553 für die Wiederherstellung des Kaiserthums. Also wurde an dem ominösen 2. Dec. 1852

Louis Napoleon als Napoleon III, Kaiser der Franzosen, proclamirt, worauf er durch ein Decret v. 18. Dec. auch gleich die Nachfolge regelte, und sie, für den Fall seines kinderlosen Ablebens (er war noch nicht verheirathet) seinem Oheim Jerôme, ehemaligem König von Westphalen, und dessen Sohne, dem Prinzen Napoleon, zusicherte.

Der erste Staat, der das Kaiserthum anerkannte, war das von Palmerston geleitete England; denn obgleich es durch seine Institutionen gewissermaßen ein natürlicher Antipode des Absolutismus ist, so fühlte es damals gar sehr, daß es durch seine Herbergung der demokratischen Flüchtlinge aller Nationen, welche von dort aus den Continent in steter Aufregung zu erhalten suchten, und durch ein gewisses willkührlich eingreifendes und barsch herausforderndes Benehmen auf dem Continent die Stimmung der meisten europäischen Regierungen gegen sich hatte, und gab sich daher —, froh in Napoleon III nicht, wie in Napoleon I, seinen Feind sehen und seine im ersten Schrecken aufgebotenen Milizen zur Abwehr einer Invasion desselben verwenden zu müssen, — den Freundschaftsanerbietungen des neuen Kaisers mit größter Bereitwilligkeit hin. — Seinem Beispiele folgte sogleich Sardinien, um sich einen Halt gegen Oesterreich zu sichern.

Auch die übrigen europäischen Staaten, in Napoleon III wenigstens einen Schild gegen die rothe Republik erkennend und — wenn auch nicht seinen nichts weniger als conservativen Worten, doch dem conservativen Aussehen seiner Handlungen trauend, nahmen keinen Anstand, ihn anzuerkennen. Nur der russische Kaiser Nicolaus in seiner Abneigung gegen das Volkssouveränitätsprinzip und in der Voraussicht, daß der demokratische Kaiser zu seiner Befestigung den Kriegsruhm nöthig haben werde, erkannte ihn zu allerletzt und gewissermaßen nur halb an, indem er ihm die unter Monarchen übliche Familienbegrüßung mon frère versagte und nur den Titel mon ami gewährte.

Im Hinblick auf diese Zurücksetzung scheint Napoleon III sich nachher bei Gelegenheit seiner Vermählung, die er zur tiefern Begründung seiner Dynastie mit der, einem alten spanischen Grandengeschlechte entsprossenen Gräfin Eugenie von Montijo im

Januar 1853 eingieng, in stolzer Bescheidenheit einen „Emporkömmling“ (parvenu) genannt zu haben. Um jedoch dem Ausland alle Besorgniß vor napoleonischen Eroberungsgelüsten zu benehmen, erklärte er, mit Europa im Frieden leben zu wollen, so lange man der Ehre Frankreichs nicht zu nahe treten werde.

---

10. Kapitel.

Die orientalische Frage und ihre vorläufige Lösung.

1. Zustand des türkischen Reichs seit Mahmud's Reformen. Reschid Pascha. Die Alttürken. Der Streit über die heiligen Stätten. Napoleon's Forderung. Die Theilungsvorschläge des Kaisers Nicolaus; seine Verrechnung. — Der montenegrinische Krieg. Oesterreichs Zwischentreten. Rußlands Auftreten: Mentschikoff und das Ultimatum. Die Russen in den Donaufürstenthümern.

Bald aber sollte das Wiederauftauchen der orientalischen Frage den kaum wiedergewonnenen Weltfrieden stören und der längstgefürchtete Zusammenstoß der Mächte des Westens mit der Macht des Ostens von Europa die Gefahr eines allgemeinen Kriegs in die größte Nähe rücken.

Das türkische Reich war inzwischen in politischer und finanzieller, in sittlicher und socialer Hinsicht so schwach und entkräftet worden, daß die sog. Reformen Mahmud's II nicht im Stande waren, den alterskranken Staatskörper, in welchem nur ein Viertheil seiner Bevölkerung dem türkischen Blute angehört, neue Lebenskraft mitzutheilen. Besonders den Türken alten Schlags waren diese Reformen ein Gräuel, und die ganze in Europa dreifach stärkere christliche Bevölkerung verspürte keine von den Erleichterungen und Wohlthaten, die ihnen seit 1839 in Bezug auf Schutz für ihre Religion, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, sowie der Gleichheit vor dem Gesetz durch den Hattischerif von Guilhane zugesichert worden waren.

Der Widerwille des besonders in den Beamten repräsentirten starren Türkenthums ließ jene Reichsverordnung (den Tansimat) nicht zur Ausführung kommen, zumal die mächtige Sultanin Valide dem Einfluß der Reformpartei entgegenarbeitete. Am meisten hatten die Christen in den entferntern Provinzen unter ungehorsamen oder gar aufständischen, das Land durchraubenden Pascha's zu leiden, wie die Grausamkeiten bezeugen, welche z. B. der Pascha von Skodras 1846 gegen die katholischen Albanesen verübte. Erst als in demselben Jahre der reformfreundliche Reschid Pascha Großvezier wurde, ließ der Druck wieder etwas nach. Als Reschid aber im J. 1852 mit seinem ganzen Anhang wieder gestürzt wurde und die alttürkische Partei wieder die Oberhand bekam, wurde der Tansimat wieder zurückgestellt und der von ihr beherrschte Divan suchte auch in anderer Weise die mit den christlichen Mächten geschlossenen Verträge zu durchbrechen.

Ein Streit zwischen den griechischen und lateinischen Christen in Betreff des Gebrauchs der heiligen Stätten in Palästina führte zu weiteren Verwicklungen, welche die Pforte vergebens zu schlichten suchte. Zuletzt verweigerte der griechische Patriarch den Lateinern den Schlüssel zur Basilica in Bethlehem. Nun ergriff Napoleon diese Gelegenheit, sich den römischen Klerus noch mehr zu verbinden und die alte Protection Frankreichs über die lateinischen Christen des Orients zu erneuern. Er forderte daher im Einverständniß mit England, das bereits die entente cordiale mit ihm eingegangen hatte, die Pforte auf, einzuschreiten und die heiligen Orte allen christlichen Confessionen zu öffnen. Die Pforte, aus Rücksicht auf diese beiden Mächte, that dieß und verletzte dadurch ein den Griechen seit der ältesten Zeit eingeräumtes Vorrecht. Daher glaubte der russische Kaiser, sich der griechischen Christen annehmen und dadurch zugleich den ersten Anmaßungen Napoleon's im Orient entgegentreten zu müssen.

Schon im Januar 1853 hatte Kaiser Nicolaus in dem Glauben, die Zeit sey gekommen, da dem Türken, dem „kranken Mann," das Ende nahe sey, in einer geheimen, offenherzigen Unterredung mit dem englischen Ge-

sandten, Lord Seymour, dem englischen Kabinet vorgeschlagen, sich zum Voraus über die künftige Theilung des in sich unhaltbaren türkischen Reichs „nicht im specifisch russischen oder englischen oder österreichischen, sondern im europäischen Sinne“ zu verständigen, wobei er Konstantinopel ausnahm, auf das er zwar keinen Anspruch mache, auf das er aber auch keiner andern Macht erlauben werde, die Hände zu legen. Da jedoch England bereits eng mit Frankreich verbunden war und jede Art von Machtvergrößerung Rußlands im Orient fürchtete, so gieng es auf diese geheimen Vorschläge nicht ein, sondern übergab sie der öffentlichen Verbreitung, um einerseits sich im Lichte der Enthaltsamkeit darzustellen, anderseits den allgemeinen Haß gegen Rußlands Vergrößerungssucht zu erregen. Da Frankreich bei jenen Vorschlägen sich ausgeschlossen, Oesterreich sich wenigstens vernachläßigt sah, so konnten Verwicklungen nicht ausbleiben. Wäre übrigens England darauf eingegangen, so wären die beiden andern Mächte gleichmäßig zur beabsichtigten Vorausregelung des früher oder später eintretenden Erbfalls zugezogen worden. Daß Kaiser Nicolaus zunächst ein größeres Vertrauen auf England setzte, kam wohl daher, daß er damals „das englische Kabinet Aberdeen mit England verwechselte“, so wie seine scheinbare Vernachläßigung Oesterreichs ihren Grund in einer „Verwechslung des jugendlichen Kaisers mit der österreichischen Politik“ gehabt haben mag. Diese doppelte und — wenn man das Mißtrauen auf das bonapartische Frankreich und dessen Oberhaupt hinzunimmt — dreifache Verrechnung des Kaisers bildete den verhängnißvollen „Fehler“, aus welchem Erschütterungen und Gefahren für Europa hervorgehen sollten, welchen „der Hort des conservativen und monarchischen Europa's“ gerade durch seine Vorschläge hatte vorbeugen wollen und die er nun wider seine Absicht selbst hervorrief.

Zunächst nun brachte ein grausam geführter Krieg der Pforte mit dem kleinen kriegerischen Bergvolke der Montenegriner, das sich seit fünftehalb hundert Jahren seine Unabhängigkeit mit dem Schwerte bewahrt hatte, die Türkei in einen Conflict mit dem Ausland, und dieser führte mittelbar zum Zusammenstoß der nordischen Macht mit den Westmächten.

Montenegro oder die Tschernagora ist eine Berggegend zwischen Albanien, der Herzegowina und Oesterreichisch-Croatien, deren Bewohner serbischer Abstammung sind und der griechischen Kirche angehören. Das Oberhaupt dieses kleinen Fürstenthums, Daniel Petrowitsch, hatte die geistige und weltliche Macht in sich vereinigt, indem er sich vom Kaiser von Rußland die bischöffliche Weihe ertheilen ließ, und stand auch mit Oesterreich in gutem nachbarlichem Vernehmen; mit den Türken aber lebten die Montenegriner von jeher in häufigen Gränzstreitigkeiten. Da beschloß der Divan, in welchem

jetzt die alttürkische Partei vorwog, auf den Grund längst erloschener Hoheitsrechte, Montenegro wieder der Botmäßigkeit der Pforte zu unterwerfen, und sandte im Anfang des genannten Jahres ihren Oberbefehlshaber Omer Pascha (einen Renegaten) mit einem ansehnlichen Heere gegen dieses Bergvolk aus. Da dieses sich aber auf das tapferste wehrte, so nahm der Krieg von Seiten der Türken einen Vertilgungscharacter an.

Um Ruhe an seinen Gränzen zu bekommen und die Vernichtung jenes kleinen Volkes zu verhüten, forderte Oesterreich am 3. Februar 1853 durch das energische Auftreten eines außerordentlichen Gesandten, des Grafen von Leiningen, von der Pforte die Einstellung des Kriegs, eine Gewährleistung schonenderer Behandlung der bosnischen Christen und die Entfernung der ungarischen Flüchtlinge ans der Türkei. Die Pforte, im Gefühl ihrer Schwäche, ließ sich einschüchtern und bewilligte sogleich alle Forderungen Oesterreichs (d. 14. Febr.).

Das Beispiel Oesterreichs fand Nachfolge. Plötzlich erschien am 16. März Fürst Mentschikoff als außerordentlicher Bevollmächtigter Rußlands bei der Pforte und übergab in fast mißachtender Weise (indem er bloß im Paletot vor den Divan getreten seyn soll) eine Note, worin der Czar eine feierliche Verbürgung aller vertragsmäßigen Rechte der griechischen Christen im osmanischen Reiche und zugleich für sich das Protectorat über dieselben verlangte. Dadurch hätte allerdings Rußland eine Art Schutzherrlichkeit über die griechisch = christlichen Unterthanen der Pforte erlangt, und diese hätte sonach einen Theil ihrer Hoheitsrechte eingebüßt. Um daher zu verhindern, daß aus dem Zugeständnisse dieser Forderung nicht ein Uebergewicht Rußlands in der Türkei und dadurch auch in Europa über die andern Mächte hervorgehe, ermuthigten England und Frankreich (ersteres durch den britischen Gesandten Lord Stratford de Redcliffe, letzteres durch eine in die griechischen Gewässer entsandte Flotte) die Pforte, die sich wegen der peremtorischen Forderung des russischen Gesandten in größter Verlegenheit befand, zu dem Entschluß, jene Forderungen, als ihre Unabhängigkeit beeinträchtigend, nicht zu bewilligen (am 10. Mai).

Drei Tage darauf wurde Reschid Pascha Minister des Aeußern. Nun reichte

Mentschikoff ein Ultimatum ein und als dasselbe verworfen wurde, verließ er am 21. Mai Konstantinopel und gab am 31. Mai den Türken noch acht Tage Bedenkzeit. Am 4. Juni bekam die englisch-französische Flotte den Befehl, nach den Dardanellen zu segeln. Hierauf erließ die Pforte einen Ferman v. 6. Juni, worin sie den christlichen Confessionen ihres Reichs Schutz zusicherte und Mißbräuche abzustellen versprach. Die Unwirksamkeit türkischer Versprechungen dieser Art kennend, stellte der Czar durch Mentschikoff von Odessa aus ein Ultimatissimum an die Pforte und verlangte darin für die griechischen Christen der Türkei dieselbe ausnahmsweise Stellung, welche die übrigen Christen und die Gesandtschaften der auswärtigen Mächte im osmanischen Reiche bisher einnahmen. Allein am 16. Juni wurde auch diese Forderung von der Pforte abgelehnt.

Hierauf erklärte der russische Kaiser in einem Manifest an seine Völker, daß es in diesem Streite den Bestand der rechtgläubigen Kirche in der Türkei gelte: er werde daher, bis die Pforte seine gerechten Forderungen erfüllt habe, die Moldau und Wallachei als Pfand besetzen. Vergebens widerrieth Oesterreich, schwere Verwicklungen voraussehend, diese Besetzung: am 2. Juli 1853 überschritten die Russen unter dem Befehl des Fürsten Gortschakow den Pruth und rückten in die Donaufürstenthümer ein. Der Czar betrachtete diesen Schritt nur als eine Demonstration, die hinreichend wäre, die Pforte zur Nachgiebigkeit zu vermögen, und darum bestand sein Herr nur aus 30000 M. Er ahnete nicht, mit welcher Coalition er es noch zu thun bekommen würde!

2. Die französisch-englische Flotte bei den Dardanellen. Die Wiener Conferenzen. Der Krieg an der Donau. Der Aufstand der Griechen. Die Russen in der Dobrutscha. Kriegserklärung der Westmächte.

Schon aber hatte Napoleon die Engländer zu bestimmen gewußt, ihre Flotte mit der seinen bis an den Eingang der Dardanellen zu senden: denn er war entschlossen, die Verbindung mit England zu benützen, um Frankreich aus seiner bisherigen Zurückstellung und Isolirung herauszuziehen, den wiedererstandenen Imperialismus durch erneuten Kriegsglanz zu befestigen und die

Gedanken seiner im Innern von ihm gebundenen Nation nach Außen zu richten. — Inzwischen fanden beide Mächte, besonders England, das sich nicht so schnell in einen förmlichen Krieg hineinreißen lassen wollte, es noch gerathen, sammt Oesterreich zu erklären, daß man die Besetzung der Donaufürstenthümer noch für keinen Kriegsfall ansehen wolle.

Oesterreich, bei dieser fatalen Verwicklung am nächsten betheiligt, brachte ungesäumt eine Conferenz der fünf Großmächte in Wien (am 14. Jul.) zu Stande und machte Vermittlungsvorschläge, zu deren Annahme sich Rußland zweimal erbot, während die Pforte, von Frankreich und England gesteift, dieselben verwarf und am 26. Sept. den Krieg an Rußland erklärte.

Ohngefähr um dieselbe Zeit (den 24. Sept.) hielten der Kaiser von Rußland und der Kaiser von Oesterreich eine Zusammenkunft in Olmütz, an die sich am 3. Oct. auch eine Zusammenkunft dieser beiden Häupter mit dem Könige von Preußen zu Warschau anschloß.

Die Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei begannen an der Donau und in Kleinasien. An der Donau fochten die von Omer Pascha geführten Türken mit unerwarteter Tapferkeit und hielten ein weiteres Vordringen der Russen auf, indeß die vereinigte französisch-englische Flotte am 20. Oct. durch den Bosporus drang und in der Nähe von Konstantinopel Anker warf. Am 4. Nov. wurden die Russen bei Oltenizza geschlagen, setzten aber am 27. Nov. eine russische Regierung in den Donaufürstenthümern ein.

Am 30. Nov. gelang es dem russischen Admiral Nachimow, eine türkische Flotte auf der Rhede von Sinope zu zerstören, was die Folge hatte, daß die Gesandten der vier übrigen Großmächte zu Wien am 5. Dez. ein Protokoll unterzeichneten, worin sie „die Integrität der Pforte" verbürgten.

Preußen ließ sich dabei von Oesterreich bestimmen, einen Schritt aus seiner angenommenen Neutralität herauszuthun und mit ihm einstweilige Rüstungen vorzubereiten. Unter „scheinbaren" Unterhandlungen Englands mit Rußland, die Lord Aberdeen (wie er selbst später im Parlament sagte) zu dem Zweck

unterhielt, um bei dem Czar die Hoffnung, als werde sich England zu keinem förmlichen Krieg entschließen, zu unterhalten und es dadurch „eine kostbare Zeit verlieren zu machen", selber aber Zeit zu ernsten Rüstungen zu gewinnen, — gieng der Winter vollends hin, der Rußlands Heer durch Krankheiten und Kriegsverluste an der Donau verminderte, während seine nachrückenden Truppen auf den weiten und bodenlosen Wegen furchtbar litten.

Am 18. Dec. 1853 zeigte sich die Pforte geneigt, die Wiener Friedensvorschläge anzunehmen, aber das russische Cabinet verwarf dieselben. — Dagegen suchte Rußland durch den Grafen Orloff das österreichische und durch den Baron Budberg das preußische Kabinet zur Neutralität zu bewegen; doch wurden am 2. Febr. die russischen Vorschläge von der Wiener Conferenz als unannehmbar zurückgewiesen — In den ersten Monaten des Jahres 1854 brach ein großer Aufstand der griechischen Christen in Epirus und Thessalien aus und auch in vielen tausend leicht entzündlichen Herzen des Volks im Königreich Griechenland erwachte die alte Begierde, durch Bekämpfung des Halbmonds das Kreuz wieder auf die Kuppel der h. Sophia zu pflanzen und an der Stelle der faulen Türkei ein großes griechisches Reich zu errichten. Unzählige Freischaaren zogen aus und mehrten den Aufstand der Christen in jenen Provinzen, wurden aber ein Opfer ihrer irrthümlichen Berechnung.

Bereits im Febr. 1854 hatte Oesterreich von Krakau bis Orsowa ein Heer aufgestellt, theils um seine Gränzen zu schützen, theils um Serbien an einem Aufstand und zugleich die Russen an einer Invasion in der Türkei zu hindern. Betroffen über diese entschieden drohende Haltung Oesterreichs sahen sich die Russen genöthigt, die Fürstenthümer zu räumen und sich an das schwarze Meer hinzuziehen, wo sie, die unterste Donau überschreitend, in die Dobrudscha einfielen, und dort die kleineren Festungen eroberten. Jetzt erst erklärten Frankreich und England am 27. März an Rußland förmlich den Krieg: ihre vereinigten Flotten erschienen im schwarzen Meere und zwangen die russische, sich in dem Hafen von Sebastopol zu bergen.

Dieser Krieg wurde von Seiten der Westmächte zur Gewinnung der öffentlichen Meinung als ein Krieg zum Schutz der Civilisation gegen die Barbarei, zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und zur Bewahrung des Besitzstandes der Türkei dargestellt und dabei gleichfalls erklärt, daß man keine Erobe-

rungen machen wolle. Die Pforte athmete doppelt auf und glaubte sich jedenfalls in den Freundes-Armen Englands und Frankreichs geborgener. Sie ahnete nicht, um wie vielmehr ihre Unabhängigkeit im Laufe dieses Kriegs von den eigenen Bundesgenossen gefährdet werden sollte!

3. Die Belagerung von Silistria. Die Russen in der Defensive. Rückzug der Russen auf ihr Gebiet. Besetzung der Donaufürstenthümer durch Oesterreich. Die vier Garantiepuncte. — Vergebliche Anstrengung der verbündeten Flotte in der Ostsee.

Inzwischen hatten die Russen die Belagerung von Silistria unternommen, jedoch ohne Erfolg, obgleich zuletzt selbst der „nie besiegte" Paskéwitsch, Statthalter von Polen, zur Uebernahme des Oberbefehls herbeikommen mußte. Der alte Feldherr erkrankte aber und die Russen mußten die Belagerung der tapfer vertheidigten Festung aufheben und nach schweren Verlusten sich an den Pruth zurückziehen. Indeß geschah dieser Rückzug nicht aus militärischen Gründen, sondern aus politischen, welche durch die drohende Haltung Oesterreichs an der Gränze der Donaufürstenthümer geboten wurde. Da sich nun sogar Preußen, (wiewohl nur für den Fall, daß die Russen den Balkan überschreiten würden) in einem Vertrage mit Oesterreich vom 20. April anheischig machte, Oesterreich's Rücken zu decken, wann dieses solchem Vorschreiten der Russen entgegentreten müßte: so beschränkte sich der Kaiser Nicolaus von da an bloß auf die Defensive, um Oesterreich nicht zum offenen Feind zu bekommen; und seine Diplomaten bemühten sich, die vorwiegend russenfeindliche Stimmung Deutschlands bei den Kabinetten und in der Presse zu mildern. Wirklich schloßen sich die deutschen Mittelstaaten in der Bamberger Besprechung dem preußisch-österreichischen Vertrage vom 20. April nur bedingt an.

Die Bedingungen waren: es sollte sich, wenn die Russen über den Pruth zurückgiengen, auch die englisch-französische Flotte zurückziehen und Griechenland besser behandelt werden. Denn dieses Königreich war unterdeß dafür, daß viele seiner Unterthanen, wie oben bemerkt, den aufständischen Christen in Thessalien und Epirus zu Hülfe geeilt waren, von den Franzosen und Engländern militärisch besetzt und König Otto durch einen ihm aufgedrungenen, im Sinne der Westmächte schaltenden Premier-Minister schwer verunglimpft worden.

Am 3. Jun. stellte Oesterreich an Rußland die Forderung, die Donaufürstenthümer zu räumen, und wurde dabei auch von Preußen unterstützt. Nach und nach zog sich Rußland, die Pfandnahme fallen lassend, auf sein Gebiet zurück. — Um der Welt nach beiden Seiten hin zu beweisen, daß Oesterreich, seines gedrückten Staatshaushalts ungeachtet, in dem bevorstehenden Weltkampfe ein mitentscheidendes Wort zu Gunsten der österreichischen und deutschen Interessen zu sprechen habe und die Zukunft seiner Weltstellung nach Osten hin zu sichern wisse, schloß das Wiener Kabinet am 24. Juni 1854 einen Vertrag mit der Pforte, der ihm bis zum Austrag des Streits die Besetzung der Donaufürstenthümer gestattete. Dieser Besetzung folgte, (am 20. Aug.) die Aufstellung von 300,000 M. an den Gränzen von Galicien und Siebenbürgen, wozu ein rasch aufgebrachtes patriotisches Anlehen von 500 Millionen Gulden die Mittel lieh.

Hiermit that Oesterreich einen weitern positiven Schritt zur Lösung des zwischen ihm und Rußland seit 1813 bestandenen Bandes, einen Schritt, der von den Freunden der westmächtlichen Politik als ein Heraustreten aus „der Bevormundung Rußlands" mit Jubel begrüßt wurde, von Andern als eine wirkliche Aufkündigung des im J. 1815 geschlossenen heiligen Bundes und als eine üble Vergeltung für den jüngst erfahrnen Beistand zur Bekämpfung der ungarischen Revolution angesehen wurde.

Am 29. Jun. wurden von den Westmächten vier Garantiepuncte aufgestellt, welche Oesterreich annahm, Preußen aber nicht, daher letzteres von da an nicht mehr zu den Conferenzen gezogen wurde.

Noch aber war Oesterreich nicht förmlich an die Westmächte gebunden, und der Kampf gegen Rußland lastete noch allein auf Frankreichs und Englands Schultern, die alle möglichen Hebel in Bewegung setzten, die beiden deutschen Großmächte sammt dem übrigen Deutschland zu einem unmittelbaren Antheil daran zu nöthigen, ohne welchen, wie sie wohl erkannten, ihr Ziel, die völlige Demüthigung und Schwächung Rußlands, nicht erreicht werden konnte. Denn auch die Anstrengungen, welche den Sommer über die englisch-französische Flotte in der Ostsee machte,

konnte sich keines bedeutenden Erfolgs rühmen. Admiral Napier hatte es nicht gewagt, Kronstadt anzugreifen, sondern nur Bomarsund zusammengeschossen, einige finnische Hafenplätze zerstört und russische Handelsschiffe weggenommen.

4. Der Angriff auf die Krim. Die Siege der Verbündeten an der Alma und bei Inkerman. Der Decembervertrag mit Oesterreich. Preußen's Neutralität. Die Wiener Conferenzen und die vier Garantiepuncte. Der Tod des Kaisers Nicolaus.

Da that Napoleon einen raschen Fechtergriff: er beschloß, den russischen Koloß an seinen Füßen zu packen und ihm in einem plötzlichen Angriff auf die Halbinsel Krim wie durch einen Handstreich sein Hauptbollwerk im schwarzen Meere, Sebastopol, zu entreißen, eine Seefestung, welche auf beiden Seiten einer tiefeingehenden Meeresbucht liegt und aus einer Doppelreihe ausgedehnter Befestigungen bestund. Demnach setzten im Sept. 1854 die verbündeten Flotten eine französische Armee unter dem Befehl des (bereits kranken) Marschall St. Arnaud und eine um zwei Drittheil kleinere englische Armee unter dem Lord Raglan bei Eupatoria an's Land, und schon am 20. Sept. erfochten die vereinigten Truppen den Sieg an der Alma, befestigten ein Lager in Balaklawa und versuchten einen Angriff auf Sebastopol. Dieser wurde jedoch abgeschlagen, während es auch der Flotte nicht gelang, in den Hafen einzudringen, weil die Russen den Eingang derselben mit versenkten Schiffen versperrt hatten.

Es hatten nämlich die russischen Admirale erkannt, daß auf jedes russische Geschütz 10 feindliche Geschütze, und auf jedes russische Fahrzeug 4 feindliche Schiffe kamen: daher faßten sie den Entschluß, die großen Schiffe ihrer Pontusflotte zu versenken und so den Feind am Eindringen in die Bucht zu hindern.

Es mußte daher zu Land eine regelmäßige Belagerung eröffnet werden, welche durch das felsige Terrain, so wie durch unaufhörliche Ausfälle der Belagerten auf die größten Schwierigkeiten stieß. Am 5. Nov. machten die Russen einen Hauptangriff, erlitten aber in der Schlacht bei Inkerman einen empfindlichen

Verlust. — Da die Verbündeten alle ihre Bedürfnisse zur See, in deren ungehindertem Besitze sie waren, beziehen konnten, so waren auch dadurch die Russen im Nachtheil, welche jeden Truppenzuzug und Kriegsbedarf nur zu Land aus dem Innern des weiten wegelosen Reiches bekommen konnten. Doch hatten die Alliirten in dem bevorstehenden Winter ungleich mehr auszustehen, da die Verpflegungsanstalten äußerst mangelhaft und besonders bei den Engländern im vernachlässigtesten Zustande waren, indem man auf keine Wintercampagne gefaßt war.

Um so thätiger war inzwischen die westmächtliche Diplomatie, indem sie nun Oesterreich wenigstens dahin brachte, daß es mit Frankreich und England am 2. Dec. einen Vertrag abschloß, worin es sich anheischig machte, nicht nur die Moldau und Wallachei gegen Rußland zu vertheidigen, sondern auch keine Verbindlichkeit irgend einer Art mit Rußland einseitig einzugehen, wogegen sich anderseits die Westmächte verpflichteten, nur in Gemeinschaft unter sich und mit Oesterreich mit Rußland verhandeln zu wollen. Auch Preußen wurde eingeladen, diesem Dezembervertrag beizutreten; allein Friedrich Wilhelm IV war fest entschlossen, nun keinen Schritt mehr weiter zu gehen, sondern fortan eine entschiedene Neutralität zu beobachten, damit nicht Deutschland, von seinem defensiven Daseynsgrund abweichend, in ein Chaos unheilvollster Verwirrungen hineingerissen würde und französische Heere wieder an der Donau und an der Oder schalten sehen oder sein Gut und Blut zur Befriedigung fremder Interessen opfern müßte.

Durch diese Haltung Preußens, wie auch des deutschen Bundes, wurde nun Oesterreich bestimmt, wenigstens über den Dezembervertrag hinaus keinen Schritt mehr zu thun und sich in seinen künftigen Entschließungen frei zu halten. Freilich hatte nun besonders Preußen die insolentesten Insinuationen und Schmähungen von Seiten der englischen und französischen Presse zu ertragen, die es überhaupt weder an Lockungen mit Vortheilen, noch an Drohungen mit Blokaden und Revolutionen, selbst mit Entfesselung der Nationalitäten (in Polen, Ungarn und Italien) fehlen ließ, um Deutschland völlig auf die Seite der West-

mächte zu treiben. Da nun aber keines dieser Mittel verfieng, so sahen sich die Westmächte gezwungen, den Krieg auf die orientalischen Gränzen, auf die Blokade aller russischen Häfen und auf Angriffe russischer Küsten in allen Meeren zu beschränken.

Rußland that daher Alles, um Oesterreich keinen Anlaß zum völligen Bruch zu geben. Als Oesterreich, immer für Vermittlung thätig, die sämmtlichen streitenden Mächte behufs einer friedlichen Beilegung der orientalischen Frage zu der Wiener Conferenz v. 28. Dezember (von der sich Preußen ferne hielt) zusammenzutreten veranlaßte, betheiligte sich Rußland durch den Fürsten Gortschakoff daran und willigte in alle ihm vorgelegten Garantiepuncte bis auf einen, der seinen Hoheitsrechten allzu nahe trat.

Die vier Garantiepuncte enthielten im Wesentlichen folgende Forderungen: 1. Rußland solle das ausschließliche Protectorat über die beiden Donaufürstenthümer verlieren; 2. die Donauschifffahrt freigeben, 3. auf den Vertrag von Hunkiar-Skelessi d. i. auf sein bisheriges Uebergewicht im schwarzen Meere verzichten; 4. das Protectorat über die griechischen Christen in der Türkei nicht ferner ansprechen, sondern zugeben, daß die Garantie der religiösen und bürgerlichen Rechte der Christen ohne Unterschied des Cultus im osmanischen Reiche von den fünf Großmächten übernommen werde. Rußland machte nur gegen den dritten Punct Einwendungen, und selbst der französische Gesandte Drouin de L'huis schien Rußlands Gründe würdigen zu wollen; allein England, wo fast die ganze Presse (seit Palmerston's Leitung) sich in die leidenschaftlichste Stimmung gegen Rußland versetzt hatte, bestund auf der unverkürzten Durchführung der vier Puncte.

Da, eben als Kaiser Nicolaus noch einmal die Friedenshand geboten hatte, während sich die westmächtlichen Streiter an den Mauern Sebastopol's verbluteten und das unangreifbare Kronstadt an der Ostsee dem Anzug der verbündeten Flotte ruhig entgegensah, — starb am 2. März Czar Nicolaus, dessen 30jähriges Herrscherleben mit der Besiegung einer Revolution begonnen und bis zu seinem letzten Hauch allen Revolutionen und ihren Ausflüssen widerstanden hatte. Die Kunde von dem unerwarteten Tode dieses bedeutendsten Fürsten seiner Zeit erschütterte selbst seine Feinde, so verschieden auch das Urtheil der Parteien über dieses sichtliche Eingreifen einer höhern Hand in den Lauf der Weltbegebenheiten fiel.

Eine von dem Czar in Ausübung seiner Herrschersorgen (die ihn damals stärker, als je vorher, einnahmen) vernachläßigte Grippe, raffte ihn in wenigen Tagen dahin. Schon krank bestieg er am 23. Febr. bei rauhem Wetter seinen Schlitten, um abmarschirende Truppen zu besichtigen, besuchte dann seinen gleichfalls unpäßlichen Kriegsminister, ihn ermahnend, nicht zu früh das Zimmer zu verlassen, und kehrte in seinen Palast zurück, wo er, obwohl schon vom Fieber geschüttelt, noch Befehle nach Sebastopol ertheilte. Von da an verließ er sein Kabinet nicht mehr. Am 24. übertrug er die Geschäfte dem Thronfolger, und lag, stets fiebernd und schwerhustend, dabei aber immer noch Geschäfte erledigend, bis zum 1. März auf seinem Feldbette (auf mit Heu ausgefüllten Polstern) und bloß mit seinem Soldatenmantel bedeckt. Als sein Zustand sich reißend verschlimmerte und die Aerzte eine Lungenlähmung befürchteten, richtete auf ihren Rath die Kaiserin, die nicht von seinem Lager wich, die Bitte an ihn, er möchte das h. Abendmahl nehmen. Da erkannte er erst die Gefahr seines Zustandes, blieb aber ruhig und empfieng in der Nacht in tiefster Andacht das h. Sacrament, worauf er erleichtert sagte: Ich hoffe, daß mir Gott jetzt seine Arme öffnen wird. Dann nahm er Abschied von der Kaiserin, seinen Kindern und Enkeln, und segnete sie; besprach sich dann noch mit dem Grafen Orloff, Grafen Adlerberg und Fürsten Dolgorucki, die er stets als seine Freunde behandelt hatte, und dankte ihnen für ihre Treue. Eben so ließ er seine ganze Dienerschaft und die alten Grenadiere der Palastwache rufen und sagte ihnen dankende Abschiedsworte. Alsdann gab er Anordnungen wegen seines Begräbnisses. Als der junge Fürst Mentschikoff Briefe von den beiden Großfürsten, die der Kaiser nach Sebastopol zur Ermunterung der Vertheidiger gesandt hatte, überbrachte, lehnte der Sterbende das Lesen der Briefe mit den Worten ab: „Es würde mich nur wieder auf die Erde zurückziehen!" — Bald nachher verließ ihn die Sprache, doch betete er stille für sich. Als sich die Sprache wieder einfand, sprach er noch Einiges mit den Seinen und eine seiner letzten Reden war: „Saget dem Fritz (dem Könige von Preußen), daß er gegen Rußland immer der Gleiche bleiben und die Worte des Vaters (Friedrich Wilhelm's III) nicht vergessen möge!" — Eine Viertelstunde nachher (wenige Minuten nach Mitternacht) entschlief er ohne Schmerzen, ausgestreckt auf seinem Feldbette, mit dem Ausdruck des Friedens auf seinem Angesicht, auf dem selbst „die Hand des Todes die Schönheit und Majestät", die es im Leben auszeichneten, „nicht auszutilgen vermochte."

5. Kaiser Alexander II. Auflösung der Conferenz. Sardinien zur Coalition. Steigerung der entente cordiale. Der Kampf vor Sebastopol. Eroberung der Südseite. Moralisches Uebergewicht Frankreichs. Oesterreichs Vermittlungs-Ultimatum. Die Russen in Kars. Alexanders Annahme des Ultimatums. Die Conferenzen in Paris.

Man glaubte nun, das russische Kabinet werde jetzt zur Nachgiebigkeit neigen; allein der neue Czar Alexander II hielt die Politik seines Vaters aufrecht und bot in umfassendster Weise weitere Vertheidigungsmittel auf, zumal noch während der Congreßverhandlungen die Westmächte ihre Anstrengungen zur energischen Fortsetzung des Kriegs vermehrt hatten. Frankreich und England lösten daher den Congreß auf: denn sie konnten nach so vielen Opfern und Reden im Grunde noch keinen wesentlichen Erfolg aufweisen, und einen solchen bedurfte insbesondre Napoleon zur Befriedigung der französischen Nationalehre und zur Sicherung seiner heimischen und europäischen Stellung.

Daher wurden neue Anstrengungen gemacht, den Beitritt auch anderer europäischer Nationen zu einer allgemeinen Coalition gegen Rußland zu gewinnen; allein außer Sardinien, das sich schon in einem Vertrag vom 10. Jan. 1855 beeilt hatte, mit den Alliirten seine Waffen im Orient zu vereinigen, ließ sich keine Macht zu activer Beiwirkung herbei; selbst Schweden war nur zu dem sogenannten „Stockfischvertrag" zu bringen. Um so enger schloßen sich nun Frankreich und England aneinander an, und der Besuch, den Napoleon und Eugenie am Hofe zu London gemacht hatten, wurde von Victoria und Albert bald darauf in Paris erwiedert, wobei Napoleon III die Genugthuung hatte, daß England in seiner Königin im Dom der Invaliden der Asche des „großen Napoleon", des ehemaligen Staatsgefangenen Großbritanniens, seine Huldigung darbrachte und mit ihrer Gegenwart zugleich die große Weltindustrieausstellung beehrte, durch die Napoleon hatte zeigen wollen, daß unter ihm mitten im Kriege die Werke des Friedens gedeihen.

Vor Sebastopol war unterdeß Marschall St. Arnaud seiner Krankheit erlegen und General Canrobert an seine Stelle

getreten. Unbestreitbar hatte daselbst die französische Armee wieder ihren alten Ruhm der Tapferkeit und Kriegsgewandtheit bewährt und die englische weit übertroffen; aber auch die Russen hatten (besonders durch Todtleben's Befestigungssystem und durch unaufhörliche Ausfälle) eine bewundernswerthe Widerstands- und Aufopferungsfähigkeit bewiesen; ja oft war der Kampf durch die Erbitterung beider Theile in gräuliche Menschenschlächterei ausgeartet.

Um eine raschere Entscheidung herbeizuführen, ließ Napoleon den General Canrobert durch den General Pelissier ablösen, der früherhin in Algier sich einen gefürchteten Namen gemacht hatte, und da auch Lord Raglan starb, erhielten die Engländer an General Simpson auch einen energischeren Führer. Nachdem abermals ein russisches Entsatzheer — das dritte — an der Tschernaja (d. 16. Aug.) geschlagen und die Minenarbeiten beendigt waren, schritt Pelissier zu einem Hauptsturm, der ihn am 8. Sept. während eines furchtbaren, von beiden Seiten mit verzweifelter Tapferkeit geführten Kampfes durch die Eroberung des Malakoffthurms (den Redan konnten die Engländer nicht gewinnen) in den Besitz der Südseite der Sebastopoler Befestigungen setzte. Doch hatten die Russen in der Nacht ihr Hauptheer über eine Brücke auf die andere Seite der Bucht in die Nordforts geschafft, die sie nichts desto weniger zu behaupten fortfuhren, während die Franzosen und Engländer die Südforts vollends zerstörten.

Da die verbündeten Flotten im Sommer 1855 sich abermals in bescheidener Entfernung von Kronstadt gehalten, Sweaborg vergebens bombardirt und sich bloß in Zerstörung einiger Küstenplätze im asowischen und im weißen Meere thätig gezeigt hatten, und es überhaupt aller Welt klar geworden war, daß ohne die Mitwirkung Deutschlands dem Lebenskern Rußlands nicht beizukommen war, der Krieg vielmehr alle Theile mehr oder weniger empfindlich schwächte: — so ließ es Napoleon, zufrieden mit dem erlangten Kriegsruhm seiner Armee und dem moralischen Uebergewicht, das ihm dieser Krieg in Europa verschafft hatte, nicht ungern zu, daß Oesterreich wieder Friedensvermittlungsvorschläge aufstellte, ja er beschwichtigte die anfänglichen

Einwendungen seines englischen Verbündeten, der bei einer Fortsetzung des Kriegs sein allzu geschwächtes kriegerisches Ansehen wiederherstellen zu können hoffte.

Und so sandte Oesterreich im Jan. 1856 dem russischen Kaiser ein Ultimatum nach St. Petersburg, während man zugleich in allen französischen und englischen Arsenalen und Häfen die umfassendsten Vorbereitungen zu einer energischen Fortsetzung des Kriegs für den Fall traf, das das Ultimatum verworfen würde. Denn in diesem Falle erklärte Oesterreich, alle diplomatische Verbindung mit dem russichen Kabinet abbrechen zu wollen.

Da aber unterdessen die Russen auf dem asiatischen Kriegsschauplatz endlich glücklich waren und unter General Murawieff die von den Türken unter dem englischen Oberst Williams tapfer vertheidigte, aber von den Verbündeten nicht unterstützte Festung Kars zu Fall gebracht hatten, so war es ungewiß, ob sich nun Rußland herbeilassen und das Ultimatum annehmen werde.

Weil aber Rußland einerseits gerade durch die Eroberung von Kars seine Ehre in den Augen der asiatischen Völker gerettet hatte, und die noch ungestörte Behauptung der Nordseite Sebastopols auch in Europa seinen ungebrochenen Kriegsmuth bezeugte, anderseits aber die schweren Verluste an Menschenkraft, die neuen großen Aufgebote und die unsäglichen Schwierigkeiten des Landtransports und der Heeresverpflegung eine wesentliche Wendung zum Bessern so bald nicht hoffen ließen, so hörte Kaiser Alexander theils auf die Gründe der Friedenspartei in seinem Rathe, theils auch auf den dringenden Rath des neutralen Preußens und nahm zum Erstaunen der Welt, die das Gegentheil einerseits gehofft, anderseits gefürchtet hatte, das Ultimatum in allen seinen Puncten an.

Ueber die Friedensannahme sprach sich der Kaiser Alexander II am 11. April in einer Rede an seinen Adel in Moskau so aus: „Unzweifelhaft würde ich den Kampf fortgesetzt haben, wenn sich die Stimme der Nachbarvölker nicht gegen die Politik der letzten Jahre ausgesprochen hätte. Mein Vater hatte seine Gründe, um so zu handeln, wie er gehandelt hat. Ich kannte seine Plane und stimmte denselben von ganzem Herzen bei; doch durch den Frieden wird das Ziel erreicht, das er zu erreichen strebte, und ich ziehe dieses Mittel dem Kriege vor. Unter Ihnen sind Viele, ich weiß es wohl, welche bedauern, daß ich so schnell in das, was mir vorgeschlagen wurde,

einwilligte. Es war meine Pflicht, als Mann und Haupt eines großen Reiches, unumwunden zu verwerfen oder anzunehmen: dieser Pflicht habe ich mit Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit genügt; ich bin überzeugt, daß es mir bei den Schwierigkeiten der Situation zu Gute kommen und in Kurzem jeder Rußland ergebene Freund meinen Absichten und Planen für des Landes Zukunft Gerechtigkeit widerfahren lassen wird."

6. Der Friedenscongreß in Paris. Der Friede vom 30. März. Der Friedensvertrag und die annectirten Conventionen. Die Gewinnste und Nutzanwendungen aus diesem Krieg und Frieden für die einzelnen Theilnehmer. Der allgemeine Gewinn.

Es wurde hierauf am 17. Jan. 1856 der Friedenscongreß in Paris eröffnet. Bei diesem war Frankreich durch den Grafen Colonna-Walewsky, England durch den Grafen Clarendon, Oesterreich durch den Grafen Buol-Schauenstein, Rußland durch den Grafen Orloff, die Pforte durch Emin Ali Pascha, Sardinien durch den Grafen Covour, und Preußen, das, jedoch erst nach erfolgter Festsetzung der den Krieg speziell betreffenden Verhältnisse, zu den die Regulirung der allgemein-europäischen Interessen betreffenden Schlußsitzungen eingeladen wurde, durch den Freiherrn von Manteuffel vertreten. In 19 Sitzungen brachte der Congreß unter Beweisen allseitiger Mäßigung der Betheiligten am 30. März 1856 das Friedenswerk zu Stande, welches das sog. europäische Gleichgewicht auf wesentlich modificirte Grundlagen stellt und den — ersten Act des orientalischen Drama schließt. Nachdem sodann in noch 5 Sitzungen andere damit zusammenhängende Vertragspuncte festgestellt und die Ratificationen durch die betreffenden Souveraine erfolgt waren, wurde der Friedensvertrag am 29. April zu Paris durch den Moniteur veröffentlicht und nachher in allen betheiligten Staaten gefeiert.

Der Inhalt dieses aus 34 Artikeln und drei besondern Conventionen bestehenden Vertrags ist im Wesentlichen folgender: Art. 1. Zwischen den Contrahenten wird auf ewige Zeiten Friede und Freundschaft bestehen. Art. 2. Die während des Kriegs besetzten und eroberten Territorien werden von beiden Theilen geräumt. Art. 5. Die compromittirten Unterthanen aller kriegführenden Theile werden amnestirt. Art. 6. Die

Kriegsgefangenen werden zurückgegeben. Art. 7. Die Pforte wird zur Theilnahme an den Vortheilen des öffentlichen Rechts und des europäischen Concerts zugelassen und die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des osmanischen Reiches gewährleistet. Art. 8. Bei Zwistigkeiten zwischen der Pforte und einer der vertragschließenden Mächte schreiten die andern vermittelnd ein. Art. 9. Der vom Sultan (am 16. Febr. 1856) erlassene Ferman, genannt Hat-Humayum (der die christlichen Unterthanen ohne Unterschied der Confession und Race in Bezug auf Schutz des Lebens, des Eigenthums, der Religion, des Rechts — den osmanischen Unterthanen gleichstellt) wird von den contrahirenden Mächten constatirt; doch verpflichten sie sich, weder einzeln, noch collectiv, in die innere Verwaltung des Reichs einzugreifen. Art. 10. Der Vertrag v. 13. Juli 1841 wird revidirt. (Dieß geschah in der Seperatconvention v. 30. März, wornach die Meerengen des Bosporus und der Dardanellen den Kriegsschiffen aller Nationen geschlossen bleiben sollen, mit Ausnahme der zwei leichten Kriegsfahrzeuge, welche jede der contrahirenden Mächte an den Mündungen der Donau stationiren lassen darf, um die Ausführung der auf die Freiheit des Flusses bezüglichen Bestimmungen zu sichern. Art. 11. Das schwarze Meer ist neutralisirt und alle seine Gewässer und Häfen der Handelsmarine aller Nationen geöffnet, dagegen den Kriegsflaggen der Uferstaaten und der andern Mächte untersagt. Art. 13. Am Litorale des schwarzen Meeres werden keine militärisch-maritimen Arsenale beibehalten, noch errichtet. Art. 14. Rußland und die Türkei bestimmen die Zahl der leichten, zum Dienste ihrer Küsten nothwendigen Schiffe in einer besondern Convention, von der sie ohne Zustimmung der Conferenzmächte nicht abweichen. (Die darauf bezügliche Convention v. 30. März bestimmt, daß jeder Contrahent in diesem Meere 6 Dampfschiffe von 50 Metres Länge und von 800 Tonnengehalt nebst 4 leichten Dampf- oder Segelfahrzeugen von je höchstens 200 Tonnengehalt unterhalten darf.) Art. 15. Die Schifffahrt auf der Donau bis in's Meer ist für alle Nationen frei und keiner Beschränkung und Abgabe unterworfen. (Eine europäische Flußcommission regelt alle die Sicherung und Erleichterung der Schifffahrt in Bezug auf die Donauufer nöthigen Bedingungen.) Art. 20. Die zur Sicherung der Donauschifffahrt nöthige Gränze in Bessarabien wird in folgender Weise geändert: die neue Gränze des russischen Bessarabiens wird am schwarzen Meer einen Kilometer ostwärts vom See Burna-Sola beginnen, die Straße von Akjerman senkrecht erreichen, diese Straße bis zum Trajansthal verfolgen, südwärts von Belgrad vorbeilaufen, längs des Flusses Yalpuck bis zur Höhe von Saratsika hinaufgehen und in Katamori am Pruth enden. Stromaufwärts von diesem Punct aus wird die alte Gränze zwischen den beiden Reichen keine Verminderung erleiden. Art. 21. Dieses von Rußland abgetretene Gebiet (sammt den Festungen Is-

mail und Reni) wird zum Fürstenthum Moldau unter der Oberherrlichkeit der Pforte hinzugefügt, und die Bewohner desselben sollen die nämlichen Rechte und Privilegien genießen, die den Fürstenthümern gesichert sind, dürfen auch während eines Zeitraums von drei Jahren ihr Domicil anderwärts aufschlagen. Art. 22. Die Wallachei und Moldau fahren fort, unter der Oberherrlichkeit der Pforte und unter der Garantie der contrahirenden Mächte die Privilegien und Immunitäten zu genießen, in deren Besitz sie sind. Kein ausschließlicher Schutz wird über sie von einer der garantirenden Mächte ausgeübt, keiner ein besonderes Recht der Eingreifung in ihre inneren Angelegenheiten gestattet werden. Art. 23. Den genannten Fürstenthümern bleibt eine unabhängige und nationale Verwaltung, so wie die vollkommene Freiheit des Cultus, der Gesetzgebung, des Handels und der Schifffahrt. Art. 26. Die Fürstenthümer halten zur Sicherung des Innern und der Gränzen eine bewaffnete Gewalt, die im Fall der Vertheidigung gegen fremden Angriff in Uebereinstimmung mit der Pforte keiner Beschränkung unterliegt. Art. 27. Wenn die innere Ruhe der Fürstenthümer bedroht oder gefährdet ist, so wird die hohe Pforte sich mit den übrigen contrahirenden Mächten über die dagegen zu nehmenden Maaßregeln verständigen. Eine bewaffnete Intervention kann ohne vorherige Einstimmung dieser Mächte nicht Statt haben. Art. 28. Das Fürstenthum Serbien bleibt von der hohen Pforte abhängig. Seine Rechte und Immunitäten in Bezug auf unabhängige, nationale Verwaltung, vollständige Cultusfreiheit, Gesetzgebung, Handel und Schifffahrt sind unter die Collectivgarantie der Mächte gestellt. Art. 29. Das früher festgestellte Garnisonsrecht der Pforte in Serbien wird aufrecht erhalten; auch in Serbien kann keine bewaffnete Intervention Statt finden, ohne vorherige Uebereinstimmung mit den contrahirenden Mächten. Art. 30. In Asien wird die Gränzscheide zwischen den russischen und türkischen Besitzungen verificirt und, wenn nöthig, rectificirt, doch so, daß kein Gebietsnachtheil für die eine oder die andere dieser beiden Mächte daraus entstehen kann. (In der das baltische Meer betreffenden Convention v. 30. März wird festgesetzt, daß die Alandsinselgruppe nicht befestigt, und daselbst ein militärisches oder maritimes Etablissement weder unterhalten, noch begründet werden soll.)

Dieser von der Festigkeit, Mäßignng und Selbstbeherrschung der Monarchen herbeigeführte Frieden sichert allerdings zunächst jene Gegenden, welche seit langen Zeiten fortwährend den Schrecknissen des Kriegs ausgesetzt gewesen, gegen neue Kriegsfälle, hat aber für jede der contrahirenden Mächte noch eine besondere Bedeutung. Frankreich mit seinem scharfblickenden Oberhaupte

hat, gleich seinen Verbündeten, keinen materiellen, wohl aber, für jetzt wenigstens, desto größeren moralischen Gewinn gezogen, welcher in seinem größeren Ansehen im Mittelmeer, ja in einer gewissen Superiorität in Europa besteht, indem die Anerkennung der Dynastie Napoleon's in diesem Frieden gewissermaßen bestätigt und dadurch stillschweigend der Vertrag von 1815 modificirt wurde. Und da auch während des Congresses (am 16. März) dem Kaiser Napoleon ein Sohn geboren ward, so sah er auch hierin ein höheres Siegel für den Bestand seines Hauses, zumal alle Potentaten Europa's ihm zur Geburt dieses „Kindes von Frankreich" Glück zu wünschen sich beeilten, worauf die am 14. Juni erfolgte Taufe desselben durch einen, den Papst als Pathen vertretenden Cardinal-Legaten vor den Augen der Welt einen Glanz entfaltete, der selbst den des ersten Kaiserreichs weit überstrahlte.

Dennoch kann der Friede der Regierung des Kaisers leicht mehr Schwierigkeiten bereiten, als ihm dieser, vorzüglich durch ihn zum Ausbruch getriebene Krieg verursacht hat. Hält auch dieser „Napoleon des Friedens" zunächst um seiner Selbst willen sich gegen Deutschland in den klugen Schranken der Enthaltsamkeit, so wird dieses doch wohl thun, sich dadurch nicht in Sicherheit wiegen zu lassen, sondern stets der Lehren der Geschichte eingedenk zu bleiben.

England gieng aus diesem Kriege zwar mit dem Triumph hervor, Rußlands Seemacht im schwarzen Meere geschwächt zu sehen und die Befestigung der Alandsinseln nicht mehr fürchten zu müssen, ist aber doch nicht ganz zufriedenen Angesichts, weil seine Besorgnisse in Asien (durch den Fall von Kars und den diplomatischen Sieg Rußlands in Persien) nach, wie vor dieselben geblieben sind, und alle Welt gesehen hat, daß England in diesem Kriege nur die zweite Rolle spielte. Auch mußte sich ihm (und das ist auch einem Gewinne gleich) die Ueberzeugung aufdrängen, daß es einer großen Landmacht — allein und ohne Bundesgenossen — nicht gewachsen und daß sein Militärsystem einer wesentlichen Umgestaltung benöthigt sey.

Mitten unter dem Donner, durch welchen die Kanonen des Towers den Frieden verkündeten, gestand das erste Journal Englands: „Die strenge

Wirklichkeit des Kriegs habe manche Täuschungen in England verscheucht und Manches in wahrem Lichte gezeigt, was zuvor durch Vorurtheil, Selbstüberschätzung und eine insularische Geringschätzung der Kräfte Anderer, endlich durch die falsche Ansicht von der überwiegenden Gewalt bloßer physikalischer Kraft verfälscht war. Als der Krieg begann, habe man geglaubt, die englischen Generale seyen geschickt und unternehmend; das vom „großen Herzog" (Wellington) so oft gelobte Militärsystem werde sich bei jeder Gefahr erproben. Die Täuschung sey schnell verschwunden: die Nation sey zu der traurigen Ueberzeugung erwacht, daß nichts, worauf sie sich verließ, mit Ausnahme der Tapferkeit der Truppen, ihres Vertrauens werth war. Als Vermächtniß dagegen habe der Krieg ein Mißtrauen in das englische Militärsystem und den festen Entschluß hinterlassen, es auf einen solchen Standpunct zu bringen, daß Großbritannien, selbst wenn derselbe den Erfolg nicht sichern könne, den letzteren für die Zukunft wenigstens besser verdienen werde."

Eine andere Frucht dieses Krieges ist auch die, daß England sein bisher so festgehaltenes, für Andere so despotisch drückendes Durchsuchungsrecht zur See (in Bezug auf das neutrale Gut) auf Napoleon's klugen Betrieb beschränkte und damit sein „Meisterrecht zur See" aufgab, von dem Nelson gesagt hat, es sey der Grundpfeiler der britischen Macht, und England müsse es vertheidigen, so lang es noch ein Schiff, einen Mann, einen Schilling besitze. Dieses sein sog. Seerecht wurde in der am 30. März geschlossenen Convention durch folgende vier für die contrahirenden Mächte fortan principiell geltenden Puncte aufgehoben: 1. frei Gut, frei Schiff; 2. neutrales Gut, freies Gut, selbst auf feindlichem Kiel; 3. nur wirkliche Blokade mit einer hinlänglichen Anzahl von Kriegsschiffen giebt Anspruch auf Blokaderecht; dagegen soll 4. das Recht Kaperschiffe auszurüsten und auf Feindesgut Jagd zu machen, Privaten, selbst unter der Autorisation ihrer Regierung, untersagt seyn. — Theils die Rücksicht auf seine gespannten Beziehungen zu Nordamerika, das jenes „Seerecht" Englands nie anerkannte und noch 1812—1814 deßhalb einen Krieg mit den Engländern geführt hatte: theils die Einsicht, daß „die großen Welthandelswege nicht mehr allein auf dem Meere liegen, sondern das Land kreuzen," mag England zu dieser Selbstbeschränkung bewogen haben. Mit dem vierten Punct aber sind die Nordamerikaner nicht zufrieden, da ihnen die privaten Kaperschiffe die mangelnden Kriegsflotten ersetzen. Wenn Nordamerika auf den Kaperkrieg, der eigentlich nur gegen feindliche Kauffahrer gerichtet ist, verzichtet, so ist es unbedingt in der Hand Englands: daher werden sich die Amerikaner dieser Convention nicht anschließen. Auch wurde das Aufgeben der alten englischen Seepraxis von Mitgliedern des Parlaments „eine selbstmörderische Vernichtung der britischen Seemacht" genannt. Lord Clarendon konnte diesen Verzicht vor dem Parlament nur dadurch vertheidigen, daß er sagte: England würde bei längerem

Festhalten an seiner Seepraxis eine feindliche Coalition aller seefahrenden Nationen haben gewärtigen müssen.

Oesterreich hat in politischer Hinsicht bewiesen, daß ohne seinen mitwirkenden Willen keine andere Macht im einseitigen Vorschreiten, besonders im Orient und in Italien, etwas wider das europäische Interesse durchsetzen könne, und daß allerdings jene warnende Frage Seymour's auf des Czar's Vorschläge: „Was wird Oesterreich dazu sagen?" nicht ohne Bedeutung war. Daß der Friede gemäßigt und keinen Theil „an der Ehre" benachtheiligend ausfiel, ist unläugbar vorzüglich Oesterreichs Anträgen und Vorschlägen zu danken.

Zwar rühmt sich die französische Diplomatie, Oesterreich zum Bunde der Westmächte herübergezogen zu haben, wodurch es gewissermaßen zum Gegner Rußlands gemacht worden sey, und glaubt, daß „es sich künftig in keiner europäischen Frage ohne Gefahr von den Westmächten trennen könne." Es ist aber zu hoffen, daß Oesterreich und alle andern deutschen Mächte sich in künftigen Conflicten in Einigkeit nur dahin stellen werden, wo das Recht ist, sey's im Westen oder im Osten.

Rußland, das seine Macht in der ungeheuern Ausdehnung vom weißen Meer an bis zum Ararat hin zu entfalten gezwungen war, hat zwar äußerlich Einbuße erlitten, indem es einen Theil wirklicher Hoheitsrechte aufgeben mußte: dennoch hat es dadurch gewonnen, daß es, wie England, seine schwache Seite erkannt hat, welche in der Schwierigkeit der Communication, in der Corruption der Militärverwaltung, im Ungeschick einzelner Führer lag, — Mängel, welche nun in dem von Alexander II mit wahrem politischem Tact und edler Selbstverläugnung ergriffenen Frieden durch Eisenbahnbauten, Telegrapheneinrichtung und theilweise Reorganisation des Kriegswesens gehoben werden können, wie es denn Rußland klar geworden ist, daß nun vor Allem eine friedliche Entwicklung seiner Hülfsquellen im Innern das Hauptstreben seiner Politik seyn müsse.

Als es in Petersburg bekannt wurde, daß der Kaiser die Friedensbasis annehmen werde, stellten die Familienhäupter der Demidow, Dolgorukow u. A. dem Kaiser all' ihr Hab' und Gut behufs der Fortsetzung des Kriegs zur Verfügung. Daher beschied der Kaiser am Tage der

Annahme des Ultimatums auch die hohen Würdenträger der Kirche und Synode in den Winterpallast, und trat, von seinem Beichtvater, der das Kreuz trug, begleitet, mit den Worten unter die Versammlung: „So wie die Leiden des Erlösers der Menschheit galten, so wird auch der für Rußland durchaus nothwendige Friede nach harten überstandenen Prüfungen zu besserer Zukunft führen. Es ist daher mein unabänderlicher Entschluß, den Frieden anzunehmen.“ Hierauf küßte der Kaiser das Kreuz und ließ es den um ihn Versammelten zum Kusse reichen. — Daß der Friede auch dem russischen Volke erwünscht war, kann man aus den ehrenden Worten, womit die Geistlichkeit den Kaiser am 10. Apr. in Moskau begrüßte, entnehmen: „Du hast (redete ihn der Erzbischoff an) den Krieg geerbt und uns den Frieden gegeben. Deine gerechte Sache und Dein Muth hießen Dich den Krieg verfolgen; aber Deine Liebe zur Menschheit hat auch den vorgeschlagenen Frieden nicht zurückgewiesen. Deine Feinde siegten nicht über Rußland; aber Du siegtest über die Feindseligkeit. Das Vaterland ist Dir dankbar und die fremden Völker lassen Dir Gerechtigkeit widerfahren, und sie werden gegen Dich noch gerechter seyn, wenn die Leidenschaften erst beschwichtiget sind.“ — Der bei der Vertheidigung von Sebastopol bewiesenen Tapferkeit der Russen lassen Franzosen und Engländer volle Gerechtigkeit widerfahren; ja Lord Codrington sagte bei einem Revuebankett, das die französisch-englische Armee der Krim dem russ. General Lüders am 17. Apr. gab, in seinem Toaste Folgendes: „Wir haben es mit einem Gegner zu thun gehabt, mit dem zu kämpfen uns viele Mühe, Anstrengung und Opfer gekostet hat. Dieser Gegner hat bewiesen, daß man mit ihm nicht so leicht Krieg führen kann, wie wir es uns wohl im Anfang dachten. Bei diesem Feinde hätte man viel lernen können: Disciplin, Tapferkeit, Standhaftigkeit und rücksichtslose Hingebung an seine Pflicht. Es war ein furchtbarer Feind für uns; aber jetzt wünschen wir alle seine besten Freunde zu seyn.“ — Auch hat die Rückkehr der übriggebliebenen Vertheidiger Sebastopol's in ihre verschiedenen Heimathsorte in der russischen Bevölkerung bereits „ein stärkeres Gefühl der Kraft und des Stolzes hervorgerufen, als selbst das Jahr 1812.“

Sardinien, das nicht so lange her „in der revolutionären Lotterie eine Niete gezogen,“ mußte sich mit dem zweifelhaften Ruhm begnügen, „die Civilisation, oder, wenn das besser klingt, die Türkei retten geholfen zu haben.“ Es hoffte für seine Opfer an Geld und Menschen „in materiellerer Weise, als durch Sitz und Stimme im Friedenscongreß“ (zum wenigsten mit Parma) entschädigt zu werden; allein es täuschte sich, und seines Vertreters aufregende Reden gegen Oesterreich, welche in der ersten Zeit die italienische Frage auch zu einer „brennenden“ zu machen drohten, trug der sar-

dinischen Staatslenkung bis jetzt nur allgemeine Mißbilligung ein.

Sowohl jene Worte des Grafen Cavour auf dem Congresse, „Sardinien werde sich mit Oesterreich niemals verständigen können, so lange dieses noch einen Zoll italienischen Bodens besetzt halte," als auch insbesondere sein Memorandum und die nachherige Brandrede dieses Ministers im Turiner Parlament enthielten einen gefährlich wirkenden Aufruf an die Leidenschaften und Umsturzbestrebungen der Mazzinisten und anderer Revolutionäre in ganz Italien. — Sogleich aber fanden jene unstaatsmännischen Drohungen ihre kräftige Zurückweisung in einer Depesche des österreichischen Kabinets an die Höfe von Florenz, Rom, Neapel und Modena v. 18. Mai 1856, worin es seinen festen Entschluß erklärte, „alle seine Macht zu gebrauchen, um jeden ungerechten Angriff, komme er, von welcher Seite er wolle, zurückzuweisen, und überall, wohin sein Thätigkeitskreis sich erstreckt, zum Scheitern der Versuche der Unruhestifter, so wie der Begünstiger der Anarchie mitzuwirken." Hatte doch Sardinien nicht lange vorher (als es das hartbedrängte Oesterreich so widerrechtlich überfiel) bereits ein Memento bekommen, daß hinter — Novara der Tessino fließt und hinter dem Tessino die Tedeschi sind, deren Schwert es mit der Spada d'Italia aufzunehmen versteht. — Auch ließ bereits Napoleon III sowohl in Rom, als in Wien erklären, daß er Cavour's Memorandum nach Form und Inhalt nicht billige; denn Frankreich müsse sich alles dessen enthalten, was die Gemüther in Italien durch Einflüsse ungegründeter Hoffnungen noch mehr erregen könnte. Ja selbst das britische Kabinet, auf das sich Turin am meisten verließ, will in seiner Antwort auf jenes Memorandum es der Klugheit der katholischen Großmächte (Oesterreich und Frankreich) überlassen, die zweckmäßigsten Maaßregeln zur Abkürzung der Militäroccupation des Kirchenstaats zu treffen. Sonach sieht sich Turin auf sich selber geworfen und versucht die unvorsichtig genährte Aufregung zu beschwichtigen. — Eine Beeinträchtigung der Stellung Oesterreichs in Italien wäre übrigens auch eine fast directe Gefahr für Deutschland: denn der Po — das ist eine oft schon erkannte, nicht zu vergessende Wahrheit — deckt uns den Rhein!

Preußen hat sich durch feste Wahrung seiner Neutralität, die aus der Gewissenhaftigkeit seines Königs entsprang und den Krieg vom deutschen Boden ab- und in seinen orientalischen Schranken hielt, so wie durch sein ebenso dringendes, als gewichtiges Mahnwort zum Frieden ein wirkliches, bereits auch von seinen Feinden erkanntes Verdienst erworben, und zugleich unter den Opfern der Kriegsbereitschaft seinen trefflichen Staatshaushalt von Neuem bewährt.

War auch ein Theil der Preußen mit dieser Politik der königlichen Regierung nicht einverstanden, so litt dadurch doch die preußische Liebe zum Königshause keinen Eintrag. Denn obgleich Preußens König über ein geographisch-zertheiltes Land der verschiedensten Culturfähigkeit, über deutsche und nichtdeutsche Stämme ehemaliger fremder Herrschaftsgebiete, über eine Bevölkerung von verschiedenen Confessionen und verschiedenen politischen Interessen gebietet, so ist er doch mit seinem Hause „für sein ganzes Volk der Mittelpunct, in welchem das preußische Hochgefühl seinen Halt hat," das von der Ueberzeugung ausgeht „daß das Preußenvolk eine mit seinem Königshause zu erstrebende providentielle Aufgabe habe." Man nehme (fügt diese tiefblickende Stimme hinzu) „diesen Einigungspunct hinweg, so fällt Preußen auseinander." Das fühlt jeder Preuße, wenn es sich auch nicht jeder klar gemacht hat; daher ihm sein „Mit Gott für König und Vaterland!" keine leere Phrase ist.

Die Pforte endlich scheint durch ihre Aufnahme in's europäische Concert und durch den ihr gewährten Schutz gegen Rußland den meisten Gewinn aus diesem Kriege und Frieden davon getragen zu haben, zumal da Frankreich, England und Oesterreich am 15. April 1856 noch einen besondern Vertrag schloßen, worin sie sich gemeinschaftlich und einzeln für die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des osmanischen Reichs nach den Bestimmungen vom 30. März verbürgen und jede Verletzung dieser Bestimmungen als einen casus belli zu betrachten sich verpflichten. (Eine gemeinschaftliche Garantie der Integrität des türkischen Reichs hatte Rußland schon bei Annahme der Präliminarpuncte von vorne herein abgelehnt, und Preußen enthält sich folgerichtig des Beitritts zu diesem Sonderbunde für die Conservirung des Sultans. Die Zukunft wird lehren, ob der also genesene „Kranke" nicht am Ende doch noch — und zwar zumeist in Folge des Hat Humayum — in einen apoplectischen Zustand verfällt, aus dem ihn dann kein Pariser Frieden mehr wird retten können.

Bereits ist ein großer Theil der Muselmänner, besonders in den Provinzen, wegen des Hat Humayum gegen die Christen in Aufregung, und blutige Verfolgungen werden da und dort beim besten Willen des Sultans ungestraft begangen, so daß sich voraussehen läßt, was kommen wird, wenn die fremden Truppen, vor denen der Türke noch an sich hielt, das Land werden verlassen haben und fortan

türkische Gensd'armerie die Christen schützen soll! Auch ist bereits Arabien (Yemen) im Aufstand und will von einem Oberhaupt nichts wissen, das sich von den Satzungen des Propheten so weit entfernt. — Die Voraussetzung, das türkische Reich auf dem Wege der „Civilisation" regeneriren und dadurch den orientalischen Verhältnissen von Neuem Bestand verleihen zu können, muß sich erst durch den Erfolg rechtfertigen; wenigstens ist es nicht die Religion des falschen Propheten, die jene köstliche Arznei erzeugt, welche aussterbenden Völkern zur Belebung und Genesung dient.

Indessen scheint der Gewinn, welcher für das europäische Staatenleben aus diesem Frieden erwächst, hauptsächlich in dem Bewußtseyn der Solidarität oder Gemeinsamkeit der Interessen zu liegen, in so fern, sollte man denken, künftig nicht so leicht mehr ein Reich oder ein Reichshaupt, welches und wie mächtig es auch sey, einseitig dem allgemeinen europäischen Frieden zu nahe treten könnte, ohne von den andern gemeinsam zurückgewiesen zu werden. Wenigstens begann sich in allen Staaten, selbst in den mittlern und kleinen, das Gefühl der Rechtssicherheit nach Außen zu erhöhen, und würde sich die Achtung vor dieser revidirten conservativen Völkerrechtslehre verbinden mit der Beugung vor Dem, deß Stuhl Recht und Gerechtigkeit ist und der es zu allen Zeiten in seiner Macht hat, Könige ab= und Könige einzusetzen, so könnte es diesem Frieden an einer gewissen Dauer nicht fehlen. Daß ihm jedoch zur Ewigkeit ziemlich viel mangelt, sieht man schon jetzt aus den vielen Keimen, die zu seiner künftigen Störung da und dort vorliegen. Der wirklich „ewige" Friede aber wird weder in Paris, noch in sonst einer der jetzigen Metropolen geschlossen, sondern erst da und dann, wo und wann ihn der rechte Friedefürst dictiren wird.

11. Kapitel.

Innere Physiognomie der neuesten Zeit im Charakter der Gegenwart in besonderer Beziehung auf Deutschland.

1. Zunehmender Abfall vom positiven Glaubensgrund. Die Philosophie in ihrer Ausartung. Die hegelsche Linke. Skepticismus und Atheismus auf schöngeistigem Gebiet. Rehabilitation des Fleisches. Jung-Deutschland.

Noch ist übrig, einen Blick auf den Stand der Bildung und Gesittung in dem Zeitraum zu werfen, den dieses letzte Buch der vorliegenden Darstellung der Weltgeschichte (vom Jahre 1830 an bis zur Gegenwart) umfaßt. Einzelne Seiten davon sind schon im vorigen Zeitraume, des Zusammenhangs wegen, vorweg näher aufgezeigt und bis zum heutigen Standpunct fortgeführt worden; andere sind noch nach ihrer unterdeß fortgeschrittenen Entwicklung näher zu betrachten, um so auch den bis jetzt abgelaufenen Weg und Gang der innern Geschichte zu einem beziehungsweisen Abschluß zu bringen. Doch heben wir für diese Betrachtung nur die Hauptmomente, so weit sie nicht in die so eben beendete Darstellung der äußern geschichtlichen Entwicklung, als dieselbe motivirend, aufgenommen werden mußten, wenn auch nur im Umrisse hervor, um aus der Beleuchtung derselben den gegenwärtigen Stand jenes Uhrzeigers zu erkennen, der den Aeon dieser Welt nach seinen Stunden mißt.

Wir haben in der vorigen Periode — der Periode der Restauration und der darauffolgenden religiösen und politischen Fortschrittsbestrebungen — den Rationalismus auf den Kathedern und Kanzeln, in Schulen und Zeitschriften noch hoch thronen und im Bunde mit dem auf Tribünen und in Kanzleien herrschenden Liberalismus der Lebensregungen des neuerweckten kirchlichen Glaubens und des politischen Conservatismus spotten sehen. Als sodann

zunächst der biblisch-christliche Geist in vielen gläubigen Herzen wieder erwachte und neben manchen andern treuen Zeugen einen tapfern Vorfechter in dem entschiedenen, seinen Christus nicht um die Silberlinge der Volksgunst verrathenden Character der (von Hengstenberg herausgegebenen) Evangelischen Kirchenzeitung fand und durch sie und durch noch andere ihr verwandte Organe der Kampf gegen den in allen Theilen der Kirche und des Staats noch festgenisteten Unglaubens immer ernster wurde, und nun dem alten Rationalismus der Boden zu wanken anfieng, übernahm eine andere Phalanx des Unglaubens den Kampf und zog mit dem stärksten Grobgeschütz menschlicher Vernunftweisheit auf, indem eine Fraction der Anhänger der pantheistischen Philosophie Hegel's — die sogenannte hegel'sche Linke — in den Schriften eines David Strauß, und noch weitergehend eines Arnold Ruge, Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach u. a. aus der Lehre ihres Meisters die äußersten Consequenzen zogen und den Menschengeist auf den Thron Gottes setzten, also außer dem Menschen keinen Gott anerkennen wollten.

Mit mephistophelischer Lust unterwühlte nun der Geist des Unglaubens durch alle Künste sophistischer Dialectik den kirchlichen Boden und die in ihm wurzelnde Sittlichkeit, so daß auch die Stützen des Rechts und des Staates mehr und mehr ihren Halt zu verlieren schienen. Bald gieng aus der Entartung der Zeit und insbesondre aus der Schule der „Hegelingen" ein Geschlecht hervor, das unter dem Namen Jung-Deutschland sich mit wachsender Kühnheit und vernichtender Schärfe gegen die bestehenden Ordnungen in Staat und Kirche, ja zuletzt gegen alle Religion und Autorität kehrte.

Zu den weniger unverdeckten, aber nicht minder gefährlichen Zerstörern des christlichen Glaubens im Kreise der Gebildeten, gehörte David Strauß, in so fern er in seinem „Leben Jesu" und in seiner „christlichen Glaubenslehre" die heilige Geschichte als einen Mythus und die Bibel als ein Werk des Selbstbetrugs darstellte und mit glänzenden Worten an die Stelle des den Menschen durch Buße und Glauben zu Gott emporziehenden Christenthums den Cultus des Menschengeistes in einem ästhetischen und logischen Idealismus zu setzen bestrebt war. L. Feuerbach, der Verkündiger einer

„neuen Religion des pantheistischen Begriffs oder absoluten Willens", stellte geradezu die Lehre auf: „der Glaube an das Unendliche, als Göttliches außer uns, sey nichts anderes, als das eigene unendlich göttliche Gefühl in uns, und Gott könne nichts anderes seyn, als das reine, das unbeschränkte, das freie Gefühl des Menschen", die Religion sey also „nur der Monolog dieses innern reinen Gefühls mit sich selber." — Die ganze Weisheit dieser Fraction der hegel'schen Schule gründet sich vorzüglich auf eine einseitige Ausbeutung von Hegel's „Philosophie der Geschichte"; doch stehen ihr keine anderen Mittel zu Gebote, als bloß „logischer Scharfsinn" und nur eine „generell-universelle" Geschichtskenntniß, ohne Tiefe der Speculation und ohne speciell-universalhistorisches Wissen. Da sie (nach Riedner) die logisch-dogmatische und die ethisch-dogmatische Wahrheit —, die Christuslehre und ihre Vorstellung von der Person Christi untereinander mischte, konnte sie ihr Religionsideal im Christenthum nicht finden. Die Gefährlichkeit dieser hegel'schen Linken für Religion und Staat stellte H. Leo in seiner Schrift: „Ueber die Hegelingen" klar und schlagend an's Licht. — Noch aber fehlte der Ausspruch der letzten Consequenz aus den hegel'schen Prämissen: diesen thaten bald andere verneinende Geister, welche, wie Marr, Engel, W. Jordan u. a. behaupteten: „Feuerbach sey auf halbem Wege stehen geblieben; er laborire noch zu sehr an Religion und Mysticismus: das wahre Ziel sey kein anderes, als die gänzliche Befreiung von aller Religion, als der letzten Schwäche und Unfreiheit des Staats und als dem Grunde aller Leerheit, Seelenlosigkeit und practischen Gottlosigkeit des Zeitalters"!! Und so war nun die deutsche Philosophie in ihrer Ausartung auf einem Punct angekommen, wo sie sich der tiefsten Stufe des Heidenthums gleichstellte. Doch war das noch nicht ihr tiefster Fall; dieser sollte noch am Schlusse dieser Periode eintreten. (K. 11, 5.)

Theils vor-, theils nebenherlaufend mit den Bestrebungen der hegel'schen Linken trat auf schöngeistigem Gebiet ein mit aller Philosophie und Theologie brechender, ja alle „practische, wie theoretische Vernunft aufgebender Skepticismus", der selbst den Rationalismus wegen des „an ihn sich noch anhängenden Idealismus oder Spiritualismus" verachtend einen „ästhetischen Terrenismus" durch einen systematischen Cultus des sinnenweltlichen Seyns als des alleinigen Inbegriffs alles „Wahren, Guten und Schönen" aufstellte und an die Stelle des Staats und der Kirche die „Socialität" auf neuen Grundlagen menschlicher Gemeinschaft und Bildung zu stellen suchte. Auch ihm wohnte der dämonische Trieb inne, vor Allem das Christenthum mit den Waffen des zersetzendsten Witzes dem Spotte preiszugeben, um

durch Vernichtung desselben auch alle darauf gebaute sittliche und staatliche Ordnung aufzulösen. Die zwei hervorragendsten Geister, die auf diesem Gebiete dieses unselige Werk unternahmen, waren Ludwig Börne und Heinrich Heine, jener übrigens mit mehr Geradsinn und größerer Beherrschung seines Witzes bei noch einem Reste von religiösem Gefühl, dieser aber mit völliger Entäußerung des religiösen Gewissens, bei steter Lust zu blasphemischer Zerstörung alles Heiligen: jener getragen von einem gewissen republikanischen Ernst bei misanthropischer Verbissenheit —, dieser erfüllt mit dem frivolsten Libertinismus bei einer gewissen, die Zerrissenheit seines Innern versteckenden Weltschmerzcoquetterie.

L. Börne, geb. 1786 zu Frankfurt von jüdischen Aeltern, getauft 1817, gest. 1837 zu Paris, erkannte mit seinem kritischen Verstand wohl viele Schäden seiner Zeit und seines Vaterlandes, verbiß sich aber in seinem (übrigens ehrlichen) Schmerze darüber und gab sich den revolutionären Ideen so sehr hin, daß er, besonders seit der Julirevolution, durch seine „Briefe aus Paris", in denen er mit wüthender Erbitterung die offenen und geheimen Schwächen der deutschen Nationalität aufzudecken sich bemühte, ein stürmischer Vorkämpfer der Demokratie wurde. Ueberall daraus schallt der jakobinische Brandruf: „Jetzt muß der Kampf losbrechen; jetzt muß Revolution gemacht werden!" so daß er damit eine der zündendsten Brandfackeln der Revolution unter das deutsche Volk warf. So genial sein (übrigens dem Jean Paul nachgebildeter) Styl früherhin war, so tief sank derselbe, seit der Radicalismus ihn völlig besaß, zur ästhetischen Barbarei herab. Als die Revolution, die er prophezeihte und zu provociren suchte, immer nicht kommen wollte, verfiel er in menschenhassende Bitterkeit und verzehrte sich im Gram gekränkter Eitelkeit.

H. Heyne, geb. 1800 zu Düsseldorf, war unter den Dichter-Epigonen wohl der begabteste, lieferte aber den Beweis, daß ohne sittlichen Ernst kein umfassendes echtes Werk der Poesie geschaffen werden kann. „Die Leichtigkeit des Schaffens (bemerkt ein neuerer Beurtheiler), die er in so hohem Grade besaß, verführte ihn zur Leichtfertigkeit, und sein geflügelter Witz, der an nichts den rechten Herzensantheil nahm, zerstörte ihm (und vielen seiner Bewunderer) selbst das Heilige, — den Halt des Lebens. Er berührte die tiefsten Ideen, die umfassendsten Probleme des Menschengeistes, aber nur um sie in das graciöse Gegaukel eines Tanzes aufzulösen, der bald die schöne Harmonie der Bewegung, bald ein üppiges, eitles Preisgeben der Persönlichkeit darstellt." — Er schrieb Gedichte, Tragödien, Reisebilder, Beiträge zur Geschichte der neuern schönen Literatur &c. In den meisten dieser Schriften (besonders in den Reisebildern) untergrub er, als ein neuer Voltaire, mit infernaler Lust — und keineswegs im vermeinten Dienste

der Wissenschaft — eine Stütze der Religion nach der andern. Er war es, der mit einer bis dahin unerhörten Frivolität „zur Schadloshaltung für den drückenden Ernst des Christenthums die Rehabilitation oder Wiederherstellung des Fleisches in seine alten Rechte" und die „Emancipation des Weibes" predigte, gleich als brächte dieses Evangelium des Fleisches dem Menschengeschlecht erst das wahre Heil. Wirklich erkannte ihn ein großer Theil des schwächlichen Zeitalters für den Propheten und Märtyrer der „berechtigten Sinnlichkeit", ohne zu ahnen, daß dieser ihr Meister, der sich durch die Befolgung seiner eignen Lehren um die Gesundheit des Leibes und den Frieden seiner Seele gebracht hatte, auch Tausenden das gleiche Verderbensloos bereitete. — Seit 1830 lebte er ausschließlich in Paris, war zuletzt eine Reihe von Jahren durch ein Rückenmarkleiden prometheisch an's Lager gefesselt und starb d. 17. Febr. 1856. — Merkwürdig ist übrigens folgende Stelle in dem Testament, das dieser als Atheist bekannt gewesene Dichter hinterließ: „Seit vier Jahren habe ich allen philosophischen Stolz abgelegt und bin wieder zu religiösen Ideen übergegangen. Ich sterbe glaubend an Einen und ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Werken von heiligen Dingen oft respectlos gesprochen zu haben; aber ich wurde hiebei weit mehr von dem Zeitgeiste fortgerissen, als durch den eigenen Trieb. Wenn ich ohne mein Wissen (?) die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, mein Gott, so bitte ich dich und die Menschen um Verzeihung!" — War es ihm (wie man bei den schrecklichen Qualen seiner Krankheit annehmen sollte) mit dieser Umkehr zu Gott voller Ernst, so blieb ihm doch, diesem Bekenntnisse nach, der Gott der Offenbarung freilich immer noch ein verborgener. Wenigstens konnte er sich nicht enthalten, gleichsam noch mit einem Witz zu sterben: denn als zwei Stunden vor seinem Tode einer seiner Bekannten, in's Zimmer stürmend, ihn fragte, wie er mit Gott stehe, antwortete er: Dieu me pardonnera, c'est son métier!" Doch läßt diese Aeußerung auch eine mildere Deutung zu.

Der Einfluß der Börne-Heine'schen Lebensrichtung in seiner Wechselbeziehung zu der ganzen, vom Revolutionskitzel gestachelten, sittlich und sinnlich abgeschwächten Zeit brachte eine nicht geringe Anzahl gleichgesinnter, dem jungen Deutschland angehöriger Literaten hervor, die, begabt mit leichter künstlerischer Darstellung bei viel Glanz und Glätte des Styls sich ganz in die Weltanschauung jener ihrer Meister hineinlebten und sich zum Theil selbst in die Formen ihres Ausdrucks hineinarbeiteten. Um ihren, den oben angedeuteten Ideen mehr oder weniger gleichen, Ansichten im Volke leichteren Eingang zu verschaffen, bemächtigten sie sich periodischer Zeitschriften, oder gründeten eigene Journale, oder

gaben Taschenbücher heraus und schrieben Romane und Novellen, in denen sie ihren Haß gegen das positive Christenthum, ihre Blasirtheit und Unzufriedenheit mit den bestehenden Ordnungen im Staate und besonders das Gift ihres, alles Familienleben zerrüttenden Fleischesrehabilitationssystems dem lüsternen Lesepublikum einzuflößen suchten und unendlichen Schaden stifteten.

Die Sittengefährlichkeit der Schriften dieses jungen Deutschlands, insbesondre das in Gutzkow's Wally aufgebrochene Geschwür am deutsch-literarischen Körper wurde endlich durch die kritische Sonde Wolfgang Menzel's für alle, die noch einen gesunden Sinn hatten, bis zu solcher Evidenz aufgedeckt, daß vom Bundestag gegen alle Schriften des jungen Deutschlands eingeschritten wurde. Zwar mehrte diese Proscription für die nächste Zeit die Zahl ihrer Leser und Bewunderer; dennoch scheint gerade diese Katastrophe nach einiger Zeit mehrere dieser Schriftsteller zur Besonnenheit gebracht und zur Aufnahme ernsterer und besserer Arbeit veranlaßt zu haben.

Kein Wunder, wenn der Geist dieses krankhaften ästhetischen Schriftenthums in Verbindung mit dem Dunste des demokratisch-socialistischen Ideengebräus, welches, aus der französischen Hexenküche eines St. Simon, Fourier, Proudhon (K. XXVIII. 3, 1. u. 4.) oder vollends aus der Prostitutionsphantasie eines Eugen Sue, einer George Sand u. A. aufsteigend, das Herz und den Kopf der mittlern und niedern Schichten des Volks umnebelte, so mächtig mit zum allgemeinen rasch eintretenden Abfall vom Mittelpunct aller Wahrheit beiwirkte und jenen religiös-sittlichen und politisch-socialen Bankerott mit fördern half, der in der Revolution von 1848 auch im deutschen Volke ausbrach.

2. Volksthümliche Literatur. Dorfnovellistik. Die Epigonenpoesie. Christliche Dichter.

Auch in der volksthümlichen poetischen Literatur suchten sich die niederreißenden Tendenzen des demokratischen Socialismus geltend zu machen; es gelang ihnen aber nicht in diesem Maaße: vielmehr ist gerade in einem Theile dieser zum Volksleben hinabsteigenden Schriftsteller ein echt nationaler, ja in nicht wenigen ein germanisch-christlicher Geist zum Ausdruck gekommen.

Den Anstoß zu dieser neuen volksthümlichen Literatur gab Immermann durch seinen das patriarchalisch-kernhafte Leben der westfälischen Bauern vortrefflich schildernden Roman „Münchhausen". Bei der neu entstandenen Dorf-

novellistik waren Geister von einander sehr entgegengesetzter Art thätig. Anziehend durch ein ausgezeichnetes Geschick naiver und lebendiger Darstellung erscheint Berthold Auerbach in seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten, Volkskalendern und andern Schriften, die jedoch meistens mehr für die Gebildeten, als für das Volk sind. Er befriedigt aber mit den meisten seiner Nachfolger nur das poetische Interesse und hält das spezifisch-christliche Lebenselement ferne von sich. — Dem wirklich volkthümlichen und dabei christlichen Bedürfnisse entspricht jedoch ein anderer Kreis von Volksschriftstellern, die aus dem Volk und für das Volk schrieben und es deutsch-national anzuregen und sittlich-religiös emporzuheben streben. Dahin gehören Fr. Ahlefeld, O. Glaubrecht (Oeser), W. O. (Oertel) von Horn, Stöber, Gustav Jahn, Wildenhahn, und vorzüglich Jeremias Gotthelf (eig. Albert Bitzius, ein Schweizer) Meister in der Auffassung des Volksthümlichen). — Nicht minder sind auf dem Gebiete der Erzählung — nach dem Vorgange des durch tiefe Gemüthlichkeit und religiöse Naturanschauung Tausenden lieb gewordenen Gotthelf Heinrich v. Schubert — eine Anzahl Männer aufgetreten, welche durch ihre, zwar nicht immer von eigentlich künstlerischem, desto mehr aber von sittlich-religiösem Werthe zeugenden Schriften dem tieferen Heilsbedürfnisse des Volkes und insbesondere der Jugend entgegengekommen sind. Zu diesen gehören Biernatzki, Chr. G. v. Barth, Wild, Caspari, Redtenbacher, Ledderhose u. A. — Mehr an die Gebildeten sich wendend lieferte Victor v. Strauß eine Reihe von Erzählungen, in denen er die sittlichen, religiösen und socialen Fragen der Zeit in christlichem Sinne zu beantworten unternahm. — Zu den Volksdichtern in mundartlichem Gewande gehört in neuster Zeit Klaus Groth, der unter dem Titel Quickborn eine Reihe tiefsinniger Gedichte in dithmarscher Mundart herausgegeben hat, und dem in der vorigen Periode mit Ehren genannten Verfasser der allemannischen Gedichte an Originalität nicht nachsteht.

Auf dem Felde einer nach Stoff und Form neuen Poesie seyen hier gleich noch diejenigen Dichter genannt, welche in diesem Epigonenzeitalter an Schöpferkraft und Gedankenreichthum den Dichterheroen der klassischen Periode zwar nachstehen, aber, bei übrigens bedeutender Bildung, in der Form meistens eine große Gewandtheit und Leichtigkeit, Reinheit und Glätte bekunden. Dahin gehören die norddeutschen Dichter Julius Mosen, August Kopisch, Robert Reinick, Ferd. Freiligrath, Gottfr. Kinkel, der Rheinländer Karl Simrock (zugleich vorzüglichster Uebersetzer altdeutscher Dichtungen, Herausgeber der Edda und Verfasser einer deutschen Mythologie); ferner die österreichischen Dichter Joseph Freiherr von

Zedlitz, Nicolaus Lenau (Nicolaus Niembsch, Edler von Strehlenau), Anastasius Grün (Graf von Auersperg), Friedrich Halm (Hebbel), Egon Ebert, Karl Beck, A. Meißner, A. Stifter, — sämmtlich freilich von sehr verschiedener Gesinnung und Richtung; — der sogenannten politischen Dichter mit bloß revolutionärer Tendenz nicht zu gedenken, da sie mit ihrem poetischen Talent nur dem Geiste der Verneinung gedient haben.

Gegen die letztern, nur angedeuteten —, und selbst gegen einige der oben genannten Dichter, in so ferne sie, unbekannt mit der lebendigen Quelle des Lebens, die ihnen Folgenden zum Theil in die Steppen und Wüsten des Unglaubens führen, — bildeten andere ein heilsames Gegengewicht, vor Allen der neben dem Menschen und Dichter den Christen nicht verläugnende Emanuel Geibel, welcher an Innigkeit des Gemüths, an Klarheit der Empfindung, an Frische und Männlichkeit des Geistes, an Wohllaut und Reinheit der Sprache alle Lyriker der Neuzeit übertrifft. Außer ihm tragen auch Oskar von Redwitz und neuerdings Julius Sturm das Ihre bei, den Geist des Unglaubens mit den Tönen ihrer Laute zu verscheuchen und doch zugleich (wie namentlich Geibel und Sturm) einer gottgewollten Freiheit männlich das Wort zu reden.

Als speciell geistliche Dichter haben wir, an den im vorigen Buche genannten Dichter Albert Knapp anknüpfend, noch die folgenden zu erwähnen, und zwar protestantischer Seits: Spitta, J. P. Lange, Chr. G. v. Barth, Heinr. Möves, Victor v. Strauß, Rudolf Stier, Wilh. Hey, Gustav Knak x. — katholischer Seits: M. v. Diepenbrock, Guido Görres, W. Smets.

Aus der ziemlich großen Anzahl literarischer Frauen der Neuzeit mögen hier nur folgende hervorgehoben werden: Friedrike Bremer (eine Schwedin), Annette von Droste-Hülshof, Luise Plönnies, Marie Nathusius, und unter den speziell geistlichen Sängerinnen: Agnes Franz, Luise Hensel, Cäcilie Zeller. (Eine nähere Characteristik der neuesten Dichter und Dichterinnen s. in Karl Barthel's deutscher Nationalliteratur der Neuzeit, 4. Aufl.)

3. Wendung der Philosophie in einem Theile ihrer Pfleger. Schelling's letzte Phase. Franz v. Baader.

Haben so bereits nicht wenige edle Dichtergemüther einen Damm gegen die, alles Heilige in Religion und Sitte, in Staat und Kirche zerstörende Fluth eines gottesvergessenen, den vielgestaltigen Tagesgötzen der Selbstsucht dienenden Geschlechts zu bilden versucht, so hatte auch schon die Philosophie, die in ihren Meistern und Jüngern von dem Centrum der Wahrheit so weit abgeirrt war, Versuche der Wendung nach dem Heilswege hin gemacht, indem wie oben (XXVIII, 1. 6) berührt wurde, Schelling im letzten Entwicklungsstadium seiner Philosophie durch Aufnahme des christlichen Offenbarungsprinzips die verlassene göttliche Wahrheitsspur betrat, deren näherer Nachweis übrigens erst von seinem noch in der Herausgabe begriffenen Schriftennachlaß erwartet wird.

Von dieser neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke enthält die II. Abtheilung die letzte Darstellung des Schelling'schen Systems in 5 Theilen, und zwar 1. eine historisch-kritische Einleitung in die Philosophie der Mythologie: 2. die rein-philosophische Einleitung in die Philosophie der Mythologie oder die negative Philosophie; 3. die Lehre vom Monotheismus als Grundlage der Philosophie der Mythologie; 4. die Philosophie der Mythologie selbst; und die Philosophie der Offenbarung, mit den Prinzipien der positiven Philosophie; — worauf dann noch Vorlesungen über den Gegensatz der negativen und positiven Philosophie und über Geschichte der neuern Philosophie folgen sollen.

Außer ihm, ja noch im Grunde früher, und, wie jetzt erst erkannt wird, in höherem Grade, als jeder andere Philosoph, hat zu tieferer Begründung einer christlichen Philosophie Franz von Baader (geb. 1765, gest. 1840) beigetragen. Wenn er auch an Schärfe der Dialectik oder in der Kunst organischer Entwicklung seinen Vorgängern nicht gleichkommt, so steht er doch an speculativem Tiefsinn einem Schelling und Hegel nicht nach, an „Wahrheitsgehalt" aber über beiden.

S. die Zusammenstellung aller über Baader's Schriften erschienenen Recensionen v. Prof. Franz Hoffmann in Würzburg. Ueber die originelle,

tiefinnerliche Natur dieses „Begründers einer Philosophie der Zukunft" lassen sich alle diese Kritiker auf das anerkennendste aus. So giebt ihm unter andern Varnhagen v. Ense im Hinblick auf die politischen Zustände der Gegenwart das Zeugniß, daß „kein Philosoph die politischen und socialen Fragen auf der Höhe der Wissenschaft mit solch eigenthümlichem, parteilosem Lichte beleuchte, keiner in gleichem Maaße das Prinzip der Autorität und das der Freiheit aufrecht erhalte und ihren Gegensatz versöhne." — Moritz Carrière stellte ihn als einen höchstbedeutenden Geist dem Schelling gegenüber, welcher letztere seine „geringere originale Geisteskraft" nur vermöge seiner kunstsinnigen, formengewandten Natur zu einer viel ausgedehntern Wirksamkeit gebracht" habe. Ja Franz Hoffmann weist nach, daß „nicht Schelling auf Baader, sondern Baader auf Schelling einen großen Einfluß geübt; daß nicht Baader als Schelling's —, weit eher Schelling als Baader's Schüler anzusehen sey", indem die Wendung, die Schelling von der Naturphilosophie und Identitätslehre zu dem Theismus und dann zur Offenbarung machte, „wesentlich unter Baader's Einwirkung und mitunter im ausdrücklichen Anschluß an Baader's Wort erfolgt ist." — Auch Rudelbach sagt von ihm: „welch' ein schwellendes Leben unter oft spröder, herber Form, welch' ein tiefer, sittlicher, Gottes Herz suchender, sich selbst strafender Ernst im Gegensatz zu der leichtfertigen Modeweisheit der Tagesphilosophie!" — Und Wolfgang Menzel urtheilt über ihn: „Wie Baader der christlichste unter allen neuern Philosophen war, so war er hinwiederum der philosophischeste Kopf unter den Glaubigen."

Nachdem die deutsche Philosophie in ihrer rationalistisch=pantheistischen Gestalt zu so verderblichen Wirkungen beigetragen hat, wie sie zuletzt im Jahre 1848 jedem Unverblendeten in die Augen sprangen, liegt jetzt ihr Ansehen, wie fast zu keiner Zeit vorher, im Allgemeinen tief darnieder, so daß es zum Besten aller Wissenschaft ernstlichst zu wünschen ist, daß sie eine völlige Wiedergeburt erleben möchte, bei der sie ausgehend von dem lebendigen, persönlichen Gott der Offenbarung, gereinigt von allen Einmischungen des Subjectivismus, vertraut mit den feststehenden Resultaten des Wissens aus allen Gebieten, sicher und leicht einherschreitend in der Form dialectischer Methode den christlichen Glauben und alle aus ihm fließenden sittlichen und bürgerlichen Ordnungen stützen und schützen helfe.

Daß die Läugnung des lebendigen persönlichen Gottes in der Philosophie, besonders in dem natur- und staatsrechtlichen Theile derselben, die Revolution der Neuzeit zur hauptsächlichsten Folge hatte, pflegte zwar die „aufgeklärte" Welt stets mit Unwillen zu läugnen. Aber seit es dieser Philosophie gelungen ist, den Deismus und Pantheismus als sog. Denkglauben zur

Religion des Volkes zu machen, seit sie dadurch zum zweitenmal die alten Ordnungen Gottes umgestürzt, sich aber zum Wiederaufbau derselben unfähig, und zum Widerstand gegen die hereinbrechende Barbarei ohnmächtig erwiesen hat, — seitdem sind die Hörsäle der Philosophie leer, ihre Katheder fast verlassen, und nur Wenige haben den Muth zu dem Versuch, sie in besserem Geiste zu rehabilitiren. Zu diesen letztern gehören Weiße, Trendelenburg, Günther (Katholik), Ulrici, Chalybäus, J. H. Fichte, besonders aber C. Ph. Fischer, dessen Forschungen einen merklichen Fortschritt der philosophischen Entwicklung zur Versöhnung mit dem christlichen Bewußtseyn enthalten. Am entschiedensten tritt dieses in Stahl's „Fundamenten christlicher Philosophie" und in seiner „Philosophie des Rechts" hervor, das in dritter Auflage vorliegt.

4. Die Theologie der Neuzeit und ihre Richtungen. Die Prämissen und Folgen der Revolution von 1848 in sittlicher und socialer Hinsicht. Rückkehr Vieler zum Glauben. Der evangelische Kirchentag. Der Congreß für innere Mission. Andere Vereine und Thätigkeiten zur Abhülfe socialer Uebel. Die evangelischen Missionsanstalten.

Obgleich in der ersten Zeit dieses Zeitraums die von einer gottentfremdeten Philosophie geleitete Theologie in der Form des Rationalismus noch die Herrschaft hatte, so hatte sich doch bereits auf nicht wenigen Kanzeln und selbst auf Kathedern mehr und mehr ein tieferes Verständniß des lebendigen, bibelglaubigen Christenthums kund gegeben. Theils nahmen viele durch Geist und Gaben ausgezeichnete Glieder der schleiermacher'schen Rechten eine entschiedene kirchliche, nach dem Mittelpunct des Glaubens strebende Richtung und bauten vorzüglich unter dem Schirm der (preußischen) Union mit religiöser Begeisterung und philosophisch=kritischem Sinn an einer theologischen Wissenschaft, die sich von ihren Lehrstühlen aus unter einem großen Theile der academischen Jugend verbreitete; — was dabei da oder dort in der Lehre nicht zum Mittelpunct zielte oder sonst im Einzelnen noch von ihm abwich, hat nachher bei nicht wenigen die eigene practische Erfahrung in ein größeres Richt= und Gleichmaaß gebracht; — theils haben noch andere, mehr oder weniger unionistisch, zum Theil conföderalistisch=gesinnte Theologen sich des Bibelglaubens entweder in mehr lutherischem oder in mehr reformirtem Sinne wissenschaftlich angenommen, und diese sämmtlichen Richtungen suchten ihn auch in theologischen Zeitschriften, als den Organen ihrer Glaubensüberzeugung, geltend zu machen.

Zu den Vertretern dieser Theologie in ihren verschiedenen Nuancen und Abstufungen von der einen zur andern Gränze hin gehören: Neander, Tholuck, Otto v. Gerlach, Nitzsch, Jul. Müller, Lücke, Ullmann, Umbreit, Twesten, Sack, Beck, A. Hahn, Stier, Lange, Niedner, Oehler, Liebner, Wilh. Hoffmann, Gelzer, Hagenbach, Ehrenfeuchter, Dorner, Hundeshagen, Schenkel, Ebrard, Heppe, Herzog u. a., welche größtentheils auf Universitäten (namentlich in Berlin, Halle, Bonn, Göttingen, Heidelberg, Basel, Zürich) lehrten und je nach den angedeuteten Richtungen theils in ihren Schriften, theils in verschiedenen Zeitschriften z. B. in den „Studien und Kritiken", in der „Zeitschrift für Wissenschaft und Theologie," in den „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte," in der „Allgemeinen (Darmstädter) Kirchenzeitung" einen weiten Einfluß auf die evangelische Theologie ausübten. — Mit der größten, muthvollsten Entschiedenheit behauptet die schon erwähnte „Evangelische Kirchenzeitung" Hengstenberg's ihren positiven Standpunct, anti-evangelischen Tendenzen gegenüber. — Die practische Seite dieser, theils der Union in verschiedenen Graden zugeneigten, theils der Conföderation zugewandten Theologie ist hervorragender Weise vertreten von: Goßner, Theremin, Möller, Gräber, Sander, Snethlage, Jaspis, Mallet, Krummacher, Fr. Ball, Büchsel, Fr. Arndt, Knak, S. C. Kapff, W. Hoffmann, v. Grüneisen, Palmer, Ahlefeld u. a.

Anderseits nahm eine mehr ausschließend-lutherische Richtung, welche an der Schwebestellung der Union zum Bewußtseyn ihres nach allen Seiten hin festen Bekenntnisses gekommen war, gleichfalls ihre Stellung auf dem wissenschaftlich-theologischen Kampffelde, um das Heiligthum des Glaubens „im Geiste Luther's, Johann Gerhard's und Bengel's" mit den Mitteln der neuern Wissenschaft weiter zu bilden und mehr auch im Leben die einst behauptete Geltung wieder zu gewinnen.

Als Vertreter der lutherischen Theologie und Kirchenlehre von der strengst ausgesprochenen bis zur mildergeprägten Form derselben sind zu nennen: Rudelbach, Guericke, Kliefoth, Kahnis, Bruno Lindner, Philippi, Sartorius, Schmieder, J. H. Kurtz, Hävernik, Höfling, Harleß, Chr. W. v. Hoffmann, Thomasius, Delitzsch, Harnack, u. a. Diese im Allgemeinen in sich einige Theologie hat sich nach der erstern Seite hin in der „Kirchlichen Zeitschrift" (Kliefoth's) und nach der andern Seite hin in der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" ihre Mittheilungsorgane geschaffen. Auf dem practischen Gebiete hat das Lutherthum besonders in Löhe, Besser, Petri u. a. kräftige Vertreter.

Ungeachtet so reger Bemühungen auf diesem Felde vermochte weder protestantischer Seits die schon in der vorigen Periode eingetretene, durch theologisch-wissenschaftliche und volksthümlich-ascetische Schrift- und Werkthätigkeit angeregte und unterdeß weiter geförderte Umkehr Vieler zum Bibelglauben, — noch katholischer Seits der durch den Köln-Posener Streit und durch J. Görres geharnischten Athanasius angefachte, darauf durch Jesuitenmissionen und vermehrte Ordensvereine neubelebte Kircheneifer den fortgehenden Abfall der Menge vom Glauben im Ganzen aufzuhalten. Der rationalistisch-pantheistische Krebs hatte schon zu tief im deutschen Volkskörper um sich gefressen und so mächtige innere Abscesse erzeugt, daß aller Krankheitsstoff, der sich so lange her selbst in den edelsten Organen gesammelt hatte, erst ganz zu Tage treten und in irgend einer Krisis sich entleeren mußte, ehe Heilung zu hoffen war.

Diese Entscheidung trat ein in dem Revolutionsparoxismus, in welchem die von zeitgeisttrunkenen Leitern und Führern um den Glauben an Gott und an sein heiliges Wort betrogene Volksmasse losbrach und alle menschliche Autorität verwerfend die Barbarei, ja zum Theil die Bestialität zur Herrschaft zu erheben versuchte, also daß in den meisten europäischen Landen alle Leidenschaften durcheinander tobten, die, wenn ihnen nicht Gott sein: „Bis hieher und nicht weiter: hier sollen sich legen eure stolzen Wellen!" zugerufen hätte, auch bei uns „den Staat zu einem Tollhaus, die Kirche zu einem Trümmerhaufen und das ganze Vaterland zu einer Wüste" gemacht hätten.

Da lernten viele Regierende und Regierte sich bemüthigen und einsehen, wie sehr sie durch Mißgriffe und Versäumnisse gesündigt hatten, und wie noth jedem Theile nach Oben und Unten, nach Links und Rechts die ernsteste Buße thue. Da zeigte es sich auch, daß nur der Glaube, wo er noch vorhanden oder wieder erweckt war, Treue gegen Gott und gegen die von Gott verordnete, rechtmäßige Obrigkeit bewahrte und einzig den Rettungsanker hergab, an dem das sinkende Staatsschiff sich noch über der gähnenden Tiefe erhalten konnte. Da erkannten Fürsten und Staatsmänner, Geistliche und Lehrer, daß die vom göttlichen

Grunde losgerissene Menschenweisheit nur eine Scheinbildung und Scheinglückseligkeit gewähren könne, die beim ersten Erdbebenstoß losgelassener Abgrundskräfte zusammenbricht und zertrümmert. Da kehrten viele verirrte Herzen und Geister zur verkannten und verlassenen Wahrheit des Evangeliums zurück, und erkannten und bekannten mit Scham und Beugung, daß gegen alle Uebel und Nothstände im Leben der Staaten und Familien in keinem Andern Heil sey, als in Dem, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung.

Seitdem regte sich in diesen Erkenntnißkreisen eine erhöhte Thätigkeit in Verstärkung und Vermehrung der zur Bannung des unseligen Revolutionsgeistes und zur Belebung der Religion und Sittlichkeit nöthigen Mittel und Kräfte. Eindringlicher erschallt an vielen Orten die Verkündignng des lauteren Gottesworts, eifriger zeigt sich die Seelsorge, ernster wachen und walten die Kirchenbehörden über Hirten und Heerden, strenger handhabt das weltliche Regiment Ordnung und Zucht; wenn auch da und dort reagirender Uebereifer Manches wieder verdirbt. Kirchlicher werden die Gemeinden und verlangen bekenntnißtreuere Prediger, und lebendiger betheiligen sie sich durch Opferwilligkeit an Allem, was zur Förderung des Gottesreiches geschieht. Recht und Ordnung, Sitte und Anstand, die in der Zeit des anarchischen Treibens so schwer verletzt wurden, kehrten im Allgemeinen wieder, und selbst die öffentliche Meinung legte Beamten und Bürgern wieder eine sittlichere Haltung auf.

Einen mächtigen Einfluß auf die Mehrung des Glaubens und der Zahl der Anhänger desselben äußert der jährlich wandernde deutsch-evangelische Kirchentag und der mit ihm verbundene Congreß für innere Mission, neben welcher die Thätigkeit für äußere Mission in Heidenlanden ihren unterbrochenen, auch auf die eigne Heimath wohlthätig rückwirkenden Fortgang hat.

Der deutsch-evangelische **Kirchentag** entstand mitten unter den wilden Bewegungen des 1848iger Jahrs auf Anregung einer Prediger-Conferenz auf dem Sandhof (bei Frankfurt a. M.), constituirte sich in Wittenberg und schlägt jährlich wandernd seinen Sitz in einer der größern Städte abwechselsweise des nördlichen und südlichen Deutschlands auf. Besucht von Tausenden aus verschiedenen Ständen, Geistlichen und Weltlichen, hat er schon segensreiche Wir-

kungen in Gemeinden und Familien, selbst bei kirchlichen und weltlichen Behörden hervorgebracht. Das gemeinsame äußere Band, das seine Theilnehmer umfaßt, ist das der Conföderation aller evangelischen Confessionen, denen er ihre Berechtigung läßt und unter denen er gerade dadurch Eintracht, Friede und Liebe zu befördern beabsichtigt. Seit dem J. 1853 hat er sich auf die älteste und einfachste Bekenntnißurkunde des ganzen evangelischen Deutschlands, auf die Confessio Augustana semper augusta, gestellt. Doch hält sich die strenglutherische Kirche, als solche, von ihm fern, obwohl auch sie durch ihn wieder zu lebendigerer Auffassung ihrer Aufgabe kam. — Durch den Kirchentag veranlaßt, trat seit dem J. 1852 auch eine amtliche Conföderation evangelischer Kirchen, die aus Abgeordneten der meisten Oberkirchenbehörden Deutschlands besteht, in einer von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Conferenz zu Eisenach zusammen, um eine Uebereinstimmung kirchlicher Ordnungen und Gesetze anzubahnen.

Alle diese und ähnliche Erscheinungen deuten auf das Bedürfniß einer organischen Vereinigung der evangelischen Kirche auf dem gemeinsamen Grunde des Glaubens hin, von welcher zugleich ihre Befreiung aus dem unwürdigen Dienstverhältniß zum weltlichen Regiment und eine mächtigere Einwirkung ihres Geistes, gegenüber der materiellen Richtung der Zeit, zu erwarten wäre.

Der mit dem Kirchentag verbundene Congreß für **Innere Mission,** repräsentirt durch einen Centralausschuß, hat den Zweck, alle mit ihm in Verbindung stehende christliche Vereine und Anstalten christlicher Liebesthätigkeit zu stärken und zu beleben. So wirkte er bis jetzt im Segen für Sonntagsheiligung, für Mehrung und zweckmäßige Einrichtung von Rettungshäusern, für Mäßigkeitsvereine, Jünglings- und Gesellenvereine, für gute Volksbibliotheken, für bessere, insbesondere kirchliche Armenpflege, für bessere Einrichtung des Gefängnißwesens, für Besserung entlassener Sträflinge, für das Dienstbotenwesen, für die geistliche Pflege der Fabrikarbeiter, der Eisenbahnarbeiter, der Schifferleute, der Auswanderer, für Abschaffung der Hazardspiele und für ähnliche Abhülfe der verschiedenartigen Noth unter dem armen und gedrückten Theile der Menschheit. Das literarische Centralorgan für die verschiedenen Seiten christlicher Thätigkeit sind die „Fliegenden Blätter" von Wichern, dem Vorsteher des, selbst eine Reihe von christlichen Anstalten in sich fassenden Rauhen Hauses bei Hamburg, und thätigstem Förderer der Innern Mission, die übrigens nichts anders seyn will, als die „missionirende Richtung der ganzen evangelischen Kirche in den eigenen Gränzen und auf dem eigenen Gebiete derselben." Denn was sie will, hat im Grunde die Kirche von jeher auch gewollt, nur diese ihre Pflicht oft lau und nachläßig betrieben und theilweise ganz versäumt. Darum ist die Innere Mission dem kirchlichen Amte oder der

amtlichen Kirche nicht entgegen. „Sie erstrebt (nach Wichern) gerade, daß die amtliche Kirche die Mission nicht als etwas außer ihr Bestehendes, sondern als ein ihr angehöriges Lebensgebiet aufnehme und weiterführe. — Daß die Kirche, als solche, bereits anfängt, sie in ihr Gebiet aufzunehmen oder sie als vornehmlich ihr zustehend zu betrachten, beweisen die in Preußen vom Kirchenregiment angeordneten großen Generalkirchenvisitationen, durch welche auf Hebung der Würde des geistlichen Standes mittels Befestigung der Zucht unter den Gliedern desselben und auf Wiederbelebung des christlichen und kirchlichen Sinnes in den Gemeinden, durch Verbesserung des Gottesdienstes, der kirchlichen Armenpflege, der Dienstbotenordnung, durch Wiedereinführung der Hausandachten ꝛc. hingearbeitet wird. Doch sind das Alles erst Anfänge.

Zu den schon in der vorigen Periode entstandenen, Beispiel-gebenden christlichen **Volksbildungsanstalten** z. B. in Beuggen, wo Zeller seine Armenschullehreranstalt (XXVIII. 1, 6) noch im Segen leitet, — in Düsselthal, wo zuerst Graf von der Recke-Volmarstein wirkte und nun Georgi arbeitet, in Erfurt, wo Reinthaler dem Martinsstifte vorsteht, — trat in dieser Periode, außer einer großen Anzahl von Rettungsanstalten, die seit 1836 von Fliedner gestiftete, auf weithin segensreich wirkende Diaconissenanstalt zu Kaiserswerth, die sich seitdem von Jahr zu Jahr erweiterte und in andern Theilen Deutschlands, wie auch in England und in Frankreich ähnliche Anstalten hervorrief. Die großartige Colonie des Rauhen Hauses, dessen Seele Wichern ist, wurde schon oben erwähnt. — Durch Schrift und Werk für Abstellung socialer Noth wirkt auch V. A. Huber. — Auch die Schriften des Socialpolitikers Riehl zeigen durch geistreiche Vergleichung des Sonst und Jetzt viele Schäden in Land und Leuten auf. Auf nähere Erkenntniß und Heilung der tiefsten Schäden richtet S. C. Kapff sein schlichtes, aber tief eindringendes, weithin wirkendes Wort.

An mehr und mehr Orten bethätigen auch Frauen- und Jungfrauen-Vereine ihren Barmherzigkeitssinn durch Pflege der Hülfsbedürftigen ihres Geschlechts in den Hütten der Armen und in Gefängnissen, in welcher Liebesthätigkeit ihnen die englische Quäckerin Elisabeth Fry und die edle Hamburgerin Amalie Sieveking in bewunderungswürdiger Weise vorangiengen.

Auch in andern, nicht gerade mit dem Centralorgan der Innern Mission verbundenen christlichen Kreisen äußert sich eine erhöhte Wirksamkeit, um in erbarmender Liebe gegen das Volk zur Minderung der socialen Uebel beizutragen und Religion und Sitte in die leergewordenen Herzen und Häuser zurückzuführen. — Auch der aus einem Zeitbedürfnisse hervorgegangene, von Zimmermann gegründete Gustav-Adolfsverein, der sich nach einem längeren unentschiedenen Schwanken auf kirchliche Grundlage gestellt hat, wirkt viel durch Herbeischaffung

von Mitteln zur Versorgung armer deutscher und ausländischer Gemeinden mit Kirchen, Geistlichen, Schulen und Lehrern, und hat bereits an 300 Gemeinden unterstützt. — In Bayern hat sich ein St. Johannisverein gebildet, der sämmtliche christliche Wohlthätigkeitsanstalten und Liebeswerke, welche in diesem Lande von Katholiken und Protestanten ausgehen, nach diesen zwei Hauptrichtungen geschieden, in sich begreift und unter dem Protectorate des Königs **Maximilian** II und der Königin Marie steht, wie denn die Unterstützung und Förderung aller guten, im bayrischen Volke sich regenden geistigen und ethischen Kräfte und deren Werke zu seines Königs ersten Sorgen gehört. Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, daß wohl alle Fürsten Deutschlands mit ihren Räthen in diesen Beziehungen nun ihre hohe Aufgabe ernster, als je vorher, in's Auge fassen.

Unter den neuen Regierungen von Sachsen und Baden nimmt Alles ebenfalls eine entschiedene Richtung zum Bessern, indem dort der als Kronprinz schon durch seine hohe Bildung sich auszeichnende König **Johann**, hier der unermüdet-thätige Regent **Friedrich** sich der geistigen Interessen ihrer Länder einsichtsvoll annehmen. — Ganz besonders viel verdankt in intellectueller sowohl, als religiöser Beziehung Preußen seit dem Jahre 1840 bis jetzt seinem Könige **Friedrich Wilhelm** IV, in welchem das protestantische Deutschland überhaupt einen ebenso weisen als thätigen Förderer und Beschützer seiner religiösen Interessen — selbst oft über Deutschlands Gränzen hinaus — zu sehen gewohnt ist, während die Katholiken den weltlichen Hort ihrer kirchlichen Interessen in Oesterreich und besonders in dem mit edeln Regententugenden begabten Kaiser **Franz Joseph** sehen, der zugleich auch der Wissenschaft und Kunst in seinen Landen eine freiere Stätte geöffnet hat.

Die **Bibelgesellschaften**, von denen in der vorigen Periode (XXVIII. 1, 6.) näher die Rede war, setzten ihre weitverzweigte Thätigkeit fort; desgleichen die Vereine zur Verbreitung christlicher Schriften, unter welchen der Verein für das nördliche Deutschland und besonders der von Chr. G. v. Barth mit anerkannter Einsicht und Thätigkeit geleitete Calwer Verlagsverein für Verbreitung christlicher Lehr- und Schulbücher die bedeutendsten sind.

Dabei wird die **Aeußere evang. Mission** unter den Heiden und Juden nicht vernachlässigt und die in XXVIII. 1, 6. genannten Missionsanstalten zu Basel, Barmen, Halle, Leipzig, Berlin, Berthelsdorf rc. arbeiten mit ausdauerndem Muth und Opfersinn auf diesem Felde fort. Den größten Umfang hat die Missionsanstalt in Basel. Sie umfaßte im J. 1855 1. das Missionshaus mit 35 Zöglingen unter 9 Lehrern, 2. die Voranstalt mit 20 Zöglingen und 4 Lehrern, 3. die Missionskinder-Erziehungsanstalt mit 14 Zöglingen und 2 Lehrerinnen; unterhält in ihrem deut-

schen Bezirk 2 Missionsprediger, und hat im Ausland auf dem Missionsarbeitsfelde 1. in Ostindien 33 Missionare und 60 Nationalgehülfen (36 als Katechisten und 24 als Lehrer), 2. in Westafrika 11 Missionäre und 17 Nationalgehülfen (9 als Katechisten, 8 als Lehrer), 3. in China 3 Missionare und 2 Nationalgehülfen. In diesen ihren drei Missionsfeldern befinden sich 2427 Kirchenglieder und 1554 noch nicht zur Kirche gehörige Lehrer und Schüler (zusammengenommen 3765 Getaufte und Taufabspiranten). Die Gesammtanstalt in Basel, von Inspector Josenhans geleitet, steht 1. unter einer Committée von 14 Mitgliedern, 2. unter einer Verwaltungscommission von 8 Mitgliedern, 3 Cassieren und 2 Buchhaltern, 3. einer Industriecommission, 4. einer Kindererziehungscommission. Von der Wirksamkeit dieser Anstalt giebt das Basler Missionsmagazin nähere Belehrung. — Die lutherische Missionsanstalt in Leipzig wächst unter der Leitung Graul's, dessen Beschreibung seiner „Reise in Ostindien" (v. Dez. 1849—Oct. 1852) in 5 Bden. wegen scharfer Beobachtungsgabe, geistvoller Auffassung und lebendiger Darstellung sehr schätzenswerth ist. Die Missionsanstalt unterhält in Ostindien (1854) bereits 8 Missionare, 21 Katecheten, 3 Diaconen, 39 Schullehrer 2c.; in Südaustralien 12 Missionare auf 4 Stationen.

Die Anstalt der rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen, geleitet von Inspector Wallmann, unterhält in Südafrika, Borneo und China 33 ordinirte Missionare, 11 Katecheten, 15 Schulgehülfen auf 26 Haupt- und 6 Nebenstationen, auf welchen sie seit ihrem Beginn an 4500 Getaufte zählt. — Die Missionsanstalt der Francke'schen Stiftungen in Halle hat Stationen in Ostindien (Tranquebar) und auf Borneo (unter den Dajacken). — Die Mission der Brüdergemeinde unterhält in ihren Provinzen (nämlich in Grönland, Labrador, Nordamerika, im dänischen Westindien, auf Jamaika, Antigua, St. Kitts, Barbadoes, Tabago, in Surinam und Südafrika) 297 Missionsarbeiter auf 68 Stationen mit 71000 Pflegbefohlenen. (S. Näheres in Brauer's Missionswesen der Evangelischen Kirche. Hamb. Agentur d. Rauhen Hauses.)

Das gesammte prot. evangelische Missionsfeld hat sich, wenn auch langsam, doch nachweisbar fortwährend erweitert. „Man berechnet die Zahl sämmtlicher Missionäre der verschiedenen Gesellschaften Europa's und Amerika's für das J. 1854 auf 1547, was einen beträchtlichen Vorsprung gegen die vorhergehenden Jahre, allerdings aber noch keinen unfehlbaren Maaßstab für den wirklichen Fortschritt der Sache bildet: denn was von den Seelen gilt, das gilt noch viel mehr von den Missionaren: sie werden nicht gezählt, sondern gewogen. Männer, wie der sel. Dr. Carey, der, ohne eine Universität gesehen zu haben, 38 Sprachen lernte, um die Bibel in dieselben zu übersetzen, der außerdem große linguistische Arbeiten zu Stande brachte, nebenher Professor und Re-

gierungsdolmetscher und Aufseher einer Indigopflanzung war, — oder wie der sel. Rhenius, der 10000 Heiden zur christlichen Kirche brachte, — oder wie der sel. Williams, der Apostel der Südsee: — solche Männer wiegen hinsichtlich ihrer Wirksamkeit und Bedeutung für die Mission ganze Dutzende anderer Missionare auf, die, weniger begabt, in ihrem kleinen Arbeitskreise treu und fleißig dienen." — „Derselbe Fall ist es mit der Zahl der Getauften, Communicanten, Nationalgehülfen. Wenn Männer unter ihnen sind, wie der Indianer Johannes Tschoop, der eine ganze Horde zu Christo gebracht hat, oder wie der König Georg auf den Tonga-Inseln, der die Kanzel eben so sehr ziert, wie den Thron, — Männer, die als Lichter in ihrer Umgebung stehen und ihre Strahlen weithin leuchten lassen, und an denen sich die Fliegen des Beelzebub die Flügel verbrennen, so wird die numerische Geltung dieser Zahl durch die dynamische weit überwogen; — gleichwie ein kleines Land, wenn ihm Gott die Gnade geschenkt hat, für die Kirche Christi eine viel größere Bedeutung haben kann, als ein zehnmal größeres, das nur wenige Spuren dieses Geistes aufzuweisen hat. Das kleine Königreich Württemberg, mit kaum einer Million protestantischer Einwohner, hat in den letzten 40 Jahren gegen 150 Missionare für die Heidenwelt geliefert, während manche protestantische Länder in andern Gegenden Deutschlands von gleich großer Bevölkerung nicht ein Dutzend zählen." (S. den Bericht Chr. v. Barth's über den gegenwärtigen Stand der evang. Mission im Basler Magazin 3. Hft. 1855.)

Die **Missionen der kath. Kirche** in der Heidenwelt haben in dem laufenden Jahrhundert, namentlich seit 1814 eine vermehrte Ausbreitung gewonnen. Sie stehen unter der systematischen Leitung der Congregation der Propaganda und ihrer „Academie". Den ersten Platz nach dieser in Rom befindlichen Anstalt nehmen die französischen Missionsinstitute ein, z. B. das Haus vom h. Lazarus und die Genossenschaft von Picpus zu Paris, die Gesellschaft des Glaubens zu Lyon und die Maristen daselbst. In Oesterreich besteht zu dem gleichen Zweck die Leopoldinenstiftung und der zur Erhaltung der centralafrikanischen Mission gestiftete Marienverein; in Bayern der Ludwigsverein, in Köln der Xaveriusverein. — Eine Hauptmissionsstation für die Katholiken bildet die europäische Türkei: in ihr, wie in den asiatisch-türkischen Provinzen wetteifern Kapuciner, Jesuiten und Lazaristen miteinander in Gründung von Missionsstationen und Schulen. — Die katholischen Stationen Indiens sind in Madras, Pondichery, Malabar und Ceylon. In Cochinchina, wie auch in China sind in neuern Zeiten auch für die kath. Christen, deren Zahl in China der Lazarist Huc auf 800,000 angiebt, wieder schwere Verfolgungen eingetreten, durch die sich aber die dortigen Missionäre nicht wegschrecken ließen; besonders bewiesen die Katholiken auf Korea unter den grausamsten Verfolgungen große Standhaftigkeit. (Die Jesuiten besitzen in China ein Mis-

sionshaus, zwei Seminare, hundert Volksschulen und mehrere höhere Schulen.) Der jüngst begründete Verein der h. Kindheit Jesu zur Rettung ausgesetzter heidnischer Kinder hat dort bereits eine rasche Ausbreitung gewonnen. — In Afrika leben über eine Million Katholiken in den französischen, spanischen und portugiesischen Colonieen. — Die größte Missionsthätigkeit entwickelt die römisch-katholische Kirche in Amerika und zwar in Süd- und Centralamerika zur Erhaltung der dort vorhandenen kath. Kirche, in Nordamerika (und selbst auch in einigen britischen Provinzen daselbst z. B. in Newfoundland, New-Island) zu neuen Gründungen; auch unter den Indianern ist ihre Mission thätig. Die Katholiken in den Vereinigten Staaten stehen (nach Mathes) unter 41 Bischöffen. Doch findet ihre Ausbreitung daselbst auch viele Hemmungen, wiewohl ihnen dagegen ihre einheitliche Geschlossenheit, die sie durch Provincial-Concilien zu stärken suchen, zu Statten kommt.

5. Fortgang der Zersetzung positiver Elemente. Der moderne Materialismus und Bekämpfung desselben. Noth der Einigkeit. Stellung der röm. Kirche. Das Concordat in Oesterreich. Bekenntnißlosigkeit und Bekenntniß. Die allgemeine Kirche. Ausblick auf die Zukunft.

Aber so rührig und thätig die christliche und conservative, dabei doch dem wahren Fortschritt dienende Sorge für die Heilung der Schäden des Volkslebens und für Bekämpfung des anarchischen und widerchristlichen Geistes ist, so drängt sich nach ihrer Betrachtung doch die Frage auf: Was ist das unter so Viele? — da ja in allen Landen die ungeheure Mehrzahl — und zwar ein Theil mit vermehrtem Leichtsinn und Indifferentismus den Weg des Fleisches dahin geht und dadurch indirect zur weitern Ausbildung der Herrschaft des Unglaubens beiträgt, der andere Theil mit mehr oder weniger Bewußtseyn in politischer und socialer Hinsicht auf offenen und verdeckten Wegen und in den mannichfaltigsten Formen und Hüllen das Werk der Zersetzung aller positiven Elemente des Staatenglücks forttreibt. Mehr und mehr treten erst jetzt die verderblichen Folgen des so plötzlich losgebrochenen und großentheils nur scheinbar gebändigten Abgrundgeistes hervor in der allenthalben beklagten Zunahme der Verbrechen (oft schlimmster Art), die sich seit 1848 bereits weit über das Doppelte vermehrt haben, was genau zusammenhängt mit der seit der gleichen Zeit verdoppelten und verdreifachten Zahl

der Genußsuchtsstätten aller Art, aus denen die Gefängnisse und Irrenhäuser sich in Schrecken erregender Weise füllen; treten hervor in dem steigenden sittlichen Schaden der von Finanzrücksichten fortwährend gehegten Spielhöllen; in der massenhaften Entfremdung vom Besuche des Gottesdienstes in den größern Städten, in der zunehmenden Abneigung der Jugend gegen ernste Studien; in dem Hinzudrängen zu realistischen Beschäftigungen und überhaupt in einem das öffentliche Leben, wie den Privatverkehr mehr und mehr beherrschenden Mammonsdienst der materiellen Interessen, deren Ungeist allmählig sogar eine vom letzten Grund alles ethischen und religiösen Lebens sich ablösende, in die rohste Empirie verfallene Naturwissenschaft erzeugt hat.

Es steckt in dieser in der jüngsten Zeit sich breit machenden Naturbetrachtungsweise nichts, als der alte Geist der Verneinung, der auf's Neue mit einem kaum je so energisch genommenen Anlauf alle seine Kräfte zusammengerafft hat, um als entschiedenster und consequentester Materialismus nicht nur alle religiöse, geschweige christliche, Wahrheit überhaupt, sondern auch alle menschliche Gemeinschaft und sittliche Weltordnung zu zerstören. Die Priester dieses neusten mit dem Cultus der „materiellen Interessen" zusammenhängenden Materialismus verkündigen die nackten Grundsätze des Atheismus und Sensualismus, als gleichsam unangreifbare Ergebnisse ihrer empirischen Beobachtungen. Sie verwerfen die Substanz der Seele, binden die Existenz der Seele an die Materie oder den Stoff, preißen die ewige Würde und Unvergänglichkeit des Stoffs, läugnen eine Lebenskraft überhaupt, setzen das Leben und Denken in den bloßen Stoffwechsel, erklären das Denken als ein Phosphoresciren des Gehirns und stellen die Gedanken als eine Secretion desselben dar, die sie cynischer Weise mit der Ausscheidung der Galle aus der Leber, des Urins aus den Nieren vergleichen; sie verwerfen somit die intellectuelle sowohl, als die moralische Freiheit, machen den instinctartigen Egoismus zum Moralprinzip und sehen bloß in der sinnlichen Wahrnehmung „die Summa aller Weisheit und aller Erkenntniß." Sie läugnen damit nicht nur

Gott, an dessen Stelle sie den Menschen setzen, sondern sie treten damit auch den Menschen in den Koth, und reißen somit den letzten Pfeiler der Wahrheit nieder, den doch der Atheismus der Encyclopädisten noch hatte stehen lassen. So ist es natürlich, daß die rohe Masse der dem Fleischesdienst ergebenen, das Sinnliche und Materielle für das einzig Reale und Wahre haltenden Menschen diesen Propheten der Zukunftsreligion, in welcher sich der Mensch im Grunde nicht vom Thiere unterscheidet, lauten Beifall zujauchzt, und auch der geistige Pöbel sich wenigstens im Stillen der Rechtfertigung der Sinnlichkeit und der Entbundenheit von aller sittlichen Verantwortlichkeit freut: denn die verbotenen Wünsche seines Herzens werden ihm hier zu „Resultaten einer fortgeschrittenen Wissenschaft verklärt"!

Deßungeachtet haben bereits mehrere klare, für die ewige Gotteswahrheit einstehende Denker die groben Truggebilde dieser Priester der Materie gründlich aufgedeckt und durch Schrift und Wort das Unlogische und Unwissenschaftliche, so wie das sittlich Verwerfliche dieser mit auffallend propagandistischer Hast verbreiteten Irrlehren dargethan und wissenschaftlich gerichtet. Aber die Ueberwindung derselben im practischen Leben wird nicht sobald sich ergeben und vielleicht erst unter dem Drange weit größerer Noth, als je vorhanden war, zu Stande kommen!

Schon Hamann, der „Magus aus Norden", dessen wir früher gedacht haben, charakterisirte den in seiner Zeit um sich greifenden französischen Materialismus auf folgende, gleichsam prophetisch auch den modernsten Materialismus treffende Weise (II. B. p. 179): „Eine Vernunft, die sich für eine Tochter der Sinne und Materie bekennt, seht! das ist unsere Religion; eine Philosophie, welche dem Menschen ihren Beruf, auf allen Vieren zu gehen, offenbart, nährt unsere Großmuth: eine Autorsucht, die von der Hand des Scharfrichters den Lorbeerzweig des Ruhms erringt, macht die Salbung unserer schönen Geister, und ein Triumph heidnischer Gotteslästerungen ist der Gipfel unsers Genies." — Der neue deutsche Materialismus hat eine noch weitergehende Bedeutung, als der französische, weil er eine mit negativen Kräften längsther auf's allseitigste vorbereitete Menge vorfindet, deren rauschender Beifall ihm gewiß ist, so daß er eben in dieser Gewißheit so siegestrunken auftritt und sich jedes echtwissenschaftlichen Beweises entheben zu können glaubt, wohl wissend, daß

seine Schlagwörter und Witzworte von seinem auf das bloß Sinnenhafte gerichteten Publikum ohne alle Gründe köhlerglaubig angenommen werden. — Da hatte denn doch noch der Rationalismus etwas Ehrenhafteres, in so ferne derselbe noch von einem Theile des ihm aus früherer glaubiger Zeit zugekommenen „Erbes" zehrte und daher noch Gott und Christus seine Ehrfurcht bezeugte, wenn gleich dieselbe nur einem „schwachen Mondlicht" glich, als dem „Reflexe der untergegangenen Sonne der Religiösität einer gläubigen Vorzeit". Freilich trieb sein falsches Prinzip in consequentester Entwicklung am Ende solche Früchte, die er, wo er sich noch in seinen Schranken erhalten hat, selber mit Abscheu von sich weisen wird. So bereitet sich denn wieder einer jener wissenschaftlichen Kämpfe vor, die gewöhnlich den socialen Kämpfen voran- und dann mit ihnen Hand in Hand gehen. So wie der erste Kampf dieser Art durch die englischen Atheisten im 17. Jahrhundert einen Umsturz zu Folge hatte —, der zweite Kampf durch die französischen Encyclopädisten im 18. Jahrhundert der französischen Revolution voraus- und nebenhergieng, so scheint der dritte, der schwerste, von Deutschland ausgehen zu sollen, um die europäischen Nationen in ihren tiefsten Gründen aufzuwühlen, — wenn nicht diese Gefahr von Gott noch gnädig abgewandt wird.

Die Kämpfer, die sich bis jetzt gegen diesen modernen Materialismus erhoben, sind Rudolph und Andreas Wagner, Euen, Fabri, G. Th. Fechner, und von katholischer Seite Michelis, Frohschamer, G. Schenach. Auch Liebig schlug die Vertreter desselben mit dem Gewichte seiner Wissenschaft und wies ihnen ihre Unwissenschaftlichkeit nach. Ebenso bezeichnet Ehrenberg dieses materialistische Unwesen als „ein Analogon der sympathetischen Volkskrankheiten," wie z. B. der Geisterklopferei ꝛc. — Theils mit der Schneide der Logik, theils mit der Spitze der hier berechtigten Ironie weis't Fabri in seinen „Briefen gegen den Materialismus" die innere Schwäche dieser sensualistischen und darum antichristlichen Weltbetrachtung, so wie der übrigen ihr verwandten negativen Strömungen der Gegenwart nach, und giebt damit zugleich den tröstlichen Beweis, „daß die christliche Wahrheit denn doch trotz alles Schreiens und Lärmens der Gegner auch in der Gegenwart keine veraltete Position ist, vielmehr so jugendlich und lebensfrisch, daß sie gegenüber den neuesten Fündlein souverainen Wissens sich noch mit Unerschrockenheit und Freudigkeit des Geistes vertheidigen und rechtfertigen läßt." Doch ist das Alles vorerst nur der Beginn des Kampfes.

Es wäre sehr gefehlt, wenn man glauben wollte, jener Mißbrauch der Wissenschaft könne durch Beschränkung der Forschung gehoben werden: es wäre das ein bloßes Palliativ, nach dessen kurz vorübergehender Wirkung der Schaden nur noch ärger und heftiger hervorbrechen würde. Nur die freie, gründliche Erkenntniß der Wahrheit bei einer Methode, welche die Gränzen des menschlichen Wissens nicht verläugnet, — vermag

durch die von einem höheren Geiste geleitete Pflege des philosophischen Studiums zu einer wissenschaftlichen Begründung der Realität des Göttlichen in der wahren „Versöhnung des Idealen und Realen" zu führen.

Darum ist diejenige Reaction eine verkehrte, welche den Untergang der Philosophie, als solcher, herbeiwünscht. Wenn diese auch ihrer Natur nach nur Sache weniger speculativ Begabten seyn kann, so ist sie doch, wenn sie anders der Gottesfurcht sich nicht entschlägt, eine Waffe, deren die Theologie in ihrer apologetischen Seite nicht entbehren kann. Und in diesem Sinne behauptet Heinrich Thiersch mit Recht, daß das Erlöschen des Sinnes für (wahre) Philosophie mit einem Absterben des Sinnes für Wahrheit überhaupt zusammenhänge. Ja schon Oetinger erklärte, daß die Gottesgelehrtheit zu keiner Zeit, am wenigsten in unserer Zeit, ohne eine sie stützende (und, setzen wir bei, hinwiederum von ihr und ihrer Quelle, der heil. Schrift, Richtung und Halt annehmende) Philosophie seyn könne.

Wenden wir von dem Getriebe der Feinde des Evangeliums noch einen Blick auf die Freunde desselben, so begegnen uns nicht minder bedenkliche und bedauerliche Zeichen der Zeit, die an den Zertrennungen derjenigen wahrgenommen werden, welche früher im Glauben an den einigen Herrn eins waren. Ist doch die Einigkeit unter denen, welche nicht durch menschliche Institutionen, sondern durch den Glauben an das Evangelium und durch das Band des Friedens verbunden sind, um so mehr nöthig, je offenbarer und größer, wie sich oben zeigt, überhaupt der Abfall in der Christenheit von Tag zu Tag wird, und zugleich auch, je mächtiger das Streben der römischen Kirche nach Suprematie wieder hervortritt und den Protestantismus bedroht, den sie ohne Unterschied in allen seinen Richtungen und Lebensäußerungen als den personificirten Abfall betrachtet.

Das heutige Streben der römischen Kirche nach Suprematie bedient sich allerdings nicht der frühern Mittel kirchlicher Gewalt und Drohung, sondern nur der, unter der Form der „Direction der Gewissen und Geister" verborgenen feineren Einflüsse, und somit scheint es freilich ungefährlicher, als das Streben eines Gregor VII, Innocenz III und Bonifaz VIII. Wenigstens hat Pius IX in dem mit Oesterreich abgeschlossenen **Concordate**, von dem er am 3. Nov. 1855 seinem Cardinal-Collegium Mittheilung machte, leicht und ohne alle Erschütterung fast Alles das erreicht, was jene früheren Päpste von den ihnen widerstrebenden Kaisern jemals gefordert, und was in neuester Zeit sowohl die im Jahre 1848 in Würzburg versammelten süddeutschen Bischöffe, — als auch was die „Denkschrift" des Episcopats der

oberrheinischen Kirchenprovinz von katholischen, wie von protestantischen Fürsten verlangt haben. Allerdings konnte die katholische Kirche für Oesterreich, wo der Josephinismus zum Theil noch sehr hemmend entgegenstand, fordern, daß man ihr gewisse Rechte zur freiern Gestaltung und zur wirksamen Abwehr widerchristlicher Bestrebungen gewähre, wie sie ja viele dieser Rechte sogar in dem vorherrschend protestantischen Preußen seit 1841 besitzt. Allein ein gesegneter Erfolg dieses Concordats möchte doch weniger von dem Maaß der eingeräumten Befugnisse, als von der Gerechtigkeit und Angemessenheit derselben abhängen, und nicht ohne Grund vermißt man — selbst von katholischer Seite — darin einerseits die Festhaltung der Rechte des Staats, deren Umfang und Natur durch seine in neuerer Zeit unendlich vermehrten Pflichten wesentlich verändert ist, anderseits die Feststellung der Rechte der Akatholiken, insbesondere der Protestanten, in Oesterreich, welche ganz unberücksichtigt geblieben ist.

Dieses Concordat gewährt dem päpstlichen Stuhle 1) die Abschaffung des landesherrlichen Placet's in Bezug auf Bullen, Breven, Hirtenbriefe rc. in unbeschränkter Weise; — 2) die freie Ernennung zu allen kirchlichen Aemtern und Beneficien durch die einzelnen Bischöffe in ihren Sprengeln; — 3) die selbständige Ernennung aller Religionslehrer, mit der Befugniß, jeden Lehrer von seiner Stelle zu entfernen, der vom rechten Wege abirrt; — 4) wenigstens indirect die Abschaffung des Rechts der Geistlichen, an die weltlichen Gerichtshöfe zu appelliren, indem nur die rein weltlichen Rechtssachen der Geistlichen vor dem weltlichen Gerichte untersucht und entschieden werden sollen, und den Bischöffen wieder das Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit gegen alle diejenigen Kirchenglieder eingeräumt wird, welche die kirchlichen Ordnungen mißachten; — 5) spricht es die unabhängige Verwaltung des kirchlichen Vermögens und der Stiftungen aus und denen zu, welchen sie nach den Kirchengesetzen obliegen und unterwirft auch (im Art. 30) alles übrige, die kirchlichen Personen und Sachen Betreffende der kirchlichen Disciplin und Aufsicht; — 6) es verpflichtet die weltliche Macht, ihren Arm zum Vollzug der kirchlichen Urtheile zu leihen.

So viel ist gewiß, daß in diesem Concordat das Recht des Staates oder das Majestätsrecht mit keiner Silbe erwähnt, noch weniger gewährleistet ist, wie es doch einst der gutkatholische Kaiser Ferdinand II, der Kirche gegenüber, nicht aus den Händen gab. Schutz aber gegen den Mißbrauch der geistlichen Strafgewalt darf nicht fehlen, und protestantische, wie katholische Unterthanen sollten dieses Schutzes versichert und besonders die ersteren, als die der Zahl nach dort geringeren, vor Kränkung ihrer Rechte gedeckt seyn. Das erfordert die Gerechtigkeit! Indeß berechtigt wohl die Antwort, welche Kaiser Franz Joseph dem Kardinal Fürsten Schwarzenberg am 18. Juni 1856 mit den Worten gab: „Den hochwichtigen Pflichten, welche Gott mir auferlegt

hat, stets zu genügen, ist der Ruhm, nach welchem ich verlange!" zu der Annahme, daß er sich in Betreff seines Herrscherrechts den Grundsatz angeeignet habe, welchen einst im Jahre 1338 der erste Kurverein zu Rense zu Gunsten des damaligen Reichsoberhauptes aussprach —, ein Ausspruch, mit welchem die Ehrfurcht gegen die Kirche und die Haltung des mit ihr eingegangenen Vertrags gar wohl bestehen kann.

So wie von allen diesen Seiten her der gesetzmäßig freien Entfaltung evangelischen Lebens und Wirkens Gefahr droht, so würde sie nicht minder leicht durch die Preißgebung an eine unbedingte, durch nichts begränzte Freiheit gehemmt werden, die man von einer Seite her zur Erhaltung der Gewissensfreiheit und zur Uebung der Toleranz in Anspruch nimmt, während man zugleich intoleranter Weise, sey's zu Gunsten der einen Confession, sey's im Interesse der freien Gemeindebildung, sich nicht scheut, der andern zu Recht bestehenden Confession allen geschichtlichen Werth und alle sittliche Bedeutung abzusprechen, oder sonst der Bekenntnißtreue Spott und Mißachtung entgegenzusetzen.

Das kirchliche Bekenntniß hat ein unveräußerliches Recht gegenüber den ungläubigen sowohl, als insbesondere gegenüber den scheingläubigen, jeder Zeitströmung hingegebenen, auf dem veränderlichen Gewoge des Subjectivismus der Majorität schaukelnden Richtungen. Nur wenn es die eigene Confessionsrichtung particularistisch für die allein berechtigte hält und alle andern Confessionen als unbedingt vom Reiche Gottes ausgeschlossen, oder gar die lebendigen, mit Gott durch den Mittler versöhnten und an ihm, dem unsichtbaren Haupte, hangenden Glieder als nicht mit zum Leibe des Herrn gehörig betrachtet, nimmt es eine hierarchische Richtung und begiebt sich seines Antheils am ökumenischen Ursprung der Kirche, die überall da ist, wo die wesentlichen und unveränderlichen Grundlagen des Evangeliums noch vorhanden sind und auch lebendig erkannt werden, — mit Recht aber speziell weitergebildete oder auch noch nicht vollständig oder noch unvollkommen ausgeprägte Nebenbeziehungen nicht als absolut scheidend und trennend betrachtet.

Darum ist auch die Verpflichtung zur Bekenntnißtreue noch keine Beschränkung der Gewissensfreiheit. Im Gegentheil, wo kein

Theil dem andern mehr oder weniger zwingend zumuthet, seine spezifische Glaubenseigenthümlichkeit aufzugeben, wird gegenseitiges Vertrauen nicht ausbleiben, und wenn auch Unterschiedenheit, doch keine Geschiedenheit der im Uebrigen auf gemeinschaftlichem evangelischen Glaubensgrunde Stehenden eintreten, folglich auch stets eine Union zu gemeinschaftlichen christlichen Zwecken und Werken und zur Abwehr des gemeinsamen Feindes Statt finden.

Mag und wird auch jede Confession sich stets für die beste halten, und ist auch diejenige wirklich die relativ-beste, in welcher das Wort Gottes am lautersten verkündigt, die Sacramente am schriftgemäßesten verwaltet und die individuelle Aneignung des Heils am ungehemmtesten gefördert wird, und ist es daher auch keineswegs gleichgültig, welcher unter ihnen man angehört: so ist doch keine der Einzelkirchen für sich allein die Kirche an sich selbst, die heilige, allgemeine nämlich, welche der Glaube bekennt. Denn diese ist die von Anbeginn vorhandene, unausgesetzt fortgehende, wenn auch durch unterschiedene Formen und Sonderverfassungen mehr oder minder noch unvollkommen dargestellte, aber fort und fort ihrer Vollendung zustrebende Kirche.

In diese Vollendung wird sie eintreten, wenn nach Wegschmelzung alles Falschen und Fremdartigen, die volle, alle sonstigen natürlichen Eigenheiten durchdringende Kraft des persönlichen Wortes, das der lebendige Inhalt des ganzen Schriftwortes ist, ein Neues schafft, darin Form und Wesen in vollkommener Union sich deckt, und Christus, das Haupt, mit seinen lebendigen Gliedern in Einem Leibe verbunden, das Reich darstellt, das die Erfüllung aller Hoffnungen und Bitten der wahren Christen ist.

Bis dieses aber zur vollen Erscheinung kommt, führt der Kampf der Gegensätze noch durch andere, vom prophetischen Worte vorangedeutete Katastrophen des Völker- und Menschheitsgeschicks hindurch, welche von Epoche zu Epoche immer heftiger und universeller auftreten, auch gegen das Ende hin immer rascher sich folgen werden, und deren schwerste und letzte das gewaltig einbrechende Gericht über die abgefallene Christenheit enthält, nach welchem die vielgeprüfte und siegreich bewährte

Gemeinde des Herrn ihre ewig bleibende Stadt finden wird, darin Er selbst die Leuchte ist. Inzwischen aber, bis es dahin kommt, giebt es noch öftere, mitten eintretende Ruheperioden, in welcher die treuen Streiter neue Kräfte für die sich wiederholenden Kämpfe schöpfen, dabei frei und froh an dem ihnen beschiedenen Tagewerke arbeiten und aufgehobenen Hauptes das Ziel immer näher kommen sehen können.

Die reißenden Fortschritte, welche nach Vieler Meinung die Menschheit zu dem Ziele sinnenbefriedigender Wohlfahrt macht, begrüßen auch wir; doch hier nicht bloß in dem oben (XXVIII. 1, 5.) eingeräumten bedingten Sinne, sondern in einer noch anderen Beziehung: sie tragen zur raschern Selbstauflösung eines Weltwesens bei, das, indem es die beiden großen, von Gott verordneten pädagogischen Institutionen, den Staat und die Kirche, auf einen andern Grund, als der von Ihm gelegt ist, verrücken will, unbewußt an sich selbst das göttliche Strafurtheil der Auflösung vollzieht, auf daß um so eher jenes wesentliche Reich komme, von dem die bisherige Oekonomie nur ein Schattenbild war.

Erfüllt die Betrachtung eines solchen Auflösungszustandes das Herz des Gottes- und Menschenfreundes einerseits mit Trauer, so verwandelt sich diese anderseits in Freude bei der Gewißheit, daß in und über diesem Selbstzerstörungswerke der Feinde aller Gottesordnung die Hand des Herrn schon längst geschäftig ist am Bauen jenes vollkommenen Reiches, das kommen wird, wenn das Stückwerk (1. Kor. 13, 10.) aufhört, und welches alsdann wird herrlich dastehen, wie das vollendete Haus, wann das vergängliche Gerüste abgebrochen ist.

Buchdruckerei des kath. Bürgerhospitals, Mannheim 1856.

De la Haye.

Dittmar, Heinrich, / Schmitz-Aurbach, Carl <<von>>, / Vogt, Wilhelm

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker ; für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt
Bd.: 4,2

Heidelberg 1856